
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 91. 1. April 1835.

Skizzen aus Japan. *)

Es ist wohl kaum nöthig, daran zu erinnern, daß, seit dem Jahre 1657, wo die Portugiesen aus Japan vertrieben wurden, von allen europäischen Nationen nur allein noch den Holländern der Verkehr mit jener Inselgruppe gestattet ist, aus welcher dieses Reich besteht. Daß dieses ausschließliche Privilegium von jeher den mannichfaltigsten Beschränkungen unterlag, wissen wir aus Kämpfer und mehrern der ältern Schriftsteller, und aus den vorliegenden neuesten Werken über jenes merkwürdige Reich erfahren wir, daß diese Gränzen nach und nach, und namentlich erst seit Kurzem, so eng gezogen wurden, daß der Handel, den der entmuthigende Argwohn der Eingebornen den Holländern jetzt noch gestattet, zu einer solchen Unbedeutenheit herabgesunken ist, daß er nur noch aus Gewohnheit und der Seltenheit wegen fortgesetzt wird.

Die Holländer sind auf die einzige Faktorei Decima beschränkt, und da sie hier auf das argwöhnischste bewacht werden, so haben sie natürlich nur sehr wenig Gelegenheit, das Land näher kennen zu lernen. Der sonstige jährliche Ceremonienbesuch der Deputirten der Faktorei findet jetzt nur alle vier Jahre statt, und zwar noch immer auf demselben Weg, unter denselben Umständen und dem nämlichen Ceremoniell, wie Kämpfer es beschrieben hat. Weder der Aufenthalt in dem kommerziellen Gefängniß Decima, noch die ewige gleichförmige Pilgerfahrt nach Jeddo können uns demnach etwas Neues bieten; indeß bleibt es bei dem hohen Interesse, das Japan, eben durch den Schleier des Geheimnisses in den es gehüllt ist, erregt, doch immer dankenswerth, wenn unterrichtete Reisende, wie die Herren Meylan und Fischer, uns ihre Beobachtungen mittheilen.

Der erste der beiden Genannten, Hr. Meylan, hielt sich mehrere Jahre in der holländischen Faktorei auf, wo er die Stelle eines Opperhoofd oder Präsidenten bekleidete. Seine kurz gefaßten, scharfsinnigen Bemerkungen sind in einem dünnen Oktavband zusammengedrängt. Herr Fischer lebte neun Jahre zu Decima, und begleitete den Präsidenten der Faktorei im Jahre 1822 auf seiner Reise nach der Hauptstadt als Sekretär. Daß er ein fleißiger Sammler und Beobachter war, davon zeugt nicht nur der mit vielen Facsimiles von Zeichnungen japanischer Künstler ausgestattete Quartband, in welchem er seine Erfahrungen mittheilt, sondern auch eine reiche Sammlung japanischer Seltenheiten, die er glücklich nach Amsterdam brachte und dem König von Holland verkaufte.

Die Schwierigkeit, irgend etwas Genaueres über Japan zu erfahren, reizt die Wißbegierde um so mehr, und das Wenige, was über dieses Land und seine Bewohner zu unserer Kenntniß gelangt, dient nur dazu, unser Interesse noch mehr zu steigern. Von jedem Kontinent getrennt, zwischen der alten und neuen Welt gelegen, ist Japan für den Fremden fast gänzlich unzugänglich. Eine Sage bezeichnet China als das Land, von welchem die Japanesen ihre Sprache, Religion, Sitten und Gebräuche erhalten haben, und dieß ließe allerdings auf eine Eroberung, wo nicht Entdeckung und frühern Besitz schließen. Diese Vorgänge, wenn sie wirklich statt hatten, verlieren sich indeß in die Nacht des Alterthums, und aus den geschichtlichen Nachrichten der Japanesen, so weit diese hinaufreichen, ergibt sich, daß die geschützte Lage des Landes, die Brandungen, Klippen, und Wasserhosen, den japanesischen Feldherren die Mühe ersparten, ihre Tapferkeit gegen fremde Einfälle geltend zu machen. *) Hr. Fischer findet, daß Japan viele Aehnlichkeit mit Como, Lugano und der Gegend am Lago maggiore habe. Bis auf die Spitze seiner Berge gleich einem Garten angebaut; ein Klima, unter welchem die herrlichsten tropischen Gewächse neben denen des südlichen Europa gedeihen; ein Land von Seen und Flüssen durchschnitten, in denen ein Ueberfluß von Fischen aller Art sich findet; ein Boden, in welchem der Rettig bis zu dem ungeheuren Gewicht von sechzig Pfund anwächst, und auf dem die Blüthe des Pflaumenbaums die Größe eines Kohlkopfes erreicht; ein Land, das von 44 Millionen Menschen bevölkert ist, die unter strengem Despotismus leben, und zwar unter einem Despotismus, der nicht aus dem Willen eines Einzelnen, sondern aus

*) Japan, voorgesteld in Schetsen over de Zeden en Gebruiken van dat Ryk; byzonder over de Ingezetenen der Stad Nangasaky. Door G. F. Meijlan, Opperhoofd aldaar. Amsterdam.
Bydrage tot de Kennis van het Japansche Rijk. Door van Overmeer Fischer, Ambtenaar van Neêrlandsch Indie. Amsterdam.

*) Dieß war der Fall im Jahre 1281. Der tatarische Eroberer, Tsche-Tsu, rüstete zu Corea eine Expedition von 500,000 Mann aus; seine Flotte wurde aber an die Insel Firando geworfen, und kaum der zehnte Theil der Schiffe entging der Zernichtung.



einem unwandelbaren Gesetz hervorgeht, durch welches die gesammte Bevölkerung, seit wenigstens zwei Jahrhunderten, sowohl vor allen innern Unruhen als auch vor jedem Einfall von Außen geschützt wird — dieß ist das Gemälde, welches alle neuern Reisenden uns von dieser glücklichen Insel entwarfen.

Was die beiden Reisenden, deren Beobachtungen wir hier folgen, über die Geschichte von Japan zu sagen wissen, ist wenig mehr als sich bereits in Kämpfer findet. Diese Geschichte enthält allerdings Vorgänge, über welche die Archive der holländischen Faktorei, wie man wohl mit Recht voraussetzen könnte, interessante Nachweisungen enthalten sollten; sie sind indeß von einer Art, daß holländische Schriftsteller allenfalls zu entschuldigen sind, wenn sie dabei nicht verweilen. Wir meinen nämlich die Vertreibung der Portugiesen und die blutige Ausrottung des Christenthums. Die gesammte Religionsgeschichte unseres Erdballs dürfte vielleicht nur wenige oder gar keine Vorgänge von höherem Interesse enthalten, als eine treue Darstellung dieser Ereignisse bieten würde; denn in den Annalen des Christenthums finden sich nur wenig Beispiele von schnellerem glänzenderem Erfolg und von so gänzlicher Vernichtung. Ob die Jesuiten, welche die Agenten dieses großen Bekehrungswerkes waren, durch die Gewalt der Umstände genöthigt wurden, sich für irgend eine der Parteien in den innern Zwistigkeiten zu erklären, von denen Japan damals beunruhigt wurde, oder ob sie dieß freiwillig und in Folge der Grundsätze thaten, welche man diesem Orden zuschreibt, bleibt zweifelhaft; so viel aber ist gewiß, daß sie sich zu einer bösen Zeit wirklich verleiten ließen Partei zu nehmen und zu Grunde gingen. Die Japanesen behaupten, Habsucht und Sinnlichkeit der Väter Jesu habe deren Untergang herbeigeführt, was indeß zu bezweifeln stünde, da diese Laster gewöhnlich nur bei langem und unbestrittenem Besitz, nicht aber in einer Lage, in der diese Missionärs einer Religion, die erst ins Leben treten sollte, sich befanden, zum Vorschein zu kommen pflegen. Sehr wahrscheinlich ist es dagegen, daß die Eifersucht ihrer holländischen Rivalen einzelne Verirrungen dieser Art dem Ganzen zur Last gelegt, und daß der blinde Eifer der siegreichen Unterdrücker der erhobenen Beschuldigung Bestand gegeben hat. Nicht minder klar ist es ferner, daß die Holländer, indem sie den Jesuiten böse Absichten unterlegten, mehr von kommerzieller Eifersucht als von wirklichem Mißfallen an ihrer Lehre und den Lastern ihrer Verkündiger geleitet wurden. Herr Fischer gesteht selbst ein, daß die Holländer gezwungen waren, an der Verfolgung gegen die dem Christenthum, nach der Vertreibung der Portugiesen, noch Treugebliebenen, die sich in die Provinz Sinabara flüchteten, Theil zu nehmen. Das Schiff, welches die Holländer zu diesem Zweck ausrüsteten, war jedoch genöthigt wieder umzukehren; die Christen wollten lieber sterben als sich ergeben, und so kamen von beiden Seiten mehr als 40,000 Mann ums Leben, ehe man ihre gänzliche Vertilgung bewerkstelligen konnte. Diese heldenmüthige Standhaftigkeit ist ein Beweis, welche tiefe Wurzeln das Christenthum in einem Boden geschlagen hatte, in den man es, so wie die Sachen jetzt stehen, nur durch ein Wunder wieder verpflanzen könnte.

Aus andern holländischen Berichten erfahren wir, daß die Portugiesen in Haß und Verfolgungsgeist nicht hinter den Holländern zurückblieben; denn kaum hatten die ersteren vernommen, daß das Christenthum mit dem Bann belegt war, als sie auch schon die Regierung zu deren nicht geringem Erstaunen unterrichteten, die Holländer selbst seyen Christen. Ob diesen letztern auf jene Anklage hin ebenfalls die Ehre des Märtyrerthums zu Theil geworden, läßt sich nicht ganz klar ermitteln, wohl aber sind Gründe zu der Vermuthung vorhanden, daß einige jener, wiewohl häufig in Zweifel gezogenen Erzählungen von der Verfolgung des Kreuzes aus wirklichen Begebenheiten jener Zeit hervorgingen. Gewiß ist, daß die Holländer seitdem auf Decima beschränkt wurden, und daß ihnen bei den feierlichen Zusammenkünften des Gouverneurs von Nangasaki und des Präsidenten der Faktorei jedesmal ein kaiserlicher Befehl vorgelesen wird, der ihnen die Vermeidung jeder Gemeinschaft mit den Portugiesen einschärft. Als im Jahre 1673 ein englisches Schiff abgeschickt wurde, um wo möglich den Verkehr mit Japan wieder zu beleben, war die erste Frage, ob es schon lange her sey, daß der König von England sich mit einer Tochter des Königs von Portugal vermählt habe, und dieß nahmen die Japanesen zum Vorwand, um jede Verbindung mit England abzulehnen.

In religiöser Hinsicht bestehen in Japan zwei Hauptabtheilungen, die der S i n t o und der B o e d s o;*) der erstere besteht schon seit unvordenklichen Zeiten im Lande, und unter der zweiten Benennung werden die verschiedenen andern Sekten begriffen, welche nach und nach aus andern Ländern Eingang fanden. Hr. Meylan theilt die Boedso in zwei Hauptklassen: in die indische Lehre des Xaca, und in die chinesische, wie Confucius sie herstellte. Die mannichfachen Unterabtheilungen, welche die Anhänger des Boedso außerdem noch bilden, hier einzeln aufzuzählen, würde zu weit führen.

Eine merkwürdige Erscheinung ist der Umstand, daß bei einigen Dutzenden der verschiedensten Sekten, unter denen die eine, welche von jeher im Lande besteht, gerade die am wenigsten zahlreiche zu seyn scheint, wie dieß daraus erhellt, daß von 61 in und um Nangasaki bestehenden Tempeln nur sieben dem Sinto angehören, nicht die geringste religiöse Streitigkeit herrscht. Hr. Meylan fand auch nicht Eine Spur von Religionshaß unter den Japanesen; sie achten es vielmehr der Höflichkeit gemäß, von Zeit zu Zeit einer des andern Götter zu besuchen, und ihnen gegenseitig ihre Achtung zu bezeugen. Während der Kubo eine Gesandtschaft in den Sintotempel schickt, um in seinem Namen Gebete an den unsichtbaren Gott zu richten, setzt er zu gleicher Zeit eine Summe aus, um dem Confucius einen Tempel zu errichten, und der Kaiser gestattet, fremde aus China oder Siam eingeführte Götzenbilder in japanesischen Tempeln für alle jene aufzustellen, welche Beruf fühlen sie anzubeten. Fragt man woher diese Toleranz sich schreibe, so ließe sich, wie Hr. Meylan meint, antworten: daher, daß alle Sekten in ganz Japan nur Ein Oberhaupt anerkennen und ihm gehorchen, nämlich den Dairi oder geistlichen Kaiser. Als Abkömmling Gottes in direkter Linie, und als dessen Stellvertreter auf Erden, ist er selbst

*) Gesprochen Budso, d. h. die Buddhisten.

Gegenstand der Verehrung, und als solcher verleiht er allen, welche die Gottheit anbeten, seinen Schutz, wobei ihm die Art, wie sie dieß thun, vollkommen gleichgültig ist. Unser Verfasser hält dafür, daß eben diese Toleranz die Einführung des Christenthums so sehr erleichtert habe, und wären die Prediger des Evangeliums nur eben so tolerant gewesen als die Chinesen, hätten sie nicht durch den ohne alle Rücksicht aufgestellten Satz, daß der christliche Glaube der einzige Weg zum wahren Heile sey, die Götter des Landes herabgesetzt, hätten die von den ersten Missionären eingesetzten Bischöfe es nur über sich gewinnen können, ihren Ansprüchen auf gänzliche Unabhängigkeit zu entsagen, und sich dagegen unter den Schutz des Stellvertreters Gottes im Lande gestellt, und hätten sie sich endlich jeder Einmischung in politische und Regierungsangelegenheiten enthalten, so würde das Christenthum wohl nie eine Verfolgung erfahren haben, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach hätte die vollkommene christliche Lehre endlich noch den Sieg über die des Confucius davon getragen. So plausibel auch alle diese Behauptungen sind, so muß man sich doch wundern, daß die jederzeit so umsichtigen Jesuiten, die bekanntlich kein Mittel, welches zum Zweck führen konnte, unbeachtet ließen, gerade hier ihre Stellung so gänzlich mißkannt haben sollten.

Ehe wir uns von diesem Gegenstand wenden, müssen wir noch einer Angabe des Hrn. Meylan gedenken, die sich unsers Wissens noch nirgends ausgesprochen findet. Er berichtet nämlich, daß ein Glaube, der in frühern Zeiten in Japan fast allgemein verbreitet gewesen, und den man unter jene von indischem Ursprung gerechnet habe, seiner Aehnlichkeit mit der christlichen Lehre wegen, ebenfalls mit dieser vertilgt worden sey. Dieser Glaube bekannte sich, wie es scheint, zu der Lehre vom Daseyn, dem Tod und der Auferstehung eines von einer Jungfrau gebornen Erlösers, nebst mehrern andern Lehren der christlichen Religion, die von der Dreieinigkeit mit einbegriffen. Ist diese Angabe, nebst der Sage, daß diese Religion unter der Regierung des chinesischen Kaisers Mimti eingeführt wurde, der im 15ten Jahrhundert nach christlicher Zeitrechnung regierte, gegründet, so läßt sich wohl annehmen, daß irgend ein Apostel in früherer Zeit schon bis an das östliche Ende von Asien, ja wohl bis nach Japan selbst vordrang.

(Fortsetzung folgt.)

Der Karneval zu Marseille.

Es gibt Städte, welche eines fortwährenden Karnevals genießen; Marseille kann unter dieselben gezählt werden. Jeden Tag, zu jeder Stunde sieht man in seinem Hafen, in seinen Straßen eine Menge Charaktermasken, welche aus allen Ländern herbeiströmen: den Kaftan von Konstantinopel, den Turban von Tunis, die weiten Beinkleider des Seemannes aus Dieppe, die enge Tunika des persischen Piloten, den dichten, langen orientalischen Bart, und das bartlose Kinn des Bewohners der Länder jenseits des Ganges, und dabei hört man eine Vermischung von Sprachen, die mit nichts Anderem verglichen werden kann. Der Genueser schließt den Mund, wenn er spricht, gleich einem Hunde, der seinen Knochen festhält; der Neapolitaner reißt den Mund auf, gleich dem Hunde, der den Knochen losläßt; der Sicilianer wiehert, der Sardinier bellt, der Corse heult, der Venetianer lorbst, der Malteser kreischt, der Türke perorirt. Hält man sich auch die Ohren zu, so entgeht man nichts desto weniger den Gestikulationen des Spaniers, des Bewohners von Barcellona, von Malaga und von Minorca nicht, denn alle diese haben eben so viele Sprachen als Finger. Und schließt man selbst die Augen, so riecht man sie noch. Der Bretagner riecht nach Kabeljau, der Normanne nach Häringen, der Araber nach Moschus, der Türke nach Ambra, der Indier nach Vanille, die er kaut, der Malaye nach Zimmt. Was ist das Ballet Gustav in der Oper zu Paris mit seinen papiernen Türken, Chinesen und Griechen, welche einen Tanz aufführen, gegen diese Türken, Chinesen, Italiener, Spanier, Engländer, Amerikaner, Russen, Perser, welche zwar nicht tanzen, aber wahr- und leibhaftig da sind?

Daher werden zur Zeit des Karnevals zu Marseille die Kostüms nur um weniges vermehrt, weil man hier das ganze Jahr hindurch so viele Masken sieht. Gehen 20 Türken durch eine Straße, so sagt man eben: hier gehen 20 Türken, und damit ist es gut. Sprechen diese 20 Türken türkisch, so antwortet man ihnen türkisch. Die ganze Neuerung besteht darin, daß seit der Eroberung von Algier auch der Beduine hier heimisch geworden ist.

Zu Marseille ist daher der Karneval nur ein altes Herkommen ohne Originalität. Man sieht keine andern Masken, als den Polichinell und den Domino.

Der Karneval hat nur einen schönen Tag, denjenigen nämlich, an welchem er beerdigt wird. Dieß ist jedoch nur eine Redensart, denn der Karneval wird verbrannt, und hierauf, noch ganz in Flammen, ins Meer geworfen. Dieses Leichenbegängniß wird mit großem Pompe gefeiert, und alle Einwohner finden sich dabei ein.

Der Leichenzug des verstorbenen Karnevals führt über eine prächtige Straße; ihr Name ist Arene (Arena). Auf der einen Seite derselben sind Landhäuser an dem Abfalle eines Hügels erbaut. Dieser Hügel mit seinen buntgemalten Schenken und seinen fröhlichen Trinkern scheint, von der Rhede aus gesehen, zu leben und sich zu bewegen. Rechts dehnt sich das freie Feld aus, links das Meer.

Vom Morgen des Aschermittwoch an ist die Arene mit einer langen Reihe von Wagen bedeckt. In Longchamps sieht man prächtiger bespannte und glänzendere, hier aber bei weitem verschiedenartigere Equipagen. Einige haben das Ansehen eines weidengeflochtenen Landau's, andere das einer Muschel, eines Nachens, eines ledernen Portefeuilles, und in jedem derselben haben sich ganze Familien eingenistet und auf einander gepackt. Die Kinder setzt man auf das Vordertheil der Equipage, damit sie nicht ersticken. Die Bedienten folgen zu Pferde, um jeden Unfall abzuwenden; allein Unfälle sind unmöglich. Das Pferd des zweiten Wagens legt den Kopf auf das Hintertheil des ersten Wagens auf und schläft beinahe während des langsamen Marsches ein; eben so macht es das dritte Pferd, und so weiter bis zum letzten, so daß alle zusammen eine ununterbrochene Kette bilden, die zwei gute Stunden lang ist.

Das Meer bietet gleichfalls einen eigenen Anblick dar. Eine Menge kleiner, gemalter, mit Flaggen versehener Boote mit damastnen Zelten laufen eines hinter dem andern bei guter Zeit aus dem Hafen aus. Jedes derselben ist mit venetianischen Masken angefüllt. Plötzlich kreuzen sich alle in der Bucht der Arene und folgen ihren Masken an das Land. Am Ufer dieser Bucht herrscht außerordentliche Thätigkeit. Die Restaurateurs der Arene, berühmt wegen der trefflichen Zubereitung ihrer Fische und anderer Seethiere, eröffnen an diesem Tage ihre Frühlingswirthschaft. Fischerbarken werfen ganze Netze voll Fische an das Land, die sogleich von den Köchen abgethan und in das siedende Oel geworfen werden. Beim Karneval von Marseille wird auch geschwommen. Schwimmer stürzen sich ins Meer, während anderwärts um diese Zeit die Flüsse noch gefroren sind.

Allein Marseille, diese Stadt der Imagination, beschränkt sich nicht auf eine einfache Fiktion des Begräbnisses des Karnevals. Die Leiche wird durch ein personifizirtes Wesen vorgestellt, das den Namen Carême entrant führt.

Vor der Revolution war Carême entrant ein mit Stroh ausgestopfter Philosoph, mit Rousseau's Contrat social unter dem Arme, der am Ufer des Meeres verbrannt wurde. Während der Revolution war es ein Priester den man verbrannte; unter dem Kaiserreiche irgend ein mit Stammbäumen gefüllter Edelmann. Unter der Restauration mußte ein rothgekleideter Engländer herhalten. Was heutzutage verbrannt wird, wage ich nicht zu sagen.

In einem der letzten Jahre endigte zu Marseille der Karneval unter dem Schalle der Violinen und Baßgeigen. Fastnacht wurde geläutet, eine erhabene Zeit, wo Alles einen neuen Aufschwung nimmt, und wer sich bisher aus Oekonomie oder Pflichtgefühl zurückgehalten hat, der gibt sich jetzt dem allgemeinen Taumel hin, und nimmt den schwarzen Domino, die Maske des gestreiften Harlekins oder des Polichinelles um. Dieselbe Lust ergriff unter Anderem auch ein Mitglied der Brüderschaft der schwarzen Büßenden — wir werden sogleich auf diese Brüderschaft zurückkommen — er ging, um sich eine Polichinelle-Maske von schönem Sammt zu miethen.

Vorher noch Ein Wort über die Brüderschaft der schwarzen Büßenden. Marseille zählt zehn bis zwölf religiöse Körperschaften ohne besondere Gelübde: Karmeliter, weiße, rothe, graue, büßende. Unter der Kapuze verbergen sich Kaufleute, Lastträger, Mäkler, die, um bei ihren Wohlthaten nicht erkannt zu werden, Gesicht und Körper mit dem Gewande eines Büßenden verhüllen. Ein langes farbiges Gewand wird durch einen Gürtel festgehalten, an dem zwei Todtengebeine hängen; den Kopf bedeckt eine spitzige Kapuze, die nur für die Augen zwei Fächer hat. Diese Büßenden pflegen die Kranken und Gefangenen, beerdigen Arme kostenfrei und begleiten die armen Sünder auf das Blutgerüste. Ihre Handlungen sind lobenswerth, ihre Kleidung erregt Furcht, diejenige der schwarzen Büßenden — Schrecken.

Unser Polichinell gehörte zu der Gesellschaft der schwarzen Büßenden. Noch ein jugendlicher Alter, reizte ihn der Karneval mit seinen Freuden: die Lust zu tanzen steigt in ihm auf — man versuche es, einen Südländer vom Tanze abzuhalten!

Das Haupt der schwarzen Büßenden suchte ihn von diesem Gedanken abzubringen. Der Bruder versprach es, und ward strenge beaufsichtigt. Allein die sammtne Maske des Polichinell verließ ihn keinen Augenblick; immer sah er sich in derselben fröhlich und tanzend, denn er tanzte die Polichinella trefflich. Gleichwohl widerstand er muthig bis zur Fastnacht. An diesem Tage aber unterlag er der Versuchung. Der Karneval war zu schön; durch alle Straßen rasten seine Freuden. Die reizenden Südländerinnen zogen üppig und leichten Fußes unter seinen Fenstern vorbei, und luden ihn ein an dem allgemeinen Jubel Theil zu nehmen. Mit einem Sprunge war er bei dem Maskenverleiher, miethete ein Polichinell um 30 Franken, kleidete sich an und stürzte sich unter die wogende Menschenmasse. Nie wurde die Polichinella trefflicher getanzt. Der Teufel thut nichts halb. Der Büßende tanzte sie zehn- bis zwanzigmal — er hatte keine Sohlen mehr: aber ein Bruder der schwarzen Büßenden hatte ihn erkannt!

Morgens um 3 Uhr kehrte er nach Hause, entkleidete sich, warf sich erschöpft auf sein Sopha und entschlief.

Plötzlich erwacht er an einem hellen Strahl, der durch sein Fenster fällt; er springt auf und erkennt unten sechs schwarze Büßende mit ihren schwarzen Stocklaternen, ihren Büchern, Sandalen und Kapuzen. Sechs Büßende halten unter Absingung lateinischer Psalmen vor seiner Pforte. Sie öffnen dieselbe mit einem Hauptschlüssel und kommen die Treppe herauf; sie pochen an seine Thüre. — Glücklicherweise verliert unser Bruder die Fassung nicht. Er ist ausgekleidet; was thut er? — Rasch legt er seine Polichinell-Maske in das Bett, so daß nur die Nase heraussieht, und zieht sein Gewand als Büßender an. Hierauf öffnet er den sechs Brüdern die Thüre und verbirgt sich hinter derselben. — Nachdem der sechste eingetreten ist, stellt er sich hinter denselben und tritt mit vor.

Die sechs Büßenden umgeben das Bett. Mit Unwillen fallen ihre Blicke auf den ungehorsamen Polichinell, der sich der Gottlosigkeit hingegeben hat. Das Todtengebet ertönt. Reichliches Weihwasser wird auf die Maske gesprengt.

„Bruder, wie viel waren wir, als wir von der Kapelle weggingen?“

Sechs, wohlgezählt.

„So schien es mir auch; aber jetzt zähle ich sieben.“

Der Eine theilt seine Bemerkung dem Andern mit, und so fort. Schrecken verbreitet sich unter Allen; keiner denkt mehr an den Polichinell, der den Schlaf des Gerechten zu schlummern scheint. Die Brüder wollen entfliehen, aber der Zimmerschlüssel fehlt. In der immer wachsenden Todesangst springen sie, Einer nach dem Andern, aus dem Fenster ein halbes Stockwerk hoch hinab. Einer bleibt zurück, ruft ihnen mit dumpfer Stimme nach: „Beati qui moriuntur in Domino,“ und schließt das Fenster.

Zwei Brüder starben in Folge dieses Karnevalscherzes.

Zu Paris und an vielen andern Orten geht der Aschermittwoch vorüber, ohne daß man große Zerknirschung auf den Gesichtern der Einwohner bemerkt. Zu Marseille kann man an diesem Tage auf jedem Gesichte die Spuren von Asche bemerken, die der Wind jedoch leicht verweht. Besonders die niedere Volksklasse ist in hohem Grade fanatisch, und wenn Frankreich je getheilt würde, so würde Marseille eben so gut eine italienische oder spanische Stadt, wie Calais eine englische werden. Der Pascha von Aegypten zählt 6000 Unterthanen in Marseille, welche sämmtlich eine Vorstadt bewohnen, arabisch sprechen, Abends vor ihren Häusern beim Sternenschimmer rauchen und in ihren Gärten Gurken pflanzen. Die Catalonier bewohnen gleichfalls ein besonderes Viertel, die Griechen bewohnen deren zwei; sie scheiden sich in orthodoxe und heterodoxe und verabscheuen sich gegenseitig.

(Schluß folgt.)

Die indischen Quäker oder Sads. *)

Die Mitglieder dieser Sekte, von denen einige Zemindars, Landwirthe und Handwerker, die meisten aber Handelsleute sind, scheinen nur sehr gering an Zahl in den britischen Provinzen zerstreut zu leben. Sie kommen während des Huly jährlich an den Plätzen zusammen, welche ihre Vorsteher zu diesem Zweck bestimmen. Das letztemal versammelten sie sich, ungefähr 5000 an der Zahl, von jedem Alter und Geschlecht zu Delhi. Ihr Hauptquartier, das sich durch ein Zelt mit doppelten Pfählen auszeichnete, befand sich in einem der Serais von Trevelyanpur, wo die Sads mehrere Tage hintereinander die Ceremonien ihrer Religion bei Sonnenauf- und Untergang hielten.

Die ganze Versammlung bildete zu diesen Stunden unter freiem Himmel eine Art Kreis, sprach ein Gebet und sang eine Hymne. Das heilige Buch ihres Glaubens, Pothi genannt, wurde im Zelte selbst von einem für seine Lebenszeit, oder so lange er sich ordentlich beträgt, dazu gewählten Mann vorgelesen und erklärt. Da sie diesen Mann auf Befragen weder Guru, noch Pundit oder Padri genannt wissen wollten, so läßt sich vermuthen, daß er nur ein Laie ist.

Die Sads beten nur einen einzigen Gott, den Schöpfer aller Dinge an, und verabscheuen jede Art von Götzendienst. Es herrscht vollkommene Gleichheit unter ihnen, sie gehorchen niemand, erkennen keinen Unterschied des Ranges oder der Kaste an, ehren aber die Tugend und verabscheuen das Laster. Es ist ihnen nicht erlaubt als Soldaten zu dienen, und sich der Waffen anders als zur Selbstvertheidigung zu bedienen.

Die Kleidung der Männer muß ganz weiß seyn, und Schmuck von Gold oder Silber wird als für sie unschicklich betrachtet; die Weiber dagegen dürfen Juwelen und farbige Kleider tragen. Beiden Geschlechtern ist streng verboten, irgend ein Geschöpf zu essen, welches gelebt hat, sich zu berauschen und Tabak zu rauchen. Die Sads dürfen keinen Eid schwören, und vor den Gerichten zu Mirzapur, wo die meisten von ihnen leben, gilt ihr einfaches Ja oder Nein statt des Schwures. Jeder von ihnen muß seinen Lebensunterhalt auf rechtliche Weise gewinnen; wird er durch unverschuldetes Unglück oder Krankheit arm, so unterstützen ihn seine Glaubensgenossen, verstoßen ihn aber auch aus ihrer Mitte, wenn Trägheit oder schlechte Aufführung an seiner Verarmung schuld ist.

Ein Sad darf nur Ein Weib und dieses nur Einen Mann haben. Ehebruch oder Konkubinat wird an beiden Theilen strenge bestraft. Hinsichtlich der Fortdauer nach dem Tode glauben sie, daß die Rechtschaffenen Glückseligkeit im Angesichte Gottes genießen, die Seelen der Gottlosen aber in Thiere versetzt werden. Von einer andern Hölle als dieser Seelenwanderung scheinen ihre Lehren nichts zu enthalten.

Die Sads nennen sich zwar selbst Hindus der Abstammung nach, allein sie verwerfen die Vielgötterei und den Aberglauben ihrer Landsleute. Sie sprechen von einem von Gott abgesandten inspirirten Mann, dem sie ihr heiliges Buch zuschreiben, doch geben sie keine Menschwerdung der Gottheit zu.

*) Aus der Delhi Gazette.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 92. 2 April 1835.

Französische Literatur.

Theater. Große Oper.

Die Jüdin, von Scribe.

Zur Zeit als Huß in Konstanz verbrannt wurde, zur Zeit als das Volk, dumm und grausam, jauchzte und frohlockte über den Scheiterhaufen eines Märtyrers, den es hundert Jahre später in verjüngter Gestalt vergötterte, zur Zeit als Sigismund sein kaiserliches Wort brach, und das Papstthum triumphirte, lebte in der nämlichen Stadt Konstanz ein Jude Eleazar, welcher eine schöne Tochter Rahel hatte. Der Jude wollte troß Kaiser und Fürsten und Kardinal sich nicht nehmen lassen, am christlichen Festtage zu hämmern und zu schmieden, und dadurch die kirchliche Feier zu stören, zu welcher das Volk von Konstanz versammelt war. Wegen dieses Frevels wird er von dem Magistrat der Stadt Konstanz — Herr Scribe nennt diesen Beamten grand-prévot, ich weiß nicht recht warum — ergriffen, und es würde ihm ein übler Streich gespielt werden, käme nicht plötzlich ein Mann in schlechter Tracht, um ihn und seine Tochter Rahel aus den Händen der Trabanten zu befreien. Dieser Mann, auf dessen Wink die bewaffnete Macht gehorcht, und sich ehrerbietig zurückzieht, ist Leopold, kaiserlicher Prinz, verkleidet als Maler und der Geliebte der schönen Rahel, welche ihn für einen Israeliten hält. Nach dieser einleitenden Darstellung der Intrigue des Drama's und einiger populären Scenen, als z. B. das Volk von Konstanz schlägt sich um den Wein, welcher an diesem Tage der Siegesfeier über die Hussiten aus den öffentlichen Brunnen fließt, zieht der kaiserliche Zug mit Herolden, Schützen, Knappen, Waffenleuten, Rittern, Kardinälen, Reichswürdeträgern, Pagen und Troß über die Bühne, die einen in lauter Stahl und Eisen, die andern in glänzendem Schmuck jener Zeit, der Kaiser auf einem prachtvoll geschmückten Pferde, er selbst in einer silbernen Rüstung, mit goldener Krone auf dem Haupte, und dem Reichsscepter in der Hand.

Rahel liebt den fremden Maler, welcher in ihrem Hause Zutritt hat, aber es fällt ihr auf, daß er bei dem jüdischen Mahle das ungesäuerte Brod bei Seite wirft. Ihr Erstaunen verwandelt sich in Schrecken und Entsetzen, als er ihr gesteht, daß er nicht Jude sey, doch läßt sie sich durch seine Worte besänftigen, und bezeugt ihm die zärtlichste Liebe. Leopold will mit ihr fliehen. In dieser vertraulichen Scene überrascht sie Eleazar und erklärt dem Liebhaber, daß er ihn züchtigen würde, wäre er nicht sein Religionsbruder. Leopold erklärt auch dem Alten, daß er nicht Jude sey, und Eleazar läßt den gezückten Dolch fallen, denn seine liebliche Tochter Rahel fleht so zart für den Christen. Wohl, der Vater gibt nach und willigt in die Heirath Rahels mit dem Fremdling. Bei diesen Worten bricht Leopold in einen Schrei von Verachtung aus. Er will Rahel wohl lieben und entführen — verführt mag er sie schon haben — allein heirathen will er sie nicht. Dieß zieht ihm den Fluch des Vaters Eleazar und die heftigsten Verwünschungen der Tochter zu, er stürzt fort, Rahel ihm nach. So gelangen sie in die kaiserliche Wohnung, wo die Prinzessin Eudoria, die Gemahlin Leopolds, denn Leopold ist verheirathet, beschäftigt ist, den schönen Schmuck, welchen sie am nämlichen Morgen bei Eleazar gekauft hatte, ihrem sieggekrönten Gatten umzuhängen. Allein Rahel verhindert sie daran, sie stürzt auf Eudoria zu, reißt ihr den Schmuck aus der Hand, und erklärt den Prinzen für unwürdig, denselben zu tragen. Warum unwürdig? Weil er mit einer Jüdin vertrauten Umgang gepflogen, somit nach den Gesetzen das Leben verwirkt habe. Sich selbst bekannte Rahel als Mitschuldige. Der gegenwärtige Kardinal Brogni verflucht Leopold mit der Jüdin und dem alten Eleazar. Zwei Akte, zwei Anatheme, wohin wird das noch führen; Geduld! — zum Scheiterhaufen und zum Brühkessel! nicht für den Prinzen Leopold, denn von dem ist fortan keine Spur mehr zu sehen, seine treuen Ritter, sagt das schöne Libretto des Akademikers Herrn Scribe, geleiten ihn sicher zur Stadt hinaus, nachdem ohnehin Rahel, aus Liebe für ihn, ihre Anklage zurückgenommen. Dafür läßt er sie wie ein feiger Schelm zu Grunde gehen. Eleazar und Rahel werden zum Tode verurtheilt, weil sie falsche Anklage gegen einen kaiserlichen Prinzen erhoben hatten. Rettung, welche ihnen unter der Bedingung angeboten wird, daß sie ihre Religion abschwören, verschmähen sie; allein Eleazar sagt dem Kardinal Brogni: „mindestens leiden wir nicht allein, und ich räche mich an einem Christen für die Qual, welche Ihr mir anthut: Deine Tochter, welche Du todt glaubtest und die bei dem Brande in Rom, wo Du mich zum Erstenmal gekannt, damals als Du noch nicht Diener der Kirche warst, zu Grunde gegangen seyn soll, ward gerettet und sie lebt noch, allein dieses Geheimniß geht mit mir ins Grab." Vergeblich wendet

der Kardinal Alles an, um dem hartnäckigen Juden das Geheimniß zu entlocken, Eleazar bleibt standhaft, er will nicht Christ werden, und er zieht vor, lieber sich selbst und seine Tochter zu opfern, als seinen Glauben abzuschwören. In diesem Vorsatze wird er durch die muthige Festigkeit Rahels bestärkt. Erst als Rahel vor dem siedenden Kessel steht, und der Kardinal ihn abermals fragt: wo ist meine Tochter? antwortet ihm Eleazar: Dort. In diesem Moment wird Rahel in den Kessel gestürzt, Eleazar eilt zu seinem Scheiterhaufen und der Vorhang fällt.

Wunderbar ist, daß der gute Kardinal Brogni während der ganzen Zeit nicht im geringsten ahnet, daß diese seine todt geglaubte Tochter in Rahel wiedergefunden sey. Nicht minder wunderbar ist, daß Eleazar, der seine Pflegetochter so zärtlich liebt, und ihren wahren Vater und das gute Kind so grausam leiden sieht, auch nicht den geringsten Versuch macht, um wenigstens Rahel ohne die lästige Bedingung der Bekehrung zu retten, möge sodann aus ihm, dem Alten, werden was da wolle. Wenn ich sage wunderbar, so ist dieß eine Redensart, denn was absurd ist, ist nie wunderbar.

Von dem Luxus und dem Reichthum, welcher in den einzelnen Scenen und Panoramen herrscht, von der kunstvollen und meisterhaften Bühnenfertigkeit, welche im ganzen Stücke herrscht, von der historischen Genauigkeit der Darstellung, der Bilder, ihrer Rahmen und der todten wie lebenden Gegenstände, kann sich niemand eine Vorstellung machen, welcher diesen zauberischen Anblick nicht genossen hat.

In dem Augenblicke, wo Sigismund in all seiner römisch-deutsch-kaiserlichen Majestät auf seinem Prachtroß in langem Zuge vor der Kirche anlangt, in dem Augenblicke, wo die Hellebarden, die Armbrüste, die Panzer, die Schwerter, Pferde und Menschen durcheinanderwegen, und diesem großartigen Anblicke durch das Läuten der Glocken ein religiöser Charakter verliehen wird, kann man die Gegenwart vergessen, und sich um vier Jahrhunderte in der Zeit zurückversetzt glauben. Das fünfzehnte Jahrhundert selbst, der kaiserliche Aufenthalt zu Konstanz während des Conciliums 1414, waren in der Wirklichkeit nie wahrer als sie hier auf den Brettern der großen Oper dargestellt sind.

Aber der dramatische, der literarische Werth des Werkes von Herrn Scribe?

Sie sollten fühlen, daß wenn Sie nur Taugliches von diesem gefeierten Namen annehmen wollten, demselben keine Zeit mehr übrig bliebe, so viel schlechtes Zeug zu schreiben, wie er bisher gethan, wie er noch thut, und wie er noch lange thun wird, denn er findet immer Theaterdirektionen, welche seine Machwerke bezahlen und ein Publikum, welches sie beklatscht. Er sagt sehr logisch: weder der Theaterdirektor noch ich sind die Schafe.

Man hat zwar auch von einer „Oper" in diesem schönen Panorama gesprochen, davon habe ich aber nichts mehr gemerkt als von einem Drama oder einer Poesie. An dem Drama des Hrn. Scribe waren das Schönste: der Kaiser, die Ritter und Herrn, welche nicht von ihm sind, und an der Musik des Herrn Halévy: die Dekorationen, Malereien und historischen Gemälde des Theatermalers Ciceri.

Das ist nicht sehr verbindlich, aber wahr, vielleicht auch nicht ohne Entschuldigung, denn wenn man einen so gewandten Theaterdirektor und Industrieverständigen wie Herrn Véron das Geld in Hülle und Fülle lediglich auf den äußern Glanz der Bühnenkunst verwenden sieht, so mag dieß etwa seinen Grund in der Betrachtung haben, daß das Publikum, sein Publikum, welches ihn bezahlt und beklatscht, lieber sieht als hört. Darum geht es in die Oper.

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Der Dairi, dessen oben gedacht wurde, sonst auch Mikaddo (geistlicher Kaiser von Japan) genannt, führt uns zunächst auf die Regierungsverhältnisse, wobei man sich des Gedankens nicht erwehren kann, daß Institutionen, welche einer Bevölkerung von 56 Millionen seit länger als zwei Jahrhunderten die Segnungen des Friedens, Sicherheit des Eigenthums nebst manchen andern irdischen Glückseligkeiten verliehen, allerdings einiger Beachtung würdig seyn dürften. Seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wo der japanische Major Domus, Tayko Sama, das Reich in ein weltliches und ein geistliches abtheilt, hat der Bürgerkrieg aufgehört; das Regierungsdrama ist von den beiden Hauptacteurs und ihren Untergeordneten ohne Unterbrechung fortgespielt worden, und alle Verrichtungen der ausübenden Gewalt gehen den regelmäßigen genauen Gang einer Maschine. Der Gründer solcher Institutionen muß in der That kein gewöhnlicher Gesetzgeber gewesen seyn. Das Scepter, das er schwang, ist in der Hand seiner Nachfolger zum Spielzeug geworden, denn der Kubo, oder weltliche Kaiser, bringt nebst seinem geistlichen Kollegen sein Leben in einem langen Traum von idealer Souveränität hin, und der Zauberkreis der Gewohnheit und Etikette, der sie in diesem zauberischen Schlafe erhält, ist so dicht, daß sich die Periode des Erwachens eben so wenig vorher bestimmen läßt, als die Umstände, durch welche dieses herbeigeführt werden könnte.

Herrn Fischer zufolge könnte nur eine gänzliche Entzweiung zwischen dem Kubo und dem Dairi eine Umwälzung in den politischen Institutionen von Japan herführen. Diese Vermuthung spricht sich jedoch nicht über die Natur der Begebenheit selbst aus, die eine solche Kollision zu veranlassen vermöchte. Wenn Furcht auf das Vorhandenseyn von Gefahr deutet, und wenn Vorsicht zu erkennen gibt, daß man sich wirklich fürchtet, so ließe sich allerdings auf die Gebrechlichkeit jener Institutionen schließen; denn allenthalben stößt man auf Aeußerungen von Verdacht und Mißtrauen, und die Vorsichtsmaßregeln gegen Fremde, welche bei den beiden einzigen begünstigten Nationen, den Holländern und Chinesen, so grell hervortreten, sind denen die man gegen innere Unruhen oder Neuerungen vorkehrt, vollkommen gleich. Ein Spionssystem erstreckt sich durch das ganze Land, und umfaßt nicht nur alle öffentlichen Beamten, den Kaiser selbst mit eingeschlossen, sondern auch alle Theile einzelner Glieder der Sektionen von je fünf Familien, in welche die Bevölkerung allenthalben eingetheilt wird. Der Dairi wohnt als beständiger

Gefangener in seinem Palast in der Stadt Miako, den er nur bei einem der sehr seltenen Besuche im Tempel von Tsiwoinja verläßt. Herr Fischer bezweifelt die häufig erzählte Sage, daß sein Fuß den Boden nicht berühren, und ihn die Sonne nicht bescheinen dürfe, allein eben der Umstand, daß ein Mann, der sich so lange im Lande aufhielt, und ein so genauer Beobachter diese Erzählungen nur bezweifeln, und ihnen nicht geradezu widersprechen, scheint zu beweisen, daß diese oder vielleicht noch strengere Beschränkungen wirklich bestehen. Als Trösterinnen in seiner Abgeschlossenheit sind ihm eine Frau und zwölf Konkubinen gestattet, nebst allen den Zerstreuungen welche Musik, Dichtkunst und Studium gewähren können. Nur einmal raucht er aus einer Pfeife, und die Teller, von denen er gespeist hat, werden jedesmal sogleich zerbrochen. Alle diese Gegenstände sind indeß von der wohlfeilsten Gattung, so wie überhaupt kein großer Aufwand für den Unterhalt dieses Schattenkaisers gestattet ist. Sein Tod wird so lange sorgfältig verheimlicht, bis sein Nachfolger in Amt und Würden eingesetzt ist, und dann erhebt sich der Ruf: „Es lebe der Dairi!" ohne daß vorher der: „Der Dairi ist gestorben!" erschallt wäre. Sein Hofstaat besteht aus einer Menge geistlicher Würdenträger, unter denen der Kwanbakf, der des Dairi's Person vertritt, und seine Amtsverrichtungen zu versehen hat, der vornehmste ist. Von diesem Amt ist der Kubo ausgeschlossen; zur dritten geistlichen Würde, oder Sadayzin, wird der weltliche Kaiser zuweilen zugelassen, wie dieß mit dem im Jahre 1822 regierenden Kubo geschah, als er sein fünfzigstes Regierungsjahr zurückgelegt hatte. Diese Auszeichnung reiht ihn unter die Götter, und seit Tayko Sama war keinem Weltlichen eine solche Ehre zu Theil geworden.

Der weltliche Kaiser ist, gleich dem Dairi, in seinem Palast zu Jeddo eingeschlossen, der für sich selbst eine Stadt, ungefähr von der Größe wie Amsterdam bildet. In der Voraussetzung, daß die Angelegenheiten seiner Unterthanen unter seiner Würde sind, ist er mit einem Gepränge umgeben, das ihn gänzlich verhindert, seine kaiserliche Muße so niedern Beschäftigungen zu widmen. Jeder andere Aufenthalt als der im Palast zu Jeddo, wird als seiner unwürdig betrachtet, weßhalb er diesen auch niemals verläßt.

Die eigentliche ausübende Gewalt ruht in den Händen von sieben Räthen oder Ministern der erstern, und sechs der zweiten Klasse, denen noch zwei andere Minister oder Inquisitoren beigegeben sind, denen besonders obliegt, darüber zu wachen, daß jeder Versuch zu Wiederbelebung der christlichen Religion unterdrückt werde. Dieser Ministerrath wird von einem Premierminister präsidirt, und tritt der Fall einer gänzlichen Meinungsverschiedenheit unter seinen Gliedern ein, so wird die Frage nicht etwa der Entscheidung des Kaisers, sondern der seiner nächsten drei Anverwandten vorgelegt, unter denen sich der muthmaßliche Thronerbe befindet. Mit diesem Rathe stehen die Gouverneurs der 86 Provinzen, in welche Tayko Sama das Reich theilte, oder vielmehr die beiden Sekretäre eines jeden, denen die eigentliche Verwaltung anvertraut ist, in Verbindung. Diese Nominalgouvernements sind erblich und meist so lästig und kostspielig für die Besitzer, daß diese die Last ihres Amtes an ihre Söhne übertragen, sobald diese nur einigermaßen herangewachsen sind, weßhalb es nöthig wird, die eigentlichen Geschäfte erfahrenern Händen zu übertragen. Die beiden Sekretäre haben wechselsweise ihren Aufenthalt, der eine am Sitz ihres Gouvernements, der andere im Palast zu Jeddo, in welchem letztern ihre Weiber und Kinder fortwährend zurückgehalten werden. Befinden sie sich in ihren Provinzen, so sind sie von der strengsten Etikette umgeben, müssen sich alles Umgangs mit dem andern Geschlecht enthalten, und die Stunden des Aufstehens, des Ausgehens, Essens und Schlafengehens sind ihnen streng vorgeschrieben. Außer diesen Provinzialregierungen mit ihren Gouverneurs und Sekretären gibt es noch eine gewisse Anzahl kaiserlicher Städte unter eigenen Gouverneurs, welche ähnlichen strengen Vorschriften unterworfen sind. Die Spione der Regierung werden aus jeder Klasse der Gesellschaft gewählt, und das Kundschaftssystem des japanischen Reichs soll so trefflich organisirt seyn, daß selbst ein Fouché oder Savary dort noch lernen könnten. Herr Meylan, der sich in seinen Angaben hauptsächlich auf die Stadt Nangasaki (eine der oben erwähnten kaiserlichen Städte) und auf Thatsachen beschränkt, welche zu seiner besondern Kenntniß kamen, sagt, daß das Spionssystem dieser Stadt alle Verhältnisse in einer Ausdehnung umfasse, wie es vielleicht in keinem andern Lande der Welt vorkomme.

(Fortsetzung folgt.)

Der Markt von Buffarik.

In Frankreich hat man keine Idee von dem Markte von Buffarik, da selbst viele Bewohner von Algier denselben nie besucht und nur eine unvollkommene Vorstellung von demselben haben.

Zu Buffarik findet man weder Häuser noch Hütten. Buffarik ist nicht etwa ein Dorf, wo Stämme mit ihren Heerden leben. Nichts erweckt beim Anblicke desselben die Idee eines Marktes. Buffarik ist der Name einer weiten Ebene, die zur Rechten nur durch einen Marabu, zur Linken durch ein Olivenholz und einen Brunnen bezeichnet wird.

Jeden Montag pflanzen die Araber der Ebene und der Berge etwa 500 Schritte von diesem Platze für wenige Stunden ihre Zelte auf, und stellen hier die Erzeugnisse ihres Bodens, ihre Heerden von Vieh, Schafen, Ziegen, Pferden, so wie ihre Handarbeiten aus. Als ich vor 4 Monaten diesen Markt zum Erstenmal besuchte, sah ich auf dieser Ebene 4 bis 5000 Beduinen versammelt, welche von 7 Uhr Morgens bis Nachmittags 3 Uhr kauften und verkauften. Die Europäer, welche sich zufälligerweise auf diesem Markte einfanden, wagten das Geleite des französischen Generalstabes nicht zu verlassen, der zwischen den Zelten umher ritt. Keiner derselben wagte vom Pferde zu steigen und sich einzeln unter die Araber zu mischen. Heutzutage steht dem lebhaftesten Tauschhandel nichts mehr entgegen. Vor einigen Tagen besuchte ich diesen Markt zum letzten Mal. Viele Franzosen bewegten sich in größter Sicherheit auf demselben zu Fuße hin und her; sie entfernten sich von den Truppen und blieben 3 bis 4 Stunden auf dem Markte. Zwei bis drei Gendarmen reichten hin, um die Ordnung unter den Eingebornen zu erhalten.

In der Mitte des Marktes, unweit der Hütte des Kadis, hatte der Dr. Pouzin, der Arzt des Gouverneurs, sein Zelt aufgeschlagen, wohin sich viele kranke Araber drängten und ihn um Rath fragten. Ein Dolmetscher übersetzte ihre Beschwerden, und setzte ihnen den Gebrauch der Heilmittel aus einander, welche der Doktor ihnen unentgeldlich abgab. Neugierde zog mich in das Innere des Zeltes; während meines zweistündigen Aufenthalts daselbst zählte ich mehr als 50 Eingeborne, darunter mehrere Frauen, welche nach und nach eingelassen wurden. Viele derselben waren von den weit entlegenen Bergen herabgestiegen; Andere kamen von Belida und von Colrah. Es war dieß eines der interessantesten Schauspiele, die ich je sah. Mehrere Araber erschienen

um dem jungen Arzte für ihre vollständige Heilung zu danken, und machten hierauf andern Kranken Platz.

General Rapatel, begleitet von mehreren Reisenden, unter denen sich auch der vor Kurzem angekommene Prinz Pückler von Muskau befand, traten gleichfalls in das Zelt, so lange ich mich in demselben aufhielt.

Der Einfluß der europäischen Heilkunde, ausgeübt auf dem bedeutendsten Markte, kann unermeßlich werden, und durch das eingeflößte Vertrauen auf die Araber von den wichtigsten Folgen seyn.

Obgleich sämmtliche Araber bewaffnet erschienen, so geschieht dieß doch durchaus nicht in feindlicher Absicht, sondern ihrer persönlichen Sicherheit willen auf der Reise nach der Ebene, und um gerüstet zu seyn, wenn etwa unter den einzelnen Stämmen Streit entstünde.

Bereits kaufen und verkaufen die Europäer auf diesem Markte, und es ist vorauszusehen, daß die Handelsverbindungen von Woche zu Woche an Ausdehnung gewinnen, wenn, wie man sagt, ein verschanztes Lager in der Nähe von Buffarik errichtet und mit einer französischen Besatzung versehen werden wird.

Der Karneval zu Marseille.

(Schluß.)

Von den Kirchen, welche am Aschermittwoch vorzugsweise besucht werden, ist die des heiligen Victor die berühmteste, wegen der Wunder, welche eine schwarze Jungfrau daselbst verrichtet. Sanct Victor war ehemals eine Abtei; während der Revolution ward dieselbe zerstört, und auf einem Theil ihres Gebiets eine Tabaksfabrik errichtet. Während des Kaiserreichs erhob sich neben derselben eine Sodafabrik. Die Restauration verkaufte den Rest der Abtei an Salpetersieder, so daß jetzt nur die Kirche noch übrig ist. Von dem Thurme derselben hat man eine herrliche Aussicht. Vernet hat unter Anderem auch den Hafen von Marseille gemalt. Aber das eigenthümlich-charakteristische dieser großen Seestadt: den Lärm und den Geruch, vermochte er nicht mit dem Pinsel wiederzugeben. Den Menschen erkennt man an der Gestalt; die Seestadt an dem immerwährenden Lärm und dem Geruch. Den ganzen Tag, das ganze Jahr hindurch hört man das Knarren der Seile in den Flaschenzügen, den Schrei des Seevogels, der über dem Hafen schwebt, den Schall der Sturzblätter, welche man auf die Planken der Schiffe nagelt, den Hammer, der auf den Ambos fällt, das Beil, das den Eichenstamm beschlägt, die tausendfach verworrenen Stimmen der Matrosen und der Ruderer. Und alles dieß wird von den Glocken der Schiffe und der Kirchthürme übertönt, und diese wieder von dem Pfeifen des Nordwindes. Eine gleich wichtige Rolle spielt der Geruch, und jeder Geruch verkündigt ein anderes Land. Der Geruch der Reißfässer stellt die Felder von Carolina dar; dieser gelbe Zucker die Insel Martinique; diese Zimmtkisten Ceylon.

Blicken wir von unserem Thurme nach jenem weiten Thale, so sehen wir einige Arbeiter, welche nach und nach ein anatomisches Gerippe aufschlagen, das von allem Fleische entblößt zu seyn scheint. Es ist das Skelett eines Schiffes. Andere Arbeiter nageln die aus Eichenholz gefertigten Planken fest, die gleich Bändern am Feuer gekrümmt und gebogen werden. Diese Bänder werden durch Nägel von 6 Fuß Länge festgehalten. Dicht unter uns befindet sich die Nagelwerkstätte, und so weit haben es die Arbeiter derselben gebracht, daß sie eigene Schiffe auf dem Ocean besitzen. Dort wird Werg und Hanf verarbeitet, um die Spalten zwischen den Planken auszustopfen. Auf jener Seite rauchen die Kessel, in welcher der Theer gesotten wird, mit dem man die ausgestopften Spalten verstreicht. Tag und Nacht wird das Feuer unter diesen Kesseln geschürt, und alle Schiffe schöpfen aus denselben, wie aus einer gemeinschaftlichen Schüssel. Jede Nation taucht einen Schwamm oder einen Pinsel darein. Der aufsteigende röthliche Dampf ist wahrer Weihrauch für die handeltreibenden Völker.

Endlich ist das Schiff getheert, das große Schiff, das 1000 Ballen Baumwolle von New-York, 600 Tonnen Wein und 50 Passagiere nebst 50 Matrosen fassen soll. Nimmt man diesen Pflock hinweg, so rollt das Schiff triumphirend in das Meer, wo es sich von dem vielen Feuer, das es während des Baues auszustehen hatte, zu erholen scheint.

Von hier aus sehen wir auch den Mechanismus, mittelst dessen es gelingt, einen Mast von 100 Fuß Länge aufzurichten und in das Schiff einzusetzen. Dieser Mast kommt aus Rußland. Er hat das Eismeer, die Nordsee, den Ocean und das mittelländische Meer durchzogen; er kam jedoch nicht allein; ein ganzer Wald folgte ihm; dort unten liegt er zu unsern Füßen. Dieser Hafen enthält Mastbäume für 1000 Schiffe.

Die Masten bedürfen des Seilwerks und der Segel. Auf dem entgegengesetzten Ufer zieht sich eine Reihe Häuser hin, von denen man glauben sollte, sie liegen vor Anker, so nahe befinden sie sich am Meere. Weiterhin gewahren wir weiße Streifen, gleich einer Bleiche. Dort befinden sich die Segelmagazine, wo Weiber mit fußlangen Nadeln die Segel zusammennähen.

Auf dem diesseitigen Ufer wird das Seilwerk, die Nerven des Schiffs, gefertigt, von der kleinsten Dimension bis zur stärksten von der Dicke eines Mannesarmes, das ein Schiff mitten im Sturme festzuhalten vermag und den Anker trägt. Weiter rechts, dort, wo die feurigen Funken bis zu uns heraufsteigen, werden die Anker geschmiedet, die Schiffskanonen gegossen. Alle Gewerbe leben in Marseille von dem Schiffbau, von dem Zimmermann bis zu demjenigen, der es gegen Stürme versichert.

Man behauptet, die Vermittlung der schwarzen Jungfrau habe ehemals großen Einfluß auf das Wohl neuerbauter Schiffe ausgeübt. Wir begrüßen sie in ihrem düstern und feuchten Aufenthalte. Wie gesagt, der Aschermittwoch ist derjenige Tag, wo man sich ihrer, sey es nun aus Dank oder aus Ehrfurcht, am meisten erinnert. Reich ist sie nicht mehr; ihre Nebenbuhlerin Notre-Dame de la Garde hat sie ihrer meisten Schätze beraubt. Nur ein grünliches Licht brennt zu ihren Füßen, und beleuchtete vor etwa 50 Jahren eine Scene, die noch jetzt im Munde des Volks lebt.

Der Karneval war zu Ende. Eben läutete es Mitternacht vom Thurme St. Victor. Die Gläubigen, reuig über die Thorheiten der verflossenen Woche, legen sich vor der schwarzen Jungfrau auf die Kniee, um die heilige Asche zu empfangen, welche daran erinnert, von was der Mensch stammt und zu was er wird.

Das düstere grüne Licht verbreitete seinen Schein auf erschöpfte und zerknirschte Gesichter. Der Priester berührte die Anwesenden mit der Asche der Todten. Unter diesen war einer, der die Maske vorbehalten hatte. Die schwarze Jungfrau schien ihren Blick und den grünen Schein ihres Lichtes ganz besonders auf ihn zu werfen. Um ihn von der ewigen Verdammniß zu retten, flößte sie einigen Gläubigen in seiner Nähe ein, ihn auf den von ihm begangenen großen Frevel aufmerksam zu machen; er beharrte darauf und antwortete nur mit einem höhnischen Lachen hinter der Maske. Als er sich dem Priester näherte, um die heilige Asche auf der Stirne zu empfangen, bebte dieser vor Schrecken zurück, und befahl demselben die gottlose Maske abzunehmen. Der Frevler antwortete durch ein verneinendes Zeichen. Hierauf drückte der Priester unter dem Entsetzen der Anwesenden der Maske die Asche ein, welche dem Antlitze des Christen bestimmt war. Damit endigt jedoch die Legende nicht. Als der Frevler außerhalb der Kirche, um freier zu athmen, die Maske abnehmen wollte, hatte eine unsichtbare Gewalt diese mit seiner Haut vereinigt. Vergebens waren alle seine Anstrengungen, das Blut rann von seinen Wangen, aber die Maske blieb; sie war zum Fleische geworden. Dieser Mensch, zu einer ewigen Maskerade verurtheilt, die ihn bei Tische und im Bette nicht mehr verließ, ward toll und starb an den Wunden seiner eigenen Nägel.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem Schreiben aus Vandiemensland vom 18 Septbr. soll mit nächstem von dieser Insel eine Expedition abgehen, um Neu-Holland wo möglich von Portland-Bai bis zum Golf von Carpentaria zu durchziehen.

Einem englischen Blatte zufolge soll man an einem nichtgenannten Orte in den Vereinigten Staaten einen Trunkenbold mit gutem Erfolge als toll behandelt haben. In einem Paroxysmus wurde er gepackt, ins Hospital geführt, Zugpflaster aufgelegt, ihm der Kopf geschoren und die ganze Artillerie der Apotheke auf ihn losgelassen, so daß keine Repetition der Arznei nöthig war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 93. 3 April 1835.

Das Kinderhospital von St. Petersburg.

Die nordische Biene vom 25 Februar (9 März) d. J. erwähnt dieser wohl noch in keiner Hauptstadt Europa's so eingerichteten Anstalt. Kranke Kinder wurden bisher in die allgemeinen Stadtspitäler aufgenommen, allein hier konnte man ihnen weder die nöthige Sorgfalt widmen, noch auch Kinder unter einem gewissen Alter aufnehmen. Einige Menschenfreunde entwarfen deßhalb den Plan zu einem Kinderhospital, der am 1 Mai 1834 die Bestätigung des Kaisers erhielt, worauf alsbald die Vorbereitungen getroffen, und endlich am 6 December 1834 die Anstalt eröffnet wurde. Der Zweck derselben besteht darin, Kindern die an ansteckenden sowohl als andern Krankheiten leiden, ärztliche Hülfe zu gewähren. Es sollen Kinder darin aufgenommen werden, welche an den Pocken, Masern, Scharlachfieber, Röthein, Nesselsucht, Nerven- und Faulfieber u. dgl., so wie an chronischen Krankheiten wobei jedoch noch Aussicht auf Heilung ist, darniederliegen. Zu dem Ende wurden 56 Bettstellen gestiftet, und Kinder beiden Geschlechts und jeden Standes vom 3ten bis 14ten Jahre darin aufgenommen, und zwar arme unentgeldlich, Kinder von leibeigenen Eltern aber gegen Bezahlung von 15 Rubeln (7 fl.) monatlich. Die Wirksamkeit der Anstalt erstreckt sich auch außerhalb des Hauses. Eltern können zu bestimmten Stunden ihre kranken Kinder in ein besonderes Zimmer des Hospitals bringen, wo die Aerzte ihnen unentgeldlich Rath ertheilen, Recepte verschreiben, und Arzneien austheilen. Kann man die Kinder wegen Uebelbefindens nicht in die Anstalt führen, so wird auch der Arzt unentgeldlich ins Haus geschickt.

Das Hospital befindet sich in der Beletage eines geräumigen Hauses in reinlichen hellen Zimmern, in zwei Abtheilungen, eine für Knaben, die andere für Mädchen. In jedem Zimmer sind fünf bis zehn Kranke, je nach der Art der Krankheit vertheilt, so daß die mit ansteckenden Krankheiten von den andern abgesondert sind. Neben jeder Abtheilung befinden sich Badzimmer und Wannen. Die Bettstellen sind alle von Eisen, die Matratzen mit Haaren ausgestopft, und das Weißzeug gut, reinlich, und wird oft gewechselt. Jedes kranke Kind hat eine Bettjacke von grünem Flanell, die Knaben eine Mütze, die Mädchen eine Haube auf dem Kopfe. Für gute Speisen ist möglichst gesorgt, und die Nahrung der medicinischen Diät angepaßt. Ordnung und Reinlichkeit herrschen im ganzen Hause, zu welchem für die Rekonvalescenten auch ein kleiner Garten gehört. Es befindet sich bei der Anstalt ein Oberarzt oder Direktor, und vier andere Aerzte, von denen drei abwechselnd mit einander 24 Stunden lang zur Stelle seyn müssen, und der vierte besorgt die kranken Kinder außerhalb des Spitals; jetzt wird auch eine besondere Apotheke eingerichtet. Zur Aufsicht werden gutmüthige, ältere Frauen ausgewählt, und zu Krankenwärterinnen meist Mädchen aus dem Waisenhause genommen.

Vom 6 December 1834 bis zum 6 Februar 1835 wurden 95 Kinder in die Anstalt gebracht; davon wurden 58 geheilt entlassen, fünf starben und 32 blieben darin. Mit den im elterlichen Hause befindlichen wurden im Ganzen 211 verpflegt. Viele wurden durch die schnelle glückliche Hülfe einem augenscheinlichen Tode entrissen, oft durch die Verpflegung im Hospital ganze Familien vor verheerenden Seuchen bewahrt. Auch beschränkt sich die Wirkung der Anstalt nicht bloß auf medicinische und physische Mittel: Kinder, die, wie bei armen Leuten häufig, in Unreinlichkeit und Unordnung aufwuchsen, werden an Reinlichkeit und Ordnung gewöhnt, den jüngsten gibt man Spielsachen in die Hand, den etwas älteren Kinderschriften: man gestattet indeß den Genesenden alle möglichen unschädlichen Spiele.

Diese Anstalt wird durch milde Beiträge erhalten, die von Seiten des reichen Adels zum Theil sehr bedeutend ausfielen, freilich aber die Anstalt noch nicht auch für die Zukunft sichern können, noch weniger gestatten, dieselbe weiter auszudehnen. In Petersburg stirbt von den jährlich geborenen Kindern etwa der fünfte Theil aus Mangel an ärztlicher Hülfe und Pflege, so wie durch die unvermeidliche Verbreitung jeder Seuche durch das ganze Haus. Wenn es möglich wäre, dieses Kinderhospital auf eine der Einwohnerzahl der Hauptstadt entsprechende Art auszudehnen, so würde aus den eben angegebenen Ursachen nicht das fünfte, sondern nur das fünf und fünfzigste Kind sterben.

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Jedes Familienhaupt ist hier nicht nur für seine Kinder, Dienstboten und den Fremden verantwortlich, den es etwa bei

sich beherbergt, sondern die Stadt ist auch noch dazu in Sektionen von je fünf Familien eingetheilt, von denen jedes einzelne Glied für das Betragen der Uebrigen haften muß, so daß Alles, was immer in einer Haushaltung vorfällt, sogleich von vier Zeugen der Obrigkeit hinterbracht wird. Hausarrest ist die gewöhnliche Strafe für Vergehungen oder Unordnungen, welche bei dieser Gelegenheit an den Tag kommen, und diese Strafe ist eine ziemlich strenge. Thüren und Fenster des Hauses des Verurtheilten werden auf hundert Tage geschlossen, sein Gewerbe eingestellt, seine Besoldung, wenn er eine bezieht, zurückbehalten, und niemand, nicht einmal der Barbier, darf zu ihm. Jede Haushaltung muß einen waffenfähigen Mann stellen; eine Abtheilung von fünf bildet eine Kompagnie, und 25 solcher Kompagnien stehen unter einem Offizier. In jeder Straße befinden sich Wachthäuser, in welcher zur Nachtzeit und bei Festen oder andern Volkszusammenkünften auch bei Tage Wachen aufgestellt sind. Jede Straße hat an ihrem Ausgang einen Schlagbaum, und kann in einem Augenblick von aller Kommunikation mit der übrigen Stadt abgeschnitten werden.

Ob dieses künstliche System in der That zu Verhinderung von Verbrechen beitrage, wagt unser Verfasser nicht zu entscheiden, doch sagt er, daß Personen und Eigenthum sicher seyen, und daß nur selten körperliche Strafen vorkommen. Den letzten Umstand ist er jedoch geneigt drei Ursachen zuzuschreiben, nämlich der Strenge des Gesetzes, seiner genauen Vollziehung, sobald die Schuld erwiesen ist, und der Abgeneigtheit, die jeder Japanese dagegen hat, bei Vergehen von schwerer Natur als Kläger aufzutreten.

Der Nationalcharakter der Japanesen, wie unsre beiden Verfasser ihn schildern, ist ganz so, wie man ihn bei einem Volk voraussehen kann, das die Annehmlichkeiten des Erdenlebens im Ueberfluß besitzt, und dabei von der übrigen Welt abgesperrt ist. Stolz, Unwissenheit und Sinnlichkeit sind ihre hervorstechenden Charakterzüge, deren ersterer so weit geht, daß sie sich für direkte Abkömmlinge der Götter halten. Für ihre Sinnlichkeit spricht der Umstand, daß Nangasaki bei einer Bevölkerung von 70,000 Seelen, 60 Tempel und 700 Theehäuser oder Bordells hat. Den Bewohnerinnen dieser letztern ist jedoch, nach japanischer Sitte, nach einer gewissen Zeit die Aufnahme in die Gesellschaft rechtlicher Leute gestattet, und sie sollen, wie man sagt, exemplarische Gattinnen und Mütter werden. Die holländische Faktorei erhält aus diesen Häusern eine gewisse Klasse weiblicher Dienstboten, die sich, wie versichert wird, durch besondere Treue gegen ihre Herrschaft auszeichnen.

Der in Japan lebende Holländer ist ohnehin zum Cölibat verurtheilt, da das jährlich ankommende Schiff durchaus kein weibliches Wesen mitbringen darf. Eben so wenig ist es denjenigen Japanesen, die sich als männliche Dienstboten verdingen, gestattet, sich über Nacht in der Faktorei aufzuhalten, mithin bleibe ja, wie Herr Meylan ziemlich naiv sich ausdrückt, den Holländern nichts übrig, als sich zum Bereiten ihres Theewassers in den langen Winternächten eine Gefährtin aus jenen öffentlichen Häusern zu wählen. Ob die in Holland oder Batavia zurückgebliebenen Frauen die Nothwendigkeit einer solchen Wahl zuzugeben geneigt seyn dürften, stünde wohl mit Recht zu bezweifeln.

Der hervorstechende Charakterzug der gesellschaftlichen Ordnung in Japan ist die erbliche Natur aller Aemter, Gewerbe und aller Verhältnisse des Lebens, wodurch natürlich aller Ehrgeiz, der das Lebensblut der europäischen Gesellschaft bildet, entfernt bleibt. Die Bevölkerung wird in acht Klassen eingetheilt, nämlich: 1) in regierende Fürsten oder Gouverneurs; 2) den Adel; 3) die Priester; 4) das Militär; 5) die Civilbeamten; 6) die Handelsleute; 7) die Handwerker und endlich 8) in Ackerbauern. Unter allen diesen Klassen befindet sich nur Ein Gewerbe, welches, gleich den Parias in Indien, das Brandmal der öffentlichen Verachtung trägt, und dieses ist das der Gerber, mit denen aller Umgang verboten ist, und unter denen jedesmal ausschließlich die Scharfrichter ausgewählt werden. Die drei ersten weltlichen Klassen sprechen das ehrenvolle, zuweilen aber auch unheilbringende Vorrecht an, zwei Säbel tragen zu dürfen. Die fünfte, welche Aerzte, Wundärzte und alle Jene begreift, welche, wie man bei uns zu sagen pflegt, eine freie Kunst betreiben, muß sich mit Einem Säbel begnügen. Das Militär, welches seit den letzten zwei Jahrhunderten keine Gelegenheit hatte die Schärfe dieser Lieblingswaffe zu erproben, soll dennoch sehr geschickt in ihrem Gebrauche seyn. In Verfertigung der Klingen hat man es überdieß in Japan zu einer Vollkommenheit gebracht, die Damaskus, selbst zu seiner besten Zeit, schwerlich übertroffen haben dürfte. Wenn die Türken sich rühmen ein Kamel mit Einem Hieb köpfen zu können, so sollen die japanesischen Professoren in der Kunst den Säbel zu führen, im Stande seyn, einen Menschen mit einem einzigen Streich mitten durch zu hauen. Ein Lieblingssäbel vererbt sich auf mehrere Geschlechter, und eine gute Klinge wird mit tausend und mehr Gulden bezahlt. Der Japaner betrachtet seinen Säbel mit einer Art abergläubischer Ehrfurcht, und vom fünften Jahre an, in welchem Alter er dem Knaben feierlich umgegürtet wird, kommt er dem, der ihn zu tragen berechtigt ist, nie mehr von der Seite. Bei der Mahlzeit legt er ihn dicht neben sich, und stets gibt er wohl Acht, nicht darüber zu stolpern oder darüber hinweg zu schreiten. Fechten, Reiten und Bogenschießen bilden einen Theil der Erziehung der höhern Klassen, und im letztern besonders bringen sie es zu großer Fertigkeit. In den übrigen Kriegswissenschaften aber haben es die Japaner des langen Friedens wegen nicht sehr weit gebracht. Die Waffen, welche man im Museum im Haag verwahrt, haben die Holländer mit Umgehung des bestehenden strengen Verbots ausgeführt; man sieht da unter andern einen herrlich gearbeiteten Panzer vom feinsten Stahl, nebst einer Gesichtsmaske von demselben Metall, die ganz dem Gesicht eines Polichinells gleicht, und mit einem Knebelbart von Schweinsborsten verziert ist. Die Flintenläufe sind von eben so schöner Arbeit, doch haben ihre Feuergewehre sämmtlich noch immer Luntenschlösser und ihr Pulver taugt nicht viel.

Rachsucht ist einer der hervorstechenden Charakterzüge des Japaners, und Vergebung einer Beleidigung gilt als Schwäche, oder wird gar als ein Verbrechen betrachtet. Von dem Muth der Japanesen läßt sich nicht viel sagen, da sie seit zweihundert

Jahren keine Gelegenheit hatten ihn zu bewähren; Hr. Meylan versichert indeß, daß mehrere japanische Soldaten, welche unter den Truppen der holländisch-ostindischen Kompagnie dienten, sehr gerühmt worden seyen; und daß er sie überhaupt für tapferer halte als die der übrigen orientalischen Nationen. Selbstmord ist sehr häufig, und unsre europäischen Renommisten werden von den japanischen bei weitem übertroffen; denn diese letztern schlitzen sich, um einer Entehrung zu entgehen, häufig selbst den Bauch auf. Dieß that unter andern im Jahre 1808 der Gouverneur von Nangasaki, als eine englische Fregatte Gelegenheit gefunden hatte, sich in den dortigen Hafen zu schleichen, mehrere Holländer, welche an Bord kamen, als Gefangene zurückbehielt, und frisches Rindfleisch als Lösegeld verlangte. Das Rindfleisch wurde geliefert, der Gouverneur aber, um der ihm drohenden Ungnade des Kaisers zu entgehen, schlitzte sich, sobald die seinem Schutze anvertrauten Holländer wieder frei waren, den Bauch auf. Herr Meylan meint, daß der Gouverneur den Muth nicht gehabt habe, das englische Schiff anzugreifen, allein es ist gewiß, daß er überrascht wurde, weil es für unmöglich gehalten wird, daß ein Schiff ohne Piloten in den Hafen von Nangasaki einlaufen könne, da selbst das jedes Jahr ankommende holländische Fahrzeug immer von japanesischen Booten in den Hafen bugsirt wird. Der englische Kapitän, der von den Holländern selbst, die er so unrechtmäßiger Weise an Bord zurückbehielt, gewarnt wurde, entging noch glücklich der ihm drohenden Gefahr; denn nach einigen Stunden schon hatten sich 14,000 Bewaffnete am Ufer gesammelt, und mehr als hundert Dschonken wurden herbeigeschafft, um sie in dem einzigen Kanal zu versenken, durch welchen die Fregatte die offene See wieder gewinnen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch bei Antonio Gasperoni von Mery.

Ich befand mich zu Terracina und sang ein Lied aus Fra Diavolo vor mich hin; der Wirth, der mich aufnahm, starb selbst beinahe Hungers, wie die meisten seiner Kollegen entlang der großen Straße. Statt des Mittagessens bat ich ihn, mir Räubergeschichten aufzutischen; allein sein Gedächtniß war eben so leer als seine Speisekammer: er wußte mir nichts zu erzählen. Wie, sagte ich zu mir selbst, die prosaische Sicherheit hat sich bis auf diese Gegend erstreckt? Man kann hier, wie von Paris nach Rouen mit dem Geldbeutel in der Hand reisen, ohne auf eine vorgehaltene Pistole zu stoßen? — Fra Diavolo ist also ohne Nachkommen gestorben! Was soll nun aus den armen Engländern werden, welche den Banditen der pontinischen Sümpfe mehr Gold zu verdienen gaben, als zur Austrocknung derselben nöthig gewesen wäre? Alles dieß hat durch die Bemühungen der päpstlichen Dragoner ein Ende genommen. Gleichwohl sind die reisenden Engländer noch so sehr auf tragische Scenen in dieser Gegend gefaßt, daß sie in Ermanglung wirklicher Angriffe selbstveranstaltete improvisiren. So hatte in der verflossenen Nacht Lord S.... nach einem dürftigen Abendessen zu Terracina zwei seiner Jäger als Banditen verkleidet vorausgesendet, und ward hierauf der Verabredung gemäß ein paar Stunden später von denselben angefallen; einige zwanzig blinde Schüsse wurden gewechselt; allein unglücklicherweise hatte der Lord eine scharf geladene Pistole ergriffen und dem einen Jäger das Bein zerschmettert. Sowohl er als seine Kollegen wurden von den päpstlichen Dragonern verhaftet, die sich nicht genug wundern konnten, daß der Reisende mit solcher Lebhaftigkeit die Partei von Banditen ergreife, die ihn angefallen hatten. Alle zusammen wurden strenge bewacht, und erst am Morgen klärte sich die Sache auf; dem Verwundeten mußte das Bein abgenommen werden.

Ich setzte meinen Weg nach Viterbo fort. Was in der Nähe dieser Stadt ungemein auffällt, ist die große Menge von Müßiggängern, welche den Reisenden schonungslos anbetteln. Betrachtet man die Armuth des Landes, so ist es keinem Reisenden übel zu nehmen, wenn er jenseits Viterbo frisches Pulver auf die Pfannen seiner Pistolen schüttet; allein trotz des dichten Waldes, den man zu hinterlegen hat, gelangt man wohlbehalten nach Ronciglione.

Ich war sonach auf dem Punkte Italien zu verlassen, ohne einen Straßenräuber zu Gesicht bekommen zu haben, und dennoch war es mir vorbehalten, noch vor meinem Austritte aus diesem Lande den letzten der Banditen zu sehen, gleich wie Cooper den letzten der Mohikaner gesehen hatte.

Zu Civita Vecchia saß ich mit andern Gästen bei Tische und pflog der Unterhaltung, um meinen Appetit zu beschwichtigen, denn nach der Aeußerung des Wirthes war für heute durchaus nichts mehr zu bekommen, da einige englische Familien Alles bereits aufgezehrt hatten. Ich bat um ein Zimmer und ein Bett — nicht möglich, eines zu erhalten, Alles war bereits in Beschlag genommen. Wohlan, sagte ich zu dem Wirthe, so will ich in eurer Stadt spazieren gehen; was gibt es zu sehen in Civita Vecchia? Nicht das Mindeste, war die Antwort, es sey denn, daß Sie die Erlaubniß erhalten, die Citadelle zu besuchen; dort können Sie den berüchtigten Antonio Gasperoni, den Banditen der pontinischen Sümpfe, sehen. — An wen muß man sich deßhalb wenden? — An ihren Konsul.

In wenigen Minuten holte ich eine Einlaßkarte und ein päpstlicher Offizier begleitete mich.

Die Citadelle von Civita Vecchia ward von Michel Angelo erbaut, der auch Ingenieur war. Es ist ganz der Styl seiner Fresken und seiner Statuen.

Unterwegs unterhielt mich der Offizier von Antonio Gasperoni und seinen fünf und vierzig Mordthaten. Nicht ohne Beben, sagte er mir, steht man diesem schrecklichen Banditen gegenüber. Siebzehn Jahre lang hat er die römische Campagna verheert. Das schauderhafteste seiner Verbrechen ist folgendes: Auf der Straße nach Neapel hielt er einst den Wagen eines Engländers an, der mit seiner Tochter reiste. Er nahm dem Engländer seine Baarschaft ab, that ihm jedoch nichts zu Leid und ließ ihn weiter reisen; die Tochter behielt er jedoch zurück. Das Mädchen war außerordentlich schön. Gasperoni nahm sie mit sich in seine Berge. Der unglückliche Vater setzte bei seiner Ankunft zu Rom einen Preis auf den Kopf des Banditen. Dieser unkluge Schritt erzürnte den Banditen. Eines Morgens erhielt der Engländer zu Rom eine Kiste mit seiner Adresse. Der unglückliche Vater eröffnete sie und — fand das Haupt seiner Tochter.

Bei dieser Entwicklung taumelte ich zehn Schritte zurück. Ich bereute, die Citadelle betreten zu haben. Michel Angelo's Bauwerk war in meinen Augen nur noch eine Wohnung von Tigern. Bald jedoch siegte die Neugier über meinen Abscheu, und ich ließ mir die furchtbare Pforte öffnen.

Zu meiner Linken gewahrte ich zwanzig in die Mauer gebrochene Oeffnungen, rechts befanden sich große offene Fenster, die auf den Hof gehen. In dem zwischen beiden befindlichen Gange bewegten sich zwanzig Sträflinge auf und ab. Bei meinem Eintritte hielten sie plötzlich an und grüßten mich höflich. Ich fragte nach Antonio Gasperoni; in demselben Augenblicke deuteten alle Hände auf ihn; er stand in der Maueröffnung, die zu seiner Wohnung führte; ohne mir entgegen zu kommen, wartete er mich schweigend ab, doch grüßte er mich mit einer Art gutmüthiger Ruhe. Ich begann die Unterhaltung mit einer unbedeutenden Frage.

Nun, Gasperoni, geht es euch gut hier?

„Es geht einem immer schlecht, sobald man nicht in Freiheit ist,“ antwortete er mir, indem er die Achseln zuckte. Diese Bewegung hatt er sich angewöhnt.

Ihr wurdet also durch die päpstlichen Dragoner gefangen genommen?

„Ich? — gefangen genommen? — in seinem Leben wäre dieß niemand gelungen. Ich habe mich mit meiner Truppe freiwillig ergeben. Der heilige Vater hat mir die Freiheit versprochen, er hat mir jedoch nur das Leben geschenkt: der heilige Vater hat sein Wort nicht gehalten.“

Der Offizier, mein Cicerone, nahm mich auf die Seite mit den Worten: „Mein Herr, ich will Ihnen auseinandersetzen, wie dieß so gekommen ist. Gasperoni war des Lebens überdrüssig, das er seit 15 Jahren führte. Eines Tages beichtete er einem Dorfpfarrer, und theilte ihm seine Absicht mit, das Banditenhandwerk niederzulegen. Der Pfarrer versprach ihm, deßhalb an den Papst zu schreiben, und ihm Gnade, nebstdem Erlaubniß auszuwirken, in die Gesellschaft zurückzutreten. Gasperoni fügte als ausdrückliche Bedingung hinzu, seine Gehülfen müßten auf

gleiche Weise behandelt werden. Somit wurden die Unterhandlungen eingeleitet. Unserer Regierung lag sehr viel daran, sich dieser Banditen zu entledigen; sie verheerten die Straße nach Neapel, ermordeten die Reisenden, erpreßten Steuern und begingen tausend Ausschweifungen. Man schickte Soldaten gegen sie; allein diese tranken mit ihnen, statt sich mit ihnen zu schlagen. Ueberdieß ergriffen die Bauern ihre Partei gegen die Truppen, weil sie stets von der den Reisenden abgenommenen Beute einen kleinen Antheil erhielten. Nur die päpstlichen Dragoner verstanden keinen Scherz, allein die Berge gewährten den Banditen immer wieder Schutz gegen diese furchtbare Reiterei. Aus diesen Gründen zögerte man keinen Augenblick durch Vermittlung des Pfarrers mit den Räubern in Unterhandlung zu treten. Die Entscheidung, welche der Beichtvater dem Anführer der Bande brachte, lautete folgendermaßen: „Der Papst bewilligt dem Gasperoni das Leben. Die Sünder unterwerfen sich, und Alles sey ihnen vergeben. Vor allen Dingen aber muß er sowohl als seine Bande sich zu Civita Vecchia als Gefangene stellen.“ Der verschlagene Gasperoni zögerte lange Zeit. Der Pfarrer benutzte seinen Einfluß; es hieß sogar, er habe eine gänzliche Verzeihung versprochen, wofern Gasperoni dem heiligen Vater gehorche, auch würden sich die Thore für ihn wieder öffnen, sobald er die Festung als reuevoller Christ betrete. Gasperoni, von dem Pfarrer gedrängt und seines wüsten Lebens satt, willigte endlich ein sich auszuliefern. Seine Kameraden, seit langer Zeit an blinden Gehorsam gegen ihn gewöhnt, folgten ihm fröhlich in das Gefängniß. Seit einigen Jahren erwarten sie ihre Begnadigung; sie werden dieselbe jedoch schwerlich erhalten. Ueberdieß hat der heilige Vater gehalten, was er versprach, und dabei wird es sein Verbleiben haben. Diese Menschen sind allzu gefährlich.“

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Schreiben des Prinzen von Neuwied, geschrieben aus dem Fort von Clark, unweit der Dörfer der indianischen Stämme der Mandans, am obern Missouri, im December 1833, und in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris am 23 Februar 1835 im Auszug mitgetheilt.

Der Prinz war am 10 April 1833 von St. Louis abgereist, um mit dem Dampfboot „Assiniboine“ den Missouri aufwärts zu fahren. Am 22sten kamen die Reisenden am letzten Militärposten vorüber, und erreichten am 24sten die Hügel der schwarzen Schlangen (Black Snake-Hills), wo der Stamm der Agnanys gewöhnlich zu hausen pflegt, der einige Tage zuvor sechs Omahas getödtet hatte. Am 5 Mai kam man nach Bellevue, wo die Vereinigten Staaten einen Agenten bei den indianischen Stämmen der Omahas, Otos und Panis unterhalten. Der Major Daugherty ist gegenwärtig mit dieser Stelle bekleidet.

Am 5 Mai, nachdem die Reisenden noch einem Tanz beigewohnt hatten, den die Omahas bei Mondschein aufführten, setzten sie ihren Weg fort, und kamen bald auf das Gebiet der großen Nation der Sioux oder Dacotas, wie sie sich selbst nennen. Drei Hauptstämme dieser Nation leben an den Ufern des Missouri, und die übrigen am St. Pierre und Mississippi. Die Ufer des Missouri sind mit Pappeln (populus angulata), mit einer Art von Weiden mit sehr schmalen Blättern, und mit Büschen von Rothholz (corrus servicea) bedeckt. Die Rinde des letztern wird von den Indianern geschnitten, getrocknet und unter den Rauchtabak gemischt, den sie sich nicht in hinreichender Menge verschaffen können.

Am 12 Mai kam der Prinz in ein kleines Dorf der Puncas, die dem Reisenden einen Besuch abstatteten. Es gibt hier sehr viele rothe Cedern, deren Holz man für die Dampfschiffe fällt, und das beim Verbrennen weit umher einen sehr angenehmen Geruch verbreitet.

Am 25 Mai kamen die Reisenden zu der Agentschaft der Sioux; der amerikanische Agent war zwar anwesend, sonst fanden sie aber nur etwa ein Dutzend indianische Familien, die unter kegelförmigen Zelten wohnten, welche aus Stangen zusammengesetzt und mit Bisonhäuten bedeckt waren. Die Reisenden hatten hier Gelegenheit Zeugen zu seyn, wie die Indianer ihre Todten auf Bäume oder auf Gerüste legten, welche auf vier Pfählen ruhen.

Am 12 Junius kam man an zwei jetzt verlassenen Dörfern des Stammes des Arikkara vorüber. Dieser Stamm ist jetzt den Europäern sehr gefährlich, denn er hat sich um der Härte willen mit welcher man ihn verfolgte, in das Innere der Ebenen zurückgezogen, und tödtet jeden der ihm aufstößt.

Am 15 erreichten die Reisenden den Heart-River, an welchem vormals der Stamm der Mandan seinen Hauptsitz hatte. Sie sahen hier sehr viele weiße Wölfe, und wurden von einer Abtheilung Sioux Yanktonans bis nach Fort Clark begleitet.

Am 19ten kamen die Reisenden an einigen Dörfern der Minetarri, gewöhnlich die Dickbäuche genannt, vorüber; diese Dörfer liegen an den Ufern des Knife-River. Hier sahen sie auch die ersten Bären jener so gefürchteten Art, die unter dem Namen Ursus horribilis bekannt ist. Am 24sten erreichten die Reisenden das Fort Union, den Aufenthaltsort des Residenten der amerikanischen Pelzhandelskompagnie, die eben ein Kielboot abschickte, welches noch 600 Meilen weiter aufwärts fahren sollte, um Waaren nach dem unweit der Wasserfälle des Missouri gelegenen Fort Malkurie zu bringen.

Am Big-Hornflusse, so genannt, weil man hier eine große Menge Hörner des Algali, oder wilden amerikanischen Schafes gefunden hatte, lernten die Reisenden einen andern Stamm der Dickbäuche kennen. Sie erlegten hier mehrere Bären, von deren einem sie ein ganzes Skelett zusammensetzten, das aber nebst mehreren andern Gegenständen verloren gegangen ist. Sie kamen später an den merkwürdigen Paß des Stones-Wall (steinernen Mauern), so genannt, wegen der Massen weißen, leicht zerreiblichen Sandsteins, welche hier auf Hügel von Thonerde und graubraunen Sand aufgelagert sind. Dieser weiche Sandstein ist durch die Länge der Zeit von den Elementen so verarbeitet worden, daß er allerhand seltsame Gestalten bildet, als: Festungen, Thürme, menschliche Figuren, welche dem Atlas gleich eine Kugel tragen, u. s. w. In dieser Gegend halten sich die Algalis oder wilden amerikanischen Schafe vorzugsweise auf.

Am 7 August erblickten die Reisenden die Rocky-Mountains (Felsengebirge) zuerst, und am 9ten kamen sie nach Fort Mackenzie, wo sie ein überraschender Auftritt erwartete. Mehr als 600 Krieger der Black-Feet (Schwarzfüßler) hatten sich am Fort aufgestellt, und begrüßten die Reisenden mit Musketenschüssen. Eine große Menge von Weibern und Kindern bedeckte die Ebene, und bildete malerische Gruppen um die aufgeschlagenen Zelte. Diese Nation besteht aus drei Stämmen, welche sämmtlich die nämliche Sprache reden, und den Europäern in den Gebirgen sehr gefährlich sind; im Fort Clark lebt man jedoch seit einigen Jahren mit ihnen im Frieden.

Der Prinz hatte sich vorgenommen, seine Reise bis zu den Wasserfällen des Missouri fortzusetzen, und deßhalb ein 25 Fuß langes Kanot von Rinde verfertigen lassen; allein ein unvorhergesehener Umstand änderte seinen Plan. Das von den Schwarzfüßlern um das Fort herum aufgeschlagene Lager wurde von 580 Assiniboins überfallen; die Weißen nahmen Theil am Kampf, und dieß zog eine solche Menge von Schwarzfüßlern herbei, daß der Prinz mit seiner schwachen Begleitung die Reise nicht wagen zu dürfen glaubte. Am 14 September fuhr er daher mit seinen Sammlungen und seinen Leuten in dem etwas zu kleinen Kanot den Missouri wieder abwärts. An den unwirthlichen Ufern dieses Flusses, wo man jeden Augenblick eines räuberischen Anfalls gewärtig seyn muß, steigt man um 8 oder 9 Uhr des Morgens aus dem Fahrzeug um zu frühstücken, und um 5 Uhr Abends um zu Mittag zu essen; dann setzt man seine Fahrt fort bis zur Nacht, wo man sich schlafen legt, ohne ein Feuer anzuzünden. Das Gepäck bleibt an Bord, und man legt sich angekleidet auf Büffelfelle nieder, das Gewehr neben sich.

Zu Fort Union vertauschte der Prinz sein Kanot gegen ein dauerhafteres Fahrzeug, mit dem er nach neun Tagen im Fort Clark ankam, wo er den Winter zuzubringen gedachte. Der Missouri war bereits an mehreren Stellen gefroren, der erste Frost stellte sich am 25 November ein.

Der Schluß des Briefes spricht von dem Schaden, welchen die Sammlungen des Prinzen gelitten haben; sie sollen fast so gut als verloren seyn. Das Nähere steht noch zu erwarten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 94. 4 April 1835.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Erster Artikel.)

Seit in dem weiten Landstriche zwischen dem Himalaya und dem Kap Comorin keine Macht mehr vorhanden ist, welche der englischen Macht zu widerstehen vermöchte, hat das Schicksal der eingebornen Fürsten Indiens und ihrer Staaten nur ein sehr untergeordnetes Interesse; einer nach dem andern hört auf, ohne daß irgend jemand, als etwa die persönlich Betheiligten, einen Antheil daran nähme, und die direkte Herrschaft der Engländer über die weiten Länder ist in langsamem, aber sicherem Fortschreiten begriffen. Unter den Bewohnern Hindustans selbst geht inzwischen eine große Veränderung vor, welche durch die mohammedanischen Eroberungen schon begonnen hatte, nämlich eine allmähliche Schwächung des übermächtigen Kastengeistes und ein Wanken der alten religiösen Meinungen und Ansichten. So ist Indien in einem wunderlichen Uebergangsprozesse begriffen, dessen Symptome äußerst schwierig aufzufassen und herauszuheben sind, und der sich nicht deutlicher abzeichnen läßt, als indem man sagt, daß europäische Begriffe und Auffassungsweisen mehr und mehr das alte Gebäude der Meinungen und des Glaubens untergraben.

Bei dieser Lage der Dinge ist der Bestand und die Sicherheit der englischen Herrschaft eine Sache von unendlicher Wichtigkeit für Indien selbst, da die im vorigen Jahrhundert auch ohne Zuthun der Engländer schon weit gediehene Anarchie jetzt ohne den Glauben an den sichern Bestand der englischen Herrschaft die maßlosesten Fortschritte machen müßte; dieser Glaube scheint jedoch allmählich festere Wurzeln zu fassen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Engländer, so große Mißgriffe auch im Einzelnen geschehen seyn mögen, doch mit einer Klugheit und mit einem Takte zu Werke gegangen sind, welche ihren Staatsmännern alle Ehre machen. Die Macht der Gewohnheit und des Hergebrachten ist indeß so groß, daß die englischen Einrichtungen in Indien noch immer an manchen Uebeln leiden, die sich nur aus dem kaufmännischen Charakter der ersten Niederlassungen erklären lassen. Anfangs verwandte die ostindische Kompagnie nur englische Truppen, und die Seapoys *) waren nur ein Nothbehelf, weßhalb die Offiziere derselben durchaus nach denen der königlichen Regimenter rangirten, so daß oft ein Gelbschnabel, der sich eben in der königlichen Armee das Hauptmannspatent erkauft hatte, den Rang vor einem Veteranen hatte, der zwanzig Dienst- und vielleicht nicht viel weniger Kriegsjahre zählte. Auch konnten z. B. noch unter Clive, Lawrence und Coots die Offiziere der indischen Regimenter nie mehr als Obersten werden, d. h. nur ein indisches Regiment, nie aber ein Korps, und noch weniger ein solches befehligen, das zum Theil aus königlichen, zum Theil aus Kompagnietruppen bestand. Diese Zurücksetzung der indischen Armee, welche theilweise erst in neuerer Zeit abgestellt wurde, theilweise aber noch fortdauert, ist um so lächerlicher und beleidigender, als seitdem die Zahl und Bedeutung derselben ungeheuer gewachsen ist, und sie als die Hauptstütze der englischen Herrschaft, wenn auch nicht als die einzige betrachtet werden muß. Die königlichen Truppen in Indien, welche noch überdieß wegen der Sorge für ihre Gesundheit *) dem indischen Gouvernement ungeheure Summen kosten, und schon wegen des Klima's nicht im Verhältniß gleich viel leisten können, betragen 4 Regimenter Reiterei und 18 Regimenter Infanterie, also höchstens etwas über 20,000 Mann, während die indische Armee 200 Regimenter, und nahe an 200,000 Mann zählt.

Doch nicht allein diese Zurücksetzung gegen die königlichen Truppen ist es, welche die Offiziere der indischen Armee unwillig macht, sondern auch ein System der Ersparnisse und Einschränkungen, das namentlich seit dem kostspieligen Kriege gegen die Birmanen begann. Da die Einschränkungen im Civildepartement keineswegs mit demselben Nachdrucke vorgenommen wurden, wie in der Armee, obgleich die Civilbeamten verhältnißmäßig weit besser bezahlt sind, so ist unter dem Militär eine Animosität gegen die Civilbeamten, „gegen die Herrn von der Feder,“ wach geworden, die nicht geeignet ist, die Einheit und Einigkeit unter den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Macht zu erhalten. Es mag seyn, daß von Seite der Militärs manches Standesvorurtheil mit unterläuft; wenn aber solche Vorurtheile nicht durch eine allgemeine Volksgesinnung paralysirt werden, was in Indien

*) Gesprochen Sipay's, von dem persischen Wort Sipahi, Soldat; das im türkischen gebräuchliche Spahi.

*) Siehe hierüber Ausland vom vorigen Jahre Nr. 309; überhaupt die drei Artikel: englische Garnisonsstädte in Indien Nr. 300, 309 und 365.

unmöglich der Fall seyn kann, so haben sie eine um so größere Bedeutung, als sie auf etwas sehr Reelles, nämlich das Gefühl ihrer eigenen Wichtigkeit, sich stützen.

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Unter den bessern Charakterzügen der Japaner leuchtet besonders ihre kindliche Liebe und Achtung hervor; auch die häuslichen Tugenden der Frauen werden sehr gepriesen. Einer jener Anomalien zufolge, deren das stärkere Geschlecht sich gegen das schwächere so häufig schuldig macht, wird auch hier Ehebruch an der Frau mit dem Tode bestraft, während der Mann sich so viele Konkubinen halten darf als ihm beliebt. Nicht wegen dieser erzwungenen Keuschheit allein rühmt indeß Herr Fischer die japanesischen Frauen, sondern hauptsächlich auch ihrer Geduld und der Geschicklichkeit halber, mit welcher sie das Hauswesen zu führen verstehen, welches letztere Geschäft, bei dem Stolz des Mannes, der außer der Besorgung des Amtes, auf welches seine Geburt ihn hinweist, allen Erwerb für den Lebensunterhalt verschmäht, oft mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden ist. Uebrigens behaupten die japanesischen Frauen die nämliche Stellung als die europäischen: sie haben bei Festen den Vorsitz und sind die Zierde des häuslichen Mahles. Die Kunst, die Samsie oder die Guitarre zu spielen, macht einen wesentlichen Theil der weiblichen Erziehung aus; ein Griff in ihre Saiten gibt das Zeichen, daß alle Förmlichkeit bei Seite zu setzen sey, und daß nun Thee, Sakki *) und gesellige Heiterkeit an die Reihe komme.

Wenn die Stufe, auf welcher die Landwirthschaft und das Manufakturwesen bei einem Volke stehen, als Maßstab der Civilisation gilt, so können die Japaner zum mindesten mit allen übrigen orientalischen Nationen in die Schranken treten. Herr Meylan stellt sie in dieser Hinsicht höher als alle übrigen; besonders rühmt er ihren Ackerbau, nur scheinen sie die Gartenkunst, zu welcher sie doch alle Gelegenheit haben, wenigstens in demjenigen, was die Küche und den Nachtisch betrifft, zu vernachlässigen. Als Blumisten sind sie dagegen ausgezeichnet, und die Schönheit ihrer Erzeugnisse übertrifft in dieser Hinsicht Alles was man nur sehen kann. Ihr in Europa unbekanntes, ganz eigenthümliches Verfahren, aus größern Pflanzen kleinere Exemplare zu ziehen, haben sie zu einer hohen Vollkommenheit gebracht. Herr Meylan sagt, daß er eine dem holländischen Gouverneur zum Verkauf angebotene Büchse gesehen habe, die nur drei Zoll lang und einen Zoll breit war, und in welcher sich eine Tanne, ein Bambusrohr und ein Pflaumenbaum befanden, der Letztere in der Blüthe. Man verlangte 1200 Gulden für diese Seltenheit. Mit den Indiern haben die Japaner das religiöse Vorurtheil gegen das Schlachten von Hornvieh und gegen Fleischspeisen überhaupt gemein; deßhalb sind auch Weiden und Viehzucht bei ihnen gänzlich vernachlässigt. Nur der Büffel wird als Lastthier gebraucht, und wenn er eines natürlichen Todes stirbt, verarbeitet man seine Hörner und seine Haut. Deßhalb sind auch wahrscheinlich die Gerber so allgemein verachtet. Gegen Speck und Fett überhaupt haben die Japaner einen natürlichen Widerwillen, und in dieser Hinsicht weicht ihre Kochkunst gar sehr von der der Chinesen ab. Federvieh wird häufig gezüchtet, und Fasanen und andere Wildpretarten geben den Jagdliebhabern hinreichende Beschäftigung. Ihre Lieblingsnahrung liefern den Japanern das Meer, die Seen und Flüsse, und Alles, was nur in denselben lebt und webt, vom Wallfisch bis zum Gründling, kommt auf ihre Tafeln; sogar das Fischbein wird, wie Herr Meylan versichert, fein geschabt und auf Ragouts zerstreut. Um dieses Gericht, so wie um das rohe Fleisch des Delphins, das, mit Sakki und Senf genossen, Herrn Fischer zufolge sehr gut seyn soll, wollen wir indessen die Japanesen und die Herrn der Faktorei nicht beneiden. Der Storch wird auch in Japan so wie bei uns geachtet und geschont.

In einem Memorandum, das, wie Herr Meylan sagt, im Jahre 1744 dem holländischen Generalgouverneur zu Batavia vorgelegt wurde, befindet sich eine Berechnung, aus welcher sich ergibt, daß zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, als der Handel mit Japan noch offen war, die Ausfuhr an Gold und Silber sich jährlich auf 10 Millionen holländische Gulden belief. Diese Ausfuhr wurde in der Folge herabgesetzt, und endlich im J. 1680 gänzlich verboten. Dieselbe Berechnung ergibt, daß die Ausfuhr von Gold und Silber in dem Zeitraum von 60 Jahren die ungeheure Summe von 600 Millionen Gulden betragen habe. Nimmt man an, daß die Minen von Japan außer diesem Gold und Silber auch noch eine große Menge von Kupfer liefern, wovon die Holländer binnen einigen Jahren 30,000 bis 40,000 Pikuls *) ausführten, rechnet man hiezu ein ansehnliches Quantum von Eisen und Stahl, und bedenkt man vor Allem, daß alle diese Metalle durch den hohen Grad von Reinheit, der ihnen eigen ist, besonders schätzenswerth sind, so läßt sich vermuthen, daß die Japaner keineswegs so ganz unerfahren im Bergbau und in der Kunst die Metalle zu behandeln seyn müssen. Nur scheinen sie die Ausbeute nicht gehörig eingetheilt, und dadurch eine große Erschöpfung ihres Bergbaues herbeigeführt zu haben, in deren Folge im Jahre 1790 im Rath des Kubo darauf angetragen wurde, den Handel der Holländer zu beschränken. „Der Grund unsrer Freundschaft mit den Holländern," sagte der Antragsteller, „ist der Handel, und der Handel wird mit Kupfer betrieben. Ist dieses erschöpft, so muß der erstere eingehen. Wäre es daher nicht weise, wenn wir, um unser Freundschaftsverhältniß fortbestehen zu lassen, künftig nur so viel Kupfer abgäben, als unsre Gruben im Stande sind für immer zu liefern? Mit den Bergwerken geht es nicht wie mit den Haaren des Menschen, die wieder wachsen wenn man sie abschneidet: sie gleichen im Gegentheil den menschlichen Gliedern, die, einmal abgenommen, nicht mehr nachwachsen." Dieses Argument hatte zur Folge, daß man die gestatteten zwei Schiffe jährlich auf eins herabsetzte. Im Jahre 1820 ließ sich die Regierung jedoch be-

*) Ein geistiges, aus Reiß bereitetes Getränk, und zugleich das einzig berauschende, welches die Japaner haben.

*) Ein Pikul ungefähr 135 Pfund.

wegen, eine Vermehrung der Schiffe und der Kupferladungen zu gestatten. In Handarbeiten sind die Japanesen für gewisse Artikel besonders berühmt; auch werden europäische Erzeugnisse mit Erfolg von ihnen nachgeahmt. Zu Nangasaki verfertigt man Teleskope, Thermometer und Uhren. Eine der Letztern, welche zum Geschenke für den Kaiser bestimmt war, könnte sich, wie Hr. Meylan versichert, mit vielen europäischen Kunstwerken dieser Art messen. Sie war 5 Fuß lang, 3 Fuß hoch, und zeigte eine Landschaft mit einer goldenen Sonne. Wenn die Stunde schlug, bewegte ein Vogel seine Flügel, eine Maus kroch aus ihrem Loch den Berg hinan, und eine Schildkröte kam zum Vorschein, um die Stunde auf dem Zifferblatt zu zeigen. Leider hatte man aber nach orientalischer Weise auf Perspektive und Verhältniß gar keine Rücksicht genommen; der Vogel war größer als der Baum auf dem er saß, und die Maus lief in einem Augenblicke über den Repräsentanten eines Berges von mehrern tausend Fuß Höhe.

Die Malerei scheint sich in Japan vor Alters schon auf eine gewisse Stufe gehoben zu haben, denn man sieht auf den Thoren und Mauern ihrer Tempel Gemälde von hohem Alterthum, wenn auch nicht, wie die Japaner von einigen behaupten, aus dem eilften Jahrhundert. Gute Porträtmaler findet man, wie Hr. Fischer sagt, in Japan nicht; die dortigen Maler widmen sich wahrscheinlich aus gewissen abergläubischen Meinungen diesem Zweig der Kunst nicht, denn sie wenden bei Gemälden dieser Art allen ihren Fleiß auf das Ausmalen der Kleidung und der Beiwerke, das Gesicht selbst aber hat keine Aehnlichkeit. Von den lackirten Waaren der Japaner, die auch bei uns berühmt sind, kommt nur das Schlechteste durch den Handel nach Europa; das Museum im Haag enthält indeß einige Musterstücke von Arbeiten dieser Art, die von der Geschicklichkeit der Künstler Zeugniß geben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wasservertheilung Londons. *)

Diese wichtige Angelegenheit hat, nachdem sie eine Zeit lang geruht, abermals die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Mehrere Plane sind vorgelegt worden, jedoch sämmtlich nach so großem Maßstabe, daß Publikum und Regierung höchst wahrscheinlich vor den Kosten zurückschrecken werden. Das neue Licht; welches die Geologie über diesen Gegenstand verbreitete, kann indeß dazu führen, den gewünschten Zweck auf genügende und dennoch wohlfeilere Weise zu erreichen. Die Schichtung, auf welcher London und der umliegende Distrikt liegt, ist jetzt vollkommen erkannt, und obschon die Tiefe, in welcher Wasser gefunden wird, sehr groß ist, so hat man dennoch die Gewißheit es im Ueberfluß und von der besten Qualität zu erhalten.

Als Beweis hiefür gilt der Erfolg, welchen man beim Graben des großen Brunnens zu Hampstead erlangte. Die Schichtungen, durch welche man bei dieser Gelegenheit kam, waren folgende:

Gewöhnlicher Londoner Thon	285 Fuß
Felsen	5 —
Töpferthon	60 —
	350 —

*) Ueber die Vertheilung des Wassers in London haben wir unsern Lesern in Nr. 251 u. f. dieser Blätter vom vorigen Jahre eine umfassende Uebersicht mitgetheilt, und tragen deßhalb hier noch einen denselben Gegenstand betreffenden Korrespondenzartikel des Athenäums nach.

Die Londoner Thonerde war während der ersten 50 Fuß locker, von röthlich brauner Farbe, und enthält ziemlich viel Eisenkies und Selenit; in den nächsten 170 Fuß wechselte die Farbe von Blau bis zu Dunkelbraun, und der untere Theil war sehr sandig. In der Tiefe von 260 Fuß fand man einige Früchte und Samen; in einer Tiefe von 265 und 285 Fuß aber enthielt die Thonerde eine große Menge vegetabilischer Ueberbleibsel. Unter den gefundenen Fossilien sind besonders merkwürdig: mehrere Sternsteine, ein Pentakrinit, sechs Spezies von Muscheln und zwei kleine, gerade, röhrenförmige Körper, von denen einer rund, der andere aber viereckig und inwendig von gestreifter Struktur ist, gleich einem Belemniten, ohne jedoch in der Mitte mit einem Loch versehen zu seyn.

Der Fels zwischen der Thonerde und dem Töpferthon war voll grüner Partikeln und mit unzähligen kleinen abgerundeten Kieseln eingesprengt. Die in dieser Schicht gefundenen Fossilien waren kalkartig und zerbrechlich; unter ihnen befanden sich die beiden Muschelgattungen Mya intermedia und Natica glaucinoides. Der Töpferthon enthielt keine organischen Ueberreste.

In der Tiefe von 350 Fuß fand man eine Sandschicht mit kleinen Kieseln untermischt, aus der nach und nach eine solche Wassermasse emporstieg, daß man vermuthen sollte, es müsse sich ein ungeheurer Süßwassersee unter dem Boden von London befinden. Die Dampfmaschine war, gleich von Anfang der Entdeckung des Wassers an, sechs Wochen lang beschäftigt Tag und Nacht in jeder Minute hundert Gallonen in die Wasserbehälter zu pumpen, und dennoch ließ sich keine Abnahme im Wasserstande des Brunnens bemerken.

Durch solche Brunnen und Dampfpumpen ließe sich, wie das angeführte Beispiel beweist, nicht nur das reinste Wasser, sondern auch um den zehnten Theil dessen erhalten, was einer Gesellschaft gezahlt werden muß, die den Bedarf aus einer Entfernung von mehrern Meilen herbeizuschaffen genöthigt ist. Die bedeutendsten Brauer und Fabrikbesitzer versehen sich bereits mit Wasser aus eigenen Brunnen, und es wäre sehr zu wünschen, daß auch die übrigen Kirchspiele von London dem von Hampstead gegebenen Beispiele folgen möchten.

Ein Besuch bei Antonio Gasperoni von Mery.

(Schluß.)

Ich ging auf Gasperoni zu, der seine Stellung nicht verändert hatte. Er hat durchaus keine Aehnlichkeit mit den Räubern, wie man sie auf dem Theater darstellt, vielmehr sieht er sanft aus, hat starke regelmäßige Züge und ein angenehmes, geistreiches Lächeln. Seine Haare sind schwarz und glatt, hinten lang und nachlässig mit einem Bande zusammengebunden. Er erzählt mit gutmüthigem Ausdrucke, dabei gestikulirt er wenig, im Gegensatze mit seinen Landsleuten. Wird ihm aber eine Antwort durch eine kühne Frage entrissen, auf die er ungern einging, dann verräth sich der überlegene Mensch; sein Gesicht wird drohend, sein Auge wild, seine Lippe bebt, seine Sprache wird belebt und derb; man erkennt den Banditen mit seinen fünf und vierzig Mordthaten.

Ich fragte ihn, welches ist euer wahrer Name? man hat mir gesagt, ihr heißet Barbone.

„So nannte man mich in den Bergen; mein Name ist Antonio Gasperoni.“

Ihr habt euch sehr berüchtigt gemacht; man spricht in Italien von euch wie von Catilina, Spartacus und andern euren Landsleuten, welche Rom den Krieg erklärt hatten. Er lächelte und verbeugte sich bescheiden.

Aus welchen Ursachen, Gasperoni, habt ihr dieses Handwerk ergriffen?

„Ein Streit war daran schuld.“

Verlohnt es sich wohl auch, wegen eines Streites mit der Gesellschaft zu brechen?

„Ich hatte meinen Gegner im Streite getödtet.“

Wie lange triebt ihr euer Handwerk?

„Siebzehn Jahre.“

Habt ihr Wunden?

„Allenthalben.“

Ihr habt euch also oft geschlagen?

„Ja wohl oft, sehr oft.“

Mit den päpstlichen Soldaten?

„Mit den Soldaten, nein (mit einem Zeichen der Verachtung); mit den Dragonern!“

Man sprach mir von eurer Geschichte in der Köhlerhütte (ein Bliz zuckte durch seine Augen, sein Antliz ward düster); wollt ihr wohl so gut seyn, mir jene Geschichte erzählen?

Die ganze Bande schloß einen Kreis um uns, um die Erzählung aus dem Munde ihres Führers anzuhören.

Es waren ihrer siebzehn, sagte Gasperoni, siebzehn Köhler. Sie hatten mich an die Soldaten des Papstes verkauft. Ich hielt sie für meine Freunde: wir aßen und tranken ruhig in ihrer Hütte. Ich hatte keine Schildwache ausgestellt; das war ein großer Fehler, allein ich hielt sie für brave Leute und für meine Freunde. Um Mitternacht höre ich die Tritte der Soldaten; mein Ohr erkannte sie auf eine Viertelstunde. — Verrath, Kameraden, Verrath! Wir greifen zu den Waffen. Die Päpstlichen hatten sich der Hütte bis auf 20 Schritte genähert. Wir waren zwölf, sie ihrer dreißig. Wir lichteten ihre Reihen durch wohlgezielte Flintenschüsse. Ich allein schoß vier derselben nieder; ich ward am Arme verwundet; hier sehen Sie noch die Narbe. Die Päpstlichen ließen uns durch; nicht einen einzigen der Unseren nahmen sie gefangen, nicht Einen tödteten sie. Die päpstlichen Soldaten schießen sehr schlecht, Wären es Dragoner gewesen, so waren wir verloren. Hören Sie weiter: Drei Tage darauf in der Nacht stiegen wir von den Bergen herab. Ich führe meine Bande an die Köhlerhütte. Die Elenden schliefen. Eine Stimme ruft von innen: Wer pocht an die Thüre? — Aufgemacht, antworte ich, es sind eure Freunde, die Soldaten. Ein Köhler ruft: Oeffnet nicht, es ist Gasperoni. — Mit einem Kolbenschlage sprenge ich die Thüre. Schäumend vor Wuth traten wir ein; Alle wurden niedergemacht. War das nicht billig, nicht die gerechte Strafe für ihren Verrath? — Zulezt zähle ich die Leichen; es waren nur vierzehn. Ich durchsuche die Hütte; drei Köhler waren entwischt; die Sache also nur halb vollstreckt. Vor Wuth rannen mir Thränen über die Wangen. Ich finde sie auf, rief ich meinen Kameraden zu, ich finde sie, und müßte ich ganz Italien durchsuchen. — Zwei Jahre später traten wir eines Abends in eine kleine einzeln liegende Schenke am Meere, um zu trinken. Der Ort war uns genau bekannt. Bauern saßen um einen Tisch. Ich habe ein scharfes Auge, um meine Feinde auszuspähen: ich gewahre unsere drei Köhler, die sich in einem Winkel verbargen. Ich war sehr froh darüber. Endlich habe ich sie, sagte ich zu mir selbst. Hervor ihr Drei, laßt eure Gesichter sehen; habt ihr Angst? sie waren bleich und zitterten. Es ist lange her, daß ich euch suche, sagte ich lachend zu ihnen. Sie warfen sich mir zu Füßen und flehten um Gnade. Ich gab meinem Scharfrichter ein Zeichen; mit drei Pistolenschüssen streckte er sie nieder. Ich selbst vergieße nur Blut im Kampfe, außer demselben habe ich nie jemand getödtet, selbst jene elenden Köhler nicht, die mich verkauft hatten.

Die umstehenden Sträflinge bekräftigten dieß durch eine Beugung des Hauptes.

Man erzählt noch mancherlei Geschichten von euch, sagte ich zu ihm.

„Ja wohl, man wird Ihnen hundert Fabeln von mir sagen.“

Die Tochter jenes Engländers, der einen Preis auf euren Kopf sezte .....

„Das ist nicht wahr, unterbrach er mich mit Lebhaftigkeit, nie habe ich Weiber tödten lassen.“

Doch habt ihr hie und da eine in eure Berge entführt?

Gasperoni schwieg mit einem Lächeln, das man auslegen konnte, wie man wollte.

Vielleicht sehnet ihr euch wieder nach jenem unabhängigen Leben, das ihr freiwillig aufgabt. Wenn der heilige Vater euch begnadigte, wie würdet ihr eure Freiheit benuzen?

„Ich würde ein ehrlicher Mann werden; ich würde nach Neapel gehen und arbeiten.“

Das würde euch schwer werden. Gewisse Gewohnheiten ....

„O nein, mein Herr; das unstäte Leben in den Bergen langweilt mich. Ich habe es 17 Jahre lang geführt; ich war jung; die Strapazen waren mir Bedürfniß; jezt werde ich alt; ich leide durch meine Wunden und bin der Ruhe bedürftig.“

Würdet ihr für eure Kameraden gutstehen können?

„Für Alle!“

Ist derjenige, den ihr euren Scharfrichter nanntet und der auf euren Befehl tödtete, auch hier?

„Ja, der ist es.“

Der Bezeichnete stand zu meiner Linken; sein Arm berührte den meinigen. Die Stupidität des Verbrechers war auf seinem langen, magern und bleichen Gesichte ausgedrückt. Wie heißest du, fragte ich ihn. Ohne mich anzusehen, erwiderte er mit heiserer Stimme: „Geronimo.“ Du also warst der Henker der Bande? — „Ja, Herr.“ Hast du viele getödtet, Geronimo? — „Ja wohl, so oft man zu mir sagte: tödte! (amazza).“

Ich zweifle sehr daran, daß der heilige Vater dich begnadigen werde!

Ein schallendes Gelächter der ganzen Bande begleitete meine Bemerkung. Geronimo machte ein Zeichen der Sorglosigkeit und lachte selbst mit.

Jezt wendete ich mich an die Bande: es scheint, daß ihr fröhlich lebt und nicht mager werdet im Gefängniß.

Ein Sträfling, der, was unter diesen Leuten selten ist, einen starken Bauch hatte, erwiderte mir, der heilige Vater nähre sie sehr gut: wir essen Fische, Fleisch, gute Gemüse und erhalten täglich 2 Paoli (22 Sous).

So seyd ihr ja glücklicher als alle Bettler der römischen Staaten.

„Dieß ist, entgegnete Gasperoni, eine gute Politik der Regierung. Diejenigen, welche unser Handwerk treiben, wissen, daß wenn sie sich freiwillig stellen, sie gut zu essen, gute Betten und guten Sold erhalten. Alles dieß findet man selten beim Leben in den Bergen. Dadurch wird mancher verleitet, sich selbst einzuliefern, wenn er des Lebens auf den Landstraßen satt ist. Und dann erhalten wir auch noch überdieß Geschenke von den Reisenden.“

Mein Begleiter bestätigte mir Alles, was von der Freigebigkeit des Papstes so eben gesprochen ward.

Ehe ich die Citadelle verließ, betrachtete ich die ganze Bande Gasperoni's noch einmal genau. Außer dem Führer und seinem Henker ist nicht ein einziges ausdrucksvolles Gesicht darunter. Es sind ganz alltägliche Physiognomien, die man dem Aussehen nach eben so gut für ehrliche Leute halten könnte, in welchen die Polizei sich geirrt hat. Ich weiß nicht, ob sie einst das malerische Kostüm trugen, das unsere Künstler den Banditen geben: ihre Sträflingskleidung ist die der italienischen Taglöhner, graue Beinkleider, braune Wämmser und blaue Strümpfe. Auch in ihrer Haltung gleichen sie keineswegs ihren lithographirten Kopien. Gleichgültig, jedoch ohne Niedergeschlagenheit, betrachten sie den heitern Himmel, das klare Meer, und leben sorglos in den Tag hinein. In diesem Zustande fand ich die Bande, welche während 15 Jahren die pontinischen Sümpfe verheert und so manchen reichen Engländer ausgeplündert hat. Ohne Zweifel sterben sie ab in der Citadelle, indem sie ihre Begnadigung erwarten, und mit ihnen erlischt die lezte Bande. Für die reisende Menschheit ist dieß ein Glück, für die Maler jedoch ein Unglück. Die Campagna von Rom ohne Banditen ist, was die syrische Wüste ohne Karawanen ist. Allenthalben stirbt die arme Poesie, erstickt durch die Moral und die Aufklärung. Der Orient allein war noch übrig. Umsonst! Der Türke kleidet sich jezt in blaue Ueberröke und der Sultan trägt Stallmeisterstiefeln und einen Seidenhut aus Paris.

Vermischte Nachrichten.

Eine aus mehreren Generalen bestehende Kommission hat von dem Kriegsminister den Auftrag erhalten, das gegenwärtig in der französischen Armee bestehende Remontesystem zu untersuchen. Seit langer Zeit schon und namentlich im vergangenen Jahre haben die Generalinspektoren sich über dieses System beklagt, das den wesentlichen Nachtheil hat, das Heer mit schlechten und durch eine Menge von Nebenausgaben vertheuerten Pferden zu versehen. Ein Pferd für die leichte Kavallerie, für welches der Tarif und das Budget nicht mehr als 450 Fr. gestatten, kommt auf 1100 Fr., und eines für die schwere Reiterei, für das nicht mehr als 650 Fr. bezahlt werden sollen, auf 1500 Fr. zu stehen.

*

Der durch Brandunglück verursachte Schaden soll in Frankreich im Jahre 1832 über 19, im Jahre 1833 über 24 Millionen Franken betragen haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 95. 5 April 1835.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

Die Franzosen sind das geistreichste Volk der Welt. Jeden Tag sagen sie es selbst, es muß also wahr seyn, und ich, ihr Gast, bin viel zu wohl erzogen, um zu widersprechen. Auch wäre es überflüssig, seitdem die Karikatur und der Charivari bestehen, und alle paar Tage dieses Thema zum Gegenstande ihrer tiefen und gelehrten Forschungen und Beleuchtungen machen.

Die Franzosen sind auch das munterste, heiterste Volk der Welt, und dieß sagt das Ausland von ihnen. Das aber ist nicht wahr, und gehört zu den tausend Oberflächlichkeiten und Unrichtigkeiten, die in den Urtheilen von Volk zu Volk sich nach und nach eingebürgert, und das Gepräge geistreicher Wahrheiten sich angemaßt haben. Das war noch eine gute Zeit, in welcher weiland Kotzebue in seinen zahllosen Lustspielen die Karikaturen französischer Perrückenmacher oder Tanzmeister auf die Bühne brachte, und mittelst dieser selbst geschaffenen Spottfiguren die ganze übrige Nation beurtheilen lassen wollte; hier war das Urtheil fertig, man brauchte nur zu nehmen, und niemand durfte sich ein Gewissen daraus machen, denn so lange die Welt steht, haben die Völker einander nach dem Ausspruche unberufener Mittelsleute geschätzt.

Wer da sehen will, wie das wirkliche Paris, wie der lebende, leibhafte Franzose nicht den gemalten und beschriebenen gleichen, der setze nur den Fuß auf die Straße, auf einen öffentlichen Platz, in die Tuilerien, in das Palais-royal, auf die Boulevards, da wo die ganze Bevölkerung stets versammelt zu seyn scheint, oder in den Saal eines Speisegebers oder in ein Kaffeehaus, er wird von Allem, was er sich erwartet, seltsamerweise nichts finden. In einem Speisesaal von hundert bis hundertfünfzig Personen ist Alles ruhig, unbeweglich; außer dem einförmigen Rufe: garçon! und dem Lärmen der Teller und Gabeln herrscht eine Todtenstille. Sie sehen wohl hundert Leute, hundert Personen, aber keine Gesellschaft, jeder ist für sich allein, und die Welt um ihn herum bekümmert ihn nichts.

Das Wahrzeichen eines Pariser Kaffeehauses ist der Hut auf dem Kopfe der Besucher und das Dominospiel auf dem Marmortische, der mit etwas Sägemehl bestreut wird. Die erst genannte Sitte ist dem Fremdlinge unleidlich, der Franzose, und besonders der ächte Pariser, findet sie ganz natürlich, er friert am Kopfe; auch das hätten Sie nicht von ihm geglaubt, und er trennt sich von seiner Kopfbedeckung nur in der äußersten Noth: er trinkt seinen Kaffee mit dem Hute auf, er spielt Billard, Dambrett, Schach, Domino, er liest alle Zeitungen stets mit dem Hute auf. Man behauptet, daß der Minister Thiers die acht Bände seiner Revolutionsgeschichte mit dem Hute auf dem Kopfe geschrieben habe, und ich kenne selbst einen Schriftsteller, der ihn mehrmals in dieser Weise arbeiten sah. Damals wohnte er noch bei Laffitte, war Journalist und Revolutionär, also sehr unhöflich, seitdem er Minister von Louis Philipp ist, hat er sich gewöhnt, chapeau bas zu gehen, woraus man schließen darf, daß er sich wärmer gesetzt, oder daß die nie still stehende Höflichkeit des Kastorhutes der Julius-Majestät auf den gelehrigen Minister gewirkt habe.

Mit dem Dominospiel, welches alle Tische beschäftigt, ist es mir übel ergangen: ich hatte die Frechheit zu behaupten, daß das Talent zu diesem Spiel in der Einfalt, und die Kunst in der Langweiligkeit und Geduld bestehe, man wies mich aber zur Ordnung, und legte mir klar dar, daß das Domino, so wie das Dambrett, ein sehr geistreiches und schwieriges Spiel sey: wie würden wir es sonst so viel spielen? setzte man als letztes Argument hinzu; in der That, dagegen ist nichts einzuwenden. Vielleicht kommt es von dieser tiefsinnigen Entdeckung, daß die Franzosen so traurig geworden sind.

Der Karneval ist nichts anders als ein Fieberparoxysmus in dem sonst geregelten Leben, der Karneval schafft nicht neue Charaktere, nicht ein neues Gemüth, und mehr oder minder ist das übrige Jahr, das übrige Treiben eines Volkes ein gültiger Maßstab um zu beurtheilen was der Karneval seyn könne.

Sicherlich wird auch im pariser Karneval mehr als ein Fremder sich getäuscht finden, wenn er mit den alten und gänzlich verjährten Vorstellungen in die große Hauptstadt tritt.

Die Privatzirkel sind nicht entscheidend; wir kennen sie weniger, und sind nicht im Stande, sie in das Gemälde hineinzuziehen. Es steht kaum zu erwarten, daß sie in ihrem Charakter etwas anders als eine Kopie des allgemeinen Volksinstinktes seyn werden. Am Hofe und auf den dortigen Karnevalsfesten bewegt sich nur eine sehr enge Welt, ihre Sitten, ihre Gebräuche sind unerfaßlich, wie Alles an dem Hofe Louis Philipps das Gepräge

des Ungewissen, des Uneigenthümlichen trägt. Der Moniteur und die Debats sagen, die Feste seyen glänzender und geschmackvoller als sie jemals unter der alten vierzehnhundertjährigen Monarchie der Bourbone und ihrer Voreltern gewesen. Wer kann es wissen? der Moniteur und die Debats lügen, das ist ihr Gewerbe, und die eingeladenen Gäste, die spärlichen bürgerlichen Gäste, reden nicht gern von den Herrlichkeiten und Freigebigkeiten des orleanischen Haushaltes. Louis Philipp ist übel daran, der Faubourg St. Germain, welchen er gern haben möchte, mag ihn nicht, und die Bourgeoisie, welche ihn gern mit ihrem Besuche beglücken möchte, mag er jeden Tag weniger. Es bleibt uns aber ein weiter Raum, ganz Paris, und in den Theatern was auf der langen Stufenleiter zwischen der großen Oper und der Madame Saqui, auf dem Boulevard du Temple, steht.

Sie wollen wissen, was ein „brillanter Maskenball" in der großen Oper oder, wenn Sie einen andern Namen wollen, in der „königlichen Akademie der Musik" ist? Begleiten Sie mich.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Japan.

(Fortsetzung.)

Theatralische Unterhaltungen sind in Japan sehr beliebt, und stehen, was Scenerie und Dekorationen betrifft, weit über denen der Chinesen. Ihre Schauspiele bieten, in einem und demselben Stück, eine grelle Mischung des Tragischen und des Komischen und gewaltige Verstöße gegen die Regel der Einheiten. Das Orchester besteht gewöhnlich aus Blinden, die einer gewissen Brüderschaft von blinden Leuten angehören, welche man Tekis nennt. Der Gründer dieser Gesellschaft war, wie die Sage berichtet, ein gewisser Prinz Semmimar, der sich über den Verlust seiner Geliebten die Augen ausweinte. Die Theater werden sehr besucht, indeß herrscht auch in Japan jenes Vorurtheil gegen den Schauspielerstand, das man auch bei uns findet, und das, durch das regellose Benehmen mancher seiner Mitglieder herbeigeführt, so tiefe Wurzeln geschlagen hat, daß es weder den Talenten noch den guten Eigenschaften vieler andern gelang, es gänzlich auszurotten. Die Damen, welche das Theater besuchen, kleiden sich während der Vorstellung zwei, auch wohl dreimal um, und sind zu dem Ende von einer Anzahl Dienerinnen begleitet, welche ihre Garderobe tragen. Von jedem Stück cirkuliren gedruckte Programme unter den Zuschauern.

Bei ihren gesellschaftlichen Zusammenkünften im Winter beschäftigen sich die jungen Frauenzimmer mit feinen Arbeiten aller Art; sie verfertigen artige Schachteln, künstliche Blumen, Vögel und andere Thiere, Taschenbücher, Börsen u. dgl. Im Frühling dagegen ziehen sie Unterhaltungen im Freien vor, unter denen Spazierfahrten auf herrlich geschmückten, Abends mit Laternen von buntfarbigem Papier beleuchteten Booten. mit denen die Seen und Flüsse bedeckt sind, den ersten Rang einnehmen.

Da den Japanern jeder Handel mit dem Ausland verboten ist, so sind ihre Schiffe nur für Küstenfahrten eingerichtet, und man muß deßhalb bei dem geringsten Anschein von ungünstiger Witterung in einen der zahllosen Häfen ihrer Küsten einlaufen. Das größte, welches Hr. Fischer sah, hielt nicht mehr als hundert Fuß Länge, dreißig in seiner größten Breite und ging sechs Fuß im Wasser. Der bekannte Missionär Gützlaff erzählt, daß er im Hafen von Lu-Tschu drei japanesische Barken habe liegen sehen, deren Schiffsvolk sehr gern mit den Fremden in Verkehr getreten wäre, und daß dieß nur von den Mandarinen der Insel verhindert worden sey. Diese Inseln und die unwirthliche Küste von Yesso sind wahrscheinlich die gewöhnlichen Gränzen ihrer Schifffahrt. Dieser von der Regierung angeordneten Beschränkung ungeachtet werden indeß dennoch zuweilen auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Entdeckungsreisen unternommen. Die letzte Unternehmung dieser Art geschah im Jahre 1686, wo eine Dschonke ostwärts segelte, und nach langer Abwesenheit wieder nach Nangasaki zurück kam. So viel die holländischen Beamten der Faktorei aus der Erzählung des Kapitäns entnehmen konnten, war er mehrere Tage lang ostwärts gefahren, dann durch Sturm verschlagen worden und hatte endlich Land erreicht, das, seiner Beschreibung zufolge, kein anderes seyn konnte, als die Küste von Amerika zwischen dem 40sten und 50sten Grad nördlicher Breite.

Corea, ein Land, von dem wir noch weniger wissen als jetzt von Japan, stand einst unter der Herrschaft des letztern. Während der bürgerlichen Kriege der Japanesen ging es für diese verloren und wurde gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts wieder in Anspruch genommen; doch scheint sich die Oberhoheit der Japaner nur auf einige Handelsfreiheiten und einen Tribut, den sie jährlich beziehen, zu beschränken. Tsusima, eine mitten zwischen beiden Ländern gelegene Insel, hat eine japanische Besatzung, und hier werden, wenn ein neuer Kaiser den Thron von Japan besteigt, die Gesandten von Corea empfangen. Hr. Fischer, der im Hafen von Nangasaki mehrere Barken aus Corea sah, sagt, daß das Aussehen des Schiffsvolks und die Bauart der Fahrzeuge auf eine sehr niedere Stufe von Civilisation schließen lasse. Der Zustand dieses Landes sowohl als auch der von Yesso, ist ganz geeignet, die Japaner in der hohen Meinung, welche sie von ihrer Ueberlegenheit über andere Nationen hegen, zu bestärken. Die letztere Insel wurde im Jahre 1443 zum Theil unterworfen, und damals nominell in Provinzen getheilt; doch hat man sehr wahrscheinlich ihr Inneres noch niemals erforscht. Sie wird von einem Jägervolk bewohnt, und ist, da sie sich gegen Norden unter kamtschadalische Breiten ausdehnt, in cimmerische Nacht gehüllt. Nach Matzmai, der vornehmsten Handelsniederlassung dieser Insel, wurde im Jahre 1811 der russische Kapitän Golownin als Gefangener geführt. Er erhielt seine Freiheit nicht eher wieder, als bis der Gouverneur von Irkutzk hinlängliche Genugthuung für die Plünderungen leistete, welche sich der russische Lieutenant Chwostoff an der japanischen Küste von Segalien erlaubt hatte. Die Holländer geben den Japanern übrigens das Zeugniß, daß sie Allen, welche an ihre Küste verschlagen werden, bei strenger Beaufsichtigung, alle mögliche Gastfreundschaft angedeihen lassen und ihre Abreise auf jede Weise befördern.

Die Astronomie, oder doch wenigstens die Beobachtung der

Himmelskörper und ihrer Bewegungen, wird von den Japanesen eifrig betrieben, und sie sind mit dem Gebrauch unserer Teleskopen, Chronometer und anderer Instrumente vertraut, auch messen sie ihre Gebirgshöhen mit dem Barometer. Ihre Kenntnisse in der Medizin sind sehr beschränkt, denn ihre Vorurtheile verbieten ihnen das Studium der Anatomie. Unterricht wird in Schulen von allen Klassen ertheilt, und vielleicht ist die Schreibkunst in keinem andern Lande so allgemein verbreitet als in Japan. Die Japaner sind große Liebhaber vom Sammeln von Seltenheiten, und man findet bei ihnen sehr zahlreiche Münz- und Gemäldekabinette. Der Gouverneur von Tamba besitzt eine schöne Sammlung von europäischen Münzen, und zu Yesso sah Herr Fischer eine andere von alten europäischen Kupferstichen, die sich seit 150 Jahren in der Familie des Eigenthümers fortgeerbt hatte.

Die Gesandtschaftsreise nach Jeddo, auf welcher Hr. Fischer den Gouverneur der Faktorei, Herrn Cock Blomhoof, als Sekretär begleitete, wurde im Jahre 1822 unternommen. Die Gesellschaft brach am 6ten Februar auf, wie gewöhnlich von einem Opper Banjoost, oder einem hohen Beamten nebst drei Untergebenen, drei Dolmetschern und ungefähr hundert Gepäckträgern und 20 Pferden begleitet. Die letztern waren hauptsächlich mit den Betten der Vornehmern beladen, welche ihrerseits die Reise in den bequemen Sänften des Landes, Morimons genannt, zurücklegten. Anderes Gepäck und Mundvorrath, dessen man für den Augenblick nicht bedurfte, wurde um einige Tage zu Wasser nach Osacca vorausgeschickt. Der Gesandtschaft gingen stets zwei Köche voraus, von denen der eine das Mittagmahl an irgend einem bequemen Ort, und der andere das Abendessen im Nachtquartier zu besorgen hatte.

(Schluß folgt.)

Briefe über Amerika.

1.

Pittsburg, den 24 Novbr. 1834.

Es sind gerade 76 Jahre, daß eine Handvoll Franzosen traurig ein Fort räumte, das auf der Spitze einer Erdzunge an derjenigen Stelle lag, wo aus dem Zusammenflusse des Alleghanie und des Monongahela sich der Ohio bildet. Die Franzosen hatten mit den Indianern, ihren getreuen Verbündeten, kräftigen Widerstand geleistet; allein von dem Mutterlande nicht unterstützt, sahen sie sich endlich genöthigt, das Fort Duquesne zu verlassen. An jenem Tage, den 24 Novbr. 1758, ward einer der großartigsten Plane vernichtet, die je gefaßt worden sind. Frankreich war damals im Besitze von Canada und von Louisiana, und der schönsten Flüsse und der weitesten und reichsten Becken von Nordamerika, nämlich des St. Lorenzo und des Mississippi. Zwischen diesen beiden Becken hat die Natur keine Scheidewand errichtet, so daß zur Zeit des hohen Wasserstandes von Quebec bis nach Neu-Orleans eine ununterbrochene, wenn gleich noch unvollkommene Wasserverbindung stattfindet, und ein Schiff, das von der Mündung des St. Lorenzflusses ausgeht und bis zum Michigan-See hinauffährt, ohne Schwierigkeit in das Bett des Illinois und sofort bis zur Mündung des Mississippi gelangen kann. Zu jener Zeit lag es im Plane der französischen Kolonie, in diesem Thale mit doppeltem Ausgange einen großen Staat: Neu-Frankreich zu gründen. Das Thal des Mississippi deckt einen 8mal größern, das des St. Lorenzflusses einen 3mal größern Raum als Frankreich. Diese Idee erregte die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV; die Ausführung derselben erhielt einen Anfang durch Anlegung einer Postenkette, deren einzelne Punkte trefflich ausgesucht waren. Allein während der Regierung Ludwigs XV waren dessen Minister zu sehr mit unpolitischen Kriegen beschäftigt, um dieser Angelegenheit ihre Sorge widmen zu können. Der Einnahme des Forts Duquesne folgte bald die Eroberung Canada's durch die Engländer, und im Pariser Frieden von 1763 trat Frankreich mit einem Federstreiche das Becken des Lorenzflusses und das linke Ufer des Mississippi an England, das rechte Ufer des letztern an Spanien ab.

Fort Duquesne ist heutzutage Pittsburg. Vergebens suchte ich mit größtem Eifer einige Trümmer des ehemaligen französischen Forts auf. Kein Stein, kein Ziegel findet sich mehr am Ohio, der von der einstigen Oberherrschaft Frankreichs zu zeugen vermochte.

Pittsburg ist heutzutage eine durchaus friedliche Stadt. Sieht man auch Geschütze und Kugeln daselbst, so kommt dieß daher, weil ein kaufmännisches Volk es sich zur Regel macht, den Markt mit allen Artikeln zu versehen, nach welchen Nachfrage geschieht. Jene Geschütze und Kugeln, gefertigt in den dortigen Gießereien, werden eben sowohl dem Sultan Mahmud und dem Kaiser von Marokko, als den Vereinigten Staaten feilgeboten. Pittsburg ist eine Manufakturstadt, die einst das Birmingham von Amerika werden wird, auch trägt eines der nahegelegenen Dörfer bereits den Namen Birmingham. Auch über Pittsburg, gleich wie über Birmingham und Manchester, erhebt sich jene schwarze Wolke, welche aus den Gießereien und Hüttenwerken, aus den Glasfabriken und den Kaminen der verschiedenen Manufakturen aufsteigt, und sofort in feinen Flocken auf die Wohnungen und Gesichter der Einwohner wieder herabfällt. Pittsburg ist lange nicht so bevölkert als Birmingham, indem es nur 20,000 Einwohner zählt; allein verhältnißmäßig zeigt sich viel größere Thätigkeit daselbst. Nirgends in der Welt ist man so regelmäßig und unaufhörlich beschäftigt, wie zu Pittsburg. Während der sechs Wochentage wird die Arbeit nur während den drei Mahlzeiten des Tages unterbrochen, von denen die längste kaum zehn Minuten dauert. Der Sonntag, welcher bei uns ein Tag der Freude ist, wird bei den Amerikanern nach englischer Sitte dem Gebet und der häuslichen Stille gewidmet. In Folge dieser energischen Ausdauer in der Arbeit, welche allen Altern und allen Ständen gemein ist, und mittelst der zahlreichen Dampfmaschinen, welche gleich gelehrigen Sklaven ihre Arbeit unaufhörlich fortsetzen, bringt die Bevölkerung von Pittsburg eine Produktenmasse hervor, welche mit der Einwohnerzahl in gar keinem Verhältnisse steht. Sey es nun, daß die amerikanische, noch jugendliche Industrie jene Feinheit noch nicht erreichen konnte, welche Gegenstände des Luxus erheischen, oder daß die Amerikaner auf den ersten Blick einsehen, daß die Fabrikation wesentlich nützlicher Gegenstände vortheilhafter ist, als diejenige von Luxusartikeln — man arbeitet in Pittsburg nur in Gegenständen der ersten Nothwendigkeit; es wird mehr auf die Solidität als auf den Glanz gehalten.

Pittsburg, obgleich gegenwärtig die erste Manufakturstadt der Union, ist doch noch lange nicht das, was es bestimmt ist zu werden. Erbaut auf der Mitte eines unermeßlichen Steinkohlenlagers, hat es seine Eisenerze ganz in der Nähe. Das östlich von Pittsburg gelegene Land liefert eine Menge Gußeisen, das sich in dieser Stadt in Schmiedeisen oder in Maschinen und Werkzeuge aller Art verwandelt. Kohlen und Eisen sind die Hauptelemente einer großartigen Industrie. Die eine ist die Kraft, das andere ist der Hebel derselben. Die Fabriken zu Pittsburg haben daher die Materialien zu ihrer Vervielfältigung und Ausbreitung nahe bei der Hand. Die Wege des Absatzes sind noch vielfältiger; denn diesem steht das Becken des Mississippi mit allen seinen Seitenthälern offen, davon jedes auf unserm Continente ein Becken des ersten Ranges wäre. Unter diesem Volke, das eben so schnell in der Zahl als im Wohlstande wächst, findet sich ein unermeßlicher Absatz für Maschinen, Guß- und Schmiedeeisen, Nägel, Glaswerk, Stahlwaaren, Töpferwaaren und Stoffen von Pittsburg. Man braucht Aexte zur Fällung der Urwälder, Sägen zur Fertigung der Bretter, Pflugscheeren und Spaten zur Umbrechung des jungfräulichen Bodens. Man braucht Dampfmaschinen für die riesenhafte Flotte von Dampfbooten, welche auf den Gewässern des Westens gehen und kommen. Man braucht Eisentheile und Nägel zum Bau der Häuser der neuen Ansiedler, Glas

zu den Fenstern; Werkzeuge aller Art und Leinwand zur Einrichtung der neuen Haushaltungen; denn hier will jedermann bequem wohnen.*)

Demnach beginnt Pittsburg bereits das zu seyn, was Birmingham und St. Etienne sind. Ueberdieß ist Pittsburg eine Handelsstadt und ein großer Marktplatz, und wird es immer mehr werden. Es liegt am Anfang der Dampfschifffahrt des Ohio; dadurch ist es durch die Vermittlung der Centralstädte Cincinnati und Louisville der natürliche Stapelplatz des obern und des untern Landes. Der Staat Pensylvanien hat nichts gespart, um Pittsburg die Vortheile seiner Lage zu sichern und zu entwickeln. Er hat aus Pittsburg einen der Stützpunkte jenes Kommunikationssystems gemacht, das er mit so großer Kühnheit begann und mit nicht minderer Ausdauer verfolgt hat.

Pittsburg ist durch eine Linie von Kanälen und durch Eisenbahnen von 158 Stunden Länge mit Philadelphia verbunden. Durch die Verzweigungen der Kanäle Pensylvaniens steht es mit den Hauptpunkten dieses Staates in Verbindung. Eine direkte Kommunikation mit dem Erie-See fehlt zwar zur Zeit noch, wird aber bald ins Leben gerufen werden, da sie bereits tracirt und die Aktiengesellschaft organisirt ist. Zwischen Baltimore und dem Ohio ist eine Eisenbahn von 100 Stunden Länge projektirt; ein Drittel dieser Strecke ist vollendet. Der gesetzgebende Körper von Pensylvanien hat der Aktiengesellschaft zur Bedingung gemacht, das westlichste Ende dieser Linie nach Pittsburg zu führen. Ein schöner Kanal, zu dem General Bernard den Entwurf gemacht hat, soll die Bay von Chesapeake über Washington mit dem Ohio verbinden; auch hier ward zu Gunsten Pittsburgs dieselbe Bedingung gemacht.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ober-Kalifornien.

Aus einer in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 9 März verlesenen Denkschrift des Dr. Coulter, der sich zwei Jahre in diesem Lande aufgehalten hatte, entheben wir die nachstehenden Notizen:

Ober-Kalifornien erstreckt sich gegen Norden bis zur Parallele von 42° 30′ und ist gegen Osten durch eine weite sandige Ebene von den Felsengebirgen getrennt. Es besteht aus zwei hauptsächlich aus Sandsteinkonglomerat bestehenden Hügelketten, die sich ihrer ganzen Länge nach in parallelen Linien nach der Küste ausdehnen. Zwei dieser letztern gegenüber liegende Inseln können als die Gipfel einer ähnlichen unterseeischen Kette betrachtet werden. Die Gipfel dieser Berge sind sämmtlich kahl, die Thäler aber fruchtbar; die Abhänge sind mit schönen Waldungen bedeckt, und am Fuß der Gebirge breiten sich herrliche Weiden aus. Der beste Boden und der am meisten versprechende Bezirk befindet sich nördlich und östlich von zwei großen zwischen den beiden Gebirgsketten liegenden Seen, die Tuli-Seen genannt, oder so zu sagen nördlich und östlich von der Bay von San Francisko. Dieser Theil des Landes wird von dem Fluß San Francisko durchschnitten, der sich in die Bay ergießt und sechzig bis siebzig Meilen weit aufwärts schiffbar seyn soll.

Die einzigen bis jetzt angebauten Theile von Kalifornien sind der Theil des Landes längs der Küste, mit Ausnahme jedoch eines quer durchlaufenden Thales, das sich bis auf 50 Leguas hinter San Pedro erstreckt, an dessen Spitze sich die Mission von St. Gabriel befindet. Die bedeutendsten der Ansiedler waren bis jetzt katholische Missionäre, die sich bemühten eine indianische Bevölkerung um ihre Stationen zu versammeln, die sie auf ziemlich unvollkommene Art unterrichteten das Feld zu bauen und Vieh zu züchten, wobei sie sie zugleich anhielten, sich den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes zu unterwerfen. Seit der Revolution in Mexico sind indeß diese Stationen in Abnahme gekommen, und da man zugleich auch andere Ansiedler aufmunterte, so wurden viele Versuche gemacht die Indianer so weit zu bringen, Ländereien für sich anzubauen, die jedoch wegen der diesem Volk angebornen Trägheit bis jetzt ohne besondern Erfolg geblieben sind.

Weizen, Wein und alle Obstsorten, mit deren Anbau man in Ober-Kalifornien Versuche angestellt hat, gerathen sehr gut, nur leiden sie einigermaßen durch den Mehlthau. Südlich von San Francisko und besonders südlich von San Barbara richtet eine Art Heuschrecke vielen Schaden an. Der bedeutendste Zweig der Landwirthschaft ist die Hornviehzucht, die außerordentlich schnell zugenommen hat. Vor noch nicht 70 Jahren wurde sie zuerst eingeführt, und zwar hatte man damals eine Heerde von nur 25 Stück. Im Jahre 1827 besaßen die Missionen 210,000 Stück gezeichnetes und vielleicht nicht weniger als 500,000 Stück ungezeichnetes Hornvieh. Man ist gegenwärtig genöthigt jährlich mehr als 60,000 Stück zu schlachten, bis man mehr Land gegen Osten wird angebaut haben. Die Schafzucht hat fast in demselben Verhältniß zugenommen, doch ist sie von nur geringem Nutzen, da man weder die Wolle ausführt noch das Fleisch dieser Thiere ißt. Die Lebensnothdurft wird in diesem Lande mit so geringer Mühe gewonnen, daß man sich eben nicht veranlaßt fühlt aus dem gewohnten Geleise herauszugehen.

Die Zahl der weißen Bewohner von Ober-Kalifornien wird von dem Berichterstatter auf 6000 geschätzt, doch ist sie in stetem Zunehmen begriffen. Die Indianer haben dagegen bedeutend abgenommen, obschon sie weder, wie in den Vereinigten Staaten, aus ihrem Eigenthum vertrieben, noch mit dem zerstörenden Gift geistiger Getränke bekannt gemacht wurden. Die Beschränkung ihrer Religion und selbst die äußerst geringe Arbeit, die man ihnen zumuthete, vertrug sich nicht mit ihren Sitten und Gewohnheiten, und es ist bemerkenswerth, daß ihre Abnahme ganz besonders durch Mangel an Weibern herbeigeführt wurde; ob dieses eine Folge eines Mißverhältnisses in den Geburten oder einer größern Sterblichkeit unter den Kindern weiblichen Geschlechts war, weiß der Berichterstatter nicht zu sagen. Eigentlicher Kindermord ist nicht gewöhnlich, obschon man alle Ursache hat zu vermuthen, daß durch gewisse mechanische Mittel sehr häufig unzeitige Geburten herbeigeführt werden. Dieser Umstand kann indeß auf die Verminderung der Weiber nicht wesentlich einwirken, da ja auf diese Weise beide Geschlechter ohne Unterschied geopfert werden.

Die mexicanische Regierung ist gegenwärtig eifrig bemüht, die Ansiedlung in Ober-Kalifornien in Aufnahme zu bringen, und zwar hauptsächlich aus Eifersucht über die zunehmende amerikanische Bevölkerung am Columbia. Der Berichterstatter erklärt die Aussichten für die Ansiedler, besonders im nördlichen Bezirk, für sehr befriedigend. Diese Gegend ist sehr fruchtbar, holz- und wasserreich, vollkommen gesund, und der Sacramento, ein anderer in die Bay von San Francisko fallender Fluß, ist ebenfalls auf eine bedeutende Strecke schiffbar. Die Tuli-Seen, obschon während der trocknen Jahreszeit etwas seicht, sind ebenfalls nutzbar für den Transport. In einem Flusse, der in den südlichen Tuli fällt, hat man Gold gefunden, und eine Silbergrube in der Nähe von St. Ines wurde bereits früher mit einigem Erfolge ausgebeutet, bis die Indianer die Arbeiten unterbrachen.

Vermischte Nachrichten.

Aus New-York wird berichtet, daß die Munizipalität dieser Stadt einen Vertrag mit einer englischen Gesellschaft geschlossen habe, kraft dessen diese letztere sich verpflichte, den Fluß Croton-Brook zwischen kolossalen Bogen, die sich von 18 bis zu 40 Fuß hoch über die unermeßlichen Kanäle erheben, gleichsam in einer Wasserleitung auf eine Strecke von 9 bis 10 Stunden weit bis in die Stadt zu führen. Die dafür bedungene Summe beläuft sich auf 10 Millionen Dollars, wofür die Bewohner von New-York künftig mit Wasser versehen seyn werden.

*

Ein ehemaliger französischer Kapitän, Namens Siebecker, soll ein Mittel erfunden haben, um ohne die Hülfe der gewöhnlichen Transportmittel Flüsse zu passiren. Das davon gemachte Modell ist einfach, leicht, fest, jeder Soldat kann es machen, und ein ganzes Korps könnte in einigen Stunden sich damit versehen. Die Waffen allein seyen hinreichend, um dasselbe anzufertigen.

*) Im Jahre 1762 zählte das Mississippithal mit Ausschluß der Indianer

kaum	100,000	Einwohner.
Im Jahre 1790	150,000	—
Im Jahre 1820 zählte es	2,424,963	—
Im Jahre 1831	4,231,950	—

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 96. 6 April 1835.

Skizzen aus Japan.

(Schluß.)

Am 8ten Februar besuchten die Reisenden zu Sinogi einen alten Mann, der schon von seiner Jugend an Vergnügen daran gefunden hatte, den Durchzug der Holländer mit anzusehen. Er war 90 Jahre alt, und erlebte dieses Ereigniß schon zum Vierzigstenmale. Am 12ten kam man nach Kehura, einer Hafenstadt an dem Kanal, welcher die große Insel Nipon von derjenigen scheidet, auf welcher Nangasaki liegt, und ungefähr 180 M. von lezterer Stadt entfernt. Am 13ten fuhren die Reisenden nach Siminesky, dem westlichsten Punkt von Nipon hinüber, wo sie bis zum 22sten auf günstigen Wind warteten, und dann ihre Fahrt längs der Küste in östlicher Richtung 117 Meilen weit bis zur Stadt Muro fortsezten, wo sie ans Land stiegen. Nachdem sie durch mehrere sehr volkreiche Städte, unter andern auch durch Osacca gekommen, wo sie der Etikette wegen nicht aus ihren Sänften steigen und sich umsehen durften, erreichten sie am 7ten März Fugimie, die lezte Stadt vor Miako, der Residenz des geistlichen Kaisers.

Von Fugimie bis nach Miako, eine Entfernung von zwei Stunden, kamen sie durch eine ununterbrochene Reihe von Buden und Werkstätten. Die Niederlagen von irdenem Geschirr, Getreide, Wildpret, Geflügel, die Theehäuser, Sakkibrennereien u. s. w. waren gar nicht zu zählen. In Miako wurde die Gesandtschaft besser logirt als in Osacca, und mit zahllosen Besuchen überhäuft. Miako, sonst auch Kioto genannt, ist der Siz des Dairi, und soll 600,000 Einwohner haben. Die Tempel in dieser Stadt sind herrlich, und der Fluß der sie durchströmt, bietet, nebst der fruchtbaren Umgegend, einen reizenden Anblick. Die dasigen Frauen gelten für die schönsten des ganzen Reichs, und Künste und Wissenschaften stehen hier in hohem Ansehen. Diese Stadt ist der Sammelplaz für Fremde aus allen Theilen des Reichs, die hieher nach dem Tempel des Tsie wallfahrten, oder sich aus den Manufakturen mit ihrem Bedarf versehen. Man nennt sie das Paradies von Japan und rühmt besonders ihre gesunde Luft.

Die Reisenden wurden auf ihrem ganzen Weg, und besonders in den Orten, wo sie Halt machten, mit Achtung und Gastfreundschaft behandelt. Am 20sten kamen sie durch eine ziemlich gebirgige Gegend mit steilen, schwierigen Wegen, und wurden nicht wenig überrascht, an den beschwerlichsten Stellen Ruheplätze zu finden, wo sie von Mädchen mit Wasser, Thee und andern Erfrischungen bedient wurden. Hier sahen sie auch den berühmten Foziegberg zum Erstenmal, der sein schneebedecktes Haupt weit über seine Nachbarn hinaus in die Wolken erhebt. Dieser Berg ist 11 bis 12,000 pariser Fuß hoch, und ein seit etwa einem Jahrhundert ruhender Vulkan. Er steht bei den Japanern in hohem Ansehen, und spielt auf ihren Gemälden, in ihren Gedichten und Romanen eine Hauptrolle, die er auch des herrlichen Anblicks, den er bietet, und wegen der Fruchtbarkeit seiner Umgegend in vollem Maße verdient.

Am 27sten März kam die Gesandtschaft nach Sinagawa, gleichsam schon zu Jeddo gehörig. Von da aus hatte sie durch dicht gedrängte Menschenmassen und breite Straßen einen Weg von zwei Stunden bis nach dem Plaz Nangasakya zurückzulegen, wo ihr ihr Quartier angewiesen war. Dieser Plaz ist dicht am kaiserlichen Palast gelegen, der den Mittelpunkt der Stadt bildet und einen Raum von 5 bis 6 Stunden einnimmt. Hier angekommen, befanden sich die Reisenden in der Lage von Staatsgefangenen; man gestattete ihnen wohl offizielle Besuche anzunehmen, allein sie durften ihr Quartier, in dem sie von Spionen unter allen Gestalten umlagert waren, nur verlassen, um bei dem Kaiser zur Audienz zu gehen. Sie erhielten unzählige Besuche, und ungeachtet das Gesez den Frauen den Zutritt streng untersagte, so fanden doch mehrere Mittel und Wege, ihre Neugier zu befriedigen. Alle Besuchenden zeigten sich eben so begierig Nachrichten über Europa einzuziehen, als dieß bei unsern Reisenden mit Hinsicht auf Japan der Fall war. Geschenke wurden gegenseitig gegeben, und viele begnügten sich mit einigen holländischen Worten, die sie sich statt eines Albums auf den Fächer schreiben ließen.

Am 6 April war der große Tag der Audienz beim Kaiser, zu dem jedoch nur das Haupt der Gesandtschaft allein zugelassen wird. Der Präsident ließ sich auf dem Wege dahin von Herrn Fischer und dem Arzt, Dr. Tullingh, begleiten. Nachdem sie den Palast betreten und eine Stunde im Saal gewartet hatten, wurden unsre Reisenden in die Audienzhalle geführt, die sehr groß, aber einfach und schmucklos ist. Auf einer erhöhten Stelle würde, wie man ihnen sagte, der Kaiser erscheinen; linker Hand

von diesem Platz befand sich der für die Prinzen von Geblüt und die kaiserlichen Räthe, je nach ihrem Rang. Jeder andere Theil des Palastes, den die Reisenden zu sehen Gelegenheit hatten war prachtvoller als diese Halle; die Thüren und Fenster kolossal und die Vergoldung und das Schnitzwerk reich, aber einfach. Als die Gesandtschaft in das Vorzimmer zurückkehrte, brach ein heftiges Gewitter los, das, wenn es länger gedauert, wahrscheinlich einen Aufschub der Audienz herbeigeführt hätte, weil sich Seine Majestät gar sehr vor dem Donner fürchtete. Um 11 Uhr wurde der Präsident zur Audienz abgeholt, von der er nach einer halben Stunde zurückkehrte. Die ganze Ceremonie bestand in einer Verbeugung auf japanische Weise: der Präsident mußte nämlich auf der ihm angewiesenen Stelle mit dem Kopf auf den mit Matten belegten Boden gebeugt, einige Sekunden lang liegen bleiben, bis die Worte Capitan Hollanda laut gerufen wurden. Eine tiefe Stille herrschte, die nur von einem sanften Gemurmel unterbrochen wurde, durch welches die Japaner ihre Ehrfurcht auszudrücken pflegen. Nur der Gouverneur von Nangasaki und der erste Dolmetscher durften dem Präsidenten zur Audienz folgen, und gaben ihm auch das Zeichen zum Eintreten und Fortgehen, was in gebückter Stellung geschehen muß, so daß man wohl die Anwesenheit mehrerer Personen bemerken, aber, ohne die Regeln der japanischen Höflichkeit zu verletzen, nicht um sich schauen und seine Neugier befriedigen kann.

Die Reisenden wurden übrigens während ihres Aufenthalts in Jeddo mit ausgezeichneter Gastfreundschaft behandelt, nur fielen ihnen die häufigen Besuche und ein fünfstündiges Examen, das sie von einer ganzen Fakultät königlicher Astrologen zu bestehen hatten, etwas lästig.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Fortsetzung.)

Um zwölf Uhr fängt der Ball an, wenn Sie also Samstags auf den Ball gehen, so fängt er Sonntags an. Vor Mitternacht gibt es kein ächtes Pariser Nachtvergnügen, denn bis Mitternacht dauern die Theater, und man möchte gern die Zeit so eintheilen, daß jeder sein gehöriges Kontingent erhalten könne.

Für jeden Neuling hat der erste Anblick des Ortes selbst etwas Großartigeres, etwas Ueberraschendes. Dieser Reichthum der Beleuchtung, diese Kronleuchter an Kronleuchter mit blendendem Gaslicht, welche ein förmliches Sonnensystem bilden, und in ihrer Mitte den Riesenleuchter haben; diese Treppen mit duftendem Gesträuche mit Spiegeln und Blumen geschmückt, die betäubende Musik der Quadrillen haben, ich bekenne es, eine elektrische Gewalt des ersten Eindruckes; man ist von so vieler Pracht, von so überschwenglichem Reichthum hingerissen. Ein schönes Schauspiel fürwahr!

Allein wir, die wir dieß kennen, die wir diesen Saal hundertmal gesehen, wir, die die große Oper in ihren ersten Prachtvorstellungen geschmückt erblickt haben, wir können uns bei diesem Schaugepränge nicht lange gedulden. Etwas Neues, Herr Veron! die Sylphide und der steyermärkische Tanz sind alte bekannte Geschichten geworden, und jede gewöhnliche Vorstellung der Oper gewährt mir für drei und einen halben Franken, was ich an den Tagen des Balls mit zehn bezahlen muß.

Getanzt wird auf diesem interessanten Balle nicht. Nun aber gibt es keinen Ball, ich hätte beinahe gesagt, kein Ding für den Franzosen, welches ihm auf die Länge Unterhaltung gewährt, ohne Tanz. Auch sind diese Bälle nicht unterhaltend. Und wie könnten sie es seyn? Die Männer sind alle unmaskirt, wenn nicht hier oder da ein langweiliger Türke oder ein altmodischer Spanier oder ein Gespenst vom Karneval des vorigen Jahrhunderts sich dahin verirrt. Die Damen dagegen sind alle, ohne Ausnahme, in schwarze, braune oder sonst in dunkelfarbige Domino's gehüllt, und mit einer Gesichtsmaske bedeckt; so daß das Ganze einen unausstehlichen Anblick von schwarzer Einförmigkeit gewährt, die natürlich zu der Tollheit des Karnevals steht, wie die Thräne zu dem Narrenrock. Ich sage schwarze Einförmigkeit, denn auch die Männer sind durchgängig in diese Farbe gekleidet, und es würde schwer halten eine Elle sichtbaren weißen Stoffes bei der ganzen männlichen Gesellschaft zu entdecken. Der poetische Frack, die elegante weite Beinkleidung, eine schwarze Weste wo möglich bis an den Hals zugeknöpft, eine schwarze Halsbinde, ja nur ohne weißen Hemdkragen, und den geschmackvollen, zweckmäßigen runden Hut auf dem Kopf: Das ist der Anzug, in welchem im Jahre 1835 die Pariser elegante Jugend sich in den Sälen der großen Oper auf den Maskenbällen ein klägliches Vergnügen macht. Wer einige Zeit den schneidenden Kontrast ansieht zwischen dem Luxus der Beleuchtung, die zur Freude und Munterkeit auffordert, und den lebenden Mumien, welche sich da herumbewegen, der weiß bald kaum mehr zu unterscheiden, ob das Ganze nicht eine Satyre, ob dieß nicht eher ein Leichenhaus, eine Trauerceremonie als ein Maskenball ist. Sicherlich diese Franzosen erkennt man nicht mehr, und so oft ich auch den dem Alter inkrustirten Spruch belächelt habe: „Zu unsrer Zeit war es ganz anders, die heutige Jugend ist traurig,“ so lebhaft fiel er mir ein in diesem Hause der tollen Freude, und welches seiner Bestimmung entrückt zu seyn schien. Haben Sie jemals die pariser Börse gesehen? Ich weiß nicht, welche vollkommene Aehnlichkeit mir stets vorschwebte; nur ist in der Oper Alles still, man sollte meinen, jeder sey mit Rentenberechnungen auf den folgenden Tag beschäftigt.

Ist die Traurigkeit des Geschlechtes schuld an der traurigen Kleidung; oder ist dieser dunkle, düstre, einförmige, lichtlose Anzug schuld an der Traurigkeit des Geschlechtes? Seit längerer Zeit beschäftigt sich eine Gesellschaft der jüngern Künstler damit, eine Reform der Kleidung herbeizuführen, und den dermaligen eben so lächerlichen und zweckwidrigen als unbequemen Männeranzug gegen einen der Form nach schönern, einfachern und zum Tragen bequemern umzutauschen.

Wenn die Gesellschaft nicht munter ist, so darf man sie mindestens sehr ausgezeichnet und ehrenwerth nennen: Ausgezeichnet, weil die rothen Bänder in Brusteshöhe allenthalben flimmern, und ehrenwerth als nothwendige Folge hievon, wer mag daran

zweifeln? Unter diesen ausgezeichneten Leuten erblickte ich ein Gesicht, welches mich wie eine unheimliche und peinlich widrige Erinnerung anwandelte. Ich erkannte meinen Mann. Zur Zeit der Prügelaustheilung auf dem Börsenplatze führte mich der Zufall von den Boulevards nach dem Ende der Rue Feydeau in dem Augenblicke wo ein Troß der prügelbewaffneten Schergen auf die wehrlose Masse einhieb, und sie zu Boden schmetterte. Der Anführer jener Bande, ein „Mouchard" mit dem Zeichen der Ehrenlegion bekleidet, stand damals unmittelbar vor mir, der ich mich in einen Hutmachersladen geflüchtet hatte und sein Gesicht, eine abscheuliche Larve niederträchtiger, knechtisch-demüthiger Rohheit, blieb unvergeßlich. Ich fand ihn im Versammlungssaale der großen Oper als Fashionable wieder! Und die ganze Gesellschaft, wie ein Mann, stund nicht auf, um diesen Schandfleck von sich zu schütteln, wäre es auch, daß sie ihn vom zweiten Stockwerke auf das Pflaster schicken sollte?

Diese Empfindlichkeit im Punkte der Ehre besteht nicht, und die Gegenwart dieser räudigen Schafe in der Gesellschaft hat nichts allgemein Empörendes. Ich hörte vor wenigen Tagen ein Gespräch zwischen einem Lohnkutscher in der Richelieu-Straße und einem Lastträger. Der letztere sprach zu dem erstern als Erwiderung auf eine von demselben erhaltene Mittheilung: „Du bist also ein Mouchard!" — „Ei was, Mouchard," antwortete der Lohnkutscher; „jedermann ist Mouchard, wenn man ihn bezahlt."

Das stimmt vortrefflich überein mit dem, was schon Mercier in seinem Tableau von Paris sagt: ein Drittel der sämmtlichen Pförtner, der Weinwirthe, der Lastträger und Lohnkutscher stunden im Solde der Polizei. Wie angenehm!

Brauche ich noch zu sagen, daß die Bälle an der großen Oper auch im Jahre 1835 fortgefahren haben, ein Ausbund von Langweile zu seyn?

Und dennoch ward nichts gespart, was irgend die überfüllte Vergnügungslust des Publikums reizen konnte. In dieser Beziehung bleibt die Oper nicht zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen zur nähern Kenntniß von Kleinasien, unternommen von Karl Texier. *)

Wir haben den Reisenden am Tempel des Augustus verlassen, den er noch stehend fand, der aber jetzt höchst wahrscheinlich bereits abgebrochen ist. Während seines Ueberganges über den Taurus hatte er einen Choleraanfall auszuhalten, ohne daß er jedoch glücklicherweise die Natur des Uebels erkannte, über das aber die seinem Bruder mitgetheilten Symptome keinen Zweifel übrig lassen. Jeden Augenblick überfiel ihn ein furchtbares Erbrechen, und er konnte nicht einmal vom Pferde steigen, da eine einzige Stunde Aufenthalt die Reisenden genöthigt haben würde, in den Gebirgen zu übernachten. „In Europa, schrieb er unter Anderem an seinen Bruder, hat man keinen Begriff von dem, was hier zu Lande ein Fieberanfall ist. Ich war genöthigt Baumwolle in den Mund zu nehmen, damit mir die Zähne von dem heftigen Zusammenschlagen nicht zerschmettert würden, und dabei hatte ich zum Getränk nichts als ein wenig Wasser in einem Krug mit zerbrochener Mündung." Ruhe und Gebrauch zweckmäßiger Mittel stellten ihn indeß später wieder her, doch sah er bei seiner Ankunft in Smyrna noch höchst leidend und kränklich aus.

Unterm 22 Oktober schrieb er aus dieser Stadt: „Die heißesten Tage des August habe ich im Kloster zu Cäsarea zugebracht, wo ich von dem Erzbischof wie das Kind vom Hause behandelt wurde; dieß waren meine letzten guten Tage. Von diesem Augenblick an habe ich Alles gelitten, was man nur von Krankheiten, Hunger und Beschwerden ausstehen kann, so daß ich ganz schwach und elend hier ankam. Ich habe indeß alle Ursache mit meiner Reise zufrieden zu seyn, denn ich entdeckte an den Gränzen von Galatien eine höchst wichtige Stadt. Stelle dir eine Bodenfläche von mehr als drei Quadratmeilen vor, bedeckt mit schön erhaltenen cyklopischen Bauwerken, mit Citadellen, mit Palästen, mit Mauern und mit durch Löwenköpfe verzierten Thoren, mit Glacis und mit einem ungeheuren Tempel von herrlicher Bauart. Er ist von allen Seiten mit Zellen oder Kammern umgeben, deren Scheidewände je aus einem einzigen Stein bestehen, und dennoch sind diese Zellen 6 bis 7 Metres lang."

Ehe Herr Texier zu diesen herrlichen Ruinen kam, erkannte er in der neuern Stadt Galadschik, Galaton-Teichos, die alte Stadt der Gallo-Griechen, Galatä. Er verfolgte hierauf den Lauf des Halys, und zwei Tage, nachdem er denselben verlassen, kam er zu diesen Ruinen. „Versetzten, schrieb er, die Geographen nicht so einstimmig Tavia an das Ufer des Halys, so würde ich glauben Tavia gefunden zu haben. Dieser Tempel könnte kein anderer seyn als der des Jupiters mit dem Asyl. Die an sich sehr wichtige Entdeckung dieser Stadt wird indeß durch die eines Monuments verdunkelt, das ich in den benachbarten Bergen gefunden habe, und das unstreitig unter die vorzüglichsten der noch vorhandenen antiken Denkmäler gehört. Es besteht aus einer Ringmauer von natürlichen durch Kunst geglätteten Felsen, auf welche eine merkwürdige Scene aus der Geschichte dieser Völker eingehauen ist. Sie stellt eine Zusammenkunft zweier Könige vor, die sich gegenseitig Geschenke machen, und ist aus sechzig Figuren zusammengesetzt, von denen einige kolossal."

In einer der, nebst seinem ganzen Gefolge, bärtigen Figuren von rauhem Ansehen glaubte der Reisende anfänglich den König von Paphlagonien und in der andern nebst allen seinen Begleitern unbärtigen, auf einem Löwen reitenden und mit allem asiatischen Pompe umgebenen Person den König von Persien zu erkennen; aus einem spätern Schreiben aus Konstantinopel vom 14 December erfährt man aber, daß er seine Meinung geändert habe. Als er seine Zeichnungen und Vermuthungen den Alterthumsforschern von Smyrna vorlegte, die er sehr unterrichtet fand, blieb er zuletzt bei der Ansicht stehen, daß diese merkwürdige Sculptur die jährliche Zusammenkunft der Amazonen mit dem benachbarten Volke vorstelle, und dieses würden die Leuko-Syrier seyn; die benachbarte Stadt, in welcher ihn das Zeugniß der Geographen Tavia zu erkennen verhinderte, wäre demnach Themiscyra die Hauptstadt jenes Volkes.

Diese Erklärung hat viele Wahrscheinlichkeit für sich; mehrere alte Autoren, welche der Reisende in Konstantinopel zu Rathe zog, sprechen allerdings von einer jährlichen Zusammenkunft der Amazonen mit den Männern eines benachbarten Landes. Plinius sagt, daß sie fünf Tage dauerte; die einzigen im Jahre, an denen diese Nation von kriegerischen Frauen die der Fortpflanzung wegen nothwendige Verbindung mit dem ihr verhaßten Geschlecht einging. Nach Verlauf von 9 Monaten fand mit den gebornen Kindern ein Austausch statt, in Folge dessen die Amazonen die Mädchen behielten und die Knaben den Vätern zurückschickten. Plinius nennt diese letztern Gynäcocratumeni, ein Wort, dessen energische Zusammensetzung den Zustand der Unterwerfung bezeichnet, in welchem sie sich den Amazonen gegenüber befanden, die ihrerseits sich diese Zusammenkunft als einzigen Tribut ausbedungen zu haben scheinen. Dieses uralte Denkmal wäre mithin ein neuer und höchst wichtiger Beweis für die Existenz der Amazonen, die man so lange Zeit unter die Fabeln zählte.

„Ferner habe ich noch, schreibt der Reisende, auf einem benachbarten Felsen eine kolossale Königsfigur mit einem mir unerklärlichen Emblem gefunden; auf einem andern Vorsprung dieses Felsens befinden sich mehrere Figuren eingehauen, die sich leichter zeichnen als beschreiben

*) Siehe Nr. 60 und 61 des Auslandes von diesem Jahre.

lassen, und die unter Anderem statt der Arme Löwenköpfe und die Füße von Meerungeheuern haben. Ihre Häupter sind mit konischen ganz mit Zierrathen bedeckten Helmen geschmückt.“ Herr Texier hat seinem Schreiben eine Skizze von einer solchen Figur beigelegt, die von der Akademie der Inschriften zu Paris genau untersucht wurde. Die Züge haben ganz den ägyptischen Typus, und man erkennt an ihnen jene stehende Eigenthümlichkeit, aus welcher Herr Dureau de la Malle in seiner in der Akademie gelesenen Denkschrift eine Abart mehr in der Menschenrace herzustellen versuchte. Diese Eigenthümlichkeit besteht darin, daß der Gehörgang sich nicht wie gewöhnlich auf gleiche Linie mit den Nasenflügeln, sondern in gleicher Richtung mit den Augen befindet, so daß mithin die Ohren weit höher stehen. Diese Eigenthümlichkeit bemerkt man nicht nur an allen ägyptischen Statuen und Mumien, sondern auch bei allen noch lebenden Aegyptiern reiner Abkunft.

„Der berühmte Berg Argäus,“ sagt Herr Texier bei Gelegenheit seiner Berichte über die vulkanischen Spuren in der Ebene von Cäsarea, „dessen Gipfel stets mit Schnee bedeckt ist, ist ein ungeheurer dem Aetna vergleichbarer Vulkan, der aus Trachyt und Porphyr besteht. Von dem aus einer ungeheuren Menge von kegelförmigen Gebirgen von Sand und Bimsstein bestehenden Gebiet von Urgub wüßte ich Ihnen keine recht anschauliche Beschreibung zu geben. Stellen Sie in ein Zimmer so viele Zuckerhüte, daß fast der ganze Boden damit bedeckt ist, und denken Sie sich zwischen denselben nicht mehr als einen Zoll hohe Menschen umhergehen, so haben Sie Urgub. Das ganze Gebiet ist etwa 7 Stunden lang und 6 Stunden breit. Die Alten haben in diese Kegel eine Menge Gräber ausgehöhlt.“ (Schluß folgt.)

Briefe über Amerika.

(Schluß.)

Pittsburg ist eine der wenigen amerikanischen Städte, welche dem Kriege ihre Entstehung verdanken; Anfangs war es ein Fort der französischen Linien; später eine englische Festung gegen die Wilden; im Jahre 1781 bestand Pittsburg aus einer kleinen Anzahl Häuser, die unter dem Schutze der Kanonen des Forts Pitt erbauet waren. Die Entstehung von Cincinnati ist dieselbe; beide waren Anfangs Citadellen; allein glücklicher, als einige unserer Handelsstädte des Mutterlandes, wie z. B. Havre, das in dem Umfange seiner Festungswerke wie in einem spanischen Hemde erstickt, ist sowohl zu Cincinnati als zu Pittsburg jede Spur ihrer ersten Bestimmung verschwunden. Von dem Fort Pitt, das die Engländer etwas oberhalb dem Fort Duquesne erbauten, ist nichts mehr übrig, als ein kleines Magazin, das jetzt zur Wohnung eingerichtet ist. In Pittsburg selbst erinnert nur noch der Name einer kleinen Straße an die Zeit des Krieges. Zu Cincinnati ward das Fort Washington geschleift, und auf demselben Boden erhebt sich jetzt ein Bazar, den Madame Trollope erbaute.

Vor einigen Wochen besuchte ich in Pensylvanien den Distrikt, wo der Anthracit, eine Art Steinkohle, gewonnen wird, die sich ganz vorzüglich zum Brennmaterial eignet, und bereits entlang dem atlantischen Meere von Washington bis Boston eingeführt ist. Vor etwa 6 bis 7 Jahren, als die Einführung dieses Materials einen raschen Umschwung nahm, wurden auf dem Boden, der dasselbe enthält, Anfangs kluge, dann ungemessene, endlich übertriebene Spekulationen gemacht. Die Spekulanten tracirten Städte nach Herzenslust. Ich sah selbst ausführliche Plane solcher Städte mit Straßen und öffentlichen Plätzen, die kaum eine Straße, oft kaum einige Häuser zählen. Gleichwohl hat diese Spekulationswuth eine Stadt mit 3000 Einwohnern, Pottsville, 7 bis 8 größere und kleinere Eisenbahnen, mehrere Kanalverbindungen und Minen zu Stande gebracht.

In der Gegend dieser Anthracit-Lager, oder in den Manufakturdistrikten der nordöstlichen Staaten, oder entlang den Kanälen des Staats New-York hat ein Reisender mehreremale des Tages Gelegenheit zu sehen, wie heutzutage Städte entstehen. Zuerst wird ein weitläufiges Gasthaus mit hölzernen Säulen erbaut, eine Art von Kaserne, wo das Aufstehen, das Frühstücken, das Mittag- und Abendessen nach der Glocke geschieht, und zwar mit militärischer Genauigkeit und Schnelle. Der Wirth (Landlord) ist zum wenigsten Obrist der Miliz. Das Schenkzimmer des Gasthauses ist zugleich die Börse, wo beim Glase Whiskey oder Ein Hunderte von Käufen abgeschlossen werden, und der Klub, der von politischen Diskussionen widerhallt, wo die bürgerlichen und militärischen Wahlen vorgenommen werden. Zu derselben Zeit wird auch ein Postbureau erbaut; Anfangs ist gewöhnlich der Wirth auch der Posthalter. Sobald einige Häuser sich erhoben haben, wird auf Kosten der werdenden Gemeinde eine Kirche und eine Schule gegründet; und endlich vervollständigt eine Bank die dreifache Repräsentation der Religion, der Wissenschaft und der Industrie.

Ein Bewohner des europäischen Festlandes, bei welchem der Begriff einer Bank unmittelbar mit der Idee einer großen Hauptstadt zusammenhängt, erstaunt nicht wenig, wenn er, selbst beim Hundertstenmale, eine Einrichtung dieser Art an einer Lokalität findet, die ein Mittelding zwischen Dorf und Urwald ist, wo kurz zuvor noch der Bär und die Klapperschlange wohnten. An den Ufern des Schuylkill, eines kürzlich kanalisirten Flusses, der aus der Mitte des Anthracit-Lagers in der Delaware bei Philadelphia fließt, findet man den Anfang einer Stadt, die an dem Punkte, wo die Schifffahrt beginnt, zur Zeit jener Spekulationen erbaut wurde. Port Carbon ist ihr Name; sie besteht aus etwa 30 Häusern, welche nach den Straßen einer künftigen Stadt auf dem Abhange eines Thales erbaut sind. Man beeilte sich so sehr mit dem Bau dieser Häuser, daß man sich nicht die Zeit nahm, die Bäume, welche den Platz bedeckten, mit ihren Wurzeln herauszunehmen, man steckte sie in Brand, und noch jetzt decken ihre halbverkohlten Trümmer die Erde. Ein Theil derselben ist aufgeschichtet, um einer Eisenbahn zur Unterlage zu dienen, auf welcher die Steinkohlen nach dem Stapelplatze des Schuylkill gebracht werden. Um von einem Hause zum andern zu gelangen, muß man die umherliegenden Stämme theils überschreiten, theils umgehen. In der Mitte dieses sonderbaren Schachbretts erhebt sich ein großes Haus, welches die Aufschrift trägt: „Kasse der Bank von Schuylkill.“ Die Existenz einer Bank mitten unter den verkohlten Baumstumpen von Port Carbon hat mich nicht minder in Staunen gesetzt, als die Eleganz und ungemeine Reinlichkeit des friedlichen Philadelphia und die unermeßliche Flotte, welche in den Quai's von New-York unaufhörlich die Produkte aller Erdtheile abgibt und empfängt.

Ich kehre zu dem dreifachen Symbole der Kirche, der Schule und der Bank zurück. Eine Gesellschaft, welche sich auf solche Weise bildet, muß natürlicherweise immer mehr von der europäischen Gesellschaft abweichen, die sich hauptsächlich unter den Auspizien des Krieges und der Eroberung konstituirt und entwickelt hat. Die amerikanische Gesellschaft geht von dem Stützpunkte der Arbeit aus, stützt sich einerseits auf allgemeinen Wohlstand, andererseits auf ein allein gemeinschaftliches System der Elementarbildung, und schreitet nur unter der Leitung des religiösen Princips vor. Daher muß sie auch einen ungleich höhern Grad von Wohlstand, Glück und Macht erreichen, als unsere europäische Gesellschaft. Allerdings stößt man, besonders in den jüngsten Staaten, noch auf vielfache Unvollkommenheiten, an deren Abhülfe noch lange zu arbeiten seyn wird. Dieß ist jedoch das Loos aller neu begonnenen Werke, wer immer sie auch begründet haben mag. Alle Uebelstände, der allzu große Nationalstolz, manche Lächerlichkeiten, die unvermeidliche Ungeschliffenheit der Waldmänner (back-woodsmen) würden sich allmählich verlieren, so bald erst keine Wälder mehr zu fällen, keine Sümpfe mehr auszutrocknen, keine wilden Thiere mehr auszurotten seyn werden. Das Schlimme wird vorübergehen, das Gute aber bleiben, und gleich dem Senfkorn wachsen und Früchte tragen.

Vermischte Nachrichten.

Die Einfuhr von Gerste in London zum Behufe der Bierbrauer betrug im Jahre 1832 119,481 Q.; im Jahre 1833 140,525 Q.; im Jahre 1834 166,739. Die Bierkonsumtion scheint demnach im Zunehmen. Auch hierin ist die Einfuhr aus Irland im Steigen, denn sie betrug im Jahre 1832 nur 45 Q., im Jahre 1833 schon 2512, und im Jahre 1834 26,105.

*

Französischen Blättern zufolge findet man jetzt in der Armee Einen Ersatzmann auf vier Soldaten, und unter je zwanzig einen Freiwilligen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 97. 7 April 1835.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Zweiter Artikel.)

Studirt man die Geschichte der ostindischen Kompagnie, seit sie ein großes Reich beherrscht, etwas genauer, so bemerkt man unter den hohen Beamten derselben bald den Kampf, der sich zwischen der militärisch-politischen Ansicht und der bürgerlich-kaufmännischen entspinnt, aber selten nur tritt er in so helles Licht, wie unter Lord Clive, Marquis von Hastings und Lord Wellesley, die auf der andern Seite wieder durch die Großartigkeit ihrer Unternehmungen und den Glanz ihrer Erfolge die an sich gerissene Vollgewalt entschuldigten, und ihre Gegner früh oder spät zum Schweigen brachten. Der Kampf, welcher in den höhern Kreisen und über allgemeine leitende Grundsätze mehr und mehr verdeckt und verschleiert wurde, tritt jetzt in den untern Kreisen als Opposition gegen die herrschenden Einrichtungen, gegen die Regierung vor, welche seit der faktischen Vernichtung der bisher von den Direktoren der Kompagnie ausgeübten Gewalt und deren Uebertragung an den Board of Controul die indischen Angelegenheiten selbst leitet.

Merkwürdig ist der Umstand, daß die Vertreter der Ansprüche der indischen Armee gerade heraussagen, diese Armee sey insgesammt erfreut gewesen über den durch die letzte Aenderung des Freibriefs herbeigeführten Sturz der *Kaufmannskompagnie*, die durch ihre unbilligen und ungerechten, bloß militärischen Einschränkungen die Armee dermaßen erbittert habe, daß sie von ihr nichts mehr gehofft, ihren Sturz mit Vergnügen gesehen, und die Einsetzung der *souveränen* Kompagnie freudig begrüßt habe, in der Hoffnung jetzt der Abstellung ihrer Beschwerden entgegen sehen zu können. Leider machte die Armee die traurige Erfahrung, daß mit dem *Namen* der Kaufmannskompagnie nicht auch jener engherzige bürgerlich-kaufmännische Geist verschwand, der vorzüglich darauf bedacht war, Vettern und Basen in wohlbezahlten Civilstellen zu versorgen. So lange die ostindische Kompagnie wirklich und hauptsächlich bloß den Kaufmann spielte, was aber schon sehr lange nicht mehr der Fall ist, da ließ sich nichts dagegen einwenden, wenn die Direktoren derselben ihre Söhne und Vettern nach den Faktoreien sandten, seit sie aber aus der engen Kaufmannsstube hinaus auf den Schauplatz der Welt trat, und mit Königen und Kaisern um Reiche und Länder kämpfte, seitdem wurde diese Familienversorgung zum Unsinn und fast zum Verbrechen, und wie weit sie noch jetzt getrieben wird, werden wir demnächst in einem besondern Artikel über die jetzige Stellung des Direktoriums der ostindischen Kompagnie zeigen.

Um die grobe Ungerechtigkeit hinsichtlich der Belohnungen zu zeigen, welche die verschiedenen Diener der Kompagnie erhalten, wollen wir nur einige schlagende Beispiele auswählen. Ein Beamter des Direktoriums (India house clerk), welcher zwanzig Jahre in London hinter dem Dintenfaß diente, erhält schon nach Ablauf dieser Zeit einen weit größern Rückzugsgehalt, als ein Oberstlieutenant, der 30 oder 40 Jahre in Indien diente, und alle Gefahren des Kriegs und des Klima's zu bestehen hatte. Ein Examiner of India Correspondence erhält nach 21 Jahren 1540 Pf. St. (18,480 fl.), während ein Civildiener, der 40 Jahre in Indien zubrachte, und in allen Stellen, vom Steuererhebungsassistenten bis zum Mitglied des hohen Rathes diente, und vielleicht zeitenweise das Amt als Gouverneur oder Generalgouverneur versah, nur 1000 Pf. (12,000 fl.) jährlichen Rückzugsgehalt erhält, wovon noch überdieß die Hälfte aus einem von den Zuschüssen der Civildiener gebildeten Fonds bezahlt wird. Der Rückzugsgehalt eines Pförtners am Direktorialpalast (India house) beträgt 225 Pf. (2700 fl.), beinahe der Rückzugsgehalt eines Majors, der 30 Jahre in Indien diente, und vielleicht ein Regiment in die Schlacht führte. Die Wittwe des tapfern Obersten Maxwell, der in der Schlacht bei Assaye *) durch einen entscheidenden Angriff an der Spitze des 19ten Dragonerregiments den Sieg entschied, ihn mit seinem Leben bezahlte, und seine Frau vermögenslos zurückließ, erhielt eine geringere Pension als manche Wittwen von Aufsehern in den Waarenhäusern der Kompagnie zu London. Die Wittwe eines Stallknechts in der Stuterei der Kompagnie zu Padnals erhält eine höhere Pension von der Kompagnie, als die Wittwe eines auf dem Schlachtfelde gefallenen Lieutenants. Ja, diese würde streng genommen gar keine Pension erhalten, hätten nicht die Offiziere zu dem Ende einen Fonds unter sich gebildet, zu welchem die Kompagnie beisteuert.

*) Wo Wellesley im J. 1803 mit 4500 Mann 50,000 Mahratten schlug.

Diese Proben zeigen hinreichend den Geist, in welchem die Belohnungen für die verschiedenen Dienstleistungen ausgetheilt sind, und man darf sich deßhalb über die schlechte Stimmung, welche in dem Offizierkorps des indischen Heeres herrscht, nicht sehr wundern. Unsinnige und verschwenderische Ausgaben für den Civildienst in England, für die Unterhaltung eines unnützen Rathskollegiums (council) bei jeder Präsidentschaft, und für eine unmäßige Anzahl von Bischöfen in einem fast durchaus heidnischen Lande sollen durch Ersparungen an der freilich kostspieligen Armee gedeckt werden, aber diese kostspielige Armee ist beinahe die einzige Stütze der englischen Herrschaft in Indien, die, man mag darüber sagen was man will, nur auf die Furcht vor der Macht der Engländer sich gründet.

Die Forderungen, welche die indischen Offiziere jetzt stellen, halten sich streng innerhalb ihrer Dienstverhältnisse, und werfen manches Licht auf ihre Stellung und Lage. Sie sind folgende:

1. Generaloffiziere im Verhältniß zu den Oberbefehlshaberstellen zu ernennen, welche gleich den Oberbefehlshabern der königlichen Armee Sitz und Stimme in den Rathsversammlungen der Präsidentschaften erhalten können.

2. Die Generale, Generallieutenants und Generalmajors, wie in der königlichen Armee, nach der Zahl der Regimenter festzustellen, und die erledigten Plätze ohne Rücksicht auf die Beförderungen in der königlichen Armee wieder zu besetzen, so daß das Vorrücken der indischen Offiziere in den Oberstenrang keine Hindernisse mehr erleidet.

3. Die Zahl der Staabsoffiziere zu vermehren, so daß jedes Regiment zwei Oberstlieutenants und zwei Majore erhalte.

4. Die Zahl der Hauptleute zu vermehren, so daß jede Kompagnie einen, also das Regiment acht erhalte.

5. Alle drei Armeen in eine zu verschmelzen, und so weit es thunlich, demselben Reglement zu unterwerfen.

6. Eine neue Rupie zu schlagen, die für ganz britisch Indien gelte.

7. Den bisherigen Sold und die Zuschüsse (allowances) mit Rücksicht auf den verminderten Werth der Münze, in welcher die Armee bezahlt wird, und auf die erhöhten Ausgaben für Uniformen, Tisch, Wohnung u. dgl. zu revidiren, und durch alle Grade zweierlei Sold, den einen für Kantonnirung und Frieden, den andern für Feldlager und Krieg, zu bestimmen.

8. Nach zehnjährigem ununterbrochenem Dienste den Offizieren einen dreijährigen Urlaub mit vollem Sold zu gestatten.

9. Jeden Offizier, von welchem Rang es seyn wolle, nach 25jährigem Dienste in Indien mit der Pension als Major, nach 30jährigem mit der Pension als Oberstlieutenant, und nach 35 bis 40jährigem mit der Pension als Oberst zu entlassen.

Was diese Forderungen betrifft, so nehmen Nr. 1 und 2 eine Gleichstellung mit den königlichen Truppen in Anspruch, die man ihnen billigerweise nicht versagen kann. Nro. 3, 4 und 8 sind für den jetzigen Stand der indischen Finanzen zu kostspielig, so billig auch diese Forderungen bei dem strengen Dienst in einem so heißen und vielfach ungesunden Lande seyn mögen. In Betreff von Nro. 4 ist zu bemerken, daß der nominelle Kompagniechef ein Eingeborner mit dem Titel Subahdar ist, der aber in Allem unter der Aufsicht und dem Befehl der englischen Kapitäns steht. Der in Nro. 8 verlangte lange Urlaub nach zehn Jahren ist dadurch motivirt, daß theils Gesundheit, theils Familieninteressen sehr häufig die Offiziere veranlassen, das Land zu verlassen. Die übrigen Forderungen erklären sich so ziemlich alle von selbst. Was Nr. 7 betrifft, so ist zu bemerken, daß jetzt nach dem Gutbefinden der Regierung einige Garnisonen als Friedensgarnisonen betrachtet werden, in welchen die Offiziere nur die halbe Soldzulage für Bedienung, Wohnung u. dgl. erhalten.

Diese Forderungen halten sich, wie oben schon bemerkt wurde, fast sämmtich innerhalb der militärischen Dienstverhältnisse; keine ist, wenn man die Lage dieser, wie sie sich oft selbst nennen, „verbannten" Männer erwägt, als übertrieben zu bezeichnen, und doch ist, bei der Lage der indischen Finanzen, die Befriedigung gerade der bedeutendsten nicht zu erwarten. Das Beachtenswertheste bleibt immer das Selbstgefühl, das sich gegen die übrigen Zweige der ostindischen Verwaltung ausspricht, und das wie es scheint völlig unbewußte Streben nach einer selbstständigern Stellung der indischen Armee.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Fortsetzung.)

Einst, und dieß dauerte lange Zeit, war die große Oper ein wahres Lazareth von Sängern und Sängerinnen und Musikkünstlern. Unter dem Kaiserthum war die musikalische Höhe der Oper ungefähr auf gleicher Stufe mit der Poesie jener Zeit, es war ein Jammer. Erst seit der Direktion des Herrn Veron hat dieses Theater einen so riesenmäßigen Aufschwung genommen. Unter den Komponisten waren es hauptsächlich Rossini durch seinen Wilhelm Tell, und Meyerbeer durch seinen Robert den Teufel, welche den guten Namen der Musikakademie begründet haben. Dennoch aber, und troß der dienstfertigen Journale, welche das Lob der einzelnen Sänger und Sängerinnen aus vollen Backen blasen, weil sie bezahlt sind, ist das Merkwürdigste an diesem Theater nicht die musikalische Kunstleistung, sondern die Scenerie und Theatermalerei. Hierin wird sicher die große Oper in Paris noch lange unübertroffen bleiben.

In der Art dieser Bühne vorzustehen, hat Hr. Veron eine gewisse Größe entfaltet, und ein ausnehmendes Geschäftstalent an den Tag gelegt. Napoleon sagte von der großen Oper: Man muß das Geld zu den Fenstern hinauswerfen, damit es zu den Thüren wieder hereinkommt. Das hat Veron wörtlich befolgt. So scheint es mindestens, und dieß reicht vollständig hin, damit jedermann es glaube und Antheil an dem Gedeihen der Sache nehme. Hat Mlle. Taglioni in einem neuen Ballette hübsch getanzt, so sind Tags darauf alle Zeitungen voll von ihrem Lob und der Großmuth des Direktors. „Um Mlle. Taglioni zu belohnen für die Anmuth und Grazie, welche sie in dem neuesten Ballette gezeigt, hat der Direktor dieser liebenswürdigen Künst=

lerin einen Schmuck von hundert Louisd'or Werth geschenkt;" — versuchen Sie doch zu Hause zu bleiben, und nicht in die Oper gehen zu wollen, nach einer solchen kunstfertigen Einladung! Man müßte nicht stehlen können, um auf die Füße zu verzichten, welche mit einigen lieblichen Sprüngen eine so klangvolle Anerkennung zu erlangen wissen.

Neulich in der Oper „la Juive" sangen Mlle. Falcon und Mlle. Dorus, so gut sie konnten, natürlich, ohne daß es darum gerade etwas Außerordentliches gewesen wäre. Wenige Tage darauf erzählten die Blätter von Paris, Herr Veron habe den beiden Damen jedee einen prächtigen Schmuck von ungefähe fünfzehnhundert Franken überreicht. Ob es wahr ist, ist schwer zu ergründen. Wahrscheinlich doch, in jedem Falle ist das Mittel vortrefflich gewählt.

Nicht weniger als zweimal hunderttausend Franken sollen die Dekocationen der „Juive" und Alles was zur Darstellung an Maschinerien, Malereien, Kleidungen, Waffen u. s. w. gehört, gekostet haben. Die Summe klingt fabelhaft und ist sicherlich übersetzt. Allein man braucht nur gesehen zu haben, um zu begreifen, daß ein namhafter Theil von zweimal hundert tausend Franken wieklich verwendet worden seyn mag, denn diese Pferde mit allen ihren gold- und silbergestickten Decken, diese Kaisertracht, die von Gold und Silber strotzte, diese Kardinäle, diese Pagen und Ritter, diese glänzenden Harnische und Helme gleichen viel eher einem bunten mittelalterlichen Traume als der Wirklichkeit. Here Veron daef sich sagen, daß unter allen Aufzügen des dießjährigen Karnevals der Kaiserzug in dee Jüdin ohne alle Vergleichung der schönste und geschmackvollste war.

Wenn wir diesen überschwenglichen Aufwand an der großen Oper bewundern, so dürfen wir nicht vergessen, daß in frühern Zeiten, an andern Orten, Gleiches und selbst Höheres geleistet worden ist. Zu Padua, einee Stadt von vierzigtausend Seelen, wurde im siebzehnten Jahrhundert Berenice auf die Bühne gebracht. Bei der Aufführung erblickte man auf dem Theater Chöre von hundert Jungfrauen, hundert Soldaten, hundert Rittern mit eisernen Rüstungen. Der Triumphzug bestehend aus vierzig Hörnern, sechs Trompeten, sechs Flöten, sechs Oktavflöten, sechs türkischen Lärminstrumenten, sechs Cymbeln, sechs Fahnenträgern, zwölf Reitknechten und zwölf Jägern, alle zu Pferd; außerdem waren da sechs Wagen, zwei Löwen und zwei Elephanten, jeder von einem Türken geführt; der Wagen von Beeenice, mit vier Pferden bespannt, wuede von sechs zweispännigen Wagen begleitet, auf welchen die Beute und die Gefangenen lagen, und von sechs andern Gefolgewagen. Unter den Dekorationen fielen besonders auf: eine große Ebene mit zwei Triumphbögen, ein Wald mit Wildschweinen, Hirschen, Rehen und Bären; königliche Prunkgemächer; Ställe mit hundert lebendigen Pferden u. s. w.

Bei diesen Ausschweifungen der Augenweide ist gewöhnlich die Vernachlässigung der höhern Kunst der Musik zu bedauern, denn diese wird von jener verdunkelt und verschwindet, wenn es nicht gar beeechnetes Spiel ist, ihee Schwäche hintee einem Schauspiele zu verbergen, welches alle Aufmerksamkeit und Bewunderung des Publikums auf einen andern Gegenstand leitet. So scheint es bei der Oper von Halévy zu seyn, welche der scharfen Kritik der wahren Künstler mehr als eine keanke Stelle dargeboten hat. Ich habe mit Vergnügen untee den tüchtigsten Keitikern eine deutsche Stimme, Herrn Joseph Mainzee, vernommen, welcher mit allem Nachdrucke eines gelehrten, erfahrenen und einfach vorgeteagenen Uetheils die französischen Komponisten zur großen Schule der Natur zurückruft, und sie vor ihren werthlosen Spielereien und Tändeleien waent.

Ich sagte oben, die Dieektion der Oper spare nichts in ihren Mitteln, um das Publikum zufrieden zu stellen, und mein neuester Beleg war die Aufsüheung der Jüdin. Um den Maskenbällen mehr Reiz zu geben, griff man zu zwei Versuchen, welche nicht wenig zur Charakteristik des Augenblicks beitragen. Die Gebilde der Malerei, der Bildhauerei. die Leistungen der Tagesliteratur üben sich mit besonderer Vorliebe an der Karikatur und am Grotesken. Die Oper wied Karikaturen, und zwar die Karikaturen der bekanntesten Künstler und Literatoren geben, und sie in grotesken Quadrillen zusammenkuppeln. Es geschah, es unterhielt einmal, zweimal, das drittemal hatte man satt; man sieht in dem guten Paris so viele weibliche Kaeikaturen mit Fleisch und Knochen, und ehrlich und unverstellt — wozu schwache Nachbildee in der Oper aufsuchen?

Die Zeit huldigt dem Dienste der Börse, Alles ist Berechnung, Alles ist Spekulation, Alles trachtet nach Gewinn und Bereicherung. Gäbe es kein Mittel, die Habsucht zu kitzeln, und sie durch die Hoffnung des Gewinnstes auf den Maskenball zu locken? Warum nicht! eine Lotterie welche in der Hälfte der Fastenzeit, auf einem besondern Balle gezogen wied. Dieses Jahr soll der Werth der in dee Lotterie begriffenen Gegenstände sechszigtausend Fr. betragen haben. Feeilich waeen ungefähr vieezigtausend Loose, jedes zu zehn Feanken, bereitet, damit kann man es schon wagen. Nue zweisle ich, daß sie alle angebracht worden sind.

In dem geschmückten Foyer der Oper waren die Loose ausgestellt. Das erste ist ein peächtiges Paar Armbänder mit ächten Perlen und Steinen. Das zweite ein vieeeckiges Klavier von Pleyel mit sechs und einer halben Oktave und reich veeziert; das dritte ein kostbaeer Shawl, ein indischer Kaschemir; das vierte ein vollständiges Theegedecke in englischem Poecellan und silbernen Platten und Gefäßen. Nach dem kommen eine Loge in der Oper für ein ganzes Jahr, und eine Reihe Gemälde dee besten jüngern Maler. Zwei dieser Loose sind deei bis viertausend Franken werth.

Jetzt fehlt nichts mehr, als daß die Oper, nach italienischem Gebrauche, prächtige Hotels verloose, so kann es dahin kommen, daß man des Moegens mit einer Rente von fünf bis sechstausend Franken nach Hause zurückkehet. Diese Neuerung würde um so göößeen Reiz haben, als bisher wohl mancher seine Renten in dem Bereiche der großen Oper gelassen, keiner abee noch welche dort eelangt hat.

Der großen Oper haben mehrere andeee Theater nachgeahmt, und auch Lotterien und Phantasmagorien aufgehängt, aber duechgängig plattes, armseliges Zeug. Unter aller Kritik waeen die fêtes de nuit der königlichen Oper, auf dem Börsenplatze. Hier

raffte man einige Possenreißer aus der Straße, einen kleinen Affen und einen Bauchredner zusammen, und ließ sie in einer Loge ihre Späße machen. Dafür bezahlte das gutmüthige Publikum zehn Franken; für einen Sols könnte es jeden Tag das nämliche Schauspiel auf den Boulevards haben. Aber der Gipfel der Geschmacklosigkeit war die Verwendung der deutschen Choristen, die gewöhnlich in dem zum Robin des bois verfratzten Freischütz singen, als Singbegleitung der musard'schen Quadrillen. Denken Sie sich einen raschen, schwirren Contretanz, begleitet mit Baß- und Tenorstimmen, die irgend eine einfältige Melodie dazu singen. Man kann den musikalischen Unverstand nicht weiter treiben. Ich hätte vielleicht besser gesagt, man kann die edle Unverschämtheit nicht weiter treiben, denn die Direktoren dieser Prellanstalten wissen sehr wohl, was sie thun, und sie sind sogar nicht ohne Beschönigung ihres Thuns: „das Publikum will Flitter und Tand, wir geben ihm Flitter und Tand, wer hat sich da zu beschweren."

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisen zur nähern Kenntniß von Kleinasien, unternommen von Karl Texier.

(Schluß.)

Die Pest, welche gegen Ende des Jahres 1834 in Konstantinopel herrschte, nöthigte den Reisenden sich nach seiner Ankunft daselbst in seiner Wohnung zu Pera zu halten. Sobald die Epidemie abgenommen und seine Gesundheit sich vollkommen wieder befestigt hatte, nahm er seine Untersuchungen und Beobachtungen wieder auf. Sehr unangenehm überraschte es ihn, die Sophienmoschee ganz mit Kalk überweißt zu finden; eine in der That nicht glückliche Folge der neuen Civilisation. Die vorherige Sorglosigkeit war diesen antiken Gebäuden zuträglicher."

Es ist Herrn Texier gelungen, sich Nachweisungen über die Einkünfte und die Verwaltung der Moscheen zu verschaffen, wie man sie bis dahin noch keinem Europäer mitgetheilt hatte. Er besuchte alle Kirchen, welche, troß der Intoleranz der Türken, seit der Einnahme von Konstantinopel in Besitz der Griechen geblieben waren. Fast alle fand er mit schönen Mosaiken verziert, von denen einige sich aus den Zeiten der Comnene und wohl noch früher herschreiben. In der Kirche der Panagia sah der Reisende ein solches Mosaik, das sich an Zeichnung und Farbenglanz den schönsten Gemälden Correggio's an die Seite stellen läßt.

Bei seiner Rückkehr nach Stambul setzte Herr Texier auch seine physiognomischen Beobachtungen fort. „Die Geschichte dieser Stadt, schreibt er hierüber, steht gleichsam auf den Physiognomien ihrer verschiedenen Bewohner geschrieben. Arabien, Persien, das Innere von Afrika und die Steppen der Tatarei haben ihren Beitrag zur Bevölkerung derselben gestellt. Alle diese Nationen leben mit und neben den alten Besitzern von Byzanz, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Jede hat ihr Quartier, ihre Sitten und ihre Vorurtheile. Man hat hier eine Uebersicht des ganzen Orients, ein weites Feld des Studiums vor sich, ohne daß man deßhalb die Stadt verlassen dürfte.

„Die Bevölkerung von Konstantinopel besteht aus vier großen Klassen (wobei ich die sämmtlich zu Pera und Galata wohnenden Europäer ausnehme), die sich durch ihre verschiedenen Religionen von einander unterscheiden: nämlich aus Griechen, Juden, Armeniern und Türken. Die Türken theilen sich wiederum in die unzählige Menge von Nationen, welche das ottomanische Reich bewohnen und deren Unterscheidungszeichen sie mit ihnen gemein haben, als: Schwarze, Abkömmlinge von Sklaven von Sennaar; kupferfarbige oder weiße Araber; Trapezunter; Tataren; Perser; Türken, die Abkömmlinge von Türken und Sklaven sind, und Türken, die von türkischen Eltern abstammen. Hiezu kommt noch das Heer, das aus allen europäischen und asiatischen Provinzen ausgehoben wird.

„Aus der von den Türken angenommenen Sitte, sich Sklavinnen aus verschiedenen Ländern beizulegen, läßt sich leicht folgern, daß von allen Nationen, welche Konstantinopel bevölkern, gerade das Blut der eigentlichen Herren des Landes, und zwar besonders das der vornehmern Türken, das gemischteste seyn müsse. Auch bemerkt man an den Männern der höhern Klassen, welche meist schöne georgische und griechische Sklavinnen zu Müttern haben, einen auffallenden Unterschied in der Gesichtsbildung. Die Gesichtszüge der niedern Klassen ähneln denen der Tataren, d. h. sie haben vorstehende Backenknochen, leicht eingedrückte Schläfe und einen von vorn nach hinten verlängerten Kopf. Dieses letztere Kennzeichen ist der höhern sowohl als der niedern Klasse gemein, was sich leicht bemerken läßt, wenn man des Morgens zu einem Barbier kommt, wo man Türken jeden Ranges mit entblößtem Haupte sehen kann. Die Nase ist ziemlich kurz, die Spitze abgerundet und die Nasenlöcher etwas aufgeworfen.

„Die Türken von höherem Range sind meist aus georgischem Blute entsprossen, weil große Herren Kinder aus diesem Lande zu kaufen pflegen, sie annehmen und zu hohen Würden befördern. Der größte Theil der Mitglieder der Regierung des jetzigen Sultans ist von dieser Abkunft. Sie zeichnen sich durch eine Adlernase, kleine längliche, aber lebhafte Augen, runde Stirn, kleinen Mund, mehr weiße als dunkle Gesichtsfarbe und am Kopf anliegende Ohren aus."

Vermischte Nachrichten.

Die Juden in Rom haben dem heiligen Vater einen Band hebräischer Schriften überreicht, der hinsichtlich der Kalligraphie und des Einbandes Alles übertreffen soll, was man in dieser Art bisher gesehen hat. Dieser große Folioband enthält ein Gedicht in jener poetischen Prosa, die in einigen orientalischen Sprachen üblich ist. Es ist eine Lobrede auf den Papst; der Autor nimmt von diesem Titel, der bekanntlich von dem Worte Papa (Vater) abgeleitet wird, Gelegenheit, dem heiligen Vater sehr schmeichelhafte Dinge zu sagen, und nennt ihn einen weisen Herrscher, guten Vater seiner Unterthanen u. s. w. Hierauf folgt ein Gebet für den Landesherrn, das die Juden jeden Sonnabend in der Synagoge sprechen. Nach diesen beiden Stücken kommen zwei Uebersetzungen in Versen, die eine in lateinischer, die andere in italienischer Sprache. Jede Seite zeigt andere Schrift, und das Ganze ist mit großen Gemälden und Zeichnungen geziert, welche letztere der Schrift als Rahmen dienen. Diese mit der Feder ausgeführten Zeichnungen sind von hoher Vollendung, und das Werk eines in Rom lebenden venetianischen Künstlers, eines Christen, Namens Paoletti. Unter den Gemälden zeichnen sich besonders ein sehr ähnliches Porträt des heiligen Vaters, Salomo's Erklärung zum Könige, Salomo auf dem Throne sitzend und das Wappen des Papstes aus. Der reiche Einband besteht aus weißem Atlas und trägt auf beiden Seiten das in Gold gestickte Wappen des Papstes. Zwei schwere, ebenfalls mit dem Wappen des Papstes verzierte Schlösser sind von herrlicher Arbeit. Die Juden vom Ghetto sollen für dieses Meisterstück ungefähr 10,000 Franken bezahlt haben. Dieser Band vertritt die Stelle der Gesetzesrolle, welche die Juden dem jedesmaligen Papst zu überreichen haben, und bei deren Empfang er ihre Verblendung beweint.

*

Im Laufe des verflossenen Jahres wurden in Paris 29,130 Kinder geboren, nämlich 14,901 männliche und 14,229 weibliche. Von diesen waren 19,145 eheliche, wovon 18,685 in Privathäusern und 460 in den Hospitälern oder Armenhäusern geboren wurden; 9985 waren außereheliche, von denen 5473 in Privathäusern und 4512 in den Hospitälern geboren wurden. Von den natürlichen Kindern wurden 4170 von ihren Vätern anerkannt. Die Todesfälle beliefen sich auf 24,177 — nämlich 12,004 männlichen und 12,173 weiblichen Geschlechts. Hievon starben 15,320 in ihren eigenen Behausungen und 8857 in den Hospitälern. Die Zahl der Geburten übertraf die der Todesfälle um 4953. Heirathen wurden geschlossen 8088. Im Jahre 1835 gab es 27,460 Geburten, 26,096 Todesfälle und 7938 Heirathen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 98. 8 April 1835.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Hauptniederlassung in Sitka.

Die russische Regierung schickte im Jahre 1826 die Korvette Siniäwin auf eine dreijährige Reise um die Welt, mit dem besondern Auftrag, gewisse Theile der Küsten der russischen Besitzungen in der Behringsstraße und Kamtschatka zu untersuchen. Der Befehl wurde dem Kapitän Lütke anvertraut, der vor Kurzem die Resultate seiner Reise bekannt zu machen angefangen hat. Der erste Band seiner Reisebeschreibung ist unter dem Titel voyage autour du monde, in einer französischen Uebersetzung, welche nach dem russischen Manuskript des Verfassers gemacht wurde, bei Didot in Paris gedruckt, und die ganze Auflage nach Petersburg geschickt worden. Dieser Band enthält die Reise um das Kap Horn, den Aufenthalt in Chili und in den russischen Besitzungen in Amerika, und die Ueberwinterung in der Insel Ualan im stillen Meere. Der französische Styl verräth hin und wieder seinen fremden Ursprung, ist aber im Ganzen hinlänglich geläufig, das Werk selbst ist offenbar das Produkt eines milden, billigen und unternehmenden Mannes, der bei dem Leser unfehlbar ein günstiges Vorurtheil für sich erwecken muß. Wir entlehnen daraus einige Notizen über die russischen Besitzungen in Nordamerika und die Handelsgesellschaft, deren Monopol sie übergeben sind, und welche in der letzten Zeit mehr als je ein Gegenstand von Eifersucht zwischen Rußland, England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden sind.

Der Anblick der nordwestlichen Küste von Amerika ist wild und pittoresk; hohe und steile Berge, bedeckt vom Gipfel bis zum Fuße mit Urwäldern, stehen schroff ins Meer hinein. Links am Eingang der Bai von Sitka (Georgensund) erhebt sich der ausgestorbene Vulkan Edgecumbe, rechts und im Vordergrunde umgeben Inselgruppen das Festland. Alles ist ruhig und wild, und nichts kündigt die Nähe eines Hafens an, bis man dieses Labyrinth von Inseln durchsegelt hat, und die russische Flagge auf einer Festung, die auf einem steilen Felsen liegt, erscheint. Palissaden und Thürme umgeben einige beträchtliche Gebäude, rechts sieht man eine Kirche, weiterhin am Ufer eine Reihe Häuser und Gärten, links eine Werfte, und ein Dorf von Eskimos, und im Hafen und auf der Rhede einige Schiffe; dieß ist Neu-Archangel, die Hauptstadt des russischen Amerika.

Das Fort liegt auf der Insel Baranoff oder Sitka, und ist vom Festlande durch den Kanal von Chatham getrennt. Es wurde von dem russischen Gouverneur Baranoff nach Zerstörung der amerikanischen Etablissements an dieser Stelle gebaut, und er zeigte in der Wahl der Lokalität seinen gewöhnlichen Scharfsinn. Er konnte sich hier auf eine Art verschanzen, welche alle Angriffe der Eskimos vereiteln mußte, übersah von dem Gipfel seine ganze Niederlassung, und konnte von seinem Fenster aus Tag und Nacht seinen Schildwachen Signale machen, und Alles in Ordnung halten.

Ein dichtes Gehölz erstreckte sich damals bis an die Häuser, und gab den Koloschen (den Eskimos der Umgegend, welche von den englischen Reisenden Kolinjen genannt werden) eine große Leichtigkeit die Bewohner unbemerkt zu überfallen. Baranoff versuchte umsonst den Wald anszubrennen, denn die Vegetation ist hier so feucht, daß sich die verbrannten Aeste im nächsten Jahre wieder mit Grün bekleidet fanden. Er ließ am Ende das Gehölz rings umher aushauen, und die ungeheuren Stämme, welche stehen geblieben sind, bieten einen sonderbaren Anblick.

Die Niederlassung besteht gegenwärtig aus zwei Abtheilungen, der Festung und den Vorstädten; jene enthält das zweistöckige Haus des Gouverneurs, das auf dem höchsten Punkt des Felsens 80 Fuß über dem Meere liegt, und von Bastionen und Thürmen umgeben ist, welche mit 32 Kanonen besetzt sind. Der übrige Theil der Niederlassung ist nur von einer Palissade ohne Kanonen umgeben; hier sind die Kasernen der Arbeiter, der Aleuten, die Häuser der Beamten, das Spital, Bäder, Magazine, Buden, und die Werften. Hier befindet sich auch ein langer Damm von Pfählen, an welchem die Schiffe anlegen und ausladen. Alle Gebäude in der Festung gehören der Kompagnie; sie sind gut unterhalten, was jedoch viele Kosten verursacht, da die schlechte Art des Tannenholzes und das feuchte Klima unaufhörliche Ausbesserungen nöthig machen. In einem der Thürme befindet sich das Arsenal, wo sich Waffen für nahe an tausend Mann in guter Ordnung finden.

Die Werften enthalten alle zum Schiffsbau und zum Ausbessern nöthigen Werkstätten; die hier gebauten Schiffe sind aber nur von kurzer Dauer, theils wegen der Qualität des Holzes, theils weil man es nicht lange genug trocknen läßt, ehe man es zum Bau verwendet. Die Gouverneurs haben daher bisweilen

Schiffe, die aus den Vereinigten Staaten gekommen waren, gekauft, und dieß sind die besten, welche die Kompagnie besitzt, allein die Generaldirektion in Petersburg fand die Spekulation nicht vortheilhaft, und beschloß ihrem eigenen Schiffsbau eine größere Ausdehnung zu geben. Man hatte auch versucht, Schiffe in Californien zu bauen, allein die dortigen Eichen liefern so schlechtes Holz, daß die beiden Schiffe nicht über drei Jahre die See halten konnten, einige andere wurden in Ochozk aus sehr dauerhaftem Lärchenholz gebaut. Der Hafen von Neu-Archangel besitzt 15 Schiffe, die etwa 3000 Tonnen halten, und zur Kommunikation mit Sibirien, Californien u. s. w. dienen; sie werden von Offizieren der kaiserlichen Marine kommandirt, sind der Kriegsdisciplin unterworfen, und sehr reinlich und elegant gehalten. Die Werften dienen der Kompagnie neben dem Schiffsbau noch auf mannichfache Art: die Schmiede verfertigen, wenn die Schiffsarbeiten ihnen Zeit lassen, Ackerbaugeräthe, die Gießer gießen Glocken für Californien, wo sie sehr gut bezahlt werden. Die Kupferschmiede arbeiten ebenfalls für den californischen Markt, und für den Handel mit den Eskimos.

Die Bevölkerung von Neu-Archangel besteht aus 800 Seelen, Russen, Creolen und Aleuten, worunter im Dienste der Kompagnie 700 Russen als Beamte, Schiffskapitäne, Kommis, Arbeiter und Matrosen, so wie 100 Creolen und Aleuten. Der Rest besteht aus Aleuten, die hier ohne Anstellung leben. Allein zur Zeit der Jagd und der Schifffahrt bleiben oft nur 180 Menschen zurück, Kinder mitgerechnet, so daß man oft Mühe hat, neben den Schildwachen u. s. w., Leute genug zur Bemannung eines Bootes zu finden.

Die Post kommt Einmal jährlich im August oder September aus Ochozk an, und bringt Briefe, Zeitungen und neue Beamte, ein Ereigniß, das die Kolonie auf Wochen lang in Bewegung setzt; eben so ist der April ein wichtiger Monat, weil da die Antworten und die Beamten, deren Zeit vorbei ist, nach Ochozk zurückgehen. Die übrige Zeit geht in regelmäßigen Dienstbeschäftigungen hin. Das Haus des Gouverneurs ist der tägliche Sammelplatz, und bietet durch die Bibliothek, welche der Gouverneur Rezanoff dort gelassen hat und die jährlich vermehrt wird, eine wichtige Ressource dar.

Ehemals wurde keinem der Eingebornen erlaubt sich um das Fort her niederzulassen. Im Frühjahr zur Zeit des Häringszugs versammelten sie sich, etwa tausend an der Zahl, um das Fort, und etwa eben so viele auf den benachbarten Inseln, während des Sommers blieben ihrer 5 bis 600, allein man erlaubte ihnen nur selten Hütten für einige Zeit aufzuschlagen, und in diesem Falle entwaffnete man sie. Der letzte Gouverneur, Murawieff, berechnete jedoch, daß er weit leichter im Stande seyn würde sie im Zaume zu halten und von ihren Planen unterrichtet zu werden, wenn er ihre Weiber, Kinder und Eigenthum unter den Kanonen der Festung halte, und erlaubte ihnen daher eine Niederlassung zu gründen. Seine Erwartung hat sich vollkommen gerechtfertigt. Die Koloschen sind seit dieser Zeit weit umgänglicher geworden, und die Verbindungen der Russen mit ihren Weibern geben das Mittel immer mit ihren Anschlägen bekannt zu werden; freilich ist daraus ein Zustand von Immoralität entstanden, der einem Ankömmling aus Europa überaus eckelhaft ist.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Fortsetzung.)

Es sind in dem pariser Karneval gewaltige Veränderungen und Uebergänge vorgekommen, von den vornehmen Maskeraden der aristokratischen Gemächer im 18ten Jahrhundert bis auf die Straßenscenen unsrer Tage.

Die Fastnachtsspiele vor der Revolution waren mehr reich als sinnig, und bewegten sich hauptsächlich nur in den höhern Cirkeln. Während den Revolutionsjahren waren diese Vergnügungen vor dem Ernste der Zeit zurückgewichen. Erst unter dem Direktorium tauchte die Lust nach leichten, frivolen Spielen wieder auf. An diesem consularischen Hofe, in diesem Mitteldinge zwischen Republik und Monarchie hatte sich trotz des Ernstes der Hauptperson, Napoleon, ein luxuriöses und ziemlich sittenloses Leben eingewöhnt. Von den Salons in St. Cloud ging der Geist und das Treiben auf die Hauptstadt und in alle Volksklassen über, unbesorgt, fröhlich, leicht, und die Zukunft dem Zufalle und dem guten Glücke überlassend.

Das Kaiserthum wirkte auf Poesie, Kunst und freie Entfaltung der schönen Literatur erkältend und lähmend; es wird stets eine merkwürdige Erscheinung bleiben, daß in jener Zeit des Kriegsruhms und der diktatorischen Größe die Poesie und die bildende Kunst in einem gefesselten Schlafe gelegen haben. Die Leistungen jener Zeit, behaftet mit all dem pedantischen Kram der klassischen Schule ohne einen einzigen ihrer Vorzüge sind heute nach Gebühr gewürdigt und verschmäht, als ob sie schon vor tausend Jahren schlecht gewesen wären. Dieselbe Langweile hatte sich auch über den Karneval verbreitet, der nur ein ungezogenes Kind der Poesie ist, und nur in dieser Abkunft seine Weihe und seinen Ruhm findet.

Während der Restauration war der Karneval gänzlich entthront, und die Missionsaufzüge hatten seinen Platz eingenommen: damals dauerte der Karneval das ganze Jahr, grotesk genug, aber wenig unterhaltend.

Mit der Juliusrevolution begann eine andere Zeitrechnung für den Karneval, in so weit er sich in öffentlichen Versammlungsorten und auf den Straßen zeigt; es war als ob die lange Verhaltung während 15 Jahren fortwährend heimlich erzeugt und geboren, aber verborgen gehalten und am Tage der Befreiung die wilde Brut auf die Oberfläche hinausgeschleudert habe. Im Jahre 1831 zum Erstenmale erschien ein bunter, toller Schwarm von populären Masken und Vermummungen aller Farben, Mischungen und Charakteren; nicht mehr wie sonst bloß Arlekin's, Polichinelles, Pantalons und einige andere Personen des französischen Karnevals, nicht mehr bloß der Türke, der Engländer, der Grieche, der Marquis, der Muscadin, son-

dern bequeme, alle Bewegungen des Körpers freilassende Pierrots, Rouliers mit blauen und grauen Oberhemden; der Paillasse in allen Haupt- und Unterabtheilungen männlichen und weiblichen Geschlechts, neapolitanische Fischer und alte Anzüge der Bazoche, darunter gemischt die Forts de la Halle und die Malins, die Poissardes und Alsaciennes, oder was man so nennt, tobend und rasend, Mänaden gleich und sich im Kothe wälzend. Das letztere beinahe wörtlich ist am Mardigras auf den Boulevards zu sehen; in den Bällen dieser artigen Gesellschaft fehlt oft nur der Straßenkoth, nicht die Lust sich darin zu wälzen oder die Antipathie gegen dieses Element. Seit dem Jahre 1831 hat dieses Wesen im Riesenmaße zugenommen, und seinen Gipfelpunkt mag es im Jahre 1835 erreicht haben. Fortan kann es nur mehr herabsteigen, Gott sey Dank.

Was mich bei diesen französischen Karnevalsbelustigungen unausgesetzt so unangenehm, so widrig angeregt hat, ist die Entäußerung alles ästhetischen Elementes, das Verfallen und Versinken in die baarste und schmutzigste Gemeinheit. Nichts Poetisches, nichts Feines, nichts Sinniges und Charakteristisches, ein ungeschminkter und unbedeckter Koth in Thun und Rede. Ich habe auf den Boulevards Ausdrücke gehört und Bewegungen gesehen, vor welchen selbst der Gendarme und der Polizeiknecht erröthend sich abgewendet haben. Erkläre wer da kann, daß dieses geistvolle, witzige Volk, dem alle Sarkasmen und Parodien angeboren sind, in der vorzugsweise franken Zeit der Fastnacht nur Abgeschmacktheiten hervorbringen kann, oder wo ihm dieß untersagt ist, leichenähnliche Traurigkeit, wie in der großen Oper.

Voriges Jahr und vor zwei Jahren sah man am Fastnachtstage noch einige politische Masken, dießmal nichts, es sey denn, daß man dahin, wie die Carikatur gethan, den Zug des fetten Ochsen rechnet, der in den Tuilerien anlangt und Sr. Majestät Louis Philipp einen Besuch abstattet, unter Begleitung der Musik der Nationalgarde welche spielt: où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?

(Schluß folgt.)

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands

nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

In klimatischer und örtlicher Beziehung kann Rußland in folgende Zonen getheilt werden: I. die Zone des Eisklima's; II. der Rennthiermoose; III. der Wälder und Viehzucht; IV. des beginnenden Ackerbaues mit Gerste; V. des Roggens und Leins; VI. des Weizens und der Baumfrüchte; VII. des Mais und der Reben; VIII. des Oelbaums und des Zuckerrohrs. Eine ungeheure Abstufung von Norden nach Süden!

I. Zur Zone des eigentlichen Eisklima's kann man rechnen: Nova Zembla und mehrere nördliche Erdzungen Sibiriens, so wie auch den nördlichen Theil des kolaschen Kreises, welcher übrigens wegen des Einflusses des weißen Meeres weniger kalt ist. Eine dreimonatliche Nacht und die geringe Anzahl dort gedeihender Gewächse halten Menschen und Hausthiere von einem beständigen Aufenthalt in diesen Gegenden ab, — nur Robben, Wallrosse und Fische, welche sich viel weiter zum Pole hinauf erhalten als Landthiere, können dort als Nahrungsmittel für Menschen, Eisbären und ihre beständigen Begleiter, die Eisfüchse, dienen. Auf Nova Zembla findet sich übrigens eine große Menge von Erdmäusen besonderer Art, welche sich für den Winter große Vorräthe von allerlei Wurzeln zusammentragen und den Füchsen zur Nahrung dienen. Durch die Unternehmung des Handelshauses Brandt in Archangel werden wir wahrscheinlich ausführlichere Nachrichten von diesen Gegenden erhalten. Uebrigens kann hier von der mit eben so viel Kühnheit als Vortheil betriebenen Meerfischerei der Bewohner des archangelschen Gouvernements nicht die Rede seyn, da sie zwar den Ackerbau gewissermaßen vertritt, doch durchaus in keiner Beziehung zu demselben steht. — Allmählich geht die Zone des Eisklima's in die folgende über.

II. Die Zone der Rennthiermoose (tundra, Moossteppen), wo dem stets gefrornen Boden nur falbes Moos entwächst, näher zu der folgenden Zone mageres Gesträuch, und endlich zwerghaft längs der Erde hinwachsende Lärchenbäume und Fichten. Die Natur hat diese Zone mit einem Thier begabt, welches allein dieselbe für den Menschen bewohnbar macht: dieß ist das Rennthier. Weiterhin nach Norden begleiten den Menschen bloß der Hund und zwei oder drei Arten von Vögeln. Diese Zone, derjenigen des Eises folgend, erstreckt sich vom archangelschen Gouvernement durch unermeßliche Einöden bis zum östlichen Ocean. Sie ist nur sparsam von nicht zahlreichen Nomadenstämmen der Samojeden, Ostjaken und andern Eingewanderten bevölkert, welche aber zum Theil mehr und mehr aussterben; denn der rohe Naturmensch erträgt die Nähe des gebildeten Menschen nicht. Außer den Hülfsmitteln, die das Rennthier darbietet, nährt sich in diesem Landstriche der beträchtlichste Theil der Bevölkerung von Fischen, und bedient sich gegen den hier besonders heftigen Scorbut einiger Arten des Löffelkrauts (cochlearia). Hier wird vorzüglich die Jagd der See- und Pelzthiere, so wie der Schwäne und Gänse betrieben, welche als Zugvögel zur Mauserzeit in ungeheuren Schaaren an die Ufer der zahllosen Landseen ziehen, mit denen die Moosebenen übersäet sind und dort nisten. Sie liefern den Bewohnern dieser Gegenden einen großen Theil ihres Lebensunterhalts. Wo endlich diese Zone an diejenige des Eises angränzt, an den Mündungen großer Flüsse und an den Hochufern einiger Inseln, finden sich jene unzähligen Ueberreste von gigantischen Knochen jetzt nicht mehr lebender Thiergattungen und besonders der Mammuthe. Dort wurde unter Anderem auch jenes noch mit Fleisch und Haut bedeckte Gerippe eines dieser Bewohner der Vorwelt gefunden, deren Daseyn wahrscheinlich auf immer ein Räthsel für den Naturforscher bleiben wird.

III. Die Zone der Wälder und Viehzucht folgt stufenweise jener der Rennthiermoosebenen; hier geht das kriechende, dürftige Gestrüppe allmählich in ungeheure Weißtannen-, Lärchen- und andere Wälder über, wo keine Menschenhand noch störend in die erhabenen Werke der Schöpfung gegriffen.

Längs den Ufern der Flüsse und an andern offenen Stellen zeugt das hervorsprießende Gras zwar von ungewöhnlicher Fruchtbarkeit des Bodens, aber späte Fröste im Frühling und frühe im Herbst sind dem Getreidebau hinderlich. Daher ist in dem nördlichen Theil dieser Zone die Jagd Hauptbeschäftigung des Menschen, besonders der Fang des Eichhorns, eines vorzugsweise diesen Gegenden angehörigen Thieres, welches für den Aufenthalt des Menschen daselbst eine Hauptbedingung ist. — Im südlichen Theil dieser Zone, bei größerem Ueberflusse an Gras und Heu, beginnt die Viehzucht, und an einigen günstig gelegenen Stellen trifft man gleichsam als Vorposten Getreidebau an, der aber freilich nur unbedeutend ist. Der nördliche und mehr östliche Theil wird von verschiedenen Nomadenstämmen bewohnt, auf welche dann schon in festen Wohnungen lebende Ansiedler folgen, wie z. B. Syrjanen, Finnen und andere. Der größte Theil des Innern von Finnland nährt sich hauptsächlich nur von der Hornviehzucht. Schwer ist es, die südlichen Gränzen dieser Zone zu bestimmen, da sie oft mit der folgenden zusammenfließt.

IV. Die Zone des beginnenden Ackerbaues, die wir oben als die der Gerste bezeichneten, weil hier, der Kürze des Sommers und der öftern Morgenfröste wegen, nur diese Getreideart mit Erfolg gezogen wird. Bei sorgfältiger Pflege mögen auch einige Gartenfrüchte gedeihen, und es lohnte sich wohl der Mühe, Versuche mit dem Kartoffelbau zu machen. Bewohner dieses Landstrichs sind angesiedelte Russen, Finnen, Syrjanen und andere, die bei der Geringfügigkeit des Ackerbaues ihren Unterhalt noch durch Viehzucht, Jagd, Fischfang, Holzflößen u. s. w.

gewinnen. Die Viehzucht liefert in manchen Gegenden des archangelschen und wologdaschen Gouvernements sehr schöne Racen von Hornvieh. Die südliche Gränzlinie dieser Zone kann man annäherungsweise bis zur Stadt Jarensk im Gouvernement Wologda und den diesen entsprechenden übrigen Orten festsetzen, etwa bis zum 63° n. Br. Die Natur bietet hier im Allgemeinen einen schönen Anblick dar; ungeheure Wälder, große Flüsse, herrliche Wiesen und der kräftige Wachsthum überhaupt machen einen tiefen, ganz eigenthümlichen Eindruck, wie ihn viele berühmte Reisende in den undurchdringlichen Gegenden Süd- und Nordamerika's empfanden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Opiumbau.

(Anhang zu Texiers Reise.)

Wir fügen hier aus einem spätern Briefe noch eine Nachricht über den Opiumanbau zu Afionm Kara-Hissar bei, die Herr Texier von dem Musellim der Stadt erhielt, der ihm auch ein Kistchen mit Mohnsamen und Muster des in seinem Paschalik erzeugten Opiums zum Geschenk machte.

Das Gebiet von Afionm Kara-Hissar (schwarze Schloß) ist von trachytischer Formation. Die Stadt liegt am Fuße einer vulkanischen Gebirgskette, die sich von Osten nach Westen ausdehnt; eine zehn Stunden lange Fläche bietet hier dem Anbau einen sehr günstigen Raum. Auflagerungen von Trachyt von 4, 5 bis zu 80 Metres Höhe durchschneiden hie und da diese Ebene.

Der Grund des Bodens besteht fast allenthalben aus einer ziemlich gleichartigen graulichen Thonerde, die sich mit Wasser nicht zu Teig kneten läßt; auf einigen Stellen findet sich auch ein schwarzer vulkanischer Sand, der mit einer dicken Schichte von Humus bedeckt ist. Unweit von der Stadt, gegen Westen, findet sich Kreide, aus welcher auch die Gebirgskette besteht, welche die Ebene begränzt.

Die Kultur des Mohns in dem Paschalik, von welchem Kara-Hissar der Hauptort ist, verbreitet sich auch über mehrere benachbarte Provinzen, und man findet sie unter Anderem auch, wenn man über das Gebirge von Kedus kommt. Von diesem Punct aus bis nach Kara-Hissar sind die großen Formationen sämmtlich vulkanisch, die bebauten Ländereien aber von verschiedener Bodenart, woraus sich ergibt, daß eine eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens zu Erzeugung eines vorzüglichen Opiums keineswegs erforderlich ist.

Die Temperatur dieser Gegenden ist ziemlich niedrig, und oft bleibt der Schnee im Winter mehrere Monate liegen. Dennoch findet man hier Pflanzen, welche unter wärmeren Zonen heimisch sind, als: die Agave, den Cactus u. s. w.

Das Thermometer steigt indeß während einiger Monate bis auf 25 und 30°, allein der Reisende, welcher der Meinung ist, daß sich der Opiumbau auch in Frankreich heimisch machen lasse, behauptet, daß diese Hitze keinen Einfluß auf das Gedeihen des Opiums habe, weil sie im Monat Junius schon ihr Ende erreiche. Während seines Aufenthalts zu Kara-Hissar vom 2 bis zum 6 Julius war es kühl und das Thermometer hielt sich zwischen 10 und 12°; allein es bleibt hier der Umstand zu berücksichtigen, daß es eine Hauptbedingung für das Gedeihen des Opiums ist, daß es während der letzten Hälfte des Mais oder im Junius weder stark noch anhaltend regne, da ein einziger einige Tage dauernder Regen eine ganze Ernte vernichten kann.

Der Mohnsamen wird in Kara-Hissar zu 20 Paras die Oka verkauft. Eine Oka ist gleich 1 Kilogramme 250 Grammes. Im December fängt man an den Boden mit dem Karst, oder, wo er nicht zu hart ist, mit dem Pflug umzubrechen. Die Furchen müssen breit genug gezogen werden, daß man zwischen den Pflanzen gehen kann, ohne sie zu beschädigen. Eigentlich sind es Rabatten von 5 Fuß Breite und durch einen Weg von einander getrennt.

Der Mohnsamen wird wie das Getreide ausgesäet, nur etwas dünner, so daß man mit einer Oka eine Fläche von 1600 Quadratmetres bestellen kann. Günstig gelegene Felder werden durch Kanäle bewässert, und da man in Kara-Hissar in dieser Hinsicht nur auf den Regen rechnen muß, so findet eine große Verschiedenheit in Quantität und Qualität der Ernten statt.

Einige Tage nach dem Abfall der Blüthe ritzt man den Kopf des Mohns horizontal auf, wobei man sich jedoch in Acht nehmen muß, daß der Schnitt nicht bis ins Innere der Schale dringe. Aus dieser Oeffnung tritt sogleich ein weißer Saft in Tropfen, die man den Tag und die Nacht über hängen und trocknen läßt, und dann das Opium, das schon eine bräunliche Farbe angenommen hat, mit Messern abnimmt. Wie nöthig es sey, daß es um diese Zeit nicht regne, leuchtet ein, weil sonst das Opium weggewaschen würde.

Ein Mohnkopf gibt nur Einmal und zwar nicht mehr als einige Gran Opium, das immer dunkler wird je mehr es eintrocknet. Die erste Verfälschung erleidet das Opium von den Einsammlern, die dabei etwas von der Schale des Mohnkopfs mit abkratzen, um das Gewicht zu vermehren. Später werden wohl noch ein Dutzend fremdartiger Substanzen beigemischt.

So eingesammelt, stellte es sich in Gestalt einer kleberigen, klümperigen Masse dar, die man in kleine irdene Gefäße legt und zerreibt, wobei man jedesmal in den Mörser spuckt. Der Reisende fragte, warum man nicht lieber Wasser nehme, erhielt aber die Antwort, daß dieß die Waare verderben würde.

Das Opium wird später in trockne Blätter gewickelt und in den Handel gebracht. Der Same der Mohnköpfe, welche das Opium gegeben haben, kann im folgenden Jahre zur Aussaat benutzt werden. Früher war der Opiumhandel frei gegeben, allein seit vier Jahren hat sich die Regierung das Monopol vorbehalten. Der Kontrebandhandel, der sich sogleich organisirte, raubt ihr indeß wenigstens ein Drittheil des Gewinns. Im ersten Jahre kaufte die Regierung das Opium zu 36 Piaster, dann zu 40, 45 und endlich zu 50 Piaster die 250 Drachmen; konnte aber trotz dieser Preiserhöhung dem Schleichhandel nicht steuern.

Diese unbedachte Maßregel der Regierung, die den Handel von Smyrna ruinirt, ohne den Staat zu bereichern, scheint, aller Vorstellungen der Kaufleute ungeachtet, beibehalten werden zu sollen. Die Landbauer dagegen sagen, daß sie ihnen von Nutzen sey, weil sie ihnen guten Verkauf zu annehmlichen Preisen sichere. Der vom Staat festgesetzte Preis ist stets derselbe, ohne Rücksicht auf die Qualität des Produkts; das beste bekomme mithin durch Schleichhandel derjenige in die Hände, der den höchsten Preis bezahlt. Die Ausbeute des Jahres wird nach Konstantinopel geschafft, wo die Regierung die Oka zu 180 bis 200 Piaster verkauft, die ihr höchstens auf 80 zu stehen kommt, und dabei verfälscht sie die Waare noch mit armenischem Bolus und andern Erdarten.

Dem in der königlich asiatischen Gesellschaft zu London vorgelesenen und in Nr. 89 dieser Blätter bereits mitgetheilten Auszug über das siamesische Heer, von Kapitän Low, folgten in einer andern Sitzung noch folgende weitere Notizen über die Birmesen: Man soll bei ihnen vor Einführung des Buddhismus Menschen geopfert haben. Sie küssen das mit dem noch rauchenden Blute eines Feindes besudelte Schwert, weil sie dadurch den Muth des Erschlagenen in sich aufzunehmen glauben. Jede ihrer Fahnen ist einer besondern Gottheit geweiht und die Träger derselben sind mit schützenden Amuletten behängt. Aus den auf den Fahnen befindlichen Wappen schließt der Berichterstatter, daß die Heraldik aus Asien nach Europa gekommen sey. Der Adler ist das Unterscheidungszeichen Wischnu's, der Stier das Siva's und der Falke das Zeichen Rama's. Die hinter einem ruhenden Löwen aufgehende Sonne war das Feldzeichen der Tataren, und der zur Sonne fliegende Adler das Persiens. Der Humuy, oder die berühmte Gans, eine der Verwandlungen Buddha's, die an den Schwan der Leda erinnert, ist das Hauptwappen auf den Fahnen der Birmesen. Den Leng oder gehörnten Alligator und das Einhorn sieht man auf den Fahnen der Chinesen. Der Cneph oder große Drache, das Symbol des Horizonts und des guten Geistes, das Fahnenwappen der alten Aegyptier, ist eine der Gestalten, welche Buddha anzunehmen pflegte, und man sieht diesen Drachen noch jetzt auf den Fahnen der Malayen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 99. 9 April 1835.

Skizzen aus Paris Nr. 2.

Karneval 1835 in Paris.

(Schluß.)

Für den Beobachter dieser Saturnalien ist es ein interessanter Gegensatz, von dem Balle der großen Oper nach jenem des Palais-royal zu gehen. Stellen Sie sich nicht vor, daß die Nähe der Wohnung des Kronprinzen im Palais-royal auf das dortige Theater oder dessen Bälle irgend einen Einfluß übe; das sind gänzlich getrennte Dinge, und Louis Philipp rechnet zu gut, als daß er seinen Miethsleuten nicht volle Freiheit in der Benutzung der gemietheten Oertlichkeiten lassen sollte, vorbehaltlich den größtmöglichen Zins zu beziehen. Der ziemlich enge Raum des Theatersaales im Palais-royal gleicht einem Gährungsprozesse betrunkener Stoffe, entschuldigen Sie dieses Bild, es soll nicht gelehrt seyn, und wofern es Ihnen eine Vorstellung dieses vergleichungslosen Zustandes gewährt, habe ich meinen Zweck erreicht. Schönes Gemisch von Staub und Punsch, von Licht und halber Dämmerung, von Schreien und Rasen; gesprochen wird da nicht, wer könnte es vernehmen? Menschen sind diese Gestalten nicht mehr, es sind verkleidete Affen, die in scheinbarer Mannichfaltigkeit in einem ewig nämlichen Kreise von scheusäligen Bewegungen, Gebärden und Ideen sich herumdrehen: tanzen kann man es nicht nennen, es ist ein dumpfes, fieberhaftes Stampfen des Erdbodens; oft sah ich nach den Gesichtern, ob nicht weißer Schaum sich am Munde zeige, ich fürchtete die Erscheinungen der Wasserscheu. Ich sah statt dessen oft schöne, blühende Gesichter, nur verunstaltet durch den Staub und den Schweiß, der Anblick war um so trauriger. Dieses Volk überredet sich, es sey vergnügt!

Voriges Jahr war der Hauptversammlungsplatz dieses wilden Heeres in dem Theater der Variétés und von dort, d. h. vom Rausche, war am Aschermittwochmorgen nur ein Schritt zu machen zur Descente de la Courtille, einer Barriere, von welcher der gemeinste Pöbel nach viehisch durchhausster Nacht mit wüstem Kopfe und trübem Sinn zum Elende seines Alltagslebens zurückkehrt. Nach dem Rausche der Katzenjammer, das ist so die hergebrachte Ordnung der Dinge. Zum Erstenmale angesehen hatten die Bälle der Variétés etwas Staunenerregendes, etwas unsern Begriffen von gesitteter Bildung gänzlich Entrücktes, etwas Eigenthümlich Tolles, und darum waren sie nicht ohne Reiz für den Beobachter, der sich beschränkte auf der Oberfläche dieses Spuckes hinzustreifen. Wiederholtes Beschauen, nähere Betrachtung gewährt Eckel.

Dieß Jahr wurden die Variétés entthront durch die Bälle und die Quadrillen von Musard, dem großen Meister in dem Winterelysäum der Rue St. Honoré. Vor einigen Tagen verglich ein französischer Musikdirektor diesen Musard, ich denke des ähnlich lautenden Namens halber, mit Mozart. Es sollte mich nicht wundern, wenn wir nächstens eine genealogische Nachweisung lesen, daß Mozart von Musard abstammte; bei Gott und den französischen Kritikern ist kein Ding unmöglich.

Gerechtigkeit in Allem. Musard ist sicherlich der größte Quadrilleneinrichter der jemals war, ich sage Einrichter, denn er komponirt selten Eigenes, sondern „arrangirt" die Weisen der beliebtesten und neuesten Singstücke zu Quadrillen, mit Talent, Geschmack und einer hinreißenden Energie. Besonderes Aufsehen erregte eine Quadrille mit steigendem Forte, welches am Schlusse durch das Aufschlagen mehrerer Stöcke und Stühle auf das hohle Orchestergerüste eine wahre Explosion nachahmte. Man fand bald diesen Knalleffekt nicht stark genug, und auf dem Balle des Mardigras ließ der sinnreiche Musikvorsteher den Knall durch das Losschießen einer stark geladenen Pistole erhöhen. Der Geruch des Pulvers war nicht widrig, es war nicht der unangenehmste im Saal. Glauben Sie etwa, daß das Publikum solche Tollheiten belächle und weiter gehe? — Man mußte einige tausend Personen zurückweisen, die der ungeheure große Saal nicht mehr fassen konnte, und die Einnahme dieser einzigen Nacht belief sich auf 15,000 Franken. Was wollen Sie mit ästhetischen Betrachtungen gegen solche Argumente?

Wenn ich oben gesagt habe, daß selbst die Karikaturen, welche man in der großen Oper aufführte, wenig belustigt haben, so darf Sie dieß nicht befremden. Der Nationalgeschmack für diese Satyre besteht nicht minder, nur äußert er sich anders und will einen verschiedenen Grund, auf welchem er sich bewege. Die Heimath der Karikatur, die ununterbrochen thätige Gebährerin dieser Geißel ist die Galerie Vero-Dodat, und die Verbreiterin dieser hohnneckenden Geburten die Blätter: la Caricature und le Charivari. Mögen Sie nun einer politischen Meinung angehören, welcher Sie wollen, Sie können nicht umhin zu ge-

stehen, daß diese Blätter, ganz besonders aber der jeden Tag erscheinende Charivari mit einem Talente des Epigrammes, mit einem Witze und einer komischen Bosheit geschrieben sind, wie vor ihnen kein Blatt es war. Auch sind sie in aller Händen, jedermann in Paris will den Charivari lesen wie eine Erholung nach den langen, oft langweiligen Colonnen der großen Zeitungen. Niemand wird verschont, nicht Freund nicht Feind, und da der Parteien viele sind, so ist das witzige Blatt immer gewiß, gegen wen es auch zu Feld ziehe, die Mehrheit der Lacher auf seiner Seite zu haben. Die arme Nationalgarde mit ihren Bärenmützen, ich hätte beinahe gesagt Bärenköpfen, wird gräßlich darin mitgenommen, denn der Charivari will die Entdeckung gemacht haben, daß eine grosse Anzahl Einfaltspinsel darunter seyen, die Louis Philipp mit Ehrenkreuzen füttere und an seine Person fessle: nichts desto weniger muß der Charivari auf jeder Wachstube der Bürgermiliz gehalten werden, den Einen zur Kurzweil, den Andern zum Aerger. Nur der Constitutionnel ärgert sich ganz roth über die arge Wespe, welche seit Jahren mit einer beispiellosen Beharrlichkeit um den armen, trübseligen, bankbrüchigen und hinfälligen Patriarchen herumschwärmt, und ihm einen Stich um den andern versetzt. Und wären diese Wunden noch Alles, aber es ist als ob der Constitutionnel unwiderstehlich zur Erwiderung gestachelt würde, und jede seiner Erwiderungen ist eine dicke Dummheit und neuer Stoff für den Charivari und die Karikatur auf vierzehn Tage. Vergessen Sie nicht, daß ich von Paris spreche, wo die Lächerlichkeit tödtlich ist; dieß ist ein volksthümliches Sprüchwort und wahr. Niemand hat es so grausam erfahren als der Constitutionnel. Es ist allmählich dahin gekommen, daß man darum angesehen wird, wie ein ungeschickter Mensch ohne Welt noch Schick, wenn man den Constitutionnel begehrt. Lieber läßt man's bleiben.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Hauptniederlassung in Sitka.

(Fortsetzung.)

Das Klima ist feucht, regnicht und trübe, selten ist ein Drittheil des Jahres nur erträglich schön, und oft gibt das ganze Jahr nicht über 30 bis 40 erträgliche Tage. Der Winter ist ziemlich mild, der Schnee liegt nie über drei Monate; das Frühjahr beginnt so zeitlich, daß die Himbeere im Februar blüht, und im Mai reift; allein der Sommer, so wie das ganze Jahr gleicht eher dem Herbst eines besseren Klima's. Eine andere Unannehmlichkeit besteht in der Schwierigkeit sich Lebensmittel zu verschaffen, obgleich die gegenwärtige Verwaltung Sorge trägt, es nie ganz an Brod fehlen zu lassen. Die Hauptnahrung besteht in Fischen, welche täglich und unter allen Formen auf den Tischen erscheinen: selbst der Gouverneur hat selten Fleischspeisen. Die Feuchtigkeit des Klima's macht es sehr schwierig Heu aufzubewahren, und jedes der 8 bis 10 Stücke Vieh, welche erhalten werden, kostet jährlich 100 Rubel für Futter, und in einigen Jahren bis auf das Doppelte. Die Schweine dagegen haben sich akklimatisirt, da sie aber von Fischen leben, so hat ihr Fleisch einen Thrangeschmack, der es ungenießbar macht. Schalthiere, Krebse, Argalis (wilde Schafe, welche die Aleuten bringen) und Seelöwen geben der Küche einige Zugaben; auch Kartoffeln werden in Menge gepflanzt, und gedeihen, die Kompagnie baut jährlich etwa 150 Tonnen, welche in dem Spital und der Schule, so wie Winters von den Arbeitern verbraucht werden.

Ehemals bestand der Sold aller Angestellten der Kompagnie in einem gewissen Antheil an dem Ertrag der Jagd, allein da daraus alle Arten von Unordnungen entstanden, so wurden sie seit 1818 auf fixe Besoldungen gesetzt, und müssen dafür jeder Art von Handel auf eigene Rechnung entsagen. Der Gouverneur ist immer ein Marineoffizier, und alle Beamten haben dieselben Rechte und Stellung, wie die Kronbeamten in Sibirien. Diese neue Ordnung der Dinge hat die heilsamsten Folgen hervorgebracht; man kann Männer von Verdienst wählen, und das Loos der Arbeiter und Matrosen ist gesicherter als zuvor. Sie erhalten 350 bis 450 Rubel jährlich und Rationen, Holz und Logis: ihre Dienstzeit ist 7 Jahre. Die Reisekosten werden von der Kompagnie bezahlt, und wenn sie krank sind, werden sie umsonst behandelt. Die Kleidungsstücke deren sie bedürfen, werden ihnen aus den Magazinen nach einem gewissen Tarif abgeliefert, und sie erhalten bei gutem Betragen bedeutende Gratifikationen. Ueberhaupt werden ihre Rechnungen so regelmäßig gehalten, daß nur die allerträgsten und schlechtesten die Schulden, die sie vorher hatten, nicht bezahlen, und manche mit beträchtlichen Ersparnissen zurückkommen, was früher fast nie der Fall war. Seit 1816 sind 576 Russen in der Kolonie angekommen, sie hatten 367,000 Rubel Schulden. 411 sind seitdem mit einem Kapital von 245,000 Rubel zurückgekommen, und die Schulden der 400, die noch im Dienste sind, belaufen sich nicht auf 150,000 Rubel.

Die Strenge einer militärischen Disciplin ist hier unentbehrlich, theils um die Eskimos, theils um die Arbeiter selbst im Zaume zu halten. Der Dienst geschieht daher in Allem wie in Festungen, die Offiziere gehen immer in Uniform, jeder Mann hat seinen bestimmten Platz für einen Fall von Angriff oder von Feuer, und so oft man den Generalmarsch schlägt, was oft geschieht, um die Leute in der Gewohnheit zu halten, versammelt sich Alles sogleich im Fort, man besichtigt die Waffen, und jeder muß an seinem Platze seyn.

Außer dem eigentlichen Objekt des Handels der Kompagnie, nämlich Pelzwerk, unterhält sie einen nicht unbedeutenden Verkehr mit Californien, den Sandwichinseln, den Eskimos, und den englischen und amerikanischen Schiffen, welche ihre Häfen besuchen.

Der Handel mit Californien wurde von dem Gouverneur Resanoff in den ersten Jahren der Existenz der Kompagnie eröffnet, und dehnte sich nach und nach troß des spanischen Kolonialsystems immer mehr aus. Die Kompagnie kaufte ihre Lebensmittel, schickte ihre Jäger auf den See-Otterfang, und errichtete endlich eine Faktorei. Sobald die Beamten auf feste Besoldungen gesetzt waren, und die Kompagnie dabei die Verpflichtung übernommen hatte, ihnen Lebensmittel zu liefern, nahm der

Handel mit Californien zu; man braucht jährlich 4000 Centner Mehl, wovon jeder Arbeiter monatlich 40 Pfd. erhält, und diese Zufuhr konnte man sonst nirgends her beziehen. Anfangs fand dabei keine Konkurrenz statt, weil die Spanier alle andere Nationen ausschließen, allein seitdem die mexikanische Republik alle Flaggen in ihre Häfen zuläßt, ist der Preis der Lebensmittel sehr gestiegen. Die Kompagnie bezieht dorther Mehl, Bohnen, Butter, Talg, gesalzenes und getrocknetes Fleisch, Salz, Häute und lebendiges Vieh; dagegen führt sie dahin aus: Tuch, Leinwand, Baumwollenwaaren, Kupfer und Eisen, Glas, Thee und Zucker. Der Preis dieser Waaren wird von dem russischen Gouverneur festgesetzt, und beläuft sich auf 9000 Piaster jährlich, der Gewinn ist hinreichend zur Unterhaltung der beiden Schiffe, welche jährlich während der Zwischenzeit der Jagden hingeschickt werden.

Die Kompagnie hatte den Verkehr ihrer Kolonien mit fremden Schiffen gänzlich verboten, allein die Nothwendigkeit sich Bedürfnisse zu verschaffen, welche bei der allzuseltenen Kommunikation mit Rußland mangelten, erlaubte nicht, das Verbot in seiner Strenge aufrecht zu halten, und so hat sich nach und nach ein fast unbeschränkter Handel eingeführt, der jedoch keineswegs zum Vortheil der Kompagnie ist. Denn dieser Verkehr gab theils den Amerikanern Gelegenheit, sich von den Eskimos See-Otterfelle zu verschaffen, welche damals noch im Ueberfluß waren, theils diesen Feuerwaffen zu verkaufen, welche ihre Nähe der Kompagnie sehr gefährlich machten. Es wäre jedoch sehr schwer, das Verbot gegenwärtig aufrecht zu halten, die Amerikaner kennen jetzt die Küste, und es wäre äußerst schwierig in diesem Labyrinth von Inseln Schmuggler zu entdecken, und die Kosten der Bewachung der Küsten würden den Vortheil der Maßregel weit übersteigen, indem der See-Otterfang durch die theilweise Ausrottung der Race sehr abgenommen hat, und die Eskimos seit 20 Jahren mit Feuergewehren versehen sind. Das einzige was der Kompagnie zu thun übrig ist, würde seyn, daß sie selbst den Eingebornen Feuerwaffen verkaufte, deren sie nicht mehr entbehren können, und wodurch sie den wenigen Handel, der noch mit den Eskimos besteht, gänzlich an sich ziehen würde. Die Amerikaner, welche jetzt schon wenig Vortheil bei diesem Verkehr finden, würden dann gänzlich aufhören die Küsten zu besuchen, und die Kompagnie es völlig in ihren Händen haben, die Vertheilung der Feuergewehre unter den Eskimos zu regeln. Die förmliche Erlaubniß in den Kolonien der Kompagnie zu jagen und Handel zu treiben, wurde den Amerikanern durch die Konvention von 1823 ertheilt, und hat keine andere Veränderung in den Verhältnissen die vorher bestanden, hervorgebracht, als daß sie etwas regelmäßiger geworden sind. Es kommen jährlich zwei bis drei Schiffe direkt von den Vereinigten Staaten nach Neu-Archangel, wohin sie Mehl, Branntwein, Wein, gesalzenes Fleisch, Thee, Tabak, u. s. w. bringen. Früher bezahlte man sie in Pelzwaaren, besonders in Pelzen von Seebären, welche sie mit 3 Piaster für einen alten und 2 Piaster für einen jungen Bären bezahlten. Allein seit 1830 hat die Administration angefangen ihre Einkäufe in Wechseln auf die Kompagnie in Petersburg zu bezahlen. Der Handel mit den amerikanischen Schiffen von 1818 bis 1830 belief sich auf einen Werth von 2 Millionen Rubel, wofür die Amerikaner über 20,000 Seebärenfelle erhielten.

(Schluß folgt.)

Bemerkungen über den Handel von Salonichi.

Zur Ergänzung dessen, was im Ausland Nr. 63 v. d. J. bereits über die Handelsverhältnisse Macedoniens mitgetheilt wurde, entnehmen wir dem Moniteur Ottoman noch folgende Notizen über den Handel Salonichi's.

Salonichi ist eine sehr alte Stadt. Sie hieß anfangs, wegen der warmen Mineralwasser, die in seiner Umgegend zu Tage kommen, Therma. Hievon rührt der Name Thermaikos her, welchen der Meerbusen führte, in dessen Hintergrund die Stadt liegt. Kassander, Antipaters Sohn, änderte diesen Namen in den von Thessalonike, dem Namen seiner Gemahlin, einer Tochter Philipps und der Olympias, um. Aus Thessalonich bildete man dann den abgekürzten Namen Salonichi. Cousinery sagt in seinem gelehrten Werke über Macedonien, die Zahl der französischen Faktoreien in Salonichi habe sich bis auf eilf belaufen. Es ist bekannt, daß die Franzosen beinahe den ganzen Handel der Levante in ihren Händen hatten. Die Ausfuhrgegenstände aus Salonichi bestanden in Baumwolle, Wolle, Seide, Lammfellen, Hasenfellen, Wachs, Honig, Abas (groben Tüchern), altem Kupfer, Haselnüssen und Cerealien, Zimmer- und Bauholz. Diese Stadt lieferte Artikel zum Gebrauche der christlichen Gemeinden in Macedonien und den benachbarten Provinzen. Sie versah besonders die Messen des Innern von Rumelien: diejenige von Seres (die auf den 21 Februar fällt), die von Perlepe (5 Mai), die von Slivino in Bulgarien (2 Junius), die von Philippopel (20 Julius), die von Nevrocob, genannt Marasseon (12 August), die von Uzundschova (20 September), die von Yenidscha, genannt St. Lukas, in Macedonien (5 November), die von Pristina in Serbien (7 November), die von Petriz in Macedonien (27 November). Allein die Unterbrechung der Seeverbindungen mit Frankreich machte dem ein Ende, worauf diese Messen ihre Waaren aus Deutschland und Italien über Durazzo und Wien bezogen. Zur Zeit des Kontinentalsystems gewann der Handel von Salonichi neue Thätigkeit. Alle Waaren des ottomanischen Reichs, Deutschlands, Frankreichs und Italiens fanden auf diesem Handelsplatze einen Centralpunkt. Aus diesem Entrepothandel zogen die Griechen beträchtlichen Gewinn, und einige erwarben sich glänzende Reichthümer. Dieser Zustand außerordentlicher Wohlhabenheit war indeß vorübergehend. Einerseits führte der allgemeine Friede Salonichi wieder in seine frühere Stellung zurück, andrerseits gab der Aufstand in Morea Anlaß zu Maßregeln der Strenge, die den griechischen Handel beunruhigten. Alle diejenigen, welche unter dieser Nation die Mittel zur Auswanderung besaßen, begaben sich ins Ausland oder in solche Theile des türkischen Reiches, die dem Herde des Aufstandes weniger nahe lagen und sie dem Verdachte eines Einverständnisses minder aussetzten. Bereits hatte die Bevölkerung von Salonichi durch die Vertreibung der Janitscharen eine beträchtliche Abnahme erlitten; sie erlitt es noch mehr durch die Auswanderung der Griechen. Man schätzte sie ehemals auf 70 bis 80,000 Seelen; heutzutage zählt man nur 12,000 Türken, 8000 Mamins (Juden, welche zum Islamismus übertraten, die aber eine besondere Sekte bilden), 6000 Griechen und 18,000 Juden, somit im Ganzen 44,000 Seelen.

Seit der Regierung Sultan Amurats I genießen die Juden gewisse Privilegien: das eine besteht in der Erlaubniß zur Verfertigung grober Tücher, Abas genannt, welche die französischen Handelsleute für die Kolonien kauften, und worein sich die Landleute kleideten; das andere besteht in der Erlaubniß zur Verfertigung von Teppichen, womit noch ein ansehnlicher Handel getrieben wird. Die ägyptischen Baumwollenzeuge, Makos genannt, brachten denen von Salonichi einen empfindlichen Schlag bei. Dessen ungeachtet kommen immer noch einige Ladungen zu Stande. Die Wolle war einige Jahre lang einer Art Monopol unterworfen und für die Bedürfnisse der großherrlichen Truppen zurückbehalten. Dadurch geschah es, daß dieser Artikel nicht mehr nach Salonichi kam, sondern über Durazzo und die österreichische Gränze in das christliche Europa verführt wurde. Da im laufenden Jahre das Monopol aufgehoben ward, so wurden mehrere Ladungen Wolle bewerkstelligt, und täglich macht man Sendungen nach Frankreich und Italien. Ein großes amerikanisches Schiff wurde kürzlich ganz allein mit dieser Waare nach Boston befrachtet.

Seit die europäischen Regierungen den Tabak in Regie nahmen, bildet er für den Handel keinen besondern Ankaufsgegenstand mehr.

Dennoch kamen erst neulich in verschiedene Theile der christlichen Welt Sendungen zu Stande. Die Seide kommt noch etwas im Handel vor, deßgleichen die Lammfelle; allein die Hasenfelle gelangen nur in sehr geringer Menge auf den Markt, da die politischen Verhältnisse der Bevölkerung das Tragen von Waffen nicht gestatten, und man somit nicht mehr so zahlreich wie sonst auf diese Thiere Jagd machen kann. In Wachs und Honig geschahen einige Versendungen, so wie auch Haselnußladungen nach England.

Was das Getreide anbelangt, so sah die Hauptstadt des Reiches, daß sie bei den vollen Kornhäusern Macedoniens das schwarze Meer entbehren könne. Mehr als hundert große Schiffe, die hier mit Getreide beladen worden, schlugen den Weg nach Konstantinopel ein. Trotz dieser Ausfuhr war Salonichi im Stande noch Lieferungen an den europäischen Handel zu machen, ohne die Bedürfnisse des eigenen örtlichen Verbrauchs zu beeinträchtigen, und obgleich die Ernte im vorigen Jahre unvollkommen war, werden die Märkte Konstantinopels doch noch mit Cerealien von hier aus versehen. Hinsichtlich des Zimmer- und Bauholzes beschränkt sich der Handel fast ausschließlich auf den Archipel. Versuchsweise macht man Sendungen nach den christlichen Ländern. Die Einfuhren waren seit einiger Zeit ziemlich beträchtlich. Frankreich, Italien und Deutschland füllten mit ihren Erzeugnissen und denen ihrer Kolonien die Magazine von Salonichi an. Daher die Ankunft zahlreicher Karawanen. Alles verspricht in diesem Augenblicke dieser Provinz des ottomanischen Reiches eine günstige Zukunft.

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands
nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

(Fortsetzung.)

V. Die Zone des nördlichen beständigen Ackerbaues wurde von uns die Zone des Roggens und Leins, als der ihr am meisten eigenthümlichen Erzeugnisse, genannt. Sie erstreckt sich von der Gränze der vorhergehenden nach Süden, ungefähr bis in die Mitte des tschernigowschen Gouvernements, etwa bis zum 51° n. Br., und längs diesem gleichmäßig gegen Osten, mit einiger Hinneigung zum Aequator. Es wäre überflüssig sich in eine genaue Schilderung dieser weiten Zone einzulassen, welche den bedeutendsten Theil des großen russischen Reiches umfaßt, weßhalb wir uns bloß auf einige partielle Bemerkungen beschränken.

1) Es versteht sich von selbst, daß der südliche Theil dieser Zone einige Vorzüge vor dem nördlichen hat; allein diese sind nicht bedeutend genug, um eine eigene Unterabtheilung zu begründen; man kann behaupten, daß das Klima der Uebergangsgegenden einige Nachtheile hat, was besonders in Weißrußland neben andern diesem Lande ungünstigen Umständen bemerklich ist.

2) Der Unterschied zwischen den westlichen und östlichen Gränzpunkten dieser Zone ist sehr auffallend. Als das eigentliche russische Klima kann man das von Moskau annehmen; es ist gemäßigt und der Landwirthschaft sehr förderlich. Die sibirischen Gegenden sind viel rauher; gegen Westen dagegen, jenseits der Düna und des Dnepr, zeigt sich allmählich eine große Veränderung; das Klima der litthauischen Gouvernements ist viel gesünder, da z. B. in Grodno und Bialystok im Freien Birnen und Pflaumen gedeihen, welche in den übrigen Gegenden derselben Breite nicht so frei gezogen werden können.

3) Unter begünstigenden Umständen und mittelst allmählicher Akklimatisirung kommen in ziemlich nördlichen Gegenden dieser Zone auch Früchte fort, vornehmlich Aepfel; aber eines Theils erfordern sie eine besondere Sorgfalt, andern Theils verderben oft Fröste die Bäume. Deßhalb gehören auch die Baumfrüchte nicht eigentlich zu den eigenthümlichen Erzeugnissen dieser Zone.

4) In den Ostseeprovinzen hat, außer der westlichen Lage, auch die Nähe des baltischen Meeres Einfluß auf das Klima; dieses ist etwas milder als in den übrigen unter derselben Breite liegenden Theilen Mittelrußlands.

5) Da der größte Theil dieser Zone des europäischen Rußlands eine Fläche mit unbedeutenden Bergen und Erhöhungen ausmacht, so ist der Unterschied der örtlichen Klimate nicht sehr merklich, und rührt hauptsächlich von Wäldern und Morästen, so wie von der Beschaffenheit des Bodens her.

6) Der Ackerbau steht hier, beinahe ohne Ausnahme, noch auf der untersten Stufe einer nach Grundsätzen geregelten Landwirthschaft; er ist dreifeldrig. Im eigentlichen Rußland findet man ausnahmsweise hin und wieder Anfänge eines verbesserten Feldbaues, jedoch mehr nur als Versuche oder auch bloß als landwirthschaftlichen Luxus. In den Ostseeprovinzen dagegen sind mit Einführung der Vielfelderwirthschaft und überhaupt eines vervollkommneten Ackerbaues schon bedeutende Fortschritte gemacht.

7) Die Viehzucht bleibt gleichfalls, mit einiger Ausnahme, beinahe ohne alle Verbesserung; sie bildet kein besonderes Gewerbe, sondern wird bloß als nothwendig mit dem Ackerbau verbunden getrieben.

8) Die Wälder vermindern sich leider in dieser Zone augenscheinlich, mit Ausnahme der Gegenden, aus welchen das Verführen des Holzes an entferntere Orte nicht bequem ist. Dieser Umstand droht um so schädlicher zu werden, da viele mehr nach Süden liegende Orte bloß durch Floßholz aus dieser Zone versehen werden. Deßhalb ist die Verbesserung des Forstwesens wohl eben so nöthig, als die Vervollkommnung des Ackerbaues, welche übrigens auch sehr viel zur Wiederherstellung der Wälder beitragen kann, da bei einer verbesserten Ackerwirthschaft weniger neues Acker- und Wiesenland erforderlich ist, und also, wenigstens auf den Privatgütern, nicht so viel Waldungen dazu ausgehauen zu werden brauchen.

9) Das Charakterische dieser Zone besteht in ihren vielen Wasserverbindungswegen, welche so ausgedehnt und bequem sind, daß man sie mit Recht einzig in ihrer Art nennen kann. Ohne sie hätten die Erzeugnisse des Feldbaues der innern Provinzen beinahe gar keinen weitern Absatz. Wir wollen nur des Talgs erwähnen, von welchem jährlich für die Summe von 40 Millionen ausgeführt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein französischer Chemiker, Herr Pitay, macht in einem Schreiben an den National auf die Vortheile aufmerksam, welche sich für Kinder, Feuerarbeiter, Theaterdirektionen u. s. w. dadurch erreichen ließen, wenn man Leinwand, Baumwollenzeuge u. dgl. so zurichte, daß sie unverbrennlich seyen. Dieß wird mittelst eines Salzes, des phosphorsauern Ammoniaks, erreicht, auf dessen Eigenschaften in der genannten Hinsicht Herr Gay Lussac zuerst aufmerksam machte. Mousselin, den man in eine Auflösung dieses Salzes eintaucht und dann trocknen läßt, flammt am Lichte nicht auf, sondern wird nur schwarz und später roth, ohne daß eine Flamme zum Vorschein käme. Wenn nun z. B. auf den Vorhang eines Theaters mittelst einer Schichte oder eines andern Bindemittels eine hinreichende Menge jenes Materials aufgetragen würde, so wäre er dadurch unverbrennlich gemacht, was, wenn man dieß Verfahren auch auf die übrigen Dekorationen ausdehnen wollte, manches Unglück verhüten dürfte. Die meisten nicht flüchtigen mineralischen Salze besitzen die Eigenschaft der Unverbrennlichkeit, keines aber vereinigt alle wünschenswerthen Vortheile in dieser Hinsicht in dem Grade als der phosphorsaure Ammoniak. Ein Kilo dieses gehörig zubereiteten Salzes dürfte auf 6 Franken zu stehen kommen, und man könnte damit eine Fläche von nahe an 50 Toisen bedecken.

*

Nachrichten aus Liverpool in englischen Blättern zufolge hat ein Herr Cyad auf dem Flusse Mersey einen Versuch mit einer telegraphischen Beleuchtung zum Besten gegeben, der dem gewünschten Zweck, den Telegraphen auch bei Nacht benutzen zu können, vollkommen zu entsprechen schien. Die Beleuchtung bestand aus sechs Röhren, die auf einer Fähre aufgestellt waren, an deren Bord sich ein tragbarer Gasometer befand. Man brachte die Fähre in die Mitte des Flusses, und beide Ufer wurden nun von den Lichtstrahlen so gut beleuchtet, daß auch kleine Gegenstände sichtbar waren. Bringt man diese Beleuchtung auf einer Anhöhe an, so läßt sich nicht zweifeln, daß sie auch in größere Ferne wirken, und von Schiffen auf der See zu benutzen seyn wird, um Signale nach dem Lande zu geben, was bei Unglücksfällen allerdings ein Gegenstand von Wichtigkeit ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 100. 10 April 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

Um von der Privatgeselligkeit in Mexiko ein treffendes Bild zu entwerfen, muß man zuvörderst an dreierlei erinnern. Erstlich, daß sie überhaupt ihrem ganzen Umfange nach europäischen, und zwar spanischen Ursprungs ist; denn die indianische Bevölkerung, welche die fremden Eroberer vorfanden, besaß nichts dem Aehnliches: sie hatte ihr Familienleben und ihr öffentliches: was wir aber Geselligkeit nennen, war ihr, wie allen auf gleicher Kulturstufe stehenden Nationen, völlig fremd. Zweitens ist zu erwägen, daß der von den Konquistadoren zuerst eingeführte gesellige Zustand beinahe 300 Jahre lang ein reines Analogon spanischer Sitte blieb, unvermischt mit jeder anderen europäischen, welche keinen Weg fand, sich dem spanischen Amerika mitzutheilen, wenigstens keinen direkten; und was davon über Spanien etwa dahin gelangte, war wenig, weil Spanien selbst in Europa sich abgeschlossener und volksthümlicher bewahrte, als irgend eine andere Völkerschaft dieses Welttheils. Drittens aber ist dann zu berücksichtigen, daß jede politische Revolution unvermeidlich auch eine Umwälzung sittlich geselliger Zustände im Gefolge hat, und daß diese in Mexiko um so größer werden mußte, weil mit der politischen Emancipation des Landes zugleich die dreihundertjährige Scheidewand völlig einsank, welche dasselbe dem nichtspanischen Europa, so wie dem freien Nordamerika bisher entfremdet hatte. Hievon datirt die Wirkung auf den geselligen Zustand erst seit dem Jahre 1824; aber allerdings war auch schon vorher seit 1810, während der Bürgerkriege, und durch die von ihrem Gegenstande neugeschaffenen oder anders schattirten Interessen und Neigungen, Manches in dieser Hinsicht geschehen. So mußte denn also in den hier zur Betrachtung kommenden Jahren 1830 bis 1832 nothwendig theils eine Nationalgeselligkeit zu Mexiko existiren, auf altspanischem Fundamente, aber vielfach schon modifizirt durch Einflüsse der Revolution und der darnach eingetretenen unmittelbaren Berührung mit ausländischer Sitte jedes Ursprungs: theils auch eine Geselligkeit der in der Hauptstadt zahlreich anwesenden Fremden, mit mehr oder weniger vorherrschender Farbe ihrer eigenen verschiedenartigen Nationalität, so wie mit mehr oder weniger Annäherung und Bequemung zur mexikanischen. Wir wollen das näher erläutern in einigen Worten über die verschiedenen Zweige und Ausläufer privatgeselliger Bestrebung, — Mittagsgesellschaften, Abendgesellschaften, Visiten, Landpartien, Jagdpartien, Spazierritte.

Förmliche und gebetene Mittagsgesellschaften sind in mexikanischen Häusern der Hauptstadt sehr selten. Man würde Unrecht haben, daraus auf einen Mangel gastfreundlicher Gesinnung zu schließen, welche im Gegentheil bei den auf ihren Landgütern oder Landhäusern wohnenden Mexikanern für eingeladene oder unvermuthete Besuche aller Art sich im stärksten Lichte offenbart. Auch in der Stadt sehen sie einzelne Hausfreunde, Verwandte, Gevattern, oder priesterliche Seelenärzte zuweilen um Mittagszeit bei sich, entweder auf Topfglück, oder auch, bei irgend einer festlichen Familienveranlassung, mit etwas mehr, doch gewöhnlich mäßigen Vorbereitungen und Umständen. Im Ganzen ist aber auch das selten, und eigentliche Diners widerstreben vollends der nationalen Art und Sitte. Schon bequeme Stunden, welchen weder die Siesta noch der nachmittägliche Besuch der Alameda und des Paseo aufgeopfert zu werden brauchte, sind kaum auszumitteln: die Hausfrauen sind in der Regel nicht darauf eingerichtet, und wenig geneigt dabei weder vorher die sorgliche Wirthschafterin, noch an der Tafel selbst die angenehme Wirthin zu spielen: Manche werden auch abgeschreckt durch die in Mexiko, seit Einführung vieler europäischer Genüsse und Tischsitten, sehr bedeutend gewordenen Kosten feierlicher Gastmähler: endlich sind die Mexikaner weder Feinschmecker, noch Weinfreunde, noch Weinkenner im europäischen Sinne; ein stark gewürztes, gezwiebeltes und geknoblauchtes Nationalgericht mundet ihnen besser als tête de veau à la financière, oder salmis de perdreaux aux truffes, und bei einem Glase Pulque, dicken katalonischen Weins oder Rums entbehren sie ganz gern die feinsten Blumen und die edelsten Gährungsprodukte europäischer Weinberge: sie bedürfen auch keineswegs in europäischer Weise des Essens und Trinkens als eines Vehikels oder einer Stimulation für angenehme gesellige Konversation oder sonstige Erlustigung; von ihnen hätte Schillers Wallenstein nicht gesagt, wie von seinen Generalen,

„dieß Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch!“

und vielleicht stehen sie, unter diesem Gesichtspunkte, der wahren Gesittung näher als wir. Uebrigens ist die angegebene Regel allerdings nicht ohne einzelne Ausnahmen. So z. B. gaben der Minister der auswärtigen Angelegenheiten Don Lucas A. und

Von Francisko F. jener dem diplomatischen Korps, dieser einem auserwählten Cirkel von Einheimischen und Fremden jährlich mehrere große Diners im besten pariser oder berliner Styl, materiell des großen Reichthums, wie intellektuell der feinen Bildung dieser geist- und kenntnißreichen Hausherrn würdig; im Hause des Ministers noch durch die Gegenwart seiner liebenswürdigen, mit allen Tugenden ihres Geschlechts und Standes geschmückten Gattin, wie im Hause des unverheiratheten Hrn. F. durch das besondere Interesse gehoben, welches seine reiche und auserlesene Gemäldesammlung allen Kennern und Liebhabern der schönen Kunst gewährte.

Der bei weitem größere Theil geselliger Mittagscirkel fand sich jedoch in den Häusern der fremden Gesandten und Generalkonsuln oder reicher fremder Kaufleute konzentrirt. Die meisten derselben hatten keine Frauen oder sie nicht mitgebracht; einige waren an Merikanerinnen verheirathet, welche die Wirthin einer Soirée oder eines Balles in der Regel besser zu machen verstehen, und geneigt sind, als die einer großen Mittagstafel: in ein paar französischen und englischen Häusern fand man jedoch auch diese von der Dame des Hauses präsidirt, und Zeitgenossen jener Periode erinnern sich gewiß lebhaft der persönlichen Anmuth und geistreichen Unterhaltung, womit die liebenswürdige und hochgebildete Gattin des französischen Generalkonsuls alle Produkte einer feinen Küche und eines guten Kellers doppelt zu würzen verstand. In solchen Häusern wurden zuweilen auch Damen zu Mittage eingeladen; indessen blieb gegen diese Art gemischter Gesellschaft hier wie in Europa mancherlei zu erinnern, und ich mag die Meinung nicht verhehlen, daß überhaupt bei großen langausgesponnenen Diners die Frauen, als Gäste, je schöner und liebenswürdiger, desto weniger an ihrem Platze sind; es wären denn solche, wie man sie bei den Symposien der Alten, oder in Paris bei den Bacchanalien der Regentschaft fand. Weder das Wohlgefallen der Weiber an den Männern, noch das Gefühl ihrer eigenen Würde kann dabei gewinnen, wenn sie die Männer in die grobmateriellen Genüsse des Gaumens sich vertiefen, ja diese mit ihren Reizen um den Preis kämpfen, mindestens die männliche Begeisterung für letztere durch den Champagner gesteigert oder gar begründet sehen! Ihre Rolle ist daher selbst dann keine würdige, wenn sie ihr treu genug bleiben, um nur durch Künste der Charis den gröberen Genuß zu veredeln, oder als Hebe den Reiz des Bechers zu erhöhen. Lassen sie vollends sich versuchen theilnehmend in die Tafelfreuden einzugehen, so sind sie um alle ätherische Bestandtheile ihrer Herrschaft, um allen Phantasiereiz ihrer gesellschaftlichen Stellung betrogen. Der Widerwille eines berühmten Dichters gegen essende Frauen konnte in der Praxis des häuslichen Lebens zu Uebertreibungen führen; aber er stammte zuverlässig aus tiefer und zarter Anerkennung wahrer weiblicher Würde und Anmuth. Am abgeschmacktesten scheint mir die englische Sitte, welche beim Dessert die Frauen sich entfernen heißt. Es ist als würde dann vor unsern sichtlichen Augen die Scheidung des Engels vom Thiere vorgenommen, aus welchen beiden bekanntlich der Mensch besteht!

(Fortsetzung folgt.)

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Hauptniederlassung in Sitka.

(Schluß.)

Der Handel mit den Sandwichinseln hat abgenommen, seitdem der Gouverneur Baranoff im Jahre 1817 einen Versuch gemacht hatte, die Insel Atonai für die Kompagnie in Besitz zu nehmen; der Versuch mißlang, aber der König Tameameha hörte von da an auf seine bisherigen Kommunikationen mit Neu-Archangel zu erhalten, und es kam nur ein einziges Schiff aus den Sandwichinseln im Jahre 1828, das Salz brachte und Pelzwerk dahin ausführte.

Der Handel mit den Eskimos dehnte sich früher vermittelst der Schiffe der Kompagnie weit an der Küste hin aus, allein die großen Schwierigkeiten des Verkehrs, welche in dem verrätherischen Charakter der Eingebornen lagen, und welche die allerstrengsten Vorsichtsmaßregeln erforderten, haben zur Folge gehabt, daß die Russen alle Handelsreisen dieser Art aufgegeben haben, und sich auf den Tauschhandel beschränken, der unter den Kanonen der Festung statt findet. Er ist jedoch sehr unbedeutend, die Kompagnie bezahlt die See-Otterfelle nicht so gut als die amerikanischen Schiffe, welche sie für den chinesischen Handel aufkaufen, die See-Ottern werden jährlich seltener, und obgleich die Kompagnie in den letzten Jahren den Preis, den sie dafür bezahlt, auf 100 bis 150 Rubel für jedes Fell erhöht hat, so erhält sie doch nur etwa 80 jährlich, mit 400 Bieberhäuten, 60 schwarzen Bären- und 300 Fuchspelzen.

Ein anderer Handelszweig der Kompagnie besteht in dem Verkauf von Lebensbedürfnissen an die Bewohner ihrer Kolonien. Alle Artikel, die sie in ihren Magazinen hat, werden von dem Gouverneur tarirt, und mit einem Gewinn von 10 bis 15 Proz. an Waaren, welche von fremden Schiffen gekauft werden, und von 40 bis 45 an denen, welche die Kompagnie aus Rußland schickt, verkauft. Dieser Handelszweig beläuft sich auf 150 bis 200,000 Rubel jährlich.

Der Hauptgrund der Errichtung der russischen Niederlassungen auf der nordwestlichen Küste von Amerika lag in der Erschöpfung der Jagden in den Aleuten und in der Menge von See-Ottern, welche man auf den amerikanischen Küsten entdeckte. Allein Baranoff, ihr Gründer, hatte noch größere Plane, und wollte den ganzen Nordwesten des Festlandes mit russischen Kolonien besetzen, und alle andere Nationen davon ausschließen, daher fing er schon im Jahre 1796 an Niederlassungen dort zu gründen, die meistens verunglückten, aber er verfolgte seinen Plan mit einer Energie, welche wenigstens mit theilweisem Erfolge gekrönt wurde, und wenn seine Bemühungen zu Hause einen entsprechenden Eifer gefunden hätten, so würde er die ganze Küste von Neu-Archangel bis zum Nutkasund mit russischen Niederlassungen besetzt haben. Allein die Hauptursache, das Interesse, das die Kompagnie haben konnte, diese Besitzungen auszudehnen, fiel bald weg, die See-Ottern wurden bald ausgerottet, und ihre Jagd erträgt gegenwärtig kaum hundert Felle jährlich, während sie anfangs 2000 jährlich geliefert hatte. Nach der Zurückberufung von Baranoff schlugen seine Nachfolger wiederholterweise vor,

Neuarchangel aufzugeben, um den Sitz der Kolonien der Kompagnie auf die Insel Kadiak zu verlegen, und so das ganze Festland wieder zu verlassen. Die Gründe dafür und dawider sind von Lütke weitläufig aus einander gesetzt, er selbst ist für die Beibehaltung, und die Behörden in Petersburg scheinen noch keinen definitiven Entschluß gefaßt zu haben.

Ursprünglich waren die russischen nordwestlichen Kolonien in mehrere Administrationen vertheilt, welche unter sich unabhängig waren, nach und nach wurden sie vereinigt, und gegenwärtig stehen sie alle unter dem Gouverneur von Neuarchangel, der sie in fünf Sektionen vertheilt hat. Direkt unter Neuarchangel stehen die Kurilen, welche jedoch bei der Ausdehnung der Jagd eine eigene Administration erhalten werden; unter der Sektion von Kadiak sind begriffen: die Insel Kadiak selbst, die Meerbusen von Kenaisky und Tschugatsky, die Halbinsel Alaschka, die Insel Ukamok und das Fort Alexandrowsky am Fluß Nuschagak. Die Sektion von Unalaschka besteht aus der Insel dieses Namens, den Fuchsinseln und den Inseln Schumaginsky, Sannakh und Unimak. Die Sektion Atka besteht aus den Inselgruppen den Andreianowski, den Blijnies, und Kommandeurinseln. Die Sektion Pribyloff besteht aus den Inseln dieses Namens, endlich die letzte Sektion besteht aus der Kolonie von Roß und den kleinen Farellonen.

Die Zahl der Eingebornen bestand zur Zeit der Zählung von 1825 aus 5083 Aleuten und 5660 Eskimos. Daß ihre Zahl unter der russischen Regierung sehr bedeutend abgenommen hat, ist unstreitig, obgleich diese Abnahme sehr übertrieben wurde; die ersten Entdecker hatten die Zahl der Bewohner überschätzt, und man hat daher den Russen bittere Vorwürfe gemacht, als man bei genauerer Zählung die wirkliche Zahl fand. Lütke vertheidigt die russische Administration von dem Vorwurf von Grausamkeit, allein daß nicht Alles so ist wie es seyn sollte, ergibt sich aus den Zählungen der letzten Jahre, welche eine beständige Verminderung zeigen, z. B. die Sektion von Kadiak enthielt im Jahre 1792 eine Zahl von 6510 Seelen, welche im Jahre 1825 auf 3396 herabgesunken waren. Die Fuchsinseln enthielten im Jahre 1819 etwa 1900 Bewohner, und im J. 1580 nur 1460. Lütke glaubt jedoch, daß die Bevölkerung gegenwärtig ihr Minimum erreicht habe, und daß die Verbesserung der Lage der Eingebornen durch die neue Organisation der Kompagnie ihre Zahl wieder vermehren werden.

Die Creolen, welche von russischen Vätern und aleutischen oder amerikanischen Müttern abstammen, bilden einen der interessantesten Theile der Bevölkerung; ihre Zahl belief sich im Jahre 1830 auf etwa 1000, und sie scheinen bestimmt einen großen Einfluß auf das künftige Schicksal der Kolonien auszuüben. Sie bilden eine besondere Klasse, und sind so lange sie in den Kolonien bleiben, von allen Frohnen und Auflagen frei. Jeder muß sich entweder in Kadiak oder in Unalaschka in ein Register einschreiben lassen, ist aber vollkommen frei zu leben wo er will; sie dürfen auf die Jagd gehen, jedoch unter der Bedingung, den Ertrag der Kompagnie zu gewissen Preisen zu verkaufen, und wenn sie sich den Gewerben oder dem Acker- und Gartenbau widmen wollen, so erhalten sie Unterstützungen. Sie sind wie die Creolen anderer Raçen thätig und intelligent. Die Kompagnie hat in Neuarchangel eine Schule für sie gestiftet, wo 30 aus ihrer Mitte bis zum 16ten Jahre erzogen werden, worauf sie in die Dienste der Kompagnie treten, und 15 Jahre lang für eine Besoldung von 100 bis 350 Rubel dienen. Nachher können sie austreten oder ihre eigenen Bedingungen für ihre Fortsetzung der Dienste machen. Auf diese Art sind mehrere Schiffskapitäne, Kommis, Handwerker und Matrosen gebildet worden. Ihr großer Fehler ist Trunkenheit.

Chronik der Reisen.

Funchal auf der Insel Madeira. *)

Funchal bietet vom Meer aus eine sehr schöne Ansicht. Die Bai, in der wir vor Anker gingen, muß dem Ansehen nach wenigstens acht bis zehn Meilen breit seyn; sie ist amphitheatralisch von Hügeln umgeben, die sich vom Gestade aus 1200 bis 1500 Fuß hoch erheben und bis zum Gipfel hinauf mit Grün bedeckt sind. Der höchste Punkt befindet sich gegen die Mitte hin, wo ein rauher unregelmäßig geformter Gebirgskamm rund herum gegen Osten hinläuft und sich dann zu einem Hochlande ausbreitet, an dessen Fuß sich eine gewaltige Brandung bricht. Gegen Westen ziehen sich die Abhänge nicht so steil, sondern weit sanfter abwärts, und ein Berg mit ganz abgerundetem Gipfel schließt hier die Aussicht. Die Stadt liegt dem Mittelpunkt der Bai gerade gegenüber, dicht am Wasser, dehnt sich aber nach allen Richtungen hin weit die Hügel hinan, weil die Häuser in weiten Zwischenräumen aus einander, und Weingärten, Bananas-, Orange-, Limonien- und Granatäpfelpflanzungen zwischen ihnen liegen. Auch sieht man hie und da Zuckerrohr, Kaffeesträuche, Myrthen und andere immergrüne Gewächse, welche dem Ganzen zu jeder Jahreszeit einen lieblichen, frühlingsähnlichen Anblick leihen. Linker Hand der Bai (wenn man gegen die Stadt hin sieht) liegt der Loo-Felsen, ein hoher Inselfels, der beinahe senkrecht aus dem Wasser emporsteigt, und auf seinem ungefähr 30 Schritte ins Gevierte haltenden Gipfel ein kleines Fort trägt, von dem die portugiesische blaue und weiße Flagge herabweht. Dieser Fels liegt nicht weiter als etwa 100 Schritte vom Festlande entfernt, und unmittelbar unter den Kanonen seines Forts befindet sich der einzige Landungsplatz, da, bei ganz stiller Witterung ausgenommen, die Ufer der ganzen Bai unterhalb der Stadt von einer hohen, gefährlichen Brandung umgeben sind. Ueberhaupt ist die Küste der ganzen Insel sehr unzugänglich; die Nordseite ist von steilen Klippen umgeben, während an der Südseite kein anderer Landungsplatz als der eben angegebene sich befindet, ausgenommen bei einem Dorfe, Machica genannt, das ungefähr drei Meilen weiter gegen Westen liegt, und wo die Miguelisten landeten, als sie vor der letzten Revolution, durch welche Dona Maria wieder eingesetzt wurde, von der Insel Besitz nahmen.

Ich betrat die Stadt am Christtage Morgens, mitten unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen; in der That eine wenig passende Begrüßung für den, dessen Botschaft „Friede auf Erden" lautete. So schön sich Funchal vom Wasser aus betrachtet ausnimmt, so schnell verschwindet die Täuschung, wenn man die Stadt betritt. Die Straßen sind eng, das Pflaster elend, die Häuser stehen höchst unregelmäßig und ermangeln jedes äußern Schmuckes, obschon einige der bessern, welche ich besuchte, bequem eingerichtet und schön möblirt waren. Die große Anzahl hier wohnender britischer Kaufleute, die nach und nach den ganzen Weinhandel der Insel in ihre Hände zu bringen wußten, haben in der That mehrere Bequemlichkeiten und Gebräuche ihres Landes eingeführt. Die Zahl der beständig hier lebenden englischen Familien beläuft sich auf nicht weniger als 200, wozu noch Kranke kommen, welche den Winter auf der Insel zubringen und deren Anzahl sich während meiner Anwesenheit auf 150 belief. Die Kirchen trugen in Folge des festlichen Tages allen ihren Schmuck zur Schau, und nachdem ich die

*) Aus dem Schreiben eines britischen Offiziers.

Kathedrale besehen und einer herrlichen von der Militärmusikbande ausgeführten Kirchenmusik zugehört hatte, stieg ich bergauf, um die englische Kapelle zu besuchen, die mitten in einem wohlunterhaltenen Garten liegt, in welchem einige Salvien, Fuchsien und Cactus in voller Blüthe standen, während der baumartige Stechapfel mit seinen prächtigen weißen, hängenden Blüthen, Orangen-, Citronen- und Bananenbäume das Auge ergötzten und durch ihre Früchte den Appetit reizten. Grabhügel waren in diesem Garten nicht sichtbar, da sich der englische Begräbnißplatz in einem andern Theil der Insel befindet.

Wegen der Unebenheit des Bodens bedient man sich keiner Wagen, und ein weiter Spaziergang läßt sich der steilen Abhänge und der scharfen Steine halber ebenfalls nicht unternehmen. Ich hatte bereits ein paar Stiefeln zerrissen, ehe ich mich des auf der Insel üblichen Vehikels bediente; dieses besteht in kleinen Kleppern, die selbst die steilste Anhöhe außerordentlich schnell und sicher erklimmen, wobei der Knabe, von dem man sie miethet, hinterdrein geht, sich an den Schweif des Thieres hält und ihm mit Hülfe eines Stabes nachsteigt. Die Miethe für diese Thiere ist sehr billig, denn man bezahlt einen Pistarin (33 Kreuzer) für die Stunde, und wenn eben keine Schiffe im Hafen liegen, nur drei Pistarin für den ganzen Tag. Gebrechliche, welche das Reiten nicht vertragen können, müssen sich der Palankins bedienen, welche von zwei Männern getragen werden, welche sich ebenfalls langer Stäbe bedienen. Schwere Lasten werden auf Schleifen von zwei Ochsen, mit Schellen um den Hälsen, fortgeschafft. Damit die Schleife sich nicht entzünde, und vielleicht auch damit sie auf dem rauhen Wege leichter vorwärts kommen, wirft der Treiber einen mit Fett eingeschmierten Lumpen auf den Boden, den er aufnimmt, wenn die Schleife darüber hinweg ist, und immer vorne wieder ausbreitet. Der am meisten besuchte und beste Gasthof der Stadt wird von einem Engländer aus Guernsey unterhalten, und das britische Hotel genannt. Außerdem gibt es noch mehrere treffliche Speisehäuser, in denen jedermann, der länger als einige Tage zu verweilen gedenkt, sehr gut bedient wird. Ein Landsmann, der mit uns hieher gereist war, in der Absicht den Winter hier zuzubringen, führte mich in das Haus, in welchem er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Es hatte eine herrliche Lage am Abhang eines Hügels, ungefähr drei Viertelmeilen oberhalb der Stadt, und die Aussicht, welche man von hier aus über die ganze Stadt und die Bai genoß, war entzückend zu nennen. Das einer englischen Familie gehörige Haus war geräumig und mit allen Bequemlichkeiten versehen. In dem bei 40 Fuß langen Gesellschaftszimmer hing ein schöner Lustre von der Decke herab, ein brüsseler Teppich bedeckte den Boden, und ein schönes Forteplano nebst andern passenden Möbeln vollendete die geschmackvolle Einrichtung. Der Raum war terrassenförmig hergestellt, und mit Spalieren versehen, an denen sich Weinstöcke emporrankten, die schöne schattige Gänge bildeten. Unterhalb dieser Terrassen befand sich eine kleine Pflanzung von Kaffeesträuchen, welche der Familie ihren Bedarf lieferte, dann von Orangen-, Citronenbäumen und andern tropischen Gewächsen. Der Tisch im Hause war trefflich, der Wein von der besten Sorte und in reichlichem Maße, und für alles dieses, nebst einem schönen Schlafzimmer und einem Gemach, wenn der Gast allein seyn wollte, bezahlte er nicht mehr als 50 Dollars monatlich, (ungefähr 134 fl. 30 kr.).

Im Gasthaus zahlten wir ungefähr drei Dollars täglich; allein das Essen war schlecht und der Wein, obschon wir 6 Schilling (3 fl. 36 kr.) für die Flasche bezahlten, nur mittelmäßig. In dem Haus meines Freundes trank ich indessen ein ächtes Gewächs, das Alles übertraf, was ich bis jetzt noch getrunken hatte. Der Sercial, der Tinto, der Boial und der Green-Malmsey (ein herrlicher Dessertwein) werden besonders gerühmt, und mit 80 Pfd St. die Pipe bezahlt. Der ordinäre Madeira kostet 45 bis 50 Pfd. St.

Die Insel ist dicht bevölkert, und Funchal allein zählt 12,000 bis 15,000 Einwohner. Wilde Thiere oder Wildpret gibt es hier fast gar nicht; auf der nördlichen Seite hausen wohl einige Kaninchen in den Felsen, und es streichen hier zuweilen Schnepfen, allein die Bauern machen sogleich Jagd darauf. Die ganze Insel ist von vulkanischer Formation, und besteht aus Trümmern vulkanischer Felsen. Unter den Steinen sieht man am häufigsten eine schieferfarbige oder dunkelblaue, sehr harte und poröse Lava. Die Wohnungen der Bauern sind meist niedrig, dumpfig und sehr elend; ihre hauptsächlichste Nahrung besteht aus Mais, der jedoch nicht in hinreichender Menge für den Bedarf auf der Insel gebaut wird, weßhalb bedeutende Zufuhren von Porto-Santo und den Inseln des grünen Vorgebirgs einlaufen. Nächst diesem werden Wassermelonen, Goldäpfel, Orangen und Bananen gegessen.

Seit wir vor Anker gegangen waren, fiel fast jeden Tag ein heftiger Regen, und dennoch zeigte das Thermometer 60° F. (12 4/9° R.) und eines Tags bei Sonnenschein 69½° F. (16 2/3° R.) Wir schliefen nur unter abgenähten Decken, und trugen Strohhüte, Sommerröcke und leichte Beinkleider. Weitere Bemerkungen über das Klima wird man von mir, der ich nur vier Tage mich aufhielt, nicht erwarten, indeß erfuhr ich so viel, daß es die Bewohner der Insel mannichfaltigen Krankheiten aussetzt. In einem der Spitäler das ich besuchte, und in welchem sich ungefähr 40 Kranke befanden, lagen zwei an Lungensucht, mehrere an Ruhr, welche sehr herrschend ist, und einer an Wechselfieber nieder, eine Krankheit welche, wie der Arzt sagte, auf der Insel gänzlich fremd ist. Alle diese Kranken lagen ohne alle Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder die Beschaffenheit ihres Uebels in einem einzigen großen Zimmer beisammen. Ein anderes, für Hautkranke bestimmtes Hospital hatte ich nicht Gelegenheit zu besuchen; Elephantiasis soll sehr häufig vorkommen. Ich sah mehrere Begräbnisse, und folgte unter anderm dem Leichenzug einer armen Frau; der Leichnam lag, nur in ein Leintuch gewickelt und die Hände über der Brust gekreuzt, in einer Hängematte, in der er von zwei Trägern durch die Straßen getragen wurde. In der Kathedrale ward er im Vorhof niedergesetzt; ein Geistlicher trat heraus, sprach einige Gebete über die Verblichene, besprengte sie mit Weihwasser, und dann wurde der Leichnam ohne weitern Verzug in einem Gewölbe der Kirche beigesetzt.

Literarische Notizen.

Das lang erwartete Wörterbuch der tübetanischen Sprache von Csoma de Körös ist endlich nach England gelangt; es ist in der baptistischen Missionspresse zu Calcutta auf Kosten der indischen Regierung mit großer Pracht gedruckt. Csoma sagt in der Vorrede, das Studium der tübetanischen Sprache habe ursprünglich nicht in seinem Plane gelegen, da ihn aber die Vorsehung nach Tübet geführt und er durch die Beihülfe des verstorbenen Herrn Moorcroft Gelegenheit dazu erhalten habe, so sey er muthig ans Werk gegangen, in der Hoffnung, daß auch dieß ihn seinem unmittelbaren Zweck, nämlich seine Forschung nach dem Ursprung und der Sprache der Ungarn näher führen könne. Das Resultat seines Studiums besteht darin, daß die tübetanische Literatur völlig indischen Ursprungs sey. Ungeheure Werke über verschiedene Zweige der Wissenschaft sind genaue Uebersetzungen von Sanskritwerken, die aus Bengalen, Magadha, Centralindien, Kaschmir und Nepal seit dem 7ten Jahrhundert nach Christo gebracht wurden. Viele dieser Werke wurden, meist aus dem Tübetanischen, ins Mongolische, Mantschu und Chinesische übersetzt, so daß in der chinesischen Tatarei das Tübetanische die Sprache der Gelehrten geworden ist, wie in Europa das Lateinische.

Die Gesellschaft für Uebersetzung orientalischer Schriftsteller hat ein indisches Werk über Architektur übersetzen lassen, welches unter dem Titel: Essay on the Architecture of the Hindus. By Ram Raz; in London erschienen ist. Man ersieht daraus, daß die indische Architektur keineswegs so alt ist, als man gewöhnlich behauptet, und daß sie nicht die Quelle seyn kann, aus welcher die alten Architekten Aegyptens und Griechenlands schöpften; daß zwischen der indischen und griechischen Architektur keine unmittelbare Analogie herrscht, und daß die erstere mehr der römischen als der griechischen und ägyptischen Kunst entnahm; die großen Abtheilungen einer Ordnung sind dieselben bei Hindus und Römern, namentlich das Piedestal, welches römischen Ursprungs ist, und die Umrisse des Simswerks. Der Styl der Verzierungen ist entartet, noch unter dem schlechten Geschmack, der schon unter den Antoninen und Diokletian herrschte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 101. 11 April 1835.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Jagd.

Die Veranlassung zur Gründung der russisch-amerikanischen Kolonien lag in dem Wunsche, sich eine größere Anzahl von See-Otterfellen für den chinesischen Markt zu verschaffen, und der einzige Grund ihrer Erhaltung liegt in demselben Interesse. Damit verbindet jedoch die Kompagnie noch andere Jagden.

Die Aleuten bezahlten früher der russischen Regierung eine Kopfsteuer in Pelzwerk, von der sie aber seit der neuen Organisation der Kompagnie befreit sind. Dagegen hat diese das Recht die Hälfte der männlichen Einwohner der Inseln unter ihren Befehl zur Jagd zu requiriren. Weiber, Knaben unter 18 Jahren sind von diesen Frohnen frei, und alle Bewohner haben Jagdgerechtigkeiten unter der Bedingung, die Felle der Kompagnie zu ihren Tarifpreisen (die freilich sehr niedrig sind) zu verkaufen.

See-Otterjagd. Der Gouverneur kündigt jährlich den verschiedenen Administrationen an, wie viele Boote (Beidarken) sie zu dieser Jagd zu liefern haben, und die Häupter der Stämme begeben sich im December an die Centralstellen, um ihre Anstalten zu treffen. Sie wählen die Mannschaft der Boote, und nehmen sie vorzugsweise in Familien, wo sich mehr als Ein Mann findet. Die Kompagnie liefert ihnen die Materialien, welche zum Ausbessern der Boote nöthig sind, und gibt ihnen bei der Abfahrt Flinten und Pulver, getrocknete Fische und ein Pfund Tabak für jeden Mann. Die Boote fahren im März und April ab; gewöhnlich 100 von Kadiak, wovon 30 bis 40 auf einem Kriegsschiffe nach Neu-Archangel zur Jagd auf die Küste des Festlandes transportirt werden: 135 von Unalaschka, und etwa 50 von Atka, jede Abtheilung unter einem selbstgewählten Chef. Sie begeben sich an ihre angewiesenen Stationen auf den Küsten und an den Inseln, wo sie bis zum August und September bleiben, und dann in den Faktoreien ihr Produkt abliefern und bezahlt werden. Die Kompagnie bezahlt für einen Otter erster Klasse 20 bis 30 Rubel, zweiter Klasse 15, dritter Klasse 5 Rubel, wenn sie jedoch die Kosten der Ausrüstung bestritten hat, so wird der Preis beträchtlich reducirt. Die Art der Jagd selbst mit Bolzen und in Netzen ist aus andern Reisenden bekannt.

Fuchsjagd. Diese beginnt zur Zeit wo die See-Otterjagd endigt. Man fängt die Füchse theils mit Hülfe von Hunden, theils in Fallen, und die Kompagnie gibt jedem Jäger die Materialien zu 25 Fallen. Die Fuchsinseln liefern schwarz und silbergraue Felle in Menge, Alaschka gibt rothe, von besonderer Weichheit, auf der Insel Atlu trifft man den Isati, einen bläulichen Fuchs. Die Jagd beginnt im Oktober und dauert zwei Monate. Die Pelze werden den Administrationen abgeliefert, welche für einen schwarzen Fuchs 4 bis 6 Rubel, für einen grauen $1\frac{1}{2}$, für einen rothen $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Rubel bezahlen.

Suslik. Diese Thiere finden sich auf der Insel Ukamok, sie werden mit Hunden gejagt, welche ihre Gruben ausfinden. Der Jäger gräbt nach und tödtet sie. Die Jagd beginnt im Oktober und dauert 3 Monate, während welcher ein Mann 1000 bis 1200 Felle erbeuten kann. Die aleutischen Weiber nehmen sie sogleich, und nähen sie zu einer Art Mäntel (Parka) zusammen, wofür die Kompagnie 7 Rubel bezahlt. Man tödtet ihrer 26,000 jährlich.

Vogeljagd. Man versammelt dazu die Jäger im Frühjahr wie zur Otterjagd, sie versammeln sich an den Centralstellen, erhalten Flinten, Pulver, Tabak und Lebensmittel, und begeben sich auf ihre Stationen in der Halbinsel Alaschka und den Schumaginsky-Inseln, wo sie bis zum August oder September bleiben. Die Häute der Vögel werden der Administration abgeliefert, welche aus denen der Papagaientaucher Mäntel verfertigen läßt; sie bezahlt für 30 bis 50 Häute die zu einem Mantel gehören, 2 bis 3 Rubel, und gibt 75 Kopeken für ihre Verfertigung. Ein Jäger der 12 Mäntel liefert, erhält noch überdieß zwei für sich selbst. Das Fleisch der Vögel wird von den Jägern getrocknet und nach Hause genommen.

Wallroßjagd. Diese wird von den Bewohnern des Distriktes von Unga auf dem sandigen Ufer der Halbinsel Alaschka vorgenommen, wo sich die Wallrosse in Menge versammeln. Die Jäger schneiden ihnen den Rückweg nach dem Meere ab, stürzen sich mit großem Geschrei auf sie, und durchbohren sie mit langen Lanzen. Man muß vor Allem verhindern, daß keines sich ins Meer retten könne. Denn alle andern folgen ihm dann, und es ist schwer den Zähnen der erbitterten Thiere im Meere zu entgehen. Diese gefährliche Jagd dauert 10 Tage, und die Aleuten, welche sie unternehmen, nehmen bei der Abreise Abschied von einander. Man nimmt nur die Zähne der Wallrosse, und in einem guten Jahre erhält man ihrer 25,000.

Von der Jagd der Seebären wird später die Rede seyn. Der Wallfischfang dauert vom Junius bis in den August, bis jetzt wird er aber nicht auf die europäische Art betrieben, wozu die Kompagnie noch weder Kapitale noch Leute genug hat, obgleich sie die Absicht hat, sie zu organisiren, da die Spermacetifische im Ueberfluß sind. Die Aleuten schießen die Wallfische mit Pfeilen, deren jeder mit dem Zeichen seines Besitzers versehen ist, der Wallfisch stirbt gewöhnlich nach einigen Tagen, und man erkennt an den Pfeilen den der ihn getödtet hat, wenn sie von den Wellen an die Küsten von Kadiak und Unalaschka geworfen worden sind. Wer einen derselben getödtet hat, erhält die Hälfte des Thieres, und 15 bis 30 Rubel an Geld.

In den ersten Jahren der russischen Besetzung dieser Gegenden waren diese Jagden so reich, daß sie eine die Bedürfnisse übersteigende Quantität von Rauchwerk gaben; allein man wußte diese Hülfsmittel nicht zu schonen, und die Quellen versiegten oder verminderten sich so, daß man auf immer neue Ausdehnungen denken mußte. Schon Baranoff fühlte das Bedürfniß eine Faktorei am See Iliamna zu gründen, wo er durch Tausch eine bedeutende Menge von Biberfellen zu erhalten pflegte, allein seine Nachfolger zogen den Nuschagak vor, der sich in den Golf von Bristol ergoß, wo im Jahre 1820 das Fort Alexandrowsky gegründet wurde, welches zum Entrepot für den Handel mit den nördlichen Stämmen der Eingebornen dient; dorthin kommen sie besonders im Mai aus weiter Entfernung, und bringen Biber-, Fuchs- und Flußotterfelle, und Wallroß- und Mammuthzähne, welche sie gegen Glaskorallen, Tabak, Tuch und Eisenwaaren eintauschen. Alle diese Stämme leben nicht nur in gutem Einverständniß mit den Russen, sondern wählen sie sogar häufig zu Schiedsrichtern unter sich.

Allein die zunehmende Seltenheit der Pelzwaaren nöthigt die Kompagnie ihre Operationen jährlich auszudehnen, sie schickt Schiffe an die Inseln der Behringsstraße und an die Küsten von Asien und Amerika, und hat sich neuerlich entschlossen eine Faktorei auf der Insel Stuart zu gründen, in dem Meerbusen von Norton, in den sich der große Fluß Kwikpak ergießt, und eine zweite im Innern des Landes am Ufer desselben Flusses, und es ist wahrscheinlich, daß sie bald mit den Jägern der englischen Pelzkompagnie zusammentrifft, da sie schon jetzt bisweilen in den Händen der Eskimos englische Waaren findet, welche von Hand zu Hand bis an das westliche Meer gekommen sind.

Während die beständigen Jagden die Thiere an den Orten ausrotten wo feste Etablissements bestehen, vermehren sich diese auf der andern Seite da, wo man sie einige Zeit in Ruhe gelassen hat. Die See-Ottern waren so gänzlich aus den Kurilen verschwunden, daß man die Faktoreien aufgegeben hatte, aber nach einigen zwanzig Jahren zeigten sich die Otter wieder, und die Kompagnie gründete eine Niederlassung auf der Insel Urup im Jahre 1827, wo die Jagd des ersten Jahres 1000 Felle lieferte. Seitdem sind alle Kurilen der Kompagnie überlassen worden, und sie bildet in diesem Augenblick eine Centralniederlassung auf der Insel Simonkis für die Administration dieser Gruppe. Es ist zu hoffen, daß sie durch die Erfahrung belehrt, diese neuen Hülfsmittel besser schonen werde.

Die Otterjagd von Californien bot eine Zeit lang eine Entschädigung für die Erschöpfung anderer Lokalitäten dar, Baranoff betrieb diese Jagd mit Hülfe amerikanischer Schiffe, denen er Detaschements von Booten lieh, unter der Bedingung, daß sie den Ertrag mit ihm theilten, und verschaffte sich auf diese Art in 10 Jahren 15,000 Pelze. Später wollte er die Jagd allein treiben, allein es war zu spät, die Otter waren selten geworden, und die Spanier hatten die Augen geöffnet, und warfen den Jägern Schwierigkeiten aller Art in den Weg. Daher wurde die Niederlassung von Roß auf der Küste von Neu-Albion gegründet, allein die Jagd war dort auch nicht günstig, und am Ende erhielt man im Jahre 1821 von der mexikanischen Regierung die Erlaubniß, die Otterjagd in Californien wieder auf gemeinschaftliche Kosten und Theilung des Ertrags mit ihr zu betreiben. Sie dauert noch auf diese Art fort, allein ohne großen Gewinn, theils wegen der Seltenheit der Thiere, theils wegen des kleinen Werths ihrer Pelze, denn diese werden immer schlechter, je weiter man sich dem Osten und Süden nähert.

Ueberhaupt hat die Kompagnie wenig Glück mit ihrer Faktorei in Californien gehabt; da man sah, daß die Otterjagd nicht sehr ergiebig war, so fing man an Schiffe dort zu bauen, die sehr theuer zu stehen kommen, und keine Dauer hatten, so daß man es wieder aufgab. Um aber die Leute nicht müßig zu lassen, baute man das Land und erzog Vieh. Californien ist eines der fruchtbarsten Länder der Welt, allein der Ort, den die Kompagnie besetzt hatte, war ungünstig gelegen und klein, auf der Seeküste, aber ohne Hafen. Das Etablissement von Roß enthält 90 Morgen guter Erde, welche mit Weizen und Gerste besäet wird; die Gemüse gedeihen vortrefflich, das Vieh hat sich sehr vermehrt, und die Heerden der Kompagnie bestehen aus 500 Stücken Vieh, 250 Pferden und 600 Schafen, allein es mangelt an Weiden, und aller Vortheil, den man daraus zieht, besteht in 150 Pud gesalzenes Fleisch, 50 Pud Butter, und einem Hundert von Häuten jährlich.

Die Spanier haben zwar kein Mittel, die Eindringlinge mit Gewalt zu vertreiben, allein sie haben ihre Zuflucht zu einem langsamen aber sicheren Mittel genommen; sie umgeben das russische Etablissement mit einer Reihe neuer Missionen, welche es auf allen Seiten beschränken, und ihr keine Mittel lassen sich auszubreiten, so daß man es endlich aufgeben wird, da es in seinem gegenwärtigen Zustand von keinem Nutzen ist, und jedenfalls keine Produkte liefern kann, die man sich nicht leicht durch den Handel verschaffen könnte.

Die Kompagnie schickt ihr Pelzwerk theils durch Ochozk nach Kiachta zum Handel mit China, theils direkt nach Rußland. Den erstern Weg nehmen besonders die Seebärenfelle, den zweiten die See-Otterfelle, welche sich von Petersburg aus durch ganz Rußland verbreiten.

(Schluß folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Fortsetzung.)

Zu den Gastmählern unverheiratheter Fremden versammelten sich natürlich bloß Männer. Die Zahl der Gäste stieg selten über 24. Man fand in der Regel einige angesehene Mexikaner, mehrere Mitglieder des diplomatischen Korps, englische, französische, deutsche, nordamerikanische Kaufleute und durchreisende Fremde, die Mehrzahl der Gäste gewöhnlich aus der Landsmannschaft des Wirths. Die Tafeln waren reich und gut besetzt; ein zu Mexiko etablirter französischer Koch erinnerte durch seine Leistungen an das Beste was man bei Very oder im Rocher de Cancale findet: er ließ sich 6 Piaster für das Kouvert bezahlen, und lieferte dafür drei Gänge, mit einem sehr mannichfaltigen Dessert von Eis, Früchten und Zuckerwerk. Der Hausherr brauchte dann nur für Lokal, Gedeck, Wein, Kaffee und Liköre zu sorgen. Unter den Weinen traf man die edelsten europäischen Gewächse in sehr vorzüglicher Qualität; einige Häuser excellirten gewöhnlich in irgend einer bestimmten Sorte. So trank man den besten Madeira in einigen englischen, den feinsten Bordeaux, Burgunder und Champagner in einigen französischen, den edelsten Johannisberger, Rüdesheimer und Hochheimer in einigen deutschen, die besten Liköre in einem niederländischen Hause. Die Gesammtkosten eines solchen solenneren Gastmahls von 20 bis 24 Kouverts beliefen sich auf 180 bis 200 Piaster. Der Anfang variirte von 4 bis 7 Uhr. Zu jener frühern Stunde wurde eingeladen, wenn mexikanische Minister sich unter den Gästen befanden; denn diese zogen sich gern um 7 Uhr zurück, weil dann die expedirte Morgenarbeit ihrer Unterschrift harrte. Die gewöhnlich lebhafte und ungezwungene Unterhaltung ward beim Kaffee oft bis spät in die Nacht noch fortgesetzt, zuweilen auch Schach gespielt, oder Whist oder Ecarté, seltener Monte. Daß bei großer und bunter Nationalverschiedenheit der Gäste die politische Konversation, besonders in Zeiten größerer Aufregung, wie sie für Mexikaner aus einzelnen Ergebnissen ihres permanenten Bürgerkrieges, für die Fremden aus der pariser Julius-Revolution hervorging, nicht immer ohne Dornen war, läßt sich erwarten; doch habe ich unangenehme und störende Ausbrüche der Parteileidenschaft niemals erlebt. Uebrigens bestätigte sich hier die oft bemerkte Vorzüglichkeit der deutschen und französischen Tischordnung, wo der Hausherr in der Mitte der Tafel Platz nimmt, vor der Englischen, wo er am obern Ende derselben sitzt; er hat offenbar auf jenem Platze es mehr in seiner Gewalt, die allgemeine Konversation zu beleben und zu leiten. Viel angenehmer als die großen Diners waren zuweilen kleinere Symposien von 8 bis 10 Gästen, welche, übereinstimmend in Gesinnung und Neigung ausgesucht, ein Hausherr um seine nicht ceremonienhaft und luxuriös überladene, aber schmackhaft aus eigener Küche und mit dem Ausbruch seines Kellers besetzte Tafel versammelte. Häufig ward dabei auf irgend ein vaterländisches Gericht ausdrücklich eingeladen, und dieses dann in höchstmöglichster Vollkommenheit geliefert, z. B. in einem deutschen Hause leipziger Klöße, oder Sauerkraut mit Pöckelfleisch, Roth- oder Leberwurst, lauter große Seltenheiten in Mexiko, und sogar nur durch zufällige Ankunft eines deutschen Schlächters möglich geworden; bei einem französischen Hausherrn die fricassée de poulet oder die dinde aux truffes, bei einem nordamerikanischen marinirter Lachs oder marinirte Austern. Von frischen Austern kann natürlich, 70 Leguas von der nächsten Küste, in diesem Klima nicht die Rede seyn. Oeffentliche Subscriptionsdiners mit irgend einer politischen Tendenz, wie sie in Nordamerika, Frankreich, England und dem konstitutionellen Theile von Deutschland so häufig vorkommen, waren in Mexiko selten: bei den Eingebornen nicht volksthümlich, unter den Fremden schwer zusammen zu bringen, wegen unendlicher Spaltung und Schattirung politischen Glaubens. Doch brachten die Franzosen, größtentheils unter sich, aber deßhalb vielleicht nicht weniger schwierig, Eins im Jahre 1831 zu Stande, das Anniversar ihrer Juliusrevolution zu feiern.

Acht nationell sind in Mexiko, wie in Spanien, die unter dem Namen Tertulias bekannten Abendgesellschaften beider Geschlechter. Es gibt regelmäßige, wo die Frauen des Hauses bestimmte Wochentage festgesetzt haben, zum Empfange ihrer Bekannten und der ihnen vorgestellten Fremden; es gibt auch außerordentliche, zu denen förmlich vorher eingeladen wird. Die erstern sind sehr einfach, und für den Fremden, den nicht etwa ein Herzens- oder Spielinteresse beschäftigt, ziemlich langweilig. Die Gesellschaft versammelt sich von 7 oder halb 8 Uhr an, ab- und zugehend, mehr oder weniger zahlreich. Die Damen sitzen beisammen, rauchen ihren Cigarito, sind zuweilen sehr gesprächig unter sich, aber nur unter Umständen für interessante Unterhaltung mit den anwesenden Männern zugänglich, und an einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Konversation beider Geschlechter fehlt es gewöhnlich ganz. Die Männer rauchen, plaudern, spielen; in einem Nebenzimmer findet sich, in der Regel, mit einiger Mysteriosität pro forma, eine stärkere oder schwächere Montebank aufgelegt. Selbst in solchen Privatzusammenkünften gehört der Verlust und Gewinn von 5 bis 10,000 Piastern und mehr, nicht eben zu den Seltenheiten. Im Salon werden einige Xaraben oder Boleros zur Guitarre getanzt, es wird etwa eine Romanze gesungen, zuweilen auch eine mäßige Pianoforte- oder Gesangsleistung in höherem Style versucht. Letztere kamen vorzüglich nach Eröffnung der italiänischen Oper in die Mode, deren erste Künstler in einigen guten Häusern gern aufgenommen waren; und man fand sich nun tout comme chez nous vom Rossinischen Singsang bis in die Salons verfolgt! Erfrischungen werden, bei diesen Zusammenkünften, außer etwa einem Glase Wasser, und manchmal einem Glase Xeres, nicht angeboten, da auch die Erleuchtung nur sehr mäßig ist, so darf man nicht besorgen, daß sich die Familie dabei ruinire, und das ist der Sache lobenswertheste Seite. Was beim Monte etwa geschieht, kommt freilich auf Separat-Rechnung! Uebrigens kann, wer irgend Familienbekanntschaft sucht, füglich jeden Wochenabend mit Eintrittsberechtigung in solche Cirkel besetzt erhalten.

Außerordentliche Tertulien, zu denen oft acht Tage vorher schon die Einladung erfolgt, gestalten sich in der Regel als elegante Privatbälle. Es gibt deren, die 4 bis 5000 Piaster kosten, und wo man in Einrichtung und Toilette größeren Luxus noch

als auf den öffentlichen Bällen zur Schau legen sieht. In dieser Art distinguirte sich einer besonders, zu Anfang August 1830 von Doña Louisa M. gegeben. Es waren 800 Personen eingeladen, 300 gegenwärtig, und wie man behaupten wollte, mit ihnen über ½ Million Piaster in Juwelen; unter Kaufleuten, Putzmacherinnen, Schustern und Friseuren hatten die übrigen Toilettenbedürfnisse dieses Tages 80,000 Piaster in Umlauf gebracht. Die Familie gehörte zu den Escoseses: man fand hier also vorzugsweise eine aristokratische Quintessenz der schönen Welt versammelt. Der Ballsaal war etwas schmal, aber reich erleuchtet und dekorirt mit Teppichen, Blumen und Gemälden. Vier kunstreiche Quadrillen im altspanischen Kostüm machten einen sehr guten Effekt; übrigens wurden nur Walzer und Françaisen getanzt, keine Nationaltänze. In einem Nebenzimmer fehlte die beliebte Montebank nicht, und man sah große Summen ihre Eigenthümer wechseln. Erfrischungen der feinsten Art im Ueberfluß. Um 2 Uhr nach Mitternacht sehr reich servirtes kaltes Souper an einer silberstrahlenden Tafel von 300 Gedecken. Nachher wieder getanzt bis zur Morgenröthe. Auch unverheirathete Hausherrn, selbst Fremde, geben bisweilen dergleichen mehr oder minder glänzende Balltertulien. Für die Fremden aber war es ein schweres Stück Arbeit die Damen zusammenzubringen: 14 Tage vergingen ihnen mit Visitenmachen zur persönlichen Einladung, wobei, der Familienverhältnisse, Freundschaften und Feindschaften nicht genau genug kundig, sie oft auf die sonderbarsten Schwierigkeiten stießen, am Gesellschaftstage selbst noch unerwartete Striche durch den vorläufig aufgestellten Tanz- und Konversationsetat erfuhren, am Ende, mit schweren Kosten es wenigen recht gemacht hatten, und sich selbst am wenigsten.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Der Cawnpur Examiner gibt eine Schilderung des Finanzsystems in Gwalior, das ein Muster von Verschleuderung ist: „Hier gibt es keine allgemeine Kasse, sondern alles Geld ist in den Händen der Cahli-tars oder Bankiers, bei denen die Regierung für gewisse Summen Kredit nimmt, indem sie ihnen Anweisungen auf die Einkünfte bestimmter Distrikte gibt. Die Bedingungen der Bankiers hangen von der Sicherheit dieser Anweisungen ab, und die Zinsen schwanken zwischen ein und zwei Prozent monatlich. Hierauf beschränken sich indeß die Vortheile der Bankiers nicht, sondern sie gewinnen ungeheure Summen dadurch, daß sie gute Münze einnehmen und schlechte ausgeben, ferner durch Diskontoabzüge an den von der Regierung auf sie gezogenen Wechseln. Hiemit hat aber das System der Anleihen sein Ende noch nicht erreicht, sondern jeder untergeordnete Distrikt hat seinen Bankier, der dem Steuereinnehmer Vorschüsse zu zwei Proz. monatlich macht; bleibt der Steuereinnehmer, dem man bei seiner Einsetzung eine Jahressteuer zum Voraus abfordert, mit seinen Zahlungen an den Bankier im Rückstand, so wächst das Kapital, da der letztere Zinseszinsen fordert, bald zu ungeheuren Summen an, die der Distrikt niemals ganz zu tilgen im Stande ist. Man kann rechnen, daß von dem gesammten Landeseinkommen wenigstens ein Drittheil des Brutto-Ertrages in den Händen der Bankiers bleibt. Man kann sich denken, daß dabei die Regierung ganz von den Bankiers abhängig ist.

*

Die indischen Zeitungen sind angefüllt mit Berichten von Ueberschwemmungen, welche sowohl auf dem östlichen als westlichen Ufer der indischen Halbinsel statt fanden; allein hierauf beschränken sich die atmosphärischen Einflüsse nicht, sondern ganz dasselbe wird auch von dem Canton Register aus Südchina gemeldet. Die Fluthen waren so zerstörend in den Distrikten Tung-keang und Pih-keang, daß unermeßliche Reißfelder vernichtet wurden, und man große Theurung befürchtet.

*

Das Canton Register bringt folgende Nachricht aus den Sandwich-Inseln: Die Missionäre haben sich gegen den Gebrauch des Tabaks und den Anbau desselben erklärt: alsbald wurden sämmtliche Pflanzungen zu Mauhi zerstört; ein ähnlicher Versuch schlug fehl. Das Verbot ist in Form von Ermahnungen und Antworten der Eingebornen erschienen. Die Missionäre fordern die letztern auf „ihre Pfeife hinwegzuwerfen, denn sie sey ein schlechtes Ding, und die Pflanze auszureißen, denn sie sey ein böses Unkraut.“ Die Eingebornen erwidern, „sie wollten alle ihre Pfeifen den Missionären bringen und alle Pflanzen zerstören; wo sie eine Tabakpflanzung entdeckten, wollen sie dieselbe ausreißen, und sich verpflichten, nie weder allein, noch mit ihren Freunden und Bekannten zu rauchen.“

*

Ueber das Unternehmen Schah Schudschah's wollen noch immer keine weiteren Nachrichten kommen, und die bisherigen widersprechen sich sehr; die einen bestätigen Schah Schudscha's Niederlage, während andere, wie der Bombay Courier behaupten, er habe Candahar eingenommen. Die Erklärung dieser Ungewißheit liegt darin, daß Dost Mohammed, Fürst von Cabul, den Verkehr zwischen Cabul und Peschawer, und Randschit Singh zwischen Peschawer und Attock hemmten. Jedenfalls geht indeß aus dieser Ungewißheit hervor, daß noch keine Entscheidung erfolgt seyn muß.

*

Nach der Madras Gazette soll das Verbot, Pariahs als Sepoys anzuwerben, mit nächstem aufgehoben werden.

Literarische Notizen.

Der statistischen Gesellschaft in London wurde kürzlich ein sehr werthvolles Geschenk gemacht mit einem Manuskript betitelt: Généralités de la France en 1698, in 9 Foliobänden. Es enthält eine vollständige Statistik der Provinzen Frankreichs, welche unter Ludwig XIV auf Befehl der Regierung aufgenommen wurde. Man hat allen Grund zu vermuthen, daß dieß das Originalmanuskript ist, und daß keine Abschrift davon selbst in den französischen Archiven existirt. Das Werk ist völlig gut erhalten, und sehr deutlich und leserlich geschrieben.

*

Herr Roberts, ein methodistischer Missionär in Indien, hat eine Schrift unter dem Titel: „Beleuchtungen der heiligen Schrift aus den Sitten des Orients,“ herausgegeben, in welcher er unter Anderem darzuthun versucht, daß die nordindischen Nationen mit den Nachkommen Abrahams, der vermuthlich aus der Nachbarschaft von Balkh (?) nach Mesopotamien gekommen, einerlei Ursprung hätten. *) Einige Vergleichungen noch üblicher Sitten, wie z. B. das Brennen einer Lampe beim Abschlusse eines Vertrages, wovon in Genesis XV. 17, 18 ein Beispiel vorkommt, möchten gelungener seyn als die obige Hypothese. Die auffallende Aehnlichkeit mancher in der Bibel geschilderten und in Indien noch üblichen Gebräuche war die Veranlassung des genannten Werkes, da der Verfasser mit Uebersetzung der heiligen Schrift ins Tamulische sich beschäftigte, und bei dieser Gelegenheit auf manche Vergleichungen geführt wurde. Seine Uebersetzung soll von kompetenten Richtern für eine der besten neuern Uebersetzungen erklärt worden seyn.

*) Er sagt nämlich, Ur in Chaldäa könne nicht die von Ammianus Marcellinus aufgeführte Stadt seyn, da es ausdrücklich „ein Land“ genannt werde, sondern ur (Licht) solle wahrscheinlich bloß den Osten bedeuten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 102. 12 April 1835.

Das Amphitheater zu El Dschemm.*)

Die Länge des Amphitheaters von El Dschemm, dem alten Tysdrus, das sich von Osten nach Westen ausdehnt, beträgt von Außen 429 Fuß und die Breite 368 Fuß. Die Arena im Innern hält 238 Fuß in der Länge, und 182 Fuß in der Breite. Die beiden letztern Maßangaben sind von der innern noch stehenden Mauer aus genommen, da die eigentliche Gränze der Arena ungewiß ist. Die Höhe bis zur ersten Galerie beläuft sich auf 53 Fuß, und bis zum Gipfel des Gebäudes auf 96 Fuß. Es hat vier Reihen von Pfeilern und Bögen übereinander, in jeder 60, und zwar nur in den drei untern, denn die vierte ist eine auf einem Säulenstuhl ruhende Pilastrade mit einem Fenster in jedem dritten Zwischenpilaster. Die Kapitäle sind von jener gemischten Ordnung, welche man an der Säule Diocletians zu Alexandria sieht; die der zweiten Reihe sind von jenen der ersten und dritten etwas verschieden. An jedem Ende des Gebäudes befand sich ein großer Eingang, allein der gegen Westen nebst einem Bogen auf jeder Seite wurde sammt dem ganzen Oberbau vor ungefähr hundert Jahren von Mohammed Bey abgebrochen, der durch diese Zerstörung verhüten wollte, daß einige rebellische arabische Stämme das Amphitheater nicht etwa in eine Festung verwandeln möchten. Von der äußern Mauer des vierten Stocks steht mithin jetzt nur noch ein kleiner Theil. Das Innere dieses herrlichen Gebäudes befindet sich indeß in einem noch weit verfalleneren Zustande als das Aeußere, das man, den eben berührten Mangel abgerechnet, als vollkommen erhalten ansehen kann; doch sind auch im Innern ein großer Theil der gewölbten und geneigten Fläche, welche die Sitze trug, die Galerien und Vomitorien noch vorhanden. Die Galerien und Treppen, welche in die verschiedenen Stockwerke führten, waren von Bögen und Wölbungen gestützt, die nicht wie der übrige Theil des Gebäudes aus Werkstücken, sondern aus einer aus kleinen Steinen und Mörtel gebildeten Masse aufgeführt, folglich auch an vielen Stellen bereits eingestürzt sind. Unter dem Boden der Arena befinden sich, wie im Coliseum und im Amphitheater von Capua, Gänge und kleine Kammern für die wilden Thiere, nebst viereckigen großen Oeffnungen gegen die Arena, durch welche die in Käfigen befindlichen Löwen und Tiger mittelst einer Maschinerie, wie die der Versenkungen im Theater auf den Schauplatz gewunden wurden. Die Seitenwände dieser Käfige hingen unterhalb in Thürangeln, und fielen also wenn der Käfig emporkam und sie von den Mauern, zwischen denen sie unter dem Boden standen, nicht mehr zusammengehalten wurden, auseinander, und das wilde Thier war nun plötzlich dem ganzen Publikum sichtbar.

Die Schlußsteine der äußern Bögen der untern Reihe waren wahrscheinlich mit erhabenen Figuren geziert, denn auf einem sieht man noch das Brustbild einer Frau, und auf einem andern einen Löwenkopf. Ich konnte auf dem ganzen Gebäude keine andere Inschrift als einige mit kufischen und arabischen Buchstaben entdecken; diejenige, welche sich auf den Erbauer bezog, befand sich wahrscheinlich an dem jetzt zerstörten nach Westen gegen die Stadt Tysdrus gerichteten Thore. Diese Stadt, deren Mauern sich nach den noch sichtbaren Grundsteinen verfolgen lassen, stand um die Stelle herum, auf welcher jetzt der Marabut von Sidi Ahmed Bedschenani steht, in dessen Nähe man noch den Unterbau eines sehr schönen Tempels und andere unbedeutendere Ruinen von Gebäuden sieht. Die Araber finden noch immer Säulen von Cipollino, Granit, weißem numidischem Marmor und Breccie, die sie dann in drei oder vier Stücke zerschlagen, und in verschiedene Gegenden des Landes verführen, um Mühlsteine daraus zu machen. Unlängst erst hatte ein Araber ein Gefäß mit Gold- und Silbermünzen und geschnittenen Steinen gefunden, es aber aus Furcht, man möchte ihm seinen Fund abnehmen, wieder vergraben, und den Inhalt nach und nach abgeholt. Kleine Stücke von Giallo antico, Porphyr, Serpentinstein u. s. w. liegen reichlich auf dem Boden umhergestreut; auch sieht man noch die schön gearbeitete Statue eines römischen Kaisers in weißem Marmor, der aber Kopf und Füße fehlen. Unter einem der Bögen des Amphitheaters fand man eine andere drapirte Statue, der aber ebenfalls der Kopf fehlt, da die Araber aus Aberglauben diesen Theil bei jedem Fund dieser Art sogleich zerstören.

Ein Verzeichniß der Maßverhältnisse der vier vorzüglichsten unter den noch vorhandenen Amphitheatern dürfte zum Schluß

*) Aus der kürzlich erschienenen Reise Sir Grenville Temple's in das Beylik von Tunis.

deßhalb nicht ohne Interesse seyn, weil sich daraus erkennen läßt, welchen Rang das von El Dschemm unter ihnen einnimmt:

	Aeußere Länge.	Aeußere Breite.	Länge der Arena.	Breite der Arena.	Höhe
Coliseum	615½	510	281	176	164
Amphitheater von Verona	506	405	247	146	—
Amphitheater von El Dschemm	529	568	258	182	96
Amphitheater von Nimes	530	558	—	—	76

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Fortsetzung.)

Die Fremden nun, denen die vorbeschriebene mexikanische Abendgeselligkeit etwa auf die Länge nicht behagte, und auch Theater oder Kaffeehaus oder Börsenhalle, oder des eigenen Hauses Einsamkeit dann und wann nicht zusagte, waren ziemlich sicher in einigen Häusern europäischer Landsleute angenehmen Ersatz zu finden; bald um den Theetisch einer liebenswürdigen Hausfrau versammelt, wo es an Stoffen interessanter Gespräche aus alter und neuer Welt nicht leicht gebrach, und häufig auch darauf gerechnet seyn mochte, mit willkommenen schriftlichen Neuigkeiten oder persönlichen Ankömmlingen aus dem Vaterlande zusammenzutreffen; bald am Whisttisch oder der Schachpartie, oder in der Konversation des Hauses. Selbst die Mexikaner begannen an dieser europäischen Abendweise Geschmack zu finden, und zwar die Geistreichsten, und besonders solche, die selbst in Europa gereist, und in Kenntniß dortiger Sitte von manchen Vorurtheilen der eigenen zurückgekommen waren. Andere freilich sprachen oder brummten Anathema! Ja es gab Einige, sonst eifrige Republikaner, die den Segen der Freiheit und Unabhängigkeit um den Preis augenscheinlicher und unaufhaltsamer Entnationalisirung durch eindringende europäische Mode und Gesittung fast zu theuer erkauft zu haben glaubten.

Das etiquettenmäßige Visitenmachen, dieser langweilig stets wiederkehrende Haltungsfaden im Gewebe moderner Geselligkeit, wird in Mexiko fast strenger verlangt und unablässiger getrieben, als in den Hauptstädten unsers Welttheils. Besonders nehmen es die Damen sehr genau mit solchen herkömmlichen Ehrfurchtsbezeugungen, und dulden keine freigeisterische Laulgkeit in diesem Kultus. Exkommunicirt wäre, wer es vergäße, wenn einmal in ihrem Hause eingeführt, ihnen zum Namenstage Glück zu wünschen, oder zu irgend einem fröhlichen Familienereigniß, oder zu einem politischen, wenn günstig für die Partei ihrer Männer oder Väter, oder zu kondoliren bei Trauerfällen, oder nach ihrer Gesundheit zu fragen, nachdem sie in einer Gesellschaft gefehlt, oder über die Einrichtung ihrer letzten Tertulia ihnen Komplimente zu bringen, oder auch, ohne allen bestimmten Zweck, ein paarmal monatlich zur schicklichen Stunde sich einzustellen, bloß um den gegenwärtigen, allezeit fertigen, treugehorsamsten Diener zu konstatiren. In Erwartung solcher Besuche und huldreicher Annahme derselben verbringen sie, wohlgeputzt, die letzte Stunde vor dem Mittagessen. Bei den Minister-Frauen, Hauptmodedamen und sonstigen „lionesses“ ist der Salon dann oft gedrängt voll; gewöhnlich trifft man auch einige Priester und Mönche dabei. Die Dame sitzt unbeweglich auf ihrem Sopha, hat ein freundliches Kopfnicken und Wort für jeden Kommenden und Gehenden, steht aber vor keinem auf, wäre es auch der Präsident der Republik oder ein europäischer Prinz. Die meisten wissen eine desultorische Visitenkonversation sehr gut zu führen, und oft witzig und boshaft genug; obgleich dem mit Familien- und Koketteriegeschichten und Lästerchronik des Tages nicht gründlich vertrauten Fremden nothwendig manche Spitze noch entgeht. Gratulationen und Kondolenzvisiten bei angemessenen Gelegenheiten erwarten übrigens auch die Männer. Geschäftsbesuche, selbst bei den Ministern, und freundschaftliche Begrüßungen werden häufig im Reitkostüm und zu Pferde abgemacht. Sonst fehlt es auch nicht an öffentlichen Miethkutschen, deren viele auf den öffentlichen Plätzen stets angeschirrt der Nachfrage harren. Eigene Equipage wird von Fremden, besonders unverheiratheten, sehr selten gehalten; sie ist ein kostbares und lästiges Möbel; man hält wohlfeiler vier oder fünf Reitpferde, und hat bei weitem größeres Vergnügen davon.

Einen angenehmen Zweig mexikanischer Privatgeselligkeit bilden die Landpartien (dias del campo), theils von einer Gesellschaft verabredet nach irgend einem öffentlichen Orte in der Umgegend der Hauptstadt, theils auf einem Landgute durch den Besitzer eingerichtet, oder bei zufällig zusammentreffenden Besuchen improvisirt. Die Beschreibung einiger solcher selbsterlebter Tage wird vielleicht einige Pinselstriche mehr zu einem Gemälde des geselligen Treibens in diesem Theile der andern Hemisphäre liefern.

Am 16 Mai 1830 hatten wir, acht europäische Freunde, eine solche Partie nach U. L. F. de los Remedios verabredet; die Gattin des Einen, und unter ihrem Schutze eine junge Mexikanerin ihrer Bekanntschaft, begleiteten uns, sämmtlich zu Pferde. Die Kirche, welche das schon an einem andern Orte beschriebene wunderthätige Gnadenbild der Helferin beherbergt, liegt etwa drei Leguas von der Hauptstadt entfernt. Wir hatten uns gelüsten lassen, einen von zwei Wassergräben eingefaßten schmalen Richteweg zu reiten, geriethen aber in nicht geringe Verlegenheit durch einen auf demselben uns begegnenden Zug beladener Maulthiere. Das unaufhaltsame Vorschreiten dieser störrigen Geschöpfe mit ihren breiten, den ganzen Fußweg einnehmenden Ladungen brachte uns einige Augenblicke nahe daran, Hals über Kopf mit unsern Pferden in die Wassergräben gedrängt zu werden. Wir thaten das Mögliche unsere Damen wenigstens zu schützen, und am Ende ging auch Alles gut; nur ein Reitknecht büßte für Alle, und wir hatten Mühe genug, ihn und sein Pferd aus dem tiefen und steil abschüssigen Graben wieder herauszubringen. Ueberstandene Gefahr und Anstrengung wurde dann, wie gewöhnlich, eine neue Würze des Vergnügens. In Remedios angekommen, besichtigten wir zuerst die Kirche und das Heiligthum. Jene ist weitläuftig genug, nahm sich aber eben schlecht aus durch Vorbereitung bedeutender Reparaturen. Die kleine Mirakelpuppe in ihrem vergitterten Schrein mochte immer an Perlen und Juwelen ein paarmalhunderttausend Piaster an sich

tragen. Man zeigte sie mit ruhiger Gefälligkeit, und ohne Anspruch auf außerordentliche Ehrfurchtsbezeugung. Einige Indianer waren beschäftigt, unter Aufsicht des Sakristans kolorirte Kopien derselben ziemlich roh aufs Papier zu werfen. Diese Kunst soll nicht vergeblich nach Brode gehn: denn solche Kopien, vom Pfarrer unterm großen Kirchenspiegel als authentisch vidimirt, werden theuer bezahlt von Gläubigen im Innern des Landes. Wir saßen dann wieder auf, und ritten nach der am westlichen Abhange des Hügels befindlichen großen Wasserleitung, in gleichem Grade ein Ehrendenkmal der architektonischen Kunst ihrer Urheber, wie ein Pasquill auf ihren Verstand oder ihre hydraulische Kenntniß. Das Werk ist ein hoher Aquädukt in kühnen Bogenschwingungen des edelsten Styls, alter Römerzeiten würdig; aber es ist zugleich ein merkwürdiger Beitrag zu den Registern abderitischer Bauwerke, und solcher welche zur Ruine werden, bevor sie vollendet sind. Denn als man, was jetzt dasteht, gebaut, und schon nahe an eine halbe Million Piaster darin verbaut hatte, ergab sich erst die völlige Unmöglichkeit der Erreichung des dabei beabsichtigten Zweckes, den Quell am Fuße des Hügels dadurch auf dessen Rücken zu leiten. Ob man sich ganz einfach im Niveau verrechnet hatte, oder im ultragläubigen Vertrauen auf wunderthätige Mitwirkung der „heiligen Helferin," habe ich nicht genau erfahren können. Genug, man entsagte der Vollendung, und das Fragment wird als eins der unnützesten, und durch seine Absurdität skandalösesten Prachtwerke spanischer Herrschaft auf die Nachwelt übergehn. Von Hitze und Durst gepeinigt, wurden wir wahrhaft tantalisirt im Anblick dieser Wasserleitung ohne Wasser; auch oben bei den die Kirche umwohnenden Indianern war außer etwas Pulque und ein paar schlechten Orangen keine Erfrischung aufzutreiben. Es ging nun in raschem Ritte, etwa noch 3½ Leguas weit über Molino prieto, S. Joaquin und Hacienda Morales nach Tacubaya, wo in der Fonda Americana ein vorher bestelltes Frühstück unserer wartete. Der nordamerikanische Wirth hatte es, nicht eben mit französischer Eleganz und Feinheit, aber mit einer auf unsern Appetit wohlberechneten Solidität veranstaltet. Er gab uns kräftige Tassen Bouillon, Beefsteaks, Hammelkeule mit Tomatensauce, gekochten Schinken, Kartoffeln, Tauben- und Puterbraten, und die berühmte apple-pye (Apfeltorte) seines Vaterlandes; zum Dessert Zuckerwerk, Eis und Früchte, guter Wein war von Mexiko hinausgesendet. Die Gesellschaft erwies sich hungrig, und doch zugleich rede- und lachlustig, beide Damen sehr liebenswürdig. Nachher ward im Garten unter Hecken und Laubengängen blühender Moctezumarosen, bei lebhaft fortgesetzter Konversation, der Kaffee eingenommen. In Erwartung, unsere Damen durch den vorhergegangenen Ritt sehr ermüdet zu finden, hatten wir für sie zur Rückkehr einen Wagen hinausbestellt. Allein sie erklärten den Vorschlag für eine ihrem Ritterthum erwiesene Schmach, stiegen wieder mit uns zu Pferde, und gegen Sonnenuntergang sprengte die ganze Schwadron, etwas aufgeregt von Bacchus und Komus, unsere Doppelschönheit an der Spitze, in gestrecktem Galopp nach der Hauptstadt zurück. Die Damen wurden dann in Procession nach Hause gebracht. Allen blieb die angenehmste Erinnerung des vergnügten Tages.

(Fortsetzung folgt.)

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands

nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

(Fortsetzung.)

VI. Die Zone des **Weizens** und der **Baumfrüchte** wird von uns nicht deßhalb also genannt, weil etwa in der vorhergehenden Weizen und Baumfrüchte nicht fortkämen, sondern aus dem Grunde, weil sie sich hier in größerer Menge finden und dem natürlichen Klima eigenthümlicher sind. Diese Zone kann man etwa bis Jekaterinoslaw oder bis zum 48° n. Br. annehmen.

Mehrere Erzeugnisse, wie Hirse, Buchweizen und andere werden hier mit größerem Erfolge gezogen als in der vorhergehenden Zone; auch Tabak, welcher mit der Zeit eine Quelle bedeutenden Gewinnes werden kann, obschon er den Boden entkräftet, fängt an in dieser Zone fleißiger gebaut zu werden. Hanf wird an vielen Orten ebenfalls mit besserem Erfolge gezogen als in den mehr nördlichen Gegenden. Einer der wichtigsten Gegenstände der dortigen Landwirthschaft ist die Viehzucht. Pferde- und Schafzucht werden schon als abgesonderte Erwerbszweige betrieben; Hornviehzucht hingegen, obgleich in sehr bedeutender Menge, doch mehr als Hülfsmittel zum Feldbau und in Verbindung mit demselben. Die Bienenzucht ist ebenfalls ein, besonders für den Landmann, bedeutender Zweig der Landwirthschaft, doch nicht ausschließlich diesem Landstriche eigen. Die Branntweinbrennerei bildet bei dem Ueberflusse und der Wohlfeilheit des Getreides einen Hauptgegenstand der landwirthschaftlichen Fabrikation.

Ein großer Theil dieser Zone wurde später angesiedelt als die vorerwähnte; die Ansiedlung des südlichen Theiles kann erst seit der Vereinigung Neurußlands und der Krim mit Rußland als vollkommen sicher gestellt und dauernd angesehen werden. Jetzt kann diese Zone mit Recht die Kornkammer des Reiches heißen; denn mit ihrem Ueberflusse sichert sie nicht allein den Unterhalt der Residenz und der Armeen, sondern versieht auch den auswärtigen Handel zur See mit einer bedeutenden Menge roher Ausfuhrprodukte, außer Flachs. Man kann daher mit Grund annehmen, daß mit Zunahme der Bevölkerung und des Anbaues für diese Zone die Gefahr der Hungersnoth aufhört, welche in frühern Zeiten nicht selten bei uns stattfand. Je zuverlässiger aber die Hoffnung auf die Erzeugnisse dieser Zone in der Regel ist, desto empfindlicher wird auch das Unglück eines allgemeinen Mißwachses daselbst, welcher übrigens doch nur sehr selten eintreten kann.

Bei der Wichtigkeit dieser Zone ist es nöthig hier noch einige besondere Beziehungen derselben zur Landwirthschaft zu berühren; dahin gehören namentlich die Steppen, die Verschiedenheit der Klimate, das Verhältniß der Bevölkerung und der Zustand des Feldbaues.

Die Steppennatur des Bodens ist Osteuropa und Mittelasien eigenthümlich, und unterscheidet sich gänzlich von den amerikanischen Savannen oder weiten Grasebenen darin, daß diese letztern zur Zeit der tropischen Regen an vielen Stellen ganz unter Wasser stehen. Die wesentlichen Ursachen des Holzmangels in den Steppen sind folgende: 1) In vielen Gegenden die Härte oder Dichtheit des Erdreichs, welche dem Wachsthum der Bäume durchaus hinderlich ist, weßwegen man denn auch keine pflanzen kann, wenn die Erde nicht sehr tief aufgeackert ist. 2) Die Dammerde, welche da, wo sie sich findet, dem Gedeihen der Bäume nicht sehr günstig ist. 3) Die Natur des östlichen und die vorherrschende Dürre des südlichen Klima's, welche, bei der allgemeinen Erhabenheit der ganzen Gegend, wohl die Hauptursache des kümmerlichen Wachsthums, z. B. der Aepfel, sind, die hier auf niedrigen, nur wenig über das hohe Gras hervorragenden Sträuchen wachsen. 4) Die Salzhaltigkeit vieler Gegenden, welche nicht allein dem Wachsen der Bäume und Kräuter, sondern auch dem Ackerbau hinderlich ist.

Zufällige Ursachen bestehen in der Ausrottung früher da gestandener Wälder, von deren Daseyn zuverlässige Spuren gefunden worden. Eine solche Verheerung rührt hauptsächlich her von der Lebensart der Nomadenvölker, von Steppenbränden, von Vernichtung der jungen Bäume durch das Vieh u. s. w. Alles dieses hatte früher einen um so größern Einfluß, da seit den allerältesten Zeiten viele schon längst erloschene Völkerschaften in diesen Steppen lebten, und von da aus ihre verheerenden Streifzüge wider die ackerbautreibenden Nationen machten. Wälder, die einmal ganz ausgerottet worden, erneuern sich beinahe nie mehr von selbst; ihre gänzliche Abwesenheit aber vermehrt nicht nur die natürliche Dürre des Bodens, sondern räumt auch den Winden und der Kälte mehr Gewalt ein; so wurde das Steppenklima noch ungünstiger. Die Steppen in ihrem ganzen Umfange können eingetheilt werden: in grasige, haidenartige (mit Reihergras bewachsene), salzige, sandige und steinige

(nicht zu erwähnen des Schilfes in den Niederungen). Sie haben sehr bedeutenden Einfluß auf die Bevölkerung und den Ackerbau dieser sechsten Zone. Wenn sie von der einen Seite die Viehzucht befördern, wodurch gerade die Nomadenvölker für Rußland so nützlich werden, so hindern sie andrerseits einen regelmäßigen Anbau durch den Mangel an Wald, durch die vielen zum Ackerbau nicht geeigneten Stellen, durch ihr ungünstiges Klima, durch die Schwierigkeit, die Felder vor den Heerden der umherstreifenden Stämme zu bewahren, und durch ihre Wasserarmuth, welche ein wesentliches Hinderniß der verhältnißmäßigen Bevölkerung ausmacht. Außerdem geben die Steppen zum Theil Veranlassung zu dem System des Feldbaues mittelst Umackerung verwildeter Felder (perelogi), von welchem weiter unten die Rede seyn wird.

Uebrigens ersetzen die unfruchtbaren Steppen zum Theil ihre Nutzlosigkeit durch Salzseen, wahrscheinlich Nachbleibsel des Meeres, welches einst diese Gegend überfluthete; einige derselben können auch von Steinsalzschichten herrühren, welche unter ihnen verborgen liegen, oder von breiten Lagern salziger Thonerde, die ihren Abfluß in die Salzseen haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, mittelst beharrlicher Anwendung der besten Methoden des Feldbaues, viele salzhaltige Gegenden dem Gedeihen der ihnen angemessenen ländlichen Erzeugnisse beförderlich werden können; an andern Orten aber kann die Bewässerung der Steppen großen Nutzen bringen, besonders wenn artesische Brunnen und künstliche Süßwasserleitungen gelingen.

Der Hauptvorzug der Steppen besteht übrigens in der dadurch gestatteten Möglichkeit, große Schafheerden von veredelter Race zu halten. Wenn man den geringen Preis des Landes, den großen Umfang der zu Schafweiden geeigneten Steppen, die Wohlfeilheit des Getreides und der Arbeit in Erwägung zieht, so kann man wohl mit Grund annehmen, daß Rußland einst einen großen Theil Europa's mit Wolle versehen wird, mit Ausschluß etwa der allerfeinsten Sorten, deren Erzeugung füglicher in solchen Gegenden betrieben wird, wo die Schafzucht mit einem veredelten Ackerbau vereinigt ist; aber auch in dieser Hinsicht ist in den Ostseeprovinzen und in einigen andern Provinzen des Reiches schon ein bemerkenswerther Anfang gemacht.

Der Unterschied des Klima's in dieser halbsüdlichen Zone ist in den verschiedenen Theilen derselben viel auffallender als in den vorhergehenden. Die westlichen Gouvernements, wie z. B. das kiewsche und Podolien, haben ein sehr mildes Klima, in den östlichen aber, ohne Sibiriens zu erwähnen, welches ganz besondere, ihm eigenthümliche Abweichungen im Klima zeigt — finden sich die meisten Nachtheile des östlichen und asiatischen Klima's, besonders in den Steppengegenden und näher an der folgenden siebenten Zone, woher denn auch eine bedeutende Verschiedenheit in Betreff des Ackerbaues entspringen muß. Im Osten kann man unter derselben Breite mit nicht gleich günstigem Erfolge die Produkte erzeugen, welche in westlichen Gegenden sehr gut gedeihen. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß mit der Zeit, durch Verbreitung des Ackerbaues, so wie durch Baumzucht das Klima in vielen Gegenden dieser Zone sich verbessern wird.

Hinsichtlich der Bevölkerung theilen sich die Gegenden dieser Zone in solche, welche von Alters her durch die Westrussen angebaut worden, z. B. die Gouvernements Podolien, Kiew, Neurußland u. s. w., in solche, die, wie das kurskische Gouvernement und andere erst später, hauptsächlich von den Ostrussen, und endlich in solche, die erst in der Folge angesiedelt werden, wie das saratowsche Gouvernement. Im größten Theil der Gouvernements der beiden ersten Gattungen ist die Bevölkerung im Verhältnisse zu ihrem Flächenraume zahlreich genug, und bei der zur Zeit dort noch gebräuchlichen Art des Feldbaues und dem großen Bedürfnisse an Wäldern, Wiesen und Weideplätzen mangelt es beinahe an Land. Dieß ist besonders fühlbar in verschiedenen Gegenden Kleinrußlands, und namentlich im poltawaschen Gouvernement, wo der Wohlstand der Einwohner durch die unverhältnißmäßig große Anzahl von Trinkhäusern sehr gelitten hat.

Diesem Mangel an Boden abzuhelfen gibt es bloß drei Mittel: Versetzung der Einwohner in andere Gegenden, welche aber mit großen Schwierigkeiten verbunden ist; Vermehrung der städtischen und ländlichen Gewerbe und Fabriken, die jedoch wegen der örtlichen Beschaffenheit, wegen des Charakters der großen Volksmasse, wegen des Mangels an Brennstoffen und wegen der Schwierigkeit des Absatzes der Erzeugnisse keinen bedeutenden Erfolg haben kann. Demnach bleibt nun noch als einziges Mittel: die Verbesserung des Feldbaues, welche ohne allen Zweifel den frühern blühenden Zustand Kleinrußlands und der übrigen Gegenden wieder herstellen könnte, wie wir in der Folge sehen werden; denn die Gegenden, welche bei uns jetzt für arm an Grund und Boden gelten, würden in andern Ländern Europa's (nicht zu gedenken Englands, Belgiens und Oberitaliens) bei der daselbst bestehenden verbesserten Landwirthschaft für überreich an Land gehalten werden. Es ist oben gesagt worden, daß die große Menge herrenlosen und Steppenlandes bei dem fruchtbaren Boden dieser Zone die Ursache sey, daß der Feldbau daselbst größtentheils auf den Perelogi beruht, d. h. auf einer willkürlichen Umackerung und Bearbeitung eines Stückes Land, welches man, wenn es nicht mehr hinlängliche Kraft hat, wieder verläßt, um zu einem andern überzugehen. Dieß ist jedoch nicht allgemein, denn an vielen Orten ist schon Dreifelderwirthschaft eingeführt, und in neuester Zeit sind sogar auch einige Versuche mit der Vielfelderwirthschaft gemacht worden.

Es ist ganz natürlich, daß der Mensch, da wo fruchtbares Land im Ueberflusse vorhanden ist, dem emsigen Bearbeiten eines und desselben Feldes das bloße Aufackern eines neuen Stücks vorzieht, wohl fühlend, daß er in diesem Falle so zu sagen immer einen beträchtlichen Theil der schöpferischen Kräfte der Natur vorwegnimmt, welcher seiner Bemühung zu Hülfe kommt, und in dieser Hinsicht verfährt er ganz klug. Aber mit Zunahme der Bevölkerung kommt die Zeit, wo dieses Verfahren nicht mehr passend ist. Die Felder, welche nachlässig gepflügt, dann wieder verlassen, aber nie befruchtet worden, verlieren nach und nach an Erzeugungskraft; die Zeit der Ruhe oder Brache wird nothwendig immer kürzer; der Boden ganzer Provinzen minder fruchtbar, die Ernte kärglicher, und Mißwachs tritt öfter ein; die Viehweiden werden geschmälert, Wälder bestehen nur noch in der Erinnerung. Dieß ist der Zustand, in welchem sich ein bedeutender Theil Neurußlands und der andern von Alters her angesiedelten Gouvernements befinden. Die Einführung der Dreifelderwirthschaft, obschon der Umackerung verwilderter Felder vorzuziehen, vermag diese Nachtheile noch nicht zu entfernen, und nur die Vielfelderwirthschaft, die mäßige und zweckmäßige Verwendung des Düngers und anderer die Fruchtbarkeit befördernder Mittel, die Anpflanzung der Kartoffeln, und, wo es thunlich ist, des Mais, die Ansaat von Futterkräutern, Runkelrüben, und der vermehrte Anbau von Handelsgewächsen, besonders von Oelpflanzen, z. B. von Raps oder Feldrüben und dergleichen leicht zu bauenden Feldfrüchten mehr, können allein die Lage der Einwohner verbessern. Freilich begreift der Landmann nicht leicht den verbesserten Feldbau, zu dessen vollständiger Einführung ihm zum Theil auch wohl der erforderliche Wohlstand fehlt; aber es bleiben ihm die leichtesten der obenerwähnten Verbesserungsmittel, welche dennoch einen bemerklichen Einfluß auf die Verbesserung seines Zustandes haben. Es wäre sehr zu wünschen, daß man mit der Einführung verbesserter Methoden des Ackerbaues einen Anfang machte, statt wie bisher die Haupteinkünfte vom Ertrage der Branntweinbrennerei zu gewärtigen.

Dagegen wird man wahrscheinlich einwenden, daß selbst dasjenige, was jetzt hervorgebracht wird, keinen Abgang findet. Dieser Mangel an Absatz ist hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß der Landbau sich bis jetzt beinahe auf Getreide beschränkt, dessen auch die Gouvernements selbst für sich nach und nach immer mehr bedürfen. Die Verbesserung des Ackerbaues hat keinen plötzlichen Erfolg, aber mit der stufenweisen Wiederherstellung der Wohlhabenheit des Landmannes werden Städte entstehen und blühen, die den Absatz ländlicher Erzeugnisse erleichtern und sichern.

Uebrigens würde man irren, wenn man annehmen wollte, es gäbe in dieser Zone Gegenden, in welchen es wegen der großen Zahl der Bevölkerung nicht Bedürfniß wäre, von der dreifeldrigen auf die Vielfelderwirthschaft überzugehen; im Gegentheil wäre dieß ohne allen Zweifel überall sehr vortheilhaft, ausgenommen etwa in den Gegenden, wo noch eine bedeutende Menge unangebauter Grundstücke sich vorfinden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 103. 13 April 1835.

Russisch-Amerikanische Kolonien.

Die Inseln Pribyloff.

Diese Inselgruppe liegt nördlich von Unalaschka, und wurde im Jahre 1786 auf eine sonderbare Art entdeckt. Man hatte bemerkt, daß im Frühjahre die Seebären in großer Menge durch die Meerenge zwischen Unalaschka und Unimak schwammen, wo die Aleuten sie bisweilen in großer Zahl tödteten. Der Pilot Pribyloff folgte ihnen in jenem Jahre von Unalaschka aus, und entdeckte die Insel, der er den Namen des h. Georg gab, von dem seines Schiffes. Die Insel St. Paul und die übrigen der Gruppe wurden nach und nach aufgefunden. St. Paul ist vulkanisch, und bedeckt mit Schlacken und Lava, St. Georg ist eine Granitformation. Beide sind mit Moos überwachsen, und völlig baumlos. Man findet auf ihnen einige eßbare Kräuter, und Kartoffeln und Rüben gedeihen leidlich, aber das Klima ist neblicht und unangenehm. Das Frühjahr beginnt im Mai, wo sich einiges Grün zeigt, im Sommer herrschen dicke Nebel, und die Sonne zeigt sich nur selten, im Oktober fällt Schnee, und im December treibt der Nordwind das Eis herbei, das den Bewohnern Besuche von Bären verschafft.

Die Inseln waren unbewohnt, bis die Administration sie von Unalaschka aus bevölkerte, und St. Georg enthält gegenwärtig 75 Aleuten und 6 Russen, und St. Paul 150 Aleuten und 11 Russen; jene wohnen in elenden Hütten von Brettern bedeckt mit Rasen, diese in einigen Häusern, wozu man das Holz aus Sitka brachte. Ihre Beschäftigung ist die Jagd der Seebären, Seelöwen, Fische und Vögel, die Bereitung der Häute, und das Sammeln des Floßholzes am Ufer, eine beschwerliche und oft gefährliche Arbeit, indem man oft genöthigt ist, die Arbeiter an Riemen von Felsen herabzulassen.

Die Menge der See-Otter, Seebären und Seelöwen, welche man bei der Entdeckung auf diesen Inseln fand, scheint unglaublich. Sie waren so ruhig, daß man nur am Ufer hinzugehen, und die welche man auswählte, mit einem Prügel auf den Kopf zu schlagen brauchte. Die Leute, welche die Expedition von Pribyloff mitmachten, brachten als ihren Privatantheil an der Jagd der zwei ersten Jahre 2000 See-Otter, 40,000 Seebären, und 6000 blaue Füchse zurück. Allein dieser Reichthum wurde bald vergeudet, und die sinnlose Habgier der Jäger zerstörte nicht nur eine größere Anzahl Thiere als die natürliche Hervorbringung wieder ersetzen konnte, sondern mehr als der Pelzmarkt erforderte. Man häufte im Jahre 1803 in Unalaschka 800,000 Felle von Seebären auf, welche schlecht und in der Eile bereitet bald verfaulten, so daß deßhalb, und um den Preis denselben auf dem Markte von Kiachta nicht herunterzudrücken, 700,000 davon verbrannt werden mußten. Von der Zeit ihrer Entdeckung an bis zum Jahre 1828 lieferten die Inseln über drei Millionen Seebärenfelle, allein das Produkt der Jagd nimmt jährlich in schneller Progression ab, und Baranoff beeilte sich daher, als die Inseln unter die Direktion der Kompagnie fielen, die Jagd auf denselben zwei Jahre lang zu verbieten, und seitdem läßt man in der Reihe herum einige der Heerden in Ruhe. Dennoch nimmt ihre Zahl sehr ab, im Jahre 1811 lieferten sie noch 80,000 Felle, im Jahre 1822 nur 30,000, und die Beschreibung der Art, wie die Jagd betrieben wird, macht diese Abnahme sehr begreiflich.

Die Männchen der Seebären kommen in der Mitte Aprils aus dem Süden an den Inseln an, und besetzen immer dieselben Stellen der Küste wieder. Die Weibchen kommen einen Monat später, und werden von den Männchen mit Gebrüll empfangen. Diese folgen sich auf einen Felsen, und versammeln ihre Familie um sich her, ein starkes Männchen hat 2 bis 300 Weibchen, schwache und alte aber nur eines oder zwei. Die Weibchen verlassen das Ufer nicht, bis sie eines oder bisweilen zwei Junge geboren haben, welche sie bis in den Herbst säugen. Die jungen Thiere kriechen bis zum Junius bloß unter den Felsen herum, ohne ins Wasser zu gehen; wenn sie etwas größer sind, so nimmt sie die Mutter mit den Zähnen, und wirft sie ins Meer, wo sie um sie herumschwimmt, und sie zu verhindern sucht, sich aus Land zu retten. Gelingt ihnen dieß aber, so steigt die Mutter auch ans Land, nimmt sie wieder in das Maul, und wirft sich aufs neue ins Meer, bis sie schwimmen gelernt haben. Nach zwei Monaten sind sie vollkommen erzogen, sie bleiben des Nachts auf dem Lande, schwimmen vom Morgen bis zum Mittag, wo sie ruhen, und dann wieder ins Wasser gehen bis Abends. Gegen Ende Septembers fängt die Jagd an.

Die Jäger bilden eine Linie am Ufer hin, um den Thieren die Flucht ins Meer abzuschneiden, und treiben sie dann Alle zusammen gegen das Innere der Insel. Wenn sie auf dem

höheren Theile derselben angekommen sind, scheiden sie die Männchen, die über 4 Jahre alt sind, die, welche zwischen 2 bis 3 Jahre alt sind, und die Weibchen aus, und treiben sie ans Meer zurück. Hierauf treiben sie die jungen Männchen, welche bestimmt sind, getödtet zu werden, gegen die Niederlassung hin, die etwa 2 bis 3 Werste entfernt ist; man läßt sie auf dem Wege oft ausruhen, und hütet sich sehr sie zu schnell zu treiben, da sie sonst, besonders bei warmem Wetter, unterwegs unterliegen würden. Wenn sie angekommen sind, so schlägt man sie mit Keulen todt, in Truppen von 3 bis 4000. Es hat etwas Empörendes, so mit kaltem Blute Tausende von wehrlosen Geschöpfen zu schlachten, und selbst die abgehärteten Jäger sagen, daß sie oft nur mit Widerwillen ihren Arm gegen ein Geschöpf aufheben, das mit aufgehobenen Pfoten Mitleiden anzuflehen scheint, und klägliche Töne ausstößt, welche durchaus wie Kindergeschrei lauten.

Die Aussonderung der erwachsenen Männchen und Weibchen ist nothwendig zur Erneuerung der Race, allein diese Maßregel ist nicht hinreichend, denn wenn man alle jungen Männchen tödtet, wo sollen dann die alten sich ergänzen? Man streckt die Felle, je zwei mit der rauchen Seite aufeinander gelegt, auf hölzerne Rahmen aus, und bringt sie dann in die Trockenstuben, wo sie mit Hülfe von Oefen mit großer Sorgfalt getrocknet werdet. Hierauf werden sie in Ballen von 50 Stücken gepackt, welche ein Schiff von Neu-Archangel im Frühjahre nach Ochozk bringt, von wo sie für den chinesischen Markt nach Kiachta abgehen. Für den Winter wird auch ein Theil des Fleisches der Bären getrocknet, und einiges für Neu-Archangel gesalzen; der Rest wird verbrannt, um die Fäulniß zu verhüten.

Die alten Seebären gehen sogleich nach der Jagd ins Meer, die Heerden aber, welche man nicht gestört hat, bleiben bis zum November, wo sie die Kälte nöthigt ein wärmeres Klima zu suchen. Man weiß aber bis jetzt nicht, wo sie den Winter zubringen, man trifft zwar Thiere dieser Gattung an verschiedenen Küsten des großen Oceans, von Südschottland an bis Californien, allein ihr Pelz ist von denen der nördlichen Küsten sehr verschieden, sie sind kleiner, und ihre Haare sind kürzer, steifer und schwarzer. Dieser Umstand und die große Distanz, welche eine Amphibie nicht zu durchschwimmen vermöchte, so wie die große Verschiedenheit des Klima's macht es unwahrscheinlich, daß die Seebären von Californien und der Inseln innerhalb der Tropen dieselben seyen, welche im Winter die Inseln Pritploff verlassen, und man muß glauben, daß im 40sten bis 45sten Gr. n. B. und im Meridian von Unalaschka Inseln existiren, auf die sie sich begeben. Das Interesse der russischen Kompagnie verlangt, daß sie alle möglichen Mittel anwendet, diese Zufluchtsorte zu entdecken, denn sie würde die Jagd dieser ihr so wichtigen Thiere von dem Augenblick an verlieren, wo ein englisches oder nordamerikanisches Schiff diese Winterstationen der Bären entdeckte.

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Fortsetzung.)

Ein Gleiches war der Fall bei den Theilnehmern eines hübschen dia del campo auf dem großen Landgute der liebenswürdigen Familie M. zu St. Antonio. Eine Gesellschaft Deutscher und Engländer hatte an einem schönen Frühlingstage verabredet, dort „the pot-luck“ in Anspruch zu nehmen. Gegen 11 Uhr Morgens ankommend, überraschten wir die Damen noch im Morgenkleide: die Frau vom Hause empfing uns nichts desto weniger sehr freundlich und unbefangen; die Töchter kamen erst nach gemachter Toilette zum Vorschein. Der Hausherr, Conde de M., Altspanier, vormals königlicher Oberst, jetzt kürzlich erst durch Einfluß der regirrenden Escoseses aus der Verbannung zurückgekehrt, zeigte uns seine landwirthschaftlichen Herrlichkeiten, zuerst, auf der Azotna des Hauses im Gesammtüberblick, eingefaßt von der ganzen Gebirgs-, See- und Flächen-Scenerie des Thales Tenochtitlan; dann im Einzelnen die Wirthschaftsgebäude und die nächstgelegenen Fluren. In dem ungeheuern, reich bevölkerten Maulthierstalle sahen wir das Neungespann, welches Mr. Ward von seiner Reise ins Innere aus dem Staate Durango mitbrachte, und dessen Schönheit, so wie die etwas halsbrechende damit vorgenommene Schnelldressur er nachher in seinem Werke beschrieb. Die Schennen, die Dreschtennen, oder vielmehr Tretennen, da alles Getreide hier durch Ochsen- oder Maulthierhufe ausgedroschen wird, die Fruchtböden ꝛc. sind eben so großartig angelegt, als wohl unterhalten. Auch eine hübsche, wohlgeschmückte Kapelle fehlte nicht. Es lag im Geiste des Kolonisations-Jahrhunderts und der spanischen Politik, daß jeder „Encomendero“ auf den ihm zugetheilten Ländereien vor allen Dingen ein solches Kernhaus christlich-priesterlicher Civilisation, zum eigenen Gebrauch wie zur Erziehung seiner leibeigenen Indianer erbauen ließ; und man findet noch heute kein irgend bedeutendes Landgut ohne sein eigenes Kirchlein, und seinen eigenen dem Gottesdienst vorstehenden Kleriker. Die hacienda de S. Antonio, nicht Eigenthum des jetzigen durch Heirath hinaufgekommenen Besitzers, sondern, gleich jener am Tezkuko-See belegenen, von Ward so interessant beschriebenen, und von seiner Gattin so hübsch gezeichneten hacienda de Chapingo, zum großen Familienfideikommisse der Marqueses de V . . . . gehörig, hat über 3 Leguas im Umfange: sie produzirt jährlich etwa 14,000 Fanegas Mais, und eben so viel an Weizen und Gerste; wenigstens 60,000 in diesem oder dem folgenden Jahre zur Saftentziehung reifende Maguey-Stämme konnten zum durchschnittlichen einmaligen Pulque-Werth von 4 Piaster pro Stamm veranschlagt werden, und es fehlte nicht an gehöriger Nachpflanzung. Jener Total-Brutto-Ertrag von 240,000 Piastern kann aber nur durch 7 dividirt als Jahresprodukt gelten, weil der Stamm 7 Jahre zu seiner Reife gebraucht, und nach dem ersten Gebrauche abstirbt. Auch sind die ersten Pflanzungskosten nicht unbedeutend; doch bleibt eine schöne jährliche Netto-Rente von diesem stets kurrenten und gesuchten Artikel übrig, welcher auf der Hochebene eine der reichsten und sichersten Einnahmequellen großer Land-

güter ausmacht. Eine Last hiesiger Landwirthschaften ist der Dünger; höchst befremdlich für den Ankömmling aus Europa, wo man dessen nicht leicht genug haben zu können glaubt: hier weiß man nicht, wohin damit. Denn der Boden gibt die reichsten Ernten ohne alle solche künstliche Aushülfe, an deren Stelle man einzig die durch Ueberfluß des Flächenraums, bei Händemangel und Absatzbeschränkung, so sehr begünstigte Brache setzt. Mit zunehmender Dichtigkeit der Bevölkerung wird das auch wohl anders werden. In den Salon zurückgekehrt, fanden wir die Damen des Hauses in eleganter Toilette und freundlichster Bereitwilligkeit zu angenehmen Gesprächen; bald nachher wurde die Mittagstafel angesagt, zwar unter der bescheidenen Form eines Gabelfrühstücks ohne Suppe und Dessert, aber sehr schmackhaft besetzt; natürlich lauter Nationalgerichte, Wildragout mit Chile und Knoblauch, Hammelfleisch mit Tomatenbrühe, ungeheure gefüllte Zwiebeln, Frijoles, geröstete Bananen u. s. w., zum Getränk Pulque und Rheinwein; die Gegenwart des letztern ward wohl einem deutschen Schwiegersohne des Hauses verdankt. Statt des Desserts erschienen cigaritos und puros, die jüngern Damen zierten sich etwas vor den anwesenden Europäern; die Mutter aber nahm tapfer ihren Antheil am allgemeinen Dampfopfer; sie ließ dann auch ihre jüngsten Sprößlinge aus der Kinderstube holen, allerliebste Kreatürchen, sieben-, fünf- und dreijährig, Früchte ihrer jetzigen dritten Ehe, während verheirathete Töchter aus der Zweiten mit ihr zu Tische saßen, und ihr ältester Sohn aus der Ersten, der jetzige Marquis de V., als politischer Exul in Nordamerika lebte, täglich jedoch, unter den jetzt veränderten Umständen, seine Zurückberufung erwartete, auch bald nachher wirklich empfing. Nach Tische ward im Garten spaziert, mit allerlei Kurzweil und Geplauder in den schattigen Baumgängen oder unter duftenden Wein- und Jasminlauben. Der Garten liegt so geschützt und vortheilhaft zur Sonne gewendet, daß man einzelne Produkte der Thäler hier gedeihen sieht, wenn auch nicht ohne einige künstliche Schutzmittel. Wir sahen ein paar große Chirimoyabäume, ächten Nopal mit — wenn auch nur unächter — Kochenille (grana silvest.), sogar einen Kaffeebaum, doch diesen sehr dürftig, und schwerlich zur Frucht gelangend. Die sehr dringende Einladung unsrer gütigen Wirthe, den Abend zu bleiben, und die Nacht und mehrere Tage, mußten wir ablehnen. In 40 Minuten trugen unsre trefflichen Pferde uns nach Mexiko, gute 3 Leguas weit; so entgingen wir eben noch einem jener klassischen „aguaceraxos" der Tropenwelt, welcher begann, als wir von den Pferden stiegen, und eine Stunde später fußhoch in allen Straßen stand.

Ein häufiges Ziel solcher Landpartien ist der hübsche Flecken St. Angel, gleichfalls 3 Leguas von der Hauptstadt entfernt. Einmal hatte einer unserer angesehensten deutschen Kaufherren etwa zwanzig Landsleute dorthin auf ein Gabelfrühstück geladen. Der Hinweg ward mit einer kleinen Ausschweifung in nahes Gebirge gemacht, einen berühmten Wasserfall zu sehn, und einige vorzügliche Aussichtspunkte zu gewinnen; es kamen Felspfade an tiefen Abgründen dabei vor, die dem Europäer Schwindel erregen, bis er die Klugheit und Sicherheit der Landespferde kennt und erprobt hat. Der Wasserfall war nicht weit her, und eine in der Nähe gelegene Papiermühle als Selbstgewinnungs-Anfang eines in Mexiko viel gebrauchten, und dem Auslande theuer bezahlten Artikels, unstreitig merkwürdiger; aber einige herrliche Fernblicke wurden den Waldschluchten abgestohlen, und in außerordentlicher Schönheit prangten die beiden Vulkane, in ihrer dunkelblauen Klarheit, die Schneemütze auf dem Haupte, kolossal gezackte Wolkengürtel um die Riesenkleider. Dabei verstärkte eben eine besondere Disposition der Atmosphäre noch die gewöhnliche optische Täuschung über ihre Ferne; man hätte sich ihnen so nahe geglaubt wie in Warmbrunn der Schneekoppe, wüßte man nicht, daß ihr Abstand von diesem Punkte noch wenigstens sechszehn Leguas beträgt. In S. Angel war das Landhaus zu unserm Empfange bereitet, welches, einer geistlichen Stiftung gehörig, unser das Jahr vorher durch seinen eigenen Domestiken schändlich ermordeter Landsmann Dr. E. in Pacht gehabt hatte. Wir besahen den Garten und die nächste Feldflur, und stießen noch überall auf Spuren der genialen Schöpfungslust des unglücklichen letzten Besitzers; wir sahen einen nach rheinischen Grundsätzen angelegten Weinberg; einen großen Obstgarten mit vielen, in europäischer Weise, und nicht ohne manchen kecken Kreuzungs- und Mischungsversuch veredelten Stämmen. Das Meiste sah aber schon wieder einer Wildniß ähnlich, denn er hatte keinen in seine Ideen eingehenden Nachfolger gefunden. Doch werden einige seiner Experimente von dauernden und merkwürdigen Folgen seyn, z. B. die über alles Erwarten gelungene Okulir-Verschmelzung der Birne und der weißen Zapote, wodurch ganz gemeine sogenannte Pfundbirnen, nur zum Kochen brauchbar, in ein herrliches, die schönste Franzbirne an Saft und Würze überbietendes Produkt veredelt worden, ohne an beträchtlichem Volumen ihrer ursprünglichen Art zu verlieren. Diese Thatsache ist nicht allein hortologisch, sondern auch sonst wissenschaftlich interessant; denn man muß jetzt entweder die weiße Zapote anders als bisher klassifiziren, oder den Grundsatz aufgeben, daß Obstbäume heterogener Geschlechter keiner fruchttragenden Kreuzung fähig sind. E....'s Tod war ein Verlust für dieses Land; er hatte beabsichtigt sich ganz hier niederzulassen, und würde durch reiche Kenntnisse und geniale Thätigkeit ein Reformator des sehr mangelhaften hiesigen Gartenbaus geworden seyn. Ein anwesender Geistlicher erzählte, zu welcher hier ganz ungewöhnlichen Regsamkeit er seine indianischen Arbeiter zu begeistern gewußt habe, stets unter ihnen herumspringend, die Branntweinflasche unter dem einen Arm, und die Karbatsche unter dem andern: über Bonbons und Ruthen kommt doch am Ende keine Pädagogik hinaus! Wir wurden demnächst mit einem aus Mexiko hinausgeschafften sehr guten kalten Frühstück und vortrefflichen Weinen bewirthet. Unser Symposion entbehrte weder der Gunst des Hermes in interessanten kaufmännischen Gesprächen, noch der Musengunst in hübschen beim Dessert gesungenen deutschen Liedern und spanischen Romanzen. Letztere trug ein böhmischer Landsmann meisterhaft vor; er hatte viele Jahre vorher in Kadix gelebt, in Andalusien, dem Paradies der Serenaten und Guitarren! den Kaffee tranken wir, da die Tassen vergessen waren, aus Weingläsern, und fanden ihn, trotz Lichtenberg *) sehr gut. Ein drohendes Gewitter trieb

*) Lichtenberg sagt irgendwo: „um lebhaft zu empfinden, wie viel in der Welt auf Form und Vortrag ankomme, solle man vortrefflichen Wein aus Tassen, oder vortrefflichen Kaffee aus Gläsern trinken; beide werde man höchst unschmackhaft finden."

früher zum Aufbruch, als sonst wohl geschehen wäre; wie rasch wir aber ritten, jagten dießmal doch die Wolken schneller als wir, und kein trockner Faden blieb an uns.

(Schluß folgt.)

T i m o r.

(Auszug aus einer ungedruckten Reise.)

Im Jahre 1610 kamen die ersten portugiesischen Missionäre nach Timor; sie machten hier, troz der Hindernisse, welche ihnen einige Radscha's erregten, eine Menge Proselyten. Diese Diener des Evangeliums sicherten, unterstüzt von einigen Soldaten ihrer Nation, Portugal den Besiz dieser wichtigen Insel. Im Jahre 1644 machten die Holländer, unter Begünstigung des Radscha's von Amenee, den Versuch sich Cupangs zu bemächtigen, jedoch ohne Erfolg. Im Jahre 1660 richteten sie eine Expedition wider Larantuca, eine der Molukken, die unter portugiesischer Herrschaft stand. Im Jahre 1688 gelang es endlich der Kühnheit dieser Bataver, ihre Feinde aus dem Bezirke von Cupang zu verjagen. Die holländische Kompagnie führte in diesem Theil Timors ein friedliches Regiment bis zum Jahre 1797, wo die Engländer mit zwei Kriegsbricks Cupang belagerten und zur Kapitulation zwangen. Bald darauf zogen die Radscha's ihre Streitkräfte zusammen und nöthigten die Sieger zu eiliger Wiedereinschiffung. Im Jahre 1810 bemächtigten sich die Engländer unter dem Schuze der Nacht aufs neue dieser Stadt, und gaben sie der Plünderung Preis. Noch einmal gelang es dem holländischen Gouverneur sie zu verjagen; allein bei einer dritten Expedition, die im Jahre 1811 nach der Wegnahme Java's Statt hatte, waren sie glücklicher, und erst im Jahre 1816 traten sie diese Eroberung wieder ab. Der portugiesische Antheil an Timor wird von zwölf ziemlich beträchtlichen Flüßen und einer Menge kleiner Bäche bewässert; überall soll man auf zwei Faden Tiefe süßes Wasser finden. Die zahlreichen Flüsse des holländischen Antheils sind nicht schiffbar; der von Babao ist sehr schlammig und der gewöhnliche Aufenthalt der Krokodile; der von Cupang, dessen Wasser aufgelösten Madreporkalkstein hält, entspringt fünf Meilen südlich von dieser Stadt, zu Bacanassi, einem von dem Kaiser Peter regierten Bezirk; er wird besonders häufig von den Krokodilen besucht und führt manchmal Goldkörner; indeß heißt der bedeutendste goldführende Fluß Amaconos. Der wichtigste von allen in Hinsicht seiner Ausdehnung trägt den Namen Noimina-Noimani, und befindet sich im südlichen Theil der Insel, mitten im holländischen Gebiete; er ist breit, aber wenig tief und hat viele Sandbänke. Nur die Prauws können eine gewisse Strecke hinauffahren. Außerhalb der Bai von Cupang fängt man manchmal Wallfische; auch findet man in dieser Bai, so wie in dem größten Theil der Flüße der Insel, einige Schildkröten. Die herrschenden Winde sind die von Westen, welche im Mai ihren Anfang nehmen; auf sie folgen die Ostwinde. Der Westpassatwind fängt um die Mitte Decembers an und endigt im März. Die portugiesischen Besitzungen enthalten, wie man sagt, Gold-, Kupfer- und Steinsalzminen, so wie Steinölquellen. Man zieht jedoch keinen Nuzen davon, weil man der Meinung ist, die Ausbeutungskosten möchten beträchtlicher seyn als der Ertrag. Einige Personen behaupten, man habe auf der Küste von Timor Diamanten gefunden; Herr Thilmann versicherte jedoch, bis jezt sey dieß nur auf der Insel Borneo der Fall gewesen.

Die Insel Timor ist gebirgig und von Wäldern bedeckt, deren einige sehr dicht sind. Der Boden ist an vielen Stellen trocken und fettig, nichts desto weniger aber dem Anbau des Mais günstig. Wiesen gibt es keine; zur Nahrung der Pferde dienen verschiedene Grasarten. Das zur Urbarmachung der Felder gebräuchliche Verfahren besteht im Umhauen der Bäume und Anzünden ihrer Wurzeln. Der Pflanzenwuchs ist im Allgemeinen sehr kräftig. Durchstreift man die in der Nähe von Cupang liegenden Landschaften, so erstaunt man über die Zahl und Schönheit der Kokosnußbäume, und über die Hülfsquellen, die dieses Land darbieten könnte, wenn die Bewohner weniger träg wären. Dem großen Zusammenströmen der Malayen beider Geschlechter nach zu urtheilen, die von Morgen bis Abend den Hof des am Lande errichteten Observatoriums anfüllen, und für Steck- und Nähnadeln, Knöpfe, ein kleines Messer u. dgl. uns weither Vögel, Muscheln, Eidechsen und Insekten holten, scheinen die gewöhnlichen Beschäftigungen der Bewohner von Timor nicht sehr wichtig. Den Frauen liegen die häuslichen Arbeiten ob; sie allein verarbeiten die Baumwolle, die zur Verfertigung der Kleider für die Bewohner des Landes dient. Die Hauptnahrung besteht in Reiß, gesalzenen Fischen, Geflügel, Büffeln und einigen Früchten. Salz ist die einzige Würze, deren sie sich bei Bereitung ihrer Speisen bedienen. Fleisch und Reiß kochen sie in Gefäßen, welche man im Innern der Insel aus einer Art Thonerde fabrizirt; man verfertigt deren auch auf der Insel Rottie, und zwar verdienen diese den Vorzug. Die Bewohner von Rottie und Suri nähren sich nur von Gemüsen, grünen Kräutern und Melasse, welch leztere man von einem Baume gewinnt, den die Engländer unter dem Namen T a n d y kennen. Die Kleidung der Malayen ist sehr einfach: die der Männer besteht aus baumwollenem Zeuge, der die Lenden umgürtet und bis auf die Kniee herabfällt; mehrere haben eine Art Mantel, der die Schultern bedeckt, und womit sie sich auf verschiedene Weise und immer mit vieler Eleganz drapiren. Sie umwickeln den Kopf mit einem Tuche, und einige tragen gebogene Bambuskämme. Die Frauen tragen ein C a b a y a, eine Art Kittel, der bis auf die Knöchel herabreicht, und ein K a e n - S a r o n g; lezteres bedeckt kaum das Knie. Einige bedienen sich goldener oder silberner Ringe, um die Haare damit festzuhalten. Die Kleidung der weiblichen Sklaven besteht in einem Kaen-Sarong, einem sehr kurzen Gewande aus farbigem Baumwollenzeuge, und einem Badschu-pendek, einer Art Oberrock. Schuhe sind bei den Personen beider Geschlechter und aller Klassen nicht im Gebrauche; nur von Europäern und Chinesen werden sie getragen. Die gewöhnliche Tracht der Radscha's besteht aus zwei Arten Shawls, womit sie sich wie die andern Malayen drapiren. Es sind dieß Baumwollgewebe, die man auf Timor und den nahegelegenen Inseln verfertigt; die verschiedenartigen Farben, womit sie bemalt sind, bilden das Unterscheidungszeichen der verschiedenen Manufakturen. Die schwarze Farbe scheint besonders für die Krieger bestimmt. In ihrer Prachtkleidung tragen die Radscha's ein weiß baumwollenes Gilet, eine Art Ueberrock aus Indienne mit großen Dessins und einen gewobenen baumwollenen Gürtel, mit schwarzem Grunde, dessen Untertheil roth ist und dessen Enden mit verschiedenfarbigen Franzen besezt sind. Ihre Haare sind aufgebunden und mittelst eines schwarzen und gebogenen Kammes befestigt. Den Kopf haben sie mit einem rothen Tuche umwickelt, das sie auf der linken Seite knüpfen. Ein Rohr mit goldenem Knaufe, worauf die Chiffre der Kompagnie eingegraben, ist das unterscheidende Zeichen ihrer Würde. Es gibt in Cupang steinerne Häuser, und Hütten von Bambus mit Kokos- und Vacoi-Blättern gedeckt. Von Möbeln sieht man nur Speisetische, sehr gewöhnliche Stühle und aus Latan- und Vacoi-Blättern verfertigte Körbe. Tandy-Blätter gebraucht man als Teller, Kokosnüsse als Becher und als Löffel. Die Spiegel und Porcellanteller, deren man sich bedient, kommen aus China. Zur Beleuchtung bedienen sich die Bewohner von Cupang der Frucht der Damar- und Consandic-Bäume; ein kleiner Bambusstab, mit Baumwolle umwickelt, die mit dem Saft dieser Frucht getränkt ist, leuchtet ihnen, wie die Fackeln, von denen man auf Ile de France Gebrauch macht. Sie verwenden hiezu auch das Kokosnußöl. Die Malayen des holländischen Antheils zerfallen in drei sehr unterschiedene Klassen: die Radscha's und ihre vornehmsten Offiziere, die freien Männer und die Sklaven. Priester gibt es in allen Städten. In Diely findet man Maurer, Zimmerleute und Tischler. In Cupang sind alle Kaufleute Chinesen.

In der Sizung der französischen Akademie der Wissenschaften vom 25 März legte Herr Warden einen Auszug aus den meteorologischen Beobachtungen vor, welche während des Winters 1834/35 angestellt wurden, und beweisen, daß derselbe in Amerika ausnehmend streng war, während er in Europa sich durch Milde auszeichnete. In Albany stand am 4 Januar 1835 das Thermometer um 7 Uhr Morgens auf 30°,5 C. (24°,4 R.); zu Newhaven (Connecticut) an demselben Tage die gleiche Temperatur; zu Hartford an demselben Tage um 7½ Uhr 31°,6 C. (25°,5 R.); zu Montreal 37°,2 C. (29°,75 R.); zu Saco (Maine) 33°,3 C. (26°,25 R.); zu Goschen in Newjersey 35°,5 C. (28°,4 R.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 104. 14 April 1835.

Die Goralen.

(Von J. G. Elsner.)

An der nordwestlichen Ausästung der Karpathen lebt ein Völkchen, dessen Aeußeres große Dürftigkeit und Mangel an Kultur und Civilisation verräth. Es sind die Goralen. Sie wohnen in der Herrschaft Friedeck in österreichisch Schlesien bis hin gen Jablunka, und in den Gebirgen, in welchen die Weichsel entspringt. Ihr Ursprung ist ohne Zweifel Sarmatisch, auch gleicht ihre Sprache der slawakischen, ob sie gleich einen besondern Dialekt derselben bildet. Die Kleidung der Männer besteht aus einem Hute mit runder Kappe und breiter Krempe, grobem und grauem Hemde, eng anliegender Jacke, welche eigentlich mehr eine Weste mit Aermeln ist; engen Beinkleidern, welche herab bis auf die Knöchel gehen; Schnürstiefeln und einem graubraunen, von Ziegenhaar gemachten Mantel, nach Art eines schottischen Plaid's. Die Haare tragen sie schlicht herabhängend bis auf die Schultern, und stets mit Fett oder Oel gesalbt. Die Frauen gehen zu Hause ohne Kopfbedeckung, beim Ausgehen aber tragen sie Hüte, wie die Männer; einen Brustlatz von grobem, schwarzgrauem Zeuge; einen Rock von demselben Stoffe mit vielen Falten, und nur bis an die Waden reichend; grobwollene Strümpfe, welche bei großem Staate von rother Farbe sind, und Schnürschuhe. Die Haare tragen sie in Zöpfen meistens herabhängend, zuweilen aber auch um den Kopf geschlungen.

Dieses Völkchen ist von kräftiger Konstitution, aber keineswegs plump von Körper, ja man kann vielmehr sagen, daß sie fein gebaut sind. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, mitunter einnehmend und schön, und troz ihrer Unbildung doch meistentheils sehr sprechend. Ihr Haar ist voll und fast immer dunkelbraun oder schwarz. Ihre Gestalt ist in hohem Grade ebenmäßig, und von mittlerer Höhe. Auf dem Ausdrucke ihres Gesichts ruht ein Zug von Gutmüthigkeit, welcher jedoch mit etwas Schlauheit gemischt ist.

Kommt man in die Heimath dieser Menschen, so findet man die größte Armseligkeit. Sie wohnen im rauhen Gebirge, wo sie den kleinen undankbaren Ackerstücken nicht viel mehr als etwas Hafer und Kartoffeln abgewinnen. Ihre Wohnungen sind zum Theil in die Erde gegraben, und enthalten auch nicht die mindeste Bequemlichkeit. Selten bringt man in den Häusern einen Schornstein an, und es sucht sich der Rauch seinen Ausgang zu Thüre und zu den Fenstern hinaus. Ihr weniges Vieh wohnt mit ihnen unter Einem Dache, und meistentheils in ein und demselben Raume.

Da ihr Boden sie nicht nährt, und da sie auch die Ruhe und Häuslichkeit nicht sonderlich lieben: so suchen sie sich Beschäftigungen auswärts. Eine derselben ist das sogenannte Paschen oder Schmuggeln. Vermöge ihres gesunden und muskulösen Körpers steigen sie ohne viele Beschwerden über die höchsten und unzugänglichsten Gebirge, und sie haben darin eine solche Uebung, daß sie es dem kühnsten Gemsenjäger gleich thun könnten. Mit ihren Kraxen (ein Gestell, welches sie sich auf dem Rücken mit Riemen über die Schultern befestigen, und worauf sie allerlei Sachen bequem aufpacken können) steigen sie behend bergauf und bergab, und machen bedeutende Tagmärsche. Ihre genaue Ortskenntniß läßt sie selbst in der dunkelsten Nacht die Wege finden, und sie werden bei ihrer Schlauheit nur selten von den Gränzjägern überrascht. Hauptsächlich schwärzen sie Wein aus dem österreichischen aufs preußische Gebiet. Aber auch andere Waaren bringen sie herüber und hinüber, denn sie treiben ihr Gewerbe auf doppelte Weise.

Viele aber wandern auch auf Monate, ja zuweilen Jahre lang aus, und betreiben alsdann das Gewerbe des Drathbindens, d. h. sie stricken allerlei schadhafte irdene Gefäße mit Drath ein, und machen sie dadurch wieder brauchbar. So ziehen sie dann in ihrer Nationaltracht weit und breit herum, und entfernen sich nicht selten auf 50 bis 100 Meilen von ihrer Heimath. Ihr Erwerb ist dabei so gering, daß sie oftmals ihre Zuflucht zum Betteln nehmen müssen, um nicht Hungers zu sterben. Troz alledem aber rühmt man ihre Ehrlichkeit, und es kommt fast niemals vor, daß sie sich der Dieberei schuldig machen.

(Schluß folgt.)

Mexikanisches Allerlei.

Privatgeselligkeit.

(Schluß.)

Einen andern hübschen Tag ländlichen Behagens gewährte dasselbe S. Angel in einer französischen Gesellschaft, bei einem

in landwirthschaftlichen Geschäften daselbst etablirten sehr geistreichen Hausherrn dieser Nation. Früher ein wohlhabender Geschäftsmann zu Paris, und einer angesehenen parlamentarischen Familie angehörig, hatte er drei Viertel seines Vermögens in einem fremden Bankerott verloren, und war mit dem letzten Viertel hieher gekommen, Fleiß und Einsicht mitbringend, und auf einiges Glück hoffend, die Einbuße zu ersetzen. Er hatte ein hübsches Grundstück zu S. Angel gekauft, eine Rumbrennerei und Likörfabrik angelegt, zugleich mit einem Zuckerplantagen-Besitzer in den Niederungen sich associirt. Seine einstweilen in Paris zurückgebliebene Familie sollte später nachkommen. Der Tag verging vor und nach dem Frühstück in mannichfach interessanten Gesprächen und romantischen Spaziergängen sehr angenehm. Einer der letzten führte uns zu der tief im Walde belegenen Hütte einer Art von Zigeunermutter im Walter-Scott'schen Styl, madre Paola (Mutter Paula) in der Umgegend genannt, Ahnfrau einer zahlreichen, schon ins vierte Glied gediehenen Nachkommenschaft, in alle Händel und Angelegenheiten des Kantons verflochten, von unglaublichem Einflusse auf das Volk, als Ratherin, Heilerin, Schiedsrichterin. Auch im Geruche übernatürlicher Kräfte und Sehergaben steht sie, ist aber klug genug sich gut mit der Kirche zu halten. Leider war sie auch eben in der Messe, als wir ihre Hütte besuchten; wir erwarteten über eine Stunde vergeblich ihre Rückkehr, plaudernd mit einer ihrer Enkelinnen, und ihrem 10jährigen Urenkel, einem Knaben von ungemeiner Schönheit. Der älteste Enkel hatte kürzlich einen Fleischer zu S. Angel im Zorn ermordet; er ward verhaftet, aber freigesprochen, „weil die Obduktion ergeben, daß die Wunde mit der Schneide, nicht mit der Spitze des Messers beigebracht ward, wodurch alle Präsumtion der Absicht zu tödten sich ausgeschlossen finde." Ob dieser rechtliche Entscheidungsgrund gewichtiger gewesen, oder irgend ein außerordentlicher Einfluß der madre Paola, kann man billig dahin gestellt seyn lassen. Im Garten unsers Wirths fingen wir nachher noch einige schöne Kolibri's und ein ungewöhnlich starkes Chamäleon für unsere Sammlungen; ritten dann ziemlich spät erst auf dem hübschen Umwege über Mizcoagui nach Meriko zurück.

Später ward ein gastronomisches Interesse Veranlassung vieler Landpartien nach Tacubaya. Es hatte sich ein französischer Restaurateur daselbst angesiedelt, dessen Küche feiner war als die irgend eines Kollegen in der Hauptstadt; überdem sein Keller eine Musterkarte der besten Weine von Rheims, Beaune, Macon und Bordeaux. Hr. Maison, so hieß er, führte zuverlässig den kulinarischen Marschallsstab, wie sein berühmter Namensvetter den anderen. Seine cailles aux truffes, seine perdreaux au choux, und seinen vol au vent hätte der große Carême nicht desavouirt. Wir hatten einige Feinschmecker ersten Rangs unter uns, solche, die von jenem berühmten Einschachtelungsgericht, wo im Puter ein Fasan steckt, im Fasan ein Rebhuhn, im Rebhuhn eine Wachtel, in der Wachtel ein Ortolan, im Ortolan ein Kolibri, und im Kolibri eine Olive, nur die Olive sich ausgebeten hätten, aber sie bezeigten sich höchlich zufrieden. Hinter dem Hause war ein großer Garten mit einem hübschen Pavillon und einer entzückenden Aussicht; gewöhnlich ward hier der Kaffee eingenommen. An einem Januar-Nachmittage blies einer jener Nordwinde, die, wenn sie den Golf zur Genüge gepeitscht, auch der Hochebene einen Besuch zu machen, und an den Schneegipfeln ihrer Vulkane, wie an einer Oase aus polarischer Heimath sich zu ergötzen pflegen. Wir machten ein großes Feuer an mitten im Garten, und lagerten uns umher, und der nördliche Bivouak nahm sich wunderlich genug aus unter den blühenden Rosenhecken, Myrten, Aloen und Cactus!

Jagdpartien sind in der nächsten Umgebung der Hauptstadt selten sehr ergiebig, außer etwa für neuankommender zoologischer Dilettanten Sammlungslust. Für die Küche muß man schon Glück haben einmal einen grauen Hasen mit europäischen Windhunden zu fangen, ein paar der kleinen Feldhühner des Landes zu schießen, oder ein paar wilde Enten, von denen die Seen und Lagunen in unglaublicher Menge und Varietät bedeckt sind. Hochwild kommt selten vor, im Thale Tenochtitlan, im Gebirge ringsum mag man zuweilen einen Rehbock oder auch einen perlfarbenen Dammhirsch hiesiger Gattung treffen. In den Waldbergen der Niederungen wird die Sache schon interessanter, da kann man auf Conguars und Jaguars, Nasuas und Ameisenbären, Bisamschweine, Affen und Armadille schon mit einiger Sicherheit rechnen. Das Fleisch der Conguars wird übrigens gegessen, und zwar nicht bloß, wie afrikanisches Löwenfleisch, von den Hottentotten des Landes; es ist gar kein übler Braten und auch die Europäer gewöhnen sich daran. Eigenthümlicher Art sind die großen Entenjagden auf den Landseen, die man „cazas a tiro de armada" (Jagd mit Bataillonssalven) nennt. Die Ufer einer tief ins Land gehenden Bucht werden auf allen drei Seiten dazu gehörig vorgerichtet, kleine batterienartige Erdaufwürfe gemacht, dieselben in mehrern Reihen übereinander, mit kleinen Böllern und Donnerbüchsen besetzt, diese mit leichtem Schrot geladen und sämmtlich auf die Oberfläche des Wassers gerichtet. Alle Jäger und Zuschauer entfernen sich dann von ihrem Platze; nur einige verbleiben auf dem Bauche liegend und sich äußerst still haltend im Uferschilfe, mit brennender Lunte den rechten Augenblick erwartend, die von den Zündlöchern aller vorbesagten Geschütze her in ihrer Nähe zusammentreffenden Pulverleiter gleichzeitig anzuzünden. Dann beginnt das Treiben vom entgegengesetzten Ufer. Vierzig oder fünfzig nackte Indianer, einen weiten Halbkreis bildend, begaben sich in den See, bald watend, bald schwimmend, aber immer mit hinlänglicher langsamer Bewegung, um die unendlichen Entenschaaren nicht aufzuschüchtern, sondern nur allmählich von allen Seiten in der bestimmten Direktion der Bucht vorwärts zu treiben. Das gelingt gewöhnlich binnen einigen Stunden, und sobald hinlängliche Massen der gefiederten Schlachtopfer in der Bucht versammelt sind, erfolgt gleichzeitig die Explosion der Geschütze. Die todten oder verwundeten Vögel, häufig mehrere Tausende, werden von den indianischen Treibern aufgesammelt, an einander gebunden, ans Land geschleppt und in großen Massen aufgestapelt, nachher auf Maulthieren oder Karren nach der Hauptstadt oder sonst auf den nächsten Markt gebracht. Wer sich dann in den zwei nächsten Tagen an vortrefflichem Entenbraten den Magen verderben will, kann wenigstens wohlfeil genug dazu gelangen.

Für die in Meriko lebenden Europäer sind endlich auch ihre, in größern oder kleinern Kotterien nach Verabredung gemachten, oder unterwegs zufällig zusammentreffenden täglichen Spazierritte eine wahre Geselligkeitslust; daß die Merikaner sich nicht darauf einlassen, und solch anscheinend zweckloses Herumgaloppiren außerhalb der altherkömmlichen Paseostunden sogar lächerlich und abgeschmackt finden, ward schon oben erwähnt. Wir Fremde hingegen ließen nicht leicht einen Tag vorübergehen, ohne in früher Morgenluft durch einen solchen Ritt für die Geschäfte des Tages uns gestärkt und erquickt zu haben. Was ich von Gesundheit noch aus Meriko zurückgebracht, verdanke ich dieser regelmäßig durchgeführten Gewohnheit. Außerdem ist die Mannichfaltigkeit der dabei in den verschiedenartigsten Beleuchtungen genossenen Landschaftsblicke, wie die Gelegenheit vielfacher Beobachtung der Volkssitten an ihrer Quelle unschätzbar, und zugleich die Freude an rascher zierlicher Bewegung und feuriger Gemüthsart der edlen Pferde des Landes sehr groß; man legte zuweilen, ohne die mindeste Ermüdung, während eines dreistündigen Morgenspazierritts 4 bis 5 deutsche Meilen zurück, in näherem oder fernerm Halbzirkel die Hauptstadt umkreisend. In Gesellschaft zu reiten war übrigens nicht nur angenehmer, sondern auch der Klugheit angemessen, in Erwägung der, wenn auch nicht häufig, doch zuweilen vorkommenden räuberischen Anfälle. Ganz einsame Spazierritte, selbst ohne Reitknecht, wurden ziemlich allgemein für ein bedenkliches Wagstück gehalten. Den b...schen Gesandten riß einmal bei solcher Gelegenheit, kaum eine halbe Stunde vor der Stadt, ein im Graben liegender Strauchdieb mit gewirbeltem Lasso rücklings vom Pferde, und war schon dabei ihn zu würgen und auszuplündern, als hinzukommende Maulthiertreiber die Vollendung hinderten. Die besten Waffen helfen nichts gegen solchen Anfall; denn man ist vom Lasso gepackt und zur Erde gerissen, ehe man eine Ahnung hat angefallen zu werden.

Das Barbarenauge.

Dieser wunderliche Ausdruck in den chinesischen Proklamationen, so wie sie nämlich von den Engländern übersetzt wurden, hat manchen Stoff zum Lachen gegeben, obwohl diese Benennung des Lord Napier nach chinesischem Sprachgebrauch ganz passend ist, da sie eigentlich einen „Vorsteher der Fremden" bedeutet. Man hat nämlich das unschuldige Wort Ei, womit die Chinesen noch bis auf diesen Tag sehr gewöhnlich Fremde bezeichnen, mit „Barbar" übersetzt, obwohl dieß Wort durchaus keinen schlimmen Nebenbegriff hat, wie manche andere, womit die Chinesen in alten Zeiten ihre halbbarbarischen Nachbarn bezeichneten. Der Verfasser des sehr alten Wörterbuchs Schue=Wen sagt unter dem Artikel Ei: „das Zeichen für Muan (südliche, nicht chinesische Nationen) ist zusammengesetzt mit dem Bilde „Würmer," das Zeichen für Ti (die nördlichen Nationen) mit dem Bilde „Hunde," das Zeichen für Kiang (die westlichen Nationen) mit dem Bilde „Schaf," aber das Zeichen Ei (östliche, nicht chinesische Nationen) besteht aus den Bildern „groß" und „Bogen." Dort sind die Einwohner tugendhaft und erreichen ein hohes Alter." Selbst diese kurze Notiz zeigt, deß ein Theil der fremden Nationen (namentlich die Bewohner des jetzigen Korea) den Namen Ei hatten, und daß Ei mehr eine ehrenvolle als eine verächtliche Benennung war. Was das Wort „Auge" betrifft, so wird dieß in der chinesischen Sprache sehr häufig als gleichbedeutend mit „Haupt" gebraucht, wenn man damit einen Vorsteher bezeichnen will. Beide Worte können auch in diesem Sinne verbunden werden. In dem ausgezeichneten chinesisch=mantschu'schen Spiegel von Kaiser Kien Long findet sich unter dem zusammengesetzten Worte Theu=mu (Kopf und Auge) die Bemerkung: „so wird jeder genannt, der ein Geschäft als Oberleiter führt." Selbst in den eigenthümlichen Titeln einiger chinesischen Civilbeamten findet sich das Wort Mu (Auge), und es ist eben so wenig lächerlich oder beleidigend, als unser Wort Oberhaupt, wobei auch niemand an den Kopf denkt.

Die klimatischen Verschiedenheiten Russlands
nach den Ortsverhältnissen, in Beziehung auf die Landwirthschaft.

(Schluß.)

VII. Wir gehen jetzt zur Beschreibung der siebenten Zone über, die wir zur Bezeichnung ihres besondern Charakters die Zone des Mais und der Reben genannt haben, obgleich übrigens hier auch alle Erzeugnisse der sechsten Zone gedeihen. Die Rebe erheischt, wie bekannt, ihre besonders eigenthümlichen Ortslagen, und der Mais ist hier nicht sowohl als ausschließliches, sondern nur als vorzüglich häufiges Produkt bekannt.

Diese Zone umschließt Bessarabien, Neurußland, das Land der donischen Kosaken, Astrachan und das kaukasische Gebiet. Was von Sibirien etwa in diesen Landstrich fällt, kann bei den besondern Eigenheiten des dasigen Klima's kaum theilweise eigentlich zu dieser Zone gerechnet werden. Der größte Theil der ebenerwähnten Provinzen besteht aus Steppen, die theils bloß zur Viehzucht geeignet, theils auch ganz unfruchtbar sind. Der südliche Theil der Krim gehört eigentlich schon zur folgenden Zone.

Als auszeichnenden Charakter der Provinzen dieser Zone mag man Folgendes annehmen: das bessarabische Gebiet ist im obern Theile gebirgig, nicht ohne Wald und fruchtbar; der untere Theil ist steppenreich, näher der Donau mit Schilf bedeckt und ungesund, aber in der Nachbarschaft der übrigen Flüsse und in einigen andern Gegenden dem Weinbau günstig. Das chersonsche Gouvernement stellt eine von tiefen, schmalen Thälern (Balki, Thalschluchten) durchschnittene Ebene dar, deren Boden hart und zur Baumzucht ohne künstliche Hülfe wenig geeignet ist. Die hier oft stattfindenden Dürren bringen zuweilen Mißwachs hervor. Außerdem richten hier, wie auch in andern Gegenden der siebenten Zone, zuweilen die Heuschrecken große Verheerungen an. Das jekaterinoslawsche Gouvernement hat weniger von den Nachtheilen des chersonschen; aber nach Osten zu, auf dem donezkischen Bergrücken, in der Gegend von Bachmut und Slawianoserbsk, tritt die Dürre häufig ein. Taurien hat an Salz Ueberfluß und im Norden Steppen, weßhalb er sich mehr zur Viehzucht eignet. Die südliche Krim aber hat ein Gartenklima, und die Südküste insbesondere gehört, ihrer vortheilhaften Lage nach Südwest und des Einflusses der Seeluft wegen, wie schon oben gesagt worden, mehr zur achten Zone. Hier gedeihen nicht allein die Rebe und andere sie begleitende Früchte mit herrlichem Erfolge, sondern selbst Oelbäume, Cacern und andere zarte Gewächse, welche schon zum Theil dort zu finden sind, und wahrscheinlich durch völlige Akklimatisirung in größerer Menge hervorgebracht werden könnten. Die südlichen Theile des Gouvernements Woronesh sind Steppen, aber auch zum Ackerbau tauglich. Das Land der donischen Kosaken ist im Südwesten dem Ackerbau günstiger. Der in dasselbe hinreichende donezkische Bergrücken liefert Steinkohlen, Eisen und Bleierz. Die übrigen Theile sind mehr oder minder zum Feldbau geeignet, an den Flüssen aber gibt es auch für den Weinbau taugliche Stellen. Das astrachansche Gebiet hat in vielen Gegenden Sandboden, der zu dürftigen Viehweiden dient. Die Rebe wird nach Weise der Asiaten mittelst künstlicher Bewässerung gezogen, und ist deßhalb nicht geeignet zur Weinverbreitung. Der nördliche Theil Kaukasiens ist größtentheils sandig, mit salzhaltigen Stellen und Bächen. Die dortigen Nomaden treiben vortheilhafte Viehzucht; der südliche Theil an den Flüssen ist in verschiedenen Gegenden günstig für den Ackerbau, besonders an noch unbebauten Stellen für den Weizen; der westliche Theil ist in dieser Hinsicht besser als der öst-

liche. In der Umgegend von Kisliar wird Wein gebaut, der jedoch mehr zu Branntwein verbraucht wird. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch an andern günstig gelegenen Orten die Rebe gezogen werden könnte. Das Land der Kosaken vom schwarzen Meer ist theils niedrig gelegen, theils gleicht es dem westlichen Theil Kaukasiens.

Im Allgemeinen ist die Bevölkerung dieser Zone spärlich vertheilt; die beginnende Landwirthschaft gehört größtentheils der neuesten Zeit. Ein ziemlich bedeutender Theil der Einwohner sind Asiaten; auch Nomaden trifft man hier in nicht unbedeutender Menge. Die übrigen Landbewohner sind Russen, Moldaner, Griechen und deutsche Kolonisten, unter welchen sich die Mennoniten als vorzüglich gute Landwirthe auszeichnen. Bei diesem Kulturzustande kann man hoffen, daß in der Folge verschiedene westliche Zweige des Feld- und Gartenbaues aufblühen werden. Die Viehzucht ist als besonderer Erwerbszweig sehr bedeutend. Hier werden hauptsächlich die zahlreichen vortrefflichen Merinosheerden gezogen, deren Zahl mit der Zeit sich unendlich vermehren kann. Man darf hoffen, daß künftig auch in Sibirien große Heerden dieser Thiere gezogen werden können, weßhalb auch die Unternehmung der Gesellschaft, welche Merinos dahin verschrieben, besonderes Lob verdient. Dieser Industriezweig kann einen neuen Schwung erhalten, wenn in der Folge Kronländereien zur Schafzucht angewiesen werden. Für die Nomadenstämme ist die Merinoszucht schwerlich passend, weil man in der rauhen Winterszeit den Schafen eine Zuflucht in zweckmäßigen Gebäuden geben und deßhalb Heuvorräthe haben muß.

Der Hauptmangel dieser Zone besteht in Waldungen, und in der Schwierigkeit, solche zu ziehen; man ist genöthigt als Feuerungsmaterial Steppengras, Schilf, Stroh und getrockneten Kuhmist zu brauchen. Das Verwenden dieser zwei letztern Stoffe zur Feuerung ist jedoch den Grundsätzen eines verbesserten Feldbaues völlig zuwider, indessen muß man gestehen, daß in dem größten Theil dieser Zone schwerlich schon die Zeit der Einführung eines verbesserten Ackerbaues eingetreten ist. Im Allgemeinen muß sich zuerst die Hauptsorgfalt auf Erweiterung der Schafzucht, auf Garten- und Weinbau, die Gewinnung von Handelsgewächsen, Mais u. s. f. wenden. Aller Wahrscheinlichkeit nach würde hier künstliche Grasaussaat sehr vortheilhaft seyn, sowohl für die Viehzucht als auch für die nachherige Getreidesaat. Nicht minder wichtig wäre hier das Säen und die Anpflanzung von Wäldern, nicht allein wegen des Gewinnes von Bau-, Werk- und Brennholz, sondern noch mehr wegen Verbesserung des Klima's selbst. Bis dahin mag man sich mit den gegenwärtigen Feuerungsmitteln begnügen; demnächst kann die Steinkohle des donischen Gebirges weit besser benutzt werden, wenn man die Art der Feuerung diesem Brennmaterial anpaßt. Eben so müßte man sich auch der Aufsuchung von Torf befleißigen.

Zur Anziehung von Wäldern gibt es drei Mittel: 1) die Ansaat von Nadelholz — unter welchem der Lärchenbaum am schnellsten wächst — an solchen Stellen, wo der Boden dazu geeignet, nicht zu sehr erhöht und der junge Anwuchs vor heftigen Winden geschützt ist. Unter dem Schutze des ersten Gehölzes gedeihen dann andere. 2) Die Anpflanzung ganzer Wälder, welche jedoch großen Schwierigkeiten unterliegt, und meistens bei der übermäßigen Härte des Bodens gar nicht gelingt. 3) Die allmähliche Pflanzung besonderer Baumarten im Bereiche von Meiereien und Dörfern, an Flüssen und Buchten, längs den Feldern und Feldwegen, in Niederungen und besonders in Schluchten, wo sich auch gegenwärtig schon Strauchwerk zeigt. Durch solche Mittel erhält man mit der Zeit eine bedeutende Holzmenge, wenn auch nicht von sehr fester Art, doch geeignet zu verschiedenem Hausbedarfe; besonders wären fürs erste zu empfehlen: Weiden, Pappeln und andere schnell wachsende Holzgattungen, deren Aeste einen periodischen Holzschlag geben. Auf diese Weise behelfen sich viele Gegenden Europa's, und im Verhältnisse mit der Vermehrung des Gehölzes verbessert sich auch das Klima. Werkholz von der besten Art kann aus großen Fruchtbaumgärten gewonnen werden, wo, wie in den Weingärten, das jährliche Schneiteln der Aeste eine nicht unbedeutende Menge Brennmaterial gibt.

Leider ist der Mensch nicht sehr geneigt zu Unternehmungen, deren Früchte seine Mühe nur spät oder gar erst nach seinem Tode lohnen, besonders da, wo er daran noch nicht gewöhnt ist. Aus diesem Grunde ist es in Gegenden, wo bisher nur Ackerbau stattfand, wie die Erfahrung lehrt, schwer zu erreichen, daß die Leute sich mit der Pflanzung von Fruchtbäumen oder gar von Wäldern abgeben. Wir wollen jedoch hoffen, daß der gesunde Verstand und die Genugthuung, welche der Mensch in einer nützlichen Thätigkeit findet, indem er für das Wohl der Nachkommen arbeitet — seyen auch die anfänglichen Versuche schwierig — nach und nach die hierin obwaltenden Hindernisse überwinden werden.

VIII. Die Zone des Oelbaums, der Seide und des Zuckerrohrs umfaßt das transkaukasische Rußland. Das Klima ist wegen der gebirgigen Lage hier sehr verschieden, wie die Gattungen der Erzeugnisse lehren. In den Thälern wachsen die Pflanzen heißer Klimate, während auf den Höhen Getreide gesäet wird und Vieh weidet. Auch der Boden selbst ist sehr verschieden, und im östlichen Theil finden sich weite Steppen. Im Allgemeinen mögen die östlichen Klimate dieses Landes folgendermaßen eingetheilt werden. Auf den Höhen, wo unterhalb der ewigen Schneelinie, und dann wo unterhalb der unfruchtbaren schroffen Abhänge die Region der Gewächse beginnt, finden sich bloß Weideplätze, dann folgen Felder, die Weizen und anderes Getreide hervorbringen. In den mäßig warmen Thälern reift die Traube nebst einigen andern zarten Früchten; da wächst der Maulbeerbaum, welcher sich übrigens auch in andern gemäßigten Gegenden findet. In wärmern Thälern, besonders gegen Persien hin, wachsen Baumwolle, Reiß und andere Südfrüchte mehr. Viele Gegenden bedürfen einer künstlichen Bewässerung, worauf sich die Asiaten sehr gut verstehen. Der Oelbaum findet sich mehr im westlichen Theil, an Stellen, die für Bäume überhaupt und insbesondere für diese Gattung günstig sind. Das Zuckerrohr, dieses wichtige Kolonialgewächs, fand sich ehemals hier; zwar wird es jetzt wieder in den niedrigen, üppigen und warmen Bezirken an der Mündung des Kur gebaut, allein es ist kaum zu hoffen, daß dieser Gegenstand der Landwirthschaft sich bedeutend verbreiten werde.

Die obenerwähnte Eintheilung der Klimate nach den Höhen zeigt eine merkwürdige Analogie mit der von uns beschriebenen Verschiedenheit der Klimate nach den Breitegraden, mit der Ausnahme, daß in Transkaukasien die Berge wälderarm sind, ein Umstand, welcher jedoch wahrscheinlich mehr örtlichen Ursachen als einer allgemeinen Regel zugeschrieben werden muß. Transkaukasien besitzt auch noch verschiedene wilde Produkte von hohem Werthe, als: eine vorzügliche Art Cochenille, Assa (assa foetida), Krapp, Saflor u. s. w., aus deren zweckmäßiger Benutzung man in der Folge sehr großen Gewinn ziehen kann.

Das wichtigste Produkt des transkaukasischen Landes ist ohne allen Zweifel die Seide, welche sich hier in ihrem Vaterlande befindet. Hier müßte Alles aufgeboten werden, um die Seidenzucht selbst sowohl, als auch das Aufwickeln der Seide zu vervollkommnen, da ihr Ertrag, außerdem was in Rußland verbraucht wird, mittelst der Donau nach dem Centrum Europa's geliefert werden kann. Das Zwirnen der Seide kann überall geschehen.

Nach der Seide scheint der vortheilhafteste Zweig ländlichen Betriebes in Transkaukasien die Oelbaumzucht zu seyn. Weingärten sind ebenfalls sehr nutzbringend, aber mehr nur für den örtlichen Weinbedarf. Einer besondern Erwähnung werth ist noch ein Oelgewächs, der Sesam (sesamum orientale), welcher in Aegypten und in der Umgegend von Konstantinopel in Menge und mit großem Erfolge gezogen wird. Das aus seinem Samen gepreßte Oel ist wohlschmeckend und steht dem besten provencer Oel nicht nach. — Auch die Kultur der Baumwolle ist sehr vortheilhaft, aber sie wird sich schwerlich weiter ausbreiten; dieß gilt auch vom Reiß. Beide verschlimmern das Klima. Mit der Zeit könnte man vielleicht auch von dem Anbau des Indigo Nutzen ziehen; darüber läßt sich aber für jetzt noch nichts Bestimmtes sagen. So verhält es sich auch mit den übrigen Tropengewächsen. Aber schon aus einer oberflächlichen Betrachtung ergibt es sich, daß das transkaukasische Land hiezu noch nicht südlich genug ist, und daß also schwerlich viel davon zu erwarten steht. Es ist daher, wie oben gesagt, zweckmäßiger, sich diejenigen Gegenstände besonders angelegen seyn zu lassen, welche der Oertlichkeit des Landes vorzüglich angemessen sind, und nicht minder die Ausbreitung des gewöhnlichen Ackerbaues zum Unterhalt der Einwohner und Armeen, denn dieß bleibt ein Hauptbedürfniß.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 105. 15 April 1835.

Einiges über die Bucharey.

Nach glaubwürdigen russischen Quellen mitgetheilt vom Legationsrath Tiez.

Angränzend gegen Norden an einen Theil der Kirgisensteppe, an Aberkand und Kokan, gegen Süden an Anderab, Balkh und Ankoa, gegen Westen an einen Theil der Kirgisensteppe und Chiwa, und gegen Osten an Badakschan und Naimatschin, erstreckt sich das bucharische Reich, in einer Länge von 30 Kamel-Tagreisen oder 250 deutschen Meilen, von der Stadt Uratjup bis Ssarechsha, und in einer Breite von 20 Tagereisen oder 170 Meilen von der Stadt Buchara bis zu Alt-Balkh.

Eine genaue Angabe der Einwohnerzahl ist schwierig, da Volkszählungen nicht statt finden; man wird die Zahl der Bewohner ungefähr auf drei Millionen berechnen können. Das Land ist in sieben Gouvernements, Tman's genannt, eingetheilt, und jeder Tman durch einen besondern Civil-Gouverneur verwaltet. Die Religion ist die Mohammedanische. Die Mollah's verrichten in den Moscheen der Städte, Festungen und Dörfer den Gottesdienst, und sind zugleich die Lehrer des Korans für die Kinder. Reichere Eltern schicken ihre Kinder nach den Hauptstädten Samarkand oder Buchara, wo sie in den höhern Schulen, Madrasse genannt, eine größere Bildung erhalten.

Der unumschränkte Beherrscher des Reichs ist der Chan Mir-Haidar, jetzt ein Mann von ungefähr 55 Jahren, dessen Würde erblich ist und auf seinen ältesten Sohn Turuchan, ungefähr 31 Jahre jetzt alt, übergeht. Der Thronfolger hat das Kommando über sämmtliche Truppen, das er früher führte, niedergelegt, und lebt jetzt bei seinem Vater als Privatmann.

Die ersten Würdenträger, die den Chan beständig umgeben, sind: 1) Kissu-Begi, oder Groß-Wessier, der Verkündiger und Vollzieher des Willens seines Herrn, dessen unbedingtes Vertrauen er genießt. 2) Nijas-Bek-Bei, der erste Anführer des Heers, vom Chan sehr geachtet, und 3) Raasbek-Da-Acha, der zweite Anführer der Armee, ein Verwandter des Chans. 4) Muknistan-Diwan-Ssarchar, der Oberhofmarschall. 5) Mursa-Saadik, der Ober-Staatssekretär, und 6) Mursa-Dschaafer-Muschraf, der Oberschatzmeister, von dem die Militär- und Civilbeamten ihren Gehalt ausgezahlt erhalten.

Diese sechs Beamten, zu welchen dann noch zwanzig andere Ehrenbeamte eingeladen werden, bilden, unter Vorsitz des Kissu-Begi den Staatsrath des Chans, der sich nur mit den wichtigsten Angelegenheiten, Kriegserklärungen, Friedensschlüssen u. dgl. m. beschäftigt.

Der Kasükalam*) ist das Oberhaupt der ganzen Geistlichkeit, und der Richter in bürgerlichen Angelegenheiten. Sein Urtheilsspruch hat gleiche Kraft mit dem des Chans, und lautet auch auf Tod. Doch kann der Verurtheilte durch den Kissu-Begi an den Chan appelliren, der den Ausspruch des Kasükalam untersucht, und findet er ihn ungerecht, abändert. In solchen Fällen, wenn die Angelegenheit sehr wichtig war, wird der Kasükalam entweder seines Amtes entsetzt, oder er erhält, in minder wichtigen Sachen, einen Verweis. Der Kasükalam stattet an jedem Tage nach Sonnenuntergang dem Chan Bericht ab über die während dieses Tages entschiedenen Sachen.

Die zweite geistliche Person ist der oberste Mufti, bei den Klagen- und Bittschriften-Sachen der Gehülfe des Kasükalam. Er führt aus dem Koran die Entscheidungen über Recht und Unrecht an, wonach darauf der Kasükalam den Ausspruch thut.

Die dritte Klasse der Geistlichkeit heißt Kasüurda, wovon sich zwei in Samarkand, zwei in Buchara, und in jeder andern Stadt einer befindet. Sie stehen zu den gewöhnlichen Mufti's in gleichem Verhältniß, wie der Kasükalam zum obersten Mufti, so nämlich, daß jene Mufti's ihre Untergebnen sind.

Die bucharische Armee besteht aus 300,000 Mann trefflich organisirter Kavallerie, Artillerie, aber sehr wenig Infanterie. Feldmarschall ist der Kissu-Begi, der sich aber außerhalb der Residenz Buchara nie persönlich bei der Armee befindet. Ihm untergeben sind mehrere andere Generale, die während des Krieges unumschränkte Macht haben, dafür aber auch streng verantwortlich sind, und mißlingt durch ihre Schuld eine kriegerische Operation, gewöhnlich ihren Kopf als Sühnopfer darbringen müssen. Zuweilen hat der Chan Mir-Haidar die Armee persönlich befehligt, wo dann, während seiner Abwesenheit aus der Residenz, der Kissu-Begi die Regierungsgeschäfte führt, dem Chan indeß jeden Tag Bericht erstatten muß.

Wir führen hier zugleich Einiges über die beiden Hauptstädte des Landes an. Die erste ist Samarkand, am Kuan-Daria (Daria ist die Benennung für „Fluß"), der aus dem See Pand-

*) Wörtlich: der Richter der Feder, d. h. der Gelehrten.

shikand fließt, seinen Lauf durch die Bucharei nimmt und sich dann im Karakul verliert, da er von ununterbrochenen Kanälen durchschnitten ist, die sich durch Städte und Dörfer ziehen. Obgleich der Fluß schiffbar ist, so ist doch die Schifffahrt hier nicht gebräuchlich, und man flößt auf ihm nur das in der Umgegend des Sees Pandshikand gefällte Holz. Die Stadt Samarkand ist wohl gebaut und besitzt viele große steinerne Gebäude, der Regierung größtentheils gehörig, wogegen die Häuser der Privatpersonen gewöhnlich aus gestampfter Thonerde gebaut sind. Die Zahl der Moscheen beträgt 250, die der hohen Schulen 40, in welchen die dem geistlichen Stande angehörigen Lehrer oder Madarissen im Gesetze Mohammed's und in der arabischen Sprache Unterricht ertheilen. Außerdem befinden sich hier drei Karawanserai's für die aus allen Gegenden des Landes herkommenden Kaufleute. Samarkand wird von dem Dewlet-Bij als Kriegs- und Civil-Gouverneur verwaltet. Die Stadt hat 150,000 Einwohner und eine Besatzung von 3000 Reitern.

Der Chan residirt in Buchara, einer gleichfalls am Kuan-Daria liegenden, schlecht gebauten Stadt von 200,000 Einwohnern. Die Häuser sind fast alle aus Thonerde gebaut, so wie der Palast des Chans selbst nur ein geschmackloses, ungeheueres Gebäude ist. Die Stadt hat außerdem gegen 400 Moscheen, 50 Madrasse und 10 Karawanserai's für die Kaufleute, die hieher nicht nur aus dem Innern des Reiches, sondern aus Indien, Kokan, Kabul, Persien, Rußland und allen andern Gränzländern kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Goralien.

(Schluß.)

Wer die Karpathen bereisen will, der thut wohl, sich einen solchen Gorallen als Führer mitzunehmen. Man sagt ihnen zwar nach, daß es eben nicht allzusicher sey, in ihrem Bereiche zu reisen; aber dennoch ist es das beste Mittel, sich ihrer Treue dadurch zu versichern, daß man ihnen Zutrauen beweist. Im Allgemeinen ist das Reisen in den Karpathen in hohem Grade unsicher, weil einmal die dort lebenden Einwohner noch nahe an den Zustand der Wildheit gränzen, und daher keine allzustrengen Begriffe von dem Mein und Dein haben; und weil zweitens die Ausübung der Polizei in jenen Gebirgen der Regierung und den Behörden sehr schwer wird. Zudem muß derjenige, welcher sich zu einer solchen Reise entschließt, während derselben auf alle Bequemlichkeit verzichten: denn es mangelt nicht allein an Wirthshäusern, sondern es sind selbst die wenigen, welche man da und dort antrifft, so schlecht und mit so Wenigem versehen, daß man es schon für ein Glück halten muß, wenn man ein Stück Brod in denselben findet. Scheut jedoch der Reisende die an sich geringen Kosten nicht, zwei von den genannten Gorallen zu seinen Führern und Trägern zu wählen, so kann er sich mit Allem versorgen, was er auf der Reise bedarf, indem er seine Begleiter zum Tragen seiner Effekten und Lebensmittel brauchen kann, da sie es gar nicht zu schwer finden, mit 40 bis 50 Pfund bepackt alle Gebirgspartien mitzumachen. Dabei hat er dann noch den Vortheil großer Sicherheit, weil ihn seine Führer nicht allein gegen feindliche Anfälle vertheidigen, sondern weil sie auch, gleich den Vetturinis in Italien, mit den Freibeutern der Gebirge in einer Art von Verbrüderung stehen, und ihrem Schützlinge nichts geschehen lassen. Nur ist es der Klugheit gemäß, nicht viel Geld sehen zu lassen, und Alles, so viel als möglich, mit kaiserlich österreichischem Kupfergelde zu bezahlen. Denn schon Silbergeld, z. B. blanke Zwanziger, reizen ihre Begierde und führen sie in starke Versuchung, ihre Treue zu brechen. Hat aber der Reisende solche erst erprobt, alsdann kann er sich diesen Menschen ohne alles Bedenken überlassen. Sie theilen jede Gefahr mit ihm, und bringen ihn, vermöge ihrer Gewandtheit und Muskelkraft, durch alle glücklich hindurch. Ueberdieß warnen sie ihn vor jeder, welche ihm etwa durch Wölfe, oder durch gefährliche Schluchten oder Ströme ꝛc. zustoßen könnte. Ihn glücklich durch dieß alles gebracht zu haben, ist für sie ein Stolz, und sie bilden sich bei den Ihrigen etwas darauf ein.

Es sind aber diese Gorallen auch darum für die Reisenden die besten Führer, weil sie mehrere Sprachen, wenn auch nur gebrochen, sprechen. Deutsch lernen sie auf ihren Wanderungen, Slawakisch ist ihre Muttersprache und Ungarisch lernen sie von ihren Nachbarn. So kann man sie denn in jeder Art brauchen und seine Reise wohlgemuth antreten.

Die Religionsbegriffe dieses Volkes scheinen noch sehr dunkel zu seyn. Zwar bekennen sie sich zur katholischen Kirche, ermangeln jedoch, da in jenen rauhen Gebirgsgegenden oft in Entfernung von vielen Meilen weder Kirche noch Schule anzutreffen ist, alles Unterrichts. Sie behängen sich gern mit dem Bilde der Jungfrau Maria oder mit dem ihres Schutzheiligen, und betrachten solche als Amulette. An der Wunderkraft derselben zu zweifeln, oder wohl gar eine Art von Geringschätzung gegen dieselben zu zeigen, das ist in ihren Augen das größte Verbrechen und das Mittel, ihr Vertrauen und ihre Anhänglichkeit sogleich und auf immer zu verscherzen. Diesen Heiligenbildern vertrauen sie blindlings, und schreiben die Errettung aus allen den Gefahren, welchen sie so häufig ausgesetzt sind, ihnen allein zu.

Es ist nur Schade, daß man sich ihrer als Führer nicht über die Quellen der Weichsel hinaus bedienen kann, weil alsdann ihre Ortskenntniß zu Ende ist. Und doch gehen von hier erst die schönsten und wahrhaft romantischen Züge der Karpathen an. Die gigantˇeske und bizarre Bildung derselben übertrifft hie und da noch die der Schweizer- und Tyroleralpen, und die Aussicht von ihnen herab gegen Norden über die ungeheure Ebene von Polen ist unermeßlich, denn nur der Horizont beschränkt den Blick, weil in der weitesten Ferne kein Gebirge eine Gränze zieht. Bei klaren Tagen, besonders wenn Tags vorher ein Regen die Luft gereinigt hat, überschaut man eine Landfläche von nahe an tausend Quadratmeilen, und sieht eine Menge von Städten, wovon Krakau als die vorzüglichste sich emporhebt. Nach Süden verschließen die Gebirge die Aussicht; aber im Westen blickt man hinein in das gesegnete preußische Schlesien, dessen östlicher Sudetenarm wie ein Wegzeiger da steht.

Das Klima der Karpathen ist rauh, und es ist schwierig, sie vor dem Julius zu bereisen, weil sie zuvor noch ziemlich tief herab mit Schnee bedeckt sind. Selten verirrt sich übrigens ein Reisender hieher und wer nicht, wie oben bemerkt, ein Paar gute Führer von den Gorallen mit sich nimmt, der wird seine Reise bald aufgeben und dem Himmel danken, wenn er mit heiler Haut davon kommt. Ist man aber fremd, und kennt diese Menschen nicht, so stößt ihr Aeußeres eben nicht viel Vertrauen ein, bis man erst einige Tage mit ihnen gewandert ist, und ihr Zutrauen gewonnen hat. Von ihrer Ehrlichkeit in solchen Fällen hat man die schönsten Proben, so wie es aber auch im Gegentheil nicht an Beispielen fehlt, daß Reisende von ihnen geplündert und ermordet worden sind. Dabei hat jedoch die Schuld fast allemal an diesen gelegen, weil sie sich entweder ihnen nicht anvertrauen mochten, oder Geld sehen ließen.

Henry David Inglis. *)

Nekrolog.

Dieser ausgezeichnete Schriftsteller, der am 20 März d. J. starb, war der Sohn eines Advokaten zu Edinburg aus einer sehr alten Familie. Seine Großmutter von mütterlicher Seite war eine Tochter des berühmten Obrist Gardiner, der in der Schlacht bei Preston Pans so heldenmüthig fiel, und selbst Verfasserin eines Heldengedichts. Durch sie wurde Herr Inglis mit den adeligen Häusern Buchanan und Erskine verwandt.

Die Schriften des Verstorbenen sind zweierlei Gattung: Reisen und Dichtungen, und, was nicht ungewöhnlich ist, der Erfolg, den seine Werke erhielten, stand fast in umgekehrtem Verhältniß zu ihrem Verdienst. Man kann mit allem Rechte sagen, daß er seinen Ruf gerade durch jene begründete, welche am wenigsten den Stempel des Genie's tragen, und so ist er am meisten als Reisebeschreiber bekannt, da er es im Gegentheil als Dichter weit mehr zu seyn verdiente. Von der ersten Klasse ist sein „Spanien im Jahre 1830" unstreitig sein bestes Werk, und sein „Irland im Jahre 1834" erregte große Aufmerksamkeit. Seine „Channel Islands" enthalten viele schöne Schilderungen von Scenerien, während sein „Tyrol," seine „Schweiz" und sein „Norwegen" sämmtlich dazu beigetragen haben, seinen wohlverdienten Ruf zu begründen, da sie dadurch, daß er seinem Vaterlande den moralischen Charakter und die von andern Völkern besessenen Vortheile kennen lehrte, wahren Nutzen stifteten. Der Geist des Verewigten schwärmte jedoch weit lieber im Reiche der Einbildungskraft, und hier nur läßt der Zauber seiner Feder sich wahrhaft erkennen und fühlen.

Dennoch hatte, was man kaum glauben sollte, sein „neuer Gil Blas" unter allen seinen Werken den geringsten Erfolg. Die Hälfte der lesenden Welt wollte das Buch, vom Titel befremdet, nicht lesen, und die andere Hälfte stand an ein Urtheil zu fällen, nachdem sie es gelesen hatte, während unter jenen, die dazu befähigt gewesen wären, und die in dem Werke liegende Kraft gar wohl erkannten, sich auch nicht Einer fand, der kühn genug gewesen wäre, die öffentliche Feuerprobe zu bestehen und vor dem Publikum die Wahrheit zu bekennen. „Ach! rief der Verewigte aus, ich fürchte, ich habe meinen Gil Blas für die Nachwelt geschrieben." Er hatte Recht, die nächste Generation wird ihn vielleicht zu würdigen wissen.

Seine „einsamen Spaziergänge in mehreren Ländern" ist das zweite zum Theil in diese Klasse gehörende Werk, aus dem das wahre Genie des Verfassers hervorleuchtet. Die Apostrophe an den Mai, und das ernste Gemälde des Septembers, dürften weder in englischer Poesie noch Prosa an Reinheit der Diktion und Erhabenheit der Gedanken übertroffen werden. Shakespeare schöpfte den Stoff zu seinen Schauspielen aus Uebersetzungen von französischen und italienischen Romanzen. Byron bildete die meisten seiner Dichtungen dem Französischen d'Herbelots und dem Deutschen Kotzebue's nach, und im „Ivanhoe" allein finden sich drei lange Erzählungen Boccacio's verschmolzen.

Inglis schöpfte aus sich selbst, weil es ihm leichter ward selbst zu schaffen als zu entlehnen, und der Mann soll noch geboren werden, der in einem und demselben Werke so mannichfaltige Gegenstände vereinigt, die dem Künstler Studien für den erhabensten und den zartesten Styl zugleich darbieten.

Inglis starb unweit des Regents Parks im vierzigsten Jahre seines Alters.

*) Aus einer Korrespondenznachricht in der Literary Gazette.

Chronik der Reisen.

Reise in das Innere Yemens.

(Von Herrn Bréon, Oberinspektor der botanischen Arbeiten der Regierung auf der Insel Bourbon.)

Reise von Mokka nach Thaïs.

Da ich von der französischen Regierung den Auftrag hatte, einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit den Arabern Yemens abzuschließen, und über dieses wegen der Vortrefflichkeit seines Kaffee's so berühmte Land, über Sämereien, wodurch sich die Pflanzungen von Bourbon erneuern ließen, Bericht erstatten sollte, so reiste ich von letzterer Insel den 19 December 1822 auf der königlichen Korvette Mayenne, unter den Befehlen des Fregattenkapitäns Forsans, ab; am 20 Februar legten wir uns zu Mahé, an der malabarischen Küste, vor Anker, gingen am 26 wieder von da ab und ankerten am 21 März 1823 in der Rhede von Mokka. Kapitän Forsans schickte sogleich den Lieutenant der Mayenne, Lamaletie, ans Land, um wegen des Salutirens ein Uebereinkommen zu treffen; der Gouverneur hatte versprochen, Schuß für Schuß zu erwidern; Sonnenaufgang war die hiefür festgesetzte Stunde. Allein wie groß war unser Erstaunen, als wir nach Abfeuerung der ein und zwanzig Kanonenschüsse unsern Gruß vom Lande aus nicht erwidern hörten! Augenblicklich schickte der Kommandant seinen Lieutenant, um Aufklärungen zu verlangen. Nach Verfluß einer halben Stunde kam Lamaletie in Begleitung des französischen Banian *) und eines Dolmetschers zurück. Als der Gouverneur versprach, das Salutiren Schuß für Schuß zu erwidern, hatte er vergessen, daß mit England ausgemacht war, dieses Ceremoniell zu unterdrücken; er fürchtete, falls er dieser Uebereinkunft zuwider handelte, das Mißvergnügen des englischen Konsuls, und darum beschloß er das Salutiren nicht zu erwidern. Der Baniane gab uns die Versicherung, daß dieser Konsul wirklich den Gouverneur aufgesucht und ihn ohne Zweifel zu diesem Entschlusse vermocht habe; er gab uns den Rath an den Hyman zu schreiben, der sich in diesem Augenblicke in Thaïs befände, und von ihm Genugthuung wegen der der französischen Flagge zugefügten Beleidigung zu verlangen; er erbot sich den Brief des Kommandanten zu überbringen, und versprach in fünf Tagen mit einer genügenden Antwort wieder zurück zu seyn. Unterdessen machte sich Forsans, der unter den Batterien des großen Forts geankert hatte, sogleich segelfertig, und nahm seine Stellung dergestalt, um sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen, falls es der Hyman nicht thun würde. Am fünften Tage Abends kam der französische Baniane von Thaïs zurück. Der Hyman hatte, sobald er die einem französischen Kriegsschiffe zugefügte Beleidigung erfahren, den Gouverneur von Mokka entsetzt, und seinen Emir-ebar abgesandt, um provisorisch dessen Stelle einzunehmen; zugleich hatte derselbe den Befehl unserer Flagge alle einer großen Nation wie Frankreich schuldigen Ehrenbezeugungen zu erweisen. Wirklich sandte der neue Gouverneur nach Verlauf einer halben Stunde zwei seiner Offiziere an Bord, welche uns die Aussage des Banianen bestätigten. Nachdem Tags darauf bei Sonnenaufgang das Salutiren erwidert worden, stieg der Stab der Korvette ans Land, wo wir von mehreren Oberoffizieren empfangen wurden, die uns zum Gouverneur führten; alle Truppen, d. h. etwa drei- bis vierhundert Mann, standen unter den

*) Gentil, der als Agent Frankreichs das französische Bureau bewohnt, und die Angelegenheiten der Franzosen, die nach Mokka gehen, führt. Alle mit Mokka in Verbindung stehenden Nationen haben gleichfalls ihre Banianen, die an sehr vielen Orten im Orient den Europäern als Mäkler und Dolmetscher dienen.

Waffen und bildeten bis ans Regierungshotel Spaliere; die Forts schossen mit Kanonen, die Musik marschirte an der Spitze des Zugs, und nach dem artigsten Empfange, nach Entschuldigungen über das Vorgefallene geleitete man uns mit dem nämlichen Ceremoniell bis ans Bureau der französischen Regierung.

Mokka ist eine sehr große, aber äußerst schlecht gebaute Stadt; sie hat nur drei oder vier schöne Plätze, einige große Hotels und Magazine, und die große Moschee, die einigermaßen merkwürdig sind; die Straßen laufen nicht schnurgerecht, sind eng und unreinlich; die Bevölkerung mag sich auf 60 bis 80,000 Seelen belaufen; die Stadt besitzt weder Fluß noch Quelle, und zu ihrem nothwendigen Bedarfe nur ungesundes Brackwasser, das ihre oft versiegenden Pumpbrunnen liefern; die Mauern, die sie umgeben, haben zwölf bis fünfzehn Fuß Höhe, und acht bis zehn Fuß Breite; sie sind je in gewissen Entfernungen von Thürmchen flankirt, und auf der Meeresseite von drei mit Kanonen von schwerem Kaliber garnirten Forts vertheidigt. Die Stadt hat keinen Hafen, aber ihre Rhede ist prachtvoll und ihr Ankerplatz vortrefflich; drei Hafendämme ziehen sich weit in das Meer hinein, und bilden einen eben so bequemen Ein- und Ausladungsplatz der Waaren, als ein Hafen. Mokka liegt in einer unfruchtbaren Sandebene, und wenn man ein kleines Dattelbaumwäldchen von zehn oder zwölf Morgen eine halbe Stunde von dem Thore von Mussa abrechnet, so würde das Auge auf mehr als zwölf Stunden im Umkreise weder einen Baum noch auch nur die geringste Spur von Graswuchs zu entdecken vermögen; denn Mokka selbst, das wegen seines Kaffee's eines so großen Rufs genießt, erzeugt keine Bohne. Jene schönen, so berühmten und einen so prachtvollen Anblick gewährenden Kaffeepflanzungen liegen in einer Entfernung von fünfzig bis hundert Stunden; allein Mokka dient ihnen als Entrepot, von wo aus der arabische Kaffee nach allen Theilen der Welt versendet wird. Man kann Mokka das allgemeine Entrepot der Waaren nennen, die von China, Japan, Indien, Persien und Abyssinien kommen; auf seiner trefflichen und sichern Rhede legen alle Schiffe an, welche die nach Mekka wallfahrenden Mohammedaner Asiens und Afrika's überfahren, vor Anker; jeder Pilger hat Waaren seiner Heimath bei sich, die er verkauft oder vielmehr in Mokka austauscht. Diese Stadt ist ein großer Bazar oder ein beständiger Jahrmarkt; sie zieht aus Abyssinien und einem großen Theil Afrika's eine beträchtliche Masse Baumwolle, Pferde, Schafe, Ochsen, viel Gummi, Elephantenzähne, Goldstaub, Löwen- und Tigerfelle, Schildkrötenschalen, Wachs, Reiß, Honig und Sorgho-Hirse (millet sorgho); es kommen und gehen täglich allein zwei bis drei abyssinische Handelsschiffe. Unabhängig von seinem auswärtigen Handel führt Mokka noch einen sehr beträchtlichen ins Innere Arabiens; es ist beinahe der einzige Hafen, in dem man auf Kamelen alle Erzeugnisse von glücklich Arabien, d. h. arabischen Gummi, Getreide, Opium und hauptsächlich Kaffee, die ihm seinen Reichthum verschaffen, ankommen sieht. Alljährlich langen funfzig bis sechzig große amerikanische und englische Schiffe hier an, um Ladungen seines Kaffee's einzunehmen; fast eben so viel wird nach Asien versendet; der Pascha von Aegypten, der sich zum ersten Banianen Europa's machen will, läßt gleichfalls eine sehr bedeutende Quantität aufkaufen, den man ihm nach Kairo und Alexandria schickt; hier verkauft er ihn um theures Geld, nachdem er denselben um den bestmöglichen Preis an sich gebracht, und ihn am Ende vielleicht umsonst nimmt. Am 8 April 6 Uhr Abends gingen wir, auf schönen Pferden, die uns der Gouverneur der Stadt für unsere Reise nach Thaïs geliehen hatte, von Mokka ab. Unser Geleite bildeten der Bruder des Emir-ebar mit einer unter seinen Befehlen stehenden Schaar von zwölf Lascars, oder Soldaten dieses Landes, des französischen Banianen, der Dolmetscher und fünf Dienstboten. Der Emir-ebar, Chef der Douanen, der in Folge der Abberufung des Gouverneurs dessen Funktionen erfüllte, ging gleichfalls mit einem andern Gefolge von ungefähr hundert Soldaten und zwanzig das Tambourin schlagenden Personen durch das geheiligte Thor hinaus; er geleitete uns bis auf eine halbe Stunde weit von der Stadt, und empfahl uns seinem Bruder. Um Mitternacht machten wir einen kurzen Halt, und gelangten um 3 Uhr Morgens nach Mussa, einer kleinen, acht und eine halbe Stunde von Mokka gelegenen Stadt. Da unser Führer uns zur Citadelle geleitet, deren Thore uns aber nicht geöffnet wurden, so waren wir genöthigt in einem kleinen Karawanserai ein Unterkommen zu suchen. Um 7 Uhr Morgens stattete uns der Gouverneur einen Besuch ab, und bewog uns den Tag über wegen der großen Hitze in der Citadelle zuzubringen. Er wies uns eine Wohnung an und machte uns ein Geschenk mit zwei hübschen abyssinischen Schafen. Der Weg von Mokka nach Mussa zeigt nur eine Ebene voll kleiner vom Winde aufgeworfener Sandhügel, deren einige mit einer Art dornigen Queckengrase, dem einzigen Pflanzenwuchse, den man bemerkt, bewachsen sind. Mussa hat 2500 bis 5000 Seelen; es ist eine lebhafte Stadt, sie liegt am Vereinigungspunkte beinahe aller Straßen aus dem Innern, hat keine Mauern, und wird bloß von einer vierzig bis fünfzig Klafter langen und dreißig Klafter breiten Citadelle vertheidigt, deren Mauern fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch, von Thürmen flankirt und ohne Kanonen sind. Die Stadt hat so zu sagen keine Straße; die Häuser liegen ohne alle Regelmäßigkeit durch einander; nebst der Citadelle bilden die Moscheen ihre Hauptzierde; eine Fabrik von Backsteinen und groben Töpferwaaren, die im Innern Arabiens ihren Absatz finden, ist ihr einziger Handel. Der Transport dieser Gegenstände ist nicht sehr kostspielig, die Kameltreiber, die den Kaffee nach Mokka bringen, und ihren Rückweg leer machen, nehmen dieselben im Vorübergehen auf. Das Wasser ist hier ein wenig salzig; in Vergleichung aber mit dem von Mokka findet man es vortrefflich, und mehrere Personen letzterer Stadt lassen es hier holen. Man schöpft es aus fünfzehn bis achtzehn Fuß tiefen Ziehbrunnen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Engländer erzählt Folgendes über eine Art Meistersängerei auf den Sandwich-Inseln: „Auf einem unserer Ausflüge aufs Land wurden wir mit einer Probe der Meistersängerei der Inselbewohner unterhalten, die uns eine Idee von unsern alten Barden gab, obgleich das Instrument in Einfachheit das unserer Vorfahren weit übertraf. Es war aus zwei Kalebassen gebildet, deren eine beträchtlich größer als die andere, und in deren Hals der der kleinern hineingetrieben war. Der Minstrel saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer Matte vor uns, nahm das Instrument in seine linke Hand, und befestigte es mittelst einer starken Schnur, die zu diesem Zweck daran gebunden war, an seine Handgelenke; dann begann er in Recitativform die Heldenthaten des berühmten Tamaahmeha während seiner vielen Kriege zu besingen. Sowohl im Gesang als im Spiel lag nur wenig Kunst, dagegen paßten seine Gestikulationen bewunderungswürdig zu den Scenen, die er schildern wollte — der Wuth der Schlacht — dem Zusammentreffen von Freunden — den Reizen der Neigung — und selbst der Seekrankheit, die er auf seinem Zuge von einer Insel zur andern auszustehen hatte. Die Kalebasse ward heftig oder gelinde geschlagen, wie es der Augenblick erforderte, und in seiner Handhabung zeigte der Minstrel einige Grazie und große Muskelkraft. Die Erzählung dauerte etwa eine halbe Stunde, wo dann der Barde pflichtgemäß mit einem großen Geschenke, zu seiner hohen Zufriedenheit, von den Offizieren beehrt wurde.

*

Im Departement de la Lozère, im Lande der alten Gabalen,*) wurde kürzlich von einem Pächter mit der Spitzhaue ein irdenes Gefäß zerschlagen, das bei näherer Untersuchung 122 Silbermünzen enthielt. Ein Herr Ignon, der in der Nachbarschaft wohnte, und Curiositäten und Alterthümer, welche eine Beziehung auf die Geschichte der Provinz haben, sammelt, kaufte sie alle bis auf 8. Sie gehören einer sehr frühen Periode an: es finden sich darunter mehrere Varietäten des römischen As und Denarius, nebst Consular- und andern Medaillen von 47 römischen Familien, mit verschiedenartigen Kehrseiten. Auch sind Medaillen von Pompejus, Cäsar, Marcus Antonius und Augustus darunter.

*

Ein heftiger, obwohl nur auf einen kleinen Raum beschränkter Wirbelwind hob kürzlich an der Bai von Arbroath in Schottland einige Fischerboote völlig in die Luft. Zwei wurden in einer dicken Sandwolke emporgerissen, und im Herabfallen zerschmettert.

*) Ein quitanisches Volk, das Silberbau trieb.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 106. 16 April 1835.

Nachrichten von der Expedition ins Innere von Afrika.

Die Expedition, welche unter Dr. Smith vom Kap aus ins Innere von Südafrika vordringen sollte, ging bekanntlich am 12 Julius von erstgenanntem Orte aus. Ihr Zweck war nicht, wie von einigen Unkundigen behauptet wurde, bis zum Aequator vorzudringen, ein Unternehmen, das einem so erfahrenen Mann, wie Dr. Smith, nicht in Sinn kommen konnte, — sondern sie soll hauptsächlich die bereits errungene Kenntniß der der Kapkolonie benachbarten Länder vervollständigen, und dadurch die Kaufleute der Kapstadt in den Stand setzen, ihre Handelsunternehmungen mit größerer Sachkenntniß zu entwerfen. Zu dem Ende war die Expedition ziemlich zahlreich, und außer den wissenschaftlichen Instrumenten mit Waaren reichlich versehen.

Die neusten Nachrichten, welche Dr. Smith einsandte, sind vom 23 September vorigen Jahres, und von Caledon River datirt; es geht daraus hervor, daß die Reise von Graaf Reinet bis an die Gränze auf bedeutende Hindernisse gestoßen war wegen der großen Dürre, die sowohl innerhalb der Gränzen der Kolonie, als weit über dieselben hinaus lange Zeit geherrscht hatte. Bei der Ankunft der Expedition zu Philipolis, einer Missionsstation und der Hauptstadt des Griqua-Häuptlings Adam Kok, welche etwa 25 (engl.) Meilen nördlich von dem Nu Gariep, dem schwarzen Fluß, liegt, schlug Dr. Smith eine östliche Richtung ein, da die Straße nach der Betschuanastadt Litaku mit Ochsenwagen wegen der großen Dürre nicht zu befahren war. Dr. Smith bemerkte, er würde auch ohne die genannten Gründe doch vielleicht den Weg gegen Osten eingeschlagen haben, da es sehr wünschenswerth sey, den Distrikt zwischen den beiden Hauptzweigen des Oranjeflusses *) kennen zu lernen, theils wegen der Nähe an der Kolonie, theils weil sich manche Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse davon erwarten lasse. **)

Die Expedition sollte am 21sten September 30 Köpfe stark über den Caledonfluß gehen, und das Land zwischen diesem und dem Stokenstrom bis zu ihren Quellen erforschen, dann den Ursprung des Maputa aufsuchen, der, wie man glaubt, ostwärts von denselben Hochländern entspringt, und in die Delagoa-Bai fällt; hierauf das Land westlich durchziehen bis zum Kei Gariep oder gelben Fluß, und diesem folgen bis hinab zur Einmündung des Hart oder Malalareen, ungefähr um 28° 10′ S. B. und 42° 14′ O. L., von wo aus sie dann über Philipolis wieder mit der Kolonie in Verbindung treten konnte. Hier sollte sie durch Hrn. Moffat, den kenntnißreichen Missionär zu Litaku, den Zustand des Landes gegen Norden und die Aussichten einer Weiterreise zu erkunden suchen, die zu Philipolis niedergelegten Vorräthe an sich ziehen, und alle Anstalten zur Weiterreise nach Norden treffen, da dann, wie zu hoffen, durch den periodischen Fall der Regen das Land mit Ochsen befahren werden könnte.

Dr. Smith versprach sich von seiner präparatorischen Exkursion gegen Osten viel Vergnügen und interessante Nachrichten. Von Eingebornen hatte er erfahren, daß der Caledon schon als ein vollkommener Strom aus einer ungeheuren Quelle an der Seite eines hohen Bergs entspringe, beinahe in derselben Größe wie an dem Orte, wo sie sich gelagert hatten. Die Sache ist nicht unglaublich, da der bei Litaku entspringende Kruman auf eine gleiche Weise aus einer Felsenwiege hervorkommt, und in seinem ganzen spätern Lauf nie größer ist. Sein Weg führte zuerst zu Massus, den König des Betschuanastammes der Basuta, dann zu den einst furchtbaren, jetzt aber unterjochten Mantaty, und endlich zu dem Kraal eines großen, aber wenig bekannten Stammes, wo 25 Häuptlinge residiren sollen. Er liegt ganz in der Nähe der Achatberge, aus denen der Oranjefluß diese schönen Steine fortführt. Dr. Smith glaubte, er würde den Quellbezirk dieses Flusses und dessen porphyritische Formationen untersuchen können, wovon das Strombett so manche glänzende Probe enthält. Auch hoffte die Expedition, eine beträchtliche Menge Elfenbein zu erhalten, und dadurch auch den Handelszweck derselben zu erfüllen.

*) Oder Gariep, bestehend aus den Nu, schwarzen, und Kei (ky) gelben Gariep.

**) In diesem fast völlig unbekannten Striche liegt nämlich unter anderem auch die Wasserscheide zwischen dem östlichen und westlichen Meere.

Einiges über die Bucharei.

(Fortsetzung.)

Was die Einwohner des Landes betrifft, so bildet die Kaufmannschaft nach der Geistlichkeit den ersten Stand. Fast alles

treibt Handel, sogar die Militär- und Civilbeamten, die sich Handlungsdiener halten, und diese mit Waaren über die Gränze schicken. Der gemeine Mann auf dem Lande treibt Garten- und Ackerbau, sammelt Feldfrüchte ein, legt Kanäle an, und sorgt für die Erhaltung derselben. In den Städten beschäftigt man sich mit Handwerken und Handarbeiten. Man webt ausgezeichnete baumwollene Zeuge, färbt sie, und spinnt Seide und Baumwolle. Hauptsächlich sind dieß Beschäftigungen der Weiber. Mohammed verbietet diesen bekanntlich, sich öffentlich zu zeigen, darum widmen sie, die nur Sklavinnen der Männer sind, sich der häuslichen Wirthschaft und der Erziehung der Kinder. Die Männer dagegen, außer dem Hause thätig, fröhnen in demselben dem Müßiggange. Einige, die sich der Frömmigkeit ergeben, singen geistliche Gesänge aus dem Koran; Andere, mehr leichtfertig, bringen ihre Zeit mit dem Schachspiel und dem Würfelspiel dahin, und zwar spielt man um große Summen. Manche sind Liebhaber von starken Getränken, welche Liebhaberei die Juden zu befriedigen wissen. Spiel und Wein wird aber sehr geheim genossen, da die Religion ihnen diese Genüsse verbietet, und die Regierung die Ertappten hart bestraft.

Persönliche Abgaben zahlt das Volk nicht. Die Einkünfte nimmt die Regierung von den Ländereien, die sie an Bearbeiter derselben vertheilt, so daß ein Drittel der Produkte an die Krone abgegeben werden müssen, zwei Drittel aber dem zeitigen Inhaber des Landgutes verbleiben. Faulen und solchen, die ihre Ländereien nicht zu bearbeiten im Stande sind, werden sie von der Regierung genommen und wieder andere damit belehnt. Weiter unten werden wir darauf zurückkommen, daß nur Juden, Truchmenen und Usbeken Abgaben zahlen.

Wie in der ganzen Welt zerstreut, findet man auch in der Bucharei Juden, die meistentheils alle in den Hauptstädten Buchara und Samarkand, ungefähr 40,000 Seelen stark in 8000 Häusern leben. Jeder von ihnen zahlt monatlich als Kopfsteuer einen Tanga, etwa ein Zwanzigstel eines Dukatens, welche Einkünfte unmittelbar dem Chan zufließen, und wovon dieser die Unterhaltung seines Hofes, seiner Frauen und seiner Sklavinnen bestreitet. Die Juden dürfen frei und öffentlich in den Synagogen ihren Gottesdienst treiben, doch sind sie vom Volke verachtet und erwerben nie besondere Rechte, auch wenn sie noch so reich sind. In außergewöhnlichen Fällen haben sie Zutritt zum Chan. Es ist ihnen verboten, Shawls oder seidene Kleider zu tragen, auch in der Hauptstadt zu reiten. Außerdem haben sie aber ein ausschließliches Recht aus Trauben Wein und Branntwein zu ihrem eigenen Gebrauch zu machen. Doch verkaufen sie auch heimlich diese Getränke den Bucharen, denen sie verboten sind, wodurch ihnen natürlich ein besonderer Vortheil erwächst. Sie beschäftigen sich mit Handel, mit Verarbeitung der Seide und seidenen Zeuge, und mit Handwerken, wobei sie sich besonders als Silber-, Kupfer- und Eisenarbeiter auszeichnen.

Einen bedeutenden Theil der Bevölkerung in der Bucharei machen die Truchmenen aus, ein Nomadenvolk, das zwischen Serachs, Marwa und Dshardsha am Amu-Daria, 90,000 Kibitken oder 900,000 Seelen stark, lebt, und der Bucharei ungefähr 50,000 Soldaten liefert. Seit ungefähr 30 Jahren hat das Volk angefangen, sich an feste Wohnsitze zu gewöhnen, so daß jetzt schon viele angesessen sind, und sich mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigen. Fabrikarbeiten sind ihnen noch größtentheils unbekannt, die Viehzucht ist beträchtlich und ihre Pferde ausgezeichnet gut. Ihre Abgaben bestehen darin, daß sie von 40 Schafen eins an die Regierung abgeben.

Das Klima in der Bucharei ist sehr warm, nur im nordwestlichen Theile gemäßigter. Im Anfange des Monats März hat der Frühling schon begonnen, und Alles grünt und blüht; der Sommer bringt große, trockene Hitze mit sich, kein Regen erquickt das Gefilde, weßhalb die Aecker und Felder mit Kanälen, aus dem Kuan-Darja und andern Flüssen, bewässert werden. Im Herbste sind Regengüsse häufiger; der gelinde Winter, dessen Kälte selten bis zu 10 Graden steigt, und den Schnee nur kurze Zeit liegen läßt, dauert nie länger als drei Monate.

Der Boden des Landes besteht größten Theils aus sandiger Thonerde, ist mit vielen Gärten bebaut, wo die Mühe der Besitzer von der Natur reichlich belohnt wird, so daß Alles, was den Gaumen reizt, größten Theils ohne viel menschliche Pflege wächst. Die ergiebigste Frucht ist der Mais, der die Hauptnahrung der Bucharen, vom Chan bis zum ärmsten Lastträger ausmacht, und auch noch außerdem in Menge aus dem Lande verführt wird. Trauben und andere Früchte wachsen im Uebermaß, und werden theils zum eigenen Gebrauch getrocknet, theils in bedeutender Quantität nach Rußland verschickt. Baumwolle wird in so großer Menge gewonnen, daß sie den größten Nationalhandel ausmacht. Es werden daraus verschiedene Zeuge gewebt, der sie auch nur gesponnen oder roh nach Rußland ausgeführt. Fast der ganze Handel mit Rußland besteht in baumwollenen Arbeiten. Seide wird weniger erzeugt, und daher viel in diesem Artikel von den Persern eingehandelt.

Größere Fabrikanlagen gibt es in der Bucharei nicht, sondern Privatpersonen bearbeiten nach ihren Fähigkeiten die Waaren in ihren Häusern, wo dann ein Meister bis zwanzig Hülfsarbeiter, aber nie mehr als diese Zahl, hat. Mit dem Buntfärben der baumwollenen Zeuge beschäftigen sich besondere Arbeiter. Auch webt man Zeuge halb aus Baumwolle, halb aus Seide, woraus Schlafröcke und andere Kleidungsstücke verfertigt werden.

Viehzucht ist ein Haupterwerbszweig des nordwestlichen Theils der Bucharei, besonders ist eine Art Schafe, die man „arabische" nennt, häufig, und die Lämmer werden von den Chinesen sehr gesucht; eine große Menge davon geht auch nach Rußland. Die am meisten geschätzten Felle sind die von ungebornen oder neugebornen Lämmern. Rindvieh ist, wenn gleich nicht in so großer Menge, doch zum eigenen Bedarf hinreichend vorhanden. Die sogenannten bucharischen Pferde sind überall häufig, für die besten werden aber die von truchmenischer Race gehalten. Man nennt diese Argamaken, und öfter hat der Chan davon dem russischen Hofe Geschenke gemacht. Dann findet sich noch eine Art arabische Pferde Karabaïr genannt, die jedoch den truchmenischen nachstehen.

Waldungen gibt es nur in der Umgebung des Sees Pandschikand, aus welchem, wie schon oben bemerkt, das Holz auf dem aus diesem See entspringenden Kuan-Darja hinabgeflößt wird.

Eisen, Kupfer, Silber- und Goldbergwerke hat die Bucharei nicht, sondern diese Metalle werden theils in rohem, theils im verarbeiteten Zustande aus Rußland eingeführt. Auch Edelsteine findet man im Lande; zum Gebrauch der Frauen, die sich gern hiemit schmücken, werden Lazursteine und Rubinen aus der Provinz Badakschan; Smaragde, Korallen, Hyazinthe und Saphire aus Rußland, und Türkisse aus Persien ausgeführt.

Das bucharische Geld besteht aus Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Die Goldstücke, Aschrafi genannt, um ein Viertel schwerer als holländische Dukaten, werden in Buchara mit dem Bilde des Chans gemünzt. Tanga ist eine Silbermünze, wovon 21 einen Dukaten betragen. Kleinere Silberstücke sind nicht im Gebrauch, sondern Kupferstücke, von denen man die kleinsten Pulßia nennt, und deren 50 auf einen Tanga gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

Eine Skizze aus dem westlichen Amerika. *)

Im fernen Westen Amerika's, mehrere hundert Meilen jenseits des Mississippi, breitet sich eine weite unbewohnte Fläche aus, auf der man weder das Blockhaus der Weißen, noch den Wigwam des Indianers sieht. Sie besteht aus großen mit Gras bedeckten Ebenen, auf denen sich hie und da Wälder, Haine und einzelne Baumgruppen erheben, und die der Arkansas, der große Kanada und der rothe Fluß, sammt allen ihren Beiflüssen, durchschneiden. Auf dieser fruchtbaren grünen Wüstenei schwärmen noch das Elen, der Büffel und das wilde Pferd in all ihrer natürlichen Freiheit umher, und hier sind auch die eigentlichen Jagdreviere der verschiedenen Stämme des fernen Westens. Hierher kommen die Osagen, die Krihks, die Delawares und andere Stämme, welche sich bereits mit der Civilisation etwas vertrauter gemacht haben, und leben in der Nähe der weißen Ansiedler. Hierher kommen auch die Pawnis, die Comanches und andere bis jetzt noch unabhängige Stämme, die Nomaden der Prairien, oder die Bewohner des Landes am Fuße der Felsengebirge. Dieser Boden ist der Zankapfel dieser kriegerischen und rachgierigen Stämme, von denen jedoch keiner die Absicht hat, hier einen bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Die Tapfern und Jäger unter ihnen ziehen zur Jagdzeit in zahlreichen Abtheilungen dahin, schlagen ihre leichten Wohnungen, aus grünen Reisern und Fellen bestehend, auf. beginnen unverweilt ein Gemetzel unter den Heerden von Wild, die auf den Prairien weiden, und verlassen diese Gegenden wieder, wenn sie sich hinlänglich mit Büffel- und anderem Fleisch versehen haben. Diese Expeditionen haben stets einen kriegerischen Charakter; stets sind die zum Angriff oder zur Vertheidigung gewaffneten Jäger auf ihrer Hut, und treffen sie mit andern eines feindlichen Stammes zusammen, so entspinnt sich ein blutiger Kampf. Auch ihre Lager sind stets den Ueberfällen streifender kriegerischer Horden und die in Verfolgung des Wildes zerstreuten Jäger der Gefahr ausgesetzt, von einem im Hinterhalt liegenden Feind ermordet zu werden. Modernde Schädel und hie und da zerstreut liegende menschliche Gebeine bezeichnen den Schauplatz solcher blutigen Scenen, und warnen den Reisenden vor den Gefahren, die hier im Hinterhalt lauern.

Die erste interessante Erscheinung. die uns aufstieß, war eine Gruppe Osagen, stattliche Leute, einfach in Aussehen und Kleidung. Sie trugen durchaus keinen Schmuck an sich, und ihre Kleidung bestand in nichts als einer wollenen Decke, ledernen anliegenden Beinkleidern und Mokassinen. Sie gingen unbedeckten Hauptes, trugen das Haar, mit Ausnahme eines Schopfs auf dem Wirbel, kurz abgeschnitten. Alle hatten herrliche römische Gesichter, eine breite Brust, und da sie ihre wollenen Decken um die Hüften gewunden trugen, so daß der obere Theil des Körpers nackt war, sahen sie aus wie schöne bronzene Figuren. Die Osagen sind überhaupt die wohlgebildetsten unter den westlichen Indianern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte; sie haben sich mit der Civilisation noch nicht so weit befreundet, um ihre einfache indianische Kriegs- und Jagdkleidung abzulegen, und ihre Armuth hindert sie, sich ein glänzendes Gewand anzuschaffen. Ganz mit ihnen im Gegensatz stand eine Abtheilung Krihks, die man auf den ersten Anblick beinahe für Orientalen halten könnte. Sie kleiden sich in eine Art Jagdüberwurf von buntfarbigem Kattun mit Franzen besetzt, und um die Mitte durch einen breiten mit Glaskorallen besetzten Gürtel festgehalten. Dazu tragen sie Beinkleider von gegerbter Hirschhaut, oder von grünem oder rothem Tuch mit gestickten Kniebändern. Ihre Mokassinen sind nett gearbeitet und verziert, und das Haupt umwinden sie sehr geschmackvoll mit einem buntfarbigen Tuche.

In der Hoffnung, das Lager der Jäger noch vor Anbruch der Nacht zu erreichen, zogen wir noch in der Dämmerung weiter, waren aber bald genöthigt, am Rande einer Schlucht Halt zu machen. Die Jäger bivouakirten unter Bäumen, auf dem Boden einer Vertiefung, während wir unser Zelt an einem Felsstücke unweit eines fließenden Wassers aufschlugen. Eine finstere Nacht brach herein, düstere Wolken zogen über das Firmament und drohten mit Regen. Die Feuer der Jäger brannten hell in der Tiefe und warfen ein grelles Licht auf die kochenden, essenden und trinkenden Gruppen von ziemlich räubermäßigem Aussehen. Um den wilden Charakter dieser Scene noch mehr zu erhöhen, kamen mehrere Osagen aus einem Lager, durch das wir am Tage gekommen waren, um die Jäger zu besuchen. Drei von den Wilden stellten sich zu unserm Feuer und betrachteten so regungslos und schweigend, wie bronzene Statuen, Alles was um sie her vorging. Wir gaben ihnen zu essen, und, was sie am meisten erfreute, Kaffee. Als sie gegessen hatten, setzten sie sich neben einander am Feuer nieder und stimmten einen näselnden Gesang an, den sie mit taktmäßigen Schlägen auf die Brust begleiteten. Der Text dieses Gesanges schien aus regelmäßigen Stanzen zu bestehen, die jedoch nicht mit einer melodischen Kadenz, sondern mit dem kurz abgestoßenen Ausruf: Hah! schlossen. Dieser Gesang enthielt, wie unser Dolmetscher uns unterrichtete, eine Erzählung unseres Erscheinens, der ihnen wiederfahrenen Aufnahme, und alles dessen, was ihnen hinsichtlich des Zwecks unserer Reise bekannt war. Solche Improvisationen sind unter den wilden Stämmen sehr gewöhnlich; auf diese Weise besingen sie mit geringem Tonwechsel alle ihre Jagd- und Kriegsabenteuer, wobei sie zuweilen einen komischen Humor und eine trockene Satyre entwickeln, zu der die Indianer weit mehr geneigt sind, als man gewöhnlich glaubt. Diejenigen wenigstens, welche ich im gewöhnlichen Leben kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sind weit von denen verschieden, die man uns in Gedichten und Romanen schildert, und keineswegs so schweigsam, störrisch und allem Lachen abhold, als sie dort beschrieben werden. In Gesellschaft von Weißen, in deren Aufrichtigkeit sie Zweifel setzen, sind sie allerdings ernst und zurückhaltend, unter sich aber gesprächig und munter. Da hört man von nichts als Jagd- und Kriegsabenteuern, wobei mancher Schwank zum Vorschein kommt, und da sie gute Mimiker und Buffo's sind, so werden bei solchen Gelegenheiten die Weißen, mit denen sie etwa zusammen, und die sich vielleicht viel auf den großen Respekt zu Gute thaten, den sie ihrer Meinung nach den Indianern einflößten, tüchtig mitgenommen. Sie sind scharfe Beobachter, schweigend merken sie sich Alles, was um sie her vorgeht, wobei sie sich höchstens einen Blick zuwerfen, wenn sie von irgend etwas besonders überrascht werden, und sind sie allein, dann sprechen sie sich über das aus, was sie sahen, verspotten und belachen es.

Die Unterhaltung der alten Jäger drehte sich an diesem Abend um die Delawares, und es wurden mehrere Anekdoten von ihrer Tapferkeit im Kriege und ihrer Geschicklichkeit auf der Jagd zum Besten gegeben. Sie sind die tödtlichen Feinde der Osagen, die vor ihrer verzweifelten

*) Aus dem so eben in London erschienenen: A Tour on the Prairies. By the Author of the „Sketch Book" (W. Irving). Der auch von dem deutschen lesenden Publikum gekannte und geschätzte Verfasser des vorliegenden Werkes machte die Reise, deren höchst anziehende Schilderung er in demselben mittheilt, in Gesellschaft eines von der Regierung an die Gränzindianer abgeschickten Kommissärs, und brach im Oktober 1833 mit diesem und dessen Begleitung, die durch herumstreifende Jäger, welche sich ihnen auf dem Wege anschlossen, noch verstärkt wurde, vom Fort Gibson auf.

Tapferkeit allen möglichen Respekt haben, sie aber einer wunderlichen Ursache zuschreiben. „Seht nur die Delawares an, sagen sie, sie haben kurze Beine, können nicht laufen; müssen wohl stehen bleiben und fechten." In der That haben die Delawares kurze Füße, während die Osagen sich durch eine ungewöhnliche Länge dieser Glieder auszeichnen. Die Expeditionen der Delawares zeichnen sich durch einen eigenen Charakter von Furchtlosigkeit aus. Eine kleine Abtheilung von ihnen bringt weit in diese gefährlichen und ungastlichen Wildnisse, ja sogar bis zu den Felsengebirgen vor. Diese unternehmende Kühnheit wird indeß in nicht geringem Grade durch ihren Aberglauben unterstützt; sie sind nämlich fest überzeugt, daß ein schützender Geist in Gestalt eines großen Adlers, der hoch in den Wolken schwebe, über ihnen wache. Ist er mit ihnen zufrieden, so kommt er zuweilen etwas tiefer herab und umkreis't sie mit weit ausgebreiteten Schwingen. Dieß ist denn stets ein glückliches Vorzeichen; das Korn gedeiht und die Jagd verspricht reiche Beute. Bisweilen ist aber der königliche Vogel unzufrieden mit seinen Schutzbefohlenen, und dann spricht er seinen Zorn im Donner aus, der seine Stimme, und im Blitz, der das Leuchten seiner Augen ist, und dem Schuldigen Tod und Verderben droht. Die Delawares bringen diesem Geist, der als Zeichen seiner Zufriedenheit zuweilen eine Feder aus seinen Schwingen herabfallen läßt, Opfer. Diese Federn machen den, der sie trägt, unverletzlich und unsichtbar. Eine Abtheilung von Delawares wurde einst bei einem verwegenen Einfall auf das Jagdgebiet der Pawni's umringt und fast gänzlich aufgerieben. Die Wenigen, welche so glücklich waren zu entkommen, flüchteten auf einen jener einzeln stehenden Hügel, die sich, Gräbern gleich, hie und da mitten in den Prairien erheben. Hier opferte der zur Verzweiflung getriebene Häuptling dem schützenden Geiste sein Pferd; plötzlich schoß ein ungeheurer Adler herab, nahm das Opfer in seine gewaltigen Fänge, verlor sich damit in den Wolken und ließ eine Schwungfeder aus seinen Flügeln zur Erde fallen. Freudig hob sie der Krieger auf, befestigte sie an seiner Stirn, und als seine Verfolger den Hügel hinanstürmten, schlug er sich an der Spitze seiner Begleiter durch den wüthenden Feind, ohne daß weder er, noch einer der Seinigen auch nur verwundet worden wäre.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise in das Innere Yemens.

Reise von Mokka nach Thaïs.

(Schluß.)

Die Umgebungen von Mokka sind sehr unfruchtbar, man sieht weder Bäume noch Gesträuch. Bloß in einer Entfernung von drei Viertelstunden trifft man eine freilich auch ziemlich sandige Strecke, die etwa eine halbe Stunde breit und eine Stunde lang ist, und worauf Sorgho-Hirse gebaut wird. Um vier Uhr Abends reis'ten wir ab, und wurden noch beinahe eine Stunde lang von dem Gouverneur, zwanzig Soldaten und zwei Tambours begleitet. Dritthalb Stunden von Mussa gelangt man in die Berge und folgt den Krümmungen der Hohlwege; um Mitternacht gelangten wir nach Duhea, einem kleinen Dorfe aus acht bis zehn schlechten und von armen Beduinen bewohnten Strohhütten. Ein Theil von ihnen lebt nur von Almosen und Raub, und die andern verkaufen in mit Dattelbaumblättern leicht bedeckten Hangars, wo die Reisenden und Kameltreiber Aufnahme finden, eine Art Getränk, das aus Kaffeehülsen verfertigt wird, und das die Eingebornen selbst dem Kaffee vorziehen; eine ganze Kaffeekanne voll dieses Getränkes, ungefähr ein Litre französisch Maaß, wird mit einer Commence, einer kleinen Kupfermünze, deren zweihundert auf den spanischen oder ungarischen Piaster gehen, bezahlt. Die Reisenden, die gewöhnlich ihre Lebensmittel bei sich führen, finden hier zum Nachtlager bloß eine Matte, und zahlen hiefür was ihnen beliebt. Von Mussa nach Duhea sind es etwa sieben Stunden, und in diesem, nach allen Seiten hin unfruchtbaren Raume stößt man weder auf ein Dorf noch eine Wohnung. Die Berge bieten den dürrsten Anblick; einiges in den Schluchten verborgene Strauchwerk, wie z. B. die europäische Tamariske, die baumartige Schwalbenwurz (asclépias), dann die riesenhafte, die weidenblättrige, ferner einige dreieckige Euphorbien, Akazien mit weißen und großen Dornen (de farnèse), auch einige, jedoch wenige Gummiakazien — dieß ist der ganze Pflanzenwuchs, den man bemerkt. Auch findet man hie und da einige Feigenbaumarten, den Tamarindenbaum und den Kroton- oder Talgbaum, aus dessen Rinde die Araber ihre Flintenlunten machen. Von Duhea weggehend, machten wir Halt in Albary, einem etwas größeren Dorfe, dessen Bewohner aber eben so elend sind und die nämliche Lebensweise führen. Hier ändert sich die Scene. Ein lachendes Thal thut sich auf, und führt von Albary nach Houdebschia; ein artiges Bächlein — eine große Seltenheit in diesen Gegenden — schlängelt sich dahin und trägt sein köstliches Wasser bis ins rothe Meer. Beinahe drei Stunden lang ruht das Auge überall hin auf Dattel-, Mango-, Pisang-, Citronen- und Brustbeerbäumen; auf den Feldern wächs't Sorgho-Hirse und Mais; aber noch bemerkt man keine Spuren der so berühmten Kaffeebäume. Die Eingebornen befruchten ihre Pflanzungen durch eine künstliche Bewässerung, und verschaffen sich dadurch Ernten in allen Jahreszeiten. Ich stellte ihnen durch meinen Dolmetscher die Frage, warum sie den Kaffee nicht anbauten, die antworteten mir, sie hätten es mehreremale, aber ohne Erfolg, versucht. Der Dattelbaum bildet ihren Hauptnahrungszweig; aus seinen Blättern verfertigen die Frauen Matten, die sie ins Innere verkaufen, und die Frucht des Baumes dient ihnen zur Nahrung. Das Thal ist sehr bevölkert; man sieht viele kleine Dorfschaften. Von Houdebschia gelangten wir nach Radama, wo Reisende und Kameltreiber Halt machen. Dieses Dorf liegt nur eine Tagreise von Thaïs. Hassan-el-Hebenia-Sied, souveräner Fürst der Beduinen dieser Gegend, ließ hier zur Aufnahme der Reisenden ein beinahe hundert Metres langes und sechzig Metres breites Karawanserai bauen. Dieses 7 bis 8 Fuß hohe, aus hartem Stein aufgeführte Gebäude ist in kleine Kammern, je 10 bis 12 Fuß lang und 7 bis 8 Fuß breit, abgetheilt, die eher Bärenhöhlen als menschlichen Wohnstätten gleichen. Seine Bedachung besteht aus einer Schichte Baumzweige, über welche Stroh und eine andere 7 bis 8 Zoll dicke Schichte Erde gelegt ist. Bei meiner Rückkehr hatte der Beduinenfürst hier einen Posten von fünfzehn Soldaten aufgestellt, der jedem Kameltreiber eine Abgabe von einem Piaster per Kamel, er mochte nun in dem Karawanserai Unterkunft suchen oder nicht, auflegte. Weigerte sich Jemand, dieses Weggeld zu bezahlen, so konfiszirte man die Last der Kamele. Roubaye ist ein kleines Dorf von fünfzig bis sechzig schlechten, aus hartem Stein aufgeführten und mit Erde bedeckten Häusern; wir reis'ten um 9 Uhr Morgens von hier ab und trafen nach einer Stunde den neuen Gouverneur von Mokka, der sich in Begleitung dreier Bekannten zu seiner Bestimmung verfügte; alle vier ritten schöne Pferde und hatten ein Geleite von fünfzehn Soldaten, die, als sie uns bemerkten, ihre Gewehre in die Luft schossen, was unsere Eskorte mit einer ähnlichen Salve erwiderte. Als wir anlangten, ließ sich der Gouverneur durch den Dolmetscher nach unserer Gesundheit erkundigen, und beifügen, der Hyman erwarte uns.

Vermischte Nachrichten.

Nach offiziellen, dem englischen Oberhause vorgelegten Papieren, wurden in England nachstehende Dinge eingeführt, welche wohl bei der Bereitung des sogenannten „gesunden Nationalgetränks" eine Rolle spielen werden:

Kockelskörner (Cocculus Indicus) . . .	154,864	Pf.
Quassia	140	Tonnen.
Bitterwurz	175,000	Pf.
Brechnuß (Nux vomica)	218,624	Pf.

*

Ein Boot, das am 20 Oktober vorigen Jahrs etwa 50 engl. M. vom Vorgebirge Kinnaird in Aberdeenshire von der Strömung fortgerissen wurde, ward am 10 Febr. an der Mündung der Elder aufgefangen, und hatte also in 105 Tagen 590 Meilen zurückgelegt, oder etwa 5⅗ M. in 24 Stunden. Im Jahre 1809 wurde eine Boy von der Eider weg und in ganz entgegengesetzter Richtung nach dem Leuchtthurm bei Edinburg hin getrieben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 107. 17 April 1835.

Verhältniſs der Indianer zum Staate von Chili.

Mit einem Theile der innerhalb der freilich fingirten Gränze dieses Staats lebenden Indianer, den Araucanern, waren die Spanier schon fast in fortwährendem Kriege, und die Vertreibung der Spanier störte auch das gute Verhältniß mit andern Völkern, um so mehr, als auch hier, wie in ganz Südamerika, der Bürgerkrieg die Missionen, das wohlgewählte und so wirksame Mittel zur allmählichen Civilisirung der Indianer zerstörte. Zu Anfang des Bürgerkriegs erklärten sich viele Indianerstämme für die Royalisten, und führten einen Raubkrieg gegen die Republik. Nur nach langen und blutigen Kämpfen wurden die südlicher wohnenden Indianer zum Frieden gezwungen. Noch weit später, erst im Jahre 1832, wurden die Kämpfe mit den östlichern Indianern, namentlich mit den unter Pincheira vereinigten Stämmen beendigt. Pincheira ist ein Creole, aber aus einer übelberüchtigten Familie, denn sein Vater, der von den Republikanern gefangen genommen und erschossen wurde, war wenig besser als ein Raubmörder. Der Auswurf der Weißen, die in den Bürgerkriegen verwildert waren, sammelte sich um ihn, so daß er immer einige hundert Mann derselben um sich hatte, allein seine Hauptmacht bestand in seinen klug unterhaltenen Verbindungen mit den Indianern, von denen viele seinen Fahnen folgten. Kein Sommer verging seit 1819, in welchem nicht Pincheira's Schaar aus irgend einem Engpaß der Anden hervorbrach, und die südöstlichen Provinzen Chili's, die ohnehin schon durch den Bürgerkrieg am meisten gelitten hatten, mit Feuer und Schwert verheerte. Das Volk der Pehuenchen *) war halb mit Gewalt, halb durch die Raubzüge gereizt, mit Pincheira verbündet, ein Theil derselben aber war auf Seite der Chilenen, gerieth jedoch durch die Vernachlässigung der Regierung in solche Noth, daß viele derselben, um dem bittersten Mangel zu entgehen, zu Pincheira übergingen. Theils dieser Umstand, theils die Lässigkeit der chilenischen Offiziere, weiche sich bei dem fortwährendem Kampfe nöthig und nothwendig zu erhalten hofften, und die guten Kundschafter, welche Pincheira in der Ebene unterhielt, waren Ursache, daß es selten zum ernstlichen Kampfe kam; das ganze einst blühende Land am Fuße der Anden lag verödet, und war fast völlig von seinen Bewohnern verlassen. Endlich kam es so weit, daß eine Menge Indianerstämme gemeinsam die Niederlassungen der Weißen auf beiden Seiten der Anden anzufallen und zu vernichten drohten, da bewaffnete sich endlich die Republik, und Oberst Don Manue. Bulnes zog mit 1000 Mann gegen Pincheira aus, und überfiel ihn am 14 Januar 1832 in den Anden von Chillan: viele blieben auf dem Platze, die andern wurden auf der Flucht so zersprengt und hitzig verfolgt, daß sich Pincheira endlich freiwillig ergab, nachdem seine Schaar bis auf 15 Mann herabgeschmolzen war. Man befreite in seinem Lager nicht weniger als 178 weiße Frauen und 287 Kinder, die mit Ausnahme von 10 Personen sämmtlich den chilenischen Provinzen Maule und Conception angehörten.

Seit dieser Zeit hat die Regierung sich bestrebt, das alte System der Missionen wieder in Gang zu bringen, man stellte das Franziskanerkollegium zu Chillan wieder her, und gab ihm einen Theil seiner Einkünfte zurück, aber die Indianer sind während der Bürgerkriege furchtbar verwildert, eine Menge Verbrecher und Parteigänger suchten und fanden nach Beendigung des Kampfs gegen die Spanier Unterkunft bei ihnen, und haben ihnen viele vorher unbekannte Laster mitgetheilt. Die eigentlichen Organe, durch welche die chilenische Regierung jetzt mit den Indianern eine Verbindung unterhält, sind die sogenannten Capitanes do Indios, Landleute die an der Gränze wohnen, die Indianersprache geläufig sprechen, und deren Aemter gewöhnlich von dem Vater auf den Sohn forterben. Sie leben mit den Kaziken in gutem Einverständniß, und oft ist es nur durch ihre Hülfe möglich, die vertragsmäßig von einigen Stämmen zu stellenden Kontingente unter die Waffen zu bringen.

*) Der Name kommt her von dem Worte Pehuen, dem indischen Namen für die Araucaria, deren Körner ein Hauptnahrungsmittel in den waldigen Regionen der Anden bilden; und die Sylbe che wird gebraucht, um einen Volksstamm zu bezeichnen oder auch die Anhänger, das Gefolge eines Kaziken oder andern Anführers: so nennt man die Leute Pincheiras. Pincheiraches, das Volk der Puelches heißt Leute von Puel, Osten.

Einiges über die Bucharei.

(Fortsetzung.)

Der auswärtige Handel der Bucharei geht nach China, Rußland, Indien, Persien, Chiwa, zu den Kirgis-Kaissaken, nach Cabul, Caschemir und Kokan, und zwar in folgender Art:

China liefert der Bucharei: Thee, Silberbarren, Rhabarber, Porcellan und seidene Zeuge, und erhält dafür: Fischotter, Biber, Felle, arabische Lämmer, Sammt, Tuch, Gold- und Silberlahn, Goldzwirn und Korallen. Die Haupthandelsplätze gegen China sind die Gränzstädte Aksa, Jarkend, Koschkar (Kaschgar), Ili und Choton, deren Einwohner mohammedanischer Religion von hier aus alle bucharische Städte bereisen. Der Zoll wird von beiden Seiten von 40 Dukaten zu einem Dukaten erhoben, sowohl in Geld, als in Naturalien.

Bei dem Handel mit Rußland wird nach dem Werth der Waaren von den Russen als Zoll ein Dukaten von zwanzig gefordert, was jedoch eine unbeträchtliche Einnahme der bucharischen Regierung abwirft, da wenig christliche Russen dahin reisen. Die mohammedanischen russischen Unterthanen zahlen dagegen nur von vierzig Dukaten einen als Abgabe.

Von Indien, Cabul und Caschemir wird in die Bucharei eingeführt: eine Farbe, genannt Nil, dann schmales und breites Nesseltuch, gedruckte Leinwand, Schleier, indische Stoffe zu Schlafröcken, Zucker und hauptsächlich Shawls in bedeutender Anzahl. Dafür erhalten jene Länder von den Bucharen: Gold- und Silberlahn, Goldzwirn, Korallen, Cochenille, Baumwolle, Tuch, Schlafröcke, Sammet, Argamaken-Pferde, holländische Dukaten und Thaler. Den Bucharen ist nicht wie in China, der Eintritt in diese Länder verboten, sondern sie bereisen ungehindert alle Städte, müssen aber in jeder derselben einen Zoll erlegen, was den Preis der Waaren natürlich vergrößert. Die Bewohner jener Länder kommen ebenfalls in die Bucharei. Die Zollabgabe ist ein Dukaten von vierzig.

Kokan's Produkte sind dieselben wie in der Bucharei, weßhalb dieser Handel eigentlich als Binnenhandel betrachtet und von den Bucharen auch kein Zoll erlegt wird. Da diese die Stärkern sind, so haben sie sich aber auch das Recht genommen, von den Kokantern ebenfalls von 40 Dukaten einen als Abgabe zu erheben.

Persien liefert den Bucharen: akermansche wollene Shawls, die die Soldaten als Gürtel tragen, feine persische Teppiche, Seide, dann einen golddurchwirkten Stoff, Saarbaft genannt, ein seidenes Zeug ohne Goldfäden, Schapsfan genannt. Aus Ispahan erhalten die vornehmen Bucharen mit Gold durchwirkte, reiche Gürtel und Türkisse. Dann wird noch eingeführt Zucker in Broden, Pfeffer, Ingwer und alle andere Gewürze. Dagegen erhält Persien von der Bucharei: Baumwolle, Tuch, Goldzwirn, Cochenille, Sammet, Eisen und Kupfer. Die Perser und Bucharen können gegenseitig ihre Länder besuchen. Die Erstern erlegen als Zoll von 20 Dukaten einen, die Letztern aber nur einen von 40 Dukaten.

Die Erzeugnisse von Chiwa sind fast dieselben, wie die der Bucharei, daher der Handel unbedeutend. Die Bucharen schicken nach Chiwa Baumwolle, Farben u. s. w., und erhalten dagegen Seide, Melonen, Aepfel, trockene Beeren. Der Zoll beträgt von beiden Seiten einen von 40 Dukaten.

Was den Handel mit den Kirgis-Kaissaken betrifft, so treiben diese ihre Viehheerden in die Bucharei oder auch an die russische Gränze, und verkaufen oder vertauschen dort Schafe und Kühe in großer Menge. Ferner liefern sie auch ihre eigenthümlichen Arbeiten, nämlich: große, dünne Filzdecken, Kamelot, Kameelhaar, Pferdeschlingen, rohe Felle und Häute wilder Thiere. Sie tauschen dagegen von den Bucharen: gedruckte Leinwand, Stiefel, Schlafröcke, wollene Teppiche, Fischotter, Mais u. s. w. Der Zoll, den die Kirgisen zahlen, beträgt so viel wie der der andern Mohammedaner, dagegen fordern sie ihn von den Bucharen nach unbestimmten Sätzen ein, da in dieser Hinsicht bei ihnen, wie bei jedem wilden umherschweifenden Volke keine feste Norm vorhanden ist.

Die ganze Zolleinnahme beläuft sich auf 47,000 goldene Aschrafi, die der Chan größten Theils an Arme und Nothleidende als Unterstützung vertheilt. Theils wird der Zoll in den Gränzstädten, theils aber auch in den Hauptstädten Samarkand und Buchara von bestimmten Beamten erhoben, die unter dem Kissu-Begi stehen.

Die Nachrichten die man über das Leben des Chans und seine Sitten hat, wären etwa folgende: Zur Bewachung seiner Person und seines Palastes hat er eine Garde, die unter dem Kommando von zwei Udaitschi-Baschi steht, sich immer bei der Person des Chans befindet und diesen auch auf seinen Reisen begleitet. Der Chan verläßt jeden Tag vor Sonnenaufgang sein Lager, nimmt seine Abwaschung nach Vorschrift des Korans vor, und begibt sich dann mit den höchsten Beamten und der Geistlichkeit in die Hofmoschee, wo er eine Stunde verweilt. Hierauf gehen die Beamten an ihre Geschäfte, der Herrscher aber mit seinen Hofbedienten und den Mollah's in einen großen Saal, genannt Chanaka, wo er sich auf einen Thron niederläßt und Personen aus verschiedenen Ständen, hauptsächlich aber Gelehrte und die vornehme Jugend vor sich bescheidet, um sich über verschiedene Gegenstände mit ihnen zu unterhalten. Hierauf liest er im Koran zwei Stunden lang, begibt sich sodann in den Audienzsaal Divan-Chan, wo ihn der Kissu-Begi, Kasü-urda, die beiden Udaitschi-Baschi, der Schigaul, der Mukschafhan und andere dergleichen Beamten empfangen, und gibt denen, die das Recht dazu haben, ein Zeichen, sich mit unterschlagenen Füßen niederzukauern, während die Andern sich entfernen. Jeder Beamte trägt nun Sachen vor, die in sein Departement gehören und erhält die Entscheidung; kann diese nicht gleich gegeben werden, so befiehlt der Chan, daß man die Angelegenheit zu näherer Untersuchung dem Kissu-Begi einhändige. In dieses Audienzzimmer werden auch zur selben Zeit Privatpersonen vorgelassen, die hier ihre Bitten vortragen und einer sofortigen Antwort entgegensehen dürfen. Dieß hat ungefähr drei Stunden gewährt, worauf sich der Chan wieder in die Moschee begibt, und sich dann, nur vom Kissu-Begi begleitet, in seine innern Appartements zurückzieht. Kurze Zeit darauf speist er in dem hiezu bestimmten Zimmer, Mihman-Chan genannt, mit fünf bis sechs seiner Angehörigen, betet dann eine halbe Stunde im Koran, und begibt sich alsdann allein in sein Kabinet, um sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Um fünf Uhr betet er wieder kurze Zeit und nun beginnt die Erholung. Er versammelt seine Lieblinge um sich, trinkt mit ihnen Thee, genießt Konfituren, und unterhält sich mit Gesprächen. Nach Sonnenuntergang er-

scheint der Kasûkalam und stattet Bericht von den Angelegenheiten ab, die er im Laufe dieses Tages entschieden hat. Hierauf verrichtet der Chan sein Abendgebet, und genießt dann im Divan-Chan mit seinen Lieblingen das Abendessen, oder in den innern Gemächern mit seinen Frauen. Später begibt er sich zu derjenigen seiner Frauen, bei der er die Nacht zubringen will. Ist jedoch eine Sklavin so glücklich, so muß diese in das Zimmer des Chans kommen. Mitten in der Nacht verrichtet er noch einmal Waschung und Gebet, und überläßt sich dann dem Schlafe.

Selten zeigt sich der Chan außerhalb seines Palastes öffentlich dem Volke, und zwar nur auf feierliche Art, umgeben von seiner Garde unter dem Befehle der beiden Udaitschi-Baschi, und unter dem Vorritte der Micharam Essaul, Beamte, die mit lauter Stimme das Nahen des Herrschers ankündigen. Seine Kleidung ist ein aus reichen Shawls gemachter Schlafrock mit Edelsteinen und Gold besetzt, von dem Schnitte, wie ihn die Bucharen tragen, die man in Petersburg in großer Menge als Schlafrockhändler auf den Straßen umherlaufen sieht. Langsam reitet der Herrscher auf einem edlen truchmenischen Rosse. Jedermann, der ihm begegnet, muß, wenn er die Stimme des Micharam Essaul hört, stehen bleiben, oder, reitet er, vom Pferde steigen, die Arme über die Brust kreuzen und in aufrechter Stellung dem nahenden Chan entgegenrufen: Assalam alikom! Ein Beamter, Shalam Agashû genannt, der dicht vor dem Chan reitet, antwortet auf jenen Gruß unaufhörlich mit lauter Stimme: Ualikom Shalam! So durchzieht der Herrscher die Stadt. Im Sommer begibt er sich oft in seine Lustgärten, um sich dort mit seinen Frauen und Lieblingen zu erheitern. Rechtmäßige Frauen hat der Chan vier, doch außerdem eine Menge Beischläferinnen. Seine Lieblingsgemahlin ist Chanakma, die Tochter des Gouverneurs von Issar, Cheït-Bij's. Nach ihr steht in größter Achtung die Tochter Mumin-Shans, der im J. 1820 Gesandter in Petersburg war.

Der jetzige Chan Mir-Haidar stammt aus dem Geschlechte Tschingis-Chans, aus welchem nur allein die Herrscher des Landes gewählt werden dürfen, und übernahm in seinem 25sten Jahre die Zügel der Regierung, die er mit Gerechtigkeit führt. Mit Strenge verbindet er Wohlwollen, und hat sich daher die allgemeine Liebe seiner Unterthanen erworben. Seine Lebensweise ist mäßig, er ist consequent in seinen Grundsätzen und friedliebend gegen seine Nachbarn. Stört aber ein anderes Volk die Ruhe seines Landes, so flammt in ihm wohl die asiatische Grausamkeit auf. So ist er von seinem Volke geliebt, von den Nachbarn gefürchtet und geachtet. Der Chan von Chiwa ist freilich auch souveräner Herrscher und besitzt ein Heer, allein er beugt sich doch dem Einflusse des Fürsten der Bucharei, der Jenen oft schon demüthigte, und ihn zwang seinen Forderungen zu genügen. Einigemale haben es die Kirgisen, aufgemuntert durch die Bewohner Chiwa's, gewagt, bucharische Kaufmanns-Karawanen anzufallen, allein die bucharische Regierung schaffte ihren Unterthanen stets schnelle und strenge Genugthuung, so daß auch jetzt die Kirgisen, dieß wilde, keine Völkerrechte achtende Volk die Bucharen fürchtet, das heißt freilich nur die, die an der bucharischen Gränze herumwandern, da die andern in der entfernten Steppe gesicherter sind. Die beiden, südwestlich liegenden Städte Marwa und Eseracks, die früher den Persern gehörten, wurden, als in Folge immerwährender Streitigkeiten zwischen diesem Volk und den Bucharen ein Krieg ausbrach, von den letztern, mit Hülfe der am Amu-Daria herumziehenden Truchmenen erobert, dort Gouverneurs und Truppen eingesetzt, und viele der dortigen Bewohner in andere bucharische Städte übergesiedelt. Diese Eroberung geschah noch unter dem vorigen Herrscher Mir-Mansum, dem Vater des jetzigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prairien.

(Schluß.)

Ein Gewitter auf der Prairie hat ganz den furchtbar erhabenen Charakter, den diese Naturerscheinung auf dem Ocean entwickelt; man darf sich daher nicht wundern, wenn sie der Wilde mit abergläubischer Furcht betrachtet, und in dem rollenden Donner die zürnende Stimme des „großen Geistes" zu vernehmen glaubt. Ich suchte bei unsern Abendunterhaltungen am Feuer manches über diesen Gegenstand zu erforschen, und erfuhr so unter anderm, daß die Indianer behaupten, ihre Jäger fänden zuweilen ausgelöschte Donnerkeile auf den Prairien, die sie dann als Spitzen an ihre Lanzen und Pfeile befestigen, und daß ein so bewaffneter Krieger unüberwindlich sey. Fügt es sich jedoch, daß während eines Gefechtes ein Gewitter ausbricht, so hat der Besitzer zu erwarten, daß ihm seine Donnerkeile von dem Blitz entführt werden und spurlos verschwinden. Ein auf einer Prairie jagender Krieger vom Stamme der Konza wurde von einem Gewitter überfallen und von einem Blitzstrahl besinnungslos zu Boden geworfen. Als er wieder zu sich kam, lag der Donnerkeil am Boden und neben ihm stand ein Pferd. Den Keil aufraffend sprang er rasch auf das Roß, ward aber leider zu spät gewahr, daß er den Blitz bestiegen habe. In einem Augenblick fuhr er über Prairien, Wälder, Ströme und Wüsten dahin, bis er endlich, seiner Sinne beraubt, am Fuße des Felsengebirges abgesetzt wurde, von wo er, nach mehreren Monaten erst, wieder zu den Seinigen zurückkam. Diese Legende erinnerte mich an eine von einem Reisenden mitgetheilte Sage von dem Schicksal eines Kriegers, der den Donner auf dem Boden liegen sah, nebst einem herrlich gearbeiteten Mokassin auf jeder Seite. Erfreut über diesen Fund zog er die Mokassinen an, wurde aber von diesen in das Land der Geister geführt, von denen er nimmer zurückkehrte. Diese einfachen schmucklosen Geschichten, vorgetragen von halbwilden Erzählern, in einer stürmischen Nacht, um ein helloderndes Feuer gelagert, einen düstern Wald auf der einen und eine endlose Wüste auf der andern Seite, auf der vielleicht räuberische Indianer unter dem Schutz der Dunkelheit heranschleichen, gewinnen ein ganz eigenes wildes, romantisches Interesse.

Der herrliche Wald, in welchem wir an einem der folgenden Tage unser Lager aufschlugen, enthielt eine Unzahl von Bienenbäumen, d. h. von hohlen verdorrten Baumstämmen, in denen wilde Bienen nisten. Es ist unglaublich, in welch zahllosen Schwärmen sich die Bienen seit einer noch keineswegs bedeutenden Reihe von Jahren über den fernen Westen verbreitet haben. Die Indianer nennen sie den „Vorläufer des weißen Mannes," so wie der Büffel der des rothen Mannes ist, und sagen, je weiter die Bienen vordrängen, je weiter zögen sich die Indianer und die Büffel zurück. Wir sind gewöhnt uns das Summen eines Bienenschwarms stets im Verein mit einem Landhause und einem Blumengarten, und diese kleinen fleißigen Geschöpfe in der Nähe des Menschen zu denken. Sie waren in der That auch die Herolde der Civilisation, der sie, seit sie von den Küsten des atlantischen Oceans aus ihren Zug begann, beharrlich voranschritten, und einige alte Ansiedler im Westen behaupten sogar das Jahr angeben zu können, in welchem sie zuerst über den Mississippi kamen. Mit Erstaunen fanden die Indianer plötzlich die verwitterten Bäume ihrer Wälder mit ambrosischer Süßigkeit gefüllt, und unbeschreiblich soll das Entzücken gewesen seyn, mit dem sie zum Erstenmale von dieser gleichsam vom Himmel gefallenen Götterkost schmausten. Jetzt schwärmen die Bienen in Myriaden

in den herrlichen Hainen und Wäldern, welche die Prairien umsäumen und durchschneiden, oder sich längs des Alluvialbodens der Flüsse hinziehen. Die biblische Verheißung: „Ein Land da Milch und Honig immer fleußt,“ paßt buchstäblich auf diese herrlichen Gegenden, denn die üppige Weide der Prairien ist ganz geeignet, Heerden zu nähren, zahllos wie der Sand am Meere, während der Blumenschmelz, mit dem sie übergossen sind, sie für die Nektar suchende Biene zu einem wahren Paradiese macht. Wir hatten uns kaum ein Lager eingerichtet, als auch schon einige der Unsrigen auszogen, um einen Bienenbaum zu suchen, und da Neugier mich trieb, so folgte ich gern der an mich ergangenen Einladung sie zu begleiten. Wir wurden von einem alten Bienenjäger angeführt, einem schlanken hochgewachsenen Manne, dem die Kleidung nachlässig am Leibe hing, und mit einem Strohhut auf dem Haupte, einem Bienenkorb nicht unähnlich. Ein ähnlich gekleideter Gefährte ohne Hut, mit einer langen Flinte, von der Schulter bis auf die Fersen herabhängend, schritt ihm zur Seite. Beiden folgten ein halb Dutzend andrer, theils mit Flinten, theils mit Aexten versehen, denn keiner verläßt das Lager unbewehrt, um theils auf Wildpret, theils auf feindliche Indianer vorgesehen zu seyn. Nachdem wir einige Zeit rüstig fortgeschritten waren, kamen wir an eine lichte Stelle am Saum des Waldes; hier machte unser Führer Halt, und ging zu einem niedern Gebüsch, auf dessen Spitze ein Stück von einer Honigscheibe befestigt wurde. Dieß war, wie ich bald bemerkte, die Lockspeise, denn mehrere Bienen flogen zu, krochen in die Zellen und hatten sie sich mit Honig beladen, so schossen sie pfeilschnell davon. Die Jäger beobachteten genau die Richtung, welche die Bienen einschlugen, und folgten ihr über verschlungene Wurzeln und gefallene Bäume, die Augen unverwandt gen Himmel gerichtet. Auf diese Weise kamen sie endlich zu dem hohlen Stamm einer abgestorbenen Eiche, in welcher die Bienen ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, zu der sie durch eine Oeffnung einflogen, die sich ungefähr 60 Fuß hoch vom Boden befand. Zwei von den Bienenjägern machten sich nun eilig darüber her, den Baum mit ihren Aexten zu fällen, während die übrigen sich in geziemender Entfernung hielten, theils um nicht von dem fallenden Baume beschädigt zu werden, theils auch um sicher vor der Rache seiner Bewohner zu seyn. Die schallenden Schläge der Axt schienen die kleine fleißige Gemeinde durchaus nicht zu beunruhigen, denn die Bienen flogen, theils heimkehrend, theils auf Sammlung ausziehend, nach wie vor hin und her. Endlich stürzte der Baum mit lautem Krachen zu Boden, und einer der Jäger kam sogleich mit einem Büschel brennenden Feuers herbei, um die Bienen abzuwehren. Diese schienen jedoch auf nichts weniger als auf Rache zu denken, sondern vielmehr ganz betäubt von dieser plötzlichen Katastrophe zu seyn, und krochen ohne uns zu belästigen auf den Ruinen umher. Ein jeder von der Gesellschaft fiel nun mit seinem Jagdmesser über den Baum her, um die Honigwaben auszulösen, mit denen er gefüllt war. Einige derselben waren ziemlich alt und von brauner Farbe, andere aber schön weiß, und der Honig in den Zellen fast ganz durchsichtig. Die noch ganzen Waben wurden in Feldkessel gelegt, um nach dem Lager geschafft zu werden, die durch den Fall zerbrochenen aber auf der Stelle verzehrt. Jeder der Träger hielt ein tüchtiges Stück in der Hand, von dem ihm der Saft zwischen den Fingern herablief, und das so schnell in dem geräumigen Munde verschwand, wie ein Stück Torte vor dem Appetit eines Schulknaben. Doch nicht die Jäger allein ließen sichs wohl seyn, auch Bienen anderer Stöcke flogen herbei und schwelgten von dem Ruin ihrer Nachbarn. Die armen Beraubten selbst schienen so ganz entmuthigt zu seyn, daß sie weder einen Angriff auf ihre Räuber versuchten, noch von dem Nektar speisten, der um sie her floß, sondern nur in größter Verwirrung hin und her krochen. Endlich flogen sie auf bis zu der Stelle, wo früher ihre Wohnung sich in die Luft erhob, und als sie sie nicht mehr fanden, hingen sie sich in Massen an den dürren Ast eines nahen Baumes, von wo aus sie traurig auf die Ruinen ihrer kleinen Republik herabzublicken schienen.

Miscellen aus indischen Journalen.

Indischen Zeitungen zufolge hat General Allard sich persönlich bei Randschit Singh eingefunden und um Erlaubniß gebeten, abreisen zu dürfen, worauf er bedeutet wurde einen Raginameh (Bittschrift) aufzusetzen und dem Maharadschah zu überreichen. Der General that dieß und erhielt den Bescheid, daß ihm ein zweijähriger Urlaub zur Reise in sein Vaterland bewilligt sey, und daß er nach seiner Rückkehr abermals Anstellung bei dem Maharadscha erhalten solle. Der General wagte nun die Bitte um seinen rückständigen Sold, und erhielt zur Antwort, er möge nur abreisen und an einem gewissen ihm bezeichneten Ort warten, wohin ihm dann, das was Randschit Singh gefallen werde ihm zu geben, nachgesendet werden solle. Der General fügte sich der Weisung, und erhielt 7000 Rupien, etwa den fünften Theil dessen, was er von Rechts wegen zu fordern hatte.

*

Die Bevölkerung von Pulo-Penang oder der Prinz-Wales-Insel und der Provinz Wellesley, stellte sich am 31 Oktober 1835 folgendermaßen heraus:

Prinz-Wales-Insel.

Europäer und deren Abkömmlinge	785
Armenier	21
Malayen	16,435
Atschinesen	547
Battas	561
Chinesen	8751
Tschulias	7855
Bengalesen	1521
Siamesen und Burmesen	648
Araber	142
Parsen	51
Eingeborne Christen	706
Coffris *) (Nichtmohammedaner)	160
Eingeborenes Militär u. s. w.	618
Sträflinge und Lokalgefangene	1265
Kranke im chinesischen Armenhaus, in der Irrenanstalt und im Hospital der Eingebornen	110
Reisende	400
	40,522

Provinz Wellesley.

Malayen	41,708
Chinesen	2259
Tschaliahs	510
Siamesen	408
Bengalesen	577
Reisende	500
Zusammen	86,275

*

Auf einer Anhöhe unweit Punamalli wurde eine Cobra Capella (Brillenschlange) von der ungewöhnlichen Größe von 9 Fuß 5 Zoll und 4 Fuß 4 Zoll Umfang, um die Mitte des Leibes, erlegt. Im Todeskampf änderten Kopf und Schweif die Farbe, und nahmen die gewöhnliche nur dann erst wieder an, als das Thier todt war.

*

Die angesponnene, aber noch vor dem Ausbruch entdeckte Verschwörung in Candy und in den innern Provinzen von Ceylon muß von Bedeutung gewesen seyn, denn die Regierungszeitung vom 15 August des vorigen Jahrs enthält eine Proklamation, welche jeden, der Antheil an der Verschwörung hatte, vorausgesetzt, daß er nur nicht ein Hauptanstifter war, Verzeihung zusicherte, wenn er als Anklagezeuge auftreten wolle; nach dieser Proklamation streuten die Kandyhäuptlinge und Priester das Gerücht aus, die Regierung wolle die Religion Buddha's vernichten, und das System von Zwangsarbeit, wie es früher bestand, wieder herstellen. In dieser Beziehung enthält die Proklamation Nachstehendes: „Es wird hiemit erklärt, daß diese Behauptungen falsch und ungegründet sind, und daß die Regierung zwar nicht länger die Gegenwart der Einwohner bei religiösen Festen erzwingen, aber alle, die sich zur Religion Buddha's bekennen, in der freiesten Ausübung derselben schützen will.“

*) Andere Aussprache statt Kaffers.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 108. 18 April 1835.

Bemerkungen über Brasilien.

(Aus der Schrift: three years in the Pacific.)

Am letzten Sonntag des Augusts 1831 entdeckten wir durch eine nebelige Atmosphäre das Cabo do Frio in einer Entfernung von 30 (engl.) Meilen. Dieses wilde unfruchtbare Insular-Vorgebirge liegt am Ende der Bai Maranbaya, 68 M. östlich von Rio-Janeiro, und Küstenfahrzeuge können zwischen ihm und dem festen Lande durchfahren. Bei klarem Wetter sieht man das Land hoch sich erheben hinter der Bai, welche sich leicht gegen die Einfahrt des Hafens hin krümmt. Ehe der Tag sich neigte, sahen wir deutlich im Hintergrund der Bai die dreißig Meilen vom Kap erbaute Kirche unserer lieben Frau von Nazareth, auch Cavo Negro und die Maris-Inseln, welche 14 M. von dem Pao de Açucar (Zuckerhut) entfernt seyn sollen. Diesen letztern, der etwa 1300′ hoch an der linken Seite der Hafenmündung sich erhebt,*) erblickten wir erst zwei Tage später, als der Wind günstiger wurde, und der Nebel sich verzog. Auf der rechten Seite, am Fuße eines hohen Berges, erblickten wir die Mauern von Santa Cruz, und als wir näher kamen, erkannten wir die Flagge von Brasilien, gelb und grün, das heilige Kreuz, das Emblem der Religion des Landes, den Telegraphen und die Wachtschiffe, endlich die Masten der Schiffe im Hafen. Wir setzten unsere Fahrt fort, und kamen an einem kleinen Fort nahe an der Einfahrt von Bottafogo, dem Fort Villegagnon, der Punta de Gloria vorbei, und erreichten bald unsern Ankerplatz in einer der schönsten und malerischsten Baien der Welt. Die Ratten- und die Schlangen-Insel (ilha das cobras) lag zwischen uns und dem Ufer. Die erste ist bemerkenswerth, weil Seefahrer bei ihrer Ankunft sich dahin begeben, um die Richtigkeit ihrer nautischen Instrumente zu untersuchen; es ist ein kleiner, niederer Felsen, nicht weit von dem zweiten entfernt, der den äußern Hafen von dem innern scheidet: im ersten liegen die Kriegsschiffe, im zweiten die Kauffahrer.

*) Er ist sehr steil. Vor mehreren Jahren wettete ein östreichischer Midshipman, er wolle den Berg ersteigen, und gewann auch die Wette; er zündete oben ein Feuer an, zum Schrecken der Einwohner von Rio, die nichts von der Sache wußten, und meinten, der Zuckerhut sey plötzlich ein Vulkan geworden. Nachts ließen den Waghals die umherzischenden Schlangen und die Furcht, den steilen Berg hinabzurollen, nicht schlafen. Am andern Morgen aber stieg er herab. Ein nordamerikanischer Midshipman unternahm mehrere Jahre später dasselbe Wagstück, und pflanzte die Flagge seines Landes daselbst auf, die oben blieb, so lange das Tuch dem Wetter widerstand, denn kein Brasilier wagte sich hinauf. Seitdem hat ein kaiserlicher Befehl diesen Scherzen ein Ende gemacht.

Hinter dem Zuckerhut sind die Berge zerklüftet in tiefe Schluchten und in Piks gespalten, unter denen der Corcovado (der Bucklichte) alle andern überragt. Auf dem Gipfel sitzt, wie ein Adlernest unter Wolken, ein Observatorium und ein Wachtthurm, die man, wenn die aufsteigenden Dämpfe es nicht hindern, auf eine große Entfernung sieht. *)

Zwischen den Landzungen San Bernardo und Gloria erstreckt sich eine lange Bai, welche ehemals ein wahrer Sammelplatz der prächtig gefiederten Flamingos war, und daher jetzt noch den Namen Praya do Flamingo führt. Auf der letztern Landzunge ist eine kleine weiße Kirche, der Nossa Senhora de Gloria geweiht, ein achteckiges Gebäude mit einem schlanken, schwachen Thurme. Der Hügel, der sich etwa 100′ über den Meeresspiegel erhebt, ist einer der malerischsten Flecken um Rio, und verliebte Pärchen finden sich häufig daselbst ein. Am Eingang der Kirche hängen viele Angedenken an die von N. S. F. de Gloria gewirkten Wunder: Wachsabgüsse, zum Theil ziemlich obscön, von der einfachsten Wunde an bis zum häßlichsten Geschwür, sind hier gesammelt als Zeichen der von der Heiligen den Kranken beiderlei Geschlechts gewährten Hülfe.

Von hier aus zieht sich eine kleine, mit einer niedlichen Reihe weißer einstöckiger Häuser besetzte Bucht bis zur Landzunge St. Jago, auf welcher die Feste gleichen Namens steht. Die nächste Bucht ist kurz und endet mit „Cobras.“ Hier erblickt man über einem Mastenwald von kleinern Schiffen hin die Stadt, vor Allem den Praga de San Jose, den Palast und die kaiserlichen Kapellen. Die weiße Farbe der Gebäude hebt das Ganze gleich einem Gemälde hervor gegen den dunkeln Hintergrund der Berge. Glocken ertönen auf verschiedenen Punkten, Kanonen werden abgefeuert, und fast jeden Tag zischen zu verschiedenen Stunden Hunderte von Raketen zu Ehren irgend eines Heiligen in die Luft. Von hier aus gesehen hat die Stadt ein reinliches Aussehen, aber der Schein trügt.

Nordwärts erheben sich die Berge in schmal gespaltenen

*) Die Kuppe ist etwas über 2300′ hoch.

Pils, die man, von einer entfernten Aehnlichkeit mit Orgelpfeifen, die Orgelberge nennt. In derselben Richtung sieht man weiße Schlösser auf den Bergen und Felsen, so hoch, daß sie manchmal in Wolken eingehüllt sind. Zwei oder drei Klöster von ernstem, stattlichem Aeußern überragen die Stadt. Auf der östlichen Seite, fast Rio gegenüber, liegt ein niedliches stilles Dorf Prava grande, welches in der angenehmen Jahreszeit ein allgemeiner Vergnügungsort ist; es enthält mehrere Töpferfabriken, und ist berühmt wegen seiner in großer Menge ausgeführten Konfituren. Nahe am südlichen Ende von Prava liegt ein mächtiger Fels, den irgend eine Erschütterung vom festen Lande losgerissen zu haben scheint, mit dem er durch eine kleine hölzerne Brücke verbunden ist; auf dem Gipfel desselben — eine höchst romantische Lage — steht eine Kirche, oder ein Wohnhaus. Von diesem Punkte an krümmt sich die ruhige Bai von Jurufuba fast zirkelförmig gegen das Fort Santa Cruz. Längs dem Ufer liegt ein zerstreut gebautes, von Gärten und üppigen Kaffeepflanzungen umgebenes Dorf.

So schließt sich die große amphitheatralische Hafenbucht von Rio, denn in dem schmalen Passe zwischen Santa Cruz und dem Zuckerhute strömen die Wasser hinein in den prächtigen Hafen.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über die Bucharei.

(Fortsetzung.)

Der Chan Mir Mansum hatte drei Brüder: Umur Kschu-Bij, Darwisch-Bij und Fasul-Bij, wovon der erste Oberbefehlshaber aller bucharischen Truppen war, die beiden andern aber in der Zurückgezogenheit lebten. Auch hatte er drei Söhne, nämlich den jetzigen Chan Mir-Haidar, zu Lebzeiten seines Vaters Gouverneur von Kartsch; dann Divan Nassürbek, Oberbefehlshaber von Marwa, und Mir-Mohammed-Hussein-Bek, dazumal Gouverneur von Samarkand. Utkar, der Vater des jetzigen Wessiers, ein gescheidter, thatkräftiger und seinem Herrn ganz ergebener Mann, war Kissu-Begi des Chans Mir-Mansum. Als dieser Chan ohne Hoffnung zur Wiederherstellung krank darnieder lag, wünschte der Kissu-Begi, Utkar, den Thron für den gesetzlichen Nachfolger Mir-Haidar zu sichern, und schickte eilig zu ihm nach Kartsch, mit der Aufforderung, mit dem Heere ohne Verzug in die Residenz zu kommen. Doch zu schnell starb Mir-Mansum, und um eine Empörung zu verhindern, hielt Utkar den Tod des Chans selbst den nächsten Verwandten geheim. Das Gesetz erforderte, daß jeden Morgen sich die Beamten beim Chan zur Begrüßung oder Salam einfinden sollten; Utkar sagte es ihnen im Namen des Chans auf drei Tage ab, was übrigens doch schon bei manchem Verdacht erregte, da es noch nie vorgekommen war. Am dritten Abende verkündete Utkar für den folgenden Morgen im Divan-Chan eine Versammlung der bedeutendsten Personen, die sich dann auch zur bestimmten Zeit einfanden. Da erschien Utkar aus den innern Gemächern des Chans, stellte sich vor den Thron und befahl, daß alle Anwesende, noch ehe sie die Ursache hörten, weßhalb sie zusammenberufen, ihre Dolche und Säbel ablegen sollten. Diesem Befehl wurde Folge geleistet, und nun befahl Utkar abermals im Namen des Chans, alle sollten nach Hause zurückkehren, und morgen hier erscheinen. Obgleich man nun fest überzeugt zu seyn glaubte, daß der Chan gestorben, wagte doch niemand, ohne Waffen und umringt von Kriegern, irgend etwas zu unternehmen. Man ging auseinander, und es verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß der Chan todt sey, und der Wessier Utkar den Thron besteigen wolle, woran man ihn verhindern müsse. Das wagte bis jetzt keiner. Nur Umur Kschu-Bij, des Chans ältester Bruder, der sich für den rechtmäßigen Thronerben hielt, beschloß nicht müßig zu bleiben, und hoffte auf einen für sich günstigen Erfolg, weil er Befehlshaber der Truppen war. Er versammelte alle Offiziere, erklärte seine Ansprüche auf den Thron, den er gegen die Usurpation des Kissu-Begi vertheidigen wolle, und schlug vor, mit den Truppen vor den Palast zu rücken, und von Utkar zu verlangen, vor den Chan gelassen zu werden; willfahre der Wessier diesem Verlangen nicht, müsse man Gewalt brauchen. Sein Vorschlag wurde von vielen angenommen, doch andere wandten dagegen ein, daß dieß eine Verletzung der Gesetze sey, für die sie, wenn der Chan noch lebe, schwer würden büßen müssen. Umur wollte von diesem Einwande nichts wissen, drang mit seinen Getreuen in den Palast, und forderte nun von Utkar vor den Chan gelassen zu werden. Der Wessier stellte ihm vor, was er wage, daß er mit wenigen Empörern die Ruhe des Chans und der Stadt störe; würde er mit seiner Bande sich nicht entfernen, würde man ihn mit Gewalt dazu zwingen. Umur lachte und zog mehr Verstärkung an sich. Da rief Utkar mit zorniger Stimme den Truppen gebietend zu: „Im Namen des Chans und in meinem eigenen, als euer oberster Befehlshaber, befehle ich Euch, zurückzukehren; thut Ihr dieß nicht, erkläre ich Euch für Empörer, und lasse Euch niederschießen!“ Dieß wirkte; Umur-Bij sah sich von seinen Truppen verlassen, und er begab sich auf die Flucht nach der Provinz Katakurgan, dessen Einwohner ihn schützten. Utkar gab unterdeß Umur's Haus und Eigenthum dem Volke zur Plünderung Preis. In der Mitternacht desselben Tags rückte Mir-Haidar mit seinen Truppen aus Kartsch ein, und wurde von Utkar als Fürst empfangen. Nachdem man am folgenden Morgen die vornehmsten Personen im Divan-Chan versammelt hatte, wurde öffentlich der Tod des Chans Mir-Mansum bekannt gemacht, und daß nach dem Gesetze der Thronfolge jetzt dessen ältester Sohn, Mir-Haidar, Herrscher der Bucharei sey. Dieser beschwor nun auf den Koran, gnädig und gerecht zu herrschen, und seine Unterthanen zu schützen und zu lieben, wogegen ihm die Anwesenden den Eid der Treue leisteten; dann ging am folgenden Tage das feierliche Leichenbegängniß des verstorbenen Chans vor sich. Des Chans Mir-Haidar Verlangen an die Bewohner der Provinz Katakurgan, seinen Oheim Umur-Bij auszuliefern, wurde nicht gewillfahrt. Er schickte nun den Raasbek-Doachs mit 5000 Mann ab, um seinem Verlangen den gehörigen Nachdruck zu geben. Zwei Tage lang widerstanden die Bewohner der Stadt Katakurgan, da öffneten sie die Thore, und lieferten Umur-Bij aus, den man sogleich enthauptete und seinen Kopf dem Chan übersandte. Das Volk pries diese grausame That des Herrschers

als einen Akt der Gerechtigkeit. Auch die Brüder des neuen Chans, nämlich der zu Marwa befehligende Divan-Nassürbek und der in Samarkand, Mir-Mohammed Hussein-Bek, hatten sich seine Ungnade zugezogen, und flüchteten sich aus dem Lande. Der Sohn Mir-Haidar's, Turnchan, ist jetzt gesetzlicher Thronfolger, und steht bei seinem Vater, bei dem er sich aufhält, in großer Gunst.

Wir fügen hier noch einige Bemerkungen über die Nachbarn der Bucharen hinzu.

Kokan, an der nördlichen Gränze der Bucharei, war früher eine dazu gehörige Provinz; es fehlen aber bestimmte Nachrichten, auf welche Art und zu welcher Zeit eine Trennung erfolgte. Der unumschränkte Herrscher von Kokan ist Umer-Chan, dessen Volk von ihm nach gleichen Gesetzen, wie in der Bucharei, beherrscht wird, und mit diesem Lande auch fast gleiche Sitten, Gebräuche, Handel und Religion hat. Kokan hat eine geringe Einwohnerzahl und einen kleinen Flächeninhalt, und ist daher schwächer wie die Bucharei, was auch schon daraus hervorgeht, daß die Kokanter den Bucharen im Handel Zoll zahlen müssen, was aber umgekehrt nicht der Fall ist. Ehrsucht der Herrscher, Handelsneid und andere Ursachen bewirken unaufhörlich Uneinigkeiten und Zwistigkeiten zwischen diesen Nachbarvölkern. Die Kokanter fallen in die Gränzstädte der Bucharei, wo sie es größtentheils auf Raub des Viehes absehen, was von den Bucharen mit Gleichem erwidert wird. Ungefähr vor 20 Jahren wurde der Streit so ernsthaft, daß ein bucharisches Heer in Kokan einrückte, und die Städte Taschkent und Uratjup einnahm. Die letzte Stadt besitzen die Bucharen noch; Taschkent aber wurde von den Kokantern in einem 1820 ihrerseits glücklich geführten Kriege wieder zurückerobert. Das Eigenthümliche bei diesen Kriegen ist, daß durch sie der Handel keineswegs gestört wird, sondern daß, während das Militär wechselseitig Festungen und Städte erobert und Schlachten liefert, die Kaufleute friedlich in beide Länder hinüberreisen, und ungehindert ihre Handelsgeschäfte abmachen.

Ueber den Einfall der Afghanen in die Bucharei vor etwa 40 Jahren finden sich folgende Nachrichten. Damals verbanden sich die Kokanter mit den Bucharen gegen den Schah von Cabul, Temir, der unter allen Afghanen einen Bund zur Unterwerfung der Bucharei zu Stande gebracht hatte. Als der Chan Mir Mansum das Anrücken seiner Feinde erfuhr, forderte er seine Nachbarn zur Hülfe auf, welchem Verlangen der Kokanter, Turkestaner und die Chaschsaren und Truchmenen, welche beide letztere damals noch nicht von der Bucharei unterworfen waren, auch Genüge leisteten und mit Truppen nach der Stadt Kiliwa am Amur-Daria zogen, um sich mit den Bucharen zu vereinigen. Hier stieß man mit dem Feinde zusammen, was dem Schah Temir unerwartet kam, der wohl einsah, daß er gegen ein solch starkes Heer der Verbündeten nichts ausrichten dürfte, und deßhald um Frieden bat. Chan Mir-Mansum bewilligte ihm diesen, jedoch solle Temir tributpflichtig werden, und die durch das Zusammenbringen des Heeres verursachten Kosten zahlen. Temir verwarf diese Proposition und nun sollte der Krieg beginnen. Vier Tage lang standen die Heere unthätig einander gegenüber; endlich in der fünften Nacht überfielen die Bucharen die Afghanen, und erfochten einen glänzenden Sieg, in Folge dessen sie das feindliche Lager eroberten, das Heer der Afghanen zerstreuten und Temir selbst sich nur mit wenigen Getreuen durch schnelle Flucht retten konnte. Die Bucharen kehrten mit ihren Verbündeten nach Hause zurück, und theilten die Beute. Bei dieser Theilung glaubten sich die Issaren übervortheilt, waren darüber erzürnt, wagten aber nicht offen wegen ihrer Schwäche gegen die Bucharen aufzutreten, sondern beunruhigten die Gränzen nur durch Plünderung und Rauben des Viehs. Chan Mir-Mansum wollte sie dafür bestrafen, und gab daher seinem Sohne Mir-Haidar, dem Gouverneur von Kartsch, den Auftrag, die Issaren gänzlich zu demüthigen und nach Landessitte ihm den Kopf des issarischen Häuptlings Alaberd Tasü zu bringen, falls er nicht die Ungnade seines Vaters sich zuziehen, die Aussicht auf die Thronfolge und die Gouverneurstelle verlieren wolle. Der jugendliche Mir-Haidar, mit einer hinlänglichen Zahl von Truppen, besiegte die Issaren, nahm ihre Hauptstadt Issar, ließ Alaberd Tasü enthaupten, dann seine Truppen das ganze Land besetzen, und kehrte zu seinem Vater zurück, der ihn freudig aufnahm. Seit jener Zeit ist Issar eine bucharische Provinz.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ein Besuch auf Island über Tronyem (Drontheim).

John Barrow, der Verfasser des vorliegenden, so eben in London erschienenen Werkes, schiffte sich am 15 Junius 1834 zu Liverpool auf einer Yacht ein, und kam nach ziemlich glücklicher Fahrt zu Tronyem an. Während die Yacht ausgebessert wurde, besuchte er die Stadt Röraas, bekannt durch ihre Kupferminen, bei denen gegen 1500 Menschen Arbeit finden. Von hier brach er auf, um die Lappländer aufzusuchen, die sich zuweilen in der Nähe der Stadt aufhalten. Sein Weg führte ihn durch ein trauriges unfruchtbares Land, das jedoch zum Glück, obschon dünn, dennoch mit gastlichern Menschen bevölkert ist, als der Boden, den sie bewohnen.

„Die Wohnungen der Lappen, sagt der Reisende, lagen am Abhange eines kahlen Berges, auf dem bis zu den elenden Hütten herab noch tiefer Schnee lag, der bei dem gerade sehr heftig wehenden Winde und dem in Strömen herabstürzenden Regen eine so durchdringende Kälte erzeugte, daß ich, matt und müde wie ich war, mich in meinem Leben noch nicht so unbehaglich fühlte, als in den Hütten dieser Lappen, die zudem nur geringen Schutz gegen den Sturm boten.

Eine Hütte heißt in der Sprache dieser Leute Kodscha, und hier befanden sich drei oder vier dieser elenden Gebäude unweit von einander, von denen jedoch nur zwei bewohnt waren. Sie sind aus birkenen in einem Cirkel von 6 bis 8 Fuß Durchmesser in den Boden gerammten, oben in einer Spitze zusammenlaufenden Pfählen aufgerichtet, so daß das Ganze eine komische Gestalt hat. Der höchste Punkt im Innern der Hütte mißt nicht mehr als sechs Fuß; die Außenseite derselben ist mit ausgestochenem Rasen bedeckt, und unterhalb sind ringsherum große Steine gelegt, welche mit zur Festigkeit des Gebäudes beitragen müssen. Den Eingang bildet nur eine drei Fuß hohe Oeffnung, durch die ich, ganz steif vor Kälte, nur mit Mühe zu schlüpfen vermochte; die Lappländer dagegen liefen mit großer Leichtigkeit aus und ein. Ein vor dieser Oeffnung hängendes Rennthierfell vertritt die Stelle der Thüre, und in der Mitte der Hütte brennt ein Feuer, dessen Rauch durch eine kleine oben in der Spitze gelassene Oeffnung entweicht. Die Hitze im Innern war, ganz gegen meine Erwartung, so drückend und der Rauch so erstickend, daß ich der Einladung der Bewohner und des schlechten Wetters ungeachtet, den angebotenen Sitz am Feuer ablehnen mußte. Diese Wohnungen sind so klein, daß die Eigenthümer nicht einmal ihre Vorräthe in

denselben aufbewahren können, wozu dagegen eine außerhalb der Hütte angebrachte sechs bis sieben Fuß hohe Platform, oder vielmehr Bank, von Birkenzweigen dient, auf die sie ihre Milch u. s. w. stellen, und dann zum Schuz gegen die Witterung mit einem Fell bedecken.

Sämmtliche Bewohner dieser Hütten waren von kleinem Wuchs, und der größte schien mir nicht ganz fünf Fuß zu haben. Die übertriebene Angabe vieler Reisenden, daß die durchschnittliche Größe der Männer 4 Fuß und die der Weiber nur 3½ Fuß betrage, fand ich eben so wenig bestätigt, als das, was dieselben Schriftsteller von der weichen, weibischen Stimme der Lappen und der Weichheit ihrer Sprache fabeln. Die leztere, so wie deren Aussprache lautet vielmehr sehr rauh, und sie sprachen so laut und schnell, daß ein Fremder glauben mußte, sie zankten mit einander. Käse war, wie sie mir sagten, das einzige feste Nahrungsmittel, das sie zu dieser Zeit hatten, und die Art, wie sie mir für etwas geräuchertes Rindfleisch und Schinken, das ich ihnen schenkte, dankten, überzeugte mich, daß sie wahr gesprochen hatten. Mein Bedienter, gewöhnt Tabak zu kauen, gab ihnen einige Rollen, ein Geschenk, das ihnen große Freude machte. Die Munterkeit und Zufriedenheit dieser Leute überzeugte mich, daß sie von ihrer ungünstigen Lage durchaus nicht zu leiden schienen; wenigstens so lange ich da war, nahm das Lachen und Schwatzen kein Ende. Die Tochter meines Wirths schien ein sehr fleißiges Mädchen zu seyn; sie war eben beschäftigt, sich ein Kleid aus Rennthierfell zu verfertigen, und ließ sich, obschon sie zuweilen am Gespräch Antheil nahm, durch unsern Besuch keineswegs in ihrer Arbeit stören."

Wenige Tage nach der Rückkehr unseres Reisenden von seinem Ausfluge, segelte er nach Island und ging glücklich im Hafen von Reikiavik vor Anker. Der Sage zufolge war es hier, wo Ingolf die erste Niederlassung von Island gründete, nachdem er jedoch früher schon an einer andern Stelle das Land erreicht hatte, die heutzutage noch Ingolfs Hoofde genannt wird. Hier warf er, den abergläubischen Gebräuchen jener Zeit folgend, seine Thürpfosten (die gewöhnlichen Penaten), die er von Norwegen mitgebracht hatte, in das Meer, um zu sehen, wo sie an das Land treiben, und ihm so die günstige Stelle bezeichnen würden, die ihm das Schicksal zu seinem Wohnsiz bestimmt habe. Die Penaten trieben bei Reikiavik, dem „rauchenden Dorf" ans Land, wegen der Nähe einer heißen Quelle so genannt.

Reikiavik ist bis auf den heutigen Tag noch die Hauptstadt von Island, aber so klein und unbedeutend, daß Tronyem und selbst Rbraas im Vergleich mit ihr als bedeutende Städte erscheinen. Die Hauptkirche, von der der Reisende seiner Beschreibung eine Zeichnung beigefügt hat, sieht nicht viel besser aus als eine Scheuer; rings um die Stadt ist nicht ein einziger Baum oder auch nur Gebüsch zu sehen, und der Boden oder das Klima ist eben günstig genug, um Kartoffeln so groß wie Holzäpfel und Krautköpfe nicht viel größer als Kronenthaler zu erzeugen. Rettige, Senf und Kresse scheinen noch am besten zu gedeihen; für den Hungrigen freilich eine sehr schmale Kost.

Der Reisende bedauert sehr, den im Frühsommer stattfindenden Jahrmarkt versäumt zu haben, und gibt, nach Hörensagen, eine Beschreibung von dem Salmenfang, wie er vor Zeiten auf der Lax-Elbe (Salmenfluß) betrieben wurde, ein Fluß, der 6 bis 7 Meilen östlich von der Stadt in die Bai fällt. Jezt geht es nicht mehr so fröhlich dabei her:

„Der zum Salmenfang bestimmte Tag wurde als ein regelmäßiges, jedes Jahr wiederkehrendes Fest betrachtet, zu dem sich alle Bewohner von Reikiavik und der Umgegend, nah und fern, an einer besondern Stelle versammelten, wohin die Fische vorher schon in unglaublicher Menge zusammengetrieben worden waren. Allenthalben sah man lauter fröhliche lachende Gesichter, jeder Unterschied des Standes schien aufgehoben, und der Bischof, der Stiftsamtmann und die übrigen hohen Behörden sprachen und scherzten mit dem gemeinsten Manne so vertraut, wie mit ihres Gleichen, während Männer und Weiber in dem Pfuhl umherwateten und die Fische mit den Händen ans Land warfen, wo sie von andern in Körbe gelegt und nach der Stadt gebracht wurden, wo man sie trocknete und einsalzte. Oft wurden an einem solchen Tage zwei- bis dreitausend Salmen gefangen."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Capitän C. W. Grant, vom Ingenieurkorps, wurde von der brittischen Regierung beauftragt, in der Provinz Dudschapur in Kutsch nach Steinkohlen zu graben, wobei er nachstehende Bodenschichtung fand, die wir aus dem Asiatic Journal, hauptsächlich wegen des merkwürdigen so häufigen Wiederkehrens des blauen Thones, hier mittheilen.

	Dicke der Schichten. Fuß.	Zoll.
Alluvialboden	2	9
Brauner Sandstein	6	3
Gefleckter Lehm	4	9
Blauer Thon	19	9
Lichtrother Sandstein	4	4
Sehr harter eisenhaltiger Sandstein	—	6
Lichtrother Sandstein	12	11
Blauer Thon	14	5
Kohle	—	2
Blauer Thon	45	11
Weißer Sandstein	22	6
Blauer Thon	17	5
Weißer Sandstein	52	9
Blauer Thon	4	9
Hier kamen Stücke Eisenkies mit Sand vermischt.		
Weißer Sandstein	14	10
Blauer Thon	12	5
Stücke verkohlten Schilfes und Binsen.		
Weißer Sandstein	5	6
Stücke rußiger Kohle und Eisenkies.		
Blauer Thon	6	—
Sehr harter gelber Sandstein	1	6
Blauer Thon	1	6
Stücke Lignit, nebst viel Gagat (sehr harte Steinkohle) und Eisenkies.		
Sandstein und Thon in Blättern	1	6
Blauer Thon	1	6
Blättriger Sandstein und Thon	1	6
Blauer Thon	4	6
Stücke rußiger Kohle an mehreren Stellen, verkohlte Binsen und Kies.		
Weißer Sandstein	10	6
Blauer Thon	1	9
Eine bedeutende Menge Gagat und Lignit.		
Weißer Sandstein	1	6
Lignit und Gagat.		
Blättriges Gestein und Thon	4	6
Blauer Thon mit rußiger Kohle und verkohltem Schilf.		
Weißer Sandstein	8	9
Blättriger Sandstein und Thon, nebst anderm Thon stark mit rußiger Kohle vermischt.		
Verkohlte Binsen und Kies	2	5
Harter Sandstein	5	—
Gesammttiefe der Bohrung	266	7

*

Nachstehendes sind die Einnahmen der unten aufgezählten religiösen Gesellschaften in England.

Brittische und auswärtige Bibelgesellschaft	85,897	Pf. St.
Kirchliche Missionsgesellschaft	52,922	—
Londoner ditto	49,437	—
Baptistische ditto	16,160	—
Gesellschaft für christliche Erkenntniß	72,109	—
	274,525	Pf. St.

Der Betrag aller Einnahmen der verschiedenen ähnlichen Gesellschaften in Großbritannien und Amerika im vergangenen Jahre betrug 680,131 Pf. St., wovon nahe zu ein Fünftheil für verkaufte Bücher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 109. 19 April 1835.

Einiges über die Bucharei.

(Schluß.)

Die Truchmenen, die zwischen Sserachs, Marwa und Dshardsha in der Bucharei leben, so wie die, welche sich in der Stadt Sserachs häuslich niedergelassen haben, sind von demselben Stamme mit denen, die zwischen Chiwa und dem kaspischen Meere am Mangischlak umherwanderten, sich aber noch vor der Zerstreuung der Letztern hier niederließen. Es sind ungefähr 30 Jahre her, daß sie noch unabhängig von den Bucharen, frei wie die Kirgisen, lebten. Darauf gewann sie Chan Mir-Mansum durch Ueberredung für sich, ohne die Gewalt der Waffen brauchen zu dürfen, wobei er vorzüglich durch den Druck, den die Perser über die Truchmenen ausübten, unterstützt wurde. Zwischen den Persern und Bucharen in ihrer Steppe eingeschlossen, wollten sie lieber den Letztern unterthan seyn, von denen sie Schutz und Hülfe hofften. Dazu kam noch, daß mit diesen die Gleichheit der Religion sie verband, da die Perser, wenn auch Mohammedaner, doch für Ketzer gehalten werden, als zur Sekte Ali's gehörig. Da die Truchmenen bei der Eroberung von Sserachs den Bucharen wichtige Hülfe geleistet hatten, so gab der Chan ihnen zum Lohn diese Stadt, um sich in derselben ansäßig zu machen, nachdem die alten Bewohner in das Innere der Bucharei übergesiedelt waren. Die Häuser der Stadt waren zerstört worden, die Truchmenen bauten sie wieder für sich auf, und erbaten sich einen Anführer vom Chan. Jetzt ist die Stadt eine der blühendsten in der Bucharei, und eine feste Vormauer gegen die Angriffe der Perser.

Die Truchmenen am Mangischlak nahmen die Steppen zwischen Chiwa und dem Aral-See, am östlichen Ufer des kaspischen Meeres ein, wo sie seit früherer Zeit frei und unabhängig lebten. Sitten, Lebensart, Religion, Gewerbe und Gebräuche haben sie mit den Kirgisen gemein, und bedingten eigentlich ein friedliches Leben zwischen beiden Völkerschaften; doch im Gegentheil fanden beständige Streitigkeiten, besonders die sogenannte Baranta, d. h. das Rauben des Viehs, statt und vermehrten sich so, daß endlich die Truchmenen durch Gesandte an die russische Regierung die Bitte ergehen ließen, diese möchte für sie zum Schutze gegen die Angriffe der Kirgisen am Mangischlak eine Festung anlegen. Da dieß, aus welchen Gründen ist unbekannt, nicht geschah, so ertrugen die Truchmenen noch eine Zeit lang ihr Ungemach, und verließen dann endlich diese Steppe, indem einige zu den Persern, andere nach Chiwa, und noch andere in die astrachanschen Steppen gingen. Ein kleiner Theil von denen, die nach Chiwa auswanderten, trennte sich, ging über den Amur-Daria, an den bakanskischen Steppen vorüber, nach der bucharischen Stadt Nura, wo sie sich den Bucharen unterwarfen und ansiedelten; sie zahlen wie die andern zwischen Dshardsha und Sserachs wohnenden Truchmenen als Tribut von 40 Schafen, eins.

Was den in die Bucharei führenden Weg betrifft, so geht die Karawanenstraße von der russischen Gränze über Troïzk durch die Kirgisensteppe auf einer Strecke von 232 deutschen Meilen, und zwar in folgenden Stationen:

1) Von Troïzk bis zu dem kleinen Flusse Tonsak, 7 Meilen mit Packpferden und 36 Stunden mit Kamelen.

2) Von diesem Flüßchen bis zum Tobol, ungefähr 14 Meilen, wo man genug Heu und Wasser in vielen Seen zum Futter für die Thiere vorfindet.

3) Vom Tobol bis zum Flusse Ubagon, 21½ Meile, mit hinreichendem Futter und Wasser.

4) Von hier bis zur Gegend der sieben Flüßchen, 24 Meilen, mit genug Futter, aber mangelndem Wasser, das man mit sich führen muß.

5) Von den sieben Flüßchen bis zum Flusse Sür-Kupa, 14 Meilen. Hinlänglich Heu und Wasser.

6) Von diesem Flusse bis zum Turgai, 14 Meilen, mit Ueberfluß an Wasser und Futter.

7) Vom Turgai bis zum Flusse Jelantschik, 14 Meilen. Genug Futter; Wasser findet man, ohne zu tief zu graben.

8) Von hier bis zum Sür-Daria sind 50 Meilen, die man mit beladenen Kamelen in 10 Tagen, zu Pferde aber in 7 Tagen zurücklegt, und überall Futter und Wasser trifft.

9) Vom Sür-Daria bis zum Flusse Ubagan, 8½ Meile, mit hinlänglichem Wasser und Futter.

10) Von dort bis zum Jangü-Daria, 6½ Meile. Futter und Wasser genug.

11) Vom Jangü-Daria bis zum Berge Aldara, an dem eine Quelle entspringt, 14 Meilen. Hier führt der Weg durch eine sandige Gegend, wo nur wenig Futter und Wasser gefunden wird, welches man daher mit sich führen muß.

12) Vom Berge Albara bis zur Gegend Bischbulan, 10 Meilen, eine Strecke wo man wenig Futter und bitteres Wasser findet.

13) Von hier bis zur Gegend von Juss-Kuduk, 4½ Meile.

14) Von Juss-Kuduk bis zum Berge Puikpulidük, 8½ Meile.

15) Von Puikpuildük bis zur Gegend Karagat, 8½ Meilen. Ueberall wenig Futter und kein Wasser.

16) Von hier bis zur Gegend Tusrabat, 8½ Meilen, mit wenig Futter und Wasser, das man ausgraben muß.

17) Von Tusrabat bis zu den bucharischen Ansiedlungen, 6 Meilen, wo man Wasser in den bei den Ansiedlungen befindlichen Brunnen nimmt.

18) Von hier bis zur Residenzstadt Buchara sind ungefähr 7 Meilen.

Mit beladenen Kamelen macht man, ausgenommen das Uebersetzen über Flüsse, die Reise in 40, zu Pferde aber in 31 Tagen.

Bemerkungen über Brasilien.

(Fortsetzung.)

Bald hatte ich einen alten Freund hier aufgefunden, und wanderte mit diesem durch die Straßen. In der Hauptstraße oder Rua direita hielten wir vor dem Hotel du Nord, das, wie so manches andere, seine besten Tage in seiner Jugend gesehen hatte, und innerhalb fünf Jahren zu einer bloßen Kneipe herabgesunken war. Von diesem Punkte aus übersahen wir die Straße, und eine lebhaftere Scene läßt sich nicht leicht denken. Geschäftsleute eilten auf den Trottoirs dahin, und stießen da und dort an den lässig dahin schlendernden freien Schwarzen, oder den an seiner Thüre schmauchenden Krämer; die eingebornen Offiziere schritten mit einem wichtig thuenden hochmüthigen Aussehen bedächtig durch die Straßen. Die Caleças (Kaleschen) und Seges (Karriolen) rasselten unter dem Antreiben und Spornen der Maulthiere durch die Straßen. Die hohen Stiefel mit schweren Sohlen und Absätzen, mit plattirten Sporen, der glasirte Lederhut und der hohe Federbusch zeichnen den Caleçero vor jedem andern Diener in der Stadt aus. Züge von Sklaven, durch eiserne Halsbänder und Ketten von 10 oder 12 Fuß Länge an einander geschmiedet, trotteten mit Körben voll Kaffee oder Zucker auf dem Kopfe dahin, und bemühten sich, den traurigen Klang der Eisen durch Gesänge zu übertönen, die sie vielleicht in ihren heimathlichen Wäldern gesungen hatten. Jedem dieser Züge folgte ein Soldat mit gezogenem Pallasch in der einen, und einer schweren Peitsche in der andern Hand. Dann kam ein artiger Palankin, den zwei Sklaven in kurzem Trabe trugen; er hielt vor einem Marchand de modes, eine farblose, mit Juwelen bedeckte Hand schob den Sammtvorhang zurück, und der Verkäufer von Spitzen und Bändern rannte hinter seinem Rechentisch vor, und verbeugte sich tief. Auf einmal zischte in der Nähe eine Rakete auf, und unter einem Schwarm von Negerknaben platzte ein Bündel Schwärmer. Dann kam ein dicker, bleich aussehender Priester, unter einem breitrandrigen an den Seiten aufgestülpten Hute, mit einem langen seidenen Strick, dessen Ende ihm in Form einer Quaste den Rücken hinabfiel; er trug einen langen seidenen Rock und schwere Schuhe mit großen Schnallen. Hart hinter ihm schritt mit kurzen Schritten ein junger brasilianischer Dandy einher, kaum vierzehn Jahre alt, aber angezogen wie ein Mann von 25; er trug einen Stock in der einen, ein Säckchen in der andern Hand, und verschwand beinahe unter seinem Federhut der sich gleich einem großen Löschhorn über seinem Kopfe thürmte. Dann folgte ein Dutzend Sklaven oder Wasserträger ganz nackt. Die nächste Figur war ein stattlicher, gesetzt aussehender Mann, dessen rundes Gesicht einen Bon-vivant von unerschütterlichem Gleichmuth zeigte: er trug einen aufgestülpten Hut mit Straußenfedern, einen breit abgeschnittenen Frack, eine Weste mit geräumigen Taschen und zierliche Beinkleider, die wie alles Andere schwarz und am Knie über einem Paar rothseidener gewirkter Strümpfe zugeschnallt waren: ein Paar stumpfzugehende Schuhe mit mächtigen Schnallen aus falschen Steinen vollendete den Anzug. Eine seiner Hände, mit Spitzen um das Gelenke, hielt er mit dem ausgezogenen Handschuh auf dem Rücken, während die andere behandschuhte einen Stock mit goldenem Knopfe schwang, und denselben fast bei jedem Schritt der leicht gebeugten Gestalt auf dem Pflaster aufstieß; — dieß war ein Mitglied des Kongresses.

Ich machte meinem Freunde eine Bemerkung über die harte Behandlung der Sklaven, deren Zeuge ich gewesen, dieser entgegnete mir aber: „die Sklaven werden in diesem Lande mit der größten Menschlichkeit und Milde, ja in manchen Fällen nur zu nachsichtig behandelt. Die Neger, die Sie vorbeiführen sahen, sind Regierungssklaven geworden wegen ihrer Verbrechen; jeder derselben hat irgend eine Gewaltthatigkeit, einen Raub oder Mord begangen. Hinrichtungen sind eine in Brasilien kaum bekannte Strafe; wird ein Neger eines Verbrechens überführt, so wird er gewöhnlich zur Kettenarbeit auf eine gewisse Anzahl Jahre verurtheilt, nach deren Verlauf er seinem Herrn zurückgegeben wird."

„Erhält der Herr Ersatz für die dadurch verlorene Arbeitszeit?"

„Nein, dieser Verlust wird als eine gerechte Strafe betrachtet, daß er den Sklaven nicht besser unterrichtete."

„Werden diese Verbrecher an Privatpersonen verliehen, oder zu öffentlichen Arbeiten verwendet?"

„Das Zollhaus verwendet viele davon, viele müssen die Straßen kehren, und andere endlich werden mit Abtragung von Hügeln und Sprengen von Felsen beschäftigt."

Wir gingen langsam weiter, und bogen in die Rua d'Ouvidor, welches die eigentliche Straße der französischen Modisten, und nach der Rua direita vielleicht die geschäftsvollste und fashionabelste ist. Sie führt nach dem Theater und dem Opernhause, und gewöhnlich jagte der Kaiser hindurch, mit eigener Hand vier graue, wunderschöne Pferde lenkend; voraus ritt ein Trompeter, und hintennach folgte ein Trupp Kavallerie: dann flog jeder Hut herunter, und jeder trat zur Seite, um den kaiserlichen Kutscher vorüber zu lassen.

Meine Aufmerksamkeit ward durch eine Gruppe Neger angezogen, in deren Mitte einer nach dem Klang eines rohen, mit der Stimme begleiteten Instrumentes tanzte. Einige müßige Neger aus der Nachbarschaft hatten sich versammelt, um den Guachambo, eine Art Fandango nach dem Tone einer Marimba, eines afrikanischen Instrumentes, zu tanzen. Dieß wird gewöhn-

lich aus einer leichten Holzart gemacht, und gleicht dem Vordertheil eines Schuhs, auf der flachen Seite sind acht Stücke Stahldraht befestigt, deren Enden sich aufwärts krümmen, und, da sie von verschiedener Länge sind, eine Octave bilden. Die längern Enden dieser Tasten stehen frei, und geben, wenn man sie berührt, einen schleppenden, aber doch nicht unangenehmen Ton. Man faßt dieses Instrument mit beiden Händen und spielt es mit den Daumen. Bei einer andern Art der Marimba werden die Tasten auf einem dünnen Brettchen angebracht, und dieses an eine dünn gekrazte Kokosnußschale befestigt; dann klingen die Töne heller und musikalischer. Die Portiers, welche stets an den Thüren der Privatwohnungen sitzen, — in denen, beiläufig gesagt, am Fuße der Treppe stets die Familienkutsche parat steht, um den Rang des Hausherrn anzudeuten — bringen stundenlang mit dieser einförmigen Musik zu, deren Spiel nur höchstens einen Grad über dem dolce far niente ist.

Als der Tanz aufgehört hatte, und die Schwarzen uns Platz machten, rief ich den Musiker herbei, um sein Instrument untersuchen zu können: er schien über unsern Antheil an seiner Musik sehr erfreut. Der Bursche war jung und strotzte von Gesundheit, hatte aber einen ungemein dummen Ausdruck im Gesichte, hauptsächlich durch eine Reihe kleiner Fleischknoten, die sich von der Nasenspitze bis über die Stirne hinaufzogen; wenn seine Aufmerksamkeit nicht auf andere Weise in Anspruch genommen war, richteten sich seine Augen stets auf dieses unterscheidende Merkmal. Auf unser Verlangen spielte er eine lebhafte Melodie, welche er mit kurzen schaukelnden Bewegungen des Körpers begleitete. Alsbald kamen die Neger näher und näher, bis wir ganz von grinsenden Zuschauern eingeschlossen waren. Ich fragte nach dem Ursprunge der Fleischknoten auf Nase und Stirne des Negers, und mein Freund antwortete mir, dieß sey eine Art von Tättuirung, die als Unterscheidungszeichen des Stammes diene, und von den Aeltern schon in der ersten Kindheit vorgenommen werde. Er zeigte mir in dem uns umgebenden Haufen einen, dessen eine Wange aufgerissen war, bei einem andern waren beide Wangen aufgeritzt, bei einem dritten die Schläfe, bei einigen die Brust und der Rücken, einem waren die Zähne diagonal durchgeschnitten, so daß sein Gebiß ganz sägenartig aussah. Trotz dem gemeinsamen Elend hatten die Neger ihre Stammfeindschaften nicht vergessen, und ihren gegenseitigen, vielleicht erblichen Haß mit sich gebracht. Die Brasilier glauben, daß die Sicherheit der geringen Anzahl von Weißen hierauf beruhe, was zum Theil wahr seyn mag; ich vermuthe aber, daß die der afrikanischen Race eigenthümlichen Züge der Apathie und Sorglosigkeit die Hauptursache sind, weßhalb sie sich nicht insgesammt erheben und ihre Herren vernichten.

In der Nähe stand ein von einem Engländer gehaltenes Hotel, das beste und das schlechteste am Orte, denn es ist das einzige, und hält sich nur durch die Fremden, da die Einheimischen selten Gasthäuser besuchen. Nachdem wir uns einen Augenblick umgesehen, und über der Thüre eine Platte bemerkt hatten, mit der Aufschrift, daß hier „bains chauds“ zu haben seyen, kehrten wir in die Rua d'Ourives zurück, die ganz von Silberschmieden und Juwelenhändlern besetzt ist, und nachdem wir ihr 4 bis 500 Schritte weit gefolgt waren, wandten wir uns rechts und traten ins Komptoir meines Freundes, wo einige Bekannte desselben in ein politisches Gespräch über die Abdankung des Kaisers und den Zustand des Landes verwickelt waren, aus dem ich vernahm, daß zwei auf Kosten des Kaisers in Frankreich erzogene Mulatten an der Spitze der republikanischen Partei stünden, die indeß sehr schwach sey. Dieß mochte wahr seyn, wenn aber die Schilderung der Soldaten richtig ist, wie sie einer der Anwesenden auf meine Frage: ob die einzelnen vorgefallenen Kämpfe blutig gewesen seyen, gab, so bedarf die republikanische, oder vielleicht eher die Mulattenpartei, keine große Stärke, um den Sieg davon zu tragen, denn jene Antwort lautete: „blutige Kämpfe! hundert gute Soldaten können die Stadt zu jeder Zeit einnehmen, fünfzig schwarze Spitzbuben können ungehindert durch die Stadt rennen und die Weiber niedermetzeln, während die Soldaten in die Häuser rennen und die Thüren zuschließen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Wörterbuch der französischen Akademie.

Die französische Akademie hat so eben ihr Wörterbuch der französischen Sprache beendet, von welchem die letzte Auflage im Jahre 1762 erschien. Sie ist in der That die letzte, welche von der Akademie anerkannt wird, und es hieße sich sehr täuschen, wollte man die neuern Ausgaben, welche sich mit dem Titel des Wörterbuchs der Akademie schmücken, als das Resultat der ausdauernden Studien betrachten, denen sich diese ausgezeichnete Gesellschaft seit mehr als 50 Jahren hingegeben hat, um ihr Wörterbuch mit dem gegenwärtigen Zustande der Kenntnisse, und hauptsächlich mit den neuesten politischen Institutionen in Einklang zu bringen, welche auf die große Kunst der Rede so großen Einfluß gehabt haben.

Gleich nach Bekanntmachung der Ausgabe von 1762 beschäftigte sich d'Alembert, der beständige Sekretär der Akademie, und Marmontel, sein Nachfolger, mit den Vorarbeiten zu einer neuen Ausgabe, indem sie eine Menge Zusätze und Verbesserungen in ein durchschossenes Exemplar niederschrieben.

Als die Revolution ausbrach, wurden die gelehrten und literarischen Gesellschaften aufgelöst. Ein Gesetz vereinigte ihre Dotationen mit den öffentlichen Domainen, und somit ward das Wörterbuch der französischen Akademie Nationaleigenthum. Man suchte sofort aus dieser sonderbaren Konfiskation Nutzen zu ziehen. Ein Dekret des Konvents befahl: „Das mit Marginalnoten versehene Exemplar soll den Buchhändlern Smith, Maradan u. Komp. zugestellt werden, damit diese unter Mithülfe Sachverständiger eine neue vollständige Ausgabe veranstalten könnten.“

Diese neue Ausgabe erschien im Jahre 1798; allein die französische Akademie weigerte sich, eine Arbeit anzuerkennen, an der sie so geringen Theil hatte, und die überdieß die Spuren der Eile und der Nachlässigkeit an sich trug. Die von den Buchhändlern gewählten Gelehrten mußten sich beeilen, dem Dekrete so bald als möglich zu entsprechen. Allein eben dieses Gehorsams wegen wurden sie den Regeln des Geschmacks und der Sprache häufig ungetreu. Aus dem auf der Bibliothek des Instituts hinterlegten Exemplar kann man ersehen, mit welcher Anmaßung jene Revisoren die trefflichen Artikel aus der Feder der beständigen Sekretäre Duclos und d'Alembert verwarfen, und wie sie dafür eine Menge mittelmäßiger, oft fehlerhafter Artikel hinzugefügt haben, durch welche das ganze Werk entstellt ward.

Gleichwohl ist das auf solche Weise verstümmelte Wörterbuch der Akademie noch immer die einzige allgemein anerkannte Autorität, trotz der Konkurrenz so mancher geschätzten Lexikographen, welche um die Gunst des Publikums mit ihm wetteiferten. In der Grammatik gilt es als Regel, in der Jurisprudenz als Gesetz. Auch ward es seither häufig neu aufgelegt. Ein solches Vertrauen in die erste literarische Gesellschaft der Nation ist die sicherste Gewährleistung des Erfolgs, der die neue, mit größter Gewissenhaftigkeit bearbeitete Ausgabe erwartet.

Kaum war nämlich die französische Akademie wieder constituirt, so unternahm sie die Umarbeitung ihres Wörterbuchs. Diese Arbeit hat jetzt ihr Ende erreicht, Dank dem ausdauernden Eifer derjenigen, welche damit beauftragt waren. Die kenntnißreichen Männer, welche nach einander das Amt eines beständigen Sekretärs seit Errichtung des Instituts versahen, wie Morellet, Suard, Raynouard, Auger, Andrieux und Arnault, haben, gleich ihren Vorgängern, die Wichtigkeit der ihnen aufgetragenen Aufgabe eingesehen und derselben mit eben so viel Sachkenntniß als Eifer entsprochen.

Ueberdieß ward eine permanente Kommission aus sechs der kenntnißreichsten Mitglieder im grammatikalischen und lexikographischen Fache zusammengesetzt, welche das System der Redaktion erörterte und festsetzte, und die einzelnen Theile dieser unermeßlichen Arbeit durchsah. Nicht zufrieden mit dieser an sich schon sehr strengen Revision, unterwarf die Akademie jeden der einzelnen Artikel noch einer letzten Durchsicht in ihren Hauptsitzungen, wo die von der Kommission oder dem beständigen Sekretär gemachten Zusätze und Abänderungen nach reifer Ueberlegung gebilligt, abgeändert oder verworfen wurden.

Man wird sich nicht darüber wundern, daß die Akademie so viele Jahre zur Umarbeitung und Beendigung ihres Wörterbuchs brauchte, wenn man bedenkt, wie viele Zeit die Prüfung jedes einzelnen Artikels und die Wichtigkeit gewisser Wörter, als z. B. Freiheit, Recht, Verfassung rc., bedurfte, von denen oft jedes eine volle Sitzung in Anspruch nahm, wobei wir noch bemerken, daß über jede Specialität die Diskussion stets von den geeignetsten Männern geführt wurde.

So z. B. zwischen Pastoret, Dupin, Royer Collard, Ségur, Daru über Jurisprudenz, Gesetzgebung, Administration und Diplomatie; zwischen Andrieux, Jouy, Villemain, Feletz, Campenon, Lacretelle, Etienne, Arnault rc. über Grammatik und die Feinheiten der Sprache; zwischen Cuvier, Raynouard, Cousin, Droz rc. über Gegenstände der Wissenschaft, Erziehung und Philosophie. Ueberdieß hat die französische Akademie hinsichtlich der Revision solcher Artikel, welche außerhalb ihrer speciellen Attributionen lagen, die ausgezeichnetsten Mitglieder anderer Akademien zu Rathe gezogen: für Ausdrücke der Physik, der Mathematik und der Astronomie: Fourier und Biot; für Chemie Thenard; für Marine Rosset und Roussin; für Naturgeschichte den berühmten Cuvier; für Archäologie und Numismatik Mongez; für Architektur Huyot und Vaudoyer; für Malerei und Skulptur Quatremère de Quincy und Guérin; für Musik Catel und Berton.

Das Resultat des Zusammenwirkens so außerordentlicher Kräfte wird demnächst dem Publikum vorgelegt werden. Das Wörterbuch der französischen Akademie ist seit dem September 1834 beendet, und wird mit Anfang Julius 1835 bei den Brüdern Didot erscheinen.

Chronik der Reisen.

Ein Besuch auf Island über Tronyem (Drontheim).

(Schluß.)

Am ersten August trat der Reisende mit seiner Gesellschaft den Weg nach den Geysern an: acht Männer und 26 Pferde, von denen 16 zum Reiten (acht zum Wechseln), und die übrigen zehn als Packpferde verwendet wurden, von welchen letztern ebenfalls fünf in Reserve blieben. Der Transport geschieht durch die ganze Insel auf Saumrossen, denen man Körbe überhängt, in welche das Gepäck gelegt wird. Damit das Thier nicht wund gedrückt werde, legt man ein Stück frisch ausgestochenen Rasen unter die Körbe. Die Gegend war, einige Gebirgsschluchten ausgenommen, nichts weniger als malerisch, sondern traurig und öde. In Thingvalla schliefen die Reisenden in der Kirche, einem seltsamen Gebände, das früher als Bibliothek gedient zu haben schien. Herr Barrow zeichnete die Gattin des Geistlichen mit ihrer phantastischen Mütze und dem herrlich gearbeiteten, von Bauern der Insel verfertigten Silbergürtel, und machte ihren Gatten durch ein Glas Branntwein höchst glücklich. In Thingvalla wurde früher der Althing oder die Generalversammlung der Nation unter freiem Himmel gehalten. Später errichtete man ein Gebäude von Lava zu diesem Zweck, und endlich wurde die Versammlung nach Reikiavik verlegt. Um den Versammlungsplatz stehen einige junge Birken, was der Verfasser als eine Seltenheit anführt. Von dem Geyserdistrikt gibt der Reisende umständliche Nachricht, denn er hielt sich einige Tage daselbst auf, und verließ ihn nicht eher wieder, als bis er seine Neugier vollkommen befriedigt hatte. Der große Geyser war seit einiger Zeit ruhig, ein kleinerer aber wurde in Thätigkeit gesetzt.

„Unsere Aufmerksamkeit, sagt Herr Barrow, wurde durch den Umstand angeregt, daß unsere Führer große Stücke Erde und Rasen ausstachen und in die Mündung warfen. Sie schienen den Berg dadurch zu einer Eruption herausfordern zu wollen, und da uns nichts erwünschter seyn konnte als eine solche Erscheinung, so halfen wir treulich mit. Bald darauf stieg auch in der That eine Säule von Schlamm und Wasser, so schwarz wie Dinte, nebst Fragmenten des hineingeworfenen Rasens bis zu einer Höhe von 60 bis 70 Fuß acht oder zehn Minuten lang empor, worauf sie sich senkte und das Wasser in den Schacht zurückfloß, wo es wie vorher ruhig in der Tiefe blieb. Die emporgeworfenen Stücke Rasen fielen wieder in den Krater zurück.

Eine norwegische Magd, welche Einer von der Gesellschaft mitgenommen hatte, war nicht minder als wir selbst begierig, einen Ausbruch des großen Geysers mit anzusehen. Sie blieb deßhalb fast jede Nacht wach, und trat endlich eines Morgens um drei Uhr plötzlich in unser Zelt, um uns mit der Nachricht zu wecken, daß das schon am Tage zuvor vernommene, jetzt immer stärker werdende unterirdische Geräusch und der heftig ausgestoßene Dampf einen Ausbruch erwarten lasse. Wir waren augenblicklich auf den Beinen, und sahen an Ort und Stelle angelangt einige unbedeutende Auswürfe, denen bald urplötzlich eine gewaltige Dampf- und Wassersäule von 70 bis 80 Fuß Höhe folgte."

Auf dem Rückwege besuchte der Reisende das Kollegium von Bessestad, in welchem sich 40 Studenten befinden, und das die einzige Anstalt dieser Art auf Island ist. Für die Bequemlichkeit der jungen Leute scheint nicht besonders gesorgt zu seyn, denn sie schlafen zu zwei oder drei beisammen in Bettstellen, die wie Krippen rings herum an der Wand angebracht sind, und in denen sich mehr Heu als Bettzeug befindet. Von dem, was Herr Barrow über die Literatur Islands sagt, heben wir zum Schluß noch die nachstehende Anekdote aus:

„Jonas Thorlakson, ein ehrwürdiger Geistlicher, Pastor des Kirchspiels von Backa, hatte in seinem siebenzigsten Jahre eine Uebersetzung von Miltons verlorenem Paradies geendet, nachdem früher schon Pope's Versuch über den Menschen von ihm übersetzt worden war. Nur drei der ersten Bücher des verlorenen Paradieses waren von der isländischen literarischen Gesellschaft gedruckt worden, als diese im Jahre 1796 aufgelöst wurde. Das Buch auf eigene Kosten drucken zu lassen, war unmöglich, denn das jährliche Einkommen der beiden Kirchspiele Bägisa und Backa betrug nicht mehr als 30 Reichsthaler (72 Gulden) jährlich, wovon der arme Mann noch einen Gehülfen bezahlen mußte. Ueber diese Armuth spricht er sich selbst in isländischen Versen folgendermaßen aus: „„Seit ich die Welt betrat, bin mit der Armuth ich vermählt; seit siebenzig Jahren drückt sie mich an ihren Busen, und ob wir hier auf Erden noch geschieden werden, das ist nur Dem bekannt, der uns verband.""

Ich kann mich nicht enthalten, den Bericht Herrn Hendersons über seinen Besuch mitzutheilen, den er diesem ehrwürdigen Manne zu Bägisa abstattete. Wir fanden ihn, sagt er, gleich seinen Pfarrkindern, mit Heumachen beschäftigt. Als man ihn von unserer Ankunft benachrichtigte, eilte er, so sehr als sein Alter es gestattete, um uns in seiner schlechten Wohnung willkommen zu heißen. Er führte uns in das niedere Gemach, in welchem er sich mit seinen Uebersetzungen beschäftigte. Die Thür desselben war nicht ganz vier Fuß hoch, und das ganze Zimmer mochte etwa acht Fuß lang und sechs breit seyn. An dem einen Ende stand das Bett des alten Mannes, und dicht an der Thür, einem kleinen zwei Fuß ins Gevierte haltenden Fenster gegenüber, ein Tisch, an dem er zu schreiben pflegte. Auf meine Anrede, daß weder meine Landsleute noch ich selbst es mir würden vergeben können, wenn ich durch diesen Theil der Insel gekommen wäre, ohne ihn zu besuchen, erwiderte er, daß ihm die Uebersetzung Miltons viele vergnügte Stunden gemacht und ihm Gelegenheit gegeben habe, recht oft an England zu denken."

Jedem Menschenfreund wird wohl die Nachricht erfreuen, daß die Noth des würdigen Mannes durch ein Geschenk des Literary Fund gehoben wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 110. 20 April 1835.

Englische Garnisonsstädte in Ostindien.

Monghyr.

Ehe die englischen Eroberungen sich weit hinauf den Ganges ausdehnten, bildete Monghyr, das zur Zeit der Moguls für einen wichtigen Platz galt, eine der Hauptstationen der englischen Armee, denn hier war das Hauptmunitionsdepot, das seitdem nach Allahabad verlegt wurde, und es hatte alle Ehren einer Gränzfeste. Seit jener Zeit ließ man es verfallen, eine geringe Anzahl invalider Soldaten bilden die Garnison der jetzt unbedeutenden Citadelle, die in ein Asyl für wahnsinnig gewordene aus der indischen Armee, und zu einer Niederlage für Militärkleidungsstücke umgewandelt ist, da die Schneider in der Nachbarschaft für sehr geschickt gelten.

Monghyr steht auf einem Felsenvorsprung, der in den Ganges hinein sich erstreckt, welcher hier ungemein breit, und zur Zeit des großen Wassers auch gefährlich zu passiren ist, so daß die Boote nur mit einem günstigen Winde überfahren können. Die Lage ist entzückend, und die Ueberreste der Festung höchst malerisch; die Ebene ist von reich bewaldeten Felsenrücken durchzogen, und auf einigen der günstigsten Stellen haben Europäer ihre palastähnlichen Häuser errichtet, welche den herrlichen Landschaften Bengalens ein prachtvolles Ansehen geben. Die Stadt wo die Eingebornen wohnen, ist unregelmäßig, zum Theil äußerst malerisch, und einige Bazars strecken sich unter dem schützenden Schatten von kleinen Baumgruppen in langen Linien dahin. An dem südlichen und östlichen Thore sind Straßen mit Backsteinhäusern, breit genug, um einen Wagen durchzulassen, der Ueberrest aber besteht aus zerstreuten, meist aus Lehm aufgebauten Wohnungen. Zu Monghyr wird ein bedeutender Handel getrieben mit den Industrie-Erzeugnissen des Platzes, dessen Arbeiter viele Geschicklichkeit besitzen, und Palankine, europäische Wagen und Hausgeräthe auf eine sehr lobenswerthe Weise verfertigen. Unter Aufsicht erfahrener Werkmeister könnten sie vortreffliche Arbeit und zu unglaublich niedrigen Preisen liefern. Ein gut gearbeiteter, mit Schnitzwerk verzierter Armsessel z. B. mit hoher Rücklehne und einem Sitz von feingespaltenem Bambus kostet sechs Rupien (etwa 6 fl. 36 kr.). Die Kleidung für die Armee wird hier gemacht, und namentlich die Schuhe sowohl nach der indischen, als nach der europäischen Form sehr gut gefertigt. Am meisten zeichnen sich jedoch die Eisen- und Stahlarbeiten aus, welche nicht nur die den Eingebornen nöthigen groben Werkzeuge ziemlich gut und äußerst wohlfeil liefern, sondern auch andere Gegenstände sind so wohlfeil als man sie immer nur erwarten kann: Messer und Gabeln 6 Rupien das Dutzend, ein doppelläufiges Gewehr 32 Rupien (35 fl. 12 kr.), eine Büchse 30 Rupien (33 fl.). Bei der Ankunft von Barken sammeln sich eine Menge Verkäufer mit ihren zahllosen Artikeln in der Nähe des Flusses, und es bildet sich alsbald ein kleiner Markt, wo viel verkauft wird, da das alte Vorurtheil der Anglo-Indier gegen die in Indien gefertigten Waaren mehr und mehr schwindet.

Das Fort von Monghyr nimmt einen bedeutenden Raum ein, und hat, wenn gleich es in keiner Art mehr einen festen Platz vorstellen soll, doch etwas Imposantes und Malerisches; es ist nicht, wie Allahabad, modernisirt und dem jetzigen Kriegssystem angepaßt worden, sondern hat noch ganz den asiatischen Charakter. Innerhalb der Mauern ist ein ziemlich beträchtlicher freier Platz mit einigen majestätischen Bäumen und zwei Teichen, von denen der größte etliche Akres einnimmt. Die Seite gegen den Fluß hat eine herrliche Aussicht, die nur durch die zwei Bergrücken von Radschmal und Carrackpur beschränkt wird, welche von beiden Seiten sich an den Ganges ziehen.

Außer den Invaliden der indischen Armee befinden sich auch einige europäische Veteranen hier, Pensionäre der Kompagnie, welche jeden Gedanken an Rückkehr in die Heimath aufgegeben und sich resignirt haben, den Rest ihrer Tage in dem Lande zuzubringen, das sie in früher Jugend betraten: sie haben die Wahl zwischen vier Stationen: Monghyr, Buxar, Tschunar und Murschidabad. Das Letztere soll von dem schlechtern Theile der alten Soldaten gewählt werden, die indeß manchmal launisch sind, und häufig wechseln, ehe sie sich das angenehmste Asyl ihrer alten Tage ausgesucht haben. Invalide Offiziere haben eine größere Wahl, und erhalten sehr leicht die Erlaubniß sich aufzuhalten wo sie wollen; sie dürfen aber nicht nach Europa zurück, und ihr Vorrücken hört auf, sobald sie den aktiven Dienst verlassen; indeß sie haben den vollen Sold ihres Ranges, und es ist ein ehrenvolles Auskommen für manche, selbst junge Offiziere, denen Gesundheit oder die Lust fehlt, ferner Militärdienste zu thun. Auch ist mit dem Eintritt in das Invalidenkorps nicht alle Hoffnung erloschen, da mehrere Stabschargen damit verknüpft

sind, die derjenige, welcher einige Verbindung im Hauptquartier hat, leicht erhalten kann. Die invaliden Sipahis *) gehören zu den glücklichsten und zufriedensten Leuten in der Welt. Sie ernten dann den Lohn aller ihrer frühern Mühseligkeiten, und setzen sich nieder zum ungestörten Ruhegenuß mit einem zureichenden Auskommen und mit dem Bewußtseyn einer geachteten Stellung in der Gesellschaft. Der Stand eines Soldaten ist in Indien sehr geehrt, und weit entfernt sich durch die Uniform erniedrigt zu fühlen, ist es vielmehr für einen entlassenen Sipahi die Belohnung eines guten Betragens, wenn ihm gestattet wird, seine Uniform in sein heimisches Dorf mitzunehmen, wo sie nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wird, und ihm die Achtung aller seiner Lebensgefährten sichert.

Bemerkungen über Brasilien.

(Fortsetzung.)

Wir gingen am folgenden Morgen, nachdem wir durch besondere Begünstigung das Museum, **) das sonst nur von 12 bis 2 Uhr offen ist, schon in früher Stunde gesehen hatten, längs der einen Seite des Campo Santa Anna, seit der letzten Revolution Praça d'Acclamação genannt, hin nach der Wasserleitung. Als wir durch einige Straßen gegangen, die bei weitem nicht so frequent waren, als die Rua d'Ouvidor und Rua direita, kamen wir unter jenen Theil dieses großen Werkes, der über ein zweihundert Metres weites Thal auf zwei Reihen Bogen über einander in einer Höhe von achtzig bis neunzig Fuß geführt ist. In den Straßen, durch die wir hier gekommen, bemerkte ich, daß es ein Hauptzeitvertreib der Weiber und zum Theil auch der Männer war, durch die Gitter zu schauen, welche sich aufwärts gegen den Kopf zu öffnen; so konnten sie Alles sehen, während sie selbst ganz gedeckt waren, ausgenommen gegen diejenigen, welche auf derselben Seite der Straße gingen.

Als wir den Hügel gegen den Corcovado hinauf gingen, sahen wir eine Hütte, wobei mein Freund bemerkte: „die Neger die in dieser Hütte leben, bringen ihre Zeit in dumpfer Trägheit zu; ihr Garten liefert ihnen alle ihre Bedürfnisse und selten kommen sie in die Stadt."

„Aber sie müssen doch arbeiten, um den Fleck anzubauen?"

„Kaum. Der Boden ist so fruchtbar, daß sie mit wenig mehr Mühe, als die der Aussaat, eine reichliche Ernte erhalten."

„Aber dieser kleine Fleck kann sie doch nicht ganz ernähren; kann ihnen wohl Früchte und Gemüse liefern, sie brauchen aber auch Brod und Fleisch."

„Sie sehen selten Brod oder Fleisch: nur manchmal Mehl (farinha) oder Tapioka, *) und hiezu bedarf es nur geringer Arbeit, und wenn sie dieß nicht bekommen, so gibt die Banane für Leute von so geringen Bedürfnissen einen hinreichenden Ersatz." Die Banane, die weder Mühe noch Sorgfalt im Anbau fordert, wird so nützlich, als der Weizen selbst. Wenige Monate genügen, um die Frucht aus dem Schooßreis zu ziehen, und man hat nur nöthig, den Boden um die Wurzeln her aufzulockern und zu begießen, und alle ein oder zwei Jahre die Stämme, die schon getragen haben, abzuschneiden. Ist die Frucht noch grün, so liefert sie eine Art Mehl ungefähr wie der Reiß, reif aber schmeckt sie köstlich und ist äußerst nahrhaft. Acht oder zehn große Bananen reichen für einen Mann den ganzen Tag hin. Aus der Frucht zieht man auch einen sehr guten Zucker. Diese in der That schöne Pflanze setzt den Menschen in den Stand, fast ohne Arbeit zu leben, und ihre breiten Blätter schützen ihn gegen die tropische Sonne. Sie wird etwa 12 Fuß hoch, und die Zweige oder Blätter einen Fuß breit und 6 bis 8 Fuß lang. Wenn das Blatt sich zuerst zeigt, so ist es aufgerollt, und hebt sich zwischen den schon ausgebreiteten empor; wenn es reif ist, entfaltet es sich schwertförmig und senkt sich wie die übrigen. Die Frucht erzeugt sich in einer großen konischen oder birnenförmigen Masse am Ende des Stengels, der durch das Gewicht sich gegen die Erde beugt. Diese Masse besteht aus Blättern, die gleich einem Panzer die junge Frucht umschließen. Wenn diese reift, krümmen sich die Blätter zusammen und fallen ab, wo dann ein Kreis von Bananen erscheint, die mit dem untern Ende am Stengel aufsitzen. Auch ein zweiter und dritter Kreis zeigt sich, aber kleiner als der erste, weil des nährenden Saftes weniger ist, und endlich läuft der Stengel in einen Knopf und taube Blüthen aus. Anfänglich ist die Frucht grün, allmählich aber wird sie gelb — ein schönes Königsgelb, das mit dem klaren Maisgrün der Blätter herrlich absticht.

„Auf meinen Gängen durch die Stadt habe ich oft die Farinha gesehen, deren Sie erwähnen, und man sagte mir, sie bilde größtentheils den Lebensunterhalt der Sklavenbevölkerung."

„Nicht nur die Sklaven und die niedere Klasse der Weißen essen dieselbe sehr häufig, sondern sie bildet auch, zu verschiedenen Deserten zugerichtet, ein stehendes Gericht auf den Tafeln der Reichen. Diese Jatropha Manihot ist das große Ersatzmittel für alle Mehlfrucht; sie läßt sich leicht bereiten und aufheben, ohne je durch die Insekten zu leiden."

Wir folgten der Wasserleitung in ihren Windungen den Hügel hinan gegen eine Stunde weit, und kamen an eine aus Rohr und Lehm hart am steilen Abhang gebaute Hütte. Vor der gegen die Wasserleitung sich öffnenden Thüre lagen zwei Männer auf dem Boden, und ließen, den Ellbogen auf die Erde gestützt, den Kopf in der Hand ruhen. Sie waren achtlos, schläfrig und faul. Neben ihnen lagen zwei oder drei Hunde, ihre langen Vogelflinten und ihre Messer. Ein dritter lehnte an der Hütte, hielt mit der linken Hand eine Pfeife hinaus, während er mit der rechten den linken Ellbogen stützte. Etwas jenseits der Hütte waren zwei an den Knöcheln an einander gefesselte

*) In neuern Zeiten fängt man zum Theil an, diese richtige Schreibart statt Seroys anzunehmen.

**) Das Materialienkabinet ist gut, vielleicht so gut als eines in Amerika, was Metallstücke und kostbare Steine betrifft. Die Vögel sind schlecht präparirt, meist ohne Augen, und liegen zum Theil auf der Seite; die Kuratoren waren damals (1831) beschäftigt, sie nach Cuvier zu klassificiren. Die indianischen Merkwürdigkeiten sind zahlreich, und einige Kriegskleidungen, die aus Federn von den glänzendsten Farben zusammengesetzt waren, in der That prächtig.

*) Auch weißer Sago genannt, eine mehlartige Substanz aus der Jatropha Manihot.

Sklaven, welche den Weg rein kehrten; sie waren, ein um die Lenden gebundenes Stück blauen Baumwollenzeug abgerechnet, völlig nackt. Ihre Herren trugen weite Hosen von ungewisser Farbe, und Hemden, die einst weiß gewesen waren, allein durch nachlässiges oder ganz unterlassenes Waschen ein rauchizes Gelb angenommen hatten. Sie trugen weder Mütze noch Schuhe, einer der liegenden jedoch hatte seine Zehen in einem Paar Pantoffeln stecken. Als wir näher kamen, mußten wir fast über seine Füße steigen, die er kaum wegzog.

„Sie möchten wohl kaum errathen, daß dieß die Polizeiwachen sind, um allenfallsige Räubereien von entlaufenen Sklaven zu hindern, die sich gern in diesen Bergwald flüchten, und jeden Versuch sie einzufangen, vereiteln.“

Als wir an dem „Casa da Agua“ fast zwei Stunden von der Stadt anlangten, beschlossen wir auszuruhen. Diese Casa da Agua ist ein bedecktes Bassin, von dem aus das Wasser in einer schmalen Rinne den Berg hinabläuft. Eine in die Mauer eingefügte Platte trägt die Jahrszahl 1744, wo das Werk begonnen, und die Zahl 1807, wo es ausgebessert wurde. Gerade über der Casa da Agua ist ein breiter Fels mit mehreren Aushöhlungen, die durch winzige Rinnen aus der Hauptleitung mit Wasser gefüllt sind. Die Felsen erheben sich fast perpendikular um diese Stelle, die vollständig im Schatten liegt; auch ist die Luft von Wohlgerüchen erfüllt, und so ruhten wir, da es schon ziemlich spät war, hier aus, ohne den Corcovado zu ersteigen, der noch etwa 1000 Fuß über uns lag, und nur auf einem langen mühsamen Umwege zu ersteigen war.

(Fortsetzung folgt.)

Doktor Robert Morrison.

Nekrolog. *)

Robert Morrison wurde am 5 Januar 1782 zu Morbeth geboren, und war von sieben Kindern (4 Söhnen und 3 Töchtern) das jüngste. Um das Jahr 1785 zogen seine Eltern, achtungswerthe Handwerksleute, nach Newcastle, wo Robert von seinem Oheim, einem ehrlichen Schulmeister, lesen und schreiben lernte. Seine Erziehung erhielt er zwar unter unmittelbarer Aufsicht und im Hause seines Vaters, allein sein religiöser und intellektueller Charakter bildete sich durch die Predigten der Geistlichen der schottischen Kirche und den katechetischen Unterricht, und unter der besondern Bemühung des Herrn Laidler, eines presbyterianischen Geistlichen, von dem der junge Morrison den ersten Unterricht im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen, in der systematischen Theologie und im Schreiben mit Abkürzungen erhielt.

Im Jahre 1802 starb seine Mutter, und im Januar 1803, bald nach Antritt seines 21sten Jahres, kam er in die Hauptstadt, wo er als Studirender in die Academie zu Hoxton aufgenommen wurde. Hier blieb er bis zum Mai 1804, wo er von der Londoner Missionsgesellschaft als Missionär angenommen und in deren Seminar nach Gosport geschickt wurde, um dort unter der Oberaufsicht des Herrn David Bogue für seinen künftigen Beruf gebildet zu werden.

Im Sommer des Jahres 1806 kehrte er nach London zurück; da er sich China zum Wirkungskreise für seine Missionsarbeiten außersehen hatte, so machte man ihn zum Lehrer eines jungen Chinesen, Namens Yong-Sam-Tae, mit dessen Hülfe und durch die Uebung in Bildung chinesischer Buchstaben, die er sich durch das Abschreiben zweier chinesischer Manuskripte verschaffte, er bedeutende Fortschritte in der Ausbildung für sein Unternehmen machte. Nächst der Kenntniß in der chinesischen Sprache hatte er sich auch einige in der Medizin und Chirurgie und in der Astronomie erworben.

So ausgerüstet wurde er, dem Gebrauch der schottischen Kirche gemäß, am 8 Januar 1807 in derselben feierlich als christlicher Missionär unter den Chinesen ordinirt; am 31 schiffte er sich nach China ein, und langte über Amerika am 4 Septbr. 1807 zu Macao an.

Nach seiner Ankunft an diesem letztern Orte erhielt er eine Wohnung in der Faktorei der amerikanischen Agenten Mill und Bull, wo er das Studium der chinesischen Sprache fortsetzte und sich auch chinesische Kleidung anschaffte, die er jedoch in der Folge wieder ablegte, weil er gewahr wurde, daß dieß denen, die er dadurch zu gewinnen hoffte, mißfällig war. Die ersten 16 Monate seines Aufenthalts verflossen ihm sehr unangenehm unter manchen Beschwerden und Entbehrungen; er brachte den Tag mit seinem chinesischen Lehrer hin, studirte und schlief in einem unterirdischen Gemache, that auf alle geselligen Vergnügungen mit seinen Landsleuten Verzicht, und speis'te sogar bei dem Chinesen, der ihm die Sprache lehrte.

Gegen Ende des Jahres 1808 benachrichtigte er die Missionsgesellschaft, daß er eine chinesische Grammatik vollendet habe, daß sein Wörterbuch derselben Sprache täglich mehr anwachse, und daß sein Manuskript des Neuen Testamentes zum Theil zum Druck bereit liege. Dennoch stand er an, es unter die Presse zu geben, bevor er sich nicht noch vertrauter mit der Sprache gemacht habe, damit seine Arbeit nicht übereilt und unvollkommen erscheinen möge.

Am 20 Februar 1809 verheirathete er sich mit Miß Mary Morton, einem jungen Frauenzimmer von 18 Jahren, der Tochter John Mortons, Oberwundarzt in der irländischen Artillerie, der nach der Vermählung in des Königs Dienst nach Ceylon ging, wo er gegen sieben Jahre blieb, und dann auf seiner Rückkehr nach England seine Familie in China besuchte. Am Tage nach seiner Vermählung erhielt Morrison die Nachricht, daß die Superkargos der ostindischen Kompagnie, denen er bei Uebersetzung ihrer chinesischen Korrespondenz wesentliche Dienste geleistet hatte, beschlossen hätten, ihm als ihren Dolmetscher und Sekretär einen Gehalt auszusetzen, ein Beweis, daß er damals für den am besten mit der chinesischen Sprache Vertrauten in der Faktorei galt. Jene Korrespondenz mit den Chinesen war früher mit großen Weitläuftigkeiten und Schwierigkeiten verknüpft gewesen, da sie durch Vermittelung portugiesischer Geistlicher des Kollegiums von St. Joseph geführt wurde, die die verschiedenen Schreiben zuerst ins Lateinische und dann erst, mit Hülfe Eingeborener, ins Chinesische übertrugen.

Dr. Morrison hatte sich mit dem Charakter des Volkes, zu dessen sittlichem und geistigem Vortheil man ihn nach China geschickt hatte, hinreichend genug bekannt gemacht, um, wie er auch in seiner Korrespondenz mit der Missionsgesellschaft sagt, einzusehen, daß den Chinesen auf dem gewöhnlichen Wege durchaus nicht beizukommen sey, daß das Land reisenden Fremdlingen verschlossen, und daß das Predigen des Evangeliums, im gewöhnlichen Sinne des Worts, in China jetzt, und wahrscheinlich für immer, gänzlich unmöglich sey; daß aber dagegen die Chinesen, mehr als irgend eine andere Nation in der Welt, einen literarischen Charakter besitzen, und daß mithin die Presse das mächtige und wahrscheinlich einzige Werkzeug sey, mit welchem das tiefgewurzelte Heidenthum sich mit Erfolg bekämpfen lasse. Zu diesem Hülfsmittel nahm er denn auch seine Zuflucht, und ließ im Jahre 1812 in Canton eine Ausgabe der Apostelgeschichte in der Landessprache, und zwar auf chinesische Weise mit Holzstöcken, drucken.

In demselben Jahre schickte er seine chinesische Grammatik an Lord Minto, dem Generalgouverneur von Indien, um sie in Kalkutta drucken zu lassen; allein die Schwierigkeiten, die sich hier ergaben, scheinen sehr groß gewesen zu seyn, da das Werk erst im Jahre 1815 von der Missionspresse zu Serampur gedruckt erschien. Die dazu erforderlichen Lettern waren vorher in London gegossen worden, und die ostindische Kompagnie trug sämmtliche Kosten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wir glauben dem in Nro. 71 dieser Blätter von d. J. bereits mitgetheilten kurzen Lebensabriß des Dr. Morrison den obenstehenden vollständigern Nekrolog um so mehr folgen lassen zu müssen, als derselbe nicht nur aus dem eigenhändigen Tagebuche des Verstorbenen gezogen ist, sondern auch nähere Nachrichten über die Wirksamkeit der Missionäre enthält.

Sarepta.

Sarepta ist eine kleine Stadt im russischen Reiche; sie liegt ungefähr vierundzwanzig Meilen unterhalb der Stadt Zarizyn am Flusse Sarpa, nahe an seinem Vereinigungspunkte mit dem großen Flusse Wolga. Die Umstände, welche Sarepta ein besonderes Interesse verschaffen, bestehen darin, daß es mitten in der Wildniß und der einsamen Stelle, worauf es steht, sowohl in moralischer als physischer Hinsicht einer Oase gleicht. Man stelle sich in der Mitte der nackten Wüste einen besondern Platz

vor, der bepflanzt und von Menschenhänden fruchtbar gemacht ist; auf diesem Platze steht eine Stadt, von welcher aus der Reisende in jeglicher Richtung Hunderte von Meilen weit gehen kann, ohne eine andere zu finden, die ihr auch nur im Geringsten ähnlich sähe. Anstatt der aus Baumstämmen gebauten und in eine lange Straße der Reihe nach aufgestellten Hütten, wie es in den kleinen Städten und großen Dörfern Rußlands üblich, ist diese Stadt in mehreren kurzen und breiten Straßen angelegt, die alle auf einen schönen großen Marktplatz auslaufen, in dessen Mitte sich ein Springbrunnen befindet; die Häuser, deren einige hoch und für jede Bequemlichkeit eingerichtet sind, sind aus Backstein und Stein gebaut; dabei ist die Vorderseite gewöhnlich mit Gyps überdeckt, und mit Kalk oder gelbem Ocker übertüncht, während vor jedem Hause, wie man es selten in Rußland antrifft, ein kleiner eingehägter Garten mit ausgesuchten Blumen sich befindet. Zugleich sind die Straßen nach der Schnur gezogen, und der Marktplatz mit schönen hohen Pappeln geziert, und Alles trägt bei, dem Reisenden ein hohes Gefühl von der moralischen Schönheit, der Reinlichkeit und Ordnung zu geben, weil sich ein so starker Gegensatz schwerlich anderswo findet. Dieß ist Sarepta. Beim ersten Anblick schien es uns, als sey diese kleine Stadt mit ihren Gärten, Weinbergen und angebauten Feldern plötzlich gerade aus der Mitte europäischer Gesittung in England oder Deutschland weggerissen, und unverändert weit weg in die öde Wildniß verpflanzt worden.

Das in seinen Sitten patriarchalische und ruhige Volk (mährische Brüder) von deutscher Abkunft, welches die Stadt bewohnt, harmonirt in Aeußerm und Charakter vollkommen mit allen Umständen des Ortes und dem Eindrucke, den diese auf Einen machen. Bei Tage sieht man so wenige Menschen auf der Straße, daß die Stadt beinahe verlassen scheint; diejenigen aber, welche hie und da und gegen Abend erscheinen, wenn sie hinaus spazieren gehen, oder an ihren Thüren sitzen, sind auf einfache Weise reinlich und sauber, aber in ihrem Aeußern dem Auge ungefällig gekleidet. Von Mode hört man hier nie, und wahrscheinlich schwanden lange Jahre dahin, seit der Schnitt ihrer Kleider auch nur die geringste Abänderung erhielt. Trunkenheit ist unter ihnen unbekannt, und von Ausbrüchen wilder Leidenschaften hört man selten; in ihrem Handel sind sie auf Tausende von Meilen herum die Einzigen, die als ersten Preis keine Summe nennen, welche diejenige überstiege, die einen vernünftigen Nutzen bietet. Wir merkten dieß anfangs nicht, und da uns gewöhnliche und theure Erfahrung die Nothwendigkeit der Ermäßigung des erst angegebenen Preises gelehrt hatte, so wollten wir eben das Nämliche beim Einkaufe einiger Messerschmiedwaaren in Sarepta thun, als man uns ruhig, aber bestimmt bemerkte, daß die Preise stets mit voller Berücksichtigung dessen festgesetzt würden, was man sowohl dem Verkäufer als dem Käufer schuldig sey, und daß dann nie eine Aenderung statt finde.

Man sagte uns, die Bevölkerung des Platzes betrage 400, und habe 500 Menschen nie überschritten. Nach den vergleichungsweise einsamen Straßen zu urtheilen, möchte der Reisende Anstand nehmen, die Zahl der Einwohnerschaft auch nur für so groß zu halten, wenn ihm nicht der Sonntag eine Gelegenheit darböte, beinahe die ganze Bevölkerung zu beobachten, wie sie sich in ihre saubere und geräumige Kapelle begibt, die Frauen in ihren einfachen leinenen Kleidern, mit sonderbaren, aber nicht übel anstehenden kleinen weißen Hauben, und die Männer in ihren Feierkleidern mit roth beschnittenen Büchern unter ihren Armen. So lange sich keine solche Gelegenheit zeigt, die Zahl der Hände zu zählen, welche einem Grundsatz gehorchen, der den Müßiggang als ein Verbrechen betrachtet, und vielleicht so lange man ihre Verrichtungen nicht in genauen Augenschein genommen, kann man sich keinen Begriff machen von der Thätigkeit, welche in dieser kleinen Kolonie herrscht. In diesem abgelegenen und ruhigen Orte herrscht fortdauernd eine große Geschäftigkeit, ohne daß irgend ein Lärm oder Tumult deren Vorhandenseyn zu erkennen gibt. Die Manufakte dieser kleinen Stadt werden im ganzen russischen Reiche wegen ihrer dauerhaften und vorzüglichen Arbeit sehr geschätzt, und man kann sie in den Läden von Moskau und Petersburg als „sehr empfohlene" Artikel finden. Es gibt hier Mühlen, Branntweinbrennereien, Gerbereien u. s. w., und während alle Handwerke in Thätigkeit sind, betreibt man auch wichtige Manufakturen in Seide, Baumwolle und leinenen Strümpfen, Lichtern, Seife, Schnupftabak; auch verfertigen sie eine besondere Art Hauben von gefärbter Baumwolle, nach welchen unter den Weibern der donischen Kosaken große Nachfrage herrscht. Der von diesen betriebsamen und würdigen Herrnhutern bewohnte Ort ist von der Natur wenig begünstigt; nichts desto weniger gewann die Sorgfalt und Geschicklichkeit des Menschen, und die Kraft der Industrie, diesem widerstrebenden Boden bebaute Felder, reiche Wiesen, Wein-, Obst- und schöne Ziergärten ab. Diese liefern, außer Korn, die meisten Frucht- und Gemüsearten; auch wird Tabak gebaut, der zugleich mit wenig Wein und etwas mehr Branntwein, den sie aus dem Ertrag ihrer Weinberge bereiten, vortheilhafte Handelsgegenstände liefert. Aus ihren Trauben ziehen sie auch einen Syrup, den sie statt des Zuckers verwenden. Außer ihren eigenen Manufakturen und Produkten kann man in ihren Waarenhäusern Artikel aus entfernten Ländern finden; doch konnte man hier nur ächte Artikel sehen — denn man gibt nichts für etwas Anderes aus, als was es ist. So konnte man englische Messerschmiedwaaren um einen Preis bekommen, der, mit Berücksichtigung der Entfernung, jedem als außerordentlich niedrig auffällt; jedoch konnte man keine gemeinen Metallwaaren, die in Rußland nach englischen Mustern verfertigt und mit englischen Namen gestempelt werden, in der Stadt sehen, weder zum eigenen Gebrauche der Einwohner selbst, noch zum Verkaufe der Fremden.

So ist Sarepta, schön und würdig ausgestattet mit allen einfachen Schönheiten und Zierden der Civilisation; nur wenig klebt ihm von den Verbrechen und den Uebeln an, die nur allzu oft die Wohnungen civilisirter Menschen verunzieren. Allein ein Gang von 10 Minuten aus dem Mittelpunkte Sarepta's führt den Reisenden in die Wüste, wo der Boden unter seinen Füßen knackt, und von den wohlgebauten und bequemen Häusern europäischer Civilisation zu den dunkeln Zelten der Kalmüken und den fremden Gesichtszügen eines ganz andern und barbarischen Menschenstammes. Die Sprache vermag die Wirkung nicht auszudrücken, die ein so enges Beisammenseyn so vollständig verschiedener menschlicher Wesen und geselliger Formen auf den Geist eines Fremden macht, und diese Wirkung ist darum um so stärker, weil jemand, der nach Astrachan reist, die Lagerplätze der Kalmüken zum Erstenmal in der Nachbarschaft von Sarepta antrifft; die Stärke des Gegensatzes ist daher nicht geschwächt durch eine vorausgegangene Vertrautheit mit diesem merkwürdigen Volke und seiner Lebensweise. Eine der drei großen Horden, in welche es getheilt ist, kommt während der Sommermonate häufig in die Nachbarschaft von Sarepta, und hatte sich daraus noch nicht ganz wieder entfernt, als wir in der Stadt anlangten.

Der Raum erlaubt uns nicht, die Geschichte von Sarepta ausführlicher zu berühren. Da der Wunsch der mährischen Brüder, sich den Kalmüken nützlich zu machen, bekannt war, so erließ die Kaiserin Katharina im Jahre 1764 ein Edikt zu ihren Gunsten, und drückte ihren Wunsch aus, sie möchten eine Niederlassung an den Ufern der Wolga gründen. Die „Brüder" nahmen den Vorschlag freudig an, und im folgenden Jahre begaben sich fünf von ihnen aus Deutschland nach St. Petersburg, und von hier an die Ufer der Wolga, wo sie mit Beihülfe einiger Russen die nothwendigen Gebäude zu errichten, den Boden zu bebauen und in ihren Gewerben zu arbeiten anfingen. Die Ankunft neuer Abtheilungen von „Brüdern" und „Schwestern" in den folgenden Jahren vermehrte nicht nur die Zahl der Einwohner, sondern machte es in kurzer Zeit zu einem sehr blühenden Orte; einige Jahre später trug die Entdeckung einer Mineralquelle ungefähr fünf Meilen von der Stadt noch mehr zu seinem Gedeihen bei. Die Niederlassung wurde im Jahre 1774 in Folge der Empörung der Kosaken des Urals auf einige Zeit aufgelöst, und vor noch nicht vielen Jahren ward ein Theil der Stadt durch eine Feuersbrunst zerstört, ein Unglück, von dessen Wirkungen es sich zur Zeit unsers Besuchs noch nicht erholt hatte. Die Kalmüken in ihrer Nachbarschaft betrugen sich von Anfang an mit großer Artigkeit, Achtung und Freundlichkeit, und schon in den ersten Zeiten erließen ihre Khans eine Verordnung zur Regelung des Betragens ihrer Unterthanen rücksichtlich des zu ihrer Niederlassung gehörigen Landes. Die Versuche der Kolonisten, die Wohlthaten des religiösen Unterrichts auf die Kalmüken auszudehnen, schlugen fehl, und man ist nun seit mehrern Jahren von diesem Bemühen abgegangen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 111. 21 April 1835.

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

Von Dr. W. F. Dahl, einem Russen.

Nicht sowohl über die Literatur meiner Landsleute in den gebildeten Ständen will ich gegenwärtig einige Worte reden, als vielmehr über die eigne Schriftstellerei des russischen Bauern, des gemeinen Mannes; über eine Erscheinung, die bisher beinahe gänzlich unbeachtet blieb, obschon sie ohne allen Zweifel in vielfältiger Rücksicht mehr Aufmerksamkeit verdiente, als so manche Erzeugnisse unserer schönen Literatur der gebildeten Stände: diese ist und bleibt doch immer nur eine unreife Frühgeburt, die, von ausländischem Samen erzeugt, nur in unsteten, unheimischen, verkümmerten Gestalten einherschwankt, unmittelbar nach ihrer Geburt schon dem baldigen Tode entgegenblickend.

Diese Treibhäusler sind es nun, die, mit russischen Lauten und Worten fremde Zungen redend, dem Eingebornen fremd bleiben, wie das Englische der Cantonschen Chinesen einem jeden Engländer unverständlich ist, bis die Macht der Gewohnheit ihm die Töne verdolmetscht: allein eigen sind sie ihm nicht. Unter allen schönen Künsten ist die Poesie diejenige, welche nicht ohne einen hohen Grad von Volksthümlichkeit blühen kann. Farben, Töne und Marmorbilder sprechen die Sinne eines jeden an: einerlei, ob der Beobachter und der Künstler sich gegenseitig durch beide gleich heimische Kehllaute verständigen können, oder nicht; genug, das Kunstwerk spricht die Sinne mächtig an. Nicht so ist's mit der Dichtkunst; soll sie hinreißen und gewinnen, soll sie trösten und rathen, mit Einem Wort, soll sie seyn, was sie seyn sollte, so muß der Dichter der Sprache mit allen ihren wunderbaren und räthselhaften Eigenthümlichkeiten, ihren unbezwinglichen, eigensinnigen, gesetzlosen Eigenheiten mächtig seyn, damit das Kunstwerk nicht nur dem Geiste, sondern auch selbst dem Tone nach, seine Leser in eine ihnen naheverwandte, sie mächtig ansprechende Ideenwelt hinübertrage.

Die meisten Schriftsteller sahen dieses mehr oder weniger ein; manche strebten zu erreichen, was sie dunkel ahnten; dieses veranlaßte zeither ein Treiben und Wogen in unserem literärischen Binnenmeer, wo doch nur wenige einzelne Lichtblicke das sich höher emporhebende Wellenhaupt bezeichnen. Unter diese gehört unbezweifelt das dramatische Erzeugniß, dessen Schöpfer unter meuchelmörderischen Dolchstichen des Orients fiel; ein Werk, welches vor dem Drucke schon durch unzählige Abschriften *) unstreitig das am meisten in Rußland verbreitete Buch war.

Unser gefeierter Fabeldichter ist meines Erachtens der einzige sich in allen seinen Schriften als Russe treubleibende Künstler. Der unsterbliche Verf. Ommalat-Beg's würde vielleicht vor allen andern dasjenige erreicht haben, was uns bisher fehlte, würde eigen, volksthümlich und unübersetzbar geworden seyn, wenn das ganze Wesen, der Geist und der Sinn dieses bisher unerreichten Prosaikers nicht unvertilgbare Spuren von der Hand eines Ausländers, Lehrers oder Erziehers, an sich trüge: Marlinski schreibt eben so schön und geläufig Französisch als Russisch. Dieses ist, glaube ich, der Schlüssel zu der sonderbaren Erscheinung, daß seine Werke das Ansehen einer Uebersetzung haben; daß der Leser bisweilen von Gallicismen, dem Style sowohl, als dem Geiste nach, aufgehalten und entzaubert wird; und zwar um desto mehr, je abenteuerlicher solche Einzelnheiten gegen das sonst so schön gehaltene Ganze kontrastiren. Der Verfasser des ewigen Knochenmanns, der uns in seinen drei Bändchen wunderbare und köstliche Bruchstücke aus der russischen Vorzeit gegeben hat, befriedigt den eigentlichen Russen dennoch nicht; das Werk, dessen Hauptcharakter Nationalität seyn soll, zeigt im Geist und in der Anlage des Romans selbst etwas Fremdes, trotz der meisterhaften Einkleidung, die bisher keinen Nebenbuhler zu fürchten hatte.

Die benannten Schriftsteller sind bei weitem die einzigen nicht, die sich in der volksthümlichen Schriftstellerei ihres Volks versucht haben. Frägt man aber, weßhalb unsere Literatur diese beklagenswerthe Richtung genommen hat, warum sie auf einen so unnatürlichen Weg gerathen ist; so möchte ich entgegnen: weil mit der neuen Hauptstadt, die auf erobertem, nicht heimischem Boden nach fremden Mustern erschaffen ward, sich auch über die neuen Bewohner derselben, und mithin über den gebildetern Stand, ein Geist der Nachahmung verbreitete; Selbstständigkeit aber nur erscheinen kann, sobald Kultur, Kunst und Wissenschaft auf diesem, einmal eingeschlagenen Wege ihre Muster erreicht haben werden; denn übertreffen können sie dieselben wohl nie.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man will berechnet haben, daß Gribojedow's Werk, betitelt: „Unglück durch Bildung" über 40,000 Abschriften erlebt hat.

Bemerkungen über Brasilien.

(Fortsetzung.)

Am Abend, wo ich die Oper besuchte, wurde die Italienerin in Algier gegeben, und zwar auf eine vorzügliche Weise, mit Begleitung eines vollen guten Orchesters. Die Gesellschaft bestand aus Italienern, welche Don Pedro hatte kommen lassen. Das Theater enthält 112 Logen, ohne die der Bühne gegenüber befindliche kaiserliche Loge zu rechnen; das Parterre ist sehr groß, die Sitze gleich Armstühlen von einander getrennt, zum Theil auch gesperrt. Der Souffleur ist vor der Bühne auf eine so auffallende Weise placirt, daß die dramatische Illusion größtentheils verloren geht; er sitzt in einer Loge, die etwa zwei Fuß über die Bühne hervorragt, und ihn verbergen soll, diesem Zwecke aber sehr schlecht entspricht, denn wie seine Augen den Zeilen des Buchs folgen, wendet sich sein gewöhnlich mit einer weißen netzartigen in eine Quaste auslaufenden Mütze bedeckter Kopf von einer Seite zur andern, und manchmal erhebt sich seine Stimme über die der Schauspieler, so daß diese nur zu gestikuliren scheinen, während er liest. Das Haus ist schwach erleuchtet mit trüben Talglichtern. Eine Anzahl schwarzer Soldaten, die im Parterre verbreitet sind, erhält die Ordnung aufrecht. Das Haus war sehr voll, was ein günstiges Vorurtheil für den musikalischen Geschmack der Brasilianer erweckt. Die Damen, meist in europäischer Modetracht, trugen ihre Haare in Zöpfen hoch auf dem Scheitel und mit künstlichen aus Federn verfertigten Blumen verziert, die in den Klöstern gemacht werden. Auch Juwelen werden häufig getragen. Ich sah manche dunkle Augen, lebhafte Gesichter, hübsche Formen, doch möchte ich die ziemlich stark brünette Damenwelt nicht schön nennen, da die meisten Gesichter einen gedankenlosen Ausdruck hatten. Im Parterre waren keine Frauen, Neger aber und Weiße durch einander gemischt.

Nach dem Theater gingen wir ins Kaffeehaus, wo Schwarze und Weiße, lustig und lärmend, mit einander aßen und tranken, wie es schien, auf ganz gleichem und vertraulichem Fuße.*) Wir begaben uns in ein kleines Zimmer, wo mehrere Herren sich mit Limonade, Orgeade und ähnlichen Getränken erfrischten. Die Brasilianer sind ein mäßiges Volk, trinken selten Abends, und beschränken sich in ihren Libationen auf Wein, und zwar Portwein, von dem jährlich 32,000 Pipen oder 4,640,000 Gallons verbraucht werden. Der Einfuhrzoll beträgt nur 6 Dollars von der Pipe.

Eines Morgens früh setzten wir uns in eine Caleça, um nach dem botanischen Garten zu fahren. Die Caleça ist eine Art Chaise, die vorwärts der Achse zwischen ein Paar mächtigen plumpen Rädern hängt, die, nicht im besten Geschmack, bemalt und vergoldet sind. Ein Vorhang von Leder schützt die Damen vor den Blicken der Bewunderer und die Herren vor dem Staub, wenn sie sich um die umgebende Landschaft nichts kümmern. An dieses Fuhrwerk werden zwei Maulthiere neben einander angespannt, eines zwischen der Gabel, das andere außerhalb dient dem Calecero mit seiner grotesken Livrée und seinen großen Stiefeln zum Reiten. Obgleich ein Lohnkutscher, trägt er doch eine Uniform, die manchmal aus einem grünen Oberrock mit rothen Umschlägen und weißen Stahlknöpfen, bei andern aus einem blauen Oberrock mit gelbem Kragen und Aufschlägen besteht; bewaffnet mit einer schweren Peitsche, besteigt er seinen kleinen Sattel, und treibt nun alsbald die Maulthiere mit Sporen und Peitsche an. Wider Erwarten zeigte sich unsere Kalesche als ein sehr bequemes und leicht gehendes Fuhrwerk, denn wir legten in Einer Stunde über zwei Stunden Weges zurück.

Nachdem wir durch mehrere Straßen gekommen, gelangten wir zur Stadt hinaus auf die Praya do Flamingo, wo wir eine herrliche Aussicht über den Hafen und die Schiffe hatten. Bald fuhr unser Wagen an einem schönen Schlosse vorüber, das geschlossen und dem Anschein nach unbewohnt war; auf Befragen erfuhr ich, es sey eines der Lustschlösser des Exkaisers. Dann kamen wir an die friedlichen Gewässer von Botafogo, die beinahe eingeschlossen sind von hohen, unregelmäßigen Bergen, deren Schatten auf dem Wasser zitterte; das ganze Ufer ist mit Häusern und Gärten bedeckt, und die Morgenluft, mit Blüthendüften erfüllt, wehte uns in lieblicher Frische entgegen. An der Spitze der Bai wandten wir uns rechts; zwei kleine Stunden von der Stadt führt der Weg zwischen einem See, der nur durch einen schmalen Landstreifen von dem Meere getrennt ist, und den unregelmäßigen Bergen durch, welche mit dem fast überhängenden Corcovado endigen. Kleine Bäche strömen von den Seiten desselben in Miniaturkaskaden herab, und befruchten den umliegenden Boden. Von dieser Stelle aus sahen wir einen viereckigen Berg, der für Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen, eine vortreffliche Landmark bildet, und wegen seiner angeblichen Aehnlichkeit mit einem Marssegel „la gavia“ heißt. An dieser Stelle ist eine aus Steinen erbaute Redoute mit 4 Kanonen, welche den südlichen Theil dieser Straße nach der Stadt wirksam vertheidigt. Bald darauf gelangt man an den botanischen Garten, der gewöhnlich von den Reisenden besucht wird, die sich auch für ihre Mühe belohnt finden. Als unsere Caleça vor dem eisernen Thore hielt, öffnete uns ein Neger, der dann auch als Führer diente.

Der botanische Garten wurde von Dom Leandro do Sacramento gegründet, und nimmt etwa 4 Acres ein. Er enthält viele Pflanzen, namentlich aber Thee, der zur Probe eingeführt wurde, ob sich das Klima zu seinem Anbau eigne. Der Kaiser wünschte so sehr, ihn zu naturalisiren, daß er einen Chinesen nebst seiner Familie kommen ließ, nur um den Anbau dieser Pflanze zu beaufsichtigen. Sie hält sich gut, und kann mit der Zeit für das Land wichtig werden. Dieser Garten producirte, wenn ich nicht irre, im Jahre 1830 vierzig Arrobas (32 Pfd.); in San Pablo gewinnt eine gewisser Don Jose Arouche de Toledo Rendon jährlich 18 bis 20 Arrobas, ungefähr eben so viel werden in der Provinz Minas und an einigen andern Orten gewonnen. Im Jahre 1826 wurden Schößlinge nach Marañan gesendet, gingen aber durch die Dürre der Jahreszeit zu Grunde.

*) Dieß mußte dem Nordamerikaner, — denn ein solcher ist der Verfasser, — freilich sehr auffallen, da es gegen die strenge Abgeschlossenheit, in der man dort die Schwarzen und Farbigen hält, ungemein absticht.

An verschiedenen Stellen des Gartens befinden sich Rasensitze und Bänke, die von Bäumen beschattet, und von allen Arten von Blumen umgeben sind. Nicht weit von einander gedeihen hier die Pfeilwurzeln, der Sago, der Cardemon, Zimmtbaum, Gewürze und der Brodfruchtbaum, den die Last seiner eigenen Erzeugnisse zur Erde beugt. Natur und Kunst haben hier Wunder gethan! Die einzige Pflanze, von der wir keine Zweige brechen durften, ist ein kleiner, etwa vier Fuß hoher Busch, der Nationalbaum genannt, weil jedes Blatt eine Mischung von Gelb und Grün, den Farben Brasiliens, enthält. Doch auch davon gestattete man uns einige Blätter.

Zeitig kehrten wir nach der Stadt zurück, um noch der Jahresfeier der Unabhängigkeitserklärung beizuwohnen.

(Schluß folgt.)

Verschönerungsarbeiten zu Paris.

Die Anlagen, welche man gegenwärtig auf dem rechten Ufer der Seine beginnt, werden sich nicht bloß auf die Quai's Pelletier und La Megisserie beschränken. Zwischen die Bäume sollen Bänke für die Spaziergänger und eiserne Kandelaber mit Gasbeleuchtung gesetzt werden, und Springbrunnen, deren Wasser Frische verbreiten wird; man scheint hier die Quai's von Amsterdam zum Vorbilde genommen zu haben, nur wird Alles in einem grossartigen Maßstabe ausgeführt werden.

Sobald diese Arbeiten beendigt sind, werden sich diese Anlagen von der Brücke von Austerlitz bis zum Platze de la Concorde ausdehnen. Von diesen beiden äußersten Punkten werden sie mit den äußersten Enden der Boulevards in Zusammenhang gebracht werden, und durch diese mitten in Paris einen freundlichen Kreis für Spaziergänger bilden. Auf den Quai's des linken Seine-Ufers, welche den Sonnenstrahlen weniger ausgesetzt und von den Nordwinden häufiger heimgesucht sind, werden vor der Hand keine ähnlichen Anlagen begonnen werden.

Von den öffentlichen Arbeiten, welche die Stadt Paris unverzüglich ausführen soll, bemerken wir folgende:

1) Die Errichtung von drei Marktplätzen, einen in der Faubourg Poissonnière, den zweiten in der Faubourg du Temple, den dritten in der Straße Chauchat.
2) Die Errichtung eines Blumenmarktes auf dem Boulevard St. Martin, auf der Esplanade des dortigen Brunnens.
3) Die Abtragung des ehemaligen Handelstribunals bei dem Kloster St. Mery, um jenen Theil der engen verwickelten Straßen dieses Viertels luftiger und gesunder zu machen.
4) Eröffnung und Erweiterung mehrerer Straßen, namentlich der Straße Louis Philippe, wozu die Stadt eine Summe von 500,000 Fr. jährlich angeboten hat; von 1818 bis 1833 haben die Ausgaben der Stadt zur Erweiterung der Straßen die Summe von mehr als 20 Millionen betragen.
5) Die Erweiterung der königlichen Straßen, welche in der nächsten Umgegend nach Paris führen. 56,000 Fr. wurden bereits auf die Straße nach Genf, und 60,000 Fr. auf die nach Calais verwendet.

Auf den Antrag des Präfekten des Seine-Departements hat der Munizipalrath der Stadt Paris den Ankauf eines Terrains von 5880 Metres in dem ehemaligen Viertel Belle Chasse genehmigt, um hier eine Kirche zu erbauen, welche für die bevölkerte Umgegend dringend nöthig erscheint.

Doktor Robert Morrison.

(Fortsetzung.)

Im Februar 1812 starb der Vater des Verewigten, der von dem wackern Sohn nach besten Kräften unterstützt worden war, und zu der Trauer über diesen Todesfall gesellten sich noch mancherlei Kränkungen und Beleidigungen, denen der Fremde, und besonders der Missionär, in China so häufig ausgesetzt ist.

Im Jahre 1813 vollendete Dr. Morrison unter großer Anstrengung seine Uebersetzung des ganzen Neuen Testaments, von der einige Exemplare nach Europa an seine Freunde, und besonders an die Bibelgesellschaft, die Missionsgesellschaft und die Akademie zu Hoxton, kamen. Später wurde eine starke Auflage davon gedruckt und in China verbreitet. Die treffliche Gattin des Verewigten beklagt sich in ihren Briefen über die Kränklichkeit, und besonders über das heftige Kopfweh, von dem ihr Mann bei dieser Arbeit, als Folge des vielen Schreibens, heimgesucht worden sey. Zur nämlichen Zeit vollendete er einen chinesischen Katechismus und eine Abhandlung von den Lehren des Christenthums, wovon 15,000 Exemplare abgezogen und in Umlauf gesetzt wurden.

Im Anfange des Jahres 1814 scheint der Verewigte die Absicht gehabt zu haben, seine Stellung in China aufzugeben und nach Java oder Malakka zu gehen. Im April desselben Jahres wurde sein Sohn John Robert, jetzt chinesischer Sekretair der Superkargos zu Canton, geboren. Ein Jahr früher gebar Mrs. Morrison eine Tochter, und im Jahre 1818 einen Sohn, der in früher Kindheit starb.

Im Jahre 1815 wurde bei dem Gerichtshof der Direktoren eine Vorstellung eingereicht, daß Morrison seine Uebersetzungen der heiligen Schriften, einem Edikt des Kaisers von China zum Trotz, verbreite, das allen Chinesen verböte, gewisse christliche, von den Jesuiten herausgegebene Bücher zu lesen. Der Gerichtshof verordnete hierauf, ihn seiner Dienste bei der Faktorei zu entlassen. Dr. Morrison richtete auf diesen Erlaß ein Schreiben an die Superkargos, in welchem er sein Benehmen rechtfertigte, indem er zugleich in Erinnerung brachte, daß er, als er den Dienst bei der Faktorei übernommen, sich keineswegs verpflichtet habe, seine ihm so wichtigen Missionsgeschäfte aufzugeben, und bewies zugleich, wie unangemessen es sey, wenn man sein stilles friedliches Wirken mit dem Treiben der Jesuiten in eine Klasse bringen wolle. Nur der zu jener Zeit von dem Papste angemaßte, und auch für die Jesuiten angesprochene Vorzug war es, der den Argwohn der Chinesen gereizt und jenes Edikt veranlaßt hatte, keineswegs aber seine nichts weniger als aufdringliche Verbreitung theologischer Schriften. Diese Erklärung genügte, und Morrison behielt sein Amt.

Im Jahre 1815 machte er noch den Anfang mit Herausgabe seines chinesischen Wörterbuchs. Die erste Nummer desselben wurde am 29 Decbr. in einer eigens zu diesem Zweck zu Makao errichteten Presse gedruckt. Dieses Werk zerfällt in drei Abtheilungen; die erste enthält das Chinesische und Englische, nach den Wurzelwörtern eingetheilt, in drei Quartbänden von ungefähr 900 Seiten jeder, mit den Jahrzahlen 1815, 1822 und 1823. Durch seine systematische Eintheilung der Elemente der chinesischen Sprache überwand er eine Schwierigkeit, welche von allen Europäern, die sich bis dahin bemüht hatten, Chinesisch sprechen und schreiben zu lernen, für unübersteiglich gehalten worden war. Die zweite in den Jahren 1819 und 1820 in zwei Bänden erschienene Abtheilung gibt das Chinesische und Englische alphabetisch geordnet, und der dritte im Jahre 1822 herausgekommene Theil enthält englische Worte mit chinesischer Erklärung.

Dieses Werk ist unstreitig ein unvergängliches Denkmal von dem literarischen Ruhm des Verfassers und einer dreizehnjährigen angestrengten Arbeit. Er widmete es dem Gerichtshof der Direktoren der ostindischen Kompagnie, der auch die sich auf 12,000 Pfd. St. belaufenden Kosten der Herausgabe übernahm, und dem Verfasser, nach Abzug von 100 Exemplaren zur Vertheilung, die ganze Auflage zum Geschenk machte.

Nachdem Morrison im Jahre 1813 seine Uebersetzung des Neuen Testaments vollendet hatte, wurde ihm Herr Milne von der Mission zu Malakka als Gehülfe beigegeben, der im Jahre 1822 als ein Opfer des Klima's fiel. Mit Hülfe Milne's vollendete er im November 1819 eine chinesische Uebersetzung der Bücher des Alten Testaments. Die Uebersetzung und Herausgabe des ganzen Alten und Neuen Testaments, in 19 Oktavbänden, kam im Jahre 1819 zu Stande. Leang-a-fa, ein Chinese, den Dr. Milne zum christlichen Glauben bekehrt hatte, war hiebei thätig beschäftigt. Andere Ausgaben dieses unschätzbaren Werkes wurden seitdem auf Kosten der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft veranstaltet, und der Verewigte hatte sogar kurz vor seinem Tode eine neue durchgesehene Auflage der heil. Schriften in Auftrag der Bibelgesellschaft begonnen.

Im Januar 1815 ging Madame Morrison mit ihren beiden Kindern nach England, und kehrte erst im August 1820 nach China zurück. Im Jahre 1817 gab Morrison eine „Ansicht von China für philologische Zwecke" heraus; ein Quartband, der eine Skizze der chinesischen Chronologie, Geographie, Religion, Regierung und Sitten ent-

hält, und zunächst denen gewidmet ist, die sich dem Studium der chinesischen Sprache widmen wollen. Man findet in demselben außerdem noch einen Umriß der chinesischen Dynastien, nebst mehreren historischen Notizen, die von neuern Schriftstellern über China häufig ausgebeutet worden sind.

In demselben Jahre fand man den Verewigten wegen seiner ausgebreiteten Bekanntschaft mit der chinesischen Literatur am geeignetsten, Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise nach Peking zu begleiten. Unter andern Diensten, welche er dem Lord bei dieser Gelegenheit leistete, war auch der, daß er ihn davon in Kenntniß setzte, daß die Geschenke des Königs von England für den chinesischen Kaiser auf dem großen Kanal auf Barken nach Peking geführt wurden, auf deren Flaggen geschrieben stand, dieß sey der Tribut des Königs von England an den Kaiser von China. Dr. Morrison setzte eine Denkschrift über diese Gesandtschaft auf, die nachmals in England gedruckt wurde.

Am 24 December 1817 verlieh ihm der akademische Senat der Universität Glasgow den Grad als Doktor der Theologie, als Erkenntlichkeit für seine philologischen Arbeiten.

Im Jahre 1818 führte Morrison einen Plan aus, mit dem er sich schon seit mehreren Jahren beschäftigt hatte, nämlich die Errichtung eines englisch-chinesischen Kollegiums zu Malakka, in welchem die Sprachen und Literatur beider Länder, mit Hinsicht auf den Zweck der Mission, die Ausbreitung der christlichen Religion in China, abwechselnd betrieben werden sollten. Die Londoner Missionsgesellschaft hatte vorher schon einen Platz zu Errichtung des Gebäudes ausgewirkt, und auf einem Theile desselben, zu dem er noch einige Grundstücke ankaufte, veranstaltete Morrison die Errichtung des Kollegiums, wozu er selbst 1000 Pfd. St., nebst einer Anweisung von jährlich 100 Pfd. auf fünf Jahre hergab; die weitere erforderliche Unterstützung erhielt er von seinen Freunden in Europa und Asien. Der Grundstein des Gebäudes wurde am 11 Novbr. 1818 von dem Obristlieutenant William Farquhar mit Zuziehung der holländischen Behörden gelegt, denen die Niederlassung damals gerade wieder übergeben werden sollte. Dr. Morrison brachte der Anstalt noch mehrere pekuniäre Opfer, und hörte bis zu seinem Tode nicht auf, sich um Beiträge für dieselbe zu bemühen. Zu besserem Gedeihen desselben entwarf er eine eigene Vorschrift, nach der sie noch immer geleitet wird. Im Jahre 1826 zählte sie 25 chinesische Studirende, und den neuesten Berichten zufolge blüht sie im nützlichsten und wirksamsten Gedeihen. Zwei Jahre später (1827) empfahl Hr. Fullerton, Gouverneur der Prinz-Wales-Insel, der ostindischen Kompagnie, die Anstalt mit Geld zu unterstützen, da sie bald ein Depot für die Literatur aller umwohnenden Nationen werden dürfte, in welchem die Beamten der Kompagnie alle Gelegenheit finden würden, sich mit den für ihre Stellen nöthigen Kenntnissen zu bereichern, und fügte noch bei, daß er alle Einmischung der Beamten der Regierung in die Verwaltung derselben für überflüssig halte, da diese in keine bessern Hände gelegt werden könne, als die seyen, in denen sie sich bereits befinde.

Dr. Morrison besuchte dieses Kollegium im Jahre 1822, und traf während seines Aufenthalts zu Malakka Anstalten zu Errichtung eines ähnlichen Instituts in Singapur, das mit dem zu Malakka in Verbindung stehen sollte, ohne jedoch die ursprüngliche Einrichtung des letztern dadurch in irgend etwas zu ändern. Die Sprachen, welche durch das Kollegium zu Singapur verbreitet werden sollten, waren: Chinesisch, Malayisch, Siamesisch, Buggesisch, Arabisch und Balinesisch. Der Plan wurde am 1 April 1823 zu Singapur in öffentlicher Sitzung vorgenommen, und dem Institut 100 Akres, dem Dr. Morrison aber noch besonders 50 Akres Land angewiesen, um sich eine Privatwohnung für den jeweiligen Aufenthalt in Singapur zu erbauen. Sir Stamford Raffles legte am 4 August 1823 den Grundstein zu dem Gebäude dieses Kollegiums, für welches Morrison bedeutende Sammlungen veranstaltet, und selbst 1000 Pfd. St. hergegeben hatte. Die bald darauf erfolgte Rückkehr Sir Stamford Raffles nach Europa, und die dadurch herbeigeführte Veränderung in der Regierung von Singapur scheint, nebst andern Ursachen, Schuld daran gewesen zu seyn, daß dieses großartige Unternehmen nicht zu Stande kam.

Am 10 Junius 1821 verlor Dr. Morrison seine innig geliebte Gattin an der Cholera; sie wurde auf dem Begräbnißplatz der brittischen Faktorei zu Makao beerdigt. Nachdem er von Malakka nach Canton zurückgekehrt war, schiffte er sich im December 1823 zu Makao nach England ein, wohin ihm seine beiden Kinder, ein Sohn und eine Tochter, vorausgegangen waren, und wo er im März 1824 glücklich ankam. Hier sowohl als auch in Paris, wo er einen Theil des Sommers des Jahres 1825 zubrachte, wurde er allenthalben mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Zu London ward er zum Mitglied der königlichen Gesellschaft gewählt, und dem König, den er ein vollständiges Exemplar seiner Uebersetzung der heiligen Schrift, nebst andern Erzeugnissen der chinesischen Presse überreichte, als der ausgezeichnetste Kenner der chinesischen Sprache vorgestellt. Seine aus mehreren tausend Bänden, aus allen Zweigen der chinesischen Literatur, bestehende Bibliothek brachte er mit sich nach London, um durch sie das Studium der chinesischen Sprache zu befördern, zu welchem Zweck er auch mit Hülfe seiner Freunde ein eigenes Institut gründete. Der Plan zu demselben beruhte auf höchst einfachen Grundzügen; Personen jeder Religion sollten hier Gelegenheit finden, sich für Missionszwecke mit den nöthigen Sprachen bekannt zu machen, mithin stand es auch allen Missionären offen, sowohl denen, die von Missionen zurückkehrten, als auch denen, die sich hier für künftige Arbeiten vorbereiten, und durch den Rath derer, die ihnen hier in bereits vorangegangen waren, zu ihrer Bestimmung geschickt machen wollten. So eingerichtet gedieh die Anstalt unter Morrisons persönlicher Leitung vortrefflich, und mehrere jetzt im Orient thätige Missionärs danken ihr die Kenntniß der Sprachen, durch die sie sich den Eingebornen der Länder verständlich machen, in welchen sie für die Ausbreitung des Christenthums bemüht sind. Sobald jedoch das Institut die persönliche Sorgfalt seines Stifters entbehren mußte, gerieth es in Verfall, und löste sich endlich, etwa zwei Jahre nach seiner Begründung, gänzlich auf.

(Schluß folgt.)

Die sogenannten Goodwin Sands, an denen schon viele Schiffe zu Grunde gingen, sind Sandbänke, welche zwischen den Nord- und Süd-Vorgebirgen, Deal und Ramsgate gegenüber, und 7 bis 8 englische Meilen von der Küste entfernt liegen. Die Länge der Bank beträgt ungefähr zehn Meilen, die Breite kaum zwei, und sie besteht aus einer mehr weichen, schlüpfrigen, porösen, schwammigen, dabei aber zähen Substanz, so daß ein Schiff, welches darauf stößt, nur wenig Hoffnung hat loszukommen, da es sich immer tiefer hineinarbeitet, während die über dasselbe hereinbrechende Brandung es unmöglich macht ihm zu Hülfe zu kommen. Man hat oft schon einige Meilen vom Gestade, landeinwärts, die Wogen ganz deutlich über den Sand sich brechen sehen, woraus man sich von ihrer gewaltigen Größe einen Begriff machen kann. Wenn das Wasser vom Sande zurücktritt, so wird er so hart und fest, daß man im Sommer ganze Stunde lang auf ihm verweilen kann. Wirklich wurde auch schon Ball auf demselben geschlagen, aber wehe denen, die ihn nicht zu rechter Zeit verlassen. Als man vor einigen Jahren, den Antrag machte, einen Leuchtthurm auf dem Sande zu errichten, wurde bis auf eine große Tiefe gebohrt, ohne daß man einen festen Grund erreicht hätte; man mußte mithin den Plan aufgeben und sich damit begnügen, eine schwimmende Beleuchtung herzustellen. Am 26 November 1702 trieb ein furchtbarer Sturm aus Westsüdwest 13 Kriegsschiffe auf die unheilvollen Goodwins; alle gingen unter, und nur 71 Mann wurden gerettet. Hinsichtlich der Entstehung dieser Sandbank sind die Meinungen sehr getheilt; die alte Sage, daß sie einst das Reich Goodwyne's, Grafen von Kent, des Vaters Harolds, gewesen, ist als eben so unbegründet anerkannt, als die, daß sie eine Insel Namens Lomea gewesen, die im Jahre 1097 vom Meere verschlungen worden sey. Die glaubwürdigsten Alterthumsforscher behaupten dagegen, daß diese Bank keineswegs einem Austreten, sondern vielmehr einem Zurücktreten der See ihren Ursprung verdanke, das in Folge der großen Ueberschwemmung stattfand, die unter der Regierung des Königs William Rufus oder Heinrichs I einen großen Theil Flanderns unter Wasser setzte. Dieses Zurücktreten des Meeres an dieser Stelle mag später noch durch Ueberschwemmungen in andern Gegenden befördert worden seyn, die besonders in den Theilen von Seeland eintraten, die vormals aus 15 Inseln bestanden, und von denen acht zu Heinrichs II Zeiten vom Meere verschlungen wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 112. 22 April 1835.

Bemerkungen über Brasilien.

(Schluß.)

Auf die Einladung eines Freundes brachte ich einen Tag mit seiner Familie auf seinem Landhause zu, wo mir die Zeit in Gesellschaft der Damen sehr angenehm verstrich. Fremde beklagen sich gewöhnlich, daß die Einwohner von Rio kalt und ungastlich seyen; wenn man aber gleich zugeben muß, daß die Brasilianer etwas formell sind, und verlangen, daß Fremde gehörig eingeführt werden, so muß man auch bemerken, daß diese meist ohne Empfehlungsbriefe an Eingeborne hier ankommen, und daß wenige derselben die Landessprache sprechen. Unter solchen Umständen ist nähere Bekanntschaft freilich schwer. Leute, die lange in Rio wohnten, schildern die Damen als liebenswürdig und artig, und besonders in den höhern Cirkeln, als feingesittet; freilich fehlt ihnen eine höhere Erziehung, aber in Musik und Tanz zeichnen sie sich aus. Ihre Art von Schönheit spricht uns nicht an; sie sind meist sehr stark brünett, haben schöne schwarze Augen und Haare, sind aber etwas über das Embonpoint hinaus, wie sich überhaupt die ganze Bevölkerung etwas zur Dicke und zum Fettwerden hinneigt. Wie in allen tropischen Klima's sind die Damen in sehr frühem Alter heirathsfähig, und oft im 12ten oder 14ten Jahre schon Mütter.

Ein Gang durch die Stadt bietet dem Fremden manches Interessante und manches Widerliche dar. Die Bauart der Häuser ist der Milde des Klima's angemessen, das nie kalt genug ist, um künstlicher Erwärmungsmittel zu bedürfen. Der daraus folgende Mangel an Kaminen, die über die Dächer emporragen, wie in unsern nordischen Städten, läßt den Fremden anfangs etwas vermissen, ohne daß er recht weiß was. Die Häuser sind gewöhnlich zwei Stockwerke hoch, rauh beworfen oder weiß angestrichen. Die Fenster des zweiten Stocks reichen bis an den Boden, und öffnen sich auf eiserne Verandas, wo die Herren gewöhnlich Nachmittags mit der Cigarre im Munde des Müßiggangs pflegen. Im Innern der Häuser finden sich meist getäfelte statt Gypsdecken, und alle Zimmer eines Stockwerks stehen oberhalb der Zwischenmauern, welche nicht bis an die Decke reichen, mit einander in Verbindung. So kann die Luft frei cirkuliren, was in tropischen Klimaten für die Gesundheit so heilsam ist.

Die Straßen sind enge, stets schmutzig und durchschneiden sich in rechten Winkeln, in der Mitte ist eine Gosse, wo meist der Schmutz sich anhäuft, und wenn es regnet, was einen Theil des Jahrs hindurch in sehr starkem Maße geschieht, wird die ganze Straße überströmt. Die Seitenwege sind sehr schmal, und die Kleider der Fußgänger stets in Gefahr, durch das Platschen der Pferde und Wagen beschmutzt zu werden.

Das Geschrei in der Stadt ist unbeschreiblich, stets wird das Ohr zerrissen von den scharfen mißtönigen Stimmen der weiblichen Sklaven, welche Früchte und Confekt verkaufen, und von dem Agua-Geschrei der Wasserträger, welche große Kübel voll auf dem Kopfe tragen: ein solcher kostet etwa 15 kr.

Der Marktplatz ist ein Haufe schmutziger Buden, in denen Gemüse und Früchte in Menge verkauft werden. Der Yam vertritt die Stelle der Kartoffeln. Die Orangen gehören zu den schönsten in der Welt, und man verkauft das Hundert zu 25 kr. bis 1 fl. Fleisch wird in Läden verkauft, die man auf weithin riecht, ein Beweis, daß sie nicht sehr reinlich gehalten werden. Gewöhnlich verlangt man von einem Käufer, wenn er sich ein Stück ausgewählt hat, daß er auch noch ein Stück von einem drei oder vier Tage zuvor geschlachteten Thiere nehme, und weigert er sich, so enthält ihm der Fleischer hartnäckig auch das erste Stück vor. Das Rindfleisch ist zart, doch ganz ohne Fett, und würde viel besser seyn, wenn die Fleischer sorgfältiger und reinlicher wären. Schweinefleisch ist sehr gut, aber Hammelfleisch schlecht und ausnehmend theuer. Geflügel ist mittelmäßig und keineswegs wohlfeil. Der Fischmarkt ist sehr gut und meist reichlich versorgt. Austern gibt es in der Bai, sie sind aber nicht besonders geschätzt. Auch soll es hier einen Affen- und Papageienmarkt geben, ich konnte ihn aber nicht besuchen.

Kirchen gibt es in der Stadt neununddreißig, und einige sind sehr glänzend ausgeschmückt. Sehr groß ist die von San Francisco de Paula; die Schiffe sind geräumig, und die Kapellen mit Wachskerzen, Crucifixen, Gemälden und Heiligenbildern wohl versehen. Das ganze Innere der Kirche ist mit Pfeilern und plumpem Schnitzwerk verziert. Wenig Helle dringt durch die gemalten Scheiben und diese scheint das Licht der schlanken Kerzen zu verdüstern. Das Ganze flößt einen religiösen Schauer ein. Ich besuchte die Kirche am Allerheiligen Abend; sie war angefüllt mit Frommen, die auf Teppichen und Matten nieder-

knieten, und schweigend Perle um Perle abzählten an ihrem Rosenkranz für die Ruhe der Abgeschiedenen. Nur hie und da unterbrach das Abfeuern von Raketen auf den Stufen oder dem Thurme der Kirche und ein kurzes Anschlagen der Glocken die lautlose Stille. Ich schritt durch die knieende Menge nach einer auf den Kirchhof führenden Thüre; dieser ist von einem Corridor umgeben, der von hölzernen Pfeilern getragen wird. Ich stieg die kurze Treppe hinab zu dem Tempel des Todes, die „Catacumbas" genannt, und sah bei dem schwachen Schimmer der Lampen und dem sanften Lichte des besternten Himmels eine Menge Sklaven beschäftigt, die Gräber ihrer verstorbenen Herren zu schmücken. Baldachine von rothem und schwarzem Sammt mit breiten Gold- und Silberborten besetzt, waren geschmackvoll aufgestellt über den die Asche der Todten umschließenden Gefäßen. In der tiefen Mauer, welche das Ganze umschließt, sind Reihen von Löchern, groß genug um einen Sarg aufzunehmen. Dieser wird in eine von den Oeffnungen geschoben, und bleibt hier zwei Jahre, nach deren Verfluß er herausgenommen, die Gebeine verbrannt, und die Asche in Urnen aufbewahrt wird. Einige dieser Urnen sind sehr schön verziert, und haben angemessene Inschriften mit goldenen Buchstaben. Leichenbegängnisse werden hier so pomphaft gefeiert, als die Umstände es zulassen. Es ist sehr gewöhnlich, Särge zu dieser Gelegenheit zu miethen, die stets groß genug sind, um einen rohen Kasten, der die Leiche enthält, in sich aufzunehmen. Die Leichenbegängnisse finden immer in der Nacht statt, und der Todte wird bis zum folgenden Tage in der Kirche gelassen, wo der rohe Sarg in eines der Löcher eingeschlossen, der geschmückte jedoch dem Unternehmer zurückgestellt wird, um bei einer andern Gelegenheit zu glänzen.

Die Polizei von Rio ist militärisch, und allenthalben trifft man Soldaten und Kasernen. Die niedere Lage der Stadt und der Schmutz in den Straßen machten sie früher sehr ungesund, und durch den Sklavenhandel wurden ansteckende Krankheiten eingeführt, die sich unter dem Volke ausbreiteten. Durch die Herstellung einer wirksamern Polizei und die Abstellung der Sklaveneinfuhr sind diese Uebel größtentheils verschwunden. Das Klima ist ein ewiger Frühling, Sommer und Herbst in einander verschmolzen, denn die Fruchtbäume tragen Knospen und Früchte zu gleicher Zeit, und während der eine Baum eben seine bescheidene Blüthe öffnet, beugt sich wenige Schritte davon ein anderer unter der Last seiner Früchte. Der Same, den man in die Erde wirft, keimt empor zur Pflanze, und gibt eine Ernte fast ohne alle Beihülfe des Menschen.

An einem der folgenden Tage ging ich an dem Carçalada oder Gefängniß vorbei, von dem ein widerlicher Gestank ausging, wahrscheinlich wegen der Zusammenhäufung so vieler Menschen, und weil man versäumt, den stets anwachsenden Schmutz hinwegzuschaffen. An den Eisengittern erschienen eine Menge Gefangene, welche um Almosen baten, und Kämme, Becher oder Spielzeug aus Horn zum Verkaufe anbietend emporhielten. In der Straße sah ich drei oder vier Gefangene, welche bettelten, mit dem Hals an die Mauer gekettet: sie waren „podindo justiça" (Gerechtigkeit verlangend). Von einem derselben, einem Mulatten, erfuhr ich, daß so den Unbemittelten Gelegenheit verschafft werde, Geld zu erhalten, um ihren Prozeß zu bezahlen, und ihre Advokaten zu belohnen, denn noch immer herrscht die barbarische Sitte, daß man für die noch nicht abgeurtheilten Gefangenen nichts bezahlt, sondern sie der öffentlichen Wohlthätigkeit überläßt. Im zweiten Stocke sah man mehrere gut gekleidete Herren sitzen, die ihre Cigarren rauchten: es waren Schuldgefangene. Ich fragte in der Nähe einen Portugiesen, der an seiner Thüre stand, und wie dieß gewöhnlich ist, meine Fragen sehr bereitwillig beantwortete; dieser sagte mir es seyen jetzt 627 Personen im Gefängniß.

Den Sklavenmarkt, den ich schon im Jahre 1826 gesehen hatte, suchte ich dießmal vergeblich: er hat sein Ende erreicht. Zwar wurden, wie man mir erzählte, seit 1830 noch manche Sklaven heimlich eingeführt, aber der offene Handel mit denselben hat wenigstens aufgehört.

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Fortsetzung.)

Alle russischen Schriftsteller kommen darin mit einander überein, daß ihre Muttersprache kräftig, schön, geschmeidig, und ungemein reichhaltig ist; allein niemand hat bisher den wahren Geist dieser Sprache erfaßt und sich dessen bemächtigt; dieß scheint unsern Urenkeln vorbehalten zu seyn. Die russische Sprache ist den übrigen europäischen Sprachen zu unähnlich, als daß sie sich nach ihnen richten und schmiegen sollte; sie ist eigensinnig, und läßt nicht so nach Willkür mit sich schalten und walten; über die erzwungenen Versuche, dieses zu bewerkstelligen, ist der schöne, kräftige, natürliche Ton vernachlässigt worden, und hat sich mehr und mehr verloren; eine neue Sprache gleichsam hat sich auf dem Papiere gebildet, die nirgends geredet wird, und durch manierirte, fremde Wendungen und Redensarten wohl flach und breit, aber deßhalb freilich nicht schöner geworden ist. Kurze, kräftige, volksthümliche Ausdrücke werden durch wässerigte Umschreibungen, aus fremden Sprachen übertragen, ersetzt; eine Schaar von fremden Ausdrücken haben, ohne allen Grund, die passenden und genau bezeichnenden Stammworte verdrängt; und, während in den entlegenern Provinzen des riesenhaften Reichs die kräftige Muttersprache unter dem Volke in ihrer Reinheit erhalten ward, — denn die Abweichungen der Provinzialdialekte sind in Rußland bei weitem unbedeutender als in andern Ländern, — bildete sich in der neuen, glänzenden Hauptstadt, im gebildeten Kreise, ein fremdartiger, holpriger, unverständlicher Jargon, der wohl mit Recht zu den lächerlichsten Provinzialdialekten gehört, obschon er sich weniger durch Aussprache, als durch seine himmelschreienden Germanismen und Gallicismen auszeichnet.

Der Reichthum der russischen Sprache zeigt sich, abgesehen von dem unerschöpflichen Hülfsvorrathe, den die verschiedenen slavischen Mundarten bieten, hauptsächlich in einer bisher unergründeten und unbenutzten Anzahl eigenthümlicher schöner, kräftiger und natürlicher Wendungen, Redensarten und Eigenheiten verschiedener Art; diese kennt man aber fast nur in der unverdorbenen

Volkssprache, denn sie beleidigen ein sogenanntes zartfühlendes Ohr, welches an wässerigte, fade, wörtliche Uebersetzungen gewöhnt, sich in dem Tone der kräftigen Muttersprache nicht zurechtfinden kann. Eine genaue Prüfung dieses Gegenstandes würde uns hier viel zu weit führen; ich will nur noch erwähnen, daß die große Masse von Sprüchwörtern, Redensarten und Parabeln, deren wohl keine Sprache so viel besitzt als die unsrige, zum Theil auch hierher gehören möchten. Etwa 6000 dieser Sprachblumen sind bereits in verschiedenen Werkchen aufbewahrt, allein es unterliegt gar keinem Zweifel, daß dieses nicht der zehnte Theil der in verschiedenen Gegenden Rußlands gebräuchlichen ausmacht. Um mich für diejenigen, welchen die russische Sprache weniger bekannt ist, verständlich zu machen, will ich hier bloß ein Beispiel anführen, damit man sehe, was ich unter diesen Parabeln (pogoworki) verstehe. Sie drücken Gleichnisse aus, und dienen, um sich über einen Gegenstand kurz und genau zu verständigen. Um die Einheit, Alleinheit, Einsamkeit eines Menschen oder eines Dinges zu bezeichnen, sagt der Russe:

allein, wie ein Meilenweiser;
allein (in der Noth verlassen), wie der Fuchs in der Angel;
allein (dabei wichtig und albern), wie der Auerhahn auf der Falz;
allein (unnütz geschäftig), wie der Teufel vor der Frühmesse;
einsam, wie die Eule im hohlen Baumstamm;
allein (einsam), wie ein Finger;
allein, wie eine verspätete Mohnblume;
allein (hinderlich, im Wege), wie ein Sandkorn im Auge;
allein (einzig und theuer), wie das rechte Auge;
allein, wie Gott im Himmel.

Aehnlicher Beispiele gibt es in Menge; manche mögen noch schöner oder auffallender seyn, doch hier sey es genug an diesen. Bei einem solchen Blumenreichthum der Volkssprache kann es diesem Volke natürlich nicht an Neigung zur Poesie fehlen: und zwar zur lyrischen sowohl, die sich vorzugsweise im Liede ausspricht, als auch zur epischen, welche das russische Mährchen in sich faßt. Auch gibt es wohl kaum ein Volk, das so durchaus musikalisch wäre, so viele und schöne eigne Melodien, und durchgängig ein richtiges Gehör für Musik besäße; es gibt wohl schwerlich ein Volk, das eine so große Masse von Volksliedern aller Art aufzuweisen hätte, als die Russen. Keine bedeutende Epoche der vaterländischen Geschichte geht vorüber, ohne in 100 Denkmälern der Nachwelt überliefert zu werden; keine Stimmung der menschlichen Seele gibt es, die nicht schon durch ein russisches Volkslied ausgedrückt und besungen wäre. Es ist mir nach allen diesen Thatsachen unbegreiflich, wie man den Russen hat der Gefühllosigkeit zeihen können, wie vaterländische Schriftsteller selbst sich nicht scheuten, auszusprechen, woran ein jeder Fremde mit Recht zweifeln mußte: als könne es keine vaterländische Poesie bei uns geben! Wohl kann es nicht, so lange der Dichter in einer dem Volke fremden Sprache fabelt; so lange er seinen Gegenstand nicht im Geiste der russischen Nation zu erfassen und zu behandeln versteht, sich kümmerlich mit fremden barbarischen, dem Sinne der Sprache widerstehenden Lauten und Wendungen behelfen, so lange er sich mühsam durch selbstgeschaffene Schwierigkeiten durchwinden muß, und nicht von der Schönheit, der Fülle, dem Wohlklange und der Biegsamkeit seiner Muttersprache begeistert werden kann, weil sie ihm fremd ist, weil er auf Stelzen über selbstgeschaffene Schutthaufen dahinstolpert und den ebnen Landsteg, durch Basteln eingetreten, verschmäht!

Nicht nur besitzt das russische Volk eine lyrische und epische Poesie, sondern es haben auch beide ihre eigenthümlichen Formen, die sich in allen Stücken, bis auf das originelle Sylbenmaß, von allen fremdartigen auszeichnen und unterscheiden. Wir verdanken die erste richtige Würdigung des russischen Metrums Herrn Wostokow. Das russische Sylbenmaß ist nicht metrisch, d. h. nicht lange und kurze Sylben zählend, wie das Maß der Alten — auch nicht syllabisch, schlechtweg die Sylben zählend, wie das Versmaß der Franzosen — sondern tonisch, d. h. die Zahl der poetischen (nicht grammatikalischen) Accentuationen beachtend und ohne Endreime. Verse mit einer und zwei Betonungen gehören dem Liede; die mit drei, dem Epos. Zu dieser ganz richtigen Ansicht möchte ich aber noch einige Bemerkungen hinzufügen: es gibt noch ein ächt russisches Versmaß, welches übrigens vielleicht auch nicht so alt seyn mag, als das tonische; die komische Muse bedient sich nicht selten einer Art Mittelverse mit Endreimen, oder einer gereimten Prosa, wo jedoch, bisweilen durchgehends, auch noch tonische Accentuationen beachtet werden. Einige Volksmährchen launigen, satyrischen Inhalts, wie z. B. das Mährchen von dem Diebe und der rothen Kuh, werden auf diese Weise vorgetragen. Dieses sind zwar nur leichte Andeutungen über Gegenstände, deren nähere Erörterung uns zu weit führen würde, allein es schien mir hier ziemlich am rechten Orte zu seyn, eine solche Einleitung der Abhandlung meines Hauptgegenstandes vorangehen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Doktor Robert Morrison.

(Schluß.)

Während seines Aufenthaltes in England gab Morrison einen mäßigen Quartband unter dem Titel „Chinesische Miscellaneen" heraus, welches Auszüge aus chinesischen Autoren in der Ursprache, nebst Uebersetzungen und philologischen Bemerkungen enthält. Bei Herausgabe dieses Werkes bediente er sich der Lithographie, die er überhaupt als vollkommen geeignet erklärte, um chinesische Schriften zu vervielfältigen, und sie deßhalb auch in China einführte.

Im Jahre 1824 verheirathete sich Dr. Morrison mit Miß Armstrong von Liverpool, und kehrte im Jahre 1826 nach China zurück, begleitet von seinen beiden Kindern erster Ehe und einem jungen Sohn, einer Frucht seiner zweiten Verbindung. Während seines Aufenthaltes in Makao gebar ihm seine Gattin noch vier Kinder, er hatte mithin eine Familie von 7 Kindern, zwei aus der ersten und fünf aus der zweiten Ehe, welche letzteren jetzt mit der Wittwe in England leben und den zu früh hingeschiedenen Vater beweinen.

Die Dienste, welche Morrison der ostindischen Kompagnie leistete, unter deren Auspizien er hauptsächlich zum Zweitenmale nach China zurückkehrte, waren bei mehreren Gelegenheiten von unberechenbarem Nutzen. Mehr als Einmal wurde er in den Rath zu Canton berufen, wo man sein Gutachten stets vortheilhaft für die Interessen der Kompagnie fand. In der Lintinangelegenheit war er der Einzige in der Faktorei, der die Klagen der Chinesen durch Gegenbeweise zu entkräften wußte. Bei öffentlichen und Privatverhandlungen bewies er sich stets als Christ, indem er Bedeutendes auf dem Wege friedlicher Uebereinkunft ausrichtete und

hätte man stets seinem Rathe gefolgt, so wäre manches Ungemach vermieden, mancher Verlust verhütet worden. Unter den Beamten der Kompagnie, die früher in Canton lebten, sind nur wenige, die ihm nicht ihre Kenntniß der chinesischen Sprache verdankten, denn ein Theil seiner Verpflichtung, für welche er von der Kompagnie einen Gehalt bezog, bestand darin, den jüngern Beamten die genannte Sprache zu lehren.

So hervorragenden Talenten als Morrison besaß und seinem entschiedenen Erfolg in literarischen Unternehmungen konnte es natürlich nicht an Neidern und Feinden fehlen. Selbst in seinem Vaterland ließ ein Theil der periodischen Presse seinen schriftstellerischen Arbeiten keine Gerechtigkeit wiederfahren, und auf dem Kontinent von Europa erhob sich eine Rivalität gegen sie, die gelegentlich Anlaß zu wahrhaft lächerlichen Schritten gab. So wurde unter andern an einen Engländer, der in Verhältnissen mit Morrison stand und auch Unterricht in der chinesischen Sprache von ihm erhalten hatte, die Aufforderung gerichtet, einen bekannten Professor der chinesischen Sprache auf dem Kontinent über Alles zu preisen und Morrison herabzusetzen. Die Antwort auf diese Zumuthung war für den Schreiber eben so ehrenvoll, als für den, den er zu rächen unternahm. „Ich muß," hieß es, „höchlich bedauern, daß Sie eine solche Feindschaft gegen den Dr. Morrison nähren, hinsichtlich dessen ich Ihnen erkläre (und ich könnte, ohne die größte Niederträchtigkeit zu begehen, nicht anders), daß ich ihn übereinstimmend mit Sir George Staunton für den ersten jetzt lebenden Kenner der chinesischen Sprache in Europa halte. In England ist es allgemein bekannt, daß er im Interesse der ostindischen Kompagnie eine ausgebreitete Korrespondenz mit den Chinesen in ihrer Sprache geführt hat, daß er das Chinesische eben so fertig schreibt als ein Eingeborner, und daß diese selbst ihm schon seit lange den Titel Le Doktine Ma beigelegt haben. Ein solches Zeugniß ist entscheidend und stellt ihn auf eine Höhe, von der alles europäische Gekläff gegen seine Kenntniß der chinesischen Sprache als bloße Batrachomyomachia (Kampf der Frösche und der Mäuse) erscheint. Was ihm Marjoribanks hinsichtlich einer Uebersetzung seines Wörterbuchs ins Japanesische sagt, ist vollkommen richtig; die Japanesen waren über die alphabetische Anordnung des zweiten Theiles so erfreut, daß sie das Werk in ihre Muttersprache übersetzten." — Dieß geschah im Jahre 1828, wo der erste japanesische Uebersetzer zu Nangasaki Morrisons Wörterbuch nach einem ihm von dem holländischen Naturforscher Burger zum Geschenk gemachten Exemplar in die Landessprache übertrug.

In Indien ist es bekannt, daß Morrison der erste Europäer war, dessen Schriften in chinesischer Sprache von der Landesbehörde angenommen wurden, und daß man die erste, die er einreichte, für das Werk eines gelehrten Chinesen hielt, den man zu entdecken bemüht war, um ihn zu bestrafen, weil ein Dienst dieser Art, Ausländern erwiesen, in China als Verrath gilt. Durch die Untersuchung wurde die Wahrheit bekannt und Morrison's philologischer Ruhm begründet.

Im Jahr 1829 fuhren chinesische Seeleute, unter denen einer Namens Teal-Kung-Tschaau, in einem Schiffe nebst 14 Passagieren und deren Eigenthum an der Küste, als ein Theil des Schiffsvolks eine Meuterei anspann, und die Passagiere, von denen nur einer glücklich ans Land kam, ermordete, um sich ihres Eigenthums zu bemächtigen. Teal-Kung-Tschaau hatte keinen Theil am Verbrechen genommen, sondern sich vielmehr bemüht, es zu hintertreiben, allein als der entkommene Passagier der Behörde den Vorfall anzeigte, wurde das sämmtliche Schiffsvolk, und mit ihm auch Teal-Kung-Tschaau verhaftet und verurtheilt. Da das einzige, was vor Vollzug des Urtheils noch geschehen konnte, eine Identifikation war, so fand zu diesem Zweck eine feierliche Versammlung des Gerichtshofes statt, bei welcher auch Fremde zugelassen wurden. Die Gefangenen wurden einzeln vorgerufen und von dem Passagier als Theilhaber am Verbrechen erkannt; als jedoch Teal-Kung-Tschaau vortrat, dankte ihm der Passagier herzlich für die Rettung seines Lebens. Dennoch wagte keiner der anwesenden Chinesen einen Versuch zur Zurücknahme des Urtheils zu machen; Leang-afa, der Morrison begleitet hatte, zeigte sich geneigt es zu thun, konnte sich aber kein Gehör verschaffen. Da trat Morrison vor, und führte die Sache des armen Teufels in chinesischer Sprache so geschickt, daß er nicht nur die Freilassung des Verurtheilten erwirkte, sondern auch von dem Oberrichter und dem ganzen Gerichtshof auf das schmeichelhafteste belobt wurde. Chinesischer Sitte zufolge übergab der Befreite seinem Retter einen förmlichen Danksagungsbrief, wobei er sich nicht abhalten ließ, zu Morrisons Füßen die gewöhnliche Huldigung des Stoßens der Stirne gegen den Boden darzubringen.

Als Lord Napier nach Makao kam, stellte er den Dr. Morrison als chinesischen Sekretär und Dolmetscher bei der Kommission zur Ordnung der Verwaltung der brittischen Angelegenheiten in China an. Der Verewigte hatte bereits seit einiger Zeit schon gekränkelt, aber dennoch begleitete er den Lord nach Canton, auf welcher Reise er in einem offenen Boot auf dem Cantonfluß in der Nacht vom 24 auf den 25 Julius dem Sturm und dem Regen ausgesetzt war. Erst am Morgen des 25 kam man in Canton an; von diesem Augenblick an wurde der Zustand Morrison's immer bedenklicher, so daß er endlich am 1 August Abends in den Armen seines ältesten Sohnes im 53 Jahre seines Alters entschlief. John Robert, der Sohn, wurde zum Nachfolger seines Vaters ernannt.

Am folgenden Tag, 2 August, wurden die irdischen Reste des Verstorbenen zu Wasser nach Makao geführt, begleitet von Lord Napier und allen damals in Canton befindlichen Europäern, Amerikanern und Indobritten. Am 5ten desselben Monats wurde die Hülle des Entschlafenen neben seiner ersten Gattin und deren Kind auf dem protestantischen Begräbnißplatz zu Makao beigesetzt. Vierzig der angesehensten Einwohner der Insel geleiteten ihn zur letzten Ruhestätte, und Herr E. Stevens, Schiffsprediger im Hafen von Canton, hielt die Grabrede.

Der große Verlust, den die literarische Welt durch den Tod dieses ausgezeichneten Mannes erlitt, wird vielleicht auf dem Schauplatz seines thätigen Wirkens am tiefsten gefühlt und am richtigsten gewürdigt werden, und nicht sobald dürfte ein Mann aufstehen, der mit so gründlichen und umfassenden Kenntnissen auch so aufrichtige Frömmigkeit, so viele häuslichen und geselligen Tugenden verbände, als Morrison. Vom ersten Augenblick seiner Ankunft in Canton an verwendete er alle seine Kräfte darauf, sich jene Mittel eigen zu machen, durch welche die Heiden mit den Grundbegriffen der christlichen Offenbarung vertraut gemacht werden können, zu welchen er besonders eine strenge Heilighaltung des Sonntags zählte. Als Diener der Kompagnie hatte er zu Canton nur ein Quartier, in welchem er den dem Handel gewidmeten Theil des Jahres zubrachte, und ein Haus zu Makao, wo er die größere Hälfte des Jahres wohnte. Beide Wohnorte wurden von ihm zugleich als Kapellen benutzt, in welchen er Gottesdienst hielt und gewöhnlich viermal des Tags predigte, zweimal in englischer und zweimal in chinesischer Sprache. Seine Reden gewannen einige Eingeborne für den christlichen Glauben, die dann von ihm getauft wurden, und von denen fünf, Leang-afa mit eingeschlossen, sich dem Missionsdienst widmeten. Er hielt auch in seinem Haus zu Makao eine Schule für chinesische Kinder, bei der er chinesische Lehrer anstellte und die Eltern beschenkte, damit sie ihm ihre Kinder schickten.

Im Jahr 1832 widmete er seine Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaft, und nahm eine Thee- und Kaffeeschenke in Canton unter Aufsicht, in welche die brittischen Seeleute durch Anschläge im Hafen eingeladen und vor den Häusern gewarnt wurden, in welchen man geistige Getränke verkaufte. In demselben Jahr eröffnete er eine schwimmende Kapelle zu Makao, und zwar hauptsächlich auf Andringen der Amerikaner, welche diesen Hafen besuchten.

Das Portrait, das die Beamten der Kompagnie und der Faktorei durch Chinnery malen ließen, gibt seine Persönlichkeit treu wieder. Ueber sein ganzes Gesicht war der Ausdruck eines freundlichen Lächelns verbreitet, ein großes, sanftes Auge lieh ihm einen edeln Ausdruck, und ein reiches, dunkles Haar schmückte sein Haupt. Im Kreise seiner Familie war ihm am wohlsten; unter seinen Kindern war er munter und fröhlich wie ein Kind, und benutzte jede Gelegenheit, durch Unterricht, ihrer Fassungskraft angemessen, ihre Kenntnisse zu bereichern. Schon vom zartesten Alter an beschäftigte er sich mit ihnen, und seine zärtliche Vaterliebe wurde durch die innigste kindliche Anhänglichkeit belohnt.

Außer den bereits angeführten Werken hat der Verewigte noch mehrere und unter andern auch Predigten herausgegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 113. 23 April 1835.

Einige Bemerkungen über das glückliche Arabien.

Der südliche Theil der arabischen Küste zwischen den Kuria-Muria-Inseln und Bab-el-Mandeb, so wie die westliche Küste von der Meerenge gegen Mekka hin, kannten die Alten unter dem Namen des glücklichen Arabiens, vermuthlich eine Uebersetzung des arabischen Wortes Yamun (Yemen), welches „das Gesegnete" bedeutet. Die arabischen Geographen rechnen manchmal auch Hadhramant und Tehamah zu Yemen, obwohl sie gewöhnlich diese Benennung auf das Meeresufer und den Bergdistrikt von Mokka bis zu dem Vorgebirge Hardschah, das alte Emporium Arabiens, beschränken. Oestlich davon liegt Hadhramant, dessen Küstendistrikt von Ras Hardschah bis Dhafar in der Nähe von Ras Morbat den Namen Schihir führt, durch eine falsche Lesung des arabischen Namens aber lange Sedscher genannt wurde.

Die jetzigen Handelsgegenstände in diesem Lande sind noch dieselben wie zur Römerzeit. Außer Myrrhen, Gummi und Weihrauch bringen die Sumalis *) aus Barbara und Ajam Schafe, Geflügel, Eier und Sklaven, welche in Arabien einen guten Markt finden. Es gibt zwei Arten von Weihrauch oder Loban: der eine kommt aus Hadhramant und wird von den Beduinen-Arabern gesammelt, den andern bringen die Sumalis aus Afrika. Der erstere, den man in kleinen runden Klumpen trifft, hat eine grüne Färbung, der andere gleicht mehr dem gewöhnlichen Harz und hat ein lichtgelbes Aussehen. Was die Sumalis einführen und loban mati nennen, hat einen minder starken Geruch, als die arabische Sorte; man nimmt ihn deßhalb lieber zum Kauen, während der letztere zum Räuchern verwendet wird. Beide Sorten werden von Hindu-Kaufleuten **) nach Indien ausgeführt, nebst Myrrhen, Gummi und etwas Honig, der in der Umgegend von Aden gesammelt wird. Die Schafe sind von abyssinischer Zucht, haben breite Schwänze wie die vom Kap der guten Hoffnung, und sind mit schönem weißem Haar statt der Wolle bedeckt; diese werden nebst Geflügel und Eiern an die Handelsfahrzeuge verkauft, die an der Küste anlegen. Außer Haifloßen und Salzfischen, die sich hier in großer Menge finden, sind die oben genannten Artikel die einzigen, welche man von diesem Theile Arabiens ausführt: dagegen handeln die nach Indien gehenden Kaufleute Reiß, Zucker und Baumwollenzeuge ein, wie zur Zeit des Periplus, wo die Bewohner von Muza nach Ly.nirica und Barygaza, d. h. nach der Wüste von Sind und Broach segelten, und diese Artikel zurück nach Dioskoris oder Socotra brachten. Zum Austausch dagegen beluden sie ihre Schiffe mit Schildkrötenschalen; außerdem wurde Elfenbein an der Küste von Barbara gekauft, heutzutage aber bringen es Karawanen aus dem innern Afrika.

Die Stadt Barbara liegt etwa 45 g. M. südöstlich von Bab-el-Mandeb. Hier wird alle Jahre ein Markt gehalten, wenn die kleinen Handelsschiffe aus dem rothen Meere und dem persischen Meerbusen kommen. Karawanen von 4000 Kamelen kommen um diese Zeit aus dem Innern von Afrika, und bringen Gummi, Elfenbein, Straußenfedern, Felle und andere Artikel. Die Sprache der Sumalis, welche Herren dieses Landes sind, ist das Ghis oder Aethiopische, was nach den von Ludolf mitgetheilten Proben eine dem Arabischen verwandte Sprache ist. Die Geographie und der Handel dieser Länder sind bis jetzt sehr wenig bekannt, und verdienen genauer untersucht zu werden.

*) Richtiger als Somaulis.

**) Die hier zusammenströmenden Menschen bilden einen seltsamen Kontrast: fürs erste der Araber mit seinem braunen, sonnenverbrannten Gesicht, seiner schmächtigen aber rührigen Gestalt, seinem energischen Wesen und spärlichen Kleidung; dann der Hindu-Kaufmann mit seiner hellern Gesichtsfarbe, seinem glatten Aussehen und trägen Bewegungen, gekleidet in seinen rothen Turban und weißen faltenreichen Dhotar; ferner der Sumali-Kaufmann aus Barbara mit seinen regelmäßigen Zügen, seinen Ringellocken von weichem Haar, dem auf künstliche Weise eine Flachsfarbe gegeben wurde, und das er nachlässig um seine Schultern fliegen läßt; endlich der Sohaili aus Ajam mit seiner glänzenden schwarzen Gesichtsfarbe und seinem wolligen Haare, doch ohne die dicken Lippen und vorstehenden Mund des Negers.

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Fortsetzung.)

Eine interessante Erscheinung bietet bei uns die Volksliteratur in den sogenannten Bastabdrücken dar, die jedoch nur selten mehr wahre Holzschnitte sind, — viel weniger Bast- oder Baumrindenabdrücke — sondern meist auf Stein, Zinn und Kupfer

geschnitzt und gestochen werden. Die Arbeit ist so grob und schlecht, als sie nur immer seyn kann, allein das Merkwürdige dabei ist, daß diese Mährchen und Bilder von einer besondern Künstlerkaste unter den Bauern selbst, und für diese angefertigt werden.

Wie in der ganzen Welt, so waren auch in Rußland die Priester und Mönche die ersten Gelehrten, d. h. Schriftkundigen; und lange Zeit hindurch die Kirchenschrift die einzige bekannte Schrift. Von den Geistlichen ging die Kunst erst auf andere Stände über, und da bildete sich denn eine besondere Zunft der Heiligenbildermaler, in deren Händen Gegenstände der Religion nicht selten mit Aberglauben und Unwissenheit aller Art vereinigt, vermengt und unter dem Volke verbreitet und bekräftigt wurden. Sie begnügten sich nicht nur mit dem Heiligenbildermalen, sondern bildeten auch symbolische, mährchenhafte und andere Gegenstände, geistlichen sowohl als weltlichen Inhalts ab, und lieferten nicht selten abenteuerliche Beschreibungen dazu. Solche Dinge erschienen jedoch immer nur in Holzschnitten und andern Abdrücken auf Papier, dagegen der Oelpinsel und das Brett (vorzugsweise das Cypressenbrett) ausschließlich für Heiligenbilder aufbewahrt wurden. Es werden aber alle, auch selbst die weltlichen Gegenstände, in dem Tone, der Sprache und Schrift der Kirche abgehandelt, welches ihnen in den Augen des Volks eine Art von Infallibilität gibt.

Noch heutzutage besteht eine eigene Heiligenbildermaler-Zunft in den Städten, und ganze Dörfer in den Gouvernements Wologda, Wladimir, Jaroslaw, Moskau beschäftigen sich ausschließlich mit dieser Arbeit, reisen im ganzen Reiche als Hausirer umher, und vertauschen ihre Produkte gegen baares Geld, denn verkaufen darf man ein Heiligenbild nicht.

Mehr oder weniger abgeschieden von dieser Kunst besteht die Holz-, Stein- und Kupferstecherkunst, von welcher wir eben reden wollen. Der Kaufmann Loginow in Moskau liefert eine große Menge dieser Waare, und verschickt sie im ganzen Reiche; es gibt aber noch viele einzelne Künstler, die auf ihre eigene Hand schneiden und drucken, und es bestehen, wie eben erwähnt, ganze Dörfer, deren vorzüglicher Erwerbszweig die Anfertigung solcher Mährchen und Bilder ausmacht. Auffallend genug ist es, daß diese Zunft oder Kaste sich einer usurpirten Preßfreiheit bedient, in so fern es scheint, als kümmere sich niemand um das Treiben dieser Künstler. Aber was finden sich auch für merkwürdige Dinge unter dieser der niedern Volksklasse eignen Literatur! Alles was Aberglauben, Unwissenheit, Fanatismus nur erzeugen können, mit mehr oder minder plumpen, derben und witzigen Einfällen begleitet, mit höchst abenteuerlichen Abbildungen und Erläuterungen ausgeschmückt. Zugleich aber spricht sich immer etwas so recht Originelles, Charakteristisches, Derbes und Grelles in den Einfällen der unverdorbenen Laune des Pöbels aus, daß es nur zu bedauern ist, daß auch dieser Zweig der Literatur nach und nach ausartet, und schon häufig unächt, verfälscht und manierirt angetroffen wird, weil die bärtigen Künstler zu glauben anfangen, daß ihre Werke auch mit dem Geiste der Zeit fortschreiten müßten.

Man wundere sich nicht, wenn man unter diesen Blättern, welche für wenig Kopeken bei einem jeden umherziehenden Krämer feil sind, Scherze und Satyren auf Gegenstände findet, die sonst wohl einem jeden Russen heilig sind; es ist eine sonderbare Eigenheit des Volks, daß es den Talar, das Chorhemd, nie mit dem Alltagsrocke seines Priesters verwechselt, und an jedem, auch selbst dem heiligsten Gegenstande, eine profane Seite auffindet. Der russische Soldat erlaubt sich ohne Bedenken humoristische, kräftige Scherze über seine Vorgesetzten, über die Regierung, und läßt sich dennoch für beide todtschießen; ja er trägt, was wohl noch mehr sagen will, die ungeheuren Strapatzen, den ungewöhnlich schweren Dienst des russischen Soldaten mit Gleichmuth, und ohne je zu murren; er erleichtert da, wo ein anderer unterliegen würde, sein Herz nur durch Scherze und Witze, die in einem Beobachter unter solchen Umständen wahrhaftes Grausen erregen. Seine Laune, seine Ironie ist es nun, die man zu würdigen wissen muß, damit man Humor nicht für Profanation nimmt, und den Menschen achten lernt.

Nach dieser, vielleicht etwas langen Einleitung will ich meine Leser, beispielsweise, mit einigen Blättern aus der National-Schriftstellerei bekannt machen. Von dem Liede und dem Mährchen, wie es im Munde des Volkes fortlebt, rede ich hier nicht; dieses würde den Umfang des Aufsatzes über die Gebühr ausdehnen. Auch sind schon deutsche Uebersetzungen einiger unserer Volkslieder vorhanden. Die Volksmährchen sind zum Theil aus dem westlichen Europa hinübergewandert, wie z. B. Prinz Bova, Francill und Ventiana, und dann der Reinecke Fuchs; zum Theil aus dem Orient, wie Jeruslan, des Lazarus Sohn; dann aber endlich gibt es ächt russische, wie Ilja von Murom, — der Dieb und die rothe Kuh, — Schemjaka's Gericht u. s. w. Diese letztern zeichnen sich aber durch den gar nicht zu verkennenden Ton und Humor des Russen aus. Außer dem Liede und diesem Mährchen aber sind es, wie schon erwähnt, sinnbildliche Darstellungen, dramatische und personificirte Sprüchwörter, Satyren und Einfälle verschiedener Art, Karikaturen, wie auch manche ernst seyn sollende Gegenstände, die aus der Werkstatt des Pöbels hervorgehen, und die wir etwas näher betrachten wollen.

Im Allgemeinen lassen sich diese Kunstwerke mit rothen, gelben und grünen Klecksen ihrer Bedeutung nach in drei Abtheilungen bringen: 1) religiöse Gegenstände; 2) Versinnlichung und Darstellung historischer Begebenheiten; 3) Fabeln, Mährchen, Einfälle, mehr oder weniger obscöne und witzige Karikaturen.

Es mögen nun zunächst einige Beispiele aus den religiösen Darstellungen folgen. Traum der Mutter Gottes, heiliger Brief unsers Herrn Jesus Christus, die zwölf Freitage, die Jerusalemer Rolle, Verzeichniß der bösen Tage und manche ähnliche wunderbare Dinge findet man unter den ältern dieser buntbepinselten Blätter. Gleichfalls sind hier zu nennen: sinnliche Darstellung der Höllen- und Himmelsleiter, deren eine mit 37 Stufen hinab zur Hölle, die andere in eben so vielen Stufen hinauf zum Himmel reicht. Eine jede Stufe trägt den Namen, dort eines Lasters, hier einer Tugend; Himmel und Hölle sind auf die gewöhnliche charakteristische Weise dargestellt. Das Blatt möchte indeß vielleicht ursprünglich von katholischen Meistern herstammen.

Darstellung des Berges Sinai, in dem Augenblicke, da Moses die Gesetztafeln empfängt. Ein merkwürdiges Blatt, das sich eher bewundern als beschreiben läßt. Beinahe das ganze alte Testament ist hier aufgeführt und versinnlicht. Eine besondere Erwähnung verdient jedoch der Sonnenstrahl, der durch eine Spalte des Berges Sinai auf die irdische Hülle der heiligen Katharina fällt.

Der Stammbaum unseres Heilandes, von Abraham bis auf Joseph, mit 42 Porträten.

Das letzte Gericht, wo der Himmel sich aufthut mit den heiligen Schaaren und Engeln, die Höllenflamme kraftlos hinaufleckt, St. Petrus die ihm anvertraute Heerde der Gerechten so eben durchs Thor des mit Wall und Graben umgebenen Paradieses einläßt, dagegen eine Masse von armen Sündern, worunter sich besonders die an Feiertagen arbeitenden Bauern, und die durch Putz und Zauberei verführenden Weiber auszeichnen, der Hölle zugeführt werden. Hier findet man die ewigen Qualen sinnreich variirt und dem Vergehen angepaßt, die meisten Sünder aber hängen an verschiedenen Theilen ihres Körpers über Feuer. Die große Paradiesesschlange, deren einzelne Glieder aus verschiedenen Lastern bestehen, füllt das Blatt. Merkwürdig ist die Art und Weise, wie die Todten sich in ihren Särgen aufrichten, und die Vögel und Fische, nach dem Worte der Schrift, das Fleisch der Menschen wiedergeben.

Das Weib von Babylon, aus der Apokalypse; sie ist Deutsch gekleidet, trägt Leibchen und Schürzlein, und reitet ein siebenköpfiges Ungeheuer.

Abbildung der sogenannten Paradiesvögel Alkonodt und Syrin genannt. Weiberbrüste auf einem Vogelrumpf, mit und ohne Hände. Ihr Gesang ist: „Mühet euch, o Menschen, auf daß ihr das Himmelreich erlangt, und den Gesang der Edenvögel höret, und seht Paradiesesbäume, und die Lust der Heiligen, von denen Gott der Vater sprach: das Auge erblickt sie nicht, das Ohr hört sie nicht, denen dieses bereitet ward, weil sie ihn liebten.

Traum eines Beichtvaters, welcher seine unwürdige Beichttochter, die ihn belogen, in folgendem Zustande erblickt: sie reitet einen Feuerdrachen, Kröten hängen an ihren Augen, Pfeile gehen durch ihre Ohren, Rauch und Flamme entfährt ihrem Munde, Schlangen saugen an ihren Brüsten, Höllenhunde nagen an ihren Händen, Ketten schließen ihre Füße.

Umständliches Verzeichniß und Abbildung von 45 Heiligen, wo einem jeden sein Theil und Amt angewiesen ist, mit Anmerkungen, warum man einen jeden einzelnen anflehen darf, und welche Bitte in seiner Macht zu erfüllen steht; und endlich ein umständliches Verzeichniß der Blutstropfen, so unser Heiland für uns vergossen.

(Fortsetzung folgt.)

Stürme und Schiffbrüche zu Algier.

Am Abend des 7 Februars ward durch die ungewöhnlich hohe Fluth die Aufmerksamkeit des französischen Gegenadmirals de la Bretonnière geweckt. Sogleich ertheilte er die nöthigen Befehle, um auf etwaige Ereignisse gerüstet zu seyn. Die Hafendirektion ergriff Vorsichtsmaßregeln zur Sicherung der im innern Hafen befindlichen Schiffe, wodurch mehrere derselben gerettet wurden, welche sonst unfehlbar zu Grunde gegangen seyn würden. Die beiden dem Staate gehörigen Schiffe, die Marne und der Cygne, trafen gleichfalls ihre Maßregeln.

Während der Nacht vom 10/11 Februar war es schlecht Wetter, doch verkündete nichts den Sturm, der bald darauf ausbrach, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die ältesten Eingebornen sich keines ähnlichen erinnern. Mit Tages Anbruch schlug der Nordwestwind in Nordwind um, und regte mit furchtbarer Gewalt das ganze Meer auf. Der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken; der Hagel fiel in dichten Massen; die Wogen brachen sich mit Getöse an dem Hafendamm, als wollten sie ihn aus seinen Grundpfeilern herausreißen. Die Wellen schlugen über die Gebäude des Kay's und über die Batterien her. Wäre der Wind aus Nordost gekommen, so wäre der Sturm in den innern Hafen gedrungen, und in diesem Falle würden alle in demselben befindlichen Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gegangen seyn.

Eine Menge Menschen ward herbeigezogen, aber durch ein ganz anderes Gefühl, als das der Neugierde; überhaupt gab die Einwohnerschaft von Algier während dieser Unglückstage ehrenvolle Beweise ihres Eifers für die Sache der Menschheit. Die Behörden gingen mit dem Beispiele der Aufopferung voran. Mit Tages Anbruch befanden sich der Gouverneur und der Gegenadmiral auf dem Hafendamm, wo ihre Anwesenheit höchst nothwendig war. Um die Mittagszeit ward der Civil-Intendant, der gleichfalls herbeieilte, von einer gewaltigen Welle umgeworfen, die ihn nach dem Meere hinzog; verwundet raffte er sich wieder auf, ohne daß jedoch sein Zustand Besorgnisse einflößte. Auch Herr v. La Bretonnière, der mitten in dem Sturm Befehle ertheilte, ward von einem der heftigsten Windstöße gefaßt, und in seinen Mantel gehüllt nach dem Meere zu geworfen, als er sich glücklicherweise an ein unterwegs befindliches Geschütz klammerte, und dadurch gerettet wurde.

Wir kehren nunmehr zu der Darstellung der Ereignisse dieser furchtbaren Tage zurück. Die beiden Ketten, an welchen die Korvette La Marne festlag, rissen entzwei, worauf dieses Schiff jeden Augenblick gegen den Kay geworfen zu werden drohte. Gleichzeitig wurden die Herminia, die Ste. Anne und die Biene in den Hafen getrieben. Die Ste. Anne scheiterte bei dem Douanenmagazin, die Herminia sank auf den Grund und wählte sich ihr Bett; den Bemühungen des Hafendirektors gelang es, die aus Wein für die Armee bestehende Ladung zu retten. Die Biene scheiterte.

Es war 9 Uhr, als die sardinische Brick, der Franklin, welche auf der großen Rhede vor Anker lag, an die Küste Mustapha geschleudert wurde. Die Mannschaft ward glücklicherweise gerettet. — An demselben Morgen schlug die Schaluppe des russischen Schiffes Venus um. Von der 12 Mann starken Schiffsmannschaft kamen 9 Mann um, 3 wurden gerettet.

Das Meer war so aufgeregt, daß es unmöglich war, den vom Untergange bedrohten Schiffen die geringste Hülfe zu senden. Ihr Heil hing einzig und allein von der Rettung der Marne ab, denn diese drohte jeden Augenblick ihre Anker abzureißen und auf die Schiffe geworfen zu werden. Den vereinten Bemühungen der Schiffsmannschaft und der Hafendirektion gelang es endlich, die Anker solid zu befestigen, und dadurch 10 bis 12 Schiffe vor dem Zusammenstoß dieses furchtbaren Nachbars zu schützen, der sie unfehlbar in seinen Untergang verwickelt haben würde.

Eine kleine toskanische Goelette, deren Anker nicht mehr hielten, wurde gegen den Kay getrieben; glücklicherweise ward ihr ein Tau zugeworfen, mittelst dessen sie sich in ihrer anfänglichen Stellung behauptete, und wodurch sie gerettet ward. Unterdessen dauerte der Sturm mit gleicher Wuth fort; Taue aller Art wurden den Schiffen zugesendet, deren Sicherheit gefährdet erschien. 6 Fahrzeuge, welche in der Nähe des Gesundheits-Hafendamms vor Anker lagen, litten unerhört durch die Nähe, in welcher sie sich neben einander befanden. Hülfe war hier unmöglich; die Mannschaft verließ sie und rettete sich ans Land.

Gegen 2 Uhr rissen die Taue des belgischen Schiffs Le Robuste, das in der Nähe des Gesundheitshauses vor Anker lag, und dieses ward auf die Stationsbrick Le Cygne geschleudert, in deren Bugspriet es sich verwickelte. Die Mannschaft, welche den Schiffbruch voraussah, verließ

den Robuste und begab sich an Bord des Cygne, der sie aufnahm. Endlich entfernte sich der Robuste vor dem Cygne und scheiterte an der Küste unfern des Spitals Caratine.

Gleiches Schicksal hatten bald darauf das neapolitanische Schiff San Salvador und das russische Schiff Venus an derselben Küste, ferner die französische Brick Le Desiré und die französische Bombarde L'Hirondelle. Der schöne griechische Dreimaster Thrasybulus, der seinen ersten Ausflug gemacht hatte, bedrohte, von seiner Mannschaft verlassen, den Cygne von Neuem. Letzterer vermied durch ein glückliches Manöver den Zusammenstoß, worauf der Thrasybulus zwischen Caratine und dem Fort Bab-Azoun scheiterte. Während der Nacht fand kein weiterer Schiffbruch statt. Abends gegen 7½ Uhr schien sich der Himmel etwas aufzuklären, der Sturm und der Hagel ließen nach, und das Meer ward ruhiger.

Am folgenden Tage, den 12 Februar, wurden sowohl die Wellen als der Hagel wieder heftiger, doch schien der Sturm von seiner Wuth verloren zu haben. Seit dem 11 Februar stieg das Barometer unausgesetzt; die Langsamkeit seines Steigens schien eine nahe bevorstehende Aenderung in der Atmosphäre anzukündigen.

Das von Oran kommende Dampfschiff L'Eclaireur war in der Nacht vom 10/11 Februar auf der Rhede angelangt, wo es sich durch geschickte Manöver behauptet hatte. Die Mannschaft, seit zwei Tagen und zwei Nächten unaufhörlich auf den Beinen, hatte die größte Ausdauer und Unerschrockenheit bewiesen. Am 12 mit Tages Anbruch suchte dieses Schiff die offene See zu gewinnen. Bald darauf kehrte es jedoch zurück und suchte in dem Hafen Anker zu werfen. Unglücklicherweise war jedoch der Eingang durch Schiffe und Taue aller Art gesperrt. Aller Anstrengungen ungeachtet ward es auf einen Felsenriff geworfen und füllte sich mit Wasser. Man rettete die Dampfmaschine und einen Theil der Ausrüstung. Um 11 Uhr versank die neapolitanische Brick Conception dicht vor dem Hafen; einige Stunden später hatte die neapolitanische Schebeke Nepomucene und die Feluke Trois Marias dasselbe Loos.

Endlich schien das Meer sich zu beruhigen, und versprach eine minder schlimme Nacht, als die verflossene. Auf mehrere Schiffe kehrte die Mannschaft zurück. Eine kleine englische Goelette, welche auf offener See Anker geworfen hatte, überstand den ganzen Sturm mit seltenem Glücke. Die Nacht war ruhig; am 13 besänftigte sich die See. Man beschäftigte sich damit, den Hafen von den Trümmern frei zu machen. Man hofft das Dampfschiff L'Eclaireur zu retten, nachdem maurische Taucher dessen Zustand untersucht haben. Die Handelsschiffe beschäftigen sich mit Ausbesserung der erhaltenen Lecke.

Abtheilungen der Garnison und der Fremdenlegion, welche General Avizard nach Mustapha sendete, retteten die Mannschaft mancher Schiffe und einen Theil ihrer Ladung. Während des Sturmes deckten Waaren, kostbare Stoffe, Mastbäume, Bretter und Trümmer aller Art das Meer. Seit 3 Tagen und eben so vielen Nächten ist die Douanenmannschaft unablässig bemüht, den Wellen ihre Beute zu entreißen. Man schätzt den durch diese Stürme veranlaßten Verlust auf 3 Millionen, und hofft den zehnten Theil dieser Summe durch Auffangung der Trümmer zu retten.

Auch zu Bona wüthete in der Nacht vom 11/12 Februar ein furchtbarer Sturm, der 24 Stunden lang anhielt. 7 Fahrzeuge wurden an die Küste geschleudert, und dadurch mehr oder minder beschädigt.

Das Marokkanische Heer.

Da das Reich von Moghrib-ul-Aksa (Marokko) nichts von seinen Nachbaren zu befürchten hat, so erfüllt die in demselben aufgestellte bewaffnete Macht selten einen andern Zweck, als die Aufrechthaltung der innern Ruhe und die Beischaffung der öffentlichen Steuern. Im gegenwärtigen Augenblicke besteht die marokkanische Armee aus 15 — 16,000 Mann, von welchen 7 — 8000 Neger in der kaiserlichen Residenz einquartirt sind. Die kaiserliche Leibwache besteht aus 1500 Negern, welche zu Meknás garnisoniren, ferner aus einer gleichen Anzahl von Lu bajas oder Arabern der großen Wüste, und 2000 berittenen Negern, welche in Hütten bei Marokko und der Umgegend lagern. Fas (Fez) und andere größere Städte werden durch Bürgermilizen bewacht. Die Seehäfen, mit Ausnahme von Suira und Asfi, welche regelmäßige Garnisonen haben, sind der Bewachung ihrer eigenen Einwohner, oder vielmehr einer Art von Nationalgarden überlassen, welche zu Ronden verpflichtet sind, ohne jedoch ihre Provinz je zu verlassen. Das Artilleriekorps besteht aus etwa 2000 Mann; die kaiserliche Seemacht zählt gegen 150 Mann, welche, wofern sie nicht zum Kreuzen vereinigt werden, in die Häfen von Tetuan, Tanger, El-Araisch, Saleh, Rabatt und Suira vertheilt sind. Diejenigen regelmäßigen Truppen, welche in den kaiserlichen Residenzen Dienste thun, erhalten 1 bis 4 Deniers täglichen Sold und jedes Jahr zwei Hemden, zwei paar weite Beinkleider, einen Kaftan von rothem Tuch, und eine blaue Mütze. Die andern Truppen erhalten keinen Sold, und müssen sich ihren Unterhalt als Taglöhner verdienen. Zu gewissen Jahreszeiten sind sie so glücklich, sich von abgefallenem Obste zu nähren. Sie erhalten eine kleine Entschädigung, wenn sie einen fremden Gesandten oder Konsul zu eskortiren haben, oder als Kouriere in eine entlegene Provinz geschickt werden.

Hat der Sultan beschlossen ins Feld zu ziehen, so vereinigt er alle regelmäßigen Truppen, welche man in den Garnisonen entbehren kann; jeder Mann enthält 12 — 20 Dollars, jede Frau eines solchen 2 — 5 Dollars, dieß ist alles, was sie bekommen, der Feldzug mag noch so lange dauern. Sofort befiehlt er den Statthaltern der verschiedenen Provinzen, eine gewisse Anzahl von Milizen, je nach dem Verhältniß der Bevölkerung, auszuheben. Diejenigen Einwohner, welche nicht aufgeboten werden, müssen das Land bebauen für diejenigen, welche ausgezogen sind. Wird die Aushebung nicht auf alle Provinzen ausgedehnt, so müssen diejenigen, welche davon verschont bleiben, für jeden Mann, den sie hätten stellen sollen, 16 Schilling bezahlen, und überdieß die Armee mit Pferden, Waffen und Munition versehen.

Der Obergeneral behandelt im Allgemeinen seine Untergebenen mit großer Milde; der marokkanische Soldat ist wegen seines Muthes und Gehorsams bekannt; im Angriffe ist er ungestüm. Stößt er jedoch auf ruhige Gegenwehr, so befällt ihn Furcht, er verläßt seine Abtheilung und betrachtet den leichtesten Unfall als vom Himmel gesendet.

Das Kaiserthum Marokko hat 24 feste Plätze, in welchen regelmäßige Truppen garnisoniren; allein die Werke dieser Plätze sind schlecht angelegt, und die Batterien so ungeschickt placirt, daß nicht einer derselben einem Sturme europäischer Truppen widerstehen könnte. Das Zeughaus befindet sich zu Saleh, und hier sind auch die Werfte für die Marine. Am Schlusse des 18ten Jahrhunderts bestand des Sultans Seemacht aus 10 Fregatten, 4 Bricks, 11 Schaluppen und 19 Kanonenböten, welche mit 6000 Mann trefflicher Seesoldaten bemannt waren. Heutzutage ist sie reducirt auf 3 Korvetten zu 40 Kanonen, und 15 Kanonenböte, welche in den Meerbusen von Burebegg, Lukkos und Montil stationirt sind. Nur wenige Marokkaner verstehen so viel vom Seewesen, daß sie als Seeofficiere gebraucht werden können; wenn daher der Sultan Seeleute braucht, so ruft er sie aus Europa herbei, wo sich immer welche finden, die in seinen Dienst treten, weil sie wissen, daß sie trefflich bezahlt und gut behandelt werden.

Vermischte Nachrichten.

Ein Präparat, Laktolin genannt, wurde vor einiger Zeit der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegt; mit $^{9}/_{10}$ Wasser vermischt gibt es ganz gute frische Milch. Man erhält Laktolin aus reiner Milch durch Verdampfung ohne Hitze, und man soll, wenn man die Kügelchen durch starke Mikroskope beobachtet, finden, daß sie keinerlei Veränderung erlitten haben. Auch soll das Präparat, wenn es einmal fertig ist, weder durch Hitze noch durch Feuchtigkeit leiden.

*

Der zoologische Garten von Surrey erhielt neulich eines der seltenen Capybara genannten Thiere, das an den Ufern des Marañons gefangen wurde, wo man es Fluß- oder Meerschwein nennt. Es ist ein dickes, plumpes Thier mit einem breiten Kopf und Nacken, aber ohne Schweif und Schlüsselbein. Es gleicht in seiner Lebensart sehr dem Biber und wohnt in den großen Wäldern Südamerika's, nahe an den Flüssen

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 114. 24 April 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Erster Artikel.)

Syrische Gastfreundschaft. Jaffa.

Herr v. Lamartine unternahm im Jahre 1832 bis 1833 eine Reise nach Syrien und Konstantinopel, wohin er von seiner Frau und Tochter begleitet wurde. Er begab sich zuerst nach Malta, Corfu, Athen, Aegina, Cypern, und von da nach der Küste von Syrien, wo er sich auf einige Zeit in Bairut niederließ, von da ging er in den Libanon, wo er Lady Esther Stanhope und den Fürsten der Maroniten Emir Beschir besuchte. Wir übergehen die interessanten Details dieser beiden Besuche, so wie die Geschichte der Familie des Emir, welche gegenwärtig eine so große Rolle in Syrien spielt, da der erste Band der Reise, der sie enthält, durch den vorzeitigen Nachdruck desselben in Brüssel bekannt seyn kann, und beginnen unsere Auszüge und Bemerkungen mit dem zweiten Band, welcher die im Oktober 1832 unternommene Reise von Bairut durch Syrien und Palästina enthält; wir beschränken uns dabei hauptsächlich auf seine Beobachtungen des gegenwärtigen Zustands dieser Länder, und den lebenden Menschen, mit denen er in Berührung kam, theils wegen des lebhaften Interesse, das sich in diesem Augenblick an Syrien knüpft, theils weil dem Reisenden die nöthigen Kenntnisse fehlten, um über Alterthümer zu sprechen.

Lamartine reiste mit vielem Aufwand und wie ein großer Herr, war überall durch Briefe der Gesandten und von Ibrahim angekündigt, wurde erwartet, mit Bedeckungen versehen, und hatte alle denkbare Leichtigkeit Orte und Menschen zu sehen, die einem gewöhnlichen Reisenden schwer zugänglich sind. Er verließ Bairut im Oktober 1832, besuchte die Stellen wo Tyrus und Sidon gestanden hatten, den Jordan, das galiläische Meer, Nazareth, den Carmel, Kaipha, wo er eine reizende Beschreibung der halb arabischen, halb europäischen Familie des Konsuls Malagamba macht. Von da aus drang er in die merkwürdigen und von räuberischen Beduinen bewohnten Ruinen von Castell Peregrino, welche von einem gelehrteren Alterthumskenner besucht und beschrieben zu werden verdienen, besuchte Cäsarea, und näherte sich Jaffa.

„Wir stiegen Abends um vier Uhr zu Pferde, und ich bemerkte in der Nähe des Flusses auf einem Hügel einen Araber zu Pferd, mit einer Flinte in der Hand, und von einem jungen Sklaven zu Fuße begleitet. Der Reiter schien mit der Jagd beschäftigt zu seyn, hielt sein Pferd jeden Augenblick an, und betrachtete uns mit einem zweifelnden Blick, plötzlich setzt er seine Stute in Galopp, und spricht mich italienisch an, ob ich nicht der europäische Reisende sey, den die Briefe der Konsuln angekündigt haben? Ich nenne mich, er springt vom Pferde, und will mir die Hand küssen, es war der Sohn des französischen Vicekonsuls in Jaffa, Damiani. Sobald er von unserer Reise gehört hatte, war er alle Tage auf dieser Seite auf die Gazellenjagd gegangen, um uns zu erwarten, und in das Haus seines Vaters zu bringen, und zu verhüten, daß wir nicht unsere Wohnung in einem andern Hause von Jaffa nehmen möchten. Viele andere Familien der Stadt würden uns einladen, sobald sie unsere Ankunft erfahren, allein nach arabischem Rechte gehöre ein Gast dem der ihn zuerst berühre, und es wäre eine Schmach für sie, wenn ich ihre Gastfreundschaft nicht annähme. Hierauf sagte er einige Worte auf arabisch zu seinem Sklaven, der auf sein Pferd stieg, und in einem Augenblick hinter den Sandhügeln verschwand, die uns die Stadt verbargen.

„Ich gab Damiani eines meiner frischen Handpferde, und wir ritten langsam gegen die Stadt, nach zwei Stunden sahen wir jenseits des Flusses etwa dreißig Reiter, welche in reichen Gewändern und mit glänzenden Waffen am Ufer auf den schönsten arabischen Pferden galoppirten. Sie ritten ins Wasser, stießen ein Freudengeschrei aus, und schossen ihre Gewehre ab; es waren die Söhne und Freunde der vornehmsten Bewohner der Stadt, die uns entgegenkamen. Jeder näherte sich mir, und bewillkommte mich, sie umringten uns, und gaben uns auf dem sandigen See-Ufer während des Ritts das Schauspiel des Dscherid (Lanzenspiels), wobei arabische Reiter die Kräfte ihrer Pferde und die Geschicklichkeit ihres Arms zu zeigen pflegen. Jaffa begann sich vor uns auf einem in die See hinausstehenden Hügel zu erheben: der Anblick ist magisch, wenn man aus der Wüste kommt. Die Basis der Stadt wird von den Wellen bewegt, welche sich in großen Massen über die Felsen, welche den Hafen bilden, brechen, und die Umgegend besteht aus den reizendsten Gärten, welche wie durch Zauber aus der Wüste hervorsprossen, und die Mauern und Thürme der Stadt mit ihrem Grün bekrönen. Man reitet unter dem hohen und duftenden Gewölbe eines Waldes von

Palmen, Granatbäumen, Cedern, Citronen, Pomeranzen und Limonienbäumen, welche so groß sind als Nußbäume in Europa, und unter der Last ihrer Früchte und Blüthe zu brechen scheinen; die Luft ist nur ein Duft, den der Seewind uns herbringt, und den Boden mit den weißen Blüthen der Orangen bedeckt, welche der Wind umtreibt, wie bei uns die Herbstblätter. Von Zeit zu Zeit findet man türkische Brunnen aus Mosaik von vielfarbigem Marmor, mit kupfernen Schalen, die an Ketten geschlossen sind, und umgeben von Frauen, welche sich die Füße waschen, und Wasser in Urnen von antiker Form schöpfen. Die Stadt erhebt ihre weißen Minarets, ihre ausgeschnittenen Terrassen, ihre Balkone in gothischen Bogen, aus der Mitte dieses Meeres von Bäumen, und zeichnet sich im Hintergrund auf dem weißen Sandufer, das sich hinter ihr unermeßlich hindehnt, und sie von Aegypten trennt.

„Neben einem dieser Brunnen fanden wir eine dritte Cavalcade, an deren Spitze sich der Vater Damiani auf einem weißen Pferde uns näherte. Sein bizarrer Anzug machte uns lächeln, er trug einen himmelblauen Kaftan mit Hermelin verbrämt, und durch einen hochrothen Gürtel zusammengehalten; seine nackten Beine standen aus den weiten Hosen von Mousselin hervor, und ein ungeheurer dreieckiger Hut, der in dem ägyptischen Feldzug Dienste geleistet hatte, bedeckte seinen Kopf. Aber sein patriarchalischer Empfang machte bald unser Lächeln verschwinden, er war von seinen Stiefsöhnen und Enkeln begleitet, alle zu Pferde. Er stellte sich an unsere Spitze, und so zogen wir unter einem unmäßigen Gedränge von Menschen in die Stadt ein bis an seine Thüre, wo unsere neuen Freunde Abschied von uns nahmen, und uns unserem Wirthe überließen.

„Sein Haus ist klein, aber bewundernswürdig gelegen auf dem Gipfel der Stadt, von wo aus man die Aussicht gegen das Meer, gegen Aegypten und gegen die Nordküste von Syrien genießt. Die Zimmer sind umgeben mit Terrassen, wo man den Meerwind einathmet und alle Segel entdeckt, die sich von Weitem nähern. Die Zimmer haben keine Fensterscheiben, welche das Klima unnöthig macht, das immer die Wärme unserer Frühlingstage behält. Man theilt seine Wohnung mit den Vögeln des Himmels, und in dem Salon sitzen Hunderte kleiner rothhälsiger Schwalben auf den hölzernen Gestellen, welche das Zimmer umgeben, und Porcellanschalen, silberne Tassen und Pfeifen tragen. Sie flogen den ganzen Tag um unsere Köpfe, und hingen sich beim Essen mit den Füßen an den Armen einer Lampe auf, welche den Tisch erleuchtete.

„Die Familie besteht aus der Mutter, einer schönen Araberin, welche zwölf Kinder hat, aber noch immer in den Formen und der Farbe die Sitte der türkischen Frauen bewahrt, aus mehreren Töchtern, von ungemeiner Schönheit, und aus drei Söhnen, die uns alle gleich gefällig und nützlich waren. Die Frauen zeigten sich nie in den Zimmern, sie erschienen nur Einmal in großem Putz und mit Kleinodien bedeckt, und aßen Einmal mit uns, sonst waren sie im Innern des Hauses in einem kleinen Hofe mit Hausarbeiten beschäftigt, wo wir sie, wenn wir das Haus betraten oder verließen, sahen. Die Söhne, erzogen in der Gewohnheit der orientalischen Ehrfurcht für das Alter, setzten sich ebenfalls nie zum Essen mit uns nieder; sie standen hinter ihrem Vater, und sorgten, daß uns nichts fehle.

„Wir hatten kaum das Haus betreten, als wir schon eine Menge von Besuchen erhielten von Bewohnern der Stadt, die uns Glück wünschten, und ihre Dienste anboten. Man trank Kaffee, brachte Pfeifen, und der Abend ging in Gesprächen hin, die uns sehr interessirten. Der Gouverneur von Jaffa, dem ich durch meinen Dolmetscher meine Ankunft melden ließ, kam bald selbst uns zu besuchen. Es war ein schöner junger Türke, prachtvoll gekleidet, von großer Höflichkeit und ausgesuchter Eleganz der Manieren. Ich habe wenig schönere Männer gesehen; sein schwarzer Bart ergoß sich in glänzenden Locken wie Fächer auf die Brust, und seine Hand, die mit prachtvollen Diamanten bedeckt war, spielte ohne Aufhören darin. Sein Blick war stolz, milde und offen wie der fast aller Türken; man fühlt, daß diese Menschen nichts zu verbergen haben, sie sind offen, weil sie stark sind, und sind stark, weil sie sich nicht auf sich selbst und eine eitle Geschicklichkeit, sondern auf die Idee des allmächtigen Gottes verlassen, dessen Vorsehung sie Schicksal nennen. Man stelle einen Türken unter zehn Europäer, und man wird ihn immer an dem edeln Blick, an dem Ernst seiner Gedanken, der sich seinen Zügen mittheilt, und an der Einfachheit seines Gesichtsausdrucks erkennen. Der Gouverneur hatte Briefe von Mehemet Ali und Ibrahim erhalten, mich zu empfehlen, und ich selbst brachte einen Brief von dem letztern mit, den er las, an seine Stirne drückte, und mir zurückgab. Er fragte mich was er thun könnte um die Befehle seines Herrn zu erfüllen; ich sagte, daß ich Jerusalem und Judäa besuchen wolle, alle Anwesenden erklärten aber, daß es unmöglich sey, die Pest sey in Jerusalem, in Bethlehem und sogar in Ramla, der nächsten Stadt auf dem Wege, alle Klöster seyen geschlossen, und ich würde nirgends Gastfreundschaft finden können. Ich bestand auf meinem Vorsatz, und der Gouverneur sagte mir, daß er eine sichere Eskorte arabischer Truppen wählen werde, mich und meine Zelte vor der Berührung der Pestkranken zu beschützen, und schickte sogleich einen Reiter nach Jerusalem mich dem Gouverneur anzukündigen. Hierauf legten wir uns auf die Ottomanen schlafen, und erwachten unter dem Zwittern der unzähligen Schwalben, die um unsere Köpfe herumflogen.

„Den nächsten Tag schickte uns der Gouverneur einige Reiter und acht Fußsoldaten, die uns zur Eskorte dienen sollten, und die man aus den disciplinirtesten ägyptischen Truppen der Garnison gewählt hatte. Mit Sonnenaufgang waren wir zu Pferde, und fanden vor der Stadt eine zahlreiche Cavalcade aus Leuten aller Nationen, die sich um uns herum mit dem Dscherid ergötzten, und uns bis an einen schönen Brunnen begleiteten, der von Sycomoren und Palmen beschattet ist, und eine Stunde von der Stadt am Wege von Ramla liegt. Die Pracht der Vegetation, welche sich auf beiden Seiten des Weges entfaltet, ist unbeschreiblich, Fruchtbäume aller Art bilden rechts und links Wälder, welche durch Hecken von Jasmin, Myrthen und Granatbäumen durchschnitten, und mit Bächen bewässert sind, die aus den schönen Brunnen, von denen ich gesprochen habe, strömen. Jedes dieser Güter enthält einen offenen Pavillon, oder ein Zelt, unter denen die Familien der Besitzer jährlich einige Wochen oder Monate

im Frühjahr und Herbst zubringen. Die Frauen schlafen auf Matten in den Zelten, die Männer im Freien, unter den Gewölben der Citronenbäume, die Melonen, Pasteken und die zweiunddreißig Feigenarten, welche diese bezauberten Gärten liefern, dienen ihnen zur Nahrung. Jaffa hat in seinem Himmel und seinen Umgebungen etwas Großartigeres, Farbenreicheres und Feierlicheres als alle andere Orte der Welt, die ich gesehen habe. Das Auge ruht auf dem gränzenlosen Meer, das so blau ist wie der Himmel, auf den endlosen Sandebenen der ägyptischen Küste, wo der Horizont nur von Zeit zu Zeit durch den Hals eines Kameels unterbrochen wird, und auf den grünen und gelben Gipfeln der zahllosen Orangenwälder, welche die Stadt umschließen."

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Fortsetzung.)

Aus der zweiten Abtheilung wollen wir vor allen Dingen einer geographischen Mappe Erwähnung thun, die wohl der Mühe lohnt, betrachtet zu werden. Sie gehört zu den ältern Denkmälern dieser Art, und ist, wie die slavonische Aufschrift lautet, aus dem Römischen übersetzt worden. Sie führt keine Jahreszahl und hat eine große Menge Auflagen und Verbesserungen erlebt. Die ganze Erdkugel ist auf einer kreisrunden Fläche dargestellt, die gegenseitige Lage der Länder und Gewässer einigermaßen beobachtet, doch höchst abenteuerlich auf dieser einen Halbkugel zusammengedrängt, und ohne Rücksicht auf ihre wirkliche Form und Größe abgebildet. Die vier Welttheile führen die Namen der Weltgegenden; eine jede Hauptstadt bedeckt mit ihren Mauern und Thürmen das halbe Reich, dessen andere Hälfte mit höchst merkwürdigen, über alle Maßen sonderbaren Notizen angefüllt ist. Z. B. „Sonnenaufgang, d. h. erster Welttheil, genannt: Asia, Antheil des ältesten Sohnes Noah's, Sem; dieser Welttheil endet bei den seligen Inseln Macaria's, d. h. bei dem Paradiese: das andere Ende geht bis zu dem schwarzen und phasischen Meere, das dritte Ende ist das chinesische Reich, bis zu den Landen der Thier-Menschen, Sibirien und dem kaspischen Meere. Mittag, zweiter Welttheil, benannt Afrika, stößt an Syrien, das rothe Meer und die Insel Pontus, andererseits aber langt er vom rothen bis zum äthiopischen Meere, von Aegypten bis zum weißen Meere und dem Ocean. Der dritte Welttheil heißt Europa, Antheil des jüngsten Sohnes Noah's, Japhet, erstreckt sich vom Mittelmeere bis zum großen Weltmeer, andererseits bis ans Meer der Waräger, drittens aber bis zu dem Meere Murmon und dem Eismeer. Der vierte Welttheil ist Westen, genannt Neu-Amerika; erst unlängst entdeckt von spanischen und französischen Niemzy (d. h. Stummen, wie alle Ausländer, vorzugsweise die Deutschen, heißen). Die Einwohner sind der Schriftzeichen unkundig, haben Gold- und Silbererz, durch welches jene Niemzy sich sehr bereichert, und daselbst Städte erbaut haben, und den vierten Welttheil das neue Land geheißen, und selbiges zu den übrigen Welttheilen gethan haben. Es ist eine große Insel, größer denn alle übrigen, die Menschen aber haben weder Religion noch Schrift, leben 500 Jahre und mehr, nähren sich von gebacknem Fisch und Muskatnuß, sind dem spanischen und französischen Könige zinsbar."

Fernere Aufschriften sind: „diese Insel ist leer, bewohnt von Drachen, deren Angesicht weißlich, Oberkörper menschlich, Unterkörper aber schlangenartig und geflügelt ist: man nennt sie Basilisken." — Auf dieser Insel leben Menschenfresser, die der heil. Apostel Andreas besuchte. Dieses Land, genannt Florida, ist groß und bevölkert, die Menschen darin wild und nackt, besitzen viel Gold und Silber, schlagen sich mit Bogengeschütz und Knütteln, gehören dem Könige von Spanien. Die Insel Malta, woselbst viel Lehrer und Weltweise, Kraut und Gemüse. Die Insel Minorka, bewohnt von Weltweisen. Das Kaiserreich, genannt Germanien, breitet sich auf 1500 Werst (über 200 Meilen) aus, ist reich und bevölkert, besitzt Gold und Silberminen, führt Kriege mit den türkischen Herrschern, ist geehrt von allen Landen; seine Bewohner getauft durch den Apostel Paulus, allein heutzutage verirrt und in dem deutschen Glauben befangen. Das Land ist ergiebig, die Menschen ansehnlich und friedliebend, besitzen viel köstliche Tränke und Gewürze.

Die Residenz Moskau mit ihren Mauern und Thürmen ist größer, als ganz Amerika oder Asien, und glänzend an bunten Kuppeln und Kirchen anzuschauen. St. Petersburg aber, welches offenbar von einem weit spätern Künstler hineingebracht ward, muß in keiner hohen Gnade bei demselben gestanden haben; er hat diese Residenz nur durch sieben jämmerlich verkrüppelte Tannen und Birken angedeutet. Ueberhaupt ist es keinem Zweifel unterworfen, daß dieses merkwürdige Blatt nicht nur bei jeder seiner Auflagen verschiedene Veränderungen und Verbesserungen — wenn man sie so nennen darf — erlitten hat, sondern daß auch gewiß sein erster russischer Herausgeber es nicht an dem Geiste jener Zeit entsprechenden Zusätzen hat ermangeln lassen. Der Herausgeber des Telegraphen setzt den Ursprung dieser Mappe zum wenigsten in das 17te Jahrhundert. So hängt das Volk immer eigensinnig am Alten, Herkömmlichen, Abenteuerlichen, und zieht eine solche abgeschmackte Faselei über den Zustand unseres Weltkörpers den reellen, wissenschaftlichen Nachrichten über diesen Gegenstand vor. Ein grober Abdruck einer jeden andern vernünftigen Mappe würde weder mehr Mühe noch Unkosten verursachen; allein er fände schwerlich Eingang bei dem bis zum Fanatismus an seinen geerbten Sitten und Aberglauben hängenden, beharrlichen russischen Volk.

Ferner gehören unter dieselbe Rubrik: die Einnahme von Otschakow, die Schlacht von Kagul, eine Menge Scenen aus dem Franzosenkriege, wo der Feldmarschall gewöhnlich zur Seite einer so eben abgefeuerten Kanone galoppirt, und die Soldaten sehr naiv über Wall und Graben setzen. Solche patriotische Darstellungen mit passenden Unterschriften von Soldatenliedern, Relationen, u. s. w. mangeln auf keiner Station der entlegenern Landstraßen zum gemeinschaftlichen Frommen und Nutzen, und zur Erbauung des Wirths sowohl als der Gäste.

Zu dieser Abtheilung kann man ferner auch folgende Stücke zählen: Darstellung des mit einer orientalischen Gesandtschaft nach Moskau gebrachten Elephanten, dessen langes Wunder- und

Lobgedicht mit der einfachen Bemerkung endigt: was Wunder? als Elephant geboren, bleibt er zeitlebens Elephant!

Abbildung des 1760 am 21 Julius unweit Archangel gefangenen Wallfisches, sammt der Beschreibung dieser Operation u. s. w.

(Schluß folgt.)

Nordamerikanische Indianer.

Der Untersuchungsgeist that bisher nur wenig, um einige einigermaßen befriedigende Data hinsichtlich des Ursprungs der nordamerikanischen Ureinwohner zu gewinnen. Die wenigen sie betreffenden Ueberreste, welche man zu Zeiten entdeckt, sind einfach, und bestehen hauptsächlich in Beilen von roher Form, steinernen Messern, Mörsern zur Zerreibung des Maises, Pfeilspitzen und ähnlichen Gegenständen. Diese bieten jedoch keine Grundlage, um darauf ihre Geschichte zu bauen. Es sind die nämlichen, wie sie vor der Entdeckung Amerika's lange im Gebrauch gewesen, und keine Veränderung erlitten hatten zur Zeit, als die „pilgernden Väter“ in Plymouth landeten und den Grund einer neuen Welt legten. Wahr ist es, daß es Spuren eines Volkes gibt, das in einer früheren Periode lebte als die indianischen Stämme, mit welchen Europäer bekannt wurden; allein ihre Geschichte ist immer noch in tiefes Dunkel gehüllt. Ihre Tumuli (Todtenhügel) werden in manchen Theilen Nordamerika's gefunden, und aus dem Alter der Bäume, die über diesen Ueberresten wachsen, berechnet man, daß seit ihrem Aussterben wenigstens tausend Jahre verflossen seyn müssen; über die Zeit, wie lange sie vorher existirten, ist es unmöglich, auch nur eine wohlbegründete Muthmaßung aufzustellen. Gemeiniglich befinden sich die Tumuli in der Nähe der großen Flüsse, zwischen den Ufern des Erie-Sees und dem Golf von Mexiko. Die Annahme, daß das Volk, durch welches sie errichtet wurden, einige Kenntniß der nützlichen Künste besaß, und daher in der Gesittung vorgeschrittener war, als die spätern Bewohner des Landes, beruht auf keiner eitlen Spekulation; einige aber schlossen daraus, daß diese Ueberreste des Alterthums auf das Vorhandenseyn großer Städte in einer sehr entfernten Zeit hinwiesen. Nichts Anderes ist von diesem Menschenstamme jetzt mehr übrig, und kein Bericht lehrt uns die Umstände kennen, die zu seinem gesellschaftlichen Verfalle führten.

Man berechnete, daß, als die ersten englischen Niederlassungen in Nordamerika gegründet wurden, nicht weniger als zwei Millionen von den indianischen Stämmen das weite Gebiet bewohnten, das sich vom atlantischen bis zum stillen Ocean erstreckt. Ueber 11,000 lebten in dem Bezirke, der nun den Staat Maine bildet. Einige der Stämme waren mächtig, sowohl durch ihre kriegerischen Eigenschaften, als durch ihre politischen Talente. Die Mohawks und vier andere Stämme bildeten einen Bundesstaat, dessen Macht sich von den kanadischen Seen bis nach Virginien erstreckte. Die Tschirokesen hatten nicht nur 56,000,000 Akres als ihre Jagdgründe in Besitz, sondern vertheidigten dieselben auch durch ihre Waffen. Das ganze weit ausgedehnte Gebiet Nordamerika's war unter viele verschiedene Stämme getheilt, die sich alle als Krieger und Jäger auszeichneten. In diesem Theile des Landes ließ sich in der That alles finden, was ein Volk, dem die Anstrengung beständiger Arbeit zur Last war, anziehen konnte. Die Wälder lieferten wilde Früchte in Ueberfluß, die Ebenen brachten Kräuter und Pflanzen hervor, und Rothwild, Wallrosse, Bären, Truthähne, Tauben, Wachteln und Rebhühner gab es überall in Menge. Die Biber und viele andere Thiere, welche werthvolle Häute liefern, waren beinahe eben so zahlreich, als das Wild in einem neuern Thiergarten, und die Baien, Buchten, Flüsse und Seen lieferten Fisch- und Wildgeflügel in Menge. Hier, wo nur geringe Anstrengung erforderlich war, um die wenigen natürlichen Lebensbedürfnisse zu gewinnen, würden die eingebornen Stämme leicht an Zahl und innerm Wohlbehagen zugenommen, und, wenn es mit dieser gesellschaftlichen Stufe übereinstimmte, in Wirklichkeit jene Sinnenreize in Schranken gehalten haben, welche man ohne allen Grund als im Gegensatze zu den Mühseligkeiten einer civilisirteren Laufbahn darstellt. Allein die Lage des wilden Jägers, wie günstig auch immer die Umstände seyn mochten, enthielt in sich selbst kein fortschreitendes Princip; und als Gewerbthätigkeit und die Anwendung der nützlichen Künste den ersten Ansiedlern Wohlstand, Ruhe und Gemächlichkeit gegeben hatte, nahmen die wilden Stämme, die noch nicht in den sich erweiternden Strom der Civilisation hineingezogen waren, an Macht und Zahl allmählich ab, bis es endlich zweifelhaft ward, ob in wenigen Jahren noch Spuren ihres Daseyns übrig seyn werden. Thatcher, ein amerikanischer Schriftsteller, bemerkt: „Nur zu bald, fürchten wir, wird die Zeit kommen, wo die Geschichte der Indianer die Geschichte eines Volkes seyn wird, von welchem kein lebendiges Beispiel mehr auf Erden lebt. Selbst die Prairien und Berge des fernen Westens werden aufhören ihre Zufluchtsstätte zu seyn vor dem eilenden Laufe der Civilisation. Ihre Wälder werden gefällt werden; ihr Wild wird verschwinden; und dann — wenn wirklich kein Theil von ihnen aus dem Grabe des Heidenthums gerettet werden kann; wenn kein gesegneter Strahl menschlicher Kenntniß oder des heiligenden himmlischen Glaubens die Düsterheit der Wildniß erleuchten soll — dann wird der letzte Indianer auf dem äußersten Rande des stillen Meeres stehen, und seine Sonne wird untergegangen seyn für immer.“

Civilisirten Menschen aller Länder sind die Interessen der Menschheit zu theuer, als daß sie die Vertilgung eines Volksstammes, der ein nationelles Daseyn und nicht wenige große und edle Tugenden besitzt, oder dereinst besaß, ohne starke Gefühle des Mitleidens betrachten könnten. Die Erzählungen Hunters und Tanners, die Schriften Chateaubriands, Campbells „Gertrude von Wyoming,“ die Novellen von Cooper und andere Schriften, erweckten ein lebendiges Interesse an dem Schicksale der nordamerikanischen Indianer, und machten uns mit ihrer Geschicklichkeit als Jäger, ihrem unbezähmbaren Muthe als Krieger und ihren Tugenden als Menschen vertraut. Wenn der Dichter und der Novellist von ihren mannichfachen Ansprüchen an ihre Mitmenschen ergriffen wurden, so werden sicherlich der Staatsmann und der Christ ihren Zustand mit noch höherem Interesse betrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

In der russischen Literatur hat sich ein lebhafter Streit über die Aechtheit der ältesten russischen Annalen, nämlich der dem Mönche Nestor aus Kiew, und seinen Nachfolgern Wasili aus Wladimir und Sylvester, Igumen im Kloster Wydubiz, zugeschriebenen Bücher entsponnen. Katschenowski, Professor der Geschichte an der Universität in Moskau, griff sie an, wogegen ein Herr Pogodin, ein eifriger Nachfolger Schlözers und Karamsin's, sie in einer Schrift: „Ueber die Aechtheit der alten russischen Geschichte,“ vertheidigte. Jetzt ist ein neuer Gegner unter dem erdichteten Namen Scromnenko *) aufgetreten, und sucht die Behauptung durchzuführen, daß die alten russischen Chroniken nichts seyen als Sammlungen, die in späterer Zeit (am Ende des 13ten und Anfang des 14ten Jahrhunderts) **) aus Schriften verschiedener und zu verschiedenen Jahrhunderten lebender Verfasser veranstaltet wurden, in welche sie bald unverändert, bald auch in größern oder kleinern Abkürzungen oder Erweiterungen übergingen.

*

H. Wiseman, Direktor des englischen Kollegiums zu Rom, ist in die Fußtapfen der beiden Assemanni getreten, und hat unter dem bescheidenen Titel: horae syriacae, eine Schrift herausgegeben, die vermuthlich nur ein Anfang ist. Eine der darin enthaltenen vier großen Abhandlungen behandelt den Ursprung, die Zahl und die Authenticität der verschiedenen syrischen Uebersetzungen des neuen Testaments, deren er 12 aufführt; ***) er beweist darin, daß die gewöhnlichste, die sogenannte Peschito, vor dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gefertigt worden seyn müsse. Auch hat der Verfasser eine nicht uninteressante Entdeckung gemacht: ein Mönch Simeon macht nämlich zu einer Stelle des Alten Testaments (Exod. II. 10) eine historische Anmerkung, welche beweist, daß er über die ägyptischen Dynastien andere Quellen als Manetho vor sich hatte.

*) Diese Pseudonym soll ungefähr so viel als „bescheidener Zweifler“ bedeuten.

**) Man rechnet gewöhnlich, daß Nestor seine Chronik bis zum Jahre 1090, Wasili bis zum Jahre 1098, und Sylvester bis zum Jahre 1110 fortgesetzt habe.

***) Nicht mit Recht, wie uns scheint, denn mehrere davon sind durchaus nur Abschriften der Peschito.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 115. 25 April 1833.

Die herumziehenden böhmischen Musiker.

(Von Elsner.)

Das entschiedene Talent des Böhmen für Musik ist bekannt, und wer auch niemals in dessen Vaterlande gewesen ist, der hat doch gewiß schon einmal eine Musik von einer umherziehenden Truppe von böhmischen Musikern gehört. Denn es wandern *diese* Trupps bis in weite Fernen, und bleiben zuweilen mehrere Jahre von ihrer Heimath abwesend. Tief hinein nach Rußland sind sie schon oftmals gedrungen, und haben in der Hauptstadt dieses Reiches die Ohren der hohen und niedern Welt ergötzt und dabei guten Gewinn gemacht. Es ist alsdann nichts Seltenes, daß ein jedes Mitglied einige hundert Gulden in seine Heimath zurückbringt, und sich dafür ein kleines Besitzthum ankauft. — Sieht man sie auf ihren Wanderungen, und hat früher noch ihre Kunst nicht kennen gelernt: so glaubt man, es müsse eine solche Truppe eher eine Musik zum Verjagen als zum Anlocken aufführen. So wie diese Menschen aber nur die ersten Töne ihren Instrumenten entlocken, so vergißt und übersieht man alles Andere, und wird, wie man sagt, ganz Ohr. Ihre Kunst üben sie auf ihren Zügen fast einzig und allein auf Blas-Instrumenten. Die Fertigkeit auf diesen, die Zartheit und Reinheit der Töne, welche sie ihnen zu entlocken verstehen, machen fast jeden von ihnen zu einem Meister. Wer Gelegenheit gehabt hat, sie oft zu hören, der behält einen so tiefen Eindruck von dieser Musik, daß er sie fast überall und von jeder andern sogleich unterscheidet. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, diese Probe an mir zu machen. Oftmals hörte ich im Auslande Musik, die ich augenblicklich als Böhmische erkannte, was sich denn bei genauerem Nachforschen jedesmal bestätigte. Dieß ging so weit, daß ich in Wien einigemal herausfand, wenn bei den Musikchören in den öffentlichen Gärten einzelne böhmische Mitglieder mitspielten. Da nun diese Musiker sich eine gewisse Weltbürgerlichkeit erworben haben, so hoffe ich, es werde nicht uninteressant seyn, hier Einiges über ihre Ausbildung und ihre Sitten in der Heimath zu vernehmen.

Ich glaube die Sache nicht zu weit herzuholen, wenn ich die Meinung aufstelle, daß, außer einer natürlichen Anlage zur Musik, die politischen Verhältnisse in Böhmen zur Ausbildung derselben von jeher beigetragen haben. Wie bekannt, herrscht in diesem Lande das Feudalsystem noch in großer Ausdehnung. Die sklavische Unterwürfigkeit der Menschen unter ihre Grundherren und die stete Leistung von Frohnen aller Art, wobei das Volk meistentheils hart und streng behandelt wird, haben in diesem einen Zug von Düsterheit begründet, welchen es nur durch Uebung von Musik verwischt. Dazu kommt ein wenig Bigotterie und Eifer für den Katholicismus. Dieser aber begünstigt in seinem religiösen Ritus die Musik. Außerdem liebt das Volk die Wallfahrten nach sogenannten Gnadenorten, und auf diesen wird viel gesungen und dazu auch musicirt, wobei sich denn das Talent entwickelt und alsdann nach weiterer Ausbildung strebt.

Aber es leuchtet selbiges nicht in allen Gegenden Böhmens gleich stark hervor. Am glänzendsten zeigt es sich in den Gebirgskreisen, und namentlich im Königgrätzer, Jungbunzlauer, Leitmeritzer und Saatzer. Aus diesen gehen auch die meisten Musiker-Trupps auf Wanderung. Daß sie sich hier am vorzüglichsten ausbilden, das hat wieder seine besondern Veranlassungen. In den romantischen Gegenden wird der Sinn für Musik leichter geweckt, als in flachen und kahlen. Schon der Widerhall, welcher jede Musik hebt und angenehmer macht, erregt einen gewissen Eifer im Musiker, und trägt zu seiner weitern Ausbildung Vieles bei. Aber es erwacht die Liebe zur Musik schon frühzeitig im Knaben, wenn er als Hirt auf seiner Schalmey bläst, und der Widerhall ihm die Töne schmeichelnd zurück bringt. Ich habe in den böhmischen Gebirgen zuweilen Hirtenknaben auf ihren einfachen, zuweilen selbst geschnitzten Pfeifen förmliche Konzerte blasen hören, und war aufs höchste überrascht, wenn ich in die Nähe kam, und das einfache und armselige Instrument sah, welchem sie die lieblichen Töne zu entlocken verstanden.

Durch das Musik-Konservatorium in Prag wird dem Talente des Böhmen reicher Vorschub geleistet. Auf welcher hohen Stufe dasselbe stehe, ist bekannt; denn es hat bereits Meister in allen Zweigen der Musik in die Welt geschickt. Wer von diesen mehrmals Konzerte hat aufführen gehört, dessen Ohr ist in der Regel so verwöhnt, daß er anderwärts nur noch schwer befriedigt wird. Auf diesem Konservatorio werden dann auch junge Leute gebildet, welche sich für das Schulfach vorbereiten. Werden sie dann auf dem Lande angestellt, so bringen sie nicht allein ihre Liebe zur Musik mit in ihre neue Lage, sondern sie finden dort auch so viel Anklang, daß sich ihr Eifer aufs höchste belebt, und daß sie

sehr bald ein Musikchor bilden. Man erstaunt, wenn man in den gedachten Kreisen auf Dörfern, wo man kaum einen elenden Bierfiedler suchen würde, wahre Virtuosen antrifft, und man fast in jeder Hütte ein musikalisches Instrument findet, welches einer aus der Familie meisterhaft spielt. Bringt man nun einen Sommerabend in einem solchen Dorfe zu, so wird man des Abends durch das vortreffliche Konzert überrascht, welches sich um so herrlicher ausnimmt, als es im Freien gegeben wird, wo dann die umliegenden Berge und Gebüsche die Töne mannichfach widerhallen, und dem Ganzen einen zauberischen Anstrich geben. Da geht es denn den Menschen wie den Nachtigallen, welche durch das Echo oder auch durch eine Nebenbuhlerin immer mehr gereizt werden, sich in allen Tönen zu versuchen.

(Schluß folgt.)

Ueber die Schriftstellerei des russischen Volks.

(Schluß.)

Nicht weniger interessant ist nun endlich die dritte Abtheilung dieser merkwürdigen Literatur, welche die dem Volke so ganz eigenthümlichen, humoristischen, mährchenhaften und satyrischen Dichtungen in sich begreift. Und vor allen Dingen nennen wir hier die so allgemein bekannte Karikatur: Leichenbegängniß eines Katers, welcher von Ratten und Mäusen bestattet wird. Den drei Zeilen langen, etwa aus 70 Figuren bestehenden Zug eröffnen große und kleine Sänger und Musikanten; der todte Kater, aus Vorsicht an allen Vieren geknebelt, wird von sechs Ratten auf einem Holzschlitten gezogen. Das Gefolge, meist in aufrechter Stellung, ist auf verschiedene Weise beschäftigt und betheiligt, wie aus den numerirten Knittelversen gar schnurrig zu lesen ist. Die Sage schreibt dieses uralte Blatt dem Zeitalter Johanns des Schrecklichen zu, und behauptet, es stelle eine Karikatur auf den Tod des Papstes vor, welcher zu jener Zeit eifrig bemüht war, Rußland durch seine Missionäre zum Katholicismus zu bekehren.

Beinahe eben so allgemein bekannt ist: Bittschrift eines Brachsen wider den stachlichten Bars, der sich manche Gewässer ungerechter Weise zugeeignet. Die ganze Untersuchung des sehr wichtigen Prozesses besteht darin, daß sich bei der Gelegenheit 33 Personen auf Rechnung des Clienten satt essen.

Semik i Masljæna: Die Butterwoche (Masljæna) ladet den 7ten Donnerstag nach Ostern zu sich, und beide beeifern sich in gegenseitigen Gastirungen und Titulaturen, während dessen sich das Volk besäuft und herumprügelt. Hierbei ist zu bemerken, daß die benannten Festtage Volksfeste im eigentlichen Sinne vorstellen. Die Butterwoche, während welcher man sich auf siebenwöchentliches Fasten und Beten vorbereitet, und mithin recht ausraset, war zeither das Lieblingsfest des Volks, wie der Karneval der Italiener; der Ssemik aber, welcher gleichsam das Mai- oder Frühlingsfest vorstellt, wird besonders auf dem Lande gefeiert, und zwar an vielen Orten mit abenteuerlichen Gebräuchen und Ceremonien, welche offenbar noch aus der heidnischen Zeit herstammen und mithin das Alter dieses Festes beweisen.

Wieder ein Blatt stellt einen feinen Jüngling dar, welcher auf Freiers Füßen wandelnd, so eben das Verzeichniß der Brautsteuer in Empfang nimmt. Dem Heirathslustigen werden lederne Kessel und eine sechs Klafter lange Bratenschüssel, die noch nicht umgehauen im Walde steht, versprochen; wie auch eine Tabaksdose aus Schweinshorn, ein Pelz aus Igelfell und eine unzählige Menge ähnlicher schöner Sachen. Der Bethörte nimmt aber dieses für baar an, und wird, wie leicht zu denken ist, nach der Hochzeit entzaubert werden.

Etwas Aehnliches stellt ein fratzenhaftes Blatt vor, wo es heißt: Ein Haus zu verkaufen; und auf die Frage eines Stutzers, der, sich beklagend, daß er das Schmarotzeren überdrüssig ist, nachfrägt: wo? wird mit einer seitenlangen Adresse geantwortet, die aus einer sinnlosen Aneinanderreihung komischer Benennungen der moskauischen Gassen, Plätze und Orte besteht, und mit dem Plan und Verzeichnisse des Hauses in eben dem Geschmack begleitet wird.

Gespräch zwischen einem Säufer und einem Nüchternen, ist ein sehr charakteristisches Blatt, welches das Wesen eines Trinkers sowohl, als auch die Philosophie eines russischen Helden der Schenken insbesondere darstellt.

Das Sprüchwort: — auch noch im Sterben schnappt die Schlange nach Gift — ist durch einen Gerichtsschreiber dargestellt, welcher, seiner alten Gewohnheit gemäß, von dem Arbeitstische, an dem er sitzt, die hohle Hand nach der sich öffnenden Thür streckt, ohne zu gewahren, daß es der Knochenmann, Freund Hain, ist, der so eben hereintritt.

Darstellung und Erläuterung eines sonderbaren Vorfalls, wo der Teufel einen splitternackten Kerl aus der Scheune holt, und ihn durch Feuer und Flamme in die Erde herabzieht, weil dieser ihm seinen Leib für baare Batzen verhandelt hat — ist auf eine uralte Volkssage gegründet.

Abbildung und Verzeichniß eines halben Schocks seiner Bräute, sammt der Aufzählung ihrer Tugenden und löblichen Eigenschaften, ist, wie alle ähnlichen Sachen, ein Stück im niedrig-komischen Geschmacke, aber drollig und originell; so wie auch endlich:

Selbstgespräch eines Jünglings über den Stand der heiligen Ehe, ein witziges, humoristisches Blatt ist. Der arme geplagte Freier spricht:

Nähm' ich die Reiche, die mir gefälle,
Man thäte sagen, ich thu's um's Geld;
Nähm' ich unter den Schönsten die Beste,
So liegt mir das Haus früh und spät voll Gäste:
Gern hätt' ich die Kluge genommen,
Doch die ließe mich nicht zu Worte kommen;
Die Ausländerin, die ich wohl möcht' haben,
Ist zart: kann weder spinnen, noch graben;
Nähm' ich nun gar eine vom Adel,
So zieht sie mir Hab' und Gut durch die Nadel;
Und die Kaufmannstochter — die würd' erst hausen!
Die würd' nichts thun als lustig schmausen;
Und thät' ich eine Gelehrte wählen,
So würd' sie Feier- und Festtage zählen; —

kurz, nachdem er an einer Jeden etwas auszusetzen gefunden, schließt er mit der guten Lehre: man möge sich ja nie damit ab-

geben, eine Braut nach seinem Sinn und Geschmack zu wählen; man wende sich an gute Freunde und traue ihrer Freiweiberei. Wie sehr diese praktische Lehre dem Künstler von Herzen geflossen seyn mag, kann nur derjenige beurtheilen, der die Russen und ihre Sitten und Gebräuche kennt.

Doch, ich wollte nur Beispiele aus einem, wie ich glaube, nicht allzubekannten Zweige der Literatur hervorholen.

Ich hoffe, daß man mich nicht mißverstehen und mir aufbürden werde, als suchte ich das Nationelle einer Literatur einzig und allein in dem Dichten und Trachten des Pöbels, in der Einkleidung eines Gegenstandes in volksthümliche Phrasen und Redensarten; ich unterscheide den Geist eines literarischen Produkts von dessen Form, und beides zugleich sowohl, als jedes einzeln, kann einem gewissen Volke eigen oder fremd seyn; d. h. die Art der Anschauung und Betrachtung der Gegenstände sowohl, als die Behandlungsweise und Handhabung von Styl und Sprache, kann dem Wesen und Charakter eines Volkes entsprechen, oder nicht; beides, Geist und Form eines Produkts, verlangt seinen Meister, der von Natur als solcher begabt seyn muß, und durch Forschen und Mühen sich zur möglichsten Vollkommenheit emporschwingen kann; zu diesem Mühen und Forschen nun, zu den unablässigsten Studien des Künstlers, gehört eben der Geist, das Wesen seines Volks, Alles, wodurch er sich von den übrigen Völkern auszeichnet und unterscheidet, und zweitens, die Sprache, in der er schreibt, mit ihrem sämmtlichen Vor- und Nachtrabe. Nirgends erscheint dieses Bedürfniß dringender als bei uns, in unserer öden Literatur, wo der unholde Geist der Nachahmung zeither gleich mit den ersten Begriffen eingesogen wurde, weil die Erlernung verschiedener Sprachen bisher als Hauptsache der ersten Bildung angesehen werden mußte; weil alle Muster, die wir erreichen sollen, uns in fremden Sprachen vorperorirt und mithin uns ewig fremd und unerreichbar bleiben werden, aus dem sehr einfachen Grunde, daß eine jede Nachahmung immer weit hinter ihrem Vorbild zurückbleibt. Und mithin werden wir nie erreichen, wonach wir streben, bis wir Eignes schaffen und selbstständig auftreten werden.

Handel

mit den Ländern jenseits des Indus und des Setledsch. *)

Das einzige Volk, welches mit den Ländern jenseits des Indus und des Setledsch einen regelmäßigen Handel mit europäischen Artikeln betreibt, sind die Banianen aus Dschudpur und Schikawatti, die im Allgemeinen unter dem Namen Marwarries bekannt sind. Vor 40 Jahren hatte noch keiner dieses Volkes seine Heimath verlassen; die Sicherheit, welche ihnen die englische Regierung bot, veranlaßte sie zuerst, ihre Verbindungen zu erweitern, und jetzt ist von Kaschmir bis Bombay nicht Eine Handelsstadt, wo sie nicht ihre Faktorei haben. Fast der ganze inländische Handel mit europäischen Artikeln ist in ihren Händen, und sie sind gegenwärtig die eigentlichen Mittelspersonen, welche den englischen feinen Tüchern, Baumwollenzeugen, Kupfer, Eisen u. s. w. einen ausgedehnten Absatz verschaffen.

Zehn Kaufleute, die Enkel und Urenkel eines Mannes, Namens Bugori Ram, Photedar oder Schatzmeister des damaligen Nababs von Fatihpur im Lande Schikawatti, die deßhalb auch die „zehn Photedars" genannt werden, haben sämmtlich Häuser zu Ramgur im Lande Schikawatti und zu Tschurn im Lande Beikanir, das nur 6 Koß (7½ Stunden) aufwärts liegt, und halten sich bald an dem einen, bald an dem andern Ort auf, je nachdem sie da oder dort gut behandelt werden.

Die Marwarries sind genügsame, verständige Leute, und machen weit weniger Aufwand, als die Banianen der bengalischen Provinzen. Sie sind daher auch im Stande, sich mit einem geringen Gewinn begnügen zu können, und dieß nebst ihren ausgebreiteten Verbindungen und dem guten Einverständniß, das sie unter sich unterhalten, hat ihnen in Oberindien ein entschiedenes kommerzielles Uebergewicht verschafft.

Das Land jenseits des Indus und Setledsch hat keine nennenswerthen Fabriken, und muß daher mit seinem Bedarf, der hauptsächlich in Tuch, Zitz, Mousselin, indischem Seidenzeug u. s. w. besteht, von auswärts her versehen werden. So reich das Land auch an Mineralien ist, so hat es dennoch keinen Bergbau, und muß, was es an Metallen braucht, ebenfalls von auswärts beziehen. Die letzteren Artikel werden, das ausgenommen, was etwa von Rußland aus seinen Weg in das Land findet, einzig und allein von England geliefert. Weder Thee, noch Indigo oder Gewürze werden erzeugt, und das Land ist hinsichtlich dieser Artikel gänzlich von Indien, China und den östlichen Inseln abhängig. Zucker wird in dem Lande auf dem jenseitigen Ufer des Indus ebenfalls nicht gebaut, und der ganze Bedarf muß, ebenfalls mit Ausnahme dessen, was aus Rußland kommt, aus Indien zugeführt werden. Außer einigen Artikeln von minderem Belang, als Datteln, Kokosnüsse u. s. w., sind die angegebenen ein Umriß dessen, was der Pentschab und die Länder im Westen des Indus bedürfen.

Die Erzeugnisse dieser Länder sind dagegen: Shawls von Kaschmir, Baumwolle und Zucker im Pentschab, die allerdings ausgeführt werden könnten, wenn die Schifffahrt auf dem Indus offen wäre; Tabak von Multan; Assafötida, die auf den afghanischen Gebirgen in ungeheurer Menge gewonnen wird; Safran, Krapp, arabische Costwurzel, mehrere Färbestoffe und Droguerien; Salpeter, Ammoniak und Krystallsalz, Mandeln, Korinthen u. dgl. und Pferde.

Die bedeutendste Ausfuhr von englischen Artikeln findet von Bombay aus auf folgendem Wege statt: Die Waaren werden zu Bombay eingeschifft und zu Meer nach Baonagor, einem Seehafen an der nördlichen Seite des Golfs von Bombay, geführt. Zu Baonagor werden sie auf Kamele geladen, und über Pahlompur und Sirabi nach Pali geführt, einem bedeutenden Handelsplatz ungefähr 56 Meilen südöstlich von Dschudpur. In Pali theilt sich die Straße, und von hier aus wird ein Theil der Waaren über Pokerum und Dschessulmir nach Schikarpur und der andere nach Amritsir geführt, welch letzter Ort der große Markt für das Pentschab ist.

Kein Metall, Quecksilber ausgenommen, kommt auf diesem Wege nach Amritsir, weil die lange Landreise für solche Artikel zu kostspielig wäre, und man schickt sie daher auf dem Ganges von Kalkutta nach Farrackabad und von da aus vollends zu Land nach Amritsir. Kupfer, Eisen, Blei und alle übrigen Metalle werden über Baonagor und Pali nach Schikarpur verladen, weil gegenwärtig kein anderer Weg offen ist, obschon Schikarpur nur wenige Meilen vom Indus entfernt liegt. Thee, Gewürze, Cochenille, feiner Indigo, Kokosnüsse, Datteln, Seife von Guzerat u. s. w. wird auf diesem Wege nach Schikarpur und Amritsir geschickt.

Ein bedeutender Handel wird auf demselben Wege mit Silber getrieben. Die Länder in Oberindien lassen bedeutende Quantitäten englischer Manufakturwaaren nebst Gewürzen und andern Erzeugnissen China's und der östlichen Inseln kommen, und da sie eigene Produkte nicht in hinreichender Menge dagegen geben können, um den Betrag zu decken, so muß das Deficit baar ausgeglichen werden. Da nun außerdem noch ihr Bedarf an edeln Metallen und besonders an Silber für Schmuck, Geräthe u. s. w. gleichfalls sehr bedeutend ist, so steht das Silber in den obern Provinzen stets in sehr hohem Preise. Zu Bombay dagegen findet wegen Lokalverhältnissen der umgekehrte Fall statt. Dort werden jedes Jahr große Quantitäten Opium nach China geschickt, für welche der Betrag größtentheils in Dollars vermittelt wird; ferner kommen alljährlich aus Persien Silberbarren von 30 bis 40 Laks Rupien an Werth in Bombay an, als Zahlung für die dorthin gesendeten Waaren. Von diesem Ueberfluß wird nun jährlich mehr als eine Krore

---

*) Aus der Delhi Gazette.

Rupien an Werth nach Gwalior, Dschewpur, Patiola, Amritsir und andere Hauptorte in Hindustan geschickt, wo man Münzen daraus schlägt, und den Rest auf den Bazars verkauft. Nach Schikarpur wird keines gesendet; dort steht die Ausfuhr von Assafödita, Krapp u. s. w. gegen die Einfuhr in einem günstigen Verhältniß und man hat daher Silber genug. Als die Münze zu Farrackabad noch im Gange war, wurden dort nicht weniger als zwanzig Lak Rupien in Silber jährlich ausgeprägt. Das Silber kommt meist in Dollars vor und wird über Baonagor und Pali versendet. Es wirft bei einem Verkehr, der höchstens vierzig Tage dauert, einen Nutzen von 1 bis 3 Prozent ab; nach Kalkutta kommt keines. Einige Lak Rupien an Werth, in Goldbarren, werden jährlich auf derselben Straße versendet, gehen aber nur selten weiter als bis nach Dschewpur.

Der Handel, den die Marwarries betreiben, beläuft sich ihren eigenen Angaben zufolge jährlich auf 4.892.000 Rupien. Der Werth der Ausfuhr nach Schikarpur beträgt ungefähr 4 Lak (400,000 Rupien), wonach sich für die Ausfuhr der Präsidentschaft Bombay nach den Ländern jenseits des Indus und des Setledsch ein Werth von 5.292.000 Rupien ergibt, wovon 3 Millionen allein auf Silber, 1.200.000 R. auf englische Manufakturwaaren und Metalle, und der Rest auf verschiedene Artikel kommen.

Nordamerikanische Indianer.

(Fortsetzung.)

Die Zahl der gegenwärtig in dem Gebiete der Vereinigten Staaten lebenden Indianer beträgt ungefähr 313,000. In Vermont, New-Hampshire und mehreren andern Staaten sind keine mehr vorhanden. In Maine, Massachusets, Rhode-Island, Connecticut und Virginien befinden sich zusammen weniger als 2500. So weit die Centralregierung dabei betheiligt ist, war die Politik der Vereinigten Staaten gegen die Indianer preiswürdig. Als vor vielen Jahren die Tschirokesen wünschten, mit Aussicht auf ihre Erhaltung als Nation, im Lande ihrer Väter zu verbleiben, schloß die Regierung zu Washington mit ihnen einen Vertrag ab, durch welchen Gränzen festgesetzt und freundschaftliche Verhältnisse zwischen beiden Parteien hergestellt wurden. Diese Gränzen wurden von den Vereinigten Staaten garantirt, allein von den zehn Millionen Acres, aus denen ihr Gebiet bestand, wurden fünf von den Staaten Georgien und Carolina in Anspruch genommen, unter einer Verwahrung, die sie zu dieser Zeit einlegten, und in welcher sie behaupteten, daß dieser Vertrag eine Machtausübung sey, zu welcher die Centralautorität durch die Artikel der Bundesverfassung nicht ermächtigt sey. Im Jahre 1827 behauptete Georgien, mittelst eines Aktes seiner eigenen Legislatur, sein Recht der Besitzergreifung des Landes der Tschirokesen durch Gewalt. Es erklärte, daß die Indianer ihre Ländereien im Besitze hätten, so lange es ihm gut dünkte, (that the Indians where tenants at her will) — daß es ihrer bedürfe und sie haben wolle. In den Jahren 1831 und 1832 dehnte Georgien seine Gerichtsbarkeit über das tschirokesische Gebiet aus, und verbot in Kraft der von seiner eigenen Legislatur beschlossenen Gesetze, den Predigern der amerikanischen Missionsgesellschaft den Aufenthalt im tschirokesischen Bezirke, setzte einige der Eingebornen ins Gefängniß, und bedrohte den ganzen Stamm mit Verbannung. Drei der Missionäre wurden von den georgischen Gerichtshöfen wegen ihrer Weigerung, die Gerichtsbarkeit dieses Staates anzuerkennen, zur Verantwortung gezogen, und das gräßliche Urtheil einer vierjährigen Einsperrung in dem georgischen Zuchthause über sie verhängt.

Man gab sich große Mühe, den Untergang eines Volkes abzuwenden, dessen Rechte als eine Nation durch viele besondere Verträge, welche die Regierung der Vereinigten Staaten mit ihm abgeschlossen hatte, anerkannt worden waren. Die Centralregierung handelte als Vermittler zwischen ihrem Föderatstaate und den Tschirokesen, und bot letzteren ein ausgedehntes Gebiet westlich des Arkansas an, das ihnen durch ein Patent zugesichert werden sollte, und damit sie für immer außerhalb der Gränzen irgend eines Staates der Union sich befänden. Dieß verwarfen die Tschirokesen, und die Frage ihrer Entfernung ward im Senate der Vereinigten Staaten durch eine Mehrheit von 7 Stimmen unter 47, und im Repräsentantenhause durch eine Mehrheit von 5 unter 199 Stimmen entschieden.

Als der Staat Georgien drohte, die Tschirokesen ihres Eigenthu[ms] an dem Boden zu berauben, betrug ihre Bevölkerung 13,663 Seel[en]. Nach achtzehn Jahren, nämlich 1825, war die Zahl, um welche sich [die] Bevölkerung vermehrt hatte, nur wenig von dem gewöhnlichen Betra[g] der Zunahme unter den Weißen der Vereinigten Staaten verschiede[n]. Im Jahre 1832 belief sich die Zahl der Tschirokesen auf 15,060, m[it] Einschluß von 1200 afrikanischen Sklaven. Ueber 150 weiße Männ[er] und 73 weiße Frauen hatten sich mit ihnen verheirathet, und wohn[ten] unter ihnen. Ackerbau und viele nützliche Künste hatten beträchtli[che] Fortschritte gemacht. Sie besaßen 80.000 Hausthiere mit Einschluß [der] Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine, 3000 Pflüge, 25[..] Spinnräder, 62 Hufschmiedstätten, und hatten in der That unter [sich] selbst alle Hülfsmittel zur Erlangung von Ueberfluß und Wohlsta[nd]. Eine wohlorganisirte Regierung wachte über die Interessen des Geme[in]wesens. Die vollziehende Gewalt war aus einem Präsidenten und [As]sistenten nebst drei Räthen zusammengesetzt, die insgesammt von der [Le]gislatur gewählt sind, welche aus einer Nationalkommittee und [einem] Nationalkonzilium, und zwar erstere aus 16, letzteres aus 24 Mitg[lie]dern, besteht, und die für jede Körperschaft auf zwei Jahre gewählt [sind]. Alle männlichen Personen über achtzehn Jahre, mit Ausnahme derer [von] afrikanischer Abkunft, besaßen das Stimmrecht. Jede der beiden Kör[per]schaften hat ein Veto gegen die andere, und beide zusammen führen [den] Titel: „Generalkonzilium der tschirokesischen Nation." Die Räthe [der] vollziehenden Gewalt werden jährlich gewählt. Die Gerichtshöfe beste[hen] aus einem obersten Gerichtshofe und aus Bezirks- und untern Gerich[ts]höfen. Es gab auch einen Schatz, jedoch konnten wir nicht erfa[hren], auf welche Weise man ihn fülle. Die Kleidung der tschirokesischen St[äm]me ist im Wesentlichen dieselbe, wie die ihrer weißen Nachbarn. Sie bau[ten] nicht nur hinlänglich Getreide zur Befriedigung ihrer eigenen Bedür[f]nisse, sondern viele von ihnen hatten noch einen Ueberschuß an Ko[rn] zum Verkaufe, und sie beschränkten sich nicht mehr bloß auf das Wi[ld] als Subsistenzmittel. Ihre Wohnungen waren niedlich und bequem ein[ge]richtet; die einfachsten waren Loghütten, und selten ohne eine reinl[iche] Flur, viele aber bestanden aus zwei Stockwerken, und einige Wohnun[gen] waren aus Holz oder Backsteinen, niedlich bemalt und nicht nur be[]quem, sondern auch hübsch.

Nicht weniger erfreulich, als ihre physische Lage, war der intellektuelle und moralische Zustand der Tschirokesen. Die Vielweiberei war unter ihnen im Abnehmen, und ihre Frauen traten allmählich in diejenige Stellung, für die sie bestimmt sind. Achtzehn Schulen wurden errichtet. Im Anfang von 1831 hatten ungefähr 200 Tschirokesen, m[it] Ausschluß des weiblichen Geschlechts, eine englische Erziehung erhalten, die sie in Stand setzte, ein gewöhnliches Geschäft zu betreiben; 500 Kinder lernten englisch, und eine größere Anzahl der Bevölkerung, zwischen der Periode der Kindheit und dem mittleren Lebensalter, konnte ihre Muttersprache lesen. Die Regierung besaß eine Presse, auf welcher da[s] Evangelium des Matthäus und eine Sammlung von Liedern in tschiro[]kesischer Sprache gedruckt wurde. Auch ward eine Zeitung in der näm[]lichen Sprache herausgegeben. Ein Eingeborner, Namens Gueß, hatt[e] die Schriftzüge derselben erfunden. (Forts. folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Herr Bouscaren hat angefangen, auf Guadeloupe Seidenwü[r]mer zu ziehen, und Proben einer schönen Seide nach Frankreich gebra[cht]. Er will jetzt das südliche Frankreich und Italien bereisen, um Arbei[ter] und Maschinen mit sich zu nehmen, um die Seidenproduktion im Groß[en] zu betreiben. Die Sache kann nicht nur für Guadeloupe, sondern au[ch] für die westindischen Inseln überhaupt von bedeutenden Folgen seyn, [da] einer solchen Arbeit die Neger sich leichter unterziehen werden, als [der] anstrengenden Zuckerfabrikation.

*

Das Journal der englischen Marine gibt nachstehende Liste der [in] See befindlichen Schiffe: vier Dreidecker, wovon zwei zu 120 Kanone[n], eines von 110 und eines von 104; zehn Zweidecker, wovon drei zu [.] und sieben zu 74 Kanonen; zwölf Fregatten zu 36 bis 62 Kanone[n] und 16 von 24 bis 28 Kanonen; 42 Bricks von 10 bis 18 Kanone[n] und 19 Paketboote für den Dienst der Kolonien.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nro. 4.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 116. 26 April 1835.

Die Papyrusrollen aus Herkulanum.

Die merkwürdigsten Gegenstände, die aus dem unterirdischen Herkulanum an das Tageslicht gefördert wurden, sind die Papyrusrollen, die einzigen, die aus den Zeiten der Griechen und Römer auf uns gekommen sind. Es wird nicht nur gelehrten Philologen, sondern auch jedem, der aus den Schriften der Alten die Grundlage seiner Bildung geschöpft hat, von Interesse seyn, eine Beschreibung derselben und der Art ihrer Entrollung und Entzifferung zu lesen. Bald nachdem sie entdeckt waren, und ihr Fund dem gelehrten Publikum bekannt worden war, so sah man die Erwartung der gelehrten Welt aufs höchste gespannt, die deutschen Alterthumsforscher namentlich träumten von der Auffindung der verlorenen Bücher des Livius und Anderem mehr. Diese Hoffnungen wurden nicht erfüllt. Der Inhalt der entdeckten Rollen entsprach keineswegs jenen Erwartungen, kein Theil der Wissenschaften hat dadurch an Umfang gewonnen; bloß die Alterthumskunde darf sich rühmen, jene Rollen unter ihren Seltenheiten vorzuweisen.

Es war gegen das Ende des Jahrs 1752, als man in Herkulanum bei den Nachgrabungen in der Casa di Campagna in einem Nebenzimmer des Hauptgebäudes auf Papyrusrollen stieß. Das Zimmer, dessen Fußboden mit Mosaik ausgelegt war, hatte keine große Ausdehnung, zwei Männer konnten mit ausgedehnten Armen die beiden Wände erreichen. In demselben waren Schränke an den Wänden aufgestellt, von etwa sieben Fuß Höhe; in der Mitte des Zimmers stand ein anderer abgesonderter Schrank, um welchen man herumgehen konnte, und in diesem lagen die Rollen zu beiden Seiten. Das Holz der Schränke war in Kohle verwandelt, und so wie man dasselbe anrührte, zerfiel es in Staub; einige Bruchstücke dieser Schränke wurden aufbewahrt. Der Umstand, daß die Rollen in einer gewissen Ordnung lagen, daß sie in den Fächern des Schranks vertheilt sich vorfanden, erregte die Aufmerksamkeit der Nachgrabenden, und schien sie einer nähern Beachtung werth zu machen, sonst wären die Rollen unter dem Schutt und Staub von Neuem begraben worden. Dazu kam, daß eine der Rollen vor den unkundigen Arbeitern zufälligerweise auf den Boden fiel und in Stücke zerbrach; einer derselben hob ein Stück auf, betrachtete es näher beim Fackelschein, und bemerkte Buchstaben; man nahm einen Theil der Rollen heraus, brachte sie nach Neapel dem Direktor der Nachgrabungen, und so von einer Hand in die andere kommend, zerbrach im Voraus schon ein ziemlicher Theil, bis die Gelehrten sich dieses Schatzes bemächtigten, und subtiler mit diesem zerbrechlichen Funde umgingen. Im innern Portikus derselben casa di campagna fanden sich später andere Rollen, die in tragbaren Kästchen aufbewahrt waren. Die sämmtlichen aufgefundenen Papyrusrollen wurden der accademia ercolanese anvertraut, und es befindet sich nun die sogenannte officina dei papiri in vier geräumigen Zimmern des real museo borbonico zu Neapel.

So erfreulich im Allgemeinen die Entdeckung dieser Rollen war, so betrübend und niederschlagend war der Zustand, in welchem sie gefunden wurden. Dem äußern Ansehen nach gleichen die Rollen einem verkohlten schwarzen Stück Holz, von etwa einem Fuß Länge. Man erschrickt beim Anschauen derselben, und kann nicht begreifen, wie aus einer solchen dunkeln Masse auch nur Ein Wort entziffert werden kann. Die Breite der Rollen beträgt bei den schmalen 130 par. Linien, (144 Lin = 1 par. Fuß), bei den breiten bis 170 Linien. Die Länge der Rollen, wenn sie abgewickelt sind, ist sehr verschieden, die längste war bis jetzt 92 par. Fuß. Auch ihrer Konsistenz nach herrscht bedeutende Verschiedenheit, der größere Theil derselben ist äußerst zerbrechlicher Natur, und muß mit der größten Sorgfalt behandelt werden, damit sie nicht unter den Händen der Entroller in Staub zerfallen; andere dagegen sind versteinert, und während jene beim geringsten Wind und Hauch zerstieben, sind diese so hart wie Metall, und widerstehen den Schlägen des Hammers. Diese letztern können nun und nimmer mehr entrollt werden. Bei einigen der Erstern bemerkt man wohl Buchstabencharaktere, allein so selten wird ein Buchstabe erkannt, daß sie in ihrem Zusammenhange gleichfalls unlesbar sind: das Mittel, mit dem sie geschrieben wurden, war, um mit unserm jetzigen Sprachgebrauch zu reden, weiße Dinte. Bloß die Titel konnten entziffert werden, weil solche mit größeren Buchstaben geschrieben waren.

Es ist nicht zu läugnen, daß mit diesem Funde dem menschlichen Scharfsinn eine große Aufgabe gegeben war, und bei der Anschauung der Rollen erregt es keine Verwunderung mehr, daß Jahrzehnde vergingen, bis eine zweckmäßige Methode erfunden war, dieselben zu entrollen und zu entziffern.

Der erste, in dessen Hände sie kamen, war Camillo Paderni,

zu seiner Zeit ein berühmter Alterthumsforscher; er machte mehrere Versuche, sie auf die möglich beste Weise lesbar zu machen, allein er gestand offen in einem Briefe vom 8 Februar 1753, daß er versucht habe, einige zu öffnen, allein ohne allen Erfolg. Endlich nach vielen mißlungenen Versuchen wußte er keinen Rath mehr, als die Rollen der Breite nach zu zerschneiden, wie man einen Cylinder seiner Achse nach zertheilt; dadurch wurde wenigstens das erreicht, daß man das Ende jeder Rolle lesen konnte, denn die meisten Papyrusrollen sind auf eine andere Rolle von Holz, oder von einer andern Substanz, aufgewickelt, von der sich dieselben bei diesem Zerschneiden ablösten, und somit die letzten Seiten sich frei zum Lesen darstellten. Allein gewonnen war damit nichts, im Gegentheil die also behandelten Papyrusrollen sind beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet; die letzten Seiten dieser Rollen ließ Paderni bekannt machen; zu bedauern ist, daß er an 337 Rollen in griechischer und an 18 in lateinischer Sprache diese Operation vornahm. Die neapolitanischen Archäologen nennen diese zerschnittenen Papyrusrollen Rinden, Schalen (scorze).

Weit glücklicher in der Erfindungsgabe war der Pater Antonio Piaggio, scrittore del Vaticano, der auf den Wunsch Karls III von Rom berufen wurde. Dieser gab sich unglaubliche Mühe mit der Entrollung, und nach Verlauf eines Jahres war er so weit gekommen, daß die Hälfte einer Papyrusrolle eröffnet und lesbar gemacht war. Er ist der Erfinder derjenigen Entrollungsmethode, welche noch jetzt mit neueren Verbesserungen angewendet wird, und welche auf dem Grundsatze beruht, daß die allmählich aufgerollten Theile sogleich bei der Entrollung auf eine feste Masse aufgeklebt werden, damit dieselben consistent bei und neben einander bleiben. So einfach die Maschinerie dabei ist, so ist es doch schwierig, ohne eigene Anschauung sich einen deutlichen Begriff davon zu machen. So gut es sich ohne Zeichnung thun läßt, soll es hier mit Worten geschehen.

(Schluß folgt.)

Die herumziehenden böhmischen Musiker.

(Schluß.)

Nie werde ich es vergessen, wie einst einer meiner Freunde, mit welchem ich eine Reise durch eine böhmische Gebirgsgegend machte, überrascht war, als wir gegen Abend durch Gebüsch in die Nähe eines Dorfes kamen, und eine überaus treffliche und in hohem Grade volle Musik vernahmen. Ich war mit der Sache bekannt und wußte, was ich davon zu denken hatte, überredete jedoch meinen Freund, es sey in der Nähe ein Regiment kaiserliche Infanterie einquartirt, dessen Kommandeur im Dorfe liege, und die Musik des Regiments spielen lasse. Er war entzückt über eine so vorzügliche und vollständige Militärmusik, und eilte mit raschen Schritten dem Dorfe näher. Noch sehe ich sein erstauntes Gesicht, als er, anstatt Soldaten nur Dorfeinwohner sah, und als die vereinten Hautboisten sich in schlichte Weber- und Bauerbursche verwandelt hatten. Das Chor bestand aus zehn Mann, von welchen immer einer den andern zu übertreffen schien. Wir verehrten ihnen eine Kleinigkeit, und hatten dafür die Freude, die Musik wohl noch eine Stunde zu hören.

Bei jeder feierlichen Gelegenheit werden Ständchen gebracht, wie z. B. zum Namenstage der Grundherrschaft, wenn eine solche am Orte ist, oder in deren Abwesenheit zu der des Oberbeamten; ferner bei Hochzeiten, zur Fastnacht rc. Da ist denn gewöhnlich das ganze Dorf auf den Beinen. Was jedoch dabei zu bewundern, das ist die vorherrschende Ruhe. Denn man hört in den Zwischenräumen wohl ein Gemurmel und Reden, aber kein Jauchzen und Lärmen, und während der Musik ist Alles Ohr, und es regt sich wenig. Oftmals habe ich gesehen, wie bei vorzüglich gut vorgetragenen Adagio's ein tiefer Eindruck sich auf allen Gesichtern zeigte; ja wie sogar Thränen in manches Auge traten. Kommen aber zuletzt die Tanzstücke an die Reihe, dann lebt die Menge auf; die Mädchen fangen an zu hüpfen, und die jungen Bursche schlagen den Takt mit den Füßen. Nicht lange, so ist ein Ball im Gange: denn es liebt der Böhme den Tanz beinahe eben so leidenschaftlich, wie die Musik. Aber so wie er in dieser Meister ist: so zeigt er auch seine Geschicklichkeit in jenem. Insbesondere wird hier der Nationaltanz, „Redowa" genannt, mit einer ausnehmenden Gewandtheit und Grazie getanzt. Wenn ich da die gemeinen Bauerdirnen eine Kunst und Anmuth entfalten sah, die ich ihnen nie zugetraut hätte: so dachte ich, wie sie wohl die Nase rümpfen würden, wenn sie diesen Tanz sehen, wie er manchmal auf Bällen der höhern Klassen getanzt wird.

Wenn sich nun eine Gesellschaft zusammen eingeübt hat, und jeder sein Instrument mit der größten Fertigkeit spielt, wobei aber keiner auf den übrigen unerfahren seyn darf, alsdann wird ein Reiseplan entworfen. Das mehrere oder geringere Glück, welches Andere vor ihnen auf solchen Wanderungen gemacht haben, gibt dabei den Hauptausschlag, wohin man seine Richtung nehmen will. Wie ich schon oben bemerkte, so gehen die meisten nach dem Norden, weil von dorther die meisten Kameraden mit Gelde zurückkehrten. In Sachsen und Preußen machen sie schon gute Geschäfte, und diese verleiten sie dann, immer weiter vorzudringen. Einer von ihnen macht allemal den Direktor, und hat auch bei der Theilung des Gewinns einen Vorzug, der indeß nicht bedeutend ist. Die Kasse wird öfters getheilt, damit ein Jeder die Sorge für die Bergung seines Antheils selbst übernehme. Es ist eine Seltenheit, daß sie etwas von ihrem Gewinne nach Hause senden, weil sie die Kosten des Postgeldes scheuen, und auch nicht einmal trauen, daß es sicher in ihrer Heimath ankomme. Sie tragen also Alles bei sich. Schutz gegen räuberische Anfälle gewähren sie sich unter einander, da die Gesellschaft gewöhnlich aus 6, 8 bis 10 Mitgliedern besteht, die Alle jung und stark sind. Sie leben auf ihrer Reise höchst einfach, weil Alles darauf berechnet ist, sich etwas zu ersparen, um es mit nach Hause zu bringen. Oftmals bleiben sie Jahre lang weg, so daß man bisweilen schon glaubte, sie würden nie zurückkehren, bis sie dann mit einem Kapital ankamen, welches für sie von Bedeutung war und sie in Stand setzte, nach ihrer Art gemächlich zu leben. Daß einer unterwegs liederlich geworden wäre, ist beinahe ohne Beispiel.

Man kann annehmen, daß aus den vier Kreisen: Königgrätz, Jungbunzlau, Leitmeritz und Saatz fortwährend mehrere Hundert solcher Musiker abwesend sind, und daß diese nicht unbedeutende Summen in ihre Heimath zurückbringen. Wenn man in den Gebirgsgegenden der gedachten Kreise auf Fußreisen zuweilen einen Boten braucht: so stößt man nicht selten auf einen solchen Musiker. Da ist denn die Unterhaltung gewöhnlich sehr interessant. Ich traf einst auf einen solchen, welcher in Bayern, Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen bis hinab nach der Moldau gewesen war. Damit aber hatte er sich noch nicht begnügt; sondern zog in seinem vierzigsten Jahre noch einmal nach Preußen und Rußland und kam bis nach Petersburg. Seine Unterhaltung verkürzte mir meine Reise, und es machte den Mann überaus glücklich, daß ich die meisten Orte kannte, wo er gewesen war, und mich mit ihm in der Rückerinnerung ergötzen konnte. Trotz der weiten Reisen und der langen Abwesenheit behalten sie aber ihre Nationalität, und man sieht ihnen das Wandern, wenige Jahre nach der Rückkehr, kaum mehr an.

Zur Statistik von Spanien. *)

Das Gebiet und die Bevölkerung Spaniens stellen sich folgendermaßen heraus:

	Quadr.-Leguen.	Einwohner.	Einwohner auf die Quadr.-Leg.
Spanien und die balearischen Inseln	18,890	14,660,000	850
Die kanarischen Inseln . . .	856	200,000	240
Kuba und Portoriko . .	5,040	856,000	171
Die philippinischen Inseln . .	13,162	2,525,000	200
Niederlassung an der afrikanischen Küste (Ceuta und Peñon di Velez)	4	4,000	1000
	37,902	18,245,000	600

Im Anfange des 16ten Jahrhunderts, unter der Regierung Karl V. hatte die spanische Monarchie ein Gebiet von 525,444 Quadrat-Leguen, wovon nahe an ein Zehntheil in Europa lag, wo damals die spanischen Besitzungen beinahe dreimal größer waren, als jetzt. Die amerikanischen Kolonien wurden zu jener Zeit auf mehr als 450,000 Quadrat-Leguen angeschlagen. Rußland ausgenommen, besitzt keine andere europäische Macht ein größeres Gebiet als das angegebene.

Den statistischen Angaben zufolge, welche auf Befehl Philipps II aufgenommen wurden, zählte man unter der Regierung Karls V 58 Erzbisthümer, 684 Bisthümer, 11,400 Abteien, 936 Kapitel, 127,000 Kirchspiele, 7000 religiöse Hospizien, 23,000 Mönchsorden und Kongregationen, 59,500 Klöster (46,000 für Männer, 13,500 für Frauen), 312,000 Weltgeistliche, 400,000 Mönche und Nonnen, 200,000 Laienbrüder, zusammen 912,000 Geistliche!

Das gegenwärtig angebaut werdende Ackerland in Spanien wird auf ungefähr 15 Millionen Akres (der Akre 14,520 Quadratfuß) geschätzt, also noch einmal so viel, als vor 30 Jahren. Rechnet man das Brachland hinzu, so wäre gegenwärtig etwa ein Viertheil der Bodenfläche Spaniens angebaut. Die Hälfte derselben ist Weideland für 400,000 Pferde, 5 Millionen Stück Hornvieh und 18 Millionen Schafe. Die Wälder nehmen nur ungefähr den zwölften Theil der Oberfläche des Landes ein, und das noch Uebrige wird von unfruchtbaren Gebirgen und Flüssen eingenommen.

Spanien zählte im Jahre 1723 ungefähr 7½ Millionen Einwohner; jetzt rechnet man nahe an 15 Millionen, so daß also die Bevölkerung sich binnen 114 Jahren verdoppelt hat. Diese Zunahme fand jedoch nicht in regelmäßiger Progression statt; von 1803 bis 1826, einer Periode von 23 Jahren, betrug die Zunahme 3,361,000 Seelen, oder, auf die im Jahre 1803 vorhandene Zahl, 30 Prozent; ein Verhältniß, das, wenn es regelmäßig fortschritte, die Bevölkerung in weniger als 60 Jahren verdoppeln würde.

Die Ackerbauerzeugnisse scheinen während der letzten zwanzig Jahre schneller sich vermehrt zu haben, als die Bevölkerung. Die Quantität Getreide, welche man jetzt erntet, genügt für die vermehrte Einwohnerzahl, während man im Jahre 1803 für die damals geringere Bevölkerung ein Fünftheil des erforderlichen Getreides einführen mußte. Die Masse des jetzt jährlich erzeugt werdenden Getreides wird auf 22 Millionen Bushels (englische Schäffel) geschätzt, mithin auf noch einmal so viel, als zu Ende des vergangenen Jahrhunderts geerntet wurde. Die Hornviehzucht hat sich nicht in gleichem Maße vermehrt. Obschon die Hälfte der Bodenfläche des Königreichs Weideland ist, so kommt doch nur Ein Stück Hornvieh auf je fünf Einwohner. Die Zahl der Schafe hat seit 1803 um mehr als die Hälfte zugenommen; die Heerden liefern jährlich nahe an 40 Millionen Pfund Wolle, im Werth von etwa 3,200,000 Pfd. St.

Der jährliche Fleischverbrauch im Königreich beläuft sich auf nur 22 Pfund für den Kopf. In Frankreich beträgt er 36 und in Paris 86 Pfund. In Großbritannien kommen jährlich 92 Pfd. Fleisch auf den Kopf, in London aber 143 Pfd.

Das Gesammterzeugniß Spaniens an Ackerbau- und Gewerbsprodukten wurde vor dreißig Jahren auf 34,420,840 Pfd. St. oder 3 Pfd. 8 Schilling 10 Pence für den Kopf angeschlagen. Herr Moreau de Jonnès schätzt den Betrag gegenwärtig auf 48,759,460 Pfd. Die Erzeugungskosten, welche sich vor dreißig Jahren auf ⅓ der Gesammtsumme beliefen, haben sich jetzt, der geringeren Transportkosten halber, bedeutend vermindert, dagegen sind aber auch die Preise der Ackerbauerzeugnisse um Vieles geringer. Der auswärtige Handel Spaniens ist gegenwärtig nur wenig bedeutender als vor 50 Jahren. Der Gesammtwerth der Ausfuhr und Einfuhr im Jahre 1784 wird auf 5,727,040 Pfd. St. angegeben, während er im Jahre 1829 nicht höher als auf 5,867,760 Pfd. St. stieg. Es muß indeß bemerkt werden, daß der Schmuggelhandel in Spanien in einer solchen Ausdehnung betrieben wird, daß man nach ungefährer Schätzung den Betrag desselben auf ein Drittel mehr als den des gesetzlichen angibt.

Die Einkünfte Spaniens, die im Jahre 1833 aus verschiedenen Quellen zusammenflossen, werden in runder Summe auf 800 Millionen Realen (ungefähr 72 Millionen Gulden Reichswährung) geschätzt, und die Staatsausgaben, die Interessen der auswärtigen Schuld und den Tilgungsfonds mit eingerechnet, beliefen sich in demselben Jahre auf 658 Millionen Realen (ungefähr 81,960,000 Gulden). Das sich ergebende Deficit ist minder bedeutend als in früheren Jahren.

In keinem Lande, Rußland vielleicht ausgenommen, wird weniger Rücksicht auf den Volksunterricht genommen, als in Spanien. Der Kursus von 1825 gab nur 29,900 Schüler im ganzen Königreich an, mithin nur 1 für je 346 Einwohner, so daß wenn man annimmt, die Zahl derselben steige mit der Volkszunahme, jetzt vielleicht 40,000 Kinder Unterricht empfangen, während die Zahl derer, die dessen bedürftig sind, sich auf etwa 1½ Millionen beläuft, so daß also nur 1 Kind von je 35 die Wohlthat des Unterrichts genießt.

Es läßt sich indeß annehmen, daß eine große Anzahl von Kindern Privatunterricht von Geistlichen erhält, da diese in Spanien mehr als in jedem andern Lande sich in dieser Hinsicht ein Monopol zugeeignet haben, das der Ausbreitung wahrer Intelligenz unter dem Volke hemmend in den Weg tritt.

*) Aus der in der Versammlung der statistischen Gesellschaft zu London am 16 März vorgelesenen Analyse des Herrn Porter von der „Statistik von Spanien," von A. Moreau de Jonnès.

Nordamerikanische Indianer.

(Fortsetzung.)

Die Politik, welche eine Zeit lang England in seinen Verhältnissen zu den indianischen Stämmen leitete, war ausschließlich auf die Mittel gerichtet, deren Allianz in den Kriegen zu sichern, in die es um die Mitte des letzten Jahrhunderts, und etwas später, während des Kam-

pses der anglo-amerikanischen Kolonien für ihre Unabhängigkeit, verwickelt war. Innerhalb der letzten wenigen Jahre kam ein besserer Geist in dieß System, edlere Zwecke wurden im Auge behalten, und einige Aufmerksamkeit ward den moralischen Bedürfnissen der eingebornen Bevölkerung gewidmet. Viele seltsame Einzelheiten in Bezug auf die Verbindung mit diesen Stämmen werden in einem Berichte gegeben, der im Laufe der letzten Session dem Parlamente vorgelegt ward.

Vor dem Jahre 1816 wurden nicht weniger als 150,000 Pfd. St. jährlich für die Dienste bezahlt, welche die Indianer dem Lande leisteten. Unter dem Namen „Indianisches Departement" wurde ein Regierungs-Departement ins Leben gerufen, dessen Funktionen einzig und allein darin bestanden, die Verhältnisse Großbritanniens mit den verschiedenen Stämmen auf einem freundschaftlichen Fuße zu erhalten. Dieß brachte man hauptsächlich durch jährliche Geschenke an die Häuptlinge und an alle Mitglieder eines Stammes zu Stande, und betrachtete es als eine Art Verpflichtung, wie den Halbsold. Auch leistete man jährliche Zahlungen an diejenigen Stämme, deren Ländereien an die Krone abgetreten waren.

Im Jahre 1827 ergriff der Graf Ripon (damals Lord Goderich) Maßregeln zur genauen Bestimmung der Ausgaben des indianischen Departements. Seitdem wurden große Reduktionen vorgenommen, und der Werth der Geschenke beläuft sich nun jährlich auf keine 20,000 Pfd. Auch reduzirte man die Ausgaben des Departements selbst um etwa 8500 Pfd. Es besteht aus einem Oberaufseher und einem Sekretär; sechs Aufsehern und einem Assistenten; acht Dolmetschern, fünf Missionarien und einem Schulmeister.

Im Jahre 1850 wurden unter die Indianer in den Provinzen von Ober- und Nieder-Kanada Geschenke an folgende Reklamanten vertheilt, von denen einige 1600 englische Meilen weit herkamen: nämlich 84 Häuptlinge und 94 Krieger, die in einem Treffen verwundet worden waren; 184 Weiber oder Wittwen von Häuptlingen oder Kriegern; 521 Häuptlinge; 4948 Krieger; 6910 Weiber von Kriegern; 1400 Knaben von einem bis vier Jahren; 1101 von fünf bis neun; 1226 von zehn bis fünfzehn; 1502 Mädchen von einem bis vier Jahren; 1011 von fünf bis neun; 898 von zehn bis vierzehn. Im Ganzen 18,709.

Die Vertheilung von Artikeln für persönliche Bequemlichkeit oder Nutzen bestand aus 20,000 wollenen Bettdecken, 2625 Ellen Tuch, 22,986 Ellen gedruckte Kallikos, 5064 Ellen irische Leinwand, 21,455 Ellen schottische Bettleinwand, 85,268 Strumpf- oder sonstige Bänder. Die wollene Decke ist für einen Indianer als Bedeckung bei strengem Wetter, sowohl bei Tag als bei Nacht, ein unschätzbarer Gegenstand. Manchmal wird sie in ein Oberkleid mit einer gefärbten Einfassung verwandelt. An Artikeln zur Auszeichnung und für persönlichen Prunk finden wir 50 Paar silberne Ringkrägen (gorgets), das seltenste und folglich höchste Ehrenzeichen, das einem Indianer gegeben werden kann. Personen von etwas geringeren Ansprüchen erhalten silberne Armbänder, deren 46 ausgetheilt wurden, oder vielleicht eine silberne Medaille, wovon das Geschenkverzeichniß 42 aufführt. Bei den Frauen sollte man meinen, seyen die Geschenke nicht weniger zur Zufriedenheit ausgefallen. Man versicherte sich ihres Einflusses durch 5598 Paar silberne Ohrgehänge und 7286 Silbergeschmeide. Zur Vervollständigung ihrer Toilette gab es 95 Dutzend Spiegel, 9162 Kämme von Horn, Elfenbein und Buchs, 702 seidene Halstücher, 5524 Ellen Band und 2587 Unzen Zinnober. Der allmähliche Fortschritt der Gewohnheiten eines civilisirten Lebens zeigt sich aus folgenden Artikeln: 176 verbrämte Hüte für die Häuptlinge, 172 einfache Hüte und 606 Paar Schuhe. Mit Vergnügen bemerkt man folgende Gegenstände: 18,248 Nähnadeln, 6021 Unzen Nähfaden, 805 Scheeren und 124 Dutzend Knöpfe; aber nur 60 Fingerhüte. Mit Bratpfannen fuhr man nicht weiter fort, dagegen finden wir eine Lieferung von 870 kupfernen und 805 zinnernen Kesseln. Von Artikeln, die entweder auf der Jagd oder im Kriege zu brauchen sind, führt man auf: 12,978 Metzgermesser, 16,745 Pfund Pulver; 45,597 Pfund Schrot; 22,598 Feuersteine; 5447 Kugelzieher; 607 Flinten für Häuptlinge; 510 Büchsen; 679 gewöhnliche Flinten; 216 Flintenschlösser; 460 Tomahawks mit Pfeifengriffe, und Fahnen; deßgleichen Fischhaken und Leinen, Zwirn und Seile zu Netzen, Biberfallen, und 5449 Feuerstähle. Ueber 11,000 Pfund Tabak wurden zum Besten gegeben, mit der Lieferung von Pfeifen aber hörte man in Folge der außerorden[t]lich großen Anzahl, die gewöhnlich bei der Sendung in die verschiedenen Stationen zerbrachen, auf. Das Metzgermesser, einige Pfund Pulv[er] und Schrot, und einige Flintensteine, nebst einer guten wollenen Dec[ke] machen das gewöhnliche Geschenk aus, jedoch erhalten die Häuptling[e] und diejenigen, die verwundet wurden, ein größeres Geschenk.

Man machte den Vorschlag, anstatt der Geschenke Geld zu geben; allein — um den kräftigen Ausdruck des Lords Dalhousie zu gebrauchen, der damals, als man mit einem solchen Plane umging, Gouverneur wa[r] — „Sr. Majestät Regierung würde die Verwünschungen des Landes a[uf] sich laden, wenn man einen solchen Plan annähme." Bald hätten [die] Indianer die verhängnißvollen Wirkungen desselben durch die verm[ehrte] Unmäßigkeit, zu der sie verleitet worden wären, gefühlt, und wär[en] auch noch viel weiter von dem Zustande der Civilisation zurückgew[orfen] worden seyn, von dem sie zu begreifen anfingen, daß es in ihrem In[-]teresse liege, sich an ihr als ein Mittel anzuklammern zur Bewa[hrung] ihrer nationellen Existenz. Diese Ansicht von der Beschaffenheit i[hrer] Lage mußte sich ihnen nothwendig aufdringen. Einerseits zerstörten [die] Fortschritte des Ackerbaues allmählich den Werth ihrer Jagdgründe, u[nd] andrerseits, wenn sie ihrer Subsistenz wegen gegen die westlicheren Stä[mme] hingetrieben werden sollten, würde ihr Eindringen nicht nur mit e[ifer-]süchtigen Auge betrachtet werden, sondern auch Blutvergießen und M[ord] veranlassen. Der Sicherheit und Menschlichkeit wegen thut daher [die] brittische Regierung Alles, was in ihrer Macht steht, um die Indian[er] zu vermögen, sich anzusiedeln und mit dem Ackerbau zu beschäftig[en]. In einer Konferenz, welche zwei Abgeordnete der Irokesen mit S[ir] Georg Murray zu der Zeit hatten, als er im Jahre 1830 Staatsse[kre-]tär für die Kolonien war, zeigte er ihnen, wie sehr es den indianisc[hen] Nationen im Allgemeinen zum Vortheil gereichen würde, wenn sie al[l]mählich von ihrer alten Lebensweise abgingen. In einer offiziellen Den[k-]schrift über diese Zusammenkunft wird angeführt, Sir Georg habe sich fo[l-]gendermaßen gegen die Irokesen geäußert: „Er stellte ihnen vor, da[ß] sich die Weißen, in Folge der Kultivirung des Bodens, überall hin üb[er] das Land wie eine Wasserfluth verbreiteten, und daß, wenn die Indi[a-]ner sich nicht zu dieser Lebensweise bequemten, ihre Kinder zur Bebau[-]ung von Pachtgütern erzögen, und den Boden auf die nämliche Weise, wie die weißen Leute, kultivirten, sie allmählich von dieser Fluth weggeschwemmt und alle zusammen verloren seyn würden; wenn sie aber Landverwilligungen annähmen und Pachtgüter kultivirten, würde nach und nach ihre Anzahl und ihr Wohlstand sich vermehren, und sie wür[-]den ihren Wohnsitz in einem Lande behalten, an welchem Theil zu ha[-]ben sie so gerechte Ansprüche hätten, und in welchem sie wohlhabend un[d] glücklich zu sehen, er den aufrichtigsten Wunsch hege."

Beträchtliche Landstriche wurden den Indianern zugetheilt, die sich zur Ansiedelung geneigt zeigten; allein ihre frühern Gewohnheiten stehen der Anwendung regelmäßiger Betriebsamkeit sehr im Wege, und ihre Begriffe von Gastfreundschaft, die sie antreiben, mit allen herumschweifenden Indianern, die sich an sie anschließen, ihre ganze Habe zu theilen sind ein großes Hinderniß für die Zunahme einer betriebsamen und m[it] festen Wohnsitzen verknüpften Lebensweise.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man hat Baumwolle, die im Mustergarten zu Algier in diese[m] Jahre erzeugt wurde, nach Frankreich geschickt, und sie wurde bere[its] weit vorzüglicher gefunden, als die frühere. Alles läßt hoffen, daß die[se] Anpflanzung vollkommen gelingen wird, und es ist zu wünschen, da[ß] man hauptsächlich die langhaarige ägyptische Baumwolle anpflanze.

*

Ein Korrespondent des Asiatic-Journal theilt diesem die Nachri[cht] mit, daß am 17 Mai vorigen Jahres in der Nähe von Allahabad ei[ne] Menge Fische auf dem Felde niederfielen. Sie waren von der Gattu[ng] Clupea cultrata, etwa eine Spanne lang und von einem bis zwei Pfu[nd] schwer. Als man sie fand, waren alle todt und trocken. Diese Fis[ch-]art findet sich in den benachbarten Teichen und Flüssen; doch ist der näch[ste] Teich 1000 bis 1200 Schritte und die Dschemna drei engl. Meilen entfer[nt].

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 117. 27 April 1835.

Etwas über die Journalistik in Paris.

Man spricht am meisten von dem, was man nicht hat: im Winter von den schönen Sommerabenden, im Sommer von der Eisbahn, im Herbst von den blühenden Bäumen des Frühlings, im Frühling von der Weinlese, und — in Paris von der Preßfreiheit. Frankreich ist gegenwärtig das Land der Monopole, und selbst das bißchen Freiheit, was dort die Stürme der Zeit überlebt hat, ist Monopol, und wahrlich eines der drückendsten. Alle Mängel der Presse, ihre Verkäuflichkeit, ihre Unwahrheit, ihre Nacktheit und Einseitigkeit ist Folge dieses Zustandes. Die Freiheit, die gesunde Tochter des gesunden Menschenverstandes, hat das Unglück, daß man so oft ihre Bastardschwestern, die Kinder der Sünde, die nur ihren Namen führen, mit ihr verwechselt, und was diese thun, ihr zur Last legt. Die französische Preßfreiheit unserer Zeit, so weit sie sich auf Tagesblätter — und besonders in Paris — erstreckt, ist eine solche mit dem Monopole gezeugte Bastardschwester. Sie mag ihre Sünden verantworten, die Freiheit ist nicht mitbetheiligt.

Jede große Zeitung, die täglich in der Hauptstadt erscheint, muß eine Kaution von 80,000 Fr. stellen. Die Kosten eines solchen Journals belaufen sich in einem Jahre auf mehrere hunderttausend Franken. Jene Summen müssen vor Allem gesichert seyn. Die erste Frage bei der Errichtung eines solchen Journals ist also die des Geldes. Aktien sind das gewöhnliche Mittel, um in dieser Haupt- und Lebensfrage zu einer Entscheidung zu kommen. An die reichen Kapitalisten der verschiedenen Parteien ergeht der Aufruf der Unternehmer, und diese sind es, die bei jedem neugeborenen Kinde der Journalistik in Paris Pathe stehen, es über die Taufe halten, für dasselbe das Glaubensbekenntniß ablegen, und sich verpflichten, ihm in Noth und Gefahr zur Seite zu stehen. Die Meisten, mit sehr weniger Ausnahme, aber hoffen dereinst die Kuratoren und Vormünder des unmündigen Kindes zu werden, und die Verwaltung seiner etwa ihm zufallenden Güter zu übernehmen. Klarer gesprochen: sie berechnen im Voraus, wie viele Prozente ihnen die Aktien in Zukunft bringen werden, und nur diese Prozente sind es, die sie zur Hergabe der Aktien bewegen. In Deutschland glaubt man, daß der Täufling seinem Pathen, als dem geistigen Vater des Kindes, in geistiger Hinsicht, wie dem natürlichen Vater in körperlicher gleichen müsse. Die pariser Journale stoßen diesen Volksglauben wenigstens nicht um. Der Gedanke von den Aktien Prozente in so weit als möglich zu gewinnen, der das Lebensprinzip des Journals wurde, weicht nicht wieder von ihm bis zum Tage seines Verscheidens. Die Aktionärs bilden zu diesem Ende einen Familienrath, der in allen Verhältnissen, wo das Interesse des Blattes oder der Gründer und Erhalter desselben zur Sprache kommt, in letzter Instanz entscheidet, und verfügt, was die Leser desselben glauben, was sie als Wahrheit hinnehmen müssen. Es ist dieß eine Censur anderer Art, als die in Deutschland, aber immerhin eine Censur. — Man sollte glauben, daß die Redaktoren und Mitarbeiter der Blätter dem Einflusse der Vormünder des Journals oft entgegenarbeiten, und selbstständig ihre Ansichten vertheidigen würden. Aber dem ist nicht also. Man hat ein sehr einflußreiches Mittel gefunden, um diesem Geiste der Selbstständigkeit, der sich möglicher Weise unter jenem zeigen könnte, vorzubeugen. Die Redaktoren und die vorzüglichern Mitarbeiter erhalten eine bestimmte Anzahl von Nominalaktien, von welchen sie am Ende des Jahres die Prozente einziehen, und treten so zu den Aktionärs über; sie haben wie diese dasselbe Interesse, schreiben als Schriftsteller, und censuriren als Aktionärs die Aufsätze ihrer Mitarbeiter, wie es eben das Interesse fordert.

Dieß ist die Grundbasis der sogenannten Preßfreiheit, wenigstens so weit diese durch die Journale in der Hauptstadt Frankreichs auftritt. Ein Paar Prozente mehr oder weniger in die eine Schale geworfen, hebt oder senkt die andere, in welcher die Wahrheit liegt, die leider meist leichter wiegt, als ein Paar tausend Fünffrankenthaler. Die Freiheit der Presse schleppt in Paris eine von Gold geschmiedete Kette, steht am Pranger des Egoismus, und arbeitet als Sträfling in dem wüsten dunkeln Schachte des Monopols.

Und vor dieses Gericht muß jede That, jedes Geistesprodukt, jede Persönlichkeit treten. Es ist ein wirres, wunderliches Getreibe in diesem Gerichte, und es gehört ein scharfes Ohr und gutes Gesicht, um halbklar zu hören und zu sehen, und sehr starke Nerven, um nicht betäubt zu werden. Nur mit einer solchen Preßfreiheit ist es möglich, daß man die einfachste Thatsache verwirren, entstellen, ja im Falle der Noth läugnen kann. Im Jahre 1833 sollten die forts Détachés gebaut werden, und bei der Juliusfeier sprach sich ein Theil der Nationalgarde da-

gegen aus. Aber man lese die französischen Blätter dieser Tage, man lese sie alle, und ich bin sicher, daß am Ende der geduldige Leser mir nicht sagen kann, ob Viele, ob Wenige, ob 1000 oder 10,000 gerufen, ja selbst ob wirklich gerufen worden: à bas les Forts. Und doch fand dieß vor hunderttausend Zeugen statt. Auf der Arcolebrücke fielen Schreckens- oder sonstige Scenen vor, man sah die blutbefleckten Planken. So weit ists ziemlich klar. Aber was dort vorgefallen, wer mißhandelt worden, ob nicht zufällig jemand Nasenbluten gehabt, das ist sicher niemand im Stande zu sagen, wenn er nur drei Blätter verschiedener Farbe gelesen. Freilich war es Nacht, und somit Alles in Dunkel gehüllt. Auf dem Börsenplatz war einst am hellen Tage ein Schauspiel zu sehen, das mit allerlei Namen belegt wurde. Aber was fiel denn dort vor? leset die Zeitungen, aber wenigstens zwei, und ich wette darauf, Ihr wißt es nicht. Es wurden Leute niedergeschlagen. — Bei Leibe nicht. — Wir habens gesehen! — Wir waren da, und bezeugen das Gegentheil. So irrt die Sache hin und her in dem Gerichte, wo die Aktiencensoren Sitz und Stimme haben. Und alles dieß sind Thatsachen, welche in einer Stadt vorfielen, die von nahezu einer Million Menschen bewohnt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Papyrusrollen aus Herkulanum.

(Schluß.)

In der untern hölzernen Platte der Maschine, die einem kleinen Kästchen gleicht, sind zwei Schrauben befestigt, an deren oberen Enden zwei Halbringe von Messing befindlich sind. In diesen liegt ein starker Pappendeckel, und auf demselben die Papyrusrolle, auf Baumwolle ruhend. Die Rolle hängt zugleich in zwei Bändern, welche in der obern Platte so befestigt sind, daß durch dieselben das allmähliche Abwickeln der Rolle befördert wird. Auf der hintern Seite ist eine Goldschlägerhaut (pelle battiloro, französisch baudruche) ausgespannt, welche gleichfalls durch einen einfachen Mechanismus allmählich in die Höhe gezogen werden kann, und auf welche die einzelnen Theile des Papyrus mit der Spitze einer Nadel vermittelst gereinigten Fischleims aufgeklebt werden. Es gehört nebst großer Uebung zu dieser Entrollung eine unendliche Geduld, man kann Stunden lang den damit beschäftigten Arbeitern zusehen, bis nur ein Buchstabe abgewickelt und aufgeklebt ist.

Die größte Schwierigkeit bei dieser Entrollung liegt in der beinahe zu Staub verwandelten Substanz der Rollen, daher kommt es, daß auch bei der größten Sorgfalt stets Lücken entstehen müssen. Eben so schwierig ist es, den Anfang einer Rolle zu entdecken, weil bei den meisten, man mag sie besehen von welcher Seite man will, durchaus keine Spur eines Anfangs sichtbar ist: daher beginnt man aufs Gerathewohl, und verderbt gewöhnlich die ersten Seiten. Man merke wohl, daß die Linien des Geschriebenen nicht der Breite der Rolle nach laufen, sondern der Länge nach, aber in Abschnitten, Seiten, so daß auf Einer Linie nur wenige Worte stehen, und die Fortsetzung davon auf der untern Linie. So sehr unbequem mag diese Lesemanier der Alten nicht gewesen seyn; während man mit der rechten Hand den Papyrus aufrollte, rollte man ihn mit der linken allmählich wieder zu. Auch sind die Rollen nur auf einer Seite beschrieben; bloß bei Einer reichte der Papyrus nicht zum ganzen Werk, deßhalb wurden die letzten Seiten auf die Kehrseite geschrieben. Diese gingen bei der Entrollungsmethode durch Aufkleben natürlich verloren. Wenn zwei oder drei Seiten abgerollt sind, so werden sie von den übrigen Papyrus abgeschnitten. Hierauf kommen sie in die Hände eines Zeichners, der ein Facsimile davon liefert, die gelehrten Interpreten vergleichen dieses mit dem Original, und suchen die kleinen Lücken durch Konjekturen auszufüllen. Endlich wird die Zeichnung in Kupfer gestochen, wobei aber die Konjekturen verschieden vom Original dargestellt werden.

Die Rollen, sowohl die griechischen als lateinischen, sind sämmtlich mit großen, sogenannten Anfangsbuchstaben beschrieben; allein die Handschriften sind so verschiedenartig, daß sich nicht zwei Manuskripte vorfinden, welche von einer und derselben Hand geschrieben zu seyn scheinen. Die lateinischen haben weit größere und deutlichere Buchstaben, wie sie auch auf einen feineren Papyrus geschrieben sind.

Was die Anzahl der aufgefundenen Papyrusrollen betrifft, so sind es im Ganzen 1756. Von diesem aber sind nur 371 unversehrt; 61 haben kleinere Fehler und Mängel; die übrigen sind der Breite nach so sehr verdorben, daß von 161 nur zwei Drittheile der Rolle, von 308 nur die Hälfte, von 190 nur ein Drittheil, und von 191 nur ein Viertheil existirt. Durch die früheren Versuche wurden 474 zu Scorze. Von der ganzen Anzahl kamen 542 unter die Hände der Entroller, 210 derselben wurden ganz entrollt, weil sie lesbar waren, bei 127 war das letztere nicht der Fall, deßhalb wurden sie nur theilweise aufgerollt; und 205 wurden bei den angestellten Versuchen als völlig verloren erfunden, indem sie entweder bei der leisesten Berührung in Staub zerfielen, oder als versteinert bei Seite gelegt werden mußten. Von den entrollten Papyrus sind gegen 2500 Seiten und Fragmente gezeichnet, und gegen 1000 in Kupfer gestochen. Im Druck erschienen sind bis jetzt bloß vier Bände Herculanensium codicum Tom. I. 1793. *II. 1809. III. 1827.* IV. 1832 in klein Folio mit lateinischer Uebersetzung und den nöthigsten Erklärungen. Der letzte Band kostet 12 Gulden rheinisch. Unter den völlig entrollten lesbaren Rollen befinden sich bloß 11 lateinische. Diese geringe Anzahl rührt zunächst daher, daß die lateinischen auf einen andern Stoff geschrieben sind, als die griechischen, welcher weit consistenter ist, und daher ist zu vermuthen, daß die versteinerten meist lateinische Rollen sind.

Im Jahre 1816 schenkte der damalige König beider Sicilien dem Könige von England 10 Papyrusrollen, worunter zwei schon entrollt waren. Es wurden dort Versuche nach einer neuen Entrollungsmethode gemacht, allein ohne Erfolg, sieben Rollen gingen dabei zu Grunde.

Was schließlich noch den Inhalt der Rollen betrifft, so ward schon oben bemerkt, daß keine Wissenschaft dadurch viel gewonnen hat. Es läßt sich aus Allem der Schluß ziehen, daß die aufgefundene Bibliothek einem Freunde der epicureischen Philosophie angehörte. Alle bis jetzt entrollten sind philosophischen In-

halts, entweder von Epicur selbst, oder von seinen Schülern, auch eine Rolle von Chrysippus; sie handeln über die Natur, über die Laster, über Rhetorik, Geometrie, Musik u. s. m. Geschichtliche oder poetische Werke wurden nicht entdeckt. Die Titel derselben, die gewöhnlich am Ende des Werks zu lesen sind, wurden bei 129 Rollen gar nicht vorgefunden; es wurde deßhalb von den Mitgliedern der Accademia ercolanese die Vermuthung geäußert, daß die Alten den Titel der Werke auch auf eine andere Art anbrachten, wie man auf einem Gemälde aus Pompeji sieht, wo an einer Rolle in der Mitte sich ein Hölzchen gezeichnet findet, auf welchen Buchstaben unterschieden werden; diese Hölzchen aber, meinen die Gelehrten, hätten bei der Verschüttung Herculanums nicht erhalten werden können, da sie zu klein und zu zerbrechlich gewesen wären.

P u n d e r p u r. *)

Im Dekkan, am südlichen Ufer des Flusses Bihma, wenige Meilen oberhalb seiner Vereinigung mit dem Maun, im Mittelpunkt einer fruchtbaren Ebene, liegt die heilige Stadt Punderpur, die reinlichste und bestgebaute, die ich in Indien noch gesehen, selbst die Hauptstadt Punah nicht ausgenommen. Sie nimmt einen bedeutenden Raum ein und zählt mehrere tausend Einwohner. Obgleich hier ein bedeutender Handel getrieben wird, so dankt sie doch weder diesem, noch etwa einem blühenden Fabrikwesen ihren Ruhm, sondern einzig und allein ihrem ungefähr in der Mitte stehenden Tempel, dem man eine besondere Heiligkeit beilegt, und zu dem jährlich am großen Fest des Desserah eine ungeheuere Zahl von Pilgern aus allen Theilen des Landes wallfahrten.

Punderpur bietet, von dem jenseitigen Ufer des Bihma aus betrachtet, einen sehr schönen Anblick; längs des Flusses, über eine Meile weit, laufen herrliche Quai's von Granit mit bequemen Stufen versehen, welche in das Wasser hinabführen, am Ufer hin, zur großen Bequemlichkeit für die Pilger, die ihre Abwaschungen in dem heiligen Fluß verrichten. Tritt man in die Stadt, so findet man breite reinliche Straßen, schönes Pflaster, einen Bazar mit wohl versehenen Läden und meist zweistöckige Häuser, den untern Stock aus Granit, den obern aus Backsteinen aufgeführt. Außerdem gibt es hier noch zwölf wohl befestigte Paläste, vornehmen mahrattischen Häuptlingen gehörig, von denen einige recht schöne Gebäude sind. Im Mittelpunkt der Stadt steht die Pagode, deren Gy-brum oder Spitze weit über die umstehenden Gebäude hinausragt und schon von ferne sichtbar ist. Der Tempel selbst ist, wenigstens im Vergleich mit andern Gebäuden dieser Art in Indien, nicht groß, denn er mißt nur ungefähr 500 Fuß in der Länge und 200 in der Breite, und ist zudem, vergleichungsweise, von neuerer Bauart. Nicht auf architektonischen Vorzügen oder einem blendenden Aeußern beruht sein Ruhm, und noch hat sein Inneres kein Fuß eines Europäers geschändet, wie die Hindus zu sagen pflegen, denn der Eingang wird von zwei mit gezogenen Schwertern davorstehenden Männern bewacht. Ich stieg die Stufen hinan und fragte höflich, ob es erlaubt sey hineinzutreten. „Ihr könnt es versuchen, entgegnete einer der Wächter, mich angrinsend, aber sobald Ihrs thut, rollt Euer Kopf auf den Boden.“ Ich dankte, wie man sich leicht vorstellen kann, für die Erlaubniß unter solcher Bedingung, und zog mich zurück.

Punderpur war längst schon wegen der Menschenmenge berühmt, die sich während des Hull und besonders zur Zeit des Desserah hier versammelte. In frühern Zeiten pflegten die vornehmsten Mahrattenhäuptlinge Punderpur alljährlich entweder in Person oder durch Stellvertreter zu besuchen, und es muß allerdings ein großartiger Anblick gewesen seyn, die Ebene rund um die Stadt von Lagern bedeckt und in den Straßen eine unermeßliche Menschenmasse aus allen Theilen Indiens wogen zu sehen. Hier versammelten sich der zierliche Perser, der schwarze Aethiopier, der zudringliche Araber, der kriegerische und stolze Patan, der ritterliche Radschput, der kühne Mahratte, nebst noch vielen andern mehr, Alle in der Tracht ihres Landes, mit herrlich geschmückten Elephanten und mit Kamelen, und mit Tausenden von Pferden, mit in der Luft flatternden Bannern und Fähnchen. Hindustan bietet jetzt, mit einziger Ausnahme der Messe von Hurdwar, keinen solchen Anblick mehr, und jedenfalls vermißt man auf der letztern die Pracht, die das Auge während des Desserah zu Punderpur zur Zeit des Mahrattenbündnisses ergötzte. Dieses Reich besteht nicht mehr; Scindiah und Bhunsla sind auf ihre Gebiete beschränkt, Hollar zu einem kleinen Fürstenthum zusammengeschmolzen, der Guickwar hat mehr als die Hälfte seiner Macht eingebüßt, und der Peischwa ist Pensionär der britischen Regierung. Die Macht des Bundes ist gestürzt, und Punderpur hat seinen Glanz verloren. Die Zahl der Pilgrime hat sich zwar nicht vermindert, allein sie hat ihren ganzen frühern Charakter verloren; kein Glanz, keine Pracht ergötzt das Auge, die oft blutigen Zwiste der aufgeregten Soldateska sind unterdrückt, und Friede ruht jetzt auf der ganzen unermeßlichen Menschenmenge.

*) Aus dem Bericht eines Reisenden in der Literary Gazette von Madras.

Nordamerikanische Indianer.

(Schluß.)

Die Erhaltung wilder Thiere, besonders der größern Klassen, ist unverträglich mit der gänzlichen Kultivirung des Landes. Die Lage der Indianer ist daher schwierig, und würde verzweifelt seyn, wenn keine Anzeichen ihres Wunsches vorhanden wären, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Gerne führen wir jedoch an, daß eine Menge Beweise vorhanden sind, sowohl von ihrem Wunsche, sich auf dem Lande anzusiedeln, als auch Unterricht zu erhalten. Ein Theil der Mohawks, die sich schon seit vielen Jahren von ihrem Stamme trennten, wurden erträgliche Pächter, und einige von ihnen nahmen die Kleidung der Europäer an. Die Tschippewas, die sich auf ungefähr 500 Seelen belaufen, drückten stark den Wunsch aus, zum Christenthum zugelassen zu werden und die Lebensweise eines civilisirten Landes anzunehmen. Die Mississiquas, welche noch vor Kurzem wegen ihrer Trunksucht und ungeordneten Lebensart bekannt waren, siedelten sich nun in einem Dorfe an, das aus zwanzig achtzehn Fuß breiten und vierundzwanzig Fuß langen Loghütten besteht, deren jede ein oberes Stockwerk hat. Die Schule wird von einunddreißig Knaben besucht, die zum Theil fließend englisch lesen. Sie haben zwei abgeschlossene Räume von ungefähr sieben Akres mit Weizen, und an den Ufern des Flusses ein Feld, das etwa fünfunddreißig Akres enthält, mit indianischem Korn in einem günstigen Kulturzustande. An jeder ihrer Wohnungen befindet sich ein kleiner Platz für Kartoffeln und Gartenerzeugnisse. Die Kosten der Errichtung dieser Loghäuser betrugen ungefähr 250 Pfd. St. Seitdem fügten sie noch einige, diesen zuerst errichteten ähnliche, nach ihrer eigenen Bauart hinzu. Etwa 2000 der Mohawks und der sechs Nationen behielten 260,000 Akres guten Landes in Ober-Kanada inne. Ihre Kenntnisse in der Bebauung werden als äußerst gering angegeben, und beschränken sich hauptsächlich auf den Anbau indianischen Korns, der Bohnen und Kartoffeln; indeß pflanzen einige industriösere die meisten Arten englischen Getreides. Folgende Uebersicht ihrer Besitzthümer ward mit Sorgfalt und Aufmerksamkeit zusammengestellt: Wohnhäuser 416; Zahl der Akres von in Kultur befindlichem Lande 6872; Pferde 758; Kühe 669; Ochsen 615, Schafe 192; Schweine 1650. Im Jahre 1826 siedelte die Regierung 200 Indianer am Kredit-River an, und baute ihnen 20 Hütten. Sie selbst bauten seitdem noch sieben dazu. Sie besitzen ein Versammlungshaus, das für die Knaben zugleich als Schulhaus dient; eine andere Schule gibt es für die Mädchen, und ein Haus für den sich daselbst aufhaltenden Missionär. Im Allgemeinen liegt es ihnen sehr am Herzen, daß ihre Kinder irgend ein Gewerbe lernten, und besonders wünschen sie, daß sich ein Hufschmied unter ihnen ansiedeln möchte, der ihre Kinder in diesem Gewerbe unterweisen möchte, da sie durch die Versendung ihrer Ackerbaugeräthschaften an verschiedene Schmieden in schwere Unkosten kommen. Auch fand eine Aenderung erfreulicher Art in ihrem Geschmacke statt. Jenem Flitter und jenen buntscheckigen Kleidern, für welche sie in früheren Zeiten eine so große Bewunderung zeigten, legen sie gegenwärtig nur noch geringen Werth bei; Zwirn, Seile und Blei in hinreichender Menge, um ein

Paar Netze zu machen, wodurch sie sich mit Fischen versehen könnten, wären ihnen lieber. Die Frauen sind im Allgemeinen thätig, und erwerben sich durch Korbflechten eine beträchtliche Summe.

In Folge dieser und anderer günstiger Anzeigen machte man den Vorschlag, sie anstatt der gewöhnlichen Geschenke mit Ackerbauwerkzeugen zu versehen. Dieß würde zweifelsohne höchlich zur Verbesserung ihrer Lage beitragen, und den Werth des civilisirten Lebens in ihren Augen erhöhen, allein der Plan, nach welchem derartige Bestrebungen weiter geführt werden sollten, müßte umfassend seyn, und auch auf ihr moralisches Vorschreiten Bezug haben. Bereits verlangen sie nach Unterricht, und einer der Potagunser-Indianer drückte in der Versammlung seines ganzen Stammes deren Wunsch, in den ersten Anfangsgründen der nothwendigsten Kenntnisse unterrichtet zu werden, in folgenden Worten aus, die er an das Hauptmitglied des indianischen Departements richtete: „Vater, wir beobachteten mit einiger Eifersucht die Errichtung eines Platzes zu Michillimackinak, in welchem (der Missionsschule) die Kinder unseres großen Vaters (Indianer) in den Mitteln unterwiesen werden, auf die nämliche Weise zu leben, wie die Weißen, wo sie auch ihre Gedanken auf Papier zeichnen, und die Neuigkeiten aus Büchern denken (Lesen und Schreiben) lernen, wie ihr thut; wir hörten auch etwas, mein Vater, das uns Hoffnungen gibt, daß unser großer Vater uns die Mittel geben wird zu leben, wie die weißen Leute.

„Vater, unsere jungen Leute, die letzten Winter eure Papiere nach York brachten, sagen uns, daß unsere Brüder um diesen Platz, welche wie wir große Trunkenbolde und schlechtes Volk waren, nun nüchtern und betriebsam geworden sind. Der große Geist begünstigt sie, weil sie wissen, wie sie seinen Segen erflehen müssen. Ich bin überzeugt, wenn unsere Väter in York und Quebek mit dem Elend und den Mühseligkeiten bekannt wären, die wir auszustehen haben, sie würden uns lehren, wie wir von dem großen Geist geliebt seyn können, und wir würden glücklicher seyn.

„Vater, unser großer Vater in York gab unsern Brüdern die Mittel, den Boden zu zerschneiden (zu pflügen), und lehrte sie das Land anbauen. Wie sind sie begünstigt! Wir wünschen, er möchte uns auf die nämliche Weise begünstigen.

„Vater, wir möchten unsere Kinder nach Mackinak senden, um Verstand zu bekommen (unterrichtet zu werden), aber wir sind keine großen Messer (Amerikaner), darum wünschen wir, ihr möget dieses unser Wort unserm großen Vater in York mit euren eignen Händen überliefern und ihm unsere Bedürfnisse sagen. Ihr seyd eine lange Zeit bei uns gewesen, und kennt unser Elend. Sagt ihm, wir bedürfen ein solches Haus und gute Leute, wie sie in Michillimackinak haben, um uns lesen und schreiben und arbeiten zu lehren; wir haben eben so gut Arme wie die Weißen, aber wir wissen nicht, sie zu gebrauchen. Unsere Herzen sind dunkel, man muß sie uns weiß machen (wir müssen Christen werden). Wie würden wir lachen, zu sehen, wie unsere Töchter Kühe melken und Kleider für uns machen, und zu sehen, wie unsere jungen Leute Eisen schlagen und Schuhe für einander machen!

„Vater, sagt unserm Vater, daß wir ihn hart bei der Hand drücken, und vertrauen, er werde uns beistehen; sagt ihm, wir bedürfen einige Hauen und Spaten, um damit zu graben; verlaßt unsern Vater nicht, bis ihr ihn dahin bringt, Ja zu sagen.“

Die Indianer, welche geneigt sind, ihre Gewohnheiten eines wilden Lebens zu verlassen und Siedler zu werden, sollten in Dörfer in keiner großen Entfernung von andern Ansiedlungen, aus deren Beispiel sie Nutzen ziehen könnten, versetzt werden. In seinen ersten Schritten in der Civilisation ist der Indianer wie ein Kind; man sollte ihren Ansiedlungen Personen beigeben, die fähig wären, sie in den Anfangsgründen des Ackerbaues zu unterrichten und ihnen nicht gestatten, über die ihnen angewiesenen Ländereien zu verfügen. Die wahrscheinlichen Kosten zur Ansiedlung von 700 Familien in sieben Niederlassungen würden für fünf Jahre 22,784 Pfd. St. betragen. Hiebei wären sieben Schulhäuser mit eingeschlossen (die für den ersten Augenblick auch als Kirchen dienten), mit einem Aufwand von 100 Pfd. für jedes; sieben Häuser für Schulmeister zu 60 Pfd. jedes, und die Gehalte der sieben Schulmeister für fünf aufeinanderfolgende Jahre, mit jährlichen 46 Pfd. für jeden. Auch würde es wünschenswerth seyn, in jeder Niederlassung ein Paar Ochsen zu unterhalten, um sie solchen Indianern zu leihen, die geneigt seyn möchten, sich ihrer beim Pflügen ihrer Ländereien zu bedienen. Endlich schlug Sir James Kempt, in der Absicht aus der Geneigtheit zur Ansiedlung, die gegenwärtig sehr allgemein sich bei den indianischen Stämmen zeigt, den besten Nutzen zu ziehen, vor, man solle sie, durch Vermittelung ihrer großen Räthe, mit den Bedingungen bekannt machen, unter denen sie Land erhalten könnten, und ihnen zu verstehen geben, daß nach Verfluß einer gewissen Zeit die Aufmunterung, die man indianischen Siedlern anböte, zurückgenommen werden würde. Sir James empfiehlt, daß man nicht weniger als hundert Acres einem jeden indianischen Siedler bewilligen solle — ein Verhältniß, das, wenn man das Klima und andere Umstände berücksichtigt, die Bedürfnisse des indianischen Siedlers nicht überschreiten wird, und daß man ihnen einen endlichen Rechtsanspruch nur dann zugestehe, wenn sie gewisse Bedingungen erfüllt haben; z. B. zwei Acres Land müssen innerhalb des ersten Jahres kultivirt worden seyn, drei fernere innerhalb des zweiten und am Ende des dritten Jahres müssen acht Acres gereinigt und kultivirt worden seyn. Die Versetzung der Indianer in bestimmte Landantheile würde man zur Erweckung einer mäßigen und arbeitsamen Lebensweise für vortheilhafter finden, als wenn man sie in Dörfer zusammenbringt. Zur Etablirung von Schmieden, Zimmerleuten und andern Handwerkern in den indianischen Niederlassungen sollte man von Seite der Regierung in der Absicht aufmuntern, damit letztere ihre Ackerbauwerkzeuge herstellen, und ihre eigenen Häuser bauen lernen können. Ohne den Beistand der Regierung ist es, bei dem Charakter und der Lebensweise der Indianer, in der That unmöglich, irgend ein bedeutendes und wirksames Resultat zu erlangen. Ein anderes kräftiges Mittel zur Bewirkung einer Veränderung würde darin bestehen, einen Theil der indianischen Kinder in den gewöhnlichen englischen Schulen des Landes mit denjenigen der weißen Einwohner zu erziehen, so daß sie dann nachher als Schulmeister auftreten könnten. Einigen könnte man, um sie zu Missionären zu bilden, eine höhere Erziehung geben. Die Religion der Indianer in Niederkanada ist die römisch-katholische. In Oberkanada gibt es nur wenige dieses Glaubens, und die Missionäre bekehren mit großer Schnelligkeit den heidnischen Theil von ihnen zum Christenthum.

Obgleich wir in Kanada keine indianische Gemeinde bezeichnen können, die so viele Kennzeichen der Civilisation darbietet, wie die irokesische Nation, so ist doch der Wunsch, den viele kanadische Stämme an den Tag legen, ihr herumschweifendes Leben aufzugeben, als ein Symptom merkwürdig, das, wenn man es gehörig zu benutzen versteht, gleich glückliche Resultate zu erzeugen im Stande ist.

Vermischte Nachrichten.

Ein reisender Fakir erzählte, englischen Blättern zufolge, nachstehendes Abenteuer: „In Caschmir, sagt er, gibt es eine sehr tiefe Höhle die ich besuchte, und in der ich eine fast ganz nackte Frau fand. Anfangs zweifelte ich, ob das, was ich vor mir sah, ein sterbliches Wesen oder ein Gespenst sey; ich ging also darauf los und fragte, wer sie sey, woher und wie sie an diesen Ort gekommen wäre. Sie antwortete mir, daß sie in der Nähe der Höhle von einer Karawane zurückgelassen worden sey, weil sie krank gewesen und sich außer Stand befunden habe den Reisenden zu folgen; seit dieser Zeit lebe sie mit einem Bär in der Wüste und verabscheue das ganze menschliche Geschlecht. Als ich sie fragte, wie sie es anfange, um sich die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen, erwiderte sie, daß der Bär ihr so köstliche Früchte bringe, als sie unter den Menschen noch nie gegessen habe. Ich versuchte es, sie zu bereden, diesen abscheulichen Aufenthalt zu verlassen, allein sie weigerte sich standhaft, und rieth mir, mich schnell aus dem Staube zu machen, weil, wie sie sagte, der Bär jeden Augenblick kommen könne und mich sicher zerreißen würde, wenn er mich hier fände.“

*

Matthew Lumsden, einer der größten Kenner des Persischen und Arabischen, starb am 31 März dieses Jahres zu Tooting in einem Alter von 58 Jahren. Seine vor 20 Jahren in zwei Bänden klein Folio erschienene persische Grammatik begründete seinen Ruf in Europa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 118. 28 April 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Zweiter Artikel.)

Der arabische Räuberfürst. Ptolemais.

Die Reisenden hatten von Ramla aus zwei Gefahren zu bestehen, Pest und Räuber; gegen die erste schützte sie die ägyptische Eskorte, welche niemand erlaubte sich ihnen zu nähern, gegen die zweite bewahrte sie der Einfluß von Lady Stanhope, der Königin des Libanon, auf folgende Art.

„Wir machten uns vor Tagesanbruch auf den Marsch, und folgten zwei Stunden lang einem engen steinigen und unfruchtbaren Thale, das durch die Räubereien der Araber berühmt ist. Eine Menge sich windender kleiner Seitenthäler erlauben ihnen das Hauptthal in allen seinen Theilen zu beobachten, und sich hinter dem Rücken der Hügel zu verbergen, bis sie ihre Beute angreifen können. Der berühmte Abugosch, der Chef der arabischen Stämme des Landes, hält so die Schlüssel der Thäler, die nach Jerusalem führen, in seinen Händen, und öffnet und schließt sie nach Gefallen, und plündert die Reisenden nach Belieben. Sein Hauptquartier ist im Dorf Jeremie, einige Meilen von hier, und wir erwarteten jeden Augenblick seine Reiter erscheinen zu sehen.

„Etwa eine Stunde Weges von Jeremie verengt sich das Thal noch mehr, und die Bäume überdecken den Weg mit ihren Zweigen. Hier liegt ein alter Brunnen und die Ruinen eines Kiosk, und man steigt von da an eine Stunde lang durch einen engen und steilen Weg, der in den Felsen gehauen ist, und in der Mitte des Gehölzes hinauf, bis man plötzlich die Kirche und das Dorf auf dem Abhang des Hügels zu seinen Füßen sieht. Die Kirche, welche gegenwärtig eine Moschee ist, scheint zur Zeit von Lusignan, König von Jerusalem, mit vieler Pracht erbaut worden zu seyn. Das Dorf besteht aus 40 bis 50 ziemlich großen Häusern, welche auf beiden Seiten der Schlucht am Hügel hinaufsteigen. Einige Weinberge und Feigenbäume zeigen eine Art von Kultur an. Heerden weiden um die Häuser herum, und einige Araber rauchen ihre Pfeifen auf der Terrasse des hauptsächlichsten Gebäudes, in prächtige Kaftane gekleidet, etwa 100 Schritte von dem Wege entfernt. Im Hofe stehen 15 bis 20 gesattelte Pferde angebunden. Sobald die Araber uns sehen, steigen sie herab und aufs Pferd, nähern sich uns, und wir treffen auf einer kleinen wüsten Ebene vor dem Dorfe zusammen, auf dem einige Feigenbäume zerstreut stehen.

„Es war Abugosch mit seiner Familie. Er trat mit seinem Bruder allein hervor, ich ließ meine Leute halten, und ritt auch vor mit meinem Dolmetscher. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen fragte mich der Räuber, ob ich der fränkische Emir sey, den ihm seine Freundin, Lady Stanhope, die Königin von Palmyra, empfohlen, und in dessen Namen sie ihm eine schöne Jacke von Goldbrokat, die er anhatte, geschickt habe? ich wußte nichts von dem Geschenk, das Mylady die Güte gehabt hatte, in meinem Namen zu machen, allein ich antwortete, daß ich allerdings der Fremde sey, den sie ihren Freunden empfohlen habe, daß ich Palästina besuchen wolle, wo Abugosch's Herrschaft anerkannt sey, und ihn bitte, Befehle zu geben, damit sie keine Ursache haben möchte ihm Vorwürfe zu machen.

„Abugosch und seine Brüder stiegen sogleich ab, er rief einige seiner Reiter, und ließ sich von ihnen Teppiche, Matten und Kissen bringen, welche er im Schatten eines großen Feigenbaumes ausbreiten ließ, und bat uns so dringend abzusteigen, daß wir nicht widerstehen konnten. Da die Pest in Jeremie herrschte, so hütete er sich, uns oder unsere Kleider zu berühren, und setzte sich mit seinem Bruder in einer kleinen Entfernung uns gegenüber, während wir nur Strohmatten und Rohrgeflecht annahmen, weil diese die Pest nicht mittheilen. Wir hatten zuerst eine lange und allgemeine Unterhaltung, hierauf ließ er sein und mein Gefolge zurücktreten, um mir einige geheime Nachrichten zu geben, die ich hier nicht mittheilen kann. Endlich fragte er mich: „kennt man meinen Namen in Europa?" — „ja!" sagte ich, „die Einen halten Dich für einen Straßenräuber, der die Karawanen plündert, die Franken in Sklaverei wegführt, und ein wüthender Christenfeind ist: die Andern für einen tapfern Fürsten, der die Räubereien der Araber im Gebirge verbietet, die Straßen sichert, und den Franken, die des Weges kommen, freundlich begegnet." „Und ihr," sagte er „was sagt ihr von mir?" — „ich sage, was ich sehe, daß Du mächtig und gastfrei bist, wie ein fränkischer Fürst, daß man Dich verleumdet hat, und Du würdig bist, der Freund aller Franken zu seyn, welche, wie ich, deine Gastfreundschaft und den Schutz deines Schwertes erfahren." Abugosch und seine Brüder waren entzückt, er befahl einigen

seiner Neffen sich an die Spitze zu stellen, und uns nicht zu verlassen, so lange wir in Jerusalem oder der Umgegend blieben.

„Abugosch regiert de facto über 40,000 Araber, von Ramla bis Jerusalem, von Hebron bis Jericho. Seine Macht hat sich seit einigen Generationen in seiner Familie erhalten, und beruht auf keinem andern Recht, als dem ihres Schwerts."

Die Reisenden begaben sich von da nach Jerusalem, das sie von der Pest verwüstet fanden, und ans todte Meer, die Zeit war allzu ungünstig, alle Häuser geschlossen, alle Kommunikationen abgebrochen, so daß dieser Theil der Reise wenig Interessantes enthält. Bei seiner Rückkehr fand Lamartine seinen Freund Abugosch wieder, erhielt von ihm, daß er die fränkischen Klöster in der Nähe von Jerusalem gegen die Räubereien seiner Araber schütze, und war später in Damaskus im Stande, ihm seine Dienste zu vergelten, indem er zur Befreiung seines Bruders von Abugosch beitrug, den die Aegyptier gefangen und nach dieser Stadt gebracht hatten. Lamartine kehrte von Jaffa am Ufer hin nach Bairut zurück.

„Der Faulgeruch eines Schlachtfeldes kündigte uns die Nähe von St. Jean d'Acre an, wir waren nur noch eine Viertelstunde von seinen Mauern. Die Stadt ist ein Haufen von Ruinen, die Dome der Moscheen sind durchbrochen, die Mauern von ungeheuern Breschen angefressen, die Thürme in den Hafen gestürzt, sie hatte eine Belagerung erlitten, und war im Sturm erobert worden. Der Sand wurde mehr und mehr stinkend, wir fingen an Menschengebeine, todte Pferde und Kameele zu sehen, welche auf dem Sandufer lagen, und von der Sonne gebleicht wurden. Mit jedem Schritt vermehrten sich die Haufen von Leichen, und bald schien die ganze Gränzlinie zwischen dem Festland und dem Ufer damit bedeckt. Das Geräusch unseres Zuges verscheuchte Schwärme von Hunden, Schakals und Raubvögeln, welche seit zwei Monaten die Reste des entsetzlichen Gastmahles verzehrten, das die Kanonen von Ibrahim und Abdallah ihnen bereitet hatten. Die einen nahmen auf ihrer Flucht Glieder schlechtbegrabener Menschen, die andern Gebeine von Pferden mit sich, an denen noch die Haut hing, einige Adler, die auf Köpfen von Kameelen saßen, erhoben sich bei unserer Annäherung mit einem zornigen Gekreisch in die Luft, und kehrten selbst unter unsern Schüssen wieder zu ihrer gräulichen Beute zurück. Das Gras, die Schilfrohre und die Gesträuche waren gleich mit Resten von Todten bedeckt. Der Typhus, welcher in Acre einige Monate lang wüthete, hatte getödtet, was der Krieg verschont hatte, es blieben am Ende kaum 1500 Menschen von 15,000, welche die Stadt enthielt, und täglich warf man Leichname von den Mauern ins Meer, das sie aufs neue an das Ufer warf. Wir kamen bis an das östliche Thor der unglücklichen Stadt, aber die Luft war nicht mehr athembar, wir wendeten uns rechts an den eingestürzten Mauern hin, wo einige Sklaven arbeiteten, und durchschnitten das ganze Schlachtfeld, bis an das ehemalige Landhaus des Pascha's, das eine Stunde vom Meer in der Mitte der Ebene liegt. In der Nähe dieses prachtvollen und von eleganten Kiosks umgebenen Gebäudes sahen wir lange und niedere Erdaufwürfe, die etwa eine halbe Meile lang seyn und eine gleiche Breite einnehmen mochten. Dieß war der Lagerplatz von Ibrahim, und die Gräber der 15,000 Mann, die er in diesen Todtenla gräben einscharren ließ. Wir hatten Mühe den Boden zu durchreiten, der diese Schlachtopfer des Ehrgeizes eines sogenannten Helden enthält.

„Wir sporyten unsere Pferde, deren Füße ohne Unterla gegen die Knochen anschlugen, welche die Schakals ausgegraben hatten, und schlugen unser Lager eine Stunde von dieser Blutstätte auf, in einem reizenden Ort, der mit laufendem Wasser belebt, mit Orangen und süßen Limonen bepflanzt, und außerhalb des Pestwindes der Stadt gelegen war. Diese Gärten, welche wie eine Oase in der Mitte der wüsten Ebene liegen, waren von dem berüchtigten Dschezzar-Pascha gepflanzt worden. Einige arme Araber, die sich in Lehmhütten geflüchtet hatten, brachten uns Eier, Hühner und Orangen."

Etwas über die Journalistik in Paris.

(Fortsetzung.)

Aber lustiger, erbaulicher geht es in den Gerichtsstuben der pariser Preßfreiheit zu, wenn ein Poet, ein Philosoph, ein Geschichtschreiber, ein Tänzer, ein Sänger u. s. w. vor Gericht stehen. Die Beisitzer des Gerichts sind privilegirte Geschworne, urtheilend über jedes Geistesprodukt. Sie sind furchtbare, gewaltige Richter und von den bekränzten Autoritäten der Akademie herab bis zu dem begeisterten Dichterlehrlinge in einer Dachstube zittert Alles vor ihrem Spruche. Sie sind sehr unparteiisch und machen keinen Unterschied zwischen groß oder klein, alt oder jung, berühmt oder namenlos — Alle erhalten ihr Urtheil, — wenn sie die Sporteln gehörig zahlen. Es kann sicher keine höhere Unparteilichkeit, keine schönere Gleichheit *geben, als* wenn es im Voraus bekannt ist, daß jedes Urtheil hundert Franken und drei Stunden Harrens in der Antichambre des Herrn Referenten und Correferenten kostet. Wer's zahlen kann, wer jene Vorzimmer nicht vernachlässigt, darf seines Urtheils sicher seyn; und zahlt er hundert Franken mehr als die einfache Taxe, macht er sechs statt drei Besuche, so darf er auch das Urtheil einzelner Stellen nicht fürchten. Heißt das nicht Gleichheit vor dem Gesetze? Rang, Stand, Reichthum, Ansehen, Alles schwindet vor derselben, vor der festgesetzten für alle gleiche Sporteltaxe. — Es ist ein seltsames Leben in diesen Antichambern der geschwornen Richter des Geistes und seiner Produktionen. Da sitzt ein grauer Romanenschreiber auf jenem hartgepolsterten Stuhle und erwärmt an einem dem Erlöschen nahen Kaminfeuer die von dem weiten Laufe erstarrten Füße. Seine Locken sind gebleicht unter der Last der Lorbeerkränze, seine Züge durchfurcht vom Spiele der Leidenschaften, die er als Mensch aufgesucht, um sie als Dichter beschreiben zu können. Mit der rechten Hand überzählt er in der Tasche heimlich seine Fünffrankenthaler, die er auf den Opferaltar des Richters zu legen bereit ist. Ein leiser Seufzer ist Alles, was er laut werden läßt, denn er ist bereits zu alt, zu gut gewöhnt, als daß er sich nicht willig in sein Geschick ergeben sollte. Bald meldet sich ein zweiter, der Staatsrath N. N., der Memoiren oder so was geschrieben

hat. Er ist frohen Muthes, leichten Sinnes; man siehts ihm auf den ersten Blick an, die 100 Fr. machen ihm keine Sorgen, er verdient sie mit weniger Mühe, als unser Romanenschreiber. Ungeduldig geht er im Zimmer auf und ab, würdigt seinen Vorgänger kaum eines Blickes, und spricht für sich von Geschäften, — von Staatsgeschäften. Er mag viel zu thun haben, aber der Richter geht vor Allem. Endlich kommt ein dritter, ein Vaudevilledichter. Er fehlte nur noch, um Leben in die Antichambre zu bringen. Nach dem nöthigen Grüßen redet er den Herrn Staatsrath an, und ganz natürlich bringt er die Sprache aufs Theater.

Ein neues Vaudeville wird hin und her besprochen. Der Staatsrath ist mit der Wahl des Gegenstandes nicht zufrieden; der Dichter vertheidigt denselben, er weiß weßwegen. Der Staatsrath glaubt, man müßte Gegenstände der neuern Zeit wählen, etwa aus den Memoiren des Staatsraths . . . und auch er weiß weßwegen. Noch eine Zeit lang schwebt das Resultat im Dunkeln, endlich wird es klarer. Der Staatsrath ist reich, und zeigt dem Dichter eine volle Börse im Hintergrunde, übernimmt auch die Sporteln deß Geschwornengerichts, und der Dichter wird die Memoiren des Staatsraths auf den Brettern verewigen. Beide sind Handels einig, als der Büttel des Richters, sein Bedienter, den resignirten Romanschreiber durch ein erhofftes: voulez vous entrez! abruft. Oft sind diese Verzierungen des Gerichtssaales nicht so lebendig, und sie sehen mitunter den Wartzimmern eines Arztes ähnlicher. Trübe, traurige Gesichter, die Alle an der Krankheit der Sucht nach Lob leiden, sitzen im Kreise herum, und jeder trägt die Kosten der Visite in der Tasche, und geht, wie das so bei Aerzten der Fall ist, trotz des Besuches, trotz des Aderlasses ungeheilt nach Hause; nur sind die Schmerzen gelindert bis zur nächsten Krisis, die stets nach der Herausgabe eines neuen Buches, eines neuen Schauspiels, nach einem Conzerte, einer Vorstellung, u. dgl. eintritt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Entdeckungsreise um die Welt und zu Aufsuchung La Peyrouse's. Von J. M. Dumont d'Urville, Schiffskapitain.

Der Bericht über diese Reise, aus der wir nach und nach umfassendere Auszüge mittheilen werden, ist endlich erschienen, und liegt sammt seinen Charten und Zeichnungen vor uns. Aus frühern Artikeln werden die Leser dieser Blätter sich erinnern, daß Hrn. d'Urville von der französischen Regierung der Befehl über die Korvette Astrolabe übertragen wurde, um in den Jahren 1826 bis 1829 eine Reise, nicht um die Welt, wie der Titel des Werkes besagt, wohl aber in die große Südsee zu unternehmen, um einen letzten Versuch zu Aufsuchung von Spuren der Expedition La Peyrouse's zu machen, der gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts verschwand, ohne daß man sich irgend eine Aufklärung über das Schicksal des unglücklichen Reisenden hätte verschaffen können. Der schlechte Erfolg früherer Expeditionen hatte, wie es scheint, die Regierung entmuthigt, denn Hr. d'Urville wurde, da man nicht allzuviel aufs Spiel setzen wollte, zu seinem Unternehmen sehr sparsam ausgerüstet.

Das Glück ersetzte indeß das Fehlende, und kürzte die Nachsuchungen, mit denen der Astrolabe beauftragt war, bedeutend ab. Während des Aufenthalts der Korvette auf Vandiemensland erfuhr Herr d'Urville, daß der Kapitän eines englischen Schiffs, Hr. Dillon, auf der Insel Vanikoro oder Manikolo die Trümmer des Schiffbruchs La Peyrouse's gefunden und Näheres über dieses unglückliche Ereigniß vernommen habe. Es blieb also Herrn d'Urville nichts Anderes übrig, als nach dieser Insel zu segeln, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Hr. Dillon hat bereits vor mehreren Jahren den Bericht über seine Entdeckung und seine Abenteuer im Südmeer herausgegeben, und aus diesem ist jetzt das traurige Schicksal der Expedition La Peyrouse's bekannt. Das Unglück wollte, daß dieser Seefahrer gerade an die allergefährlichste Stelle gerieth, welche es vielleicht in jenem ungeheuern Ocean gibt, nämlich auf eine Insel mit einem Bollwerk von Klippen umgeben, durch welche nur einige enge Kanäle führen, die man genau kennen muß, wenn man nicht scheitern will; auf eine Insel, wo eine Todtenluft weht, und die noch dazu von einem falschen, treulosen Volke bewohnt wird. Diese Insulaner betrachten ihre Klippen, an denen die Schiffe, welche sich ihnen nähern, scheitern müssen, mit einer wilden Freude, und berechnen kaltblütig die Zeit, welche ihr Klima braucht, um die Papaiergui oder Weißen, welche mit jenen Schiffen kommen, aufzureiben. Sie kamen auch auf die Korvette Astrolabe, um durch die Luftlöcher nach den Kranken zu schauen, und freuten sich über die tägliche Zunahme der Anzahl derselben, in der Hoffnung, daß das Fieber ihnen die Weißen, deren Rache sie fürchteten, lebendig oder todt in die Hände liefern werde.

Nachdem Hr. d'Urvillt dem unglücklichen La Peyrouse und seinen Gefährten, die mit ihm zu Vanikoro umgekommen waren, ein Denkmal gesetzt, und die wenigen noch vorhandenen Effekten des Verstorbenen gesammelt hatte,*) hielt er es für gerathen, den unwirthlichen Boden so schnell als möglich zu verlassen, der selbst von den Bewohnern benachbarter Inseln gefürchtet wird. Mehrere seiner Leute verlor er noch unterwegs in Folge des Aufenthalts an der Küste von Vanikoro.

Nur zwei Gefährten La Peyrouse's hatten ihn und den Schifsbruch überlebt, und waren einige Jahre vor Ankunft des Herrn Dillon auf der Insel gestorben, auf der sie höchst wahrscheinlich nie mehr einen Landsmann zu sehen bekamen. Andere Matrosen der Expedition hatten sich bald nach dem erlittenen Unfall auf einem von ihnen selbst erbauten Fahrzeug geflüchtet; was aus ihnen geworden, ist nicht bekannt. Zu bedauern ist es, daß der Astrolabe nicht nach den Salomonsinseln segeln konnte, wo, wie Herr d'Urville vermuthet, vielleicht einige Nachricht über ihr Schicksal zu erhalten wäre, wofern sie nicht zu Grunde gegangen sind, bevor sie noch irgend einen Archipel erreichten.

Vanikoro wird künftig als ein unheilvoller Punkt im Südmeer betrachtet werden, dem der Seefahrer sich nur mit Schrecken naht. Die Insulaner selbst sind nicht wenig in Furcht, seit die Weißen sich nach dem Schicksal ihrer Landsleute erkundigten; sorgsam verhehlen sie vor den Europäern das traurige Ende La Peyrouse's, und geben auf die Fragen, die man in dieser Hinsicht an sie richtet, gar keine Antwort. Nur durch Geschenke war das, was man weiß, aus ihnen herauszulocken. Da nach der Abfahrt des Astrolabe eine verheerende Epidemie auf der Insel ausbrach, so schrieben die Einwohner dieß der Rache der Franzosen zu, die, wie sie in ihrem Aberglauben wähnten, ihre Insel behext hätten, und gestatteten der bald hernach ankommenden Bayonnaise durchaus nicht auf Vanikoro zu landen.

Herr d'Urville ist der Meinung, daß die 1200 bis 1500 Einwohner der Insel, in Folge innerer Zwistigkeiten und böser Fieber, bald aufgerieben seyn werden. Vielleicht umschließen dann die Korallen das Eiland mit einer undurchdringlichen Mauer, und La Peyrouseus Grab, das jetzt für die Einwohner tabu oder geheiligt ist, wird dann in einer Wüste mitten unter den Gebeinen der Wilden sich erheben, die das Unglück der Schiffbrüchigen vollendeten. Einer der Anker von den gescheiterten Schiffen, den man zwischen den Klippen fand, war bereits mit einer zwei Zoll dicken Korallenkruste überzogen. Diese Korallen sind wegen ihrer beharrlichen und unmerklichen Arbeit, deren Wirkungen nichts zu hemmen vermag, wahrhaft furchtbare Wesen im großen Ocean. Sie machen ganze Inseln unzugänglich, und bauen Klippen auf, an denen mächtige Schiffe zerschellen.

*) Die bedeutenderen hatte Kapitän Dillon mitgenommen, um sie nach Frankreich zu senden.

Hinsichtlich seiner Nachforschungen über das Schicksal La Peyrouse's hat mithin der Astrolabe seinen Zweck ohne große Mühe erreicht, wenn man die Gefahren ausnimmt, die er in den, wie der Verfasser sagt, stets von Stürmen bewegten südlichen Meeren zu bestehen hatte. Sein Bericht hat nach dem Dillons selbst das Verdienst der Neuheit verloren. Ein Schiff, das nichts zu thun hat, als die Meere zu durchsegeln, ohne sich lange an unbekannten Gestaden aufzuhalten, ist natürlich hauptsächlich darauf beschränkt, die Erscheinungen auf der See selbst zu beobachten, die, so merkwürdig sie auch sind, doch nicht mehr unter die Unbekannten gehören. Die Phosphorescenz des Meeres, die in unzähligen blauen Funken sich kund gibt, mag allerdings ein herrliches Phänomen seyn, allein die offene See hat auch ihre Monotonie, und es gibt nicht alle Tage bedeutende Erscheinungen zu beobachten.

Der Bericht des Herrn d'Urville bietet indeß in anderer Hinsicht manches Interessante, und so hat der Verfasser unter Anderm vollständige Nachweisungen über mehrere australische Landpunkte gegeben, die er auf seiner Fahrt berührte.

(Schluß folgt.)

P u n a h. *)

Diese Stadt, vor mehreren Jahren die Hauptstadt von Dekkan, liegt am östlichen Ufer des Muta, der dicht unter ihren Mauern hinfließt, eine halbe Meile weiter abwärts sich mit dem Mula vereinigt, dann Muta-Mula genannt wird, und endlich, nach einem Lauf von 600 Meilen, unweit Masulipatam in die Bai von Bengalen fällt.

Punah war sowohl wegen seiner günstigen Lage für den Handel, als auch als Mittelpunkt eines glänzenden Hofes eine bedeutende Stadt mit herrlichen Bazars und Hauptstraßen von zwei bis drei Stock hohen Häusern von massiver Bauart. Die Straßen sind breit, einige gepflastert, und die Paläste der Großwürdenträger und des Peischwa waren Gebäude von ungeheurem Umfang. Von diesen letztern steht nur noch einer, ein zweiter wurde abgetragen, und ein dritter brannte vor mehreren Jahren nieder. Seit die Stadt in Besitz der brittischen Regierung kam, hat ihr Handel und ihre Wohlhabenheit bedeutend abgenommen, obschon sie eines der Hauptquartiere der Armee und der Sitz mehrerer Gerichtsstellen ist. Dessen ungeachtet kann sie immer noch für einen bedeutenden Platz gelten, da sie, ohne die Garnison des dazu gehörigen Lagers, 70,000 Einwohner zählt.

Die vormalige Mahrattenpolizei, die hier noch in ihrer alten Kraft gehandhabt wird, ist trefflich. Um zehn Uhr Abends werden die Thore geschlossen und eine Kanone auf den Wällen gelöst; von dieser Stunde an darf sich, die Polizeipatrouillen ausgenommen, kein Mensch mehr auf der Straße blicken lassen, und jeder, er sey nun Europäer oder Eingeborner, den man nach diesem Signal noch innerhalb der Ringmauern außerhalb seiner Wohnung antrifft, wird auf das Wachthaus geführt. Um 4 Uhr Morgens ertönt abermals ein Kanonenschuß, auf den die Thore wieder geöffnet werden. Diese Maßregeln haben den großen Nutzen, daß man in Punah weit weniger von nächtlichen Unordnungen und Räubereien hört, als vielleicht in jeder andern großen Stadt. Dasselbe Polizeisystem wird in allen Städten durch ganz Dekkan mit mehr oder weniger Strenge gehandhabt, und dürfte vielleicht auch für andere Orte von einiger Bedeutung sich als heilsam erweisen.

Das Lager der brittischen Truppen befindet sich ungefähr 2 engl. Meilen östlich von der Stadt, und es liegen hier zwei Abtheilungen reitender Artillerie, ein Regiment europäischer Dragoner, nebst einem andern irregulären Kavallerieregiment, zwei europäische Infanterieregimenter, ein Bataillon europäischer Artillerie und drei Korps Infanterie von Eingebornen. Diese Kantonnirung ist eine der gesundesten in Indien, und nächst Mirut vielleicht der angenehmste Aufenthalt, den man sich wünschen kann. Einige Häuser sind vorzüglich, die übrigen Behausungen aber bestehen nur aus Bungalows oder Baracken. Obschon ziemlich hoch gelegen, herrscht dennoch Ueberfluß an Wasser, und Früchte und Gemüse gedeihen vortrefflich. Die europäischen Kasernen sind geräumig und bequem, aber dennoch immer ein unangenehmer Aufenthalt; das einzige Gebäude, welches Anspruch auf architektonische Schönheit machen kan ist die Kirche. Der Exerzierplatz ist geräumig und die Straßen treffli

Ungefähr eine halbe Meile südlich von Punah erhebt sich ein klein niederer, aber steiler Hügel, Parbatty genannt, den man auf einer Trep mit breiten Stufen besteigt, und dessen Gipfel mit einigen berühm hindu'schen Tempeln geschmückt ist. Von den Platformen dieser Pag den genießt man eine entzückende Aussicht. Unterhalb, zur Linken, wen man mit dem Gesicht nach Norden gekehrt ist, schlängelt sich der Fl Muta durch Gruppen von Mangobäumen, Getreidefelder und Wie mit wogendem Gras, bis zu dem Punkte, wo er sich mit dem Mu vereinigt und zu einem bedeutenden Strom wird. Gerade vor sich man die Stadt, deren Tempel, Paläste und Häuser von dem Grün za loser, herrlicher Tamarindenbäume durchschnitten, einen schönen, eben unregelmäßigen Anblick bieten. Ein wenig rechts befindet sich der liche Garten, Hirah Bagh, mit seinem kleinen aber schönen See, in den Strahlen der Morgensonne glänzt, mit hohen fast im Wa stehenden Bäumen eingefaßt, und von Blumen und Früchten aller umgeben ist. Weiter weg liegt das Lager, das sich meilenweit ter Hand hin ausdehnt, die weißen Häuser zur Hälfte hinter Buschwe versteckt, während eine himmelanstrebende Gebirgskette als Hintergru die Landschaft abschließt. Diese felsigen Gipfel und kahlen Klippen den einen schneidenden Kontrast mit der Ebene unterhalb, während mer höher hinter ihnen aufsteigende kegelförmige Spitzen von gewal Bollwerken überragt, der Aufenthalt irgend eines wilden krieger Häuptlings, gleichsam spottend auf die Bewohner der Ebene herab

*) Aus der Literary Gazette von Madras.

Vermischte Nachrichten.

Nach dem Dictionaire technologique zählt man in Paris 100 Dentisten mit einem Gesammteinkommen von 940,000 Fr. jährlich. Sie theilen sich in folgende Klassen ab:

1ste	Klasse	5	Dentisten	zu	40.000	Fr.	Einkommen.	200.000 Fr.
2te	—	5	—	zu	30.000	Fr.	—	150.000 —
3te	—	5	—	zu	25.000	Fr.	—	125.000 —
4te	—	5	—	zu	20.000	Fr.	—	100.000 —
5te	—	5	—	zu	15.000	Fr.	—	75.000 —
6te	—	10	—	zu	10.000	Fr.	—	100.000 —
7te	—	5	—	zu	8.000	Fr.	—	40.000 —
8te	—	10	—	zu	4.000	Fr.	—	40.000 —
9te	—	10	—	zu	3.000	Fr.	—	30.000 —
10te	—	10	—	zu	2.000	Fr.	—	20.000 —
11te Klasse, die nicht zur Fakultät gehört, 30 Dentisten zu 2000 Fr. Einkommen								60.000 —
							Gesammteinkommen	940.000 Fr.

In den Provinzen Frankreichs rechnet man 150 kunstverständige Dentisten mit im Durchschnitt 5000 Fr. Einkommen.

*

In einer Vorlesung, welche Herr Faraday neulich in dem königliche Institut der Künste und Wissenschaften über die Fabrikation der Schre federn aus Gänsekielen und Stahl hielt, bemerkte derselbe unter Ander daß mehrere der alten Schreibfederfabrikanten in London jährlich 6.000.00 fertigen, und daß in den letzten sieben Jahren, von 1828 bis 1834, im Durchschnitt jährlich 21⅓ Millionen Kiele eingeführt wurden. Sta federn wurden jährlich ungefähr 220.000.000 verfertigt, wozu es 120 Tonnen Stahl erforderlich wären, da eine Tonne nahe an 1 Millionen Federn gibt. Von diesen 120 Tonnen verbrauchen die Herr Gilbat zu Birmingham, in deren Fabrik ungefähr 500 Menschen fortwährend beschäftigt sind, allein 40 Tonnen, also den dritten Theil.

*

Man hat in Paris einen zweiten Versuch mit einem Dampfschiff gemacht, wo das Rad sich in der Mitte befindet. Der Versuch ist vol kommen gelungen. Das Dampfboot fuhr von Paris nach St. Clou in 34 Minuten, und zurück gegen eine heftige Strömung in 54. De zurückgelegte Weg betrug im Ganzen 22.060 Metres, oder über fün Stunden. Der große Vortheil liegt darin, daß die Seitenwände de Kanäle in keiner Art beschädigt werden. Das Dampfboot war ganz vo Eisen und im Atelier des Herrn Cavé gefertigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 119. 29 April 1835.

Expedition ins Innere von Afrika.

Die in einer unserer früheren Nummern *) erwähnte Expedition unter Leitung des Dr. Smith ist nicht die einzige, welche den Zweck verfolgt, das Innere Südafrika's näher kennen zu lernen. Es ist daselbst bemerkt worden, daß diese hauptsächlich das im Allgemeinen schon bekannte Gebiet unweit der Gränzen der Kapkolonie näher erforschen solle, eine zweite von der geographischen Gesellschaft entworfene Unternehmung hat dagegen zum Zweck, von der Delagoa-Bai aus möglichst weit ins Innere zu bringen, und weniger darauf Bedacht zu nehmen, sehr genaue als umfassende Nachrichten zu sammeln, und durch diese Erweiterung der geographischen Kenntniß den künftigen Forschern den Weg zu bahnen. Hiemit ist Kapitän Alexander beauftragt, dem man die Mittel in die Hand gegeben hat, am Kap eine angemessene Begleitung in seinen Dienst zu nehmen. Sein Zweck ist vorerst seinen Instruktionen zufolge sehr beschränkt. **) Sein Hauptaugenmerk soll vorerst seyn, den in die Delagoa-Bai fallenden Manice, den die Engländer König-Georgsfluß, die Portugiesen Rio del Espiritu Santo nennen, so weit zu erforschen, um sich zu vergewissern, ob er mit dem von den Betschuanen Mariqua genannten Flusse identisch ist oder nicht. Kapitän Owen untersuchte während seiner unglücklichen Expedition diesen Fluß bis 25° 21′ 10″ S.B. und 32° 51″ O. L. v. Greenwich (50° 30¾′ von Ferro), ***) oder ungefähr 50 englische Meilen von seiner Mündung aufwärts, aber nicht mehr als 8 Meilen von der See. Deßhalb wird Kapitän Alexander angewiesen, ein wenig nordwärts an der Küste zu landen, und geraden Wegs nach dem Strome zu gehen, um dadurch die mühselige Fahrt stromaufwärts zu vermeiden, und namentlich die Reise durch den tiefliegenden Alluvialboden möglichst abzukürzen. Der nördlichste Punkt des Mariquaflusses, den die Herrn Scoon und Leckie sahen, ist wahrscheinlich in 24° 50′ S. B. und 28° 30′ O. L. von Gr. (46° 10′ von Ferro), also etwa 300 englische Meilen in gerader Linie von dem äußersten bekannten Punkt des Manice entfernt. Wenn nun diese beiden Ströme mit einander in Verbindung stehen, so mag die Entfernung mit den Krümmungen 360 engl. Meilen oder eine Reise von 6 Wochen betragen: es ist dem Reisenden dann wegen der Rücksicht für seine Gesundheit und Sicherheit überlassen, ob er allen Krümmungen des Flusses folgen will oder nicht, doch ist er jedenfalls angewiesen, den frequentesten Straßen und der Linie der dichtesten Bevölkerung zu folgen. Wenn derselbe einmal den Mariqua erreicht hat, so können die Schwierigkeiten der Reise als beendigt betrachtet werden, da die Entfernung bis zur nächsten Missionsstation nur gering ist. Kapitän Alexander soll mit Anfang Mai's d. J. in der Delagoa-Bai anlangen, und seine Reise unverweilt beginnen.

Dieser wohlüberlegte Plan der geographischen Gesellschaft soll wahrscheinlich nur eine Einleitung seyn, um mit der Zeit eine Unternehmung nach dem obern Laufe des Zambezestroms mit desto größerer Sicherheit des Erfolgs einzuleiten.

*) S. in Nr. 106 den Artikel: Nachrichten von der Expedition ins Innere von Afrika.

**) Diese Instruktionen enthalten einen indirekten Tadel gegen einen neuern Vorschlag, den einige hochgeborne, darum aber mit den Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens gerade nicht sonderlich bekannte Herrn in England, als der Herzog von Sommerset, Graf Munster, Lord Bexley u. s. w. zu unterstützen geneigt seyn sollen. Dieser Vorschlag besteht darin, durch Subskription eine Expedition auszurüsten, welche die Länder zwischen der Betschuanestadt Litaku und den sogenannten Mondgebirgen (!) erforschen, und über den Tschad-See ans Mittelmeer vordringen soll. Zu solchen riesenhaften Unternehmungen — von Litaku bis zu den Mondgebirgen beträgt die Entfernung 50 bis 55 Breitegrade, 450 bis 500 geogr. Meilen in gerader Linie — ist die Zeit noch nicht gekommen.

***) So ist die Angabe des Journal of the geographical Society, dem das obige entlehnt ist; auf Owen's Karte aber: Survey of Delagoa-Bai, ist, wohl richtiger, der Fluß bis 25° 56′ S. B. und 32° 44′ O. L. verzeichnet.

Etwas über die Journalistik in Paris.

(Fortsetzung.)

So die Vorzimmer des Gerichtssaales. Wie wäre es, wenn wir einmal in das Heiligthum selbst eindrängen, wenn wir einem solchen Geschwornen bis in sein Arbeitszimmer folgten, wenn wir ihn belauschten bei der Ausarbeitung der Beweggründe seines Urtheils? — In einem reich meublirten Zimmer sitzt ein junger Mann auf einem üppig schwellenden Sopha. Die ziemlich regelmäßig scheinenden Züge seines runden Gesichts, die zierlich gekrauste Haarfülle, und die Eleganz des Aeußern mögen dafür zeugen, daß die Leidenschaft im Guten wie im Bösen nur die

Oberfläche seines Seyns berührt, was um so glaublicher, wenn man die sich als zukünftige Wohlbeleibtheit bereits ankündende Fülle der Glieder sieht. Aber die kaum gebogene Nase spricht für eine gewisse Selbstständigkeit, und die blitzenden Augen zeugen für homme d'esprit; homme d'esprit ist ein gar schönes Wort, nur bedeutet dieser esprit nicht gerade was unser deutsches Wort Geist ausdrückt, sondern verhält sich zu diesem etwa wie ein Feuerwerk zu einem Kunstwerke. Die große Mehrzahl unserer Feuilleton-Geschwornen sind solche homme d'esprit, und ihre kleinen artigen Witzfunken, ihre aufflackernden Gedankenlichtchen leuchten nur im Dunkeln, und haben nicht einmal das Feuer eines Johanneswürmchens, das wenigstens eine Nacht hindurch leuchtet. Doch zurück zu unserm Geschwornen. — Neben ihm sitzt eine Dame, die schön wie der Herbst ist; ihre Früchte sind reif, und im Frühling trug sie Blüthen. Der Geschworne spielt mit ihrer schönen kleinen Hand, als eben der Bediente Herrn D . . . . r meldet, und dieser vorgelassen wird. Die gewöhnlichen Redensarten sind bald zu Ende, und dann kommt man zur Hauptsache. Hr. D . . . . r hat ein Schauspiel, Charles III geschrieben; ob es gut oder schlecht war, kann uns einerlei seyn, denn wir gehören eben nicht zu den Geschwornen. Hr. D . . . . r aber möchte wenigstens, daß der hohe Richter des Feuilletons des Schauspieles Nachruhm durch ein Urtheil von Rechts wegen sicher stelle. Er glaubt Ansprüche auf die Freundschaft seines Richters zu haben, da dieser in seinem Hause wohnt, und er bis jetzt nicht einmal von der rückständigen Miethe gesprochen hat, um den Flug der Phantasie seines Freundes und Richters nicht zu stören. Aber wunderbar, der Herr Geschworne ist ein strenger Richter selbst gegen seine Freunde. Das nenne ich Gerechtigkeit. „Sehen Sie, mein Freund!" beginnt er endlich, „diese kleine Schöne hier, die ich liebe, und die mich liebt, wie sich je zwei Wesen geliebt haben. Julia und Romeo ist nur ein ganz gewöhnliches Trauerspiel gegen das Lustspiel unserer Liebe. Aber mein Freund, Sie wissen, wie theuer einem die Liebe ist, und ich versichere Sie, meine Liebe ist mir sehr theuer. Aber ich bin billig, unterschreiben Sie diese Quittungen hier für die Miethe, und das Urtheil Ihres Charles wird nach Wunsch ausfallen, und wir bleiben, was wir waren, gute Freunde." — Die Quittungen wurden nicht unterschrieben, und am Montage darauf war die Sentenz in einem vielgelesenen Blatte. Der Geschworne hatte sein: Schuldig! ausgesprochen, und die Motive des Urtheils wurden in der beschriebenen Viertelstunde redigirt.

Man wird mich fragen, ob ich dabei war, und ich muß antworten: Nein. Aber ich weiß das von einem sehr aufrichtigen Zeugen, der da heißt: der Leumund, das Gerücht, die öffentliche Stimme oder sonst ähnlich. Wer diesem Zeugen nicht den Glauben schenkt, den ich ihm schenke, mag die ganze Sache für ein Mährchen halten. Mir ist's einerlei; denn für mich ist es ganz gleichgültig, ob hier die öffentliche Stimme die Wahrheit spricht, oder nicht. Nur das glaube ich nicht, daß solche Mährchen aus dem Feenreiche der Unmöglichkeit hervorgezogen werden, sondern aus dem der Wahrscheinlichkeit, und wenn auch die Gaskognaden nicht alle wahr sind, so sind sie doch im Stande die Gascogner zu charakterisiren. Noch nie hat einer von einem Bettler noch erzählt, daß er große Kapitalien verschenkt und umgekehrt. Als wenn auch jene Erzählung ein Mährchen wäre, so zeigt sie doch was von unsern Geschwornen zu halten ist.

Ein anderes Geschichtchen, das nicht so tragisch endigte, wie das vorige, ist nicht weniger lustig als jene tragische Komödie. Mad. M . . . . lle war vor Zeiten die Geliebte eines Königs. Die Juliusrevolution war nicht nach ihrem Wunsche, denn der Nachkömmling ihres theuren Freundes wurde durch dieselbe von einem Throne auf einen gewöhnlichen Lehnsessel versetzt. Solche Versetzungen haben oft ihre üblen Folgen, und die Schale der Mad. M. neigte sich, während die so vieler Andern in die Höhe schnellte. Sie wurde arm; allein sie war edel genug, sich zu erinnern, daß sie arbeiten gelernt. Dieß ihr Verdienst, dem der Lohn gebührt, der ihr geworden ist. Man glaube also nicht, daß wir Etwas gegen diese Dame haben, die sicher höher steht, als jene Helden, die sich versteckten als die Kugeln pfiffen, um nach dem Kampfe die Kämpfer um den Siegeslohn zu betrügen. Mad. M. hatte in ihrer Jugend zeichnen gelernt, und versuchte es, nachdem ihre Gönner verschwunden, durch Porträtmalen die Leere in ihrer Kasse auszufüllen. Aber wahrlich sie ist so gut eine Malerin, als ein Tambour der Nationalgarde ein Tonkünstler. Das Journal des Debats in seiner Allmacht nahm sich ihrer an, und that Wunder, denn es machte sie zu einer Künstlerin, zu einer Malerin, und heute malt die Geliebte eines Königs, wie sichs gebührt, lauter Könige und Königinnen der Franzosen und Belgier, und nur aus Gnade mitunter einen italiänischen Fürsten, einen deutschen Baron oder einen polnischen und kalmükischen Grafen. Das Beste aber bei der Sache ist, daß jedes dieser abgeschriebenen Gesichter mit 1500 Fr. bezahlt wird. Der Herr gebe ihr gute Augen, ein langes Leben, und erhalte ihr die Gunst des Journal des Debats und seiner Feuilleton-Geschwornen.

Doch genug der Geschichtchen. Alle Anzeigen, alle kleinen Lobartikel am Ende der Blätter, alle Recensionen, alle Aufsätze im Feuilleton, die wie Oel um das schwankende Schiff der Politik gegossen werden, damit dieses in dem Sturme nicht das gehörige Gleichgewicht verliere, sind eine Art von Leibrente für die Mitarbeiter der Zeitungen. Der Eine lebt von der Philosophie, der Andere nährt Frau und Kind durch die Geschichte, der Dritte kleidet ein schönes neckisches Grisettchen in Theaterkritiken u. s. w. Jede lobende Ankündigung muß baar bezahlt werden, und die besten Schriftsteller schämen sich nicht, auf diese Weise ihren Ruhm zu erkaufen. Nur die gehen frei ein, die selbst Recensionen schreiben können, denen selbst Blätter und Zeitschriften zu Gebote stehen. Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, ist in Deutschland ein altes Sprüchwort. — Wie schreien diese Herren nicht über das Claqueurwesen in den Theatern! als ob es nur hier Claqueurs gäbe. Ein Uebel kommt nie allein, und wenn es regnet, dann mehrt sich das Ungeziefer aller Art.

Aber die meisten Zeitschriften meinens doch recht gut, sie sind im Irrthum, und das ist verzeihlich. — Eine ganz einfache Thatsache mag hierauf antworten. Die Revue des deux monde und die Revue de Paris sind zwei der besten Zeitschriften in Paris. Sie sind bittere Feinde. Die Revue des deux monde

ist eine Republikanerin des jungen Frankreichs. Lamennais, Viktor Hugo, und eine Menge anderer Autoritäten Frankreichs, so wie Heine sind ihre Mitarbeiter. Viktor Hugo ist der Diktator für Frankreichs Angelegenheiten, Heine der für Deutschland. La Revue de Paris ist die gelehrte Anhängerin und Vertheidigerin des Juste-Milieu, Viktor Hugo's Todfeind, Alexander Dumas, ist hier einer der Tonangeber. Die Tendenz ist ziemlich dreist entgegengesetzt in beiden, aber beide Zeitschriften gehören demselben Eigenthümer, und er bezahlt die Vertheidiger des Juste-Milieu so regelmäßig, als die der Republik, das Geld für die Anhänger des Resistance fließt aus demselben Beutel, als das für die Anhänger des Fortschrittes.

Die Presse von Frankreich ist das Monopol derjenigen, die Kautionen zahlen, Druckpressen unterhalten, Schriftsteller besolden können; und Kautionen und Stempel sind die Ursache, daß nie ein Blatt ohne die Hülfe dieser Monopolisten entstehen kann.

In der politischen Presse zeigt sich diese Thatsache mit allen ihren Folgen noch klarer. Was der Groß-Lama in Tübet, ein jüdischer Schenkwirth in einem Polendorfe, und ein Bürgermeister in Krähwinkel, ist Hr. Bertin ainé, Besitzer des Journal des Debats, in Paris. Ich habe den Herzog von Orleans in Gesellschaft gesehen. Niemand kümmerte sich um ihn. Aber kaum zeigte sich Hr. Bertin am Eingange des Saales, als ein Schwarm junger Schriftstellerlehrlinge und alter Schriftstellermeister, junger Aspiranten und alter Angestellter wie Wespen auf ein Honigbrett zustürzten. Wer unter der Restauration nicht zur Confrerie gehörte, konnte keine Ansprüche auf eine Anstellung machen, heute ist Alles anders. Wer nicht wenigstens ein paar Artikel im Journal des Debats geschrieben, bringt es höchstens bis zum suppléant d'Adjoint surnuméraire, denn Künstler und Schriftsteller stehen ebenfalls unter diesem unbeschränkten Herrn Bertin; und es braucht sich niemand zu wundern, der Hungers stirbt, wenn das Journal des Debats ihn nicht gehörig gelobt. Vor ganz Kurzem hat ein Redakteur dieses Blattes da seine Laufbahn begonnen, wo andere sich glücklich schätzen sie beendigen zu können, denn eine Stelle als erster Sekretär der Gesandtschaft in London ist ein Ziel, das selbst die hohen Erwartungen und Hoffnungen manches redlichen Vaters übersteigt. — Durch diese hohle (enge Schmutz-) Gasse muß er kommen, es führt kein anderer Weg zu Ehren und Würden.

(Schluß folgt.)

Die Flüsse des Pentschab.*)

Wir langten glücklich an den Ufern des Dschellum an, und standen nun an den Gewässern, welche die Flotte Alexanders getragen hatten. Das Ufer ist eine Klippenwand von acht bis zehn Fuß Höhe, an der der Strom pfeilschnell dahinschießt. Der Anbau war so weit vorgerückt worden, daß eben noch Raum für eine sehr schmale Straße blieb, voller Löcher und Krümmungen, die der Fluß ausgewaschen hatte. Längs des Flusses waren viele persische Räder zu Bewässerung der Felder angebracht. Die Breite des Flusses betrug da, wo wir uns einschifften, ungefähr 200 Y. (185 Mtrs), worauf sich jedoch keine richtige Schätzung seiner Wassermasse gründen läßt, da das Wasser am linken Ufer 12, in der Mitte aber 7 bis 8 Fuß tief war. Am nördlichen Ufer zeigte sich ebenfalls eine Tiefe von 8 bis 9 Fuß, und der Stromlauf mochte hier etwa drei engl. Meilen in der Stunde betragen. An einigen Stellen ist die Ausdehnung des Bettes sehr beträchtlich und der Lauf des Wassers durch die Bänke u. s. w., von denen es durchschnitten ist, sehr gekrümmt; doch reicht die Strömung allenthalben für die Schifffahrt aus. Der Fluß läßt sich nur am obern Theil seines Laufs durchwaten, wo er bei starkem Abhange und seichtem Bett sich in mehrere kleine Arme theilt. Der Indus breitet sich oberhalb Attock auf gleiche Weise über eine große Fläche aus, so daß man ihn in der kalten Jahreszeit durchwaten kann. Alle Flüsse des Pentschab scheinen diese Eigenheit mit einander gemein zu haben. Auch der Setledsch kann bei Belasspur, Rampur und Bissahir von Fußreisenden durchschritten werden.

Der Dschellum ist ein schöner Fluß, an den sich die Erinnerung der ewig denkwürdigen Thaten Alexanders knüpft. Daß der macedonische Held Caschmir ganz unbeachtet gelassen haben sollte, läßt sich nur durch die Annahme erklären, daß es zu jener Zeit noch nicht so bedeutend war, als es später wurde. Sind die mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, welche den Landstrich als an einem von dem Dschellum gebildeten, aber trocken gelegten See bezeichnen, gegründet, so datirt sich ihre Entstehung nicht gar zu lange vor dem Zug Alexanders nach Indien. Die üppige Fruchtbarkeit eines Bodens, der seit so vielen Jahrhunderten allen den Wechsel erfuhr, den stets neu aufgelagerte Schichten von Alluvialland hervorbringen, konnte allein eine so gleichförmige Landschaft herstellen, um welcher willen Caschmir so berühmt ist.

Obschon die Gebirge, von denen es eingeschlossen ist, in der kalten Jahreszeit mit tiefem Schnee bedeckt sind, so schmilzt dieser doch vor dem Regen und der Hitze des Sommers bis dicht an den Gipfel hinauf. Bedeutend über die übrigen Gebirgsrücken emporragende Gipfel sind nicht bemerkbar, und der höchste Punkt der Kette ist nicht höher als 17,000 Fuß. Es gibt im Thal mehrere Pässe, doch sind die besuchtesten jene, welche die Gebirge an der nordwestlichen Seite durchschneiden, wo der Dschellum sich eine Kluft geöffnet hat. Der Winter sperrt diese Pässe keineswegs, und es mag noch so heftig geschneit haben, so finden die Eingebornen immer noch ihren Weg, woraus sich schließen läßt, daß diese Gebirgspässe nicht über 9000, und der höchste, der Pirkentschal, etwa 15,000 Fuß hoch liegen. Das Thal selbst mag sich in einer Höhe von 6000 Fuß befinden, was einem Klima von 52 Breitegraden, jedoch ohne die größte Kälte und Hitze desselben, gleichkommt. Das nordöstliche Thal ist von sehr hohen Bergen umgränzt, welche sich ununterbrochen bis Ladak hinziehen.

*) Aus dem Tagebuch eines Reisenden, in der Delhi Gazette.

Ueber einige Verhältnisse
der Landbebauer im Mississippi-Thale.

(Aus einem Privatschreiben aus Neu-Orleans vom 23 Februar d. J. von A. G. an C. B. gezogen.

In diesem jungen kräftig emporblühenden Lande muß das Geld nothwendig immer hohe Interessen abwerfen, so lange die Ackerbauindustrie fortwährend so großen Vortheil gewährt. Der Boden ist fruchtbar in dem ganzen großen Mississippi-Thale. Der leichte Ankauf öffentlicher Ländereien, die fast gänzliche Freiheit von Abgaben bei der unermeßlichen Ausdehnung noch unbesetzten und unangebauten Landes, das schnelle Anwachsen der Bevölkerung und die Leichtigkeit, alle Produkte abzusetzen, veranlassen eine Menge armer, aber fleißiger und ausdauernder Menschen Landbauer zu werden, und ich weiß aus ganz sicherer Quelle, daß man in vielen Gegenden des obern Landes für kleine Anlehen, welche einen Anfänger in den Stand setzen, die ersten Kosten zu bestreiten, nicht weniger als 50 Prozent jährlich zahlt. Zwei Ernten setzen ihn gewöhnlich in den Stand, diese Anlehen abzutragen, seine Arbeiten fortzusetzen, und jährlich durch die Erweiterung seines Anbaues sein Vermögen zu vermehren. Viele unabhängige und jetzt reiche Leute im Innern begannen mit Bezahlung dieses hohen Zinses. — Doch nur im Vergleich mit dem Ertrage eines Industriebetriebs in Europa, oder auf einem Handelsplatze, — doch nicht übertrieben in diesen durchaus Ackerbau treibenden Gegenden, wo ein Mann mit wenigen gut angewandten hundert Dollars und Lust

und Liebe zur Arbeit 100 Prozent gewinnen kann. Die verhältnißmäßige Billigkeit dieses Zinsfußes liegt darin, daß der Darleiher durch eigene Bewirthschaftung sein Geld eben so vortheilhaft umtreiben könnte, da er aber nicht alle hiezu erforderliche Arbeit allein thun kann, und unter gemietheten Dienern natürlich nicht denselben Eifer findet, so leiht er sein Geld an Leute aus, die keines haben, und es vortheilhaft finden, auf diese Art zu den Mitteln, die sie sich sonst nicht verschaffen könnten, zu gelangen, um für den kurzen Zeitraum von einem oder zwei Jahren Geld auch zu so hohen Zinsen aufzunehmen. Das Thal des Mississippi, das sich vom Golf von Mexiko bis nach Oberkanada hinauf erstreckt, kann mit dem Gebiete seiner Nebenflüsse eine Bevölkerung von 100 Millionen ernähren, und noch Produkte ausführen; Uebervölkerung ist also nicht zu fürchten. Wer Gesundheit, Kraft und Willen zur Arbeit hat, kann hier sein Unterkommen finden; hat er ein kleines Kapital, um so schneller wird sein Fortkommen seyn, und auch das größte Kapital kann mit Nutzen angewendet werden. Das Einströmen von Fremden aus allen Theilen der alten Welt ist fortwährend groß, und es geht ihnen im Allgemeinen gut. Hier in dieser Stadt hat sich eine deutsche Gesellschaft gebildet, um den Unbemittelten Gelegenheit zu verschaffen ins Innere zu gelangen. Um aber den redlichen fleißigen Mann durch diese Unterstützung nicht zum Bettler zu erniedrigen, gibt man ihm solche nur als Vorschuß, den er an die Fonds der Gesellschaft zurückzahlt, so bald er es vermag, indem die Schuld durchaus nur wie eine Ehrenschuld betrachtet wird.

Chronik der Reisen.

Entdeckungsreise um die Welt und zu Aufsuchung La Peyrouse's. Von M. J. Dumont d'Urville, Schiffskapitän.

(Schluß.)

In den letzten Bänden findet sich ferner eine ziemlich genaue Beschreibung der englischen Kolonie auf Vandiemensland, wo die Eingebornen vor der von den Europäern verbreiteten Civilisation eben so verschwinden, wie die Guanchos, die Mohawks und die Karaiben; denn leider können die Wilden neben europäischer Lebensweise nicht bestehen. Da wo der Europäer Städte baut und das Land umbricht, stirbt der Wilde und pflanzt sich nicht mehr fort, gleich der wilden Pflanze, die von dem Boden verschwindet, den die Hand der civilisirten Menschen mit nützlichen Gewächsen bebaut.

Der Australier ist das elendeste Geschöpf auf dem Erdball. Armselig, gebrechlich, dumm, kaum im Stande sich mit den nothwendigsten natürlichen Bedürfnissen zu versehen, könnte man fast von ihm sagen, er sey ein erster mißglückter Entwurf zu einem Menschengebilde. Auf der Rückkehr nach Europa hielt sich der Astrolabe an der Insel Mandano lange genug auf, daß der Verfasser die holländische Kolonie besuchen und einen Ausflug nach dem See Tubano machen konnte, der der Krater eines vormaligen Vulkans zu seyn scheint. Der Verfasser sah am Wege alte Gräber von Basalt mit Hieroglyphen bedeckt, deren Entzifferung einem Alterthumsforscher vorbehalten bleibt.

Ferner besuchte der Reisende auch den Wasserfall, den der Fluß Mandano, der aus dem See Tubano entspringt, auf seinem Laufe nach der Küste bildet. Von der Höhe eines Basaltfelsens herab stürzt sich der Mindanao in Gestalt einer immer mehr sich ausbreitenden Wassergarbe in einen tiefen Abgrund. „Ueber den Rand dieses Abgrunds geneigt, sagt der Verfasser, betrachtete ich mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl die unaufhörliche gleichförmige Bewegung der Wellen, und lauschte dem gewaltigen Getöse, unter dem sie in der Tiefe durch einander zischten und schäumten. Die Wände des Abgrunds bestehen aus einem schwärzlichen unterhalb ganz kahlen Felsen, sind aber nach oben hin mit einem grünen Teppich von mehreren Arten von Farrnkraut überzogen. Der holländische Gouverneur, Herr Merkus, der mich begleitete, machte mich auf die schönen indischen Schwalben aufmerksam, die theils über den schäumenden Wellen flatterten, theils auf den Vorsprüngen des Felsen saßen. Das herrliche Atlasblau ihres Körpers und das schillernde Metallblau der Schwingen macht, daß diese außerordentlich kleinen Vögel fast wie eine gewisse in jenen Gegenden heimische Schmetterlingsgattung aussehen."

Durch die Gefälligkeit des Gouverneurs bekam Herr d'Urville zwei lebende Babirussas und einen Capi-Outang; indeß erhielten die Eingebornen noch den Befehl, Alles herbeizuschaffen, was für die Naturkundigen der Expedition nur immer von einigem Interesse seyn könnte.

Der Astrolabe berührte auf seiner Fahrt auch Isle de France und die Insel Bourbon, wo er, besonders auf der erstern, die beste Aufnahme fand. Die Marine war hier, wie dieß in allen der englischen Herrschaft unterworfenen Kolonien der Fall zu seyn pflegt, im besten Stande. Sehr unangenehm wurden daher die Reisenden überrascht, auf Bourbon ganz das Gegentheil zu finden.

Gegen das Ende seines Berichtes läßt Herr d'Urville sehr häufig sein Mißvergnügen darüber durchblicken, daß sich das Marineministerium so gleichgültig gegen die Expedition des Astrolabe zeigte. Keine Belobung, keine Aufmunterung irgend einer Art wurde den Männern zu Theil, die sich sechsmal in augenscheinliche Lebensgefahr begeben hatten. Bitter beklagt sich der Verfasser über die dürftige Ausrüstung der Korvette, über die schlechte Auswahl von Matrosen, von denen man mehrere aus den Gefängnissen von Toulon genommen hatte, und endlich über die Demüthigung des französischen Namens, mit einer so schlecht ausgerüsteten Expedition fremden Nationen unter die Augen zu treten. Englische Wallfischfänger seyen weit besser versehen als der zu wissenschaftlichen Forschungen bestimmte Astrolabe es war.

Aus der dem Werk beigefügten Denkschrift, in welcher der Verfasser seine Beschwerden ausspricht, geht hervor, daß er die für Einige seiner Mannschaft wiederholt angesprochenen Belohnungen nur erst bald nach der Julisrevolution erhalten konnte, und daß er selbst genöthigt war, in einen Hafen zurückzukehren, um seine Stelle als Marineoffizier wieder einzunehmen, statt in Paris sich, seinem Wunsche gemäß, wissenschaftlichen Arbeiten widmen zu können, die in einem vergleichenden Studium der polynesischen und australischen Sprachen, und in einer Geschichte der Archipele der großen Südsee bestehen sollten. Nicht minder als mit dem Marineministerium scheint Herr d'Urville auch mit der Akademie der Wissenschaften unzufrieden zu seyn, denn er beklagt sich eben so sehr über ihre Gleichgültigkeit, als über die der Minister, die sich seitdem im Amte folgten.

Kapitän d'Urville muß sich in dieser Hinsicht mit dem Schicksal manches seiner Vorgänger trösten, denn mehr als ein Seefahrer hat schon vergebens auf den Tag der Vergeltung gewartet. Forster hatte alle Gefahren mit Cook getheilt, weit mehr Beobachtungen gesammelt und Beweise von einem weit philosophischeren Geiste gegeben, als der Kapitän selbst; dennoch ließ ihn die Reise, die seinen Namen berühmt gemacht hatte, arm, und er mußte sich mit einer Professur in Halle begnügen.

Eine herrliche Beigabe zu dem vorliegenden Werke ist der Atlas in Folio, der in zwei Lieferungen, die von den Offizieren der Expedition, den Herren Gressien und Lottin, Seekarten enthält, und unter denen sich jene der Inseln Viti, Tongatabu, Vanikoro und des von dem Astrolabe durchschifften Theiles des großen Oceans befinden; ferner noch die Landschaften und Abbildungen von Wilden, nach den Zeichnungen des Herrn Sainton. Seit lange schon war man daran gewöhnt, auf den den Reisebeschreibungen beigegebenen Kupfern die Wilden in Gestalt eines Herkules oder Apollo abgebildet zu sehen; nur in neuester Zeit erst sind die Zeichner zur Natur zurückgekehrt, indem sie diese Menschen so darstellen, wie sie wirklich sind. Man muß bekennen, daß die Bewohner von Neu-Holland, besonders die von König Georgssund, mit ihren dünnen Beinen und magern Schenkeln, ihren Dickköpfen und Satyrgesichtern abschreckend häßlich sind, und daß es kein Verlust wäre, wenn dieser Typus von dem europäischen gänzlich verdrängt würde, um so mehr, da ihre geistigen Fähigkeiten mit ihren Körperverhältnissen im Einklang stehen, und sie wahrhaft unglückliche Geschöpfe sind. Die Frauen der Eingebornen von Vandiemensland entweichen sehr oft mit englischen Matrosen, von denen sie zwar auch schlecht behandelt werden, aber doch immer noch nicht so sehr, als von ihren australischen Gatten. Aus solchen zufälligen Verbindungen sollen sehr schöne Kinder entspringen; vielleicht gelingt es den Engländern, den so häßlichen Typus der australischen Formen nach und nach zu verbessern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 120. 30 April 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Dritter Artikel.)

Libanon und Antilibanon.

Bei seiner Rückkehr nach Bairut fand Lamartine seine Tochter kränkelnd und sie starb gegen Ende des Jahres; er ließ sie einbalsamiren, und beschloß, um nicht an dem Orte ihres Todes die Ankunft des Kriegsschiffes, das ihn nach Konstantinopel bringen sollte, abwarten zu müssen, mit seiner Frau nach Damaskus zu gehen. Er überstieg daher den Libanon auf der Straße die nach Balbek führt, und hier folgen einige der Scenen, welche das Gebirg darbot.

„Einer der schönsten Anblicke, welche die Werke Gottes dem Menschen anbieten, ist das Thal von Hammana; es liegt unter unsern Füßen, und beginnt mit einer schwarzen und tiefen Schlucht, welche fast wie eine Höhle in die höchsten Felsen und unter dem Schnee des Libanon gesprengt ist. Man unterscheidet das Thal zuerst nur durch den schäumenden Strom, der in der Tiefe einen glänzenden und beweglichen Faden bildet, beide werden nach und nach breiter, bis es sich nach und nach zu einer Breite von einer halben Meile ausdehnt, und in einem regelmäßigen Abfall bis gegen das Meer hinzieht. Es verliert sich oder erhebt sich zu Hügeln, je nachdem es in Felsen Schwierigkeiten seiner Ausdehnung trifft; auf diesen Hügeln trägt es Dörfer, welche durch Schluchten von einander getrennt sind, und ungeheure Plateaus, die mit Tannenwäldern bedeckt, und auf deren bebaute Abhänge schöne Klöster errichtet sind, während sich in den Schluchten die Wasser des Stromes in tausend Wasserfällen ergießen. Die beiden Felsenwände des Libanon, die es einschließen, sind selbst von schönen Tannengruppen unterbrochen, und tragen Klöster und Gebirgsdörfer, deren Rauch sich an den Abgründen hinzieht. Die Sonne ging eben im Meer hinter uns unter, seine Strahlen ließen das Thal in Dunkelheit und fielen nur auf die Dächer der Klöster und Dörfer, auf die Gipfel der Tannen und die höchsten Spitzen des Gebirges. Wasserfälle fielen auf allen Seiten von den beiden Gebirgswänden, und stürzten in Staubbächen durch alle Spalten der Felsen, und umgaben wie mit zwei breiten silbernen Armen dieß große Plateau, welches die Dörfer im Thal trägt.

„Das drusische Dorf Hammana, wo wir die Nacht zuzubringen gedachten, glänzte an dem obern Ende des Thals, es liegt auf einem Gipfel scharfer Felsen, die sich der Schneegränze nähern, und ist von dem Schloß des Scheich beherrscht, das auf einer höhern Spitze in der Mitte des Dorfes liegt. Zwei tiefe Gebirgspässe umgeben es auf allen Seiten, man hat einige Tannen darüber geworfen und passirt sie auf dieser Brücke ohne Geländer. Die Häuser, wie alle auf dem Libanon und in Syrien, bieten aus der Entfernung einen Schein von Regelmäßigkeit und von pittoresker Bauart dar, welche zuerst täuscht, man glaubt italiänische Villas mit ihren Terrassen und Balkonen zu sehen. Aber das Schloß des Scheich von Hammana übertrifft an elegantem und edlem Styl Alles, was ich seit dem Palast des Emir Beschir in Deir al Kamar gesehen habe, und ich kann es nur mit dem vergleichen, was die schönsten gothischen Schlösser von Europa einst seyn mußten. Die Fenster und gothischen Bogen sind mit Balkonen versehen, die große und hohe Thüre, reich in Schwibbogen, tritt aus der Mauer wie ein Portikus heraus, auf beiden Seiten lehnen sich steinerne verzierte Bänke an die Pfeiler des Thores, und sieben Stufen bilden eine breite Treppe, welche auf eine Terrasse hinabführen, die von Sycomoren beschattet und von einem Brunnen in einem marmornen Becken gekühlt wird. Sieben oder acht Drusen in ihren schönen vielfarbigen Gewand und mit ungeheuern Turbanen bedeckt, scheinen die Befehle ihres Herrn zu erwarten, einige Neger stehen in blauen Jacken herum, und einige Pagen spielen auf den Stufen der Treppe, unter dem Schwibbogen über dem Thore sitzt der Scheich in einem purpurnen Kaftan, mit der Pfeife in der Hand, und sieht uns in der Stellung der Macht und Ruhe vorüberziehen; zwei schöne und junge Frauen zeigen sich, eine auf dem Balkon eines obern Fensters gelehnt, die andere auf dem Balkon über der Pforte stehend.“

Von da besuchten die Reisenden die Ruinen von Balbek, aber wir übergehen die Spekulationen eines so ungeübten Alterthumsforschers darüber, so wie die Beschreibung eines Festes, das ihm der Scheich einer barbarischen Araberhorde, die sich an der Außenseite der Ruinen elende Hütten gebaut hat, gab, um mit ihm auf den östlichen Abhang des Libanon zu gelangen, und durch eines der Gebirgsthäler mit ihm gegen die Ebenen von Mesopotamien hinabzusteigen.

„Das Thal, in dem wir hinabstiegen, erweitert sich in sanften Windungen mehr und mehr gegen die Ebenen, welche sich von Damaskus nach Bagdad hinstrecken. Rechts und links vom Flusse fängt man an Spuren von Kultur zu sehen, und hört das Brüllen entfernter Heerden. Gärten mit Aprikosenbäumen bepflanzt, dehnen sich am Wege hin, man sieht Hecken, welche die Gärten von einander trennen, und hölzerne Thüren, welche in die schönen blühenden Pflanzungen führen, der Weg ist breit, eben und wohl unterhalten, als näherte man sich einer grossen Stadt in Europa. Niemand von uns hatte je von dieser reizenden Oasis in der Mitte des fast unzugänglichen Antilibanon gehört, wir nähern uns sichtbar einem Orte, dessen Namen uns ein vorüberreitender Araber bezeichnet, er heißt Zebdani, wir sehen die Rauchsäulen, die zwischen den Bäumen aufsteigen, und betreten bald die Straßen des Dorfes, die breit, gerade, und auf beiden Seiten mit einem steinernen Seitenweg versehen sind. Die Häuser sind groß, und von Höfen umgeben, die mit Hausthieren gefüllt sind, und an wohlgebaute und wohlbewässerte Gärten gränzen. Kinder und Frauen zeigen sich unter den Fenstern, und empfangen uns mit einem wohlwollenden Lächeln. Wir fragen nach einem Karawanserai, das uns beherbergen könnte, allein es gibt keines, da Zebdani nicht auf einer Karawanenstraße liegt. Endlich kommen wir am Ufer des Flusses auf einen großen Platz, wo uns ein beträchtliches Gebäude, mit einer Terrasse und Baumreihe, das Haus des Scheich anzeigt. Ich gehe mit dem Dolmetscher, um ein Haus für die Nacht zu verlangen, die Sklaven holen den Scheich, einen alten Mann mit weißem Bart und angenehmer Miene. Er bietet mir sein ganzes Haus mit einer Eleganz von Gastfreundschaft an, die ich nirgends so vollkommen gefunden, seine zahlreichen Sklaven und die hauptsächlichsten Bewohner des Dorfes bemächtigen sich unserer Pferde, bringen sie unter einen Schoppen, laden ab, und streuen Haufen von Gerste und Stroh vor ihnen hin. Der Scheich schickt seine Frauen in ihr Zimmer, bringt uns in seinen Salon, läßt uns Kaffee und Sorbet geben, und überläßt uns das ganze Haus, schickt uns ein Kalb und einige Schafe, und stellt uns, während man das Essen bereitet, seine Verwandte und Freunde vor, während seine drei Frauen der meinigen einen Besuch und Geschenke machen. Hierauf führt er uns auf eine Terrasse, die er am Ufer in der Nähe seines Hauses auf eingerammten Pfählen gebaut hat; der Boden ist mit Teppichen bedeckt, und eine Ottomanne läuft rings umher, ein ungeheurer Baum überschattet das Ganze und eine hölzerne Brücke führt vom Hause aus auf die Plattform. Hier bringt er seine Freistunden zu, und liebt wie alle Türken das Murmeln des Wassers und das Singen der unzähligen Vögel zu hören. Die Aussicht umfaßt die letzten Abhänge des Antilibanon, den Fluß und das Meer von Fruchtbäumen, das sich auf allen Seiten wie in Golfen in die Thäler des Gebirges eindrängt.

„Ich bat den Scheich unser Essen zu theilen, und er ergötzte sich sehr an unserer Art zu speisen, da er nie eines unserer Tischgeschirre gesehen hatte. Wir sprachen lange Zeit über Europa, dessen Sitten er sehr bewundert, und er erzählte uns seine Art zu administriren. Seine Familie regiert seit Jahrhunderten in diesem privilegirten Distrikt, und der Reichthum, die Reinlichkeit und gute Polizei, die uns so sehr überrascht hatten, ist das Werk dieser vortrefflichen Familie.

„Den nächsten Tag gab er uns einige Reiter mit, uns nach Damaskus zu begleiten, und wir ritten 3 Stunden lang zwischen wohlunterhaltenen Hecken und unter einem Gewölbe von Aprikosen und Birnenbäumen, rechts und links dehnten sich Gärten hin, und hinter ihnen Kornfelder, die mit Menschen und Vieh bedeckt waren. Die Berge zu unsern Rechten waren mit Schnee bedeckt, die Ebene links unermeßlich, und nichts beschränkte unsern Blick, als der Wald von blühenden Bäumen, wir konnten uns in der Mitte einer englischen oder lombardischen Landschaft denken, und nichts erinnerte uns an Barbarei und die Wüste, bis die Vegetation fast plötzlich verschwand, und unfruchtbare Hügel ihre Stelle einnahmen.

Etwas über die Journalistik in Paris.

(Schluß.)

Man sollte glauben bei den Oppositionsblättern gehe es anders zu; sie wenigstens wären selbstständiger, ihre Redaktoren unabhängiger. Aber der Glaube macht selig, und sonst nichts. Alle Blätter in Paris mit weniger Ausnahme sind auf dieselbe Weise entstanden, und der Gedanke, der sie geboren, lebt in denselben bis zu ihrem Tode fort. Und dieser Gedanke ist: durch das Blatt zu gewinnen. Der Temps, d. h. Hr. Coste, oder Hr. Coste, d. h. der Temps, wollten groß werden, viel Geld gewinnen, und am Ende in dem Fauteuil eines Ministers ausruhen. Er fing damit an, Polizeibeamter zu werden, und seit er sich von Hrn. Dupin getrennt, seit die Geschäfte schlecht gehen, sieht es beinahe aus, als ob er auch damit aufhören werde. Das wäre nun freilich für die Welt ein großes Unglück. — Der Constitutionel, selbst der Courier hegten und hegen ungefähr dieselben Hoffnungen, dieselben pekuniären Grundsätze, auf die es eigentlich hier ankommt.

Wer diesen Blättern folgt, sieht dieß Streben zu gewinnen, Geld zu machen, Stellen zu erlangen, oft so klar hervortreten, daß man sich beinahe über die Naivität derselben wundern muß. Kürzlich war ein Theil der Opposition ins Ministerium gekommen, die Blätter dieser Partei treten alsogleich als Blätter der Regierung in die Schranken. Aber nicht von Grundsätzen, von Regierungsmaßregeln u. dgl. war die Rede, sondern große Erbarmen erregende Klagen darüber, daß die Beamten der Doktrinärs nicht alsogleich ihre Entlassung eingegeben, und den Redaktoren und Mitarbeitern der Blätter des Tiers parti Platz gemacht, füllten die Spalten der Zeitungen.

Das Streben durch die Blätter zu gewinnen, bringt diese selbst der Regierung gegenüber in die unglücklichste Lage. Die Regierung durch ihre Angriffe zu zwingen das Gute zu thun, liegt ferne von jenen stets fertigen Nachfolgern der Minister. So oft sich die Gelegenheit aber bietet, sprechen sie davon, was sie gethan haben, was sie thun würden, wenn die Macht in ihrer Hand wäre. Aber diese Taktik ist gerade die schwächste, gerade diejenige, welche die meisten Blößen zeigt; denn dann kehrt

die Regierung nur die Waffe um, wird Opposition gegen diese imaginäre Regierung der Opposition, und zeigt meist die Unhaltbarkeit derselben. Nur ein Beispiel. Jeder kennt die Einmischung des Telegraphen in die Börsenangelegenheiten zur Zeit der Anerkennung der spanischen Schule. Frankreich war empört über des Telegraphen Sünden. Aber was thaten die Blätter der dynastischen Opposition? Der Courier français, der an der äusserſten Gränze derselben steht, sprach sich einen Tag kräftig dagegen aus, aber schon am zweiten spielte er die Rolle des Regierenden und brachte ein nutzloses Gesetz über die Telegraphen. Er hatte nur die einfache, aber stets ihm vorschwebende Absicht zu zeigen, daß er und die Seinigen ganz anders, weit besser regieren würden, und somit von Gott und Rechts wegen Minister seyn müßten.

Ja selbst die Blätter der republikanischen Partei, der man sonst wenigstens Eigennutz nicht als Hauptlaster vorwerfen kann, sind von der Erbsünde der Blätter der Hauptstadt nicht ganz frei. Einzelne von ihnen, die Tribune, der Reformateur und vielleicht die kleinern Journale mögen in den Blättern oder ihren Redaktoren und Gründern durch die Taufe der Verfolgungen, ich könnte sagen durch die Blut-Taufe, die Erbsünde abgewaschen haben; dagegen kann man das Hauptorgan der Republik, den National, nicht ganz von derselben freisprechen. Man sieht es ihm nicht alle Tage an, daß er ein ungetaufter Heide des Journalisten-Egoismus ist, aber es leuchtet doch mitunter durch, und wurde jedem klar, der seine Ansichten in der spanischen Finanzfrage mit Achtsamkeit verfolgte. Sein Grundsatz ist Volkssouveränität. Aus diesem Grundsatze folgt, daß ein Volk keine Schulden bezahlen kann und darf, die zur Unterdrückung des Volkes selbst und zur Aufhebung seiner Verfassung gemacht wurden, wie dieß mit allen Schulden der Fall war, die in Spanien seit 1823 kontrahirt worden sind. Und eben so folgt aus diesem Grundsatze, daß die Cortesschulden ganz und unberührt anerkannt werden müßten. Der National dagegen vertheidigte Toreno's Vorschlag. Die Aktieneensoren des National sollen gewußt haben weßwegen, und man glaubt dieß um so eher, wenn man die scharfe Consequenz berücksichtigt, die dieses Blatt von seinen Grundsätzen ausgehend sonst entwickelt. Man sage nicht, daß diese halbe Anerkennung und der halbe Bankerott nothwendig gewesen für Spanien, um neue Anleihen machen zu können, denn die reine Anerkennung der Cortesfonds hätte ihm die englischen Kaufleute, die jene besaßen, gewonnen, und seinen Kredit bei jenen sicher höher gestellt, als jener halbe Bankerott, jenes Juste-Milieu zwischen Wollen und Nichtwollen.

Alles das ist nothwendige Folge des Grundgedankens durch die Presse zu gewinnen, Folge der Erbsünde der Geburt jedes größeren Journals in der Hauptstadt Frankreichs.

Die neuen Strassenverbindungen
auf der Insel Sardinien.

Die Insel Sardinien war in Beziehung auf Straßenverbindungen, die den örtlichen Verhältnissen und dem Wachsthume der Nationalindustrie angemessen sind, bis vor kurzer Zeit noch auf dem niedrigsten Grade der Kultur. Man kannte den Gebrauch der Wagen nicht, man wußte von keinem andern Transport zu Lande, als von dem auf dem Rücken der Menschen und der Saumthiere. Vor fünfzehn Jahren noch hatte dieser ausgedehnte Theil der sardinischen Monarchie keine fahrbaren Straßen zwischen den verschiedenen Hauptstädten der Insel, geschweige denn ein System von zusammenhängenden Straßenverbindungen. Eine Reise in das Innere des Reichs, zumal in der Winterjahreszeit, war ein gewagtes, und für den Fremden sogar gefährliches Unternehmen, nicht wegen der Bewohner, die nur wenig gekannt und nicht selten aus Unkenntniß verschrieen sind, sondern wegen des Mangels an Wagen, und selbst an Fußpfaden. Seiner Lage nach steht Sardinien durch das Element des Wassers in Verbindung mit den entferntesten Nationen, und die Produkte der Insel werden auch zu Schiffe nach Frankreich und in andere Länder ausgeführt; allein Sardinien ist nicht bloß an den Ufern fruchtbar, im Gegentheil, im Innern sind gerade die fruchtbarsten Landstriche. Zwischen den beiden Hauptstädten, Cagliari und Sassari, war früher keine Verbindung zu Lande, als durch Fußboten. Weil kein unmittelbarer Handel zwischen beiden Städten stattfindet, indem beide mit den nothwendigsten Bedürfnissen — das Oel ausgenommen — auf gleiche Weise versehen sind, und ihnen die Colonialwaaren unmittelbar aus den fremden Ländern zu Wasser zugeführt werden, so erschien das Bedürfniß einer Verbindungsstraße zu Lande nicht so sehr nothwendig. Allein die sardinische Regierung wollte den reichen Quellen des innern Landes einen Ausgang öffnen, und seinen Bewohnern die Möglichkeit der Verwerthung ihrer Produkte verschaffen, sie wollte den Feldbau, die Industrie und den Handel der Insel heben, welche einst zu den Zeiten der alten Römer eine Kornkammer Italiens war. Zu diesem Zwecke wurde im Jahre 1821 eine Kommission niedergesetzt, welche den Plan zu einem Straßensystem auf der Insel vorlegen sollte. An ihrer Spitze stand als Direkter Giovanni Antonio Carbonazzi, und als Ingenieure wurden ihm beigegeben Musso, Cerruti und Bervieux. Um die Aufgabe zu lösen, mußte man auf die Verhältnisse der Insel, und auf die Verschiedenheit derselben von den Ländern des festen Landes Rücksicht nehmen. In den letzten sind die Hauptstädte und einige große Städte eben so viele Mittelpunkte von Handelsverbindungen. Der Landmann nährt mit seiner Arbeit den Bürger, und der Bürger mit seiner Industrie und seinen Künsten kleidet den Landmann; daher kommt es, daß in diesen Ländern die Straßenverbindungen in jenen Städten sich konzentriren. In Sardinien aber verhält es sich anders: der Landmann muß den Ueberfluß seiner Feldfrüchte andern Nationen zusenden, die Hauptstädte seines eigenen Landes bedürfen seiner nicht; er muß von andern Nationen Waaren verschiedener Art beziehen, denn im eigenen Lande sind nur wenige Manufakturen und Fabriken. Man mußte also bei dieser Aufgabe eines neuen Straßensystems auf der Insel nicht bloß auf die Verminderung der Transportkosten der Produkte an die Küste, sondern auch auf die möglichst erleichterte Einfuhr der Manufaktur- und Kolonialwaaren Rücksicht nehmen, daher war das Erste im Plane, von jeder größern Stadt im Innern auf dem kürzesten und bequemsten Wege Fahrstraßen an die Küsten und Häfen des Reichs zu bahnen. Allein weil durch so viele unzusammenhängende und vereinzelte Straßen die große Unbequemlichkeit entstehen würde, daß man, um von einem Punkte der Insel zum andern zu gelangen, jedesmal an die Seeküste zu reisen genöthigt wäre, und zur See die Reise fortsetzen müßte; so war das Zweite im Plane, alle diese Querstraßen durch eine einzige zu vereinigen, welche sie alle durchschneiden sollte; daß diese Hauptstraße von Cagliari nach Sassari führen sollte, war der Lage der Städte nach natürlich. Diese Straße, welche der Länge der Insel nach angelegt, ihrer Natur nach die wichtigste Straße werden muß, kann nur unter der Bedingung ihren vollständigen Zweck erreichen, wenn auch die Querstraßen an die verschiedenen Marinen vollendet seyn würden. Dieser Plan zu einem neuen Straßensystem wurde der Regierung vorgelegt und von ihr genehmigt.

Bei der Ausführung des Planes wurde von Carbonazzi die Richtung und Lage der Berge, der Lauf der Gewässer, die Natur des Bodens, die größere oder geringere Fruchtbarkeit desselben, der Zustand der Bevölkerung, kurz alle die Umstände berücksichtigt, welche bei einem solchen Unternehmen nur immer in Betracht kommen können. Nicht ohne Einfluß auf die Errichtung der neuen Straßen blieben die antiken Rö-

merstraßen, von welchen an vielen Stellen Spuren entdeckt wurden; namentlich fällt die neue Hauptstraße mit einer antiken beinahe zusammen, während die andern vom alten Hafen von Tibula, dem heutigen Golfo di Arsequena, nach verschiedenen Richtungen führten, und vor Allem über Terranova, dem alten Olbia, bis nach Cagliari. Es wird nicht uninteressant seyn, die Richtung der neuen Straßen mit den Namen der Ortschaften anzugeben, welche durch dieselben verbunden werden, zumal da die geographischen Karten Sardiniens noch viele Mängel haben, und von einer Reisekarte bis jetzt gar nicht die Rede seyn konnte.

Die Hauptstraße, genannt la strada centrale, führt von Cagliari über Monastir, Nuraminis, Villagreca, Serrenti, Sanluri, Sandara, Uras, Oristagni, Nuraxinieddu, Massama, Tramaxa, Baulada, Paulilatino, Abbasanta, Macomer, an Bonorsa vorbei, über Toralba, Bonannaro, Codrongianus nach Sassari und Porto Torres.

Die Provinzialstraße von Iglesias führt von Cantoniera di Sestu, über Decimo Manno, Siliqua, Domos, Noas, Iglesias nach Portoscusu.

Die Provinzialstraße von Tortoli führt von Monastir über Senorbi, Suelli, Mandas, Serri, an Isili und unter Villanova vorbei, über Tulo, Secci, Lanusei nach Tortoli.

Die Provinzialstraße von Bosa führt von Macomer über Sindia und Suni nach Bosa.

Die Provinzialstraße von Orosei führt am Fuß der Steige von Macomer nach Birori, über Birori, Bortigali, Silanus, Bolotona, Illorai, Nuero, Ollena nach Orosei.

Die Provinzialstraße von Alghiero führt über Capo Abbas di Toralba, Ties, Itiri, über das Gebiet von Pulifigari nach Alghiero.

Die Straße della Gallura führt durch die Weinberge von Bonannaro, über Mores, an Ozieri vorbei, über Oscari nach Terranova.

Die Straße della Marmilla führt über Sanluri, Furtei, Mara Arbarei, Ussana, Manna, Turi, Tuili, Escoveddu, Ulastral, Usellus, Villa Urbana, Palmas nach Oristagni.

Ein einziger Blick auf die Landkarte Sardiniens zeigt, daß durch dieses Straßensystem alle Theile der Insel mit einander verbunden werden, nämlich durch die Centralstraße der Süden mit dem Norden, und durch drei Querstraßen das westliche mit dem östlichen Ufer, von Portoscusu nach Tortoli, von Bosa nach Orosei, und von Alghiero nach Terranova. Den größten Gewinn, neues Leben und neue Betriebsamkeit, werden durch diese Straßen die fruchtbaren Gegenden von Trexenta und della Marmilla erhalten.

Im Jahre 1825 wurde zur Ausführung dieser Straßen geschritten, und bis jetzt ist vollendet die Centralstraße und die Fahrstraße von Tortoli und von Alghiero, beinahe die Hälfte des großen Unternehmens. Die Centralstraße von Cagliari bis Sassari und Porto Torres ist 234,821 Metres lang, gegen 94 piemontesische Miglien oder 28 geographische Meilen. Im südlichen Theile läuft sie über ein beinahe ebenes Terrain, ähnlich den Straßen in der lombardischen Ebene; später erhebt sie sich allmählich auf die andere Ebene von Macomer auf 662 Metres über den Spiegel des Meeres, und führt in der Mitte von beinahe lauter vulkanischen Gebirgen bis Sassari fort, um sich wieder auf einem kleinen Abhange nach Porto Torres zu senken. Der höchste Punkt dieser Straße ist in der Nähe von San Simeone, auf dem Berge Muradu. Die volle Breite der Straße ist 7 Metres, die des fahrbaren Bodens 5½ Metres, und die Höhe des Steinlagers ³/₁₀ Metres. Die Neigung übersteigt im Allgemeinen auf hundert nicht leicht 7 Metres, obgleich sich hie und da Anhöhen von 200 bis 300 Metres vorfanden, auf welche die Straße hinaufgeführt werden mußte. Das Steinlager der Fahrstraßen besteht im südlichen Theil aus Kies oder kleinen Steinen, die in den nahen Feldern gefunden wurden, im nördlichen Theil aus vulkanischen Steinen, zum Theil auch aus Basalt, und nur wo sich gar keine andern Materialien vorfanden, wurde Sand und auch Erde festgeschlagen, wie in Italien die flachen Dächer, in Deutschland die Fruchttennen verfertigt werden. Ueber die größeren Gewässer wurden Brücken aus Stein erbaut, und um über den Tirso, den größten Fluß in dieser Linie, in der Nähe von Oristagni, zu setzen, benützte man die antike Brücke. Eine besondere Schwierigkeit boten diejenigen Bäche dar, welche den größten Theil des Jahres ohne Wasser sind, und nur durch Regengüsse zu Waldströmen anwachsen. Sardinien, dessen südlicher Theil bis zum 39sten Grad der nördlichen Breite reicht, hat schon tropische Regenströme, und keine Wasserleitung, keine Brücke wäre im Stande, den reissendschnell herströmenden Gewässern, die in einem Augenblick von den Gebirgen sich herabgießen, einen Ablauf zu verschaffen. Daher folgte man in dieser Hinsicht dem Beispiele der alten Römer, wie man die antiken Spuren in der Campedda di Macomer vorfand, und ließ solchen Bächen unter der Straße hin nur einen kleinen Abzugsgraben für das wenige Wasser, das den größten Theil des Jahres darin enthalten ist; wachsen sie zu Strömen an, so müssen sie ihren Lauf über die Straße hin nehmen.

Wo die Entfernung zwischen zwei bewohnten Orten mehr als zehntausend Metres betrug, wurde ein Gebäude zur größeren Sicherheit der Straßen, zum Schutzport der Reisenden und zum Aufenthalt der Straßenaufseher errichtet.

Die Centralstraße wurde in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren vollendet, gewiß ein sehr kurzer Zeitraum, wenn man bedenkt, daß die Zeit für solche öffentlichen Arbeiten im Innern der Insel auf fünf Monate beschränkt ist, vom Februar bis Junius; denn vor dem Februar hindert der Winter und die Regenzeit, und in der Mitte des Junius beginnt die außerordentliche Hitze des Sommers, welche wegen der schweren und tödtlichen Krankheiten eine öffentliche Arbeit unmöglich machen, da denselben nicht bloß die Fremden, sondern auch die Eingebornen unterliegen, sobald sie es wagen, mit den Elementen zu kämpfen. So kann man sagen, daß in 700 Arbeitstagen die Centralstraße in ihrer ganzen Ausdehnung vollendet wurde in einem Lande, wo sieben Jahre vorher das Gelingen derselben noch höchst problematisch war. Der ganze Kostenaufwand für dieselbe betrug beinahe vier Millionen Franken, eine Summe, welche den Ausgaben für die Straßenbauten in den Staaten des Festlandes ziemlich gleichkommt.

Zur Erhaltung der Straßen sind cantonieri (Straßenaufseher) aufgestellt, je einer auf 5000 Metres; sie sind militärisch gekleidet, tragen Schießgewehre, und erhalten einen monatlichen Sold. Sie sind verpflichtet, die Straßen in gutem Stande zu erhalten, bei kleinern Mängeln für die Steine zu sorgen, sie zu zerschlagen und auszubreiten; bei bedeutenderen Mängeln wird ihnen auf das Gutachten der Ingenieurs Hülfsmannschaft mit Wagen und Zugthieren beigegeben.

Es ist vorauszusetzen, daß die sardinische Regierung nicht auf halbem Wege stehen bleiben wird, und daß das ganze oben bezeichnete Straßensystem in einem Decennium seiner Vollendung nahe seyn wird. Die unmittelbare Folge wird das Wachsthum der Industrie, die Förderung des Feldbaues und die Ausdehnung des sardinischen Handels seyn. Es ist wahr, große Strecken der Insel sind noch unbebaut, und zum Theil rührt das ungesunde Klima derselben von dem Mangel an Anbau her; allein der Boden ist für sich ergiebig und fruchtbar, und war zu den Zeiten der Römer wegen seiner Fruchtbarkeit berühmt. Der erste Schritt zu der Wiedererlangung dieses Ruhmes ist mit der Anlage dieses Straßensystems geschehen. Die Regierung wird auch noch andere Mittel ergreifen, um diesen bedeutenden Theil der sardinischen Monarchie allmählich zu heben.

Vermischte Nachrichten.

Die Ausgrabungen auf dem Gebiete des alten Vulcia, jetzt Tenuta di Campo-Scala, werden, wie Berichte aus Rom melden, von einer unter dem Schutz des Kardinal Camerlengo stehenden Gesellschaft mit Eifer fortgesetzt. In den Gräbern hat man Becher und Vasen mit herrlichen für das Studium des Alterthums höchst interessanten historischen und mythologischen Gemälden gefunden. In der Stadt Vulcia selbst wurden bei den Nachgrabungen drei kolossale Statuen, zwei von Marmor und eine von Bronze, Instrumente von Gold und Silber, Basreliefs, Säulen und etruskische und lateinische Inschriften aufgefunden.

*

Es sind in Somersetshire Proben mit dem bekannten Valentiaweizen gemacht worden, der zwei Ernten im Jahre gibt, die eine im Junius, die andere im Oktober; die Säezeit für die erste ist Februar, die für die zweite Junius. Das gewonnene Mehl soll vorzüglich seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 121. **1 Mai 1835.**

Mexikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalls.

H. A. Mackintosh, Sekretär des englischen Bergwerksvereins von Real del Monte, Führer eines von Mexiko aus dahin bestimmten Geldtransports von 14,200 Piastern, war am 28 Januar 1831 frühmorgens vor der Dämmerung aus Ozumbilla, seinem ersten Nachtquartier, aufgebrochen.*) Der das Geld enthaltende Karren wurde durch 11 berittene und bewaffnete Männer eskortirt, worunter fünf Engländer, die übrigen Mexikaner. Bald nach dem Aufbruche begegnete der Zug einem unbekannten Arriero (Maulthierfrachtführer), welcher angab, von einer zwischen Ozumbilla und Tizayuca postirten Straßenräuberbande, gegen 100 Mann stark, ausgeplündert worden zu seyn. Mackintosh, obwohl er diesen Bericht vernommen, blieb nichts desto weniger im Marsch; als jedoch kurz darauf ein zweiter begegnender und von ihm ausgefragter Arriero die Aussage des Ersten wenigstens dahin bestätigte, auch seinerseits 30 bis 40 sehr verdächtige Personen wahrgenommen zu haben, ließ der englische Führer Halt machen, bis es völlig hell geworden war; rückte dann aber wieder vor, und gelangte unangefochten nach Tizayuca. Hier ersuchte er den daselbst postirten Lieutenant der berittenen Landmiliz (civicos) Don Mariano Estrado um Verstärkung seiner Eskorte, die ihm auch willig gewährt ward. Der Lieutenant ließ neun Mann aufsitzen, an deren Spitze er persönlich den Zug begleitete. Kaum war derselbe um eine halbe Legua jenseits des Ortes gelangt, als etwa 60 berittene Räuber aus den Gebüschen zum Vorschein kamen, kavalleriemäßig uniformirt mit gelben und grünen Mänteln; zwischen ihnen auch viele Bewaffnete zu Fuß. Die berittenen Räuber vertheilten sich in kleine Trupps, und begannen sogleich auf die Eskorte des Transports zu feuern, worauf die 9 Milizen von Tizayuca alsbald Reißaus nahmen: ihr Offizier aber blieb, das Pistol in der Hand, neben dem Karren halten, um welchen, theilweise durch ihn gedeckt, sich auch der Rest der ursprünglichen Eskorte sammelte, zum äußersten Widerstande entschlossen, doch vergeblich. Ein wüthender Angriff der in Zahl so sehr überlegenen Räuber entschied schnell den Kampf. Von der Eskorte blieben der brave Milizenlieutenant, noch ein anderer Mexikaner und 1 Engländer todt, 9 andere verwundet auf dem Platze, von denen später noch zwei an ihren Wunden starben. Die Räuber- ihrerseits hatten gleichfalls 3 Todte und mehrere Verwundete; sie bemächtigten sich der oben erwähnten Geldsumme, so wie eines Theiles der den Besiegten gehörigen Pferde, Waffen und Kleidungsstücke, und zerstreuten sich dann, vereinzelt oder in kleinen Trupps, nach verschiedenen Richtungen. Eine dieser Abtheilungen, aus 5 Mann bestehend, erregte am selbigen Nachmittage, bei Hacienda de Salinas, auf dem Wege nach Otumba vorüberziehend, den Verdacht des Verwalters dieses Landguts. Derselbe stieg mit 5 Knechten zu Pferde, setzte ihnen nach, erreichte sie in der Gegend Cerro Gardo, und es entspann sich ein blutiges Gefecht, worin von den Verfolgern einer, von den Verfolgten zwei auf dem Platze blieben. Die übrigen drei Räuber entflohen, mußten aber einen Theil ihrer gemachten Beute, namentlich fünf Pferde, eine Flinte, ein Paar Pistolen, zwei Säbel, und viele den Engländern abgenommene Kleidungsstücke im Stiche lassen.

*) Ozumbilla liegt etwa 6 Leguas nördlich von Mexiko, auf dem östlichen Ufer des Christobalsees, an der Heerstraße nach Pachuca.

Sobald das Gerücht des skandalosen Vorfalls nach der Hauptstadt gelangt war, ertheilte der kommandirende General, zu dessen Ressort solche, nach den bestehenden Gesetzen kriegsrechtlich zu verfolgende Verbrechen gehörten, dem Hauptmann D. Mariano Matamoros Befehl, „augenblicklich eine summarische Konstatirung der Thatsache zu beginnen, und alle Maßregeln einzuleiten, welche zur Entdeckung der Räuber, und, mittelst ihrer exemplarischen Bestrafung, zur Ehrenrettung des mexikanischen Namens und der mexikanischen Justiz zu führen geeignet seyn möchten.“ Derselbe ward zugleich angewiesen, von drei zu drei Tagen über die Lage der Sache zu berichten.

Seinerseits entwickelte ebenmäßig das Civil-Gouvernement des Föderaldistrikts den größten Eifer für Auskundschaftung und Festmachung der Verbrecher; auch ward seine Thätigkeit schon nach einigen Tagen mit einem Anfange glücklichen Erfolgs gekrönt. Der Gendarmerie-Sergeant Blas Mendoza, geleitet durch die in Ausübung seines polizeilichen Dienstes gesammelte Erfahrung und Personenkenntniß, begab sich am 2 Februar um 1 Uhr Nachmittags in die Wohnung des Francisco Ortega, genannt el Pollo, und versicherte ihn wohl zu wissen, daß er bei der Expedition

betheiligt gewesen sey. Ortega läugnete anfangs; stärker durch Mendoza gedrängt, gab er am Ende zu wirklich dabei gewesen zu seyn. Seinen Antheil an der Beute, sagte er, habe Juan Aguilar in Verwahrung genommen; der Catarino el Chino werde aber noch am selbigen Nachmittage kommen, um ihm 50 Piaster zu bringen, und diese ständen dem Sergeanten zu Dienste, wenn er reinen Mund und sie beide unangefochten lassen wolle. Mendoza gab sich das Ansehn, auf dieses Anerbieten einzugehn, und verlangte nur, daß Chino augenblicklich geholt werden möge, weil er nicht Zeit habe sich lange aufzuhalten.

Angekommen im Hause des Ortega und durch diesen von demjenigen unterrichtet, was zwischen ihm und dem Sergeanten vorgefallen war, erzählte el Chino den ganzen Vorgang umständlich und mit größter Freimüthigkeit; erklärte sodann, nach einigem Hin- und Herreden, zur Auszahlung der 50 Piaster als Lohn für Mendozas Stillschweigen sich bereit; ging mit ihm und Ortega nach dem Pulque-Laden des Juaz Perez, ließ das Geld bringen, und zahlte es dem Sergeanten. Dieser gab jetzt einer von ihm in der Nähe versteckt gehaltenen Patrouille seiner Leute das verabredete Zeichen, verhaftete mit ihrer Hülfe die beiden Raubgenossen, und ließ sie vorläufig nach der Gendarmerie-Kaserne in sichere Verwahrung bringen. Durch eine gleichzeitig in Ortegas Wohnung angeordnete Haussuchung kam man in den Besitz von vier Briefen, welche dieser an verschiedene Individuen zu Celaya und Queretaro geschrieben, aber noch nicht abgesendet hatte. Er erzählte darin den Raub als Augenzeuge, versicherte, „sie hätten den Engländern tüchtig eins ausgewischt, und ihren ganzen Geldtransport erbeutet; es sey scharf dabei hergegangen, und viele Leute seyen auf dem Platze geblieben, sie hätten mit blanken Waidmessern (á punto de machete) angegriffen, und höchst ehrenhaft die Sache ausgefochten; ihrerseits wären Pachito el Costeño und Villa Gomez unter den Todten; ihm selbst und dem Tarelo sey noch am selbigen Nachmittage lebhaft nachgesetzt worden; wenn Juan Aguilar etwa in dortige Gegend komme, möge man ihm sagen, Ortega bedanke sich, daß er ihm seinen Beuteantheil und seine Lanze mitgenommen, und man möge suchen ihn wieder zu dem zu helfen.“ Außerdem noch viel andere Details über denselben Gegenstand.

Man hatte nun für die fernere Untersuchung eine ziemliche Basis gewonnen. Schon bis zum 6 Februar ward eine bedeutende Anzahl verdächtiger Personen aufgehoben, und zur Disposition des kommandirenden Generals gestellt. Dieser verordnete, zur Beschleunigung der dem Publikum schuldigen Genugthuung, vorzugsweise die sechs Inkulpaten Ortega, Chino, Antonio Barrera, Andres Barrera, Tarelo und Ricarte zu prozessiren, vor das Kriegsgericht zu stellen und abzuurtheln. Nachstehendes ist ein getreuer Auszug der bei diesem Prozesse verhandelten Akten.

Franzisco Ortega, genannt el Pollo, 29 Jahre alt, gebürtig aus Celaya (Staats Guanaxuato), verheirathet, Schuhmacher von Profession, Soldat im 2ten Linien-Infanterieregiment, von welchem er fünfmal desertirte, jetzt verhaftet am 2ten Februar und am 6ten desselben Monats zur Disposition der Generalkommandantur gestellt, ließ sich folgendermaßen vernehmen. Vier Tage vor dem Raubzuge habe Juan Aguilar ihn ersucht ihm seine Lanze zu leihen, deren er dringend bedürfe; und hinzugefügt, sie müßten sich recht bald wiedersehen. Er habe darauf die Lanze verabfolgt, und am 27sten Januar Nachmittags 4 Uhr von Aguilar durch Antonio Lopez die Einladung erhalten sich zu ihm zu verfügen: er sey dann zu Pferde gestiegen, und nach Peralvillo geritten, wo er den Aguilar zu treffen gehofft; indessen habe er dort nur den Camarilla getroffen, welcher ihm gesagt, daß Aguilar schon voraus sey. Indem er nun viele bewaffnete Leute, in kleinen Trupps zu drei und drei vorüberziehen gesehen, habe er den Camarilla gefragt, ob die alle dabei seyn würden? was dieser bejaht, und hinzugefügt, die beiden Barrera's und Charez wären auch schon voraus, und sie müßten sich gleichfalls tummeln: denn es sey darauf abgesehen einen englischen Karren aufzufangen, worauf viel Geld sich befinden solle; Zacualco sey der Sammelplatz. Er habe indessen den Camarilla allein seines Weges ziehen lassen, nachher jedoch zu drei Andern sich gesellt, mit denen er desselben Weges fortgezogen; keineswegs aber in der Absicht selbst am Raube theilzunehmen, sondern später anzukommen, und wenn Alles gut abgelaufen, zu sehen, ob man ihm nicht vielleicht irgend etwas schenken werde. Sie wären nun die ganze Nacht geritten, und gegen die Morgendämmerung in der Umgegend von Tizapuca angelangt: da sie hier keinen ihrer Kameraden getroffen, hätten sie den Streich mißlungen geglaubt, und die Rückkehr nach Meriko beschlossen, jedoch einzeln und allmählich, um keinen Verdacht zu erregen. Er sey darauf Sonnabends um 7 Uhr Morgens in der Hauptstadt angekommen, bloß von Lopez begleitet: am 3ten Februar um 8 Uhr Morgens sey Catarino el Chino zu ihm ins Haus getreten, habe ihm Alles erzählt, wie es bei der Beraubung hergegangen, und Nachmittags wieder zu kommen versprochen: an demselben Nachmittage nun habe Sergeant Mendoza sich eingestellt, mit welchem sich begab, was oben bereits erzählt wurde.

Wenn nun gleich, wie man gesehen hat, Ortega durchaus in Abrede stellte, persönlich bei dem Raube betheiligt gewesen zu seyn, so rekognoscirte er nichts desto weniger die am Tage seiner Verhaftung in seinem Hause gefundenen Briefe als von seiner Hand geschrieben und unterzeichnet; räumte auch ein, daß er sie an ihre resp. Adressen abzusenden im Begriff gestanden habe. Es sind zwar nachher die Originale dieser Briefe — man weiß nicht wie, wahrscheinlich aber böslicher Weise, worüber eine besondere Untersuchung eingeleitet ist — aus den Akten verschwunden: doch existirt eine durch den Aktuar aufgenommene glaubhafte Certifikation ihres wesentlichen Inhalts, welche der Inkulpat später als richtig und mit den Originalien übereinstimmend gleichfalls anerkannt hat.

Von einer Konkubine Ortega's und zwei andern in demselben Hause wohnenden Zeugen ward ausgesagt: am Donnerstag Nachmittag 27sten Januar sey Ortega, mit Pistolen und Säbel bewaffnet, fortgeritten, und erst Sonnabends 29sten Morgens 7 Uhr, in Begleitung des Tarelo heimgekehrt; letzterer habe einen Scheckenfuchs, mit einem weißen Flecken im Gesicht, geritten. Das Signalement dieses Pferdes stimmte zu dem eines andern, welches in der Nacht vom 27sten bis 28sten Januar einem Wagen des D. Atanasio Rosas aus Guadalupe zu Zacualco aus-

gespannt und gestohlen worden war. Nach Aussage der Zeugen war Tarelo mit einem breiten Weidemesser bewaffnet, welches, nebst dem Pferde, er im Hause zurückließ. Während er daselbst Kaffee trank, will die Konkubine gehört haben, daß Ortega zu ihm sagte: „Mensch! wir wären ja thöricht! wollen sie uns etwas geben so nehmen wir es.“ Ferner deponirte dieselbe Konkubine, daß Ortega später ihr gesagt, „er sey, von Aguilar verführt, allerdings auf den Raub mit ausgezogen, habe sich aber mit Tarelo im Walde versteckt gehalten, wo er deutlich die während des Angriffs gefallenen Schüsse vernommen: und einer der andern Zeugen wollte diese Aeußerung gleichfalls theilweise mit angehört haben. Ortega aber und Tarelo läugneten standhaft sowohl was sie unter sich, als was jener zu seiner Konkubine, gesprochen haben sollten. Letztere, mit beiden konfrontirt, beharrte jedoch auf ihrer Aussage. Der Sergeant Mendoza hatte in seinem Verhaftungsberichte angeführt, daß Ortega ihm seine persönliche Anwesenheit bei dem Ueberfalle eingestanden habe; und obwohl bei der Konfrontation Ortega es ihm ins Gesicht läugnete, bestätigte er dennoch die Wahrheit seiner Versicherung.

Im artikulirten Verhör (confesion con cargos) blieb der Inquisit dabei, keinen persönlichen Theil am Raube gehabt zu haben. Den Inhalt seiner Briefe erklärte er aus den von Chino über die Expedition empfangenen Mittheilungen, und auf die Frage warum er überhaupt diese Briefe geschrieben? antwortete er: „er habe seine Korrespondenten zu überreden gewünscht, daß er bei Gelde sey, um sie bereitwilliger zu stimmen seiner zweiten in Queretaro wohnhaften Konkubine für seine Rechnung einen Vorschuß zu machen, dessen sie eben bedurft: und von seiner beim Raube mit Tarelo gehaltenen Kameradschaft habe er nur geredet, um zu zeigen, daß er es mit tapfern Leuten halte.“ Diese Erläuterung paßte indessen wenig zu seiner und Tarelo's früherer Behauptung, sich gegenseitig, als sie einander bei der Rückkehr nach Mexiko, nahe bei dieser Stadt, zum Erstenmale getroffen, völlig unbekannt gewesen zu seyn, und auch dann keine Unterhaltung mit einander geführt zu haben. Denn wäre dieß richtig, wie konnte Ortega wissen, daß Tarelo ein Mann sey, durch dessen Kameradschaft er in den Augen seiner Freunde gewinnen werde?

Vor dem Kriegsgericht und bei seiner Vertheidigung hat übrigens Inquisit lediglich seinen frühern Aussagen inhärirt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

Kapitän Johnson verließ Cannpur am Abend des 1 April 1827 in Begleitung zweier Offiziere seines Regiments, und kam nach einer Reise von 550 (englischen) Meilen, in Palankins, gerade zur Zeit der großen Messe nach Hurdwar, *) die dort in der ersten Hälfte des Monats April gehalten wird. Hurdwar liegt am Fuße der ersten Gebirgskette, zu der man gelangt, wenn man sich den großen Centralketten nähert, und hier bricht sich die Vereinigung des Bagerutti und der Alcnunda, Ganga (Fluß) genannt, aus dem Thal von Deyra einen Weg in die Ebenen. Die Stelle, wo die Gewässer zuerst aus den Gebirgen heraustreten, ist besonders geheiligt, und so gab denn die Versammlung einer Menge von Menschen, die aus den entferntesten Theilen Indiens dorthin zogen, um ihre religiösen Abwaschungen zu vollziehen, endlich Anlaß zu einer Messe oder Zusammenkunft in Handelsgeschäften.

Die Pagoden und Ghauts, oder breiten steinernen Treppen, welche in das Wasser hinabführen, nehmen das rechte Ufer des Flusses unterhalb der Stadt ein, durch welche der einzige vorhandene Weg in das Deyra Dhun (Thal) führt. Die Gebirge zu beiden Seiten dieses Passes sind nicht bedeutend hoch, und steigen an der einen als eine nackte senkrechte Felsenwand und an der andern in sanftem Anstiege empor, auf dem Rücken mit Gehölz bedeckt. Die Fakirs, welche Hurdwar zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, hausen meist in Felsenhöhlen oberhalb des Passes, zu denen man nur auf Leitern gelangen kann; nur wenige von ihnen wohnen in den Tempeln. Kapitän Johnson meint, daß die Angabe jener Reisenden, welche die Zahl der Hurdwar Besuchenden, ein Jahr ins andere gerechnet, auf zwei Millionen Seelen schätzen, eher zu niedrig als zu hoch sey.

Der Reisende benutzte seinen kurzen Aufenthalt zu Hurdwar, um Kunkul zu besuchen, eine unweit der Stadt beisammenstehende Anzahl heiliger Gebäude der Hindus. Es befinden sich hier Pagoden und Deotas von jeder Größe und Gestalt, von denen einige wahrhaft schöne Muster hindu'scher Architektur, andere aber durch die unförmlichen Gebilde ihrer Mythologie entstellt sind, die mit gänzlicher Vernachlässigung aller Verhältnisse und der Perspektive in grellen Farben auf den Außenwänden abgemalt stehen. Daß es den eingebornen Malern an aller Beobachtungsgabe fehlt, zeigt sich ganz deutlich aus der Abbildung des Tenth Avatar, wo Wischnu, gleich unserem Tod in der Offenbarung, auf einem weißen trottirenden Pferde sitzend vorgestellt wird, das die Hinter- oder Vorderfüße zu gleicher Zeit aufhebt, eine Eigenthümlichkeit, welche dem Kamel, aber nicht dem Pferde angehört.

Das Thal von Deyrah, das der Reisende durch den Paß von Hurdwar betrat, wechselt in der Breite von 12 bis zu 15 Meilen, kann ungefähr 70 Meilen lang seyn, und dehnt sich, von Osten nach Westen, bis an den Fuß der zweiten Gebiegskette aus. Der Eingang in das Thal wird besonders durch seine üppige, ja man könnte sagen Urvegetation verschönert. Die rankenden Gewächse erreichen hier eine ungewöhnliche Größe; und da sie, von Baum zu Baum sich schlingend, das sämmtliche Gehölz gleichsam zusammenflechten, so bildet sich auf diese Weise ein Dickicht, das selbst für einen Elephanten undurchdringlich ist. Das Thal ist deßhalb auch ziemlich ungesund, ausgenommen in der Nähe von Deyrah, wo das Gestrüpp auf mehrere Meilen in die Runde abgebrannt wurde. Uebrigens ist es kühl und von zahllosen Bächen bewässert, in denen es eine Menge den Forellen ähnliche Fische gibt; im Dickicht wimmelt es von Wild aller Art, vom Tiger bis zur Wachtel. Der Charakter der Bäume und der Scenerie überhaupt ist dem unter unsern Breiten sehr ähnlich, und die Täuschung wurde nur durch das Hervorblicken der schneebedeckten Gebirge und das gelegentliche Erscheinen von schwarzen Rebhühnern und Dschungelhähnen (jungle cocks) gestört. In diesen Gegenden fängt der Boden an mit grünem Graswuchse bedeckt zu seyn, und zwar vorzugsweise im Schatten der Banianenbäume.

So wie die Reisenden tiefer in das Thal eindrangen, mußten sie oft durch steinige Betten vertrockneter Bäche und Flüsse wandern; der bewaldete hügelige Boden, die lichten Plätze verschwanden immer mehr, und das Land wurde flach, fast sumpfig, oder war mit vertrocknetem Grase bedeckt. Die fernen schneebedeckten Gipfel des Himalaya boten, von hier aus betrachtet, einen ganz eigenen Anblick, weil sie, hie und da an den Seiten mit Wolken bedeckt, über diese hinausragten und ihre Umrisse im Blau des Himmels verschwammen.

Von Bäumen sieht man im Deyrah Duhn meist Teckholzbäume,

*) Eine Schilderung derselben findet sich in Nr. 61 und 62 dieser Blätter d. d. J.

Lisu und einige wenige Fichten. In der Nähe von Deyrah sieht man Gruppen von Mangobäumen, im Hofe des Sikh-Tempels Jackbäume und auf den Bergen jenseits Deyrah reich mit Getreide bebautes Land.

Die kleine Stadt Deyrah liegt ungefähr 4 Meilen von der zweiten Gebirgskette entfernt, und besteht aus den Lagern des Gorkharegiments, das noch dem Kriege mit Nepal errichtet wurde, und dem damit verbundenen Bazar der Eingebornen. Wenige Meilen von Deyrah befindet sich das Fort Katunga, ein zwar an sich selbst nicht fester Platz, aber in einer fast unzugänglichen Lage; das Fort wurde während des Kriegs mit den Ghorkas von diesem Stamme auf das hartnäckigste vertheidigt.

Zu Deyrah mietheten die Reisenden Kuli's und machten sich am 21 auf den Weg, den Windungen eines kleinen Gebirgsstromes folgend, bis sie zu einem niedern Wasserfall kamen, oberhalb dessen der Fluß sich zu einem kleinen See ausbreitete. Dann gingen sie über einen dicht mit Buschholz bedeckten Hügel, wo es von Fasanen und anderem Wildgeflügel wimmelte, und erreichten endlich das auf einer steilen Felsenbank über dem Flusse Sauni gelegene Dorf Nagul; das Flußthal bildet den Eingang in die zweite Gebirgskette. Vom Dorfe aus folgten die Reisenden dem Flußbette, das ungefähr eine Meile weit, bis zu dem Tropfsteinfelsen Sansadarrah, hie und da mit ungeheuren Felsenstücken bedeckt war; dem letztern Felsen gegenüber fanden sie eine kleine Bedachung für Reisende.

Der Tropfsteinfels Sansadarrah erhebt sich in bedeutender Höhe über ein kleines Wasserbassin, das nur einige Schritte vom Ufer entfernt ist. Der Fels hängt gleich einem Dache über dem Bassin und hat ungefähr 50 Schritte in der Länge. Oberhalb desselben befindet sich ein kleiner Fluß, der vom Gebirge herab bis zum Rande des Abgrundes fließt, wo er, statt einen Wasserfall zu bilden, von dem sumpfigen Boden eingesogen wird, und, durch den Felsen durchsickernd, in Gestalt eines unaufhörlichen Regens in das Bassin h nabfällt. Der Felsen ist mit Stalaktiten bedeckt, von denen man aber noch schönere Exemplare in einer Höhle rechter Hand, dem Felsen gegenüber, findet, die ganz damit angefüllt ist, und wo sie von der Wölbung herabhängend und vom Boden emporsteigend Pfeiler bilden. Auf dem Boden der Höhle steht das Wasser zwei Fuß hoch.

Rings um den Sansadarrah steigen die Berge fast senkrecht bis zu einer Höhe von ungefähr 6000 Fuß empor, und sind bis zum Gipfel hinauf mit schönem Gehölze bedeckt. Die Reisenden waren genöthigt hier die Decke ihres großen Zeltes zurückzulassen, da es unmöglich war, sie auf diesen unwegsamen Pfaden weiter fortzubringen. In der Nähe des Sansadarrah befindet sich eine geschwefeltes Wasserstoffgas enthaltende Quelle, die am Rande und auf dem Boden eine dicke Schwefelkruste absetzt, obschon das Wasser klar und geschmacklos ist.

Vom Sansadarrah aus zog sich der Weg während der ersten Meile, in bedeutender Höhe über dem Flusse, längs des Gebirgs hin. Nachdem die Reisenden eine offene Stelle zurückgelegt hatten, wo der Kaldi oder Gabh sich mit der Sauni vereinigt, zieht sich die Schlucht zusammen und der Weg senkt sich zum Flußbette hinab, wo gewaltige Felsenstücke das Fortkommen sehr erschweren. Hier begegneten sie einer Reisegesellschaft, die sich seit 20 Tagen von Gangotri aus unterwegs befand; drei Tagereisen hatte sie durch tiefen Schnee zurückgelegt. Einer von ihnen, dem ein herabrollender Stein den Fuß zerschmettert hatte, wurde von seinen Gefährten in einem Korbe getragen. Als unsere Reisenden über Rhudwarah hinausgekommen waren, stieg der Weg Zickzack, einen Abgrund zur Seite, fast 5000 Fuß hoch empor, und senkte sich dann wieder in das tiefe düstere Thal Muggra hinab.

Dieß ist die zweite Gebirgskette, welche man, sich dem Himalaya nähernd, übersteigen muß, und von deren Rücken aus man auf der einen Seite das üppige Thal von Deyrah nebst den fernen Ebenen von Schampur und von der andern mit Fichten bedeckte Berge übersieht, hinter denen die alles überragenden Gipfel der schneebedeckten Gebirgskette emporsteigen. Hier kommen zum Erstenmal Fichten auf dem obern Theil der Berge zum Vorschein; tiefer unten gibt es Pflanzen, wilde Früchte und Gesträuche aller Art. Die Reisenden fanden Kirschen, Birnen, Himbeeren und Erdbeeren; nichts aber kam der Mannichfaltigkeit und Schönheit des blühenden Gesträuchs gleich: die Abhänge ganzer Gebirge waren mit gelbem und weißem Jasmin, Cistus und dem scharlachroth blühenden Rhododendron bedeckt, der hier die Größe eines Waldbaumes erreicht. Fasanen, Tschuccoris oder rothfüßige Rebhühner gab es in Menge.

Der Weg windet sich, wenn man das Dorf Beli im Rücken hat, aus dem Thal Muggra über einen Berg und senkt sich dann ungefähr eine Meile weit wieder abwärts. Die Reisenden schlugen ihr Lager auf einer kleinen Terrasse am Eingange eines schönen in seinen untern Theilen angebauten Thales auf. Unter ihnen lag das Dorf Phabi, um welches sich die Gebirge amphitheatralisch erheben. Unter den Bäumen bemerkte man Stechpalmen und Eichen, letztere jedoch von Gestalt und Blättern kleiner als die englische Art. An den Ufern des Uglawar waren die Berge bis zu einem Drittheil ihrer Höhe angebaut.

Die Bewohner dieses Thales schienen ziemlich wohlhabend zu seyn, denn sie hatten Büffel und Schafe in Menge. Ihre Kleidung ist ganz weiß und besteht aus Beinkleidern nebst einer Art Tunika, über die sie eine leichte wollene Decke werfen, die auf der Brust mit einer Nadel von Stahl oder Messing befestigt wird. Auf dem Haupte tragen sie eine lange weiße Mütze, deren oberer Theil straff über den Kopf gezogen und der untere herabhängende rund herum aufgerollt wird, so daß diese Kopfbedeckung so ziemlich einem Turban gleicht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 122. 2 Mai 1835.

Schreiben aus Russland, v. 20sten Febr. 1835.

Abends bei ziemlich kalter Witterung kam ich in Riäsan an. Diese Stadt ist 130 deutsche Meilen von St. Petersburg, und 26 Meilen von Moskau entfernt, und eine von den neuen Städten, welche unter der Kaiserin Katharina II angelegt und im Jahre 1783 zu einer Gouvernementsstadt erhoben wurde.

Die Stadt Riäsan hat ein sehr freundliches Ansehen. Sie ist regelmäßig und völlig ausgebaut, hat mehrere Fabriken und Manufakturen und treibt einen ziemlich einträglichen Landhandel. Die meisten Häuser sind zwar von Holz, aber sauber und recht hübsch aufgeführt, und das Innere ist, wenn ich von einigen auf Alle schließen darf, gut und bequem eingerichtet. Die kaiserlichen Gerichtsgebäude, das Gouvernementshaus und noch etwa 20 andere Häuser sind von Stein; zusammen sind gegen 800 Wohnhäuser und etwa 7600 Einwohner hier, 16 steinerne und 2 hölzerne Kirchen, ein Popen-Seminarium, ein Gymnasium, eine Kreisschule, ein adeliges Erziehungs-Institut und 3 Parochialschulen. Die Stadt ist auch der Sitz eines Erzbischofs und hat ein beträchtliches Mönchskloster, das mit mehreren stattlichen Thürmen geziert ganz für sich allein auf einer Anhöhe liegt, und deßwegen in der Ferne zuerst in die Augen fällt. Der Umfang der Stadt beträgt etwa ½ Meile. Ihr Boden ist sehr uneben, auch ist sie nur erst zum Theil gepflastert, die meisten Gassen sind bloß mit Balken gebrückt, mehrere noch gar nicht gepflastert, wo daher im Herbst und Frühjahre viel Koth, im Sommer aber ein unerträglicher Staub ist. Sie hat keinen Wall, sondern ist bloß mit Pallisaden umgeben.

Die ungewöhnliche Lebhaftigkeit in den Straßen bei meiner Ankunft ließ mich auf eine besondere Feierlichkeit schließen; allein nach näherer Erkundigung erfuhr ich, daß heute — Schauspiel sey, und man eben nach dem Theater ginge. Was? dachte ich, hier ein Theater? — Das muß ich sehen! und statt vor das Haus des Gouvernementsraths K*** zu fahren, wohin ich von dem Grafen von B. adressirt war, fuhr ich gerade nach dem Schauspielhause. Nach einer solchen Reise von Moskau sehnte ich mich nach Zerstreuung und Erholung. Das Theater liegt keine halbe Werst von der Stadt auf einem besondern freien Platze, ist ziemlich geräumig und ganz von Holz erbaut, hat eine ganz artige innere Einrichtung und entspricht seinem Zwecke gut genug. Es ward kein Originalstück aufgeführt, sondern „die Jäger" von Iffland, gegeben. Die Schauspieler und Schauspielerinnen waren größtentheils Gouvernementsschreiber, Kanzlisten, Kopisten, Sekretäre ꝛc. mit ihren Weibern und andern Personen aus dem Mittelstande. Die Darstellung des Stücks war zwar hie und da etwas schleppend, aber im Ganzen doch erträglich. Das Legegeld war in die Logen 50 Kopeken Kupfergeld (12 Gr.) und ins Parterre 25 Kopeken (6 Gr.), also nur die Hälfte von dem Eintrittspreise in Moskau und Petersburg. Wie man mir sagte, fällt nach Abzug der Kosten das Uebrige den Schauspielern anheim, als ein geringer Beitrag zu ihren schmalen Besoldungen. Nicht nur die Städter besuchen dieses Schauspiel alle Sonnabende, als den gewöhnlichen Spieltag, sondern auch die Landbewohner kommen bei gutem Wetter oft 30 und mehrere Werste (4 bis 5 Meilen) weit deßwegen hieher gefahren; denn die Russen lieben Vergnügungen dieser Art sehr; auch haben sie für das Komische im Lustspiele viel Talent, hingegen ernstere, tragische Charakter-Rollen wissen sie nicht so wahr und täuschend vorzustellen als deutsche Schauspieler. Ihre Operetten und pantomimischen Ballette sind hörens- und sehenswerth, und möchten sie darin wohl mit den Deutschen wetteifern, ja in den letztern sie vielleicht gar übertreffen, denn sie sind ungemein geschickte Tänzer.

Als die Komödie zu Ende war, wunderte ich mich nicht wenig, daß, ganz gegen russische Sitte, sehr viele zu Fuße aus dem Theater nach Hause gingen, da es doch sonst jeder Bemittelte und Angesehene in Rußland für entehrend hält, nur eine Straße lang zu Fuße zu gehen. Vielleicht setzte man sich hier mehr über das lächerliche Vorurtheil hinweg, daß der Gebrauch seiner eigenen Füße eine Schande sey. Mein Herr Wirth, der Rath K***, zu welchem ich bereits meine Equipage geschickt, und den ich im Theater hatte kennen lernen, gehörte nicht unter diese Zahl; denn ein schöner Wagen mit vier Pferden bespannt, erwartete uns auf dem Platze, in welchem ich mit ihm nach Hause fuhr. Ich ward sehr freundlich und höflich im Hause empfangen, und auf das Beste bewirthet, so daß ich über die Leibesnahrung nicht klagen konnte, die Geistesnahrung war dagegen desto kläglicher beschaffen, fad, trocken und ohne alle Würze. Hiezu kam noch, daß der Herr Rath keine andere als seine Muttersprache verstand. Doch wäre dieses noch verzeihlich gewesen,

weil man auch ohne Kenntniß fremder Sprachen ein sehr gescheidter Kopf seyn kann; allein der Herr Rath schien auch von seiner Muttersprache wenige Kenntniß zu haben; denn er hatte sich so wenig in der russischen Literatur umgesehen, daß er noch weniger als ich davon wußte. Aber auch in den russischen Gesetzen und Ukasen von Peter I an bis auf Alexander, nach deren einigen ich mich erkundigte, war der Herr Rath nicht sonderlich bewandert. Zum Glück sind nicht alle russischen Räthe von diesem Schlage, denn ich habe unter der Menge von Hof-, Kollegien-, Regierungs- und andern Räthen, die es in Rußland so gut wie in andern Ländern gibt, viele wackere, ja mit unter gelehrte Männer, gefunden, welche den gerechtesten Anspruch auf jedermanns Beifall und Achtung machen konnten.

Mexikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalles.

(Fortsetzung.)

Catarino Jaime el Chino, gebürtig aus S. Jose Casas viejas, 30 Jahre alt, Schlächter von Profession, verhaftet am 2 Februar und vor Gericht gestellt am 6ten, deponirte wie folgt. Am 27sten Januar um Mittagszeit, als er mit Hilario el Charro durch das Katharinengäßchen gegangen, sey er dem Chaparrito mit zwei Unbekannten begegnet, deren Kleidung er beschrieb. Es habe sich ein Gespräch zwischen ihnen entsponnen, in dessen Verlauf die Verabredung getroffen worden sey, an dem Ueberfalle Theil zu nehmen: Chaparrito habe die Disposition dergestalt entworfen, daß sie sämmtlich noch an selbigem Tage gegen Abend in kleinen Trupps ohne Aufsehn aus Merico wegreiten, kurz jenseits Guadalupe aber sich vereinigen sollten. Er sey darauf wirklich besagten Abends zur Barriere von Peralvillo herausgeritten, und schon gleich außerhalb derselben mit Hilario el Charro zusammengetroffen; beide zusammen hätten sie sich dann nach den Hügeln (von Tapeyecac) begeben, daselbst etwa 20 Männer beisammen gefunden, bis gegen 9 Uhr sich stille gehalten, und dann sich nach Tizayuca in Marsch gesetzt. Sie wären die ganze Nacht durchgeritten, und hätten um die Morgendämmerung an einem Hügel Halt gemacht, um hier den Transport zu erwarten. Sobald sie denselben ansichtig geworden, habe Chaparrito Ordre gegeben, darauf loszustürzen, und also sey es geschehn; sie hätten das Geld geraubt, und zwei Engländer wären todt auf dem Platze geblieben, er (Chino) habe einen Piastersack (talega) genommen, und ihn, wie jeder den seinigen, am Sattelknapfe befestigt: darauf hätten sie sich zerstreut, aber etwa 2 Leguas weiter sich wieder vereinigt, und alles Geld in eine Masse zusammengeworfen, worauf Chaparrito die ordentliche Theilung vorgenommen. Auf des Deponenten Antheil wären etwa 170 Piaster gefallen, wovon er nachher 120 dem Schenkwirth Inaz Perez zu Meriko in Verwahrung gegeben. Nach der Theilung sey jeder seines eigenen Weges gezogen, und Deponent nach Meriko zurückgekehrt. Am Lichtmeßtage Nachmittags sey er zu Ortega ins Haus gegangen, habe daselbst den Mendoza getroffen, und nun alles Uebrige, wie schon vorhin erzählt, sich begeben. Deponent fügte noch hinzu, daß er an diesem Nachmittage durch Mendoza verwundet worden sey.

Dieser Angeklagte, welcher solchergestalt sein Verbrechen ohne Rückhalt eingestanden, und außerdem freiwillig erklärt hatte, seit längerer Zeit schon aus Diebstahl und Raub eine Lebensgewohnheit und seinen Lebensunterhalt gemacht zu haben, verweigerte nachher im artikulirten Verhör mit größter Halsstarrigkeit jede Antwort auf die ihm vorgelegten Fragen. Zugleich wußte er, während des ganzen Laufes der Untersuchung, und noch in der Armensünder-Kapelle, bald mit schlauer Umgehung, bald mit stolzer Zurückweisung, jede Aeußerung zu vermeiden, die zur Entdeckung neuer Mitschuldiger oder zur Ueberführung der schon bekannten hätte dienen können. Den Chaparrito, den einzigen, welcher von ihm genannt und gravirt worden war, hatte er augenscheinlich unter fingirtem Namen aufgeführt. „Wenn Kameraden durch ihn ins Unglück geriethen," sagte er mehr als einmal, „würde das ein ewiger Schandfleck auf seinem stets behaupteten Charakter eines braven und rechtschaffenen Mannes seyn." Am Tage der Schlußverhandlung vor dem Kriegsgericht wiederholte er sein früheres Bekenntniß eigener Schuld mit größter Bestimmtheit und Festigkeit, erklärte auch, daß er nichts zu seiner Vertheidigung hinzuzufügen habe. Bei Publikation des Todesurtheils zeigte er die größte Fassung, schalt heftig einen Mitverurtheilten wegen seines feigen, unmännlichen Benehmens, und machte einem andern bittere Vorwürfe, in Bezug auf Mitschuldige mehr ausgesagt zu haben als er verantworten könne. Etwa eine Stunde vor der Hinrichtung schien es, als ob er noch etwas auf dem Herzen habe; der Richter, dem es gemeldet ward, begab sich mit dem Aktuar in die Armensünder-Kapelle, und suchte ihm über Mitschuldige noch einige Aeußerungen abzugewinnen. Chino bat ihn aber, sich keine Mühe zu geben, und fügte hinzu: „was er zu sagen gewünscht habe, sey nur, daß die beiden Barreras unschuldig hingerichtet würden; sie wären zuverlässig nicht beim Raube gewesen, da er sie nicht gesehen habe.

Antonio Barrera, gebürtig aus Celaya, 34 Jahr alt, ledigen Standes, Schmuggler von Profession, war von der Polizei des Föderaldistrikts verhaftet, und gleichfalls am 6 Februar dem Gericht übergeben worden. Befragt, was er am Abend des 27sten und den ganzen 28 Januar hindurch getrieben, an welchen Orten er sich aufgehalten und mit welchen Personen er verkehrt habe? behauptete er damals am Schnupfen gelitten, und die besagten Tage und Nächte in seinem Hause zugebracht und geschlafen zu haben: beschrieb sehr genau Alles, was er angeblich vorgenommen, und nannte 12 Zeugen, mit welchen er an verschiedenen Orten, und aus bestimmten detaillirt von ihm angegebenen Gründen verkehrt haben wollte. Diese Zeugen, vorgefordert und befragt, läugneten aber theils gänzlich die Richtigkeit der auf sie bezogenen Thatsachen, und gaben sogar Gründe an, warum sie durchaus nicht richtig seyn könnten, theils behaupteten sie derselben nicht mehr sich zu erinnern. Der Inquisit Francisco Ortega versicherte von Camarilla gehört zu haben, daß beide Barreras in Gesellschaft des Charez beim Raube gegenwärtig gewesen; es sey aber

dieser Charez nicht der Verhaftete und in Untersuchung befindliche, sondern ein anderer gleiches Namens.

Die Beischläferin des Andrea Barrera, welche jedoch mit beiden Brüdern lebte, sagte aus: „Donnerstag Nachmittag 27sten Januar gegen 6 Uhr seyen Andrea und Antonio zu Pferde gestiegen und fortgeritten: letzterer habe eine Flinte, ein Paar Pistolen und einen Degen besessen, und beide hätten, wie sie sich zu erinnern glaube, diese Waffen unter sich vertheilt. Auf ihre an Andrea gerichtete Frage, wann er heimzukehren gedenke, habe derselbe erwidert, vielleicht am Sonnabend; und wirklich sey es etwa gegen Mittag dieses Tages oft geschehn. Nachdem sie ihre Pferde abgesattelt, sey Andrea schlafen gegangen, Antonio aber aus dem Hause, sie glaube zum Mittagessen." Befragt, ob sie die Gebrüder Barrera mit irgend einer Arbeit zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts beschäftigt gesehn habe, antwortete sie: „in der ganzen Zeit, die sie mit ihnen verlebt, habe sie niemals gesehn, daß sie gearbeitet: vielmehr hätten sie stets sich müßig umher getrieben, und all ihre Habe sey allmählich ins Leihhaus gewandert. Zuweilen habe sie in der That sie sagen gehört, sie müßten ausgehn um Tabak zu holen (einzuschwärzen), niemals aber dergleichen wirklich bei ihnen gesehen; doch glaube sie jetzt, daß ihre Abwesenheit vom 27 bis 29 Januar wohl nie solches Tabaksgeschäft zum Gegenstande gehabt haben könne.

Die Beischläferin des Catarino ei Chino erklärte: „Sonnabends 29 Januar etwa um Mittag — also zur Zeit wo Chino, seinem eigenen Geständnisse zufolge, von der Expedition zurückkehrte — sey sie im Pulque-Laden des Vasquez am Peñol (eine halbe Stunde von Meriko) gewesen, als sie ihren Zuhälter den Chino in vollem Galopp ankommen gesehen, begleitet von einem Manne, dessen Kleidung so wie das Signalement seines Pferdes sie umständlich beschrieb; beide wären eingetreten, und hätten Pulque gefordert; indessen habe dem Chino ihre Anwesenheit unbequem geschienen, und sie hätten sich bald wieder entfernt, den Weg nach der Stadt einschlagend: den Mann, welcher damals in ihres Zuhälters Gesellschaft sich befunden, habe sie später in der Gendarmerie-Kaserne und im Gefängnisse unter den Verhafteten wieder gesehn." Als man von Gerichts wegen ihr mehrere Abtheilungen Gefangener, aus solchen, die wegen des Raubes bei Tizapuca verhaftet waren, und aus andern gemischt, vorführen ließ, griff sie sofort den Antonio Barrera heraus, und versicherte, dieser sey es gewesen, der ihren Zuhälter zur erwähnten Stunde begleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tartarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827 vom Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet, in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London, von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden machten zunächst an einem Platze Halt, der, nach einem Tempel, Bewauni genannt wird; das ihm zunächst liegende Dorf, aus dem sie sich mit Lebensmitteln versahen, heißt Thaun. In der Nähe dieses Platzes gab es weiße und rothe Himbeeren im Ueberflusse. Ueber den Fluß Dschumli kommt man hier auf einem Sango oder Brücke aus Fichten. Je weiter die Reisenden auf ihrem Wege, der bald am Flusse, bald längs der Felsen hinführte, vorwärts kamen, desto wilder wurde die Gegend. Einzeln stehende riesige Deodars (Pinus deodas), ganz der ächten Ceder ähnlich, stiegen aus dem kahlen Felsen empor. Der Kaukur, oder bellende Hirsch, und der Ghurl, oder die wilde Ziege, hausen auf den nächstgelegenen Bergen. Nachdem die Reisenden durch das Dorf Bala gekommen waren, erreichten sie Morarra, ein elendes Dorf auf einem schwarzen Hügel. Hier wurde Kapitän Johnson krank und mußte von den Kuli's weiter getragen werden. Der Weg führte bergauf nach dem Corassu-Gorge (Paß) und dann 4½ Meilen weit abwärts an einem Abgrunde hin durch das Dorf Lalurie zu dem Nagun Gadh, einem ziemlich bedeutenden Flusse, am Fuß des Berges Janda'gan, über den die Reisenden gingen und ihr Lager am jenseitigen Ufer aufschlugen. Das Land war rings umher gut angebaut. Auf dem Corassu gab es hauptsächlich Eichen, Fichten und Rhododendron. Hier mußte der Kapitän wegen fortdauernden Uebelbefindens verweilen.

Am 1 Mai setzte er seine Reise im Tragsessel fort. Der Weg führte eine Meile weit aufwärts, und lief dann zwei Meilen weit theils eben, theils sanft abhängig zu dem Gebirge hin, an dessen Fuß sich der Nagun mit dem Bagirutti vereinigt. Der letztere Fluß strömt hier durch ein schönes, angebautes, ungefähr eine halbe Meile breites Thal. Die Berge steigen fast senkrecht empor, und an der westlichen Seite liegen drei oder vier Dörfer. Nach einem angenehmen Wege von fünf Meilen kamen die Reisenden nach Baretti, gingen dann durch das Dorf Dhurassu und setzten über den Gudol, wo sie, ein wenig oberhalb des Flusses, in einer Höhle, das letzte übrige Mitglied aus einem Kloster von Dschogi-Nonnen, ein achtzigjähriges Weib fanden, von dem sie mit Rosen beschenkt wurden. Nachdem sie noch zwei Meilen bergauf zurückgelegt hatten, kamen sie in das Dorf Pottorrah, wo sie ihr Lager in einer Höhe von ungefähr 4000 Fuß gerade über dem Bagirutti aufschlugen, der sich im Sonnenschein gleich einer Blutsteinader unter ihnen hinwand.

Nach einem Marsch von sechs Meilen, bald auf-, bald abwärts und durch Fichtenwälder, kamen unsere Reisenden in das kleine und sehr unreinliche Dorf Dhandra. Die Häuser hatten, wie gewöhnlich, drei Stockwerke; in dem untern befinden sich die Viehställe, im zweiten die Kornspeicher und im dritten wohnt die Familie. Unterhalb des Dorfes wird der Fluß von zwei vorragenden Felsen eingeengt, über welche ein Sango gelegt ist.

Im Dorfe Matti, der nächsten Station, stand das Thermometer im Zelt auf 92° F. (26⅔° R.). Nachdem die Reisenden auf einem sehr schlechten Sango über den Baretti gegangen waren, kamen sie in die Stadt Barahat. An diesem Tage fanden sie auf einem Baume ein Ameisennest aus Blättern gebildet, die mit einer dem Gummi ähnlichen Substanz zusammengefügt waren. Der Kapitän besuchte in dieser Stadt einen Tempel, der im Jahre 1803 durch ein Erdbeben eingestürzt worden war. Hier befand sich ein Dreizack aus Erz von ungefähr 16 Fuß Höhe, am Ende des Schafts mit einer Kugel von 30 Zoll Durchmesser versehen; auf dem achteckigen Schaft selbst steht eine Inschrift, über welche Raper, der einen des Nagri Sanskrit und des Persischen kundigen Mann bei sich hatte, keine genügende Auskunft erhalten konnte. Der Radschah von Nepal schickte vor einigen Jahren Gelehrte zu diesem Zweck aus, allein auch diese konnten die Buchstaben nicht entziffern. Unter den Einwohnern der Stadt geht die Sage, daß das Land einst von der chinesisch-tatarischen Dynastie bewohnt, oder ihr doch wenigstens tributpflichtig gewesen sey, und man will in der That zwischen den Buchstaben jener Inschrift und den chinesischen Zeichen Aehnlichkeit entdecken.

Am 6 Mai verließ unser Reisender den Bagirutti, und wendete sich links, um den Gebirgsrücken zu ersteigen, der diesen Fluß von dem Dschemna trennt. Der Weg führte längs des Baretti Gadh eine steile Anhöhe hinan, zu dem Dorfe Haila, und senkte sich dann in ein dicht von Bäumen und Schlingpflanzen beschattetes, fast ganz dunkles Thal, an dessen Ende das Dorf Kowa im Distrikt Salma liegt, umgeben von einem Gehölz von Deodars, unter denen einige von ungewöhnlicher Größe. Die Reisenden kamen hierauf durch einen Wald von Rhododendern in das Dorf Dyrekhot, stiegen dann über eine Gebirgskette, von welcher aus sie abermals in ein Thal gelangten, aus dem sie, einen

steilen Berg hinan, zu dem ungefähr 9000 Fuß hohen Paß Dschatini Ghati emporklimmten, von wo aus sie eine schöne Aussicht nach dem Rudru Himalaya, den Gebirgen oberhalb Gangotri, hatten. Von hier aus stiegen sie zu dem Schialba, einem Beifluß des Dschemna, hinab; der Weg führte in das Thal zu dem Dorf Kanura, wo sie zum Erstenmale den Dschemna sahen, der sich 1500 Fuß unter ihnen in einer Schlucht hinwand. Den Reisenden gegenüber, auf gleicher Höhe, befanden sich die Dörfer Patra und Thaur. Die Häuser in Kanura waren fünf und sechs Stockwerk hoch, von denen das erste nebst dem Dach rings herum sechs Fuß weit vorragte.

Von hier aus gingen die Reisenden, den Dschemna aufwärts nach Catnaur, einem Dorfe in einem kleinen angebauten, etwa 500 Fuß über dem Flusse gelegenen Gebirgswinkel. Das Wasser des Dschemna war so dunkelblau, daß es fast wie Dinte aussah. Auf den Gebirgen rings umher waren mehrere Stellen mit Schnee bedeckt; das Thermometer zeigte bei Sonnenaufgang 48° F. und zu Mittag 72°. F. Nachdem sie durch einen Fichtenwald gegangen waren, kamen sie in ein Gehölz von großen Deodars, das gebrannt hatte, und von dem nichts mehr übrig war, als schwarze verkohlte Baumstöcke. Der Fluß hatte dem Feuer Einhalt gethan, denn auf dem jenseitigen Ufer waren die Bäume grün. Der Weg, den unsere Reisenden von Barahat aus eingeschlagen hatten, ist keineswegs der kürzeste, es gibt noch einen andern, höher gelegenen, der in das Thal des Dschemna hinabführt, allein dieser war zu jener Jahreszeit des tiefen Schnees wegen nicht gangbar.

Von Catnaur aus folgte Kapitän Johnson auf eine kurze Strecke dem Laufe des Flusses, über den er dann auf einem zwanzig Schritte langen und zwei Fuß breiten Sango ging. Die Felsen steigen vom Fluß aus 1600 bis 2000 Fuß hoch empor, und sein Bett ist von 200 bis zu 800 Schritt breit. Der Fels besteht meist aus Granit, doch schienen einige herabgefallene Blöcke weißer Marmor zu seyn. Die Reisenden kamen durch das Dorf Dschenl, welches auf einem steilen, auf drei Seiten vom Flusse umgebenen Felsen liegt; hier stand vormals ein Fort, das aber im Jahre 1803 durch ein Erdbeben zerstört wurde. Von dieser Stelle aus hatten sie den ersten deutlichen Anblick des Benderpautsch. Nachdem man noch über einen höchst gefährlichen Sango gekommen war, gelangten die Reisenden durch ein dichtes Gehölz von Aprikosen und Wallnußbäumen in das Dorf Consala.

Jenseits desselben gingen sie auf einem Sango über den Sumna Gadh, und stiegen über steile Felsen zu dem wohlgebauten Dorfe Kana empor. Hier schlängelte sich der Weg, ungefähr 800 Fuß über dem Fluß, durch ein Gehölz von Maulbeer-, Aprikosen- und Wallnußbäumen. Ein rauher Pfad führte die Reisenden dann zu dem Rheam Gadh hinab, der einen etwa 60 Fuß hoch herabstürzenden Wasserfall bildet. Der Weg lief von hier aus zu dem Dorfe Bahri aufwärts, und senkte sich dann wieder zum Bette des Bhural Ganga hinab, das fast eben so breit als das des Dschemna ist, und über das die Reisenden auf einem Sango gelangten. Sie setzten dann ihren Weg, dem Lauf des letzten Flusses folgend, fort, den sie endlich auch auf einer Brücke von gleicher Bauart überschritten und in das Dorf Bonassu kamen. Von diesem aus folgten sie dem Laufe des Flusses, über den sie mehreremale setzten, und zwar zum Letztenmale an der Stelle, wo er den Jmri oder Unta Ganga aufnimmt, einen reißenden Strom, der seine Quellen in dem Schnee des Bhim ke Dhar, einem Ausläufer des Benderpautsch, hat; der Aufweg zu dem Dorfe Cursolu (ungefähr 9000 Fuß über der Meeresfläche) war sehr steil und mühsam. Cursolu ist höchst isolirt, denn der einzige zu ihm führende Pfad ist der kaum gangbare Weg, auf dem unsere Reisenden gekommen waren. Dennoch hatte es einen Anschein von Wohlhabenheit; es bestand aus etwa 25 Häusern, 3 oder 4 Tempeln aus Stein und Fichtenholz erbaut, und ungefähr 260 Akres Ackerland. Die Bewohner verfertigen die weißen wollenen Stoffe zu ihrer Kleidung selbst, und scheinen wenig Bedürfnisse zu haben.

Das Dschemnotri-Thal von sehr düstern und gar nicht einladendem Aussehen, lief von hier aus in nord-nordöstlicher Richtung fort. Die Gipfel der Berge konnte man in diesem beschränkten Raume nicht sehen, denn sie lagen hinter ungeheuern Deodars verborgen, die den Fuß der Gebirgsgruppe beschatteten. Die Reisenden hatten hier eines jener fürchterlichen, den alpinischen Regionen eigenen Gewitter zu bestehen.

Von Cursolu nach Luki am Bagerniti, zwei Tagereisen von Gangotri, führt ein Weg, der zu dieser Jahreszeit ungangbar war. Er geht über den Bhim ke Dhar, zwei Tage im Schnee und vier Tage ohne eine Wohnung zu treffen. Fraser legte ihn im Julius in tiefem Schnee zurück, und schätzte die Höhe des Gebirgsrückens auf 15,700 Fuß, wobei er die nordwestliche Spitze des Benderpautsch noch 7000 bis 8000 Fuß über sich hatte.

Da seit den letzten zwei oder drei Jahren Niemand nach Dschemnotrie gekommen war, so schickten unsere Reisenden Leute voraus, um Brücken und Leitern anfertigen zu lassen. Am Morgen des 12 Mai gingen sie das Thal hinauf nach Dschemnotri; das angebaute Land erstreckte sich eine Meile weit über das Dorf hinaus. Dann stiegen sie zwischen Felsenmassen und losem Gestein zum Bett des Flusses hinab, über den sie zu verschiedenenmalen hin- und hergingen, bald auf Sangos, bald hindurch watend. Der steile Aufweg nach Bheiro Ghati führt durch Niederholz, aus Zwergbambus und Kreuzdorn mit einzelnen Fichten untermischt bestehend. Die Reisenden kamen hier zu einem Tempel, aus drei aufrechtstehenden Steinen und einem oben darauf gelegten zusammengesetzt, in dem sie Opfergaben aus kleinen Dreizacks von Eisen bestehend fanden, Byram Dschi, der Gottheit des Flusses, geweiht. Ueber einen steilen Abhang auf losem Gestein und über Thonerde stiegen sie zum Fluß hinab, den sie an der Stelle erreichten, wo er einen kleinen Gebirgsstrom aufnimmt, der 50 Fuß hoch vom Felsen herabstürzt, und unter dem sie durch mußten.

Die Reisenden gingen jetzt flußaufwärts über steile schlüpfrige Felsen, die sie auf Leitern überstiegen, welche aus in Fichtenstämme gehauenen Kerben bestanden, bis sie endlich an eine Stelle kamen, wo das Thal etwa 40 Schritte breit ist und der Schnee 20 bis 30 Fuß hoch über dem Fluß liegt, der sich seinen Weg unter demselben durch sehr seltsam aussehende Höhlungen bahnt. Felsen von grauem Granit steigen zu beiden Seiten 12 bis 14,000 Fuß hoch fast senkrecht empor, und ungeheure in den Spalten wurzelnde Fichten, die sich über das Thal herabneigen, tragen nicht wenig zu dem wilden unheimlichen Charakter der Scenerie bei.

Die Reisenden setzten ihren Weg ungefähr anderthalb Meilen weit in dieser schauerlichen Schlucht immer aufwärts fort, wobei sie bald auf dem Schnee, bald im Bette des Flusses selbst gingen; denn da, wo die Klippen weit genug von einander standen, daß die Sonne eindringen konnte, war der Schnee verschwunden. Indem sie so im Flußbett fortgingen und an eine engere Stelle kamen, wo der Schnee noch nicht geschmolzen war, erhielten sie den vollen Anblick jener seltsamen Höhlungen. Der Schnee war an mehreren Stellen von dem Felsen in der Höhe von 5 bis 6 Fuß über dem Fluß weggeschmolzen, während die oberhalb liegende, noch 18 bis 19 Fuß dicke Masse gleich einem Bogen noch immer fast die ganze Breite des Thales einnahm oder hier und da von einem höhern Felsen gestützt wurde, der diesem Eisdach als Pfeiler diente. Auf einer der Schneeschichten fanden die Reisenden die Ueberbleibsel mehrerer Moschusthiere und Costuries, die, obschon sehr verwittert, doch immer noch einen starken Bisamgeruch verbreiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Im verflossenen Jahre erschien zu Helsingfors eine Uebersetzung der Oden Anakreons und Sappho's von E. A. Jngmann in die finnische Sprache, ferner eine Uebersetzung des „Goldmacherdorfs" und die erste Tragödie, die je in dieser Sprache gedichtet wurde. Es ist dieß eine lokalisirte Nachahmung Macbeths von Fr. Lagerwall. Dr. Lönrot, Distriktsarzt zu Kajana, hat auf seinen zahlreichen Fußwanderungen, die sich bis ins Gouvernement Archangel erstreckten, eine große Sammlung alter finnischer Lieder und Balladen zusammengebracht, die er jetzt in Ordnung bringt, und welche von der finnischen literarischen Gesellschaft zu Helsingfors herausgegeben werden wird.

*

Eine neuere Reise nach Nubien bis über Meroe hinauf wird in Kurzem in England mit vielen bildlichen Darstellungen der Tempel und sonstigen Ueberreste des Alterthums von einem Herrn Hoskins erscheinen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 123. 3 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Vierter Artikel.)

Damaskus.

„Wir sollten heute Damaskus erreichen, und nahmen daher vollständige türkische Kleidung an, um in der Nähe der Stadt nicht als Franken erkannt zu werden. Meine Frau hüllte sich vom Kopf bis zu den Füßen in einen weißen Schleier von Leinwand. Die fanatische Bevölkerung der Stadt macht diese Vorsicht nothwendig, denn unter allen Orientalen haben die Damascener allein den religiösen Haß gegen Europäer und ihre Kleidung beibehalten, sie allein haben sich geweigert europäische Konsuln zuzulassen, und die freie und heilige Stadt durch etwas beflecken zu lassen. Troß der Drohungen der Pforte, troß der Oberherrschaft von Ibrahim und einer ägyptischen Garnison von 12,000 Mann haben die Damascener dem englischen Generalkonsul von Syrien den Eintritt versagt, und zwei furchtbare Aufruhre sind auf das bloße Gerücht seiner Ankunft ausgebrochen. Die Ankunft eines Europäers in fränkischer Bekleidung würde denselben Erfolg hervorbringen, und wir haben alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln genommen. Ein einziger Europäer der die Sitten und die Kleidung der Araber angenommen hat, und für einen armenischen Kaufmann gilt, hat sich seit einigen Jahren der Gefahr eines Aufenthalts in der Stadt ausgesetzt, um dem Handel auf der Küste von Syrien nützlich seyn zu können. Es ist Herr Baudin, der französische Konsulatsagent. Er war früher Agent von Lady Stanhope, welche er auf ihren ersten Reisen nach Balbek und Palmyra begleitete, später wurde er von der französischen Regierung mit dem Kauf von Pferden in der Wüste beauftragt; er spricht arabisch wie ein Eingeborner, und hat Freunde unter allen Stämmen der Umgegend. Er hat eine Araberin von europäischer Abstammung geheirathet, lebt seit 10 Jahren in Damaskus, und war troß seiner zahlreichen Verbindungen mehrmals in Todesgefahr. Zweimal war er genöthigt zu entfliehen, um einem gewissen Tode zu entgehen; er hat daher ein Haus in der christlichen Stadt Zalli am Fuße des Libanon gebaut, wohin er sich zu Zeiten von Unruhe flüchtet. Und dieser muthige, intelligente, thätige Mann, der Frankreich die größten Dienste leistet, und das einzige Mittel der Kommunikation von Europa mit dieser großen Stadt ist, hat nur eine Besoldung von 1500 Fr., während die Konsuln in den Häfen der Levante in Sicherheit und umgeben von allem Luxus leben. Ich hatte ihn im letzten Jahre kennen gelernt, meine Reise nach Damaskus mit ihm verabredet, und schickte ihm diesen Morgen einen arabischen Boten, um ihn von unserer Ankunft zu benachrichtigen.

Gegen neun Uhr Morgens ritten wir an einem Berge hin, der mit den Gärten und Landhäusern der Damascener bedeckt ist, eine schöne Brücke führt über den Strom an seinem Fuße, und zahlreiche Züge von Kamelen brachten Steine, um zu neuern Bauten zu dienen. Alles zeigte die Nähe einer großen Stadt, die Wege sind mit Reisenden, Bauern und Soldaten bedeckt; wir steigen eine tiefe Schlucht hinab, die links von einer senkrechten Gebirgswand, rechts von einem vierzig Fuß hohen Parapet von Felsen beschränkt ist, die Araber von Zebdani, welche uns geleiteten, stießen plötzlich ein Freudengeschrei aus, zeigen mir eine Oeffnung in der Felsenwand rechts, und es öffnet sich durch sie meinem Blick der prachtvollste Horizont den ich gesehen habe. Einige hundert Schritte unter uns lag Damaskus umgeben von seinen Mauern von gelbem und schwarzem Marmor mit ihren unzähligen Thürmen, und ihren ausgebrochenen Zinnen, beherrscht von einem Wald von Moscheen und Minarets, durchbrochen von den sieben Armen seines Flusses und zahllosen Bächen; es dehnte sich ins Unendliche hin in einem Labyrinth von blühenden Gärten, und streckte hin und wieder seine unermeßlichen Arme in die grüne Ebene hinein, die es auf 10 Meilen im Umkreis mit einem Wald von Sycomoren und Brunnen aller Form umgab: es schien sich von Zeit zu Zeit unter dem Gewölbe der Bäume zu verlieren, und erschien dann wieder in breiten Gruppen von Häusern, Vorstädten, Landhäusern und Dörfern. Es war ein Labyrinth von Gärten, Palästen, Wassern, worin das Auge sich verlor. Wir drängten uns an die Oeffnung im Gebirge wie an ein Fenster, und betrachteten bald stillschweigend, bald unter Ausrufungen von Erstaunen das zauberische Schauspiel, das sich so plötzlich und so vollständig vor unsern Augen entwickelte.

Endlich ritten wir weiter, die Felsenwand, die uns die Stadt verbarg, wurde immer niedriger, und ließ uns bald den ganzen Horizont offen, wir waren nur noch 500 Schritte von den Mauern der Vorstädte, die von zierlichen Kiosken und Land-

häusern umgeben gleichsam einen goldenen Ring um die Stadt bilden. Die viereckigen Thürme, mit denen die Mauer besetzt ist, sind mit Arabesken bedeckt, welche von gothischen Bogen mit dünnen Säulen wie biegsamem Rohr, durchbrochen, und deren Zinnen in Form von Turbanen ausgehauen sind. Die Mauern bestehen aus weißen und schwarzen Quadern, welche symmetrisch abwechseln; die Gipfel der Cypressen im Innern der Stadt erheben sich über sie, und bekrönen sie mit einem dunkeln Grün. Die zahllosen Kuppeln der Moscheen und Paläste einer Stadt von 400,000 Seelen werfen die Sonnenstrahlen zurück, und die blauen und glänzenden Wasser der sieben Strömungen erscheinen und verschwinden zwischen dem Wasser und Gärten. Ueberall schlingt sich wie in Neapel die Rebe um die Fruchtbäume, und die Erde unter ihnen ist mit Getreide, Mais und Gemüsen bedeckt; kleine weiße Häuser erscheinen hin und wieder unter dem Grün der Gärten, und dienen den Gärtnern zur Wohnung oder dem Besitzer zum Landhaus; die Gärten sind mit Pferden, Schafen, Kamelen, Tauben und Allem was die Natur beleben kann, bevölkert, sie sind gewöhnlich einen bis zwei Morgen groß und durch Hecken getrennt; eine Menge von beschatteten und mit Bächen gekühlten Wegen schließt sich durch die Masse der Gärten, und verzweigen sich bis auf 20 und 30 Meilen von der Stadt.

Hier erschien unser erwarteter Führer, es war ein armer Armenier mit dem schwarzen Turban, den alle Christen der Stadt tragen müssen; er machte uns ein Zeichen, und führte uns an den Mauern hin an ein fast verlassenes Thor im armenischen Quartier, wo Baudin wohnt. Man ließ uns ungestört durch das erste Thor ziehen, aber am zweiten, denn jedes Quartier hat seine Mauern und Thore, wurden wir angehalten. Ich wünschte unbekannt zu bleiben, und für einen syrischen Kaufmann zu gelten. Da jedoch der Streit am Thore sich verlängerte, und eine Menge Menschen sich versammelte, so gab ich meinem Pferde die Sporen und ritt an die ägyptische Hauptwache, die uns angehalten hatte, weil sie Jagdflinten unter dem Gepäck bemerkt hatte, deren Einführung von dem ägyptischen Gouverneur der Stadt, Scherif Bei, verboten war, da man täglich einen Aufstand gegen die Aegyptier erwartete. Ich hatte glücklicherweise einen Brief, den ich kürzlich von Ibrahim erhalten, bei mir, und gab ihn dem kommandirenden Offizier, er las ihn, drückte ihn an die Stirne, und ließ uns unter vielen Entschuldigungen passiren. Wir irrten hierauf eine Zeit lang in einem Labyrinth enger und schmutziger Straßen herum, die aus kleinen Häusern von Erde bestanden, deren Wände auf uns hereinzufallen schienen. An den Fenstern bemerkten wir zwischen den Gittern die reizenden Gesichter junger armenischer Mädchen, welche durch das Geräusch unserer Cavalcade angezogen, uns vorbeireiten sahen, und uns ihr Salam zuriefen. Endlich hielten wir an einer kleinen engen Thüre, in einer Gasse, die kaum breit genug war uns durchzulassen, wir stiegen ab, passirten einen niedern und finstern Gang, und fanden uns wie durch Zauberei in einem Hof, mit Marmor gepflastert, von Sycomoren beschattet, von zwei morischen Springbrunnen gekühlt, und von marmornen Säulengängen und reichverzierten Salons umgeben: wir waren bei Baudin. Sein Haus ist wie die aller Christen in Damaskus, von Außen eine elende Ruine, von Innen ein Palast. Die Tyrannei der fanatischen Menge zwingt diese Unglücklichen ihren Wohlstand zu verbergen, und äußerlich nichts als Ruinen und Elend zu zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Merikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalls.

(Fortsetzung.)

Außer der Anklage bei dem jetzt in Frage stehenden Straßenraube mitgewirkt zu haben, lastete auf beiden Barrera's noch dringender Verdacht anderer schwerer Verbrechen. Erstlich sollten sie, in Gesellschaft mehrerer Spießgesellen, die Urheber des meuchelmörderischen Ueberfalls gewesen seyn, welchen am 12 Dec. 1829 der geistliche Diaconus D. José Tenorio, in der Gasse de los siete principes erlitten hatte. Von dem Verletzten und drei Zeugen war ausgesagt worden, sie hätten an einer Straßenecke sich versteckt gehalten, und einen Kundschafter ausgestellt, sie von der Annäherung des Paters zu benachrichtigen; als dieser gekommen, sey Antonio Barrera zu Pferde, ein Pistol in der Hand, auf ihn losgesprengt, habe ihm erst einen Peitschenhieb ins Gesicht versetzt, dann das Pistol auf ihn losgedrückt, dessen Kugel ihm durch die Brust gegangen; als er darauf zu den Füßen des Pferdes niedergesunken, sey Andrea Barrera, gleichfalls beritten und bewaffnet, hinzugekommen, und habe auch sein, jedoch versagendes Pistol, auf ihn abgedrückt. Antonio habe darauf zum Waidmesser gegriffen, und damit dem Halbtodten noch mehrere Hiebe und Stiche über den Kopf, ins Gesicht und auf den Arm versetzt. Glücklicherweise habe der herbeigeeilte Kutscher des D. Franc. Arteago ihn noch aus den Händen der Bösewichter gerettet, welche dann die Flucht genommen. — Der Pater lag lange Zeit hoffnungslos an seinen Wunden darnieder, genas zwar endlich, bleibt aber paralytisch für seine Lebenszeit. — Zweitens wollte man die besagten Gebrüder als Mitglieder einer Räuberbande erkannt haben, welche im Jahre 1825 einen nächtlichen Ueberfall zu Xochimilco ausgeführt, und sogar gegen aufgebotene Truppen mit größter Frechheit sich zur Wehre gesetzt hatte.

Im artikulirten Verhör beharrte Inquisit Antonio Barrera dabei, seine Anwesenheit beim Straßenraube zu Tizayuca durchaus zu läugnen. Er wiederholte die frühere Demonstration seines angeblichen Alibi, und ließ sich nicht dadurch irren, daß sämmtliche Zeugen, auf die er sich berufen hatte, ihre dieselbe entkräftende Aussagen ihm ins Gesicht erneuerten. Seine Beischläferin sowohl als die des Chino bestätigten bei der Konfrontation ihre frühern Depositionen. Doch ließ letztere sich später verleiten, die ihrige unter dem Vorwande zu widerrufen, daß sie durch den Fiskal erzwungen worden sey. Inquisit suchte hierauf eine Perhorrescenz desselben Fiscals zu begründen, indessen ergab die über diesen Incidentpunkt angestellte summarische Untersuchung, daß jenes Weibsbild einer argen Verleumdung durch ihr Vor-

geben sich schuldig gemacht, und nur auf fremde Verleitung im Interesse der Angeklagten sich derselben erfrecht hat.

Ueber Anton Barrera's Schuld bei Verwundung des Pater Tenorio ward voller Zeugenbeweis zu den Akten gebracht, und endlich auch des Inquisiten eigenes Geständniß erlangt. Er suchte sich mit Gründen persönlicher Feindschaft gegen den besagten Pater zu entschuldigen.

Am Raubversuch zu Xochimilco und der dabei den Truppen geleisteten Gegenwehr läugnete Inquisit zwar alle Theilnahme, indessen ward dieselbe durch 10 Zeugen erwiesen, worunter drei Defensional- und drei Augenzeugen: die vier übrigen zeugten zwar nur von Hörensagen: ihre Aussagen bewiesen aber wenigstens die öffentliche Notorität der Sache unter allen Einwohnern von Xochimilco. Es erwies sich vollständig bei dieser Gelegenheit, daß seit langen Jahren schon beide Gebrüder durch die öffentliche Meinung als Raubgesindel bezeichnet worden waren.

Vor dem Kriegsgericht benahm sich Antonio mit großer Frechheit und Heftigkeit gegen den Fiscal. Seine Vertheidigung brachte nichts Neues von Erheblichkeit zum Vorschein.

Andrea Barrera, gebürtig aus Celepa, 30 Jahre alt, unverheirathet, seines Gewerbes ein Maulthierfrachtführer, war dem Gerichte am 6 Februar durch die Polizei des Föderaldistrikts übergeben worden. Befragt über Aufenthalt und Beschäftigung am 27 bis 29 Januar, behauptete er, wie sein Bruder, diese Tage zu Hause und die Nächte in seinem Bette zugebracht zu haben. Wie beim Bruder aber läugneten die zum Beweise des Alibi von ihm aufgerufenen Zeugen theils gänzlich die Thatsachen ab, welche sie bestätigen sollten, theils wenigstens alle Erinnerung derselben.

Für die Anwesenheit dieses Inkulpaten beim Raube von Tizayuca streiten — mit einziger Ausnahme der nicht ihn, sondern allein seinen Bruder berührenden Aussage der Beischläferin des Chino — dieselben Argumente, welche schon im Prozesse des Antonio erwähnt wurden. An der Mißhandlung des Pater Tenorio läugnete er jede Theilnahme, und behauptete, jedoch ohne es zu beweisen, daß er zu jener Zeit gar nicht in Meriko anwesend gewesen sey; die Zeugen aber hielten einstimmig und beharrlich ihm das Gegentheil vor. In Xochimilco wollte er anfangs auch nicht zugegen gewesen seyn, und überhaupt ganz und gar nichts von der Sache wissen: in der Konfrontation mit den Zeugen ward er jedoch am Ende dahin gebracht, einzuräumen, er sey in jener Nacht mit seinem Bruder im Orte gewesen. Daß er aber, wie die Zeugen aussagten, Waffen, und namentlich einen Karabiner geführt, stellte er fortwährend in Abrede, läugnete auch das von ihnen erwähnte, und selbst von seinem Bruder zugestandene Flintenfeuer gehört zu haben. Vor dem Kriegsgericht wiederholte er bloß seine früher schon aktenmäßig gewordenen Aussagen.

Pedro Gutierrez Tarelo, gebürtig aus Orizaba, 56 Jahre alt, ledig, Schmuggler von Profession, war ebenfalls am 6 Febr. durch die Gouvernementspolizei dem Gerichte überliefert worden. Auf die Fragen über seinen Aufenthalt und Verkehr zwischen dem 27 bis 29 Januar, versicherte er, „den ganzen Donnerstag den 27sten zu Hause gewesen zu seyn; am Freitage aber sey er nach Llanos de S. Lazaro gegangen, einer von seinem Schwager José Maria Carranza zu bringenden Ladung Tabak entgegen (es war dieser sein Schwager schon seit Oktober v. J. aus Meriko entfernt, ohne daß man seit dem die mindeste Nachricht von ihm erhalten). Er habe die ganze Freitagsnacht in jenen Waidegehegen (potreros) zugebracht, stets den Tabak erwartend, und Sonnabend Morgens gegen 6 Uhr sey er wieder nach Hause gekehrt. Diese ganze Expedition habe er zu Fuße abgemacht, weil er kein Pferd besitze; niemand habe ihn begleitet und er mit niemand gesprochen, ja niemanden gesehn, so wie auch er von niemanden gesehn worden. Einen Schuster (den Ortega) habe er in diesen Tagen gar nicht besucht, und auch nirgends Kaffee getrunken, eben so wenig irgend jemanden ein Pferd, ein Waidmesser, oder sonst irgend etwas aufzubewahren gegeben. Er kenne weder den Juan Aguilar noch den Ortega ei Pollo. Noch niemals habe er im Verhaft gesessen; auch sey er erst vor wenigen Monaten nach der Hauptstadt gekommen, wo er folglich auch keine Bekanntschaften irgend einer Art besitze."

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Der Weg führte jezt auf eine Felsenwand, über deren einen Theil sich der Fluß mit großer Gewalt herabstürzte, und dann kamen die Reisenden zu den heißen Quellen von Dschemnotri. Diese Quellen entspringen aus einem Felsen, zehn oder zwölf Fuß über dem Flußbett, und ergießen sich in den Strom, wobei sie den Felsen mit einem Niederschlag von verschiedenen Farben, hauptsächlich aber von gelber, bedecken, der weich und schlammig anzufühlen ist. Oberhalb der Felsenwand springt ein Strahl des heißen Wassers fünf bis sechs Fuß hoch durch eine Spalte empor, und hier ist der Schnee in einem Umkreis von 20 bis 30 Schritten geschmolzen. Die Hindus baden in einem kleinen Bassin, in welchem sich das Wasser der heißen Quellen mit dem des Flusses vermischt, und doch noch warm genug ist; nach dem Bade zeichnen sie sich mit einem gelben Strich, von dem Niederschlag der Quelle, an der Stirn. Dieser Platz mit seinen Quellen galt bisher allgemein für die Stelle, wo der Dschemna entspringt, und war der fernste Punkt, den Hodgson und Frazer erreichten. Nur mit Mühe konnten unsere Reisenden den Punbit (Dolmetscher) bewegen, weiter zu gehen, da von seiner Gegenwart das Bleiben oder Gehen der Führer abhängig ist. Man ging noch eine halbe Meile weit vorwärts über eine Schneeschichte, die den Fluß in einer Dicke von 30 bis 40 Fuß bedeckte; die Schlucht wurde immer enger, und endlich kam man an eine Oeffnung, wo die Felsen ein kleines Amphitheater bildeten, und wo die Schneeschichte sich über einen Raum von ungefähr drei Akres ausbreitete. Dem Eingang zu diesem Cirkus gerade gegenüber befand sich ein nackter Fels von ungefähr 40 Fuß Höhe, über den eine augenscheinlich von dem oberhalb schmelzenden Schnee erzeugte Wassermasse in ein kleines Bassin von Granit herabstürzte, von wo aus sie sich unter dem Schnee einen Weg in der Richtung nach den heißen Quellen hin bahnte. Linker Hand war eine enge ganz mit Schnee ausgefüllte Schlucht ohne irgend eine Spur von Wasser sichtbar, und nach Oben schauend hatten die Reisenden den vollen Anblick des mit gefrornem Schnee überzogenen Gebirges, das sich bei 4000 Fuß hoch erhob. Dieß war also der höchste bis jezt erreichte Punkt des Dschemna, den Kapitän Johnson auf 11,200 Fuß über dem Meeresspiegel schäzt; die heißen Quellen liegen 10,840 Fuß hoch. In einer Höhe von 1560

bis 2000 Fuß über dem Standpunkt der Reisenden stiegen noch Fichten aus dem Schnee empor.

Die Vegetation am Eingange der Schlucht bestand aus Stechpalmen, die hier die Größe eines Waldbaums erreichen, Eichen- und Haselnußbäumen nebst einem Niederholz von gelbem Jasmin, Rosenbüschen und Rhododendron in den Felsenspalten. Dann kamen verkrüppelte Birken und Berberitzen, bis endlich auch der Zwergbambus verschwand, und nichts mehr zu sehen war, als ungeheuere Deodars, die aus dem Schnee emporstiegen, und sich, so weit das Auge reichte, in Waldungen ausbreiteten.

Die Entfernung von Dschemneter nach Cursoll beträgt in gerader Linie wahrscheinlich nicht mehr als fünf Meilen, und die Reisenden kamen ohne Unfall zurück, ausgenommen daß der Dolmetscher und zwei der Führer eine ziemliche Strecke weit in den Schnee hinabrollten. Alle hatten jedoch sehr von der Sonnenhitze gelitten und waren sehr ermüdet.

Kapitän Johnson und seine Gefährten brachen jetzt ohne Verzug nach dem Süden auf, weil sie den Broang Ghati, den niedrigsten der Pässe, welche nach Kunawar führen, noch vor Eintritt des periodischen Regens zu erreichen wünschten. Der Weg, den sie dahin einschlugen, war vor ihnen noch von keinem Europäer betreten worden. Nach ihrer Rückkehr besuchten sie die Stelle zu Bonassa, wo der Fluß 80 Fuß hoch über einen Felsen von gelbem dem Marmor ähnlichen Gestein herabstürzt. In der Nähe fand sich eine heiße Quelle, deren Wasser einen gelben Niederschlag absetzte, und heiß genug war, um Reiß darin zu sieden.

Von Consala gingen die Reisenden nach Catnaur zurück, von wo aus sie durch einen hoch über dem Flusse gelegenen Fichtenwald wanderten, und dann in ein angebautes, hie und da mit Buschholz bedecktes Land bis zum Bett des Flüßchens Schialba hinabstiegen. Später gelangten sie auf einem Sango über den Dschemna, der aus nichts als einem unbehauenen Fichtenstamm bestand, welcher bis zu einem in der Mitte des Flusses stehenden Felsen reichte, von wo aus eine ähnliche Vorrichtung an das jenseitige Ufer führte. Dann folgten die Reisenden dem Laufe des Flusses auf dem rechten Ufer, und kamen endlich in das auf einer steilen 500 Fuß hohen Anhöhe gelegene Dorf Thaun. Von diesem Dorfe aus gingen sie in südlicher Richtung nach dem Nugwan Gadh, kamen durch das Dorf gleiches Namens und machten in dem großen volkreichen Dorfe Patra Halt.

Nachdem sie hier erfahren hatten, daß man auf einem kürzern Wege, durch das Rama Serai (glückliche Thal), zu dem Zusammenflusse des Pabur und Tonse gelangen könne, wendeten sich unsere Reisenden nach Westen, gingen über den Rücken des Gebirges nach Dukeat und nahmen dann ihren Weg in westnordwestlicher Richtung den Bunal Gadh aufwärts. Sie legten eine Strecke von ungefähr fünf Meilen in dem Thal dieses Flusses zurück, das dicht mit Dörfern und auf jedem Quadratfuß seines Bodens angebaut ist. Da sie die ersten Europäer waren, welche dieses Weges kamen, so erregten sie die Neugier der Eingebornen im höchsten Grade.

Die Reisenden gingen bei dem Dorfe Guduri über den Bunal Gadh und setzten dann ihren Weg den Kanda Gadh aufwärts fort; ein schönes Thal, in welchem es von schwarzen Rebhühnern wimmelte. Nach einem Marsch von drei Meilen kamen sie in das auf die Höhe des Durstall Ghati mitten in einem Gehölze von Bäumen mannichfacher Art gelegene Dorf Kanda. Auf dem Gipfel des Ghati genossen sie den ersten Anblick des fruchtbaren etwa zwei Meilen breiten Thales Rama Serai, das sich in nordöstlicher Richtung 11 bis 12 Meilen weit bis zu dem alten Fort Sircot ausdehnt, das auf der höchsten Spitze des Kedar Kanta liegt, ein hoher Gebirgsvorsprung und Ausläufer des Schneegebirgs zwischen dem Benderpantsch und den Quellen des Tonse. Rama Serai war vormals unter einheimischer Herrschaft königliche Waldung und Jagd, ist aber jetzt sehr vernachlässigt und schwach bevölkert, weil seine üppige Vegetation es sehr ungesund macht. Es gibt hier Leoparden, Bären und wilde Schweine in Menge, von Tigern aber, die ebenfalls hier hausen sollen, sah Kapitän Johnson keine Spur, auch wußten die Bewohner, bei denen er viele Bären- und Leopardenfelle fand, nichts von Raubthieren dieser Art.

Vier Meilen vom Eingange erreichten die Reisenden das Dorf Kundal, unweit Ghundeat, welches das größte Dorf im Thal ist; hier kauften sie Schafe, um sie mit sich in die Berge zu treiben. Als sie Ghundeat hinter sich hatten, stiegen sie einen steilen Berg zu dem Dschermala Ghati an der westlichen Seite des Thales empor, gingen dann in nordwestlicher Richtung, das Fort Sircot rechts lassend, durch einen Fichtenwald abwärts, kamen über den Kedar Kanta und gelangten endlich auf einem jäh abwärts führenden Wege an den Guru Gadh, einen Beifluß des Tonse. Diesen Strom mußten sie zweimal durchwaten, ehe sie in das Dorf Kursar kamen, dessen Einwohner noch niemals Europäer gesehen hatten.

Am Ausflusse des Guru Gadh sahen sie den Tonse zum Erstenmal; ein tiefer Fluß mit starker Strömung, zweimal größer als der Dschemna, dessen Wasser durch den geschmolzenen Schnee getrübt waren. Die Reisenden gelangten auf einem Sango über denselben und lagerten sich an seinem Ufer, auf einer Stelle, Ghun Khatra genannt, wo jedoch kein Dorf stand. Die Scenerie war hier die gewöhnliche: seltsam geformte, rauhe, zackige Felsen und fast senkrecht emporsteigende Klippen, deren kahlste Stellen mit Fichten besetzt waren, dann Wälder von diesen Bäumen und hie und da ein Grasplatz.

Unsere Reisenden verließen den Tonse, indem sie dem Marmur Gadh folgten, einem kleinen Flusse in einem düstern mit Gras und Schilf bedeckten Thal, und stiegen dann, an der Quelle dieses Flusses, rechter Hand eine steile Anhöhe hinan, wo sie das kleine Dorf Petri fanden, das rings von Aprikosenbäumen umgeben war, aus deren Zweigen der Ruf schwarzer Rebhühner und Tschucoris ertönte.

Von Petri aus ging es über den Berg nach Soraß, von wo die Reisenden nach einem andern kurzen Aufwege und auf einem durch einen schönen Wald von Silbertannen tief abwärts führenden Pfade an den Fuß des Baltschu Kanta kamen. Die Schwierigkeit des Ersteigens wurde durch eine ungeheure Anzahl umgefallener Deodars vermehrt, von denen mehrere 16 bis 20 Fuß im Umfange hielten. Aus dem Ghati oder der Gebirgsschlucht stiegen sie durch schöne Waldungen zu dem Tschighin Gadh, einem Beiflusse des Pabur, herab, hielten sich zu Gokal Khoti, einem einige hundert Fuß über dessen Bett gelegenen Dorfe auf und gingen dann über den Fluß, dessen Lauf sie bis zu seiner Vereinigung mit dem Cuneat Gadh, einem breiten und reißenden Strom, verfolgten, wobei sie durch das Dorf Dughull kamen. Ueber den zuletzt genannten Fluß gelangten die Reisenden auf einem Sango, und hatten dann einen äußerst beschwerlichen aufwärts führenden Weg bis zu dem sehr ärmlichen Dorfe Kirwan zurückzulegen, das ungefähr 5000 Fuß hoch über dem Pabur zwischen ungeheuren losgerissenen Felsenmassen liegt, von denen mehrere so groß als das Dorf selbst waren. Aprikosenbäume standen rings um dasselbe, und in den Felsenspalten krochen Schaaren von Eidechsen umher. Ein kurzer Weg am Abhange des Berges führte die Reisenden nach Azalt, ein dem Pabur gegenüber sehr schön gelegenes Dorf mit reich angebauten Ländereien.

Von Azalt aus ging es jäh abwärts zu dem Cunnoan Gadh, und dann wieder aufwärts über den Gipfel eines Berges in das Thal des Pabur hinab. Von hier aus führte der Weg bergauf durch Mandal, ein großes, volkreiches Dorf, nach Kontan, 2700 Fuß oberhalb des Flusses und 7898 Fuß über dem Meeresspiegel. Der Boden, auf welchem die Reisenden lagerten, war, wie Kapitän Johnson sagt, unsern Braunkohlengruben ganz ähnlich. Der Kapitän mußte hier einige Tage verweilen, weil er abermals von einer Unpäßlichkeit befallen wurde; er und seine Gefährten fühlten sich hier sehr von kleinen Fliegen, ungefähr von der Größe der Sandfliege, belästigt.

Der Pabur ist breiter als die übrigen bereits genannten Flüsse, er gleicht minder einem Gebirgsstrom, auch steigen die Gebirge zu beiden Seiten nicht so steil, sondern die ersten 3000 Fuß in sanften Abhängen empor. Seine Ufer sind gut angebaut und mit Dörfern besetzt, von denen jedes von einem Gehölze von Aprikosen- und Wallnußbäumen umgeben ist, während jenseits der Gränze des Anbaues die Gipfel der Berge mit dichten Fichtenwäldern besetzt sind, zwischen denen hie und da ein grüner Grasplatz hervorblickt, auf welchen die Dorfbewohner ihre Heerden weiden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 124. 4 Mai 1835.

Mexikanisches Allerlei.

Aktenmäßige Erzählung eines merkwürdigen Kriminalfalles.

(Schluß.)

Nun glaubte man durch die Untersuchung hinlänglich aufgeklärt, daß Tarelo, in Ortega's Gesellschaft, bewaffnet mit einem breiten Waidmesser, und einem Fuchsschecken mit weißem Gesichtsflecken reitend am 29sten Januar nach Ortega's Hause gekommen sey, daselbst Kaffee getrunken, über den Raub von Tizayuca allerlei Gespräche geführt, endlich Waidmesser und Pferd — welches letztere, wie oben schon erwähnt, dem Atanasio Rosas in der Nacht des 27sten zu Tizayuca gestohlen war, und nach Ortega's Verhaftung durch einen bekannten Räuber Gerardo Arriaga wiederum aus dessen Stalle entwendet wurde — dort in Verwahrung gelassen habe. Bemüht die Widersprüche zwischen diesen Thatsachen und seinen Aussagen zu versöhnen, verstrickte sich Inquisit beim artikulirten Verhör in ein Lügennetz, so daß daraus Verdachtgründe gegen ihn hervorgingen, stark genug in ihrer Gesammtheit, um wenigstens die Anwendung einer schweren außerordentlichen Strafe gesetzlich zu rechtfertigen. Daher verurtheilte das Kriegsgericht diesen Inquisiten, nachdem er bei der Schlußverhandlung nur seine früheren Angaben wiederholte, ohne sie wahrscheinlicher zu machen, zu achtjähriger Festungsarbeit, womit er sich vollkommen zufrieden bezeigte, und ohne weitere Berufung, das Urtheil die Rechtskraft beschreiten ließ.

Juan Ricarte, gebürtig aus Mexiko, 29 Jahr alt, ledig, Steinmetz von Profession, war ebenfalls am 6ten Februar durch die Gouvernementspolizei dem Gerichte zur Verfügung gestellt worden. Er erklärte zuvörderst von der ersten Kompagnie des Regiments Nr. 11 desertirt zu seyn. Die Tage des 27sten und 28sten Januars wollte er ruhig in der Werkstatt des Carlos Ricarte gearbeitet, und die Nächte in seinem Hause geschlafen haben. Zur Bestätigung dieser Angaben ließ er sieben Zeugen laden, deren Mehrzahl auch in der That sie bestätigte. Dagegen stritten wieder gleichförmige Aussagen zweier Zeugen, welche ihn, am Nachmittage des 27sten Januars, in Gesellschaft eines Unbekannten, durch Guadalupe auf den Weg nach Zacoalco reitend gesehen haben wollten. Der Inkulpat längnete hartnäckig, während des ganzen Prozesses, die Richtigkeit dieser Angaben, behauptete seine eben am besagten Nachmittage ununterbrochen statt gefundene Anwesenheit in erwähnter Werkstatt, und ward in dieser Behauptung durch seine Defensionalzeugen beharrlich unterstützt. Konfrontirt mit den Anklagezeugen perhorrescirte er sie, weil zwischen ihm und ihnen Gründe persönlicher Feindschaft obwalteten, wovon freilich die Zeugen nichts wissen wollten. Unter diesen allerdings zweifelhaften Umständen fand das Kriegsgericht sich veranlaßt den Juan Ricarte in dieser Sache freizusprechen. Jedoch ward er seinem Regimente zurückgesendet, um daselbst für seine Desertion nach dem Gesetze behandelt zu werden.

Was aber die vier erstgenannten Delinquenten betrifft, so erkannte das Kriegsgericht, nach sorgfältiger Erwägung aller Resultate des Prozesses und seiner zu 469 Folien angewachsenen Akten, so wie nach Anhörung der Defensoren in ihrer Vertheidigung der Angeklagten, und des Fiskals in seinen Schlußanträgen, einstimmig auf geschärfte Todesstrafe gegen Francisco Ortega el Pollo, Catarino Jaime el Chino, Antonio Barrera und Andrea Barrera. Die Schärfung der in Kriegsrechtsfällen üblichen Todesstrafe durch die Kugel bestand darin, daß nach der Hinrichtung ihre Köpfe aufgepfählt, und — wie die C. C. C. sagt — „Andern zum abschewlichen Exempel" öffentlich aufgestellt werden sollten, und zwar die des Ortega und Chino bei Tizayuca, am Ort des begangenen Raubes; die der beiden Barrera's am Eingange des Marktfleckens Xochimilco.

Dieses Erkenntniß ward vom kommandirenden General des Föderaldistrikts nach erhaltenem Gutachten des ihm beigeordneten rechtsverständigen Auditeurs (asesor letrado), in allen Punkten bestätigt, und am 30sten Mai 1831, also gerade 4 Monate nach Eröffnung des Prozesses, zu Mexiko vollzogen. Ortega und Chino bekannten kurz vor der Hinrichtung sich noch als alleinige Urheber eines vor etwa 6 Monaten zwischen der Hauptstadt und dem Flecken St. Angel begangenen Straßenraubs, wobei sie 400 Piaster und 3 Pferde erbeutet hatten. Ein als dieser That sehr verdächtig verhaftetes Individuum erhielt dadurch seine Freiheit zurück.

Daß man aus der großen Masse von Individuen, welche successiv als muthmaßliche Theilnehmer am Straßenraube von Tizayuca verhaftet wurden, vorläufig jene Sechs zu einer sum-

marischen Prozessirung und Aburtheilung herausgriff, ward wohl hauptsächlich durch politische Gründe bestimmt. Der englische Gesandte, welchen und seine Nation die Regierung bei allen Gelegenheiten vorzugsweise zu berücksichtigen und bei guter Laune zu erhalten wünschte, hatte sehr laut und ernstlich gesprochen; überhaupt waren die Interessen des fremden Bergbau's in Mexiko — dem Lande selbst vielleicht noch wichtiger und gewinnversprechender als den Aktionären — durch eine Gewaltthat dieser Art auf das Bedenklichste kompromittirt; die Regierung fand also nöthig, so schnell als möglich durch einige statuirte Exempel wenigstens zu zeigen, daß sie Alles thue, was von ihr abhänge, dem fremden Eigenthume Schutz zu sichern, und dergleichen grobe Verletzungen desselben bei ihren eigenen Landsleuten streng zu ahnden. Natürlich war jedoch die Untersuchung in dieser Sache mit Hinrichtung der erwähnten Individuen noch keineswegs beendigt: nur ward sie jetzt mit der dem Lande gewöhnlichen Langsamkeit und Methodik fortgesetzt, mit geringerem Drange auf erhebliche Resultate und fernere strengere Strafexempel, nachdem man einmal den Ansprüchen der vindicta publica genügt, und das Geschrei der Engländer beschwichtigt zu haben glaubte. Sieben Monate nach der erwähnten Exekution erließ unterm 17ten December 1831 der kriegsrechtliche Untersuchungsrichter eine offene Ladung an sämmtliche bis dahin bekannt gewordene, aber noch nicht verhaftete Theilnehmer des fraglichen Straßenraubes, deren wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen, als charakteristisch für Wesen und Form der mexikanischen Justizpflege:

„Ich, Mariano Matamores ꝛc. füge zu wissen:

Da die nachbenannten Individuen, Susanno Camarilla, Antonio Lopez, Gregorio Charez, Hilario el Charro u. s. w. (folgen noch 55 andere Namen) sich aus dieser Hauptstadt entfernt hatten, obgleich verwickelt in die mir übertragene Untersuchung wegen des gegen einen englischen Geldtransport am 28sten Januar v. J. bei Tizayuca begangenen Straßenraubes; so habe ich, in Ausübung des für solche Fälle von der Nation den Offizieren ihrer Armee gesetzlich übertragenen Rechtes, die besagten Verbrecher (delincuentes) hiedurch öffentlich heischen und laden, und entweder das Gefängniß der Akordada oder, außerhalb desselben, jede kompetente Obrigkeit ihnen anweisen wollen, um binnen 30 Tagen, von heute an gerechnet, sich daselbst zu gestellen, und ihre Entschuldigungen und Vertheidigungsmittel anzugeben, widrigenfalls die Untersuchung fortgesetzt, und ohne weitere Heischung oder Ladung, über das schwer verpönte Verbrechen, welches sie zur Flucht veranlaßt hat, kriegsgerichtlich gegen sie in contumaciam (en rebaldia) erkannt werden wird, was Rechtens. Hieran geschieht der Wille unserer höchsten Regierung, und soll gegenwärtige Ladung gedruckt und gehörig verbreitet werden, auf daß derselben Folge möge geleistet werden können.

Gegeben Mexiko, den 17 December 1831 ꝛc."

Schwerlich war zu erwarten, daß irgend einer der flüchtigen Straßenritter dieser Aufforderung freiwillig entsprechen dürfte, und eigentliche Steckbriefe mit Signalement und Befehligung der Obrigkeiten zu ihrer unfreiwilligen Beischaffung wurden, wenigstens öffentlich, nicht erlassen. Wirklich vernahm man auch während des Verfassers noch viermonatlicher Anwesenheit im Lande weiter nichts über ferneren Fortgang des Prozesses, und in den gleich nachher gefolgten bürgerlichen Unruhen wird derselbe wahrscheinlich definitiv ertränkt worden seyn!

Daß übrigens bei der rascheren und ernstlicheren Expedition seines ersten Akts die Politik größern Einfluß als die Justiz gehabt, indem aus Rücksichten, welche der ersteren angehörten, man um jeden Preis einige Opfer bluten zu lassen wünschte, ergibt sich vorzüglich aus der Hinrichtung der beiden Gebrüder Barrera, welche, wie man nach Einsicht der Akten und mit einiger Kenntniß des allgemeinen Ganges mexikanischer Kriminaljustiz sicher behaupten mag, ohne ein solches mitwirkendes Motiv schwerlich erfolgt seyn dürfte. Bezüglich auf den Raub bei Tizayuca lieferten die Akten gegen Antonio Barrera bei weitem noch keinen hellen Beweis, und gegen seinen Bruder Andrea kaum überhaupt irgend einen Schatten des Beweises. Augenscheinlich war selbst Antonio weniger gravirt als Tarelo, gegen welchen nur eine außerordentliche Freiheitsstrafe erkannt worden ist. Auch ist es klar, daß nicht wegen dieses Verbrechens beide Brüder zum Tode verurtheilt wurden, sondern wegen Theilnahme an dem älteren Raubversuch zu Xochimilco; denn die Aufpflanzung ihrer Köpfe ward am letztern Ort, und nicht zu Tizayuca verordnet. Allein auch über ihre wirkliche Betheiligung beim Attentat von Xochimilco war der Beweis keineswegs so vollständig geführt, daß Anwendung der poena ordinaria gesetzlich gerechtfertigt hätte erscheinen können. Was endlich die Mißhandlung des Pater Tenorio betrifft, so war Antonio derselben allerdings überwiesen und geständig, keineswegs aber Andrea: und in keinem Falle konnte, da Tenorio nicht an seinen Wunden gestorben war, ein Todesurtheil hier rechtlich begründet seyn. Es ist demnach höchst wahrscheinlich, daß beide Barrera's mit längerer oder kürzerer Festungsstrafe abgekommen wären, hätte die Politik nicht gesagt — „oportet aliquos pro populo mori!" Jedenfalls darf man zugeben, daß sehr übelberüchtigte und für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abkömmliche Subjekte, zu Sühnböcken auserlesen worden waren.

Reise in den Orient von Lamartine.

Damaskus.

(Fortsetzung.)

Den 2 April 1833. „Im strengsten türkischen Kostüme gekleidet, durchwanderte ich heute die hauptsächlichsten Theile von Damaskus in der Begleitung von Baudin. Zuerst durchgingen wir die finstern, schmutzigen und krummen Straßen des armenischen Quartiers, das man für eines der elendesten Dörfer der Provinzen in Frankreich halten könnte. Die Häuser bestehen aus Erdmauern, welche auf die Straße heraus von einigen kleinen vergitterten Fenstern mit rothen Laden durchbrochen sind. Die Häuser sind nieder und die Thüren sehen aus wie Stallthüren; fast überall liegen Haufen von Schmutz und stehen Lachen von faulem Wasser vor den Thoren. Wir betraten jedoch einige der

Wohnungen der vornehmsten armenischen Kaufleute, und ich war überrascht über die Eleganz und den Reichthum im Innern; nach einem finstern Gange gelangt man in einen Hof, der mit prachtvollen marmornen Springbrunnen geziert, von persischen Weiden beschattet, mit Marmor gepflastert und von Weinreben umgeben ist. Die Mauern sind von weißem und schwarzem Marmor, und fünf bis sechs Thore, deren Pfeiler auch aus Marmor mit darauf ausgehauenen Arabesken sind, führen in eben so viele Zimmer des Salons, wo sich die Familie aufhält. Diese sind groß und gewölbt, und haben eine Menge kleine sehr hohe Fenster, um immer die Luft frei durchziehen zu lassen. Sie sind fast alle in zwei Theile abgetheilt, unten halten sich die Sklaven und Diener auf, hierauf kommen einige Treppen, welche zu einer Estrade führen, welche den Rest des Salons einnimmt, und von dem untern Theil durch eine marmorne oder aus geschnitztem Cedernholz bestehende Balustrade getrennt ist; gewöhnlich finden sich in der Mitte oder in den Ecken des Zimmers Springbrunnen, deren Ränder mit Blumengefäßen umgeben sind, und wo sich zahme Tauben und Schwalben baden. Die Wände des Zimmers sind bis zu einer gewissen Höhe aus Marmor, weiter oben sind sie mit Stucco bekleidet und mit tausendfarbigen Arabesken oder mit eingelegten Zierrathen von Gold bedeckt. Prachtvolle persische Teppiche bilden den Boden, und eine Menge von seidenen Kissen und Matratzen liegt in der Mitte des Zimmers herum, und dient der Familie als Sitz und zum Anlehnen. An den Wänden läuft eine Ottomanne mit kostbaren Stoffen und unendlich feinen Teppichen bedeckt herum. Die Frauen und Kinder halten sich gewöhnlich niedergekauert, oder liegend, und sind mit Hausarbeiten und Spielen beschäftigt. Die Wiegen der kleinen Kinder stehen auf dem Boden zwischen den Kissen. Der Hausherr hat immer einen der Salons für sich allein, wo er die Fremden empfängt, und wo er gewöhnlich auf seiner Ottomanne mit seinem Schreibzeug auf dem Boden neben sich zu finden ist, er hält ein Blatt Papier auf dem Knie oder in der linken Hand, und schreibt und rechnet den ganzen Tag, denn Handel ist die einzige Beschäftigung der Damascener.

Ueberall, wo wir die Besuche zurückgaben, welche wie den Tag zuvor erhalten hatten, wurden wir von dem Hausherrn artig und herzlich empfangen; er ließ uns Pfeifen, Kaffee und Sorbet bringen, und führte uns in den Salon der Frauen, deren Schönheit oft Alles übertraf, was ich erwartete, oder in Rom und Athen gesehen hatte; ihre Kleidung ist von großer Eleganz und Pracht, bestehend aus einer kleinen Jacke von Seide mit Gold und Silber durchwirkt, mit weiten geschlitzten Aermeln, weiten weißen Hosen, die in Falten bis auf den Knöchel herabfallen, ein langes seidenes Gewand von heller Farbe, war offen, und durch einen Gürtel zusammen gehalten, gelben Pantoffeln an den nackten Füßen. Die europäischen Gebräuche, die Lebensart unserer Frauen waren die gewöhnlichen Gegenstände unsrer Gespräche, sie schienen sie in nichts zu beneiden. Sie selbst sind nicht ganz von der Gesellschaft der Männer ausgeschlossen, aber diese beschränkt sich auf Verwandte und einige Freunde des Hauses.

Nach diesen Besuchen verließen wir das armenische Quartier, das durch ein Thor, das alle Abend geschlossen wird, von dem nächsten Stadttheile getrennt ist. Ich fand hier eine breite und gerade Straße, sie ist durch die Häuser der vornehmsten Agas gebildet, d. h. des Adels von Damaskus. Die Façaden dieser Paläste bestehen aus langen Erdwällen ohne Fenster, wie Gefängnißmauern, hin und wieder sieht man eine große Thüre, die sich in einen Hof öffnet, und eine Menge von Stallknechten, Sklaven und Dienern pflegt sich im Schatten des Thorwegs zu lagern. Ich machte zwei dieser Agas, Freunden von Baudin, Besuche; das Innere ihrer Paläste ist bewunderswürdig, zuerst ein breiter Hof mit Springbrunnen und Bäumen, dann Zimmer, welche noch schöner und reicher geziert sind, als bei den Armeniern. Einige derselben haben 100,000 Piaster an Dekorationen gekostet, und es gibt in Europa nichts Prachtvolleres; einige der Paläste haben bis auf 10 solche Salons. Die Agas sind gewöhnlich Söhne oder Nachkommen von Paschas von Damaskus, welche ihre Reichthümer zur Verzierung ihrer Häuser verwendet haben: es ist der römische Nepotismus unter einer andern Form; ihre Zahl ist sehr bedeutend, und sie versehen die ersten Stellen unter den von der Pforte gesendeten Paschas. Sie besitzen große Güter in der Umgegend, ihr Luxus besteht in Palästen, Pferden, Frauen u. s. w., aber auf ein Zeichen des Pascha's fallen ihre Köpfe, und ihre Reichthümer werden immer neuen Günstlingen des Glücks zu Theil. Eine solche Gesetzgebung ladet natürlich zur Ruhe und zum Genuß des Augenblicks ein, und Wollust und Fanatismus sind die nothwendigen Folgen eines ähnlichen Despotismus.

Die beiden Agas die ich besuchte, empfingen mich mit der ausgesuchtesten Höflichkeit, der brutale Fanatismus der Masse erhebt sich nicht bis zu ihnen. Sie wissen, daß ich ein europäischer Reisender bin, und halten mich für einen geheimen Agenten der europäischen Mächte, um Nachrichten über die Streitigkeiten der Türken und Ibrahims einzuziehen. Ich drückte einem von ihnen den Wunsch aus, seine Pferde zu sehen, und eines zu kaufen, und ließ mich durch seinen Sohn und seinen Stallmeister in seine ausgedehnten Ställe führen, wo er 30 bis 40 der schönsten Pferde aus der Wüste von Palmyra hält. Sobald sie mich hereintreten sahen und mich in einer fremden Sprache sprechen hörten, so drehten sie alle ihre Köpfe gegen mich, und drückten durch Wiehern und ein sonderbares Falten ihrer Naslöcher ihren Schrecken aus. Ich habe schon mehreremale Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie sehr die Intelligenz dieser Thiere in Syrien entwickelter ist, als bei uns. Ich kaufte um 6000 Piaster einen dreijährigen Hengst, der vor kurzer Zeit aus Palmyra gekommen war, und 5000 P. und einen goldgestickten seidenen Mantel gekostet hatte (ein Piaster galt damals etwa 8 Sous).

Scherif Bey, der ägyptische Gouverneur von Syrien, hat heute Damaskus verlassen, die Nachricht von dem Siege Ibrahims über den Großwessier bei Iconium kam heute Nacht an, und Scherif Bey benutzt den Schrecken der Damascener, um nach Aleppo zu gehen. Er läßt die Verwaltung der Stadt einem ägyptischen General, dem ein Rath von den ersten Kaufleuten aller Nationen zur Seite steht. Ein Lager von 6000 Aegyptiern und 3000 Arabern bleibt vor der Stadt. Nichts kann pittoresker seyn, als der Anblick desselben. Zelte aller Formen und Farben

stehen unter den großen Fruchtbäumen am Ufer des Flusses, die Pferde sind in langen Reihen an Stricken, die von einem Ende des Lagers zum andern gehen, angebunden. Die undisciplinirten Araber bieten sich dem Blick in der ganzen Verschiedenheit ihrer Stämme, Kleidung und Bewaffnung dar, einige Gruppen sehen aus wie Versammlungen von Königen oder Patriarchen, andere wie Haufen von Straßenräubern.

Ich ging, die Abreise von Scherif zu sehen. Alle Agas der Stadt und die Offiziere der ägyptischen Regimenter waren im Serail versammelt. Die weiten Höfe, welche die zerfallenen Mauern des Gebäudes umgeben, waren mit Sklaven gefüllt, welche reichgeschmückte Pferde hielten. Scherif Bey frühstückte im Innern, ich blieb mit einigen ägyptischen und italiänischen Offizieren im Hof, wo wir die Menschenmenge außen, die Ankunft der Agas, und die schwarzen Sklaven sahen, welche auf ihren Köpfen ungeheure Zinnplatten trugen, auf denen die Speisen standen. Der Bey ritt gegen Mittag weg, und wurde bis auf zwei Stunden von der Stadt von einer zahlreichen Cavalcade begleitet.

(Schluß folgt.)

Odessa. *)

Die Stadt Odessa liegt am westlichen Ufer einer Bay, welche durch einen zwischen den Mündungen der Flüsse Bug und Dniester bei 15 Werste tief in das Land einschneidenden Arm des schwarzen Meeres gebildet wird. Gegen Norden, Süden und Westen ist sie von Steppen begränzt; der Hafen ist bequem und wird durch zwei Hafendämme gegen die vorherrschenden Westwinde geschützt. Aus mehrere Jahre nach einander fortgesetzten Beobachtungen ergibt sich, daß die Schifffahrt des Hafens im Durchschnitt nur 59 Tage im Jahre durch Eis unterbrochen wird, obschon in einigen besonders kalten Jahren der Golf zwei Monate lang mit Eis bedeckt blieb, während dagegen in andern die Schifffahrt ganz und gar nicht, selbst im Monat Januar nicht, gehemmt wurde.

Odessa zählt, den neuesten Angaben zufolge, 6494 Wohngebäude verschiedener Größe, 17 Gebäude für den Gottesdienst verschiedener Kulte, 8 mildthätige Anstalten, 546 Getreidespeicher (mithin ungefähr einen auf je ein Dutzend Häuser), 900 Läden, 4 große Gasthöfe und 1555 Keller, von denen 496 als Niederlagen für Wein u. s. w. dienen. Die Quartiere waren früher sehr theuer, und selbst jetzt noch kann man ein aus 7 bis 8 Gemächern bestehendes nicht leicht unter 1200 bis 2000 Rubeln haben.

Dem letzten im Jahre 1833 aufgenommenen Census zufolge enthält Odessa nebst seinen Umgebungen eine Bevölkerung von 50,312 Seelen, **) worunter 26,532 männliche und 23,780 weibliche. Von dieser Gesammtzahl besteht so ziemlich der achte Theil aus Juden. Die Sterblichkeitslisten weisen im Durchschnitt 117 Todte für jeden Monat des Jahres nach; die größte Zahl von Sterbefällen kommt im Julius und August, und die geringste im Januar und Februar vor. Nachstehend einige Angaben über die Durchschnittszahl der Sterbefälle in den vier Jahren von 1824 bis 1827 nach dem Alter geordnet:

Alter.	Jährl. Durchschnitt für die 4 Jahre.
1 Monat	615
von 1 bis zu 3 Jahren	270
— 3 — 5 —	64
— 5 — 10 —	50
— 10 — 20 —	44
— 20 — 40 —	114
— 40 — 60 —	105
— 60 — 80 —	77
— 80 — 100 —	59

Hinsichtlich des Erziehungswesens besitzt Odessa acht öffentliche und zehn Privatseminarien für den Unterricht. Zwei Drittheile dieser Anstalten sind Knabenschulen mit 1374 Zöglingen; in den Mädchenschulen werden 397 Kinder weiblichen Geschlechts unterrichtet. Hiernach stellt sich das Verhältniß der Schülerinnen zur weiblichen Bevölkerung wie 1 zu 60, und das der Schüler gegen die männliche Bevölkerung wie 1 zu 19 heraus. Das Verhältniß der Zöglinge beider Geschlechter zur Gesammtbevölkerung wäre demnach wie 1 zu 28. Den im Jahre 1827 bekannt gemachten Berechnungen des Staatsrathes Lewschin zufolge war das Verhältniß der Schüler zur männlichen Bevölkerung wie 1 zu 21, und das der Schülerinnen zur weiblichen Bevölkerung wie 1 zu 77. Es scheint also, daß der öffentliche Unterricht in noch höherem Grade zugenommen hat, als die Bevölkerung.

Literatur und Wissenschaften betreffend, so betrug die Zahl der in Odessa aus fremden Staaten eingeführten Bücher im Jahre 1831 25,000 und im Jahre 1832 40,000, mithin ergibt sich eine Zunahme von 15,000 Bänden oder $^{3}/_{5}$. Die Gesammtzahl der in den Jahren 1832 und 33 in Odessa gedruckten Bücher belief sich auf 16, wovon 6 Werke über wissenschaftliche, 6 über allgemeine literarische Gegenstände und die übrigen auf Erziehung bezügliche Elementarschriften waren. Außer zwei Buchhandlungen, der der Stadt und der der Gesellschaft für die Landwirthschaft, und einem Museum für Alterthümer, besitzt Odessa vier Leihbibliotheken, zwei französische, eine russische und eine deutsche, welche eigene Lesezimmer und 230 Subskribenten haben, mithin 1 auf je 218 Einwohner. Außerdem erscheinen noch fünf periodische Blätter in französischer und russischer Sprache.

Die Beschaffenheit des Bodens um Odessa, und das häufige Eintreten von gänzlicher Dürre legen dem Ackerbau bedeutende Hindernisse in den Weg. Die Ernte des Jahres 1832 brachte auch in der That nicht einmal die Aussaat ein, und die ganze Quantität Getreide, welche man erhielt, belief sich auf nicht mehr als 5998 Tschetwert. Der Durchschnittspreis des Getreides im November dieses Jahres war: für Roggen 12 Rubel 90 Kopeken, für Weizen 16 Rubel 80 Kopeken für den Tschetwert. Im Laufe desselben Jahres (1832) betrug die durch den Hafen von Odessa nach fremden Ländern ausgeführte Quantität Getreide 895,000 Tschetwert. Wiewohl man vor 30 Jahren kaum Einen Garten in der Umgegend der Stadt sah, so schmücken doch jetzt 226 Obst- und Weingärten die Umgebung. Die Weinernte des Jahres 1832 gab 9559 Wedros Wein.

Die Zahl der Manufakturen in Odessa, drei Druckereien mit eingerechnet, beläuft sich auf dreißig, bei denen 550 Arbeiter beschäftigt sind. Die Zahl der in den Werkstätten der Künstler und Handwerker während der zehnjährigen Periode von 1823 bis 1832 beschäftigten Arbeiter belief sich auf 2627 oder 1 auf je 19 Einwohner. Nimmt man an, jeder habe, ein Jahr ins andere gerechnet, 50 Rubel monatlich verdient, so ergibt sich, daß der Arbeitslohn für die im Jahre 1832 in Odessa gefertigte Arbeit 1,764,000 Rubel betrug; im Jahre 1823 belief er sich auf nur 892,200 Rubel. Kapitalisten befanden sich im Jahre 1833 46 in Odessa. Die Fischerei an den Ufern des schwarzen Meeres wird von 489 Personen betrieben, die sich in 46 Gesellschaften theilen.

Hinsichtlich der Aus- und Einfuhr durch den Hafen von Odessa ergibt sich, daß die erstere während der neun Jahre von 1824 bis 1832 sich im Durchschnitt auf jährlich 16,451,289, und die letztere auf 8,117,341 Rubel belief, wonach sich bei der Ausfuhr ein Ueberschuß von mehr als der Hälfte herausstellt. Die stärkste Aus- und Einfuhr fand in den Jahren 1830 und 1832, die schwächste 1828 und 1829 statt; in dem ersten der beiden zuletzt genannten Jahre sank die Ausfuhr, die im Jahre 1827 18 Millionen betrug, plötzlich um $^{17}/_{18}$ herab, und die Einfuhr (10 Millionen) fast um die Hälfte.

*) Nach einer Mittheilung in einer der jüngsten Sitzungen der statistischen Gesellschaft, über die Statistik von Odessa vom Grafen Serristori.

**) Im Jahre 1803 betrug die Bevölkerung von Odessa 15.000 und im Jahre 1820 36.000 Seelen.

Man hat in England angefangen, die Korrespondenz der englischen und irischen Regierung unter Heinrich VIII herauszugeben, und es sind bereits drei Bände erschienen, das Werk wird immer noch fortgesetzt, und verspricht immer interessanter zu werden. Heinrich VIII war nämlich der erste brittische König, der einen festen Plan zur Begründung der englischen Suprematie in Irland verfolgte, ein Plan, zu dem er freilich durch seine Religionsänderung starke Veranlassung fand. Mit dieser Regierung beginnt die eigentliche Unglücksgeschichte Irlands.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 125. 5 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

(Aus Pringle's African Sketches.)

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

Der Name Kaffern ist wie der der Hottentotten in der Sprache dieses Volkes selbst völlig unbekannt. Die arabischen Bewohner der nordöstlichen Küste nannten die Nationen des südöstlichen Afrika's, welche den Islam nicht angenommen hatten, Kafirs oder Ungläubige, und die frühern europäischen Seefahrer nahmen diese Benennung von den Arabern an. Obwohl dieselbe manchmal auch jetzt noch in ausgedehntem Sinne gebraucht wird, so versteht man darunter in der Kap-Kolonie selbst gewöhnlich nur die drei benachbarten Stämme der Amakosa, Amatembu und Amaponda,*) wovon man die letztern als identisch mit dem Volke der Mambos oder Mambukis betrachten kann. Diese drei Stämme machen, obwohl sie unter mehrern unabhängigen Häuptlingen stehen, doch entschieden nur Ein Volk aus, denn Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Regierungsverfassung sind durchaus dieselben. Die Amakosa, deren Gebiet vom Winterberge bis zur Küste an die Kolonie stößt, sind derjenige Stamm, mit welchem der Verkehr in Krieg und Frieden am häufigsten ist.

Die Kaffern sind ein schlanker, schön und athletisch gebauter Stamm, dessen Züge sich vielfach denen der europäischen oder asiatischen Race nähern, und, mit Ausnahme des wolligen Haares wenige Eigenthümlichkeiten der Negerrace haben; ihre Farbe ist ein klares Dunkelbraun, ihr Benehmen frei, heiter und männlich, ihre Regierungsform patriarchalisch, wobei die Vorrechte des Rangs durch die Häuptlinge sorgfältig aufrecht erhalten werden. Ihr Hauptreichthum und Unterhalt besteht in ihren zahlreichen Rinderheerden. Die Frauen bauen auch in ziemlich ausgedehntem Maße Hirse, Mais, Wassermelonen und andere Felderzeugnisse an. Die Kaffern sind aber vorherrschend ein Hirtenvolk, und Krieg, Jagd, Tauschhandel und Ackerbau nur gelegentliche Beschäftigungen.

Einige ihrer Gebräuche und Sagen scheinen darauf hinzudeuten, daß sie vor sehr alter Zeit von einem weit höher civilisirten Volke abstammten, als jetzt irgend eines in Südafrika sich findet; die allgemein unter ihnen übliche Beschneidung, ohne irgend eine sonstige Spur von Islamismus, und mehrere andere den levitischen Lehren von der Reinigung ähnelnde alte Gebräuche scheinen auf ein Volk von arabischer, hebräischer oder abyssinischer Abkunft hinzuweisen. Sie haben keinen regelmäßigen Götterdienst, aber es finden sich Spuren eines Glaubens an ein höheres Wesen sowohl als an untergeordnete Geister, und einige abergläubische Uebungen gleichen den Trümmern ehemaliger religiöser Institutionen. Der Glaube an Hexerei ist am schädlichsten, und führt, wie unter den Negern der Westküste, zu vielen empörenden Grausamkeiten und Tyranneien.

Die Kleidung beider Geschlechter besteht aus Thierhäuten, die durch eine besondere Bereitung weich und biegsam gemacht werden. Ihre Waffen sind die Hassagaie oder der Wurfspieß, eine kurze Keule, und ein breiter Schild von Ochsen- oder Büffelhaut. Die Kriege unter den oben benannten benachbarten Stämmen sind selten sehr blutig, entstehen meist durch Streitigkeiten über Weidegründe und Viehdiebstähle, und sind den wilden zerstörenden Kriegen, wie die Zulavölker sie führen, sehr unähnlich. Den Frauen geschieht in den innern Kriegen selten ein Leid, und auch in ihren Kämpfen mit den Kolonisten gibt es viele Beispiele von menschlicher Behandlung der Frauen, die in ihre Hände fielen. Sie sind Barbaren, aber nicht Wilde im strengen Sinne des Wortes.

Es ist ein charakteristischer Umstand, daß die erste Nachricht von einem Zusammentreffen der Kap-Kolonisten mit den Kaffern sich von einem Raubzug der erstern gegen die letztern herschreibt. Im Jahre 1701 marschirte eine Bande holländischer Freibeuter, unter dem Namen von Tauschhändlern, gegen Osten, und kehrte nach siebenmonatlicher Abwesenheit mit einer großen Menge Hornvieh und Schafen zurück, die sie einer Cabuquas*) oder große Kaffern genannten Nation und zwei Hottentottenkraals gewaltsam abgenommen hatten. Bei dieser Gelegenheit waren eine Menge Eingeborne niedergemetzelt worden. Diese Umstände sind in einer im J. 1702 von dem Gouverneur und Rath des Kaps der guten Hoffnung nach Holland gesendeten Depesche enthalten, worin diese „die unerträglichen und fortdauernden Excesse einiger freien Einwohner, ihre Gewaltthätigkeiten, Räubereien und Mord-

*) Ama bedeutet nämlich Volk oder Leute.

*) Wahrscheinlich Tambuquas, d. h. Amatembu's.

thaten, wobei diese armen Leute ihrer Unterhaltsmittel beraubt werden," lebhaft beklagen, aber auch ihre Unfähigkeit erklären, die Verbrecher zu bestrafen.

Diese Straflosigkeit der Freibenter, welche größtentheils aus dem Auswurfe Europa's, entlassenen Soldaten von den in holländischem Dienste stehenden Miethtruppen u. dgl. bestanden, führte, wie zu erwarten, zu zahlreichen Wiederholungen solcher Raubzüge. Theils hiedurch, theils durch die allmähliche Besetzung der besten Ländereien wurden die Hottentottenstämme entweder ausgerottet oder unterjocht, zum Theil auch in die nördlichen Wüsten getrieben. Die Kaffern, ein zahlreiches und kriegerisches Volk, das in größern Massen auftrat, war nicht so leicht zu überwältigen; sie scheinen bei vielen Gelegenheiten den Kolonisten glücklichen Widerstand geleistet zu haben, litten aber doch oft furchtbar, da sie dem Feuergewehr nur ihre schwachen Wurfspieße entgegen zu setzen wußten.

Die Kaffern hatten seit mehrern Generationen von Osten her allmählich auf die Hottentotten gedrängt, ein Umstand, der nicht nur aus ihren Ueberlieferungen bekannt ist, sondern auch daraus hervorgeht, daß westlich vom Kei alle Flußnamen hottentottischen Ursprungs sind. Die Hottentottenstämme scheinen jedoch von ihnen nicht ausgerottet, sondern theils weiter nach Westen gedrängt, theils ihren Gränzelans inkorporirt worden zu seyn. Der einst zahlreiche und mächtige Gonaquastamm war von gemischter halb kaffrischer, halb hottentottischer Abstammung, und der von den Gränzkaffern jetzt gesprochene Dialekt hat bis zu einem gewissen Grade das hottentottische Schnalzen (cluck), eine Eigenthümlichkeit, die sich bei den weiter rückwärts wohnenden Stämmen nicht findet.

(Fortsetzung folgt.)

Reise in den Orient von Lamartine.

Damaskus.

(Schluß.)

Der große Bazar von Damaskus ist etwa eine halbe Stunde lang; er besteht, wie alle andern, aus Straßen, welche mit einem hohen Dache bedeckt sind, und an denen Buden, Kaffeehäuser, Magazine hinlaufen. Die Buden sind enge und nicht tief, der Kaufmann sitzt davor auf seinen Fersen, die Pfeife im Munde; die Magazine sind mit Waaren aller Art, besonders mit indischen Stoffen gefüllt, welche in Menge durch die Karawanen von Bagdad gebracht werden. Die Barbiere laden die Vorübergehenden ein, sich den Kopf scheeren zu lassen, und ihre Buden sind immer voll Leute. Die Menschenmenge, welche sich den ganzen Tag im Bazar drängt, ist nicht geringer als die unter den Gallerien des Palais-Royal, aber sie ist weit mehr pittoresk. Man sieht die Agas in langen rothen seidenen Kaftans mit Marder ausgeschlagen, und ihren reichen Waffen mit Diamanten eingelegt. Hinter ihnen gehen fünf bis sechs Diener und Sklaven, die ihre Pfeifen tragen, sie bringen einen Theil des Tages auf den Ottomanen der an den Ufern der Kanäle erbauten Kaffeehäuser zu, rauchen hier unter dem Schatten großer Platanen, und unterhalten sich mit ihren Freunden. Dieß ist, außer den Moscheen, der einzige Versammlungspunkt der Damascener. Hier bereiten sich fast stillschweigend die zahlreichen Revolutionen vor, welche Damaskus mit Blut überschwemmen, die Gährung glimmt eine Zeit lang, bis sie endlich wüthend ausbricht, das Volk läuft zu den Waffen, stellt sich unter einen der Agas, und die Regierung fällt für einige Zeit in die Hände des Siegers. Die Besiegten werden niedergehauen, wenn es ihnen nicht gelingt in die Wüste zu entfliehen, wo ihnen die unabhängigen Stämme ein Asyl geben. Die Offiziere und Soldaten der ägyptischen Regimenter in ihren fast europäischen Uniformen schleppen ihre Säbel auf dem Bazar herum, manche reden uns italienisch an, sie sind sehr auf ihrer Hut in der Stadt, da sie dem Volk ein Gräuel sind, und jeden Augenblick eine Empörung ausbrechen kann. Scherif Bey hat außer dem Lager außerhalb der Stadt eine Garnison in der Citadelle; hätte Ibrahim das geringste Treffen verloren, so wäre der Kampf in Damaskus furchtbar geworden, und die 30,000 Christen in der Stadt wieder ein Opfer des Siegs der Türken, denn die Mohammedaner der Stadt sind erbittert über die Art von Gleichheit, welche Ibrahim zwischen ihnen und den Christen eingeführt hat, um so mehr als einige dieser ihren augenblicklichen Einfluß mißbraucht, und ihre Feinde beleidigt haben, was den Fanatismus gegen sie furchtbar gesteigert hat.

Die Araber der Wüste sind in großer Zahl in der Stadt, und füllen den Bazar an: sie sind nur mit einem Mantel von weißer Wolle bekleidet, mit der sie sich wie antike Bildsäulen drapiren. Ihre Züge sind verbrannt, ihr Bart schwarz, ihre Augen haben einen wilden Blick; sie bilden sich in Gruppen vor den Tabakshändlern und den Waffen- und Sattelmagazinen; ihre Pferde stehen gesattelt in den Straßen und auf den Plätzen. Sie verachten die Aegyptier und die Türken gleich, im Fall eines Kampfes würden sie sich aber gegen Ibrahim auflehnen, dieser marschirte bei seinem Durchzuge durch Damaskus mit Artillerie gegen sie, konnte sie jedoch nur eine Tagreise weit zurückdrängen.

Jede Art von Industrie hat ihr eigenes Quartier im Bazar, ich habe die Buden der Schwertfeger durchgegangen, aber umsonst einen Säbel und einen Dolch von der alten Vortrefflichkeit gesucht. Die berühmten Waffenfabriken *) der Stadt (wenn je die unter dem Namen derselben bekannten Waffen hier verfertigt wurden, existiren nicht mehr, man verfertigt nur gemeine

---

*) Der Verfasser täuscht sich wenn er glaubt, daß diese Säbel je in Fabriken verfertigt wurden, sie waren immer das Werk einzelner Meister, und dieser gibt es noch jetzt in Persien. Sie pflegen ihren Namen in Gold auf den Klingen einzulegen, und die Waffen haben einen mehr oder minder hohen Werth, nach dem Namen des Meisters. Die persischen Waffenschmiede halten Agenten in Indien, um den berühmten Wuzstahl an Ort und Stelle aufzukaufen. Uebrigens werden allerdings die Säbel von hohem Preis täglich seltener, weil die Einführung stehender Heere in Indien, der Türkei, Aegypten und Persien eine mittelmäßige und einförmige Klasse von Waffen in Gebrauch gesetzt hat, und die Sicherheit des Soldaten weit weniger als früher von der Güte seiner Waffen, als von der Taktik seiner Generals abhängt. Artillerie und Kriegskunst machen im Orient diesem großen Luxus in Waffen ein Ende, wie sie es in Europa gethan haben.

Klingen, und die Buden der Händler enthalten auch keine alten Waffen von ausgezeichneter Güte. Die guten Säbel kommen jetzt aus Khorassan in Persien, aber man fabricirt sie auch dort nicht mehr. Es gibt eine gewisse Anzahl alter Säbel, die von Hand zu Hand gehen, wie kostbare Reliquien und einen fast unschätzbaren Werth haben. Die Klinge, welche man mir geschenkt hat, hatte dem Pascha 5000 Piaster (2000 Fr.) gekostet, und sie ist der Gegenstand der Bewunderung der Türken und Araber, welche sie an ihre Stirne drücken, als ob sie ein so vollkommenes Todeswerkzeug anbeteten.

Die Bijoutiers zeigen weder Kunst noch Geschmack im Fassen der Edelsteine und Perlen; sie besitzen aber unglaubliche Quantitäten derselben. Der ganze Reichthum der Orientalen besteht in beweglichen Gütern, damit man ihn vergraben oder entfernen kann. Die Goldschmiede sind sehr zahlreich, sie stellen indeß wenig aus, sondern halten ihre Kleinodien in kleinen Büchsen, die sie öffnen, wenn man kaufen will.

Die Sattler sind das zahlreichste und geschickteste Handwerk im Bazar: nichts in Europa kommt dem Reichthum und der Eleganz ihres Pferdezeugs nahe. Die Sättel sind mit Sammt und Seide bedeckt, mit Gold durchwirkt und mit Perlen gestickt. Die Zügel sind weit zierlicher als bei uns, sind von Maroquin in verschiedenen Farben und mit seidenen und goldenen Tressen besetzt. Diese Waaren sind verhältnißmäßig sehr wohlfeil, ich kaufte zwei der schönsten Zügel um 60 Piaster das Stück.

Die Buden, wo Lebensmittel verkauft werden, sind die reinlichsten und zierlichsten unter allen. Sie sind mit einer Menge von Körben besetzt, welche alle Arten getrocknete Früchte, Gemüse und Bohnen enthalten, deren Namen ich nicht weiß, die jedoch äußerst appetitliche Formen und Farben haben, daneben sind Boote in jeder Größe und Qualität ausgesetzt, für jede Tagesstunde gibt es andere Brode und Kuchen, die man warm verkauft, und deren Geschmack vortrefflich ist. In andern Buden findet man warme Fleischspeisen, aber weder Tische noch Bestecke dazu, das Fleisch wird in kleinen Stücken an Bratspießen gebraten, der Käufer legt sie auf eines der kleinen goldfarbigen Brode, und ißt sie aus der Hand; die zahlreichen Springbrunnen des Bazar bieten ihm dazu sein einziges Getränk an. Man kann sich in Damaskus vollkommen gut mit zwei Piastern täglich ernähren, und das Volk verwendet kaum Einen auf sein Essen; man würde ein hübsches Haus für 2—300 Piaster jährlich finden, und mit 4—500 Franken jährlich gemächlich leben, wie überhaupt in ganz Syrien.

In der Mitte des Bazar liegt der schönste Khan des Orients, der von Hassad Pascha. Eine ungeheure Kuppel, wie die des Sankt Peter ruht auf Granitsäulen, hinter welchen Magazine und die Treppen liegen, welche in die obern Zimmer führen, wo sich die Kaufleute aufhalten. Jeder große Kaufherr miethet eines dieser Zimmer, und hält dort seine kostbarsten Waaren und seine Rechnungsbücher. Der Khan wird Tag und Nacht bewacht; daneben stehen Ställe für die Pferde der Reisenden und der Karawanen; Springbrunnen kühlen das Innere, das eine Art von Börse bildet. Die Thüre, welche auf den Bazar geht, ist eines der schönsten Muster maurischer Baukunst, reich im Detail und großartig im Effekt. Der Khan ist vor etwa 40 Jahren gebaut, und ein Volk, das Baumeister und Arbeiter für ein solches Werk liefern konnte, ist für die Kunst nicht abgestorben. Gewöhnlich werden diese Khans von reichen Paschas gebaut, welche sie ihrer Familie oder der Stadt hinterlassen; sie werfen große Einkünfte ab.

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän E. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Als unsere Reisenden Mandal verließen, kamen sie durch Racensgurh, eine Station für einige wenige Gorkhas, in das Dorf Hant, ein Weg von ungefähr 4 Meilen abwärts, der sie gegen 5000 Fuß tiefer führte. Der Weg, der von diesem Dorfe nach Rorn am Pabur aufwärts führt, war der beste, den die Reisenden bis jetzt noch im Gebirge getroffen hatten. Von diesem letztern im Entstehen begriffenen Dorfe bis nach Mundla war der Weg steinig, kahl und uninteressant; von dem Dorfe Mundla aus machten die Reisenden einen Ausflug nach Tschegong, um sich mit Mundvorrath zu versehen. Nachdem sie über den Andreyti, den westlichen Arm des Pabur, gegangen waren, der vom Fuße des Schatul-Passes ausfließt, stiegen sie nach Pekal hinauf und kamen dann nach Tekri, wo die Scenerie anmuthiger wurde. Dschaen war das letzte Dorf thalaufwärts, und von hier aus erreichten sie nach einem langen und beschwerlichen Wege den Rücken des Gebirgs. Der Fluß am Fuß desselben macht eine plötzliche Wendung, so daß der nun in nördlicher Richtung laufende Weg den Reisenden die unermeßliche Gebirgskette mit ihren Schneegipfeln in all ihrer Größe und Erhabenheit vor Augen brachte.

Am Eingange dieses Thales wurde ein herrlicher Wasserfall betrachtet; mehrere kleinere Bäche flossen unterhalb der Schneelinie zusammen und stürzten in nur zwei Absätzen ungefähr 1500 Fuß hoch über eine Felsenwand in den Pabur. Der erste Absatz ist der längste, und das Wasser bleibt eine Zeit lang in einer ganzen Masse beisammen, die sich dann aber in weißen Schaum auflöst, der weiter unten verschwindet und in noch größerer Tiefe in eine Art von Kanal zusammenfließt, aus dem sich das Wasser in einem zweiten Absatze in den Pabur ergießt.

Auf dem Wege nach Liti kamen die Reisenden zu der Region der abwechselnden Gras- und Schneeplätze und zu den letzten Bäumen; was man hier Bäume nennt, besteht aus einigen verkrüppelten Patras, einer Art Birken, die noch nicht einmal ein Blatt getrieben hatten. Da, wo der Schnee unlängst geschmolzen war, sproßten Primeln empor; der Fluß ist hier mit einer sehr dicken Schneeschichte bedeckt. Kapitän Johnson bemerkt, daß das, was er hier eine Schneeschichte nenne, einem Gletscher in den Alpen entspreche, da die Schneeschichte des Pabur größer, aber sonst ganz dem Gletscher der Quelle der Rhone ähnlich sey.

Der Schnee, durch den die Reisenden ihren Weg zum Bruang-Paß fortsetzten, wurde einzig durch den Pabur unterbrochen, der in einer Höhe von 12,914 Fuß aus der Schneedecke hervorbrach, über einen nackten Felsen, ungefähr 60 Fuß hoch, herabstürzte und sich dann sogleich wieder im Schnee verlor. In späterer Jahreszeit soll der Pabur aus einem klaren etwa eine halbe Meile breiten See ausfließen, der jedoch jetzt zugefroren und mit Schnee bedeckt war. Nach drei Stunden mühevoller Anstrengung erreichte man den Gipfel des Passes und befand sich in einer Höhe von 15,300 Fuß. Die Reisenden hatten hier die herrlichste Aussicht: zu beiden Seiten, nach Norden und Süden, breitete sich, so weit das Auge reichte, der Schnee aus, und gegen Osten und Westen ragten die riesigen Gipfel des Himalaya noch von fünf- bis zu siebentausend Fuß hoch empor. Die minder steilen waren bis zur Spitze

hinan mit einer Schnee- und Eiskruste überzogen; andere dagegen, wie z. B. der Kulbung (21,103 Fuß), ragten als kahle und zu senkrecht abgeschnittene Felsen empor, als daß der Schnee sich irgendwo festsetzen könnte, und stellten sich dem Auge als nackte Granitpyramiden dar, um welche sich dunkle Wolken sammelten.

Von einem Gewitter überfallen, waren die Reisenden genöthigt ihre Schritte zu beflügeln, bis sie endlich, nach Verlauf einer Stunde, in welcher sie sechs Meilen auf dem schneebedeckten Wege zurückgelegt hatten, die ersten Bäume an der Nordseite erreichten und unter einem überhängenden Felsenstück Schutz suchten. Einige Leute aus Dschaen kamen an diesem Abend und brachten ein kleines Zelt nebst Mundvorrath mit sich; von den Kuli's oder Trägern fielen einige gegen Einbruch der Nacht in eine Art von Erstarrung. Dr. Gérard, der im Gunaß-Paß, wenige Meilen östlich von dem gelegen, in welchem unsere Reisenden sich befanden, von einem Gewitter überfallen wurde, verlor mehrere seiner Leute, die vor Kälte umkamen, und er selbst entging dem Tode nur dadurch, daß er sich mit aller Anstrengung des Schlafes erwehrte, erfror aber die Fußzehen und verlor alle seine mathematischen Instrumente, von denen einige ein Jahr später wieder gefunden wurden.

Als die Reisenden nach Bruang hinabstiegen, kamen sie durch Wälder, denen auf der Südseite ähnlich; sie maßen einen Derbar, der 33 Fuß im Umfange hielt, und der erst in einer Höhe zwischen 60 und 70 Fuß Zweige ausbreitete. Bruang ist ein ziemlich großes Dorf, am Zusammenflusse des Bultschutter und des Buspa gelegen; der letztere, ein großer Fluß, entspringt vier Tagereisen ostsüdöstlich auf der Nordseite des Himalaya, in Bhurassu, und fällt 10 oder 12 Meilen unterhalb Puari in den Setledsch.

Unsere Reisenden befanden sich jetzt in Kurawar, wie die Eingebornen das Land nennen; die Bewohner der andern Seite bezeichnen es mit dem Namen Budh Mulak, augenscheinlich von Budhtar abstammend, und folglich die Gränze von Tübet. An diesem Tage sahen sie den ersten Yak, den sie bis jetzt noch zu Gesicht bekommen hatten; der Weg längs des Flusses war mühsam und gefährlich. Unweit der Vereinigung des Buspa mit dem Setledsch gingen sie auf einem Sango über den erstern. Der Setledsch war von hohen beinahe senkrecht emporsteigenden Felsen eingeengt und ungefähr 60 Schritte breit. Sein Wasser war von dem Sand, den er mit sich fortschwemmte, fast ganz weiß.

An einem Abgrunde hin verfolgten die Reisenden einen höchst gefährlichen Weg nach Kallah, einem kleinen von Aprikosenbäumen und Weinstöcken umgebenen Dorfe. Von siebzig Begleitern blieben funfzig aus Furcht vor Gefahren und aus Vorurtheil gegen den Besuch eines fremden Landes hier zurück. Die Reisenden kamen durch das auf einem hohen Felsen unter dem Harung-Paß gelegene Dorf Barung, und gelangten auf einem Wege über Sandstein in das kleine schöne Dorf Puari, unterhalb des wilden Kulbung in einem Wäldchen von Aprikosen-, Pfirsich-, Wallnußbäumen und Weinstöcken gelegen.

Der Setledsch ist hier ungefähr 80 Schritte breit, sehr tief, von Felsen durchschnitten, aber von starker Strömung und von vielen Wirbeln unterbrochen. Auf den gegenüberliegenden Gebirgen, etwa bis zum ersten Viertel ihrer Höhe, wachsen sorgsam an Staketen gezogene Weinstöcke, über diesen befinden sich Kornfelder, höher hinauf ist das halbe Gebirge mit dunkeln Fichtenwaldungen und die Gipfel sind mit Schnee bedeckt. Unten liegen die Dörfer Kungy und Telingi, gleich den meisten dieser Gegend auf Felsen gebaut, welche über den Fluß vorragen und von Gehölzen von Wallnuß- und Aprikosenbäumen beschattet. Die Bewohner sind, so wie die meisten Gebirgsstämme, sehr unsauber in ihrer Kleidung.

Von Puari aus gingen die Reisenden auf einer Hängebrücke, oder Jula,*) über den Fluß nach Telingi. Auf ihrem Wege nach dem großen volkreichen Dorfe Pundschi kamen sie aus den Fichtenwaldungen in Landstriche, welche ganz mit einer Art wilder Kamillen bedeckt waren, und erreichten endlich, nachdem sie auf einem Sango über einen Waldstrom gegangen, das Dorf, in welchem sie sich zwei Tage aufhielten.

Der Weg führte von hier aus nach Nordost, hoch oberhalb des Flusses hin, und bot einige schöne Aussichten auf die Schneegebirge; der Kulbing war am deutlichsten zu sehen. Kapitän Johnson ist der Meinung, daß ein Felsen derselben Gruppe, von minder rauhem Aussehen, wirklich höher sey. Er liegt zwischen dem Setledsch und dem Buspa, und über einem seiner Vorsprünge befindet sich der Harung-Paß. Die Felsen wurden von Habichten umschwärmt, und die Adler schossen zu drei und vier herab, um die Fremdlinge zu beschauen.

*) Eine Beschreibung dieser Brücken findet sich Seite 1316 des Auslandes vom vorigen Jahre.

Nachdem die Reisenden den Laptok-Paß erstiegen hatten, klimmten sie zu dem Bett des Lisa hinab, das mit Schnee bedeckt war, den eine Lawine vom Gipfel des Urung Tisa herabgeführt, die sich eine einige hundert Schritte breite Bahn durch einen Fichtenwald gebahnt hatte. An den Ufern des Flusses steht ein wohlgebauter Weiler, der dessen Namen führt.

In den nächsten Tagen der Reise, die gerade nach Norden ging, begegneten die Reisenden Salzhändlern, die nach Süden zogen. Schafe und Ziegen sind die einzigen Lastthiere in den Bergen; sie tragen Eisen oder Salz in Säcken, die dann auf dem Rückwege mit Korn angefüllt werden. Eine solche Karawane wird von großen Hunden mit langem schwarzem seidenähnlichem Haar begleitet. Der Yak stieß ihnen jetzt häufig genug auf, so wie auch große ungefähr 3½ Fuß hohe Affen mit schwarzen Gesichtern. Die Reisenden gelangten über schönen mit Gruppen von Fichten besetzten Weidegrund in das Dorf Labrung, ungefähr 2500 Fuß oberhalb des Setledsch. Einer Schlucht gegenüber auf schönem Tafelland und von reichem Anbau umgeben liegt die ziemlich große Stadt Kanum. Die Häuser stehen hier sehr eng beisammen und haben flache Dächer; einige, sieben und acht Stockwerk hohe, sehen fast wie Wachthürme aus. Diese Stadt liegt 8998 Fuß über dem Meeresspiegel, und genießt im Schatten einer herrlichen Temperatur. Es befindet sich hier ein Lamatempel und eine herrliche Bibliothek, welche eine Abschrift von jedem Werke der großen Bibliothek zu Teschu Lumbo enthalten soll. Hier trafen die Reisenden mit dem bekannten ungarischen Reisenden Csoma Körös zusammen, der durch Persien und den Pentschab hieher gekommen war; er hatte sich in Ladak aufgehalten, dort aber Argwohn erregt und sich daher nach Kanum begeben, um die Bibliothek dieser Stadt zu benutzen. Er war, wie er sagte, so glücklich gewesen in derselben einige merkwürdige Entdeckungen zu machen, und unter andern Uebersetzungen alter Klassiker namentlich eine sehr genaue des Virgil zu finden. Der ungarische Reisende führte ein sehr einsiedlerisches Leben *) und war überhaupt eben nicht mittheilend.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das Verhältniß der Geschwindigkeit der Stürme und Orkane in Amerika und Westindien ist, wie das American Journal of Science sagt, zu verschiedenen Malen als abweichend befunden worden, kann aber auf 12 bis 50 Meilen in der Stunde angeschlagen werden. Einer der Orkane, der im August 1830 wüthete, erhob sich in der Nähe der karibischen Inseln, nahm seine Richtung nach der Küste von Floride und den Carolinen, und von da nach den Küsten von Neufundland, eine Strecke von über 3000 Meilen, die er in sechs Tagen zurücklegte. Die Dauer seines heftigsten Wüthens betrug an den verschiedenen Orten, über die er hinfuhr, ungefähr 12 Stunden; an vielen Orten hielt er im Ganzen mehr als noch zweimal so lange an. Ein anderer Orkan, der in demselben Monat ausbrach, nahm von den Windwards-Inseln eine östlichere, aber der erstern ziemlich gleiche Richtung, und durch Journale und Berichte von Reisenden erhielt man nähere Mittheilungen über die täglichen Stationen seines 2500 Meilen weiten Zuges. Der Orkan am 10 August 1831, der die Insel Barbados verwüstete, ging von da in gerader Richtung an die nördlichen Gestade des Golfes von Mexico und Neu-Orleans, wo er am 16 desselben Monats ankam, und mithin binnen sechs Tagen 2300 Meilen zurückgelegt hatte.

* *

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 21 März wurden sämmtliche Werke vorgelegt, welche aus der von dem verstorbenen Abbas Mirza zu Tauris errichteten Presse hervorgegangen waren.

*) Er lebt hauptsächlich von einer ihm durch die Kompagnie bewilligten Summe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 126. 6 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Fünfter Artikel.)

Die Maroniten.

Nach seiner Abreise von Damaskus besuchte Lamartine die industrielle und sich schnell hebende christliche Stadt Zarklé im Libanon, versuchte umsonst sich den berühmten Cedern von Salomo zu nähern, was ihm wegen des tiefen Schnees nicht gelang, und schiffte sich endlich in Jaffa ein, um nach Konstantinopel zu gehen. Ehe wir ihn dahin begleiten, geben wir jedoch seine Beschreibung der Maroniten, da sie in der letzten Zeit einen so großen Einfluß auf das Loos von Syrien gehabt haben, und bestimmt scheinen, in der dem türkischen Reich bevorstehenden Krisis eine noch wichtigere Rolle zu spielen. Das Wenige was über den Ursprung dieses sonderbaren Gebirgsvolks bekannt ist, hat Volney längst bekannt gemacht, und so lange ihre einheimischen Geschichten, die in den Handschriftensammlungen von Rom und Paris vergraben liegen, nicht gedruckt und übersetzt sind, läßt sich wenig Neues darüber sagen; jedenfalls ließ es sich nicht von einem ungelehrten Reisenden wie Lamartine erwarten, allein seine Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des Volks sind keineswegs ohne Interesse.

„Die Nation der Maroniten, welche im Jahre 1784 nach Volney sich auf 120,000 Seelen belief, zählt gegenwärtig über 200,000, und dehnt sich von Jahr zu Jahr aus. Ihr Territorium begreift etwa 150 Quadratmeilen, allein seine Gränzen sind nicht festgesetzt; sie dehnt sich daher in den Thälern des Libanon, und in den benachbarten Ebenen in dem Verhältniß aus, als sich ihre Zahl vermehrt, und sie neue Kolonien gründen kann. Die Stadt Zarklé, am Ende des Thales des Bka, gegenüber von Balbek, welche vor 20 Jahren kaum 1000 bis 1200 Einwohner zählte, enthält jetzt 12,000, und ihre Zahl vermehrt sich täglich.

„Die Maroniten stehen unter dem Emir Beschir, und bilden mit den Drusen und Metualis eine Art von despotischer Konföderation unter diesem Emir. Obgleich diese drei Stämme sich durch Ursprung, Religion und Sitten unterscheiden, und sich nie in denselben Dörfern niederlassen, so hält sie doch das gemeinschaftliche Interesse der Vertheidigung gegen die Besitzer der Ebenen, und die starke Hand des Emir zusammen. Ihre Besitzungen erstrecken sich auf der Einen Seite von Latakie bis St. Jean d'Acre, auf der andern von Bairut bis Damaskus. Der hauptsächlichste Distrikt der Maroniten liegt in den mittleren Theilen, und auf den höchsten Gipfeln des Libanon von Bairut bis Tripoli. Die Abhänge des Gebirges sind fruchtbar, und durch zahlreiche Gebirgsströme befruchtet; die höchsten Gipfel sind fast unzugänglich, aber die unermüdliche Thätigkeit eines Volks, das keinen andern Zufluchtsort für seine Religionsfreiheit finden konnte, hat selbst dem nackten Felsen Früchte abgezwungen, hat von den Felsentrümmern Terrassen bis auf die höchsten Punkte aufgeführt, und die Erde, welche die Bergströme in die Schluchten herabgerissen hatten, hinter diesen Wällen aufgehäuft, sie hat sogar die Steine zermalmt und ihren Staub mit einiger Erde vermengt und gedüngt, und so den Libanon in einen Garten von Maulbeerbäumen, Oelbäumen, Feigenbäumen und in Fruchtfelder verwandelt. Der Reisende kann nicht von seinem Erstaunen zurückkommen, wenn er nach einem Tage langen Hinsteigen an den nackten Felswänden auf einmal in einer hohen Felsenschlucht, oder auf dem Plateau des Gebirges ein schönes Dorf trifft, aus weißem Stein gebaut, von einer reichen und zahlreichen Bevölkerung bewohnt, mit einem maurischen Schloß in seiner Mitte, einem Kloster in der Ferne, und rings umher einen Horizont von Vegetation, wo Kastanien und Maulbeerbäume die Reben und Fruchtfelder beschatten. Diese Dörfer hängen bisweilen fast senkrecht über einander, man kann einen Stein von dem Einen ins Andere werfen, und die Stimme hören, während die Steilheit des Gebirges eine bis zwei Stunden erfordert, um von Einem ins Andere zu kommen.

„In jedem dieser Dörfer findet sich ein Scheich, eine Art von Lehensherr, welchem die Verwaltung und die Gerechtigkeitspflege gehört; man kann von seinen summarischen Entscheidungen an den Emir und seinen Rath appelliren. Die Justiz gehört zum Theil dem Emir, zum Theil den Bischöfen, und daraus entstehen viele Konflikte in Heirathsfällen, Dispensationen u. s. w., bei denen der maronitische Patriarch entscheidet. Gegen diesen haben der Emir und die weltlichen Obrigkeiten die größte Schonung zu beobachten, denn die Macht der Geistlichkeit ist äußerst bedeutend und unbestritten, der Klerus besteht aus einem Patriarchen, gewählt von den Bischöfen und bestätigt vom Papst, einem päpstlichen Legaten, der im Kloster Antoura oder in Kanobia residirt, in Bischöfen, Klosterobern und Geistlichen. Die römi-

sche Kirche hat sich genöthigt gesehen, in dem Cölibat der Priester nachzugeben, und den maronitischen Geistlichen, ausgenommen den Bischöfen und Mönchen, die Heirath zu erlauben. Die Abgeschiedenheit, in der die arabischen Frauen leben, die Einfachheit der patriarchalischen Sitten und die Gewohnheit haben alle übeln Folgen des Gebrauchs verhütet, und er hat im Gegentheil zu der Reinheit der Sitten des Klerus beigetragen, und man kann sagen, daß in keinem Lande von Europa die Kirche so rein, so einzig ihren Pflichten ergeben, und eben so mächtig ist als hier, und der strengste Philosoph hätte keine Reform in der öffentlichen und Privatexistenz der Geistlichen hier vorzuschlagen, wo sie die Muster und Rathgeber und Diener des Volks geblieben sind.

„Es bestehen im Libanon etwa 200 maronitische Klöster verschiedener Orden, die von 20—25,000 Mönchen bewohnt sind. Diese sind aber weder reich noch Bettler, ihr Leben ist das eines fleißigen Landbauers. Sie besorgen ihr Vieh und ihre Seidenwürmer, bauen mit ihren Händen die Mauern ihrer Terrassen, hacken, säen und ernten. Die Klöster besitzen wenig Grund und Boden, und nehmen nur so viele Mönche an, als sie ernähren können. Ich habe lange unter diesem Volk gewohnt, und mehrere dieser Klöster besucht, ohne je die leiseste Klage über ein Aergerniß zu hören, das diese Mönche gegeben hätten. Jedes Kloster ist nur ein armes Pachtgut, dessen Diener Freiwillige sind, die für ihre Arbeit ein Dach, die Nahrung von Einsiedlern und die Gebete ihrer Kirche erhalten. Die Bischöfe haben eine absolute Autorität in den Klöstern ihres Distrikts, diese sind aber sehr beschränkt, da fast jedes große Dorf seinen Bischof besitzt.

„Das Volk theilt die Tugenden seines Klerus, und bildet im Orient eine ganz abgesonderte Nation, die eher wie eine europäische Kolonie ist, die man in die Mitte der arabischen Stämme geworfen hätte. Die Männer sind groß, schön, ihr Blick ist stolz, ihre Augen blau, ihre Nase gebogen, ihr Bart blond, ihre Bewegungen stolz, ihr Betragen höflich ohne Niederträchtigkeit, ihre Kleidung und Waffen prachtvoll. Wenn man durch ein Dorf reitet, und den Scheich unter dem Thor seines gezinnten Schlosses sitzen, seine schönen Pferde im Hofe angebunden, und rings umher die Vornehmsten der Bewohner sieht, in ihren reichen Pelzen, mit ihren Gürteln von rother Seide, und angefüllt mit Säbeln und Dolchen mit silbernen Griffen, bedeckt mit einem ungeheuren Turban vielfarbiger Seide, so glaubt man ein Volk von Königen zu sehen. Sie betrachten die Europäer als ihre Beschützer gegen die Türken, und nehmen unsere Reisenden, Missionäre und Interpreten auf wie entfernte Verwandte. Man logirt sie im Kloster oder bei dem Scheich, liefert ihnen Alles was das Land anbietet, führt sie bei den Frauen ohne Mißtrauen ein, und bildet Freundschaftsverbindungen mit ihnen, deren Andenken sich bei den Kindern erhält. Die vortrefflichste Polizei, welche weit mehr das Resultat der Sitten als der Gesetze ist, herrscht in dem ganzen Lande der Maroniten, man reist allein und mit vollkommener Sicherheit, Tag und Nacht; Verbrechen sind fast unbekannt, der Fremde ist dem mohammedanischen Araber geheiligt, aber noch weit mehr dem christlichen, sein Thor ist ihm immer offen, er schlachtet seine Ziege ihm zu Ehren, und überläßt ihm seine Rohrmatte. In jedem Dorfe findet man eine Kirche, worin der katholische Ritus nach den Formen der syrischen Kirche und in syrischer Sprache gefeiert wird. Beim Evangelium dreht sich der Priester gegen die Versammlung, und liest den Text des Tages in einer arabischen Uebersetzung.

„Die Maroniten sind wie alle Gebirgsbewohner tapfer und kriegerisch von Natur, und der Emir kann 30—40,000 Mann zusammenbringen. Die Türken haben nie gewagt in den Libanon zu dringen, so lange die Bewohner unter sich einig sind. Ich weiß nicht ob ich mich täusche, aber es scheint mir dieses Volk sey zu großen Dingen bestimmt, es hat patriarchalische Sitten, Wohlstand, einige Freiheit und viel Patriotismus, und wird durch Handelsverhältnisse und Religionseinheit immer der europäischen Kultur zugänglicher. Während Alles rings herum zu Grunde geht, scheint es allein neue Kräfte zu sammeln, und je mehr Syrien sich entvölkert, um so mehr breitet es sich in den Ebenen aus. Es könnte Handelsstädte an dem Meere gründen, den wilden Thieren die verlassenen Ebenen von Syrien entreißen, und eine neue Herrschaft da gründen, wo die alten einstürzen. Fände sich ein Mann von Talent unter seinen Bischöfen, oder seinen Familien von Scheichs, so könnte er Alles dieses zu Stande bringen, und Syrien hätte dann eine größere Zukunft vor sich als Aegypten, denn dieses besitzt nur einen Mann, aber der Libanon enthält ein Volk."

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Fortsetzung.)

Das Land zwischen dem Camtus und dem großen Fischfluß war bis zum Jahre 1778 theils von den Gonaquas, theils von andern noch einer prekairen Unabhängigkeit genießenden Hottentottenstämmen besetzt, theils von Kaffern, die mit Gonaquas untermischt waren, und endlich von europäischen Kolonisten, die, trotz der Kolonialgesetze, die besten Stellen jenseits der Nominalgränze, welche damals der Camtusfluß bildete, in Besitz genommen hatten. Im Jahre 1778 besuchte der Gouverneur, van Plettenberg, auf einem Ausflug, den er ins Innere machte, auch Bruintjeshoogte, und da er eine bedeutende Menge Kolonisten jenseits der Gränze angesiedelt fand, so dehnte er, statt sie innerhalb der gewöhnlichen Gränzen zurückzurufen, nach dem gewöhnlichen Verfahren früherer und späterer Gouverneure das Gebiet weiter aus, und schlug mit einem Federstrich etwa 1500 geogr. Quadratmeilen zu dem bisherigen Gebiete der Kolonie. Damals wurde zuerst der große Fischfluß für die Gränze derselben im Osten erklärt. Die Rechte der Gonaquas und anderer unabhängigen Hottentottenstämme wurden nicht im Mindesten beachtet, man ließ die Boers *) mit ihnen verfahren, wie sie mit den bereits untergegangenen Stämmen verfahren waren, und nur mit den mächtigern Kaffern wurde die Form einer Uebereinkunft

*) Holländische Bauern, aber mit weitläufigem Landbesitz.

beobachtet. Oberst Collins berichtet, daß Oberst Gordon *) bis zum Keiskamma hin gesendet wurde, um Kaffern aufzusuchen, und endlich „einige wenige" zum Gouverneur brachte, der von ihnen ihre Einwilligung erhielt, daß der große Fischfluß künftig als die Gränze zwischen beiden Ländern gelten sollte.

Wer diese „Wenigen" waren, die ihre Einwilligung gaben, ist unnöthig zu untersuchen, gewiß ist aber, daß die bedeutendsten Kafferhäuptlinge, welche ein Interesse an der Sache hatten, diese Einwilligung nicht anerkannten. Jalumba, damals Häuptling des Amandanka-Clans der Amakosa, war bemüht, sich zu Bruintjeshoogte zu behaupten. „Die Einwohner," sagt Collins, „erinnerten Jalumba im J. 1781 an den kürzlich abgeschlossenen Vertrag, und verlangten, daß er augenblicklich abziehen solle. Als diese Vorstellungen unbeachtet blieben, sammelte sich ein Kommando, und verjagte die „Eingedrungenen," wobei Jalumba und ein großer Theil seiner Anhänger auf dem Platze blieb; sein Sohn Dlodio kam zwei Jahre später bei einem ähnlichen Versuche um." Dieß ist der Kolonialbericht über diese Sache, aber Oberst Collins, der seine Nachrichten lediglich von den Boers und Lokalbehörden erhielt, hat nicht erwähnt, daß diese Expedition, deren Anführer Adrian von Jaarsveld war, den Kaffern 5200 Stücke Vieh entriß, die derselbe, nach Berathung mit dem Veldwagtmeester und den Korporalen unter das Kommando vertheilte. Und dieß ist nicht das Schlimmste. Ein Herr Brownlee hat die kaffrische Erzählung von dieser Begebenheit mitgetheilt, die zum Mindesten so viel Glauben verdient, als die Berichte der Kolonisten, die sich von dem Raube der ermordeten Kaffern bereichert hatten, und daraus geht hervor, daß Jalumba und sein Clan auf die niederträchtigste Weise ins Verderben gelockt und ermordet wurden. Vaillant, der im folgenden Jahre eine Zeit lang in dieser Gegend sich aufhielt, gibt einen Bericht über den Geist der Boers an der Gränze, der mit der von Brownlee mitgetheilten Erzählung von der Niedermetzlung der Amandanka nur allzu wohl übereinstimmt. „Ein Mulattenkolonist erzählte mir, das Gerücht, daß diese Nation barbarisch und blutdürstig sey, werde absichtlich von den Kolonisten verbreitet, um die abscheulichen Diebstähle, deren sie sich täglich gegen dieselben schuldig machten, zu beschönigen, und als Repressalien erscheinen zu lassen. Oft gebe man vor, Vieh verloren zu haben, um Einfälle in die Kafferländereien zu machen, wobei ganze Kraals ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters ausgemordet, das Vieh weggetrieben und das Land in eine Wüste verwandelt werde. Diese Art, sich Vieh zu verschaffen, sey viel leichter, als die langsame Methode, es aufzuziehen. Auf diese Weise versicherte er mich, hätte man im vergangenen Jahre 20,000 Stück erhalten." Als Vaillant sein Erstaunen ausdrückte, daß der Gouverneur nicht Soldaten hersende, um Leute, die allen Behörden zum Trotz solche Verbrechen begingen, zu verhaften, erwiderte der Boer: „wenn man dieß versuche, würden sie die Hälfte der Soldaten ermorden, und sie den Uebriggelassenen eingesalzen mitgeben, zum Zeichen, was sie thun würden, wenn irgend eine Behörde sich in ihre Angelegenheiten menge." Solcher Art sind die Leute, welche im Jahre 1796 und noch einmal im Jahre 1815 gegen die britische Regierung aufstanden, um ihr Recht zu behaupten, die Eingebornen ungestraft zu berauben und zu ermorden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Damals in holländischen Diensten.

Der Pottfisch. *)

Der Pottfisch oder Cachelot, jene Wallfischart, welche das bekannte Spermaceti oder den Wallrath liefert, ist mancherlei Krankheiten unterworfen, worunter auch gänzliche oder theilweise Blindheit. Ein vollkommen blinder Pottfisch wurde von Kapitän Swain gefangen; seine Augen waren gänzlich desorganisirt, indem die Augäpfel aus einer schwammigen, weit hervorragenden Masse bestanden, woraus sich erkennen ließ, daß der Fisch schon seit geraumer Zeit seines Gesichtes beraubt gewesen seyn mußte; dennoch war er fett und gab eben so viel Thran als ein anderer von gleicher Größe. Außer der Blindheit findet man bei dem Pottfisch auch noch Difformitäten der untern Kinnlade, wovon ich selbst zwei Beispiele gesehen habe, bei denen die Mißgestalt so groß war, daß es unmöglich schien, daß das Thier hätte kleinere Fische fangen und verschlucken können; dennoch gaben beide Fische eben so viel Thran als andere von gleicher Größe.

Alte erfahrne Wallfischfänger behaupten, daß diese Difformität eine Folge des Kampfes dieser Thiere unter sich sey. Sie fechten, den Rachen weit geöffnet und heftig auf einander losstürzend, wobei ihre Absicht zu seyn scheint, den Gegner bei der untern Kinnlade zu fassen, weßhalb sie sich auch oft seitwärts wenden. Auf diese Weise fassen sie sich, kreuzweis zusammentreffend, bei den Kinnladen, und kämpfen in dieser Lage mit Anstrengung aller ihrer Kräfte um den Sieg. Ich hatte nie Gelegenheit einen solchen Kampf mit anzusehen, finden sie aber wirklich statt, woran ich übrigens gar nicht zweifle, so darf man sich nicht wundern, so viele verstümmelte Kinnladen bei den Pottfischen zu finden, wenn man die ungeheure Kraft dieser Thiere und die verhältnißmäßige Schwäche ihrer Kinnladen in Anschlag bringt. Was die angeführte Meinung zu bestätigen scheint, ist der Umstand, daß man bei den Weibchen jene Difformität nie oder doch nur höchst selten antrifft.

Aus dem Angeführten läßt sich schließen, daß ein blindes mit einer verstümmelten Kinnlade versehenes Thier wohl gänzlich unfähig seyn würde seine Nahrung zu fangen und sein Leben zu erhalten, wenn ihm diese nicht buchstäblich in das Maul liefe, und zwar, wie Einige meinen, von dem eigenthümlichen starken Geruch des Pottfisches angelockt. Es ist eine anerkannte Thatsache, daß viele Fischgattungen von weißen glänzenden Dingen angezogen werden, und nicht nur der hungrige Haifisch, sondern auch der vorsichtige und gewandte Delphin werden, wie ich oft gesehen habe, ein Opfer dieser Eigenheit. Als der Kent, ein Wallfischfänger der Südsee, an der Küste von Peru fischte, fingen die Matrosen in einer einzigen Nacht eine Menge Sepia octopedia (Tintenfische), die hauptsächliche Nahrung des Pottfisches, bloß damit, daß sie ein Stück polirtes Blei mit Haken versehen bis zu einer gewissen Tiefe in das Wasser hinabließen. Die Fische versammelten sich in so großer Menge um das Blei, daß man nur die Schnur zu bewegen brauchte, um ihnen die Haken in den Leib zu treiben.

Die Zähne des Pottfisches sind höchstens zum Fassen, aber keineswegs zum Zermalmen geeignet, und wirklich sind die Fische, welche er zuweilen ausspeit, ganz und unversehrt. Wie die Jungen an der Mutter saugen, hat man noch nicht ergründen können. Der ganz eigenen Gestaltung des Mundes wegen scheint es unmöglich, daß sie mit dem vordern Theil desselben die Zitzen der Mutter fassen könnten, denn an dieser Stelle befinden sich keine weichen Lippen, sondern statt derselben sind die Kinnladen mit einer glatten, sehr harten, aber dennoch knorpelartigen Masse eingefaßt. Zwei Fuß vom Mundwinkel ist das Thier jedoch mit etwas den Lippen Aehnlichem versehen, das im Mundwinkel selbst einige weiche, elastische Falten bildet, und daher glaubt man, daß es dieser Theil des Mundes sey, mit dem das junge Thier die Zitzen der Mutter fasse, um zu saugen.

Alle Pottfische, kleine und große, verständigen sich unter einander durch ein Signal von irgend einer nahenden Gefahr, und zwar selbst, wenn sie sich in größern Entfernungen von 4, 5, ja sogar 7 Meilen von einander befinden. Worin dieses Signal bestehe, ist ein bis jetzt noch nicht ergründetes Geheimniß. Der Pottfisch wird selten oder nie in geringer Tiefe gefunden; er bewohnt den blauen unergründlichen Ocean,

*) Aus T. Beale's so eben in London erschienenen Bemerkungen über die Naturgeschichte des Pottfisches.

und sucht seine Beute und gebärt seine Jungen weit vom Lande entfernt. Zuweilen nähert er sich wohl der Küste, aber nur bis zu einer gewissen Entfernung, und immer an Stellen, wo das Wasser unergründlich ist.

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalaya-Gebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tartarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827 vom Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet, in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London, von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Unsere Reisenden verließen Lakrung am 23 Junius, stiegen den Kurung Ghati hinan und übernachteten in einer Höhe von ungefähr 15,000 Fuß. An diesem Tage wurde ihnen zu ihrem größten Verdruß von dem zu Subathu befehligenden Offizier Lord Amhersts strenges Verbot mitgetheilt, durchaus keinen Versuch zu wagen über die Gränze von Hungrung zu gehen, um den Argwohn der Chinesen auf keine Weise zu erregen. Am nächsten Morgen erreichten sie den Gipfel des Passes (14,500 Fuß). Auf der Nordseite lag tiefer Schnee, doch nicht in großer Ausdehnung. Im Hinabsteigen besuchten die Reisenden Sungnam, ein großes volkreiches Dorf, in einem kleinen gut angebauten, damals aber sehr heißen Thal gelegen, denn das Thermometer zeigte zu Mittag 95° F. (28° R.). Dieses Dorf steht unter der Lama-Theokratie; die Einwohner verbrennen ihre Todten nicht, sondern begraben sie unter einem langen Haufen von Steinen, auf dem ein Schieferstein sich erhebt, mit den „Worten der Macht" beschrieben. Diese Grabhügel sind so angelegt, daß auf jeder Seite sich ein freier Pfad befindet, damit die Reisenden in den Stand gesetzt sind, die unwandelbare Regel befolgen zu können, welche vorschreibt, daß wenn man von einem Grabe sich wieder entfernt, dieß stets auf der rechten Seite geschehen muß. Bei dem zuletzt genannten Dorfe vereinigen sich die Flüsse Durhony und Bukio, und bilden den Ruskolang, der sich bei dem Dorfe Schiapu, dem Aufenthaltsorte eines Wessiers, in den Setledsch ergießt.

Vom Ufer des Bukio aus stiegen die Reisenden ungefähr 2000 Fuß aufwärts über einen öden Landstrich, auf dem nichts wuchs als Kamillen, Münzen, Wachholdersträuche und Brombeeren, nebst einer Art Wermuth, und gelangten dann auf einem gewundenen Pfade auf den Gipfel des Ghaut (14,800 Fuß). Die Scenerie war hier die gewöhnliche: der Fels schieferartig, meist mit Schnee bedeckt und fast gar keine Vegetation. Ein jäh abwärts führender Weg brachte die Reisenden in das Dorf Llango, dessen Einwohner platte tatarische Nasen hatten, und in schwarze und rothe tatarische wollene Decken gekleidet waren; ihre Sprache wich von der bis hieher gebräuchlichen ab, und nur bis nach Sungnam war einige Aehnlichkeit mit dem Hindustanischen bemerkbar.

Durch Felsen von Schieferformation gelangten die Reisenden in das Dorf Tuling, wo der kleine Fluß, dessen Ufer sie bis dahin verfolgt hatten, sich mit dem Spiti oder dem großen westlichen Arm des Setledsch vereinigte. Gegen Westen stiegen die Spitzen des Tuzigung oder Pandschinl empor, die Gérard im Jahre 1818 bis zu einer Höhe von 19,411 Fuß erstiegen hatte. Obschon in einer früheren Jahreszeit sich befindend, die natürlich größere Schwierigkeiten erwarten ließ, beschlossen die Reisenden dennoch dieses interessante Unternehmen zu wagen. Das erste Dorf am Spiti ist Leo, das etwas angebautes Land besitzt, eine wahre Seltenheit in dieser Region der Felsen und Abgründe. Die männlichen Einwohner des Dorfes trugen dicke Zöpfe und fast röhrenförmige Schuhe von gegerbtem Leder. Nördlich von Puari wird kein Leder gegerbt, und auf dem, welches die Reisenden zu sehen Gelegenheit hatten, befand sich das russische Zeichen. Das des Anbaues fähige Land an den Abhängen der Gebirge wird hier mit im Joch gehenden Schafen umgepflügt. Von Leo aus gingen die Reisenden auf einem Sango über den Spiti oder Tulukna, und stiegen dann 4000 Fuß hoch bis zum Dorfe Nako empor. Die Felsen um Leo und Nako sind fast ohne alle Vegetation, und liegen dem Anschein nach ohne alle Ordnung in ungeheuren Massen auf einander gethürmt, als ob der Einfluß einer unterirdischen Gewalt sie zusammengestürzt hätte. Nako hat drei aus rothen Backsteinen gebaute Tempel; in einem derselben schlugen unsere Reisenden ihre Wohnung auf und machten die nöthigen Vorbereitungen. Die Einwohner des Dorfes gaben sich viele Mühe sie durch übertriebene Erzählungen von den Schwierigkeiten, die ihnen aufstoßen würden, und von dem Bis, oder giftigen Winde, der über den Schnee hinwehe, von ihrem Vorhaben abzubringen.

Am 1 Julius um 5 Uhr Nachmittags traten die Reisenden ihren Weg auf das Gebirge an; sie gingen zuerst in einer vom Dorfe aus aufwärts führenden Schlucht, erstiegen dann den Berg rechter Hand und erreichten nach Verlauf einer Stunde einen der Vorsprünge des Gebirgs. Ein zweiter Marsch, abermals von einer Stunde, brachte sie auf einen ebenen Platz unter einer überhängenden Felsenwand, wo ihre Zelte aufgeschlagen waren. Die Aussicht von dieser Stelle aus war ungemein herrlich, und da sich kein Lüftchen regte, so konnte man das Rauschen des Spiti und des Setledsch hören, welche den Gebirgsrücken trennen, obschon sich die Reisenden in einer Höhe von ungefähr 14,600 Fuß über diesen Flüssen befanden. Niederes Gras und Gesträpp wuchs umher. Am folgenden Morgen um 6 Uhr brach man auf, nachdem man eine Stunde lang auf den Aufgang der Sonne gewartet hatte, und erreichte nach ¾ Stunden ein ausgedehntes Tafelland, dessen fließende Gewässer dick mit Eis belegt waren. Als die Reisenden am andern Ende der Fläche wieder aufwärts stiegen, wich der Schnee an manchen Stellen so weit unter ihren Füßen, daß sie bis an den Gürtel einsanken. Einer von der Gesellschaft, Kapitän Browne, sank bis an den Mund in den Schnee, und da man ihn, weil er etwas zurückgeblieben war, nicht sogleich hörte, so verging einige Zeit, ehe man ihn aus seiner gefährlichen Lage befreien konnte. Nach einem Wege von anderthalb Stunden wurde es unmöglich weiter in dieser Richtung vorzubringen, man hielt sich daher rechts und stieg gerade den Berg hinan, wo die Reisenden anfänglich wegen der Härte des Schnees viele Schwierigkeiten zu überwinden hatten, dennoch aber die Höhe glücklich erreichten. Als sich die Wolken verzogen, wurden sie gewahr, daß sie sich am Rande eines Abgrundes befanden. „Es war belustigend anzusehen, sagt der Kapitän, wie jeder von uns, so wie der Wolkenschleier vor seinen Augen verschwand, sich behende, und ohne ein Wort zu sagen von dem Schneesaum zurückzog, mit dem der Abgrund eingefaßt war, und von dem, wie wir uns später, vorsichtig auf Händen und Füßen kriechend, überzeugten, lange Eiszapfen in die Tiefe hinabhingen."

Von dieser Stelle aus gingen die Reisenden längs des Bergrückens hin, da der Schnee weich genug war, daß sie festen Fuß fassen konnten. Ein schmaler Felsenstreif lief von diesem Gebirgsrücken aus gegen den Setledsch hin und bog sich diesem gegenüber nach Osten; am äußersten Ende dieses Isthmus stieg die Spitze des Berges in Gestalt eines nackten Granitkegels empor, nur hie und da auf den Vorsprüngen und in einigen Höhlungen mit Schnee bedeckt. Die Reisenden erstiegen eine Anhöhe am Anfange des Isthmus, wo sie sich auf gleicher Höhe mit dem Fuß des Granitkegels befanden. Die nordöstliche Spitze des Gebirgs, welche einige hundert Fuß über den Granitkegel emporragte, wurde jetzt in einer horizontalen Entfernung von ungefähr zwei Meilen sichtbar.

Kapitän Johnson hatte später Gelegenheit seine Beobachtungen mit denen des Dr. Gérard zu vergleichen, und fand zu seiner nicht geringen Freude, daß er dieselbe Stelle erreicht, auf welcher jener Gelehrte seine barometrischen Versuche anstellte. In einer Höhe von 19,411 Fuß über dem Meeresspiegel versuchten es die Führer aus dem Dorfe ihn zu täuschen, indem sie ihn auf eine weit niedrigere Stelle brachten. *) Humboldts Station in den Anden war 19,574 Fuß hoch. Von allen indischen Begleitern unserer Reisenden wagte sich nur einer mit ihnen auf diesen Höhenpunkt; die übrigen warfen sich, beide Hände an die Kehlen gelegt, in den Schnee, und der Nafir Sipahi, der mit ihnen hinanstieg, klagte sehr über Uebelbefinden. Merkwürdig ist es, daß unsere Reisenden, erschwertes Athemholen ausgenommen, durchaus keine Unbequemlichkeit empfanden. Sogar in ihrem Nachtlager war es unmöglich eine Cigarre zu rauchen. Das Aufspringen der Haut im Gesicht und am Hals fiel ihnen indeß später sehr beschwerlich, und einer der Gesellschaft wurde auf einige Tage schneeblind. (Forts. f.)

*) Dieselbe Höhe gab, im Jahre 1821 geometrisch gemessen, 19,442 Fuß. Dr. Gérard hat seitdem den Paß an der nordöstlichen Gränze von Khuwawar, eine Höhe von 20,000 Fuß, erstiegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 127. 7 Mai 1835.

Ueber die physische Geographie der Anden zwischen 14° u. 20° S. B.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft von London am 23 März wurde über diesen Gegenstand ein Memoire Hrn. Pentlands vorgelesen. Es beginnt mit der Angabe, daß die große Andenkette, welche von der äußersten Spitze des amerikanischen Kontinents bis nahe an den Wendekreis des Steinbocks einen einzigen fortlaufenden Bergrücken bilde,*) sich nahe bei der Stadt Potosi (19° 35′ S. B.) in zwei große Ketten spalte, welche eine ungeheure Alpenebene von 12 bis 13,000′ über dem Meere einschließen, und etwa um 14° sich wieder vereinigen, und die Anden von Vilcañote und Cusco bilden. Die westliche Kette läuft dem Ufer des stillen Meeres parallel, und heißt darum die Küstenkordillere, die östliche oder innere dagegen die königliche. Die dazwischenliegende Ebene bildet das Bassin des Titicaca-Sees, dessen physische Gestaltung eben so merkwürdig, als seine Geschichte interessant ist: der See hat eine ungeheure Ausdehnung, nach Pentland über 300 geogr. □ M. (5000 engl. □ M.); **) seine Tiefe wurde bis auf 120 Faden sondirt, ist aber an einigen Stellen wahrscheinlich viel größer. Er hat nur Einen Ausfluß, den Desaguadero, der, nachdem er 150 engl. M. gegen Südwesten gelaufen, sich in einem kleinen See verliert. An den Ufern dieses Binnensees erschien Manco Capac zuerst den Peruanern, und auf einigen Inseln nahe an seinem südöstlichen Ende waren die reichsten und heiligsten Gegenstände der Religion aufgehäuft, auf welche er sein mächtiges und hoch civilisirtes Reich gründete. Bei der spanischen Eroberung wurde der größte Theil derselben von den verzweifelten, aber noch immer feindlich gesinnten Peruanern in den See geworfen, und Garcilasso de la Vega, selbst ein Nachkömmling der Inkas, gibt einen Erstaunen erregenden, und doch vielleicht nicht unwahren Bericht von den so geopferten Schätzen. Viele, wenn auch nicht werthvolle, doch gewiß interessante Gegenstände werden vielleicht noch auf diesem klassischen Boden verborgen gehalten, den noch kein unterrichteter Reisender besucht hat. Hr. Pentland konnte sich kein Boot verschaffen, um darüber zu setzen.

Der mathematischen und physischen Geographie dieser Gegend scheint seine Hauptaufmerksamkeit gewidmet gewesen zu seyn, und so bestimmte er unter anderm auf seinem Wege von Lima nach La Paz die Lage, und zum Theil auch die Höhen von mehr als 70 Orten, welche früher irrig, namentlich als zu weit westwärts gelegen, angegeben wurden: Hr. Arrowsmith ist beschäftigt, danach eine Karte zu entwerfen. Ueber die physische Configuration dieses merkwürdigen Landstrichs sind Hrn. Pentlands Angaben vollständig. Im Allgemeinen ist die westliche Kordillere die höhere, da sie an vielen Stellen eine absolute Höhe von 22 bis 24,000 (engl.) Fuß erreicht, während die östliche zwischen 19° und 16° 45′ S. B. fast nirgends 17,000′ übersteigt. In der letzten Breite erhebt sich jedoch der riesenhafte Illimani auf 24,200′, und nördlich davon überragen einige hohe Punkte sogar die Höhe der westlichen Kette. Der höchste Punkt unter 16° 10′ S. B. ist der Nevado de Sorata, der eine Höhe von 25,250′ erreicht. Auch in dem allgemeinen Charakter sind beide Ketten verschieden. Die Höhen der westlichen sind meist dom- oder glockenartig gestaltet, die in der östlichen gezackt, so daß sie sägenförmig erscheinen. Beide fallen gegen Osten und Westen steil ab, doch die westliche gegen das Bassin des Titicaca-Sees in minderem Grade als die östliche. Die Breite der erstern ist etwa 20 g. M., die der letztern läßt sich nicht so leicht bestimmen, da auf der Ostseite manche Seitenzweige auslaufen, deren Länge man als einen Theil der Breite der Hauptkette betrachten kann. Abgesehen hievon jedoch hat sie auf dem schmalsten Punkte (17° 58′ S. B.) etwa 7 g. M., auf dem breitesten über 14 g. M. Breite. Die Gesammtbreite der beiden Ketten, das Bassin des Titicaca-Sees mit eingeschlossen, und abgesehen von den Seitenarmen, wechselt zwischen 40 und 60 g. M., mit den Seitenarmen beträgt sie über 100.

*) Dieß ist nicht ganz wahr, vielmehr zeigt das Gebirge schon ziemlich bald die Neigung zu Verästungen. Ungefähr unter 43°, S. B. etwas nordwärts vom Vulkan von Minchimadira, läuft ein Ast gegen Nordwest; ein Gleiches findet etwas südwärts von Mendoza statt, wo nach dem Lauf der Gewässer zu schließen, sogar ein bedeutender Landstrich von einem Landrücken eingeschlossen, und nur an einer einzelnen Stelle von dem Ausfluß des Lago de Silveiro durchbrochen ist. Von da an folgen sich mehrere Becken, die man beinahe Steppenbecken nennen möchte, namentlich das, dessen tiefster Punkt der Lago de Anbalgala (26½° S. B.) bildet. Einige andere Becken sind gegen Osten geöffnet.

**) Geographisch pflegen die Engländer jetzt 60 ihrer Meilen auf einen Grad zu rechnen, wonach also 4 = 1 geogr. und 16 = 1 geogr. □ M. sind. An einem andern Orte gab Pentland die Ausdehnung des Sees sogar auf mehr zu 6000 engl. □ M. an.

Die Hydrographie dieses Landstrichs ist in hohem Grade merkwürdig. Alle Gewässer von dem Ostabhang der westlichen Kordilleren und dem Westabhang der östlichen, bis zur Höhe von 14,000′, fließen in den Titicaca-See und seinen Ausfluß den Desaguadero, von wo sie durch Einsaugung und Verdunstung abgeleitet werden, da auf keiner Seite ein sichtbarer Abfluß vorhanden ist. Höher als 14,000′ aber werden die Gewässer der Ostkette durch eine niedere, nur etliche hundert Fuß hohe Hügelreihe, die wahrscheinlich aus Alluviallagern besteht, von ihrem Laufe ab gegen Süden gewendet, wo sie ungefähr unter 16° S. B. gegen Osten vorbrechen, und den Mapiri bilden; dieß ist einer der bedeutendsten Beiflüsse des großen Beni, der mit dem Mamore den Madera bildet, einen der beträchtlichsten Zuflüsse des Marañon.

Die Gewässer eines Theils des Westabhangs der Cordillera Real fließen also gegen Osten, und Hr. Pentland gibt die Schlucht, durch welche der Abfluß statt findet, auf 18,000′ Tiefe an, denn die umliegenden Berge sind 24,000′ hoch, und die Höhe des Bodens der Schlucht über dem Meere beträgt nicht über 6000′. Diese Angabe ist freilich nur approximativ, denn sie beruht hauptsächlich auf dem Charakter der Vegetation in der Schlucht selbst. Auch gibt Hr. Pentland nicht an, ob diese Schlucht eine Spalte ist, welche ehemals zusammenhängende Schichten durchschnitten hat, oder ob der Einschnitt natürlich ist, und die Gränze verschiedener Formationen bezeichnet. Die Frage ist für die Geologie jener Länder sehr interessant, Hr. Pentland scheint der erstern Meinung zu seyn, denn er gebraucht häufig den Ausdruck, die Wasser hätten sich in dieser Richtung eine Bahn gebrochen (cut), und seine Ansichten über die Wirkungen natürlicher und noch thätiger Ursachen auf die Veränderung der Erdoberfläche sind sehr umfassender Art, denn er bemerkt z. B. an einer andern Stelle, die domartige Bildung eines der höchsten Berge in der westlichen Kette mache es wahrscheinlich, daß er gleich dem Chimborasso und Nevado von Chuquibamba nur aus Einer ungeheuern trachytischen Erhebung bestehe.

Es läßt sich nicht anders erwarten, als daß die Linie des ewigen Schnees in diesem Erdstriche sehr hoch sey. Die große Ebene von Titicaca ist wie ein Spiegel, der die Strahlen der Hitze mächtig zurückwirft, gerade wie die ähnlich gebildeten Ebenen von Tübet die Veranlassung sind, daß an dem nördlichen Abhang des Himalaya gleichfalls die Schneelinie hoch hinauf gerückt ist. Man darf deßhalb nicht erstaunt seyn, wenn Herr Pentland sie auf etwa 17,000 Fuß angibt, obgleich diese Höhe sicher beispiellos ist. Der vulkanische Charakter des Landes und die Nähe der See mögen wohl das Ihrige dazu beitragen.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Fortsetzung.)

Ungefähr um dieselbe Zeit hatte sich Zaka, das Haupt des Gunuquebi-Clans, mit einigen von den Schaaren der Amakosa, in Besitz des Zuurevelds gesetzt, indem er die Erlaubniß sich dort anzusiedeln erhielt, und eine große Menge Vieh von Kohla, den die Kolonisten Ruiter nennen, erkaufte; dieser war damals das Oberhaupt der Gonaqua-Hottentotten, der ursprünglichen Besitzer des Landes. Zugleich rückten die Kolonisten von Westen her in das Zuurevelds vor. Viele Jahre lang hatten Boers und Kaffern diesen Distrikt gemeinschaftlich inne, und Wohnungen und Heerden mischten sich friedlich unter einander, bis im Jahre 1786 einige Streitigkeiten sich zwischen ihnen erhoben, und die Kolonisten den Häuptling Islambi, den Feind Zaka's, zu Hülfe riefen. Der letztere, von den Boers auf der einen, von Islambi mit 3000 Kriegern auf der andern Seite angefallen, unterlag und wurde erschlagen, sein Stamm, die Gunuquebi, von den Verbündeten fast seines sämmtlichen Viehs beraubt, und die Noth trieb ihn, die Kolonisten zu plündern, um nur zu leben. Indessen erreichten diese letztern ihren Zweck dennoch nicht. Kongo, der Sohn Zaka's, zu dem bald darauf Malu, Toti, Etoni und mehrere andere gegen Islambi und Gaika feindlich gesinnte Häuptlinge und der Ueberrest der Amandanka unter Olila, Jalumba's Bruder, stießen, und die Gunuqueb imit ihren Alliirten, setzten sich wieder in dem Zuurevelds fest, trotz der Kolonisten, die nun ihrerseits eine Menge Vieh verloren; von diesem Zeitpunkte und von der Vernichtung der Amandanka auf Bruintjeshoogte datirt die bittere Feindschaft der früher freundlich gesinnten Gränzstämme und ihre Raubzüge gegen die Kolonisten.

In Folge der Vorstellungen der Kolonisten wurde im J. 1793 ein starkes Kommando Burgher-Miliz abgesendet, um die Kaffern zu züchtigen. Diese Truppen marschirten unter Anführung Hrn. Maynier's, Landdrosten zu Graaff Reinett, durch das Zuurevelds, und drangen vier Tagmärsche weit jenseits des großen Fischflusses ins Land der Amakosa ein, trieben die Eingebornen allenthalben vor sich her in die Wälder, und erbeuteten auch einige Viehheerden, einen entschiedenen Vortheil errangen sie aber nicht über den Feind, der, sobald das Kommando sich zurückzog, wieder in seine alten Sitze zurückkehrte. Ein Vertrag ward endlich abgeschlossen, der die Dinge durchaus ließ, wie sie waren, und worin, wie Oberst Collins bemerkt, nichts erwähnt wurde von dem Abzug der Kaffern aus dem strittigen Gebiet. In einem von dem Landdrost Maynier an die Regierung erstatteten Bericht über die Ursachen dieses Kriegs bemerkt derselbe, „daß die Einfälle der Boers in das Kafferland, um zu jagen, der zwischen ihnen und den Kaffern getriebene Handel, und die schlechte Behandlung der letztern, wenn sie sich im Dienste der Boers befänden, die Hauptveranlassung des Bruchs gewesen seyen.“ *)

Im Jahre 1795 fiel die Kolonie in die Gewalt der Engländer, und da die Boers im Distrikte Graaff Reinett im folgenden Jahre ihren neuen Landdrost, einen Herrn Bresler verjagten, so gerieth die ganze Ostprovinz in die größte Anarchie. Die Kolonisten reizten einige Kafferhäuptlinge auf, die unter Sir J. Craig zur Aufrechthaltung der Ordnung hergesendeten Truppen anzugreifen. Viele Hottentotten machten sich die Krisis zu Nutze,

*) Herr Maynier lebte noch im Jahre 1824, und gab vermuthlich der damals niedergesetzten Kommission manche sehr werthvolle Nachweisungen über den Zustand an der Gränze.

standen auf gegen ihre Herrn, und bewogen die Kafferclans im Zuureveld sich mit ihnen zu vereinigen, um die Gränzboers, die somit in ihrem eigenen Netz gefangen wurden, auszuplündern und zu verjagen. So dauerten Raub und Blutvergießen mehrere Jahre lang fort.

Dieß war die Lage der Dinge an der Ostgränze, als Lord Macartney im J. 1797 die Stelle eines Gouverneurs übernahm, und Herr Barrow mit einer Mission in das Kafferland beauftragt wurde, worüber er in seinem ausgezeichneten Werke über die Kap-Kolonie einen so interessanten Bericht abstattet. Die Politik der britischen Regierung war damals gewiß von einem Geiste der Gerechtigkeit und des Wohlwollens geleitet. Die Unterdrückung des kecken Versuchs der Boers von Bruintjeshoogte, sich in den dauernden Besitz des Landes am Katzen- und Kunapfluß zu setzen, und der Ton von Lord Macartneys Proklamation vom 14 Julius 1798, worin eine bestimmte Gränze für die Kolonie festgesetzt wurde, beweisen, daß man von bessern Grundsätzen ausgehen wollte. Dennoch wurden große Mißgriffe begangen, denn damals begann jene ungerechte und verderbliche Politik mit *einem* Kafferhäuptling, nämlich Gaika, zu unterhandeln, statt mit allen denen, die oft weit näher bei der Gränzfrage betheiligt waren, und zwar trotz dem, daß Gaika der Wahrheit gemäß erklärte, er sey zwar der vornehmste Häuptling an der Gränze,*) aber diejenigen, welche die Landstriche westlich vom großen Fischfluß besäßen, seyen so gut Häuptlinge, wie er, und völlig unabhängig von ihm. Man achtete nicht der Ansprüche der Kafferhäuptlinge auf das Zuureveld, obwohl diese sich durchaus weigerten, den Vertrag mit Gaika anzuerkennen, oder das Land zu verlassen, das sie mit gutem Grunde als durch Kauf und Eroberung erworbenes Eigenthum betrachteten. Noch weniger Beachtung scheint man den noch weit unbestreitbarern Rechten der Ureinwohner geschenkt zu haben, nämlich der Gonaquas und anderer Hottentottenstämme, welchen ursprünglich der große Landstrich gehörte, den der Gouverneur van Plettenberg im J. 1778 ohne weiteres usurpirt hatte. Die damals der Kolonie vindicirten Gränzen wurden durch die Proklamation Lord Macartney's wiederum in Anspruch genommen.

Es würde zu weit führen, wollte man hier in die Details der Politik eingehen, welche in den zwölf auf Barrow's Gesandtschaft an Gaike folgenden Jahren geübt wurde. Der Gunuquebi-Clan unter Konga behauptete sich in den schwer zugänglichen Strichen des Zuurebergs und des umliegenden Landes, bis an die Mündungen des Buschman- und Sonntagsflusses. Islambi, der sich mit Gaika im Kriege befand, war gleichfalls über den großen Fischfluß gegangen, und hatte sich im Zuureveld festgesetzt. Ihre Verbindung mit den aufgestandenen Hottentotten wurde schon erwähnt. Mit den Boers waren sie bald im Kriege, bald in prekairem Waffenstillstand.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Amakosastamm überhaupt stand er dem Häuptling Hinza nach.

Chronik der Reisen.

Tagebuch einer Reise durch das Himalayagebirge zu den Quellen des Dschemna, und von da bis an die Gränzen der chinesischen Tatarei, zurückgelegt vom April bis Oktober 1827, von Kapitän C. Johnson. Mitgetheilt und mit Bemerkungen begleitet in einer der vorjährigen Sitzungen der geographischen Gesellschaft zu London von W. Ainsworth.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden schlugen rückwärts einen andern Weg ein, und kamen in 3 Stunden 40 Minuten, nachdem sie den Gipfel verlassen hatten, wieder im Dorfe an. Da die Bewohner desselben gastfrei und gefällig waren, so blieben sie vom 2 bis zum 15 Julius in Nako. Die Einwohner dieses Dorfes sprechen Tübetanisch, haben stark hervorragende Backenknochen und platte Nasen und sind der Religion des Lama ergeben. Ihr Anbau beschränkt sich auf den in den Bergen gewöhnlichen, und die Weiber müssen alle schwere Arbeit verrichten. Die einzigen Früchte, welche es hier gibt, sind Stachelbeeren und Aprikosen; aus den Kernen der letztern bereiten die Eingebornen ein sehr gutes Oel.

Am 15 Julius setzten die Reisenden ihren Weg in nördlicher Richtung durch ein ödes und steiniges Land fort. Der schiefergraue Fasan, den Kapitän Johnson nie in geringerer Höhe als 12,000 Fuß traf, und der selbst höher hinaufstreicht, als wo der Schnee schmilzt, war in Menge auf den Bergen sichtbar. Auf dem Wege nach Tschango waren die Gebirge abgerundet, und hatten das Ansehen, als ob sie von Bergströmen ausgewaschen worden wären. Die Vegetation bestand aus Rosen- und Stachelbeerbüschen, etwas Stechginst und einigen verkrüppelten Cedern. Tschango ist so von Gebirgen eingeschlossen, daß es dort, obschon es in einer Einbiegung der Felsen am Flusse liegt, dennoch unerträglich heiß war. Rings umher wuchs tatarische Gerste. Holztauben und eine Krähenart mit rothen Füßen und Schnabel wurden in Menge angetroffen.

Die Reisenden setzten nördlich von Tschango über den Spitl, und gingen an seinem Ufer hin nach Schialkhur, die Gränzfeste des Landes Bischur, die aus nichts als einigen mit einer hohen steinernen Mauer umgebenen auf einer steilen Anhöhe gelegenen Häusern besteht und die Päffe nach Labak beherrscht. Es befand sich keine Besatzung daselbst. Der Felsen rings umher trug alle Spuren, daß er der Einwirkung des Feuers ausgesetzt gewesen war, entweder eines vulcanischen oder dem des Brennens des Gesteins selbst (anthracitartiges Erdpech mit Schwefelkies). Der Verfasser spricht von schwarzer Asche, gebrannter Erde, Ziegelstücken und Steinen, welche zusammengeschmolzen umherlagen. Der Schieferfels war nur auf seiner Oberfläche verbrannt.

Die Reisenden verließen Schialkur bei früher Tageszeit, und kamen nach einem beschwerlichen Aufwege von einer Stunde und zehn Minuten in eine Gegend, welche sich durch niedere abgerundete und mit langem starkem Gras bedeckte Hügel auszeichnete. Von hier aus stiegen sie in eine tiefe, von dem Bergstrom Tschalodockpo gebildete Schlucht hinab, und kamen auf einem guten Wege nach Tschangridsching; die Berge wurden hier minder rauh, doch bestand die Vegetation aus nichts als verkrüppelten Deodars und einigen Pappeln.

Am 19 schlugen die Reisenden den Weg gegen Schucktul, das erste Dorf auf chinesischem Boden, ein. Die Schluchten waren mit Buschweiden, Brombeerbüschen und Johannisbeersträuchern besetzt; über ungeheure Felsenmassen wand sich eine Pyrocantha. Den besten Nachrichten zufolge, welche sie einzuziehen vermochten, befanden sich die Reisenden jetzt noch 3 bis 4 Tagereisen von dem Weidelande oder den Hochsteppen von Labak. Jenseits des Tschemoril, etwa acht Tagereisen von ihm entfernt, sind die niedern Gebirge durch eine rauhe, aber nicht hohe Gebirgskette von dem Thal des Indus oder dem Singetscho, wie es sonst noch genannt wird, entfernt. An den Ufern des Indus, in einem schönen offenen Thal, liegt die Stadt Leh, der gegenüber die Gebirge wieder emporsteigen. Die Kenntniß der Führer erstreckte sich nicht weiter als bis zur Schneekette der Gebirge, welche, wie sie sagten, weit höher sey als der Himalaya, und der sie den Namen Kailas beilegten, was so viel als Himmel bedeutet. Kapitän Johnson ist der Meinung, daß er kein Hinderniß gefunden haben würde, wenn es ihm vergönnt ge-

wesen wäre seine Reise noch weiter nach Westen fortzusetzen, allein mit Bedauern sah er sich genöthigt den erhaltenen Befehlen Folge zu leisten, und so trat er denn am 20 mit seinen Begleitern den Rückweg über Tschango und das Tschangrung-Gebirge an.

Die Reisenden hielten sich abermals zu Nako bis zum 1 August auf, gingen dann nach Leo, und von da, nachdem sie sich Gebirgspferde angeschafft hatten, nach Hango. Von Pundschi aus schlugen sie denselben Weg ein, den sie auf der Hinreise verfolgt hatten; sie hielten sich am westlichen Ufer des Flusses, kamen durch Tschini, ein schön gelegenes, aber unsauberes Dorf, von den gewöhnlichen Obstbäumen umgeben, und gelangten dann nach Rhogi, die Gränze, bis zu welcher der periodische Regen reicht, und jenseits welcher der Weinstock verschwindet. Die Reise ging hier bald auf-, bald abwärts auf Staffeln in den Felsen gehauen, eine Stelle ausgenommen, über welche sie auf Fichtenstämmen gelangten. Der Weg nach Meru wand sich an einem Abgrunde hin, auf dessen Boden der Setledsch in einer Tiefe von 4000 Fuß strömte, und war an manchen Stellen kaum einen Fuß breit. Nur die größte Kaltblütigkeit und Unerschrockenheit konnte die Reisenden glücklich über solche Pässe bringen, die sehr häufig in den Gebirgen, besonders aber längs der Ufer des Setledsch vorkommen.

Auf dem Hinabwege von Meru kamen die Reisenden auf einem Sango über den Ula Gadh und dann in das Dorf Urni; Gras, Disteln und Nesseln wucherten hier mannshoch. Durch Wälder von immergrünen Eichen führte der Weg nach Tschegong, wo die Reisenden Geflügel und Honig erhielten. Von hier aus brachen sie im Regen nach dem Ufer des Setledsch auf, das in dieser Gegend sehr felsig und die Strömung außerordentlich reißend ist. Der Weg am Ufer hin wurde durch einen sehr hohen Felsen unterbrochen, über den man klettern mußte, um zu dem Bett des Bobbeh Gadh zu gelangen, dessen Fall die Reisenden auf der einzigen sichtbaren Meile seines Laufes auf tausend Fuß schätzten. Jenseits desselben gelangten sie auf eine gebahnte Straße, gingen dann auf einem schönen breiten Sango über den Setledsch und kamen auf einem bergaufführenden Wege in das Dorf Natschan. Von da aus ging es durch dichtes acht bis neun Fuß hohes Buschholz durch das kleine Dorf Sungra, das einen chinesischen hölzernen Tempel hat, über den Burhi Gadh, wo die Reisenden drei schöne Wasserfälle bewunderten und dann aufwärts nach Tranda. In einem Walde von Deodars, seitwärts des Weges, sahen sie eine Menge der verschiedenartigsten Affen.

Von Tranda führte der Weg bald ab-, bald aufwärts nach Tuarra, wo sich die Reisenden nicht aufhielten, sondern 7248 Fuß tief nach Seram hinabstiegen, wo sie sich unweit des Palastes des Radschahs lagerten. Die Angoraziegen, welche sie aus den Gebirgen mit sich gebracht hatten, litten sehr durch die Hitze und mehrere kamen um. Als die Reisenden von Seram aufbrachen, fanden sie die Brücke über den Waldstrom, den sie zu passiren hatten, weggerissen, und mußten während der größten Hitze beinahe fünf Stunden warten, bis ein Sango geschlagen war. Der Ausweg jenseits, durch Gehölze von den verschiedenartigsten Bäumen, nach Goura Koti, wo sie ihr Lager in der Verandah eines Grabmals aufschlugen, war äußerst angenehm. Das ringsum liegende Land war angebaut oder mit Fichtenwäldern bedeckt.

Am nächsten Tage gelangten die Reisenden nach Rampur, die Hauptstadt von Bischur, am Ufer des Setledsch in einer Einbiegung von glänzenden Felsen gelegen, was diesen Ort zu einem der heißesten in ganz Nordindien macht. Die Häuser sind ins Viereck gebaut, und jedes mit einem Hofraum, Verandahs und rings herum laufenden Gallerien versehen. Die Bedachung besteht aus großen dicken blauen Schieferplatten, welche unbefestigt auf dem Sparrwerk aufliegen.

Am 14 gingen die Reisenden auf größtentheils ebenem, zu beiden Seiten von niedern abgerundeten Bergen umgebenem Wege nach Dutnagor, von wo aus sie aus Mißverständniß statt nach Kotghur die Straße nach Cohmarsein einschlugen, ein Dorf auf einem Bergrücken zwischen zwei Thälern, welche von dem Naig Kunda-Paß herablaufen und das Gebiet eines kleinen Rana bilden, der unter den Gebirgshäuptlingen in hoher Achtung steht. Die Reisenden wurden von dem Sohn des Rana in englischer Sprache eingeladen in seines Vaters Hause abzutreten, zogen es aber vor nach Kotghur weiter zu gehen, das sie nach einer langen beschwerlichen Tagereise glücklich erreichten. Hier fanden sie Aufnahme, im Hause des Kapitäns Gérard das eine schöne Lage am Abhange eines angebauten und oberhalb mit einem Fichtenwalde bedeckten Berges hatte. Es lag ungefähr 7800 Fuß über dem Meeresspiegel und 4000 Fuß über dem Bett des Setledsch; das Thermometer stieg nie über 65°, und der Schnee blieb nur einen Monat bis sechs Wochen drei bis vier Fuß hoch liegen. Im Walde hausten Bären, auch Leoparden ließen sich sehen, und die Hyänen waren sehr häufig und verwegen. Kapitän Gérard hatte zwei Gärten, einen am Ufer des Flusses und den andern am Hause; in dem einen baute er europäische Küchengewächse und im andern indische Pflanzen.

Nachdem die Reisenden einige Tage in Kotghur ausgeruht hatten, brachen sie durch einen wilden Fichtenwald nach dem Naikgunda-Paß auf, auf dessen Gipfel sich eine Barracke zur Bequemlichkeit der Reisenden befand. Dieser Paß liegt 9016 Fuß über dem Meeresspiegel. Von hier aus setzten sie ihren Weg nach dem Bungalow oder der Barracke von Muttiana fort, welche auf einer kahlen Stelle oberhalb des Dorfes gleiches Namens liegt, und wo die Reisenden Stacheln von Stachelschweinen fanden. Dann gingen sie auf dem Rücken des Berges weiter, von dem aus sie eine schöne Aussicht auf die Gebirge hinter sich hatten. Von ferne betrachtet, sagt Kapitän Johnson, scheint die Gebirgskette in ihren größern Massen fast durchaus von gleicher Höhe zu seyn; nur ungefähr jeder zehnte Gipfel steigt meist in einem scharfen Winkel empor, der in eine Spitze ausläuft, die, selbst wenn sie auf der Ebene stünde, unersteiglich seyn würde. Viele von diesen Spitzen neigen sich gegen Nordwest, als wären sie durch eine nach derselben Richtung wirkende Kraft aus ihrer senkrechten Stellung verrückt worden, und bilden gegen den Horizont einen Winkel von wenig mehr als 45°.

Durch Phago und über das Gebirge Tschur (12,600 Fuß) in Sirmur reisend, erreichte die Gesellschaft Semlah, wo sie auf dem Rücken des Dschacko mehrere sehr hübsche in einem Gehölze von Rhododendron recht angenehm liegende Häuser, ganz zu Sommerwohnungen geeignet, fanden. Von hier aus gingen die Reisenden nach Lairi, wo sie die erste Aussicht auf die Ebenen oberhalb Sabathu hatten. Um in diese Stadt, die von kahlen Sandbergen umgeben und die Station eines Ghorthabataillons ist, zu gelangen, hatten sie noch das Fort und Dorf Harripur zu passiren. Im Dorfe wimmelt es von Tausendfüßen und Schlangen, unter welchen letztern die Brillenschlange am häufigsten vorkommt, deren Biß bekanntlich lethargische Wirkungen hervorbringt. Adler, welche jedoch an Größe dem Gurrit nicht gleichkommen, Geier und weiße Habichte gibt es in Menge.

Am 1 Oktober legten unsere Reisenden ihren letzten Marsch in diesen Gebirgen zurück, die Gegend wurde immer weniger wild, und endlich erreichten sie die Stelle, wo sich die Berge in den Ebenen des flachen Landes verlieren. Noch an demselben Abend verließen sie mit schwerem Herzen diese schönen höhern Regionen, setzten sich in die Palankins, die zu Bahor ihrer harrten, und traten die Reise durch den Sand und die Dschungeln Nordindiens an.

(Hieran schließen sich die Bemerkungen.)

Vermischte Nachrichten.

Ein weiblicher Geolog. Miß Mary Anning zu Lyme Regis, in der Grafschaft Dorsetshire, hat den größten Ichthyosaurus entdeckt, den man bis jetzt noch gefunden hat. Die Gebeine des gigantesken Thieres müssen bei der Verwesung des Körpers aus einander gefallen seyn, ehe sie noch von einem Liasniederschlage bedeckt wurden, der sich dann in ein Kalksteinlager verwandelte. Die Knochen liegen wie gewöhnlich in dem dazwischen befindlichen Mergel. Das Thier, dem dieses Skelett angehörte, war wahrscheinlich ein Ichthyosaurus Platyodon; es muß wenigstens 55 Fuß lang und von bedeutender Dicke gewesen seyn. Miß Anning kann nur wenige Knochen auf einmal erhalten, denn sie liegen so zerstreut, daß sie nur einzeln und so wie die Schichten aufgebrochen werden, zum Vorschein kommen.

*

In England häufen sich die Uebersetzungen von Goethe's Faust; jetzt hat Herr Robert Talbot eine in Versen herausgegeben: dieß ist seit einem halben Jahre die dritte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 128. 8 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Sechster Artikel.)

Konstantinopel. Türkische Gardeoffiziere. Der Sultan.

Nach Syrien besuchte Lamartine Rhodus und Smyrna, von wo er nach Konstantinopel ging. Die Stadt und der Bosporus sind oft und besser beschrieben worden, wir begnügen uns daher einige Details auszuheben, welche in der gegenwärtigen Lage des türkischen Reichs ihr Interesse haben, und sich auf den neuen Hof beziehen. Die Bekanntschaft des Reisenden mit einem ehemaligen piemontesischen Offizier Calosso, der gegenwärtig unter dem Namen Rustem Bey mit der Bildung der türkischen Kavallerie beauftragt ist, und das militärische Faktotum des Sultans zu seyn scheint, sezte Lamartine in eine ungewöhnlich günstige Lage, etwas von dem Innern des Hofes und Serails zu sehen.

„Wir hatten zuerst Namek Pascha, einem der Günstlinge des Sultans, einen Besuch zu machen; er hatte mich zu einem Frühstük in seiner Kaserne in Scutari eingeladen, und eines seiner Pferde angeboten, um die Gebirge der asiatischen Seite des Bosporus zu durchreiten. Namek Pascha hatte diesen Tag Dienst im Palast von Beglierbey, am Ufer des Kanals, und wir ließen uns dort aussetzen. Der Rang von Rustem Bey verschaffte uns Eintritt in die Gärten des Palastes, und erlaubte uns die Umgebungen der Wohnung des Sultans zu besichtigen. Er war im Begriff sich in eine kleine Moschee gegenüber vom Palast, auf der europäischen Seite des Bosporus zu begeben, seine prachtvollen Kaiken lagen am Quai, der am Palast hinläuft, und seine arabischen Pferde wurden im Hofe von Stallknechten gehalten, damit er durch die Gärten reiten könnte. Wir betraten einen von dem Hauptgebäude getrennten Flügel, wo sich die Paschas, die diensthabenden Offiziere und der Generalstab aufhalten, und kamen durch eine Reihe großer Säle voll von Offizieren, Beamten und Sklaven. Alles war in Bewegung, wie in einem europäischen Palast an einem Tage von Feierlichkeiten. Das Innere des Palastes war keineswegs mit vieler Pracht meublirt, Ottomanen, Teppiche, Freskomalereien und Krystallhängleuchter machten die ganze Dekoration aus. Das schöne orientalische Kostüm war gegen eine ärmliche und ungeschickte Nachahmung des fränkischen ausgetauscht worden, und nur der Diamantstern, den die Paschas auf der Brust tragen, erinnert noch an die alte Pracht und bildet ihre einzige Auszeichnung. Endlich kamen wir in einen kleinen Salon, der auf die äußersten Gärten des Palastes sieht, wo wir Namek Pascha trafen, der uns sizen hieß, Pfeifen und Sorbet bringen ließ, und uns mehrere junge Paschas vorstellte, die mit ihm die Gunst des Sultans theilen. Gardeoberste kamen auch heran und nahmen an der Unterhaltung Theil. Namek Pascha spricht mit Leichtigkeit und Eleganz französisch, und seine Manieren sind die eines europäischen Diplomaten; eben so spricht Halil Pascha, der damals Kapudan-Pascha war, und seitdem die Tochter des Sultans geheurathet hat, sehr gut französisch, so wie Achmet Pascha, ein türkischer Elegant, der ganz europäischen Ton hat. Ohne die schwarzen Sklaven, die Verschnittenen und die vergitterten Fenster des Harems hätte nichts daran erinnert, daß wir in der Mitte eines orientalischen Hofes waren. Wir sprachen mit Discretion, aber ohne Verstellung über den Zustand der Unterhandlungen mit Aegypten, über die gemachten und noch zu machenden Fortschritte der Türken in der Taktik, der Gesezgebung und über die Politik der verschiedenen Staaten in ihren Verhältnissen zur Türkei. Diese jungen Leute, voll Wißbegierde, sprachen von sich und ihren Fortschritten mit einer edlen und rührenden Bescheidenheit. Als sich die Stunde des Gebets näherte, nahmen wir Abschied, und Namek Pascha empfahl uns einem Gardeobersten, der uns in den Vorhof der Moschee bringen sollte, um den Sultan zu sehen. Wir sezten über den Bosporus, und wurden an die Thüre der Moschee auf die Treppen derselben gestellt; schon nach einigen Minuten kündigten die Kanonen der Flotte und der Citadellen der Hauptstadt die Abfahrt des Sultans an. Wir sahen die zwei kaiserlichen Kaiken die asiatische Küste verlassen, und wie Pfeile die Meerenge durchschneiden; kein Luxus von Pferden und Wagen kann dem orientalischen Luxus dieser vergoldeten Barken gleichkommen, deren 24 Ruderer durch den gleichförmigen Schlag ihrer langen Ruder den Schlag zweier großen Flügel nachahmen, und jedesmal die Barke in einen Dunst von Wasserstaub hüllen, während unter einem Pavillon von Gold, Seide und Federn der Großherr auf einem mit Caschemiren bedeckten Thron sizt, und seine Paschas und Admirale zu seinen Füßen. Sobald die Barke das Land berührte, stüzte er sich auf die Schultern von Namek und Achmet und sprang leicht ans Ufer. Die Musik der Garde

stimmte Fanfaren an, und der Sultan kam schnell zwischen zwei Reihen von Offizieren herauf. Er ist ein Mann von 45 Jahren, mittlerer Statur und eleganter Form; sein Auge ist blau und mild, seine Gesichtsfarbe bräunlich, und sein dichter schwarzer Bart fällt in Locken auf die Brust herab. Dieß ist der einzige Rest, den er von der alten Sitte beibehalten hat, im Uebrigen nähme man ihn für einen Europäer, er trägt Stiefel, lange Hosen, einen braunen Ueberrock, dessen Kragen mit Diamanten gestickt ist, eine Mütze von rother Wolle mit einer Zottel von Edelsteinen. Sein Gang war ungleich und sein Blick unruhig: es mußte ihn etwas geärgert haben, er sprach heftig zu den Paschas die ihn begleiteten. Als er sich uns näherte, ging er langsamer, grüßte uns durch eine leichte Kopfbeugung, deutete durch einen Wink Namek Pascha an, daß er die Bittschrift einer türkischen verschleierten Frau nehmen sollte, und trat in die Moschee, wo er 20 Minuten blieb, während welcher Zeit die Musik Opernstücke spielte. Hierauf kam er mit offenem und heiterem Blick wieder heraus, grüßte rechts und links, ging langsam gegen das Meer zu und sprang in die Barke."

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1811 endlich beschloß die Kolonialregierung, sämmtliche Kaffern über den großen Fischfluß zu treiben, und eine große Anzahl Truppen und Bürgermiliz sammelte sich unter Oberst Graham's Befehl. Die Kaffern zeigten großes Widerstreben, ein Land zu verlassen, das sie beinahe ein Jahrhundert hindurch inne gehabt hatten, und mit Recht als ihr eigenes betrachteten. Auch stellten sie dringend vor, wie hart es sey, ihre Mais- und Hirsefelder zu verlassen, die jetzt beinahe reif waren und deren Verlust sie ein ganzes Jahr hindurch einer Hungersnoth aussetzen würde. Alle Vorstellungen waren umsonst, und man gestattete ihnen nicht einen Tag Aufschub. Die Kolonialtruppen rückten in das Zuureveld ein: den rechten Flügel kommandirte Major Cuyler, das Centrum, bei dem sich der Oberbefehlshaber befand, Kapitän Fraser, und den linken Flügel Landdrost Stockenstrom.*) Am Morgen des 28sten Decembers übergab Stockenstrom die Aufsicht über sein am Fuße des Zuurebergs an der Nordseite befindliches Lager seinem Sohne, dem jetzigen Kapitän Stockenstrom, und ging mit etwa 40 Mann über die Berge, um eine Unterredung mit Oberst Graham zu haben. Auf ihrem Wege hatten sie eine schmale, Slaghters-Nek genannte Hügelkette zu passiren, welche beide Arme der großen Kette vereinigt, und von wo aus man in einen der Kloofs (Thalschluchten) des weißen Flusses sieht, der mit schlanken Waldbäumen und dichtem Unterholz besetzt ist, mit einem andern eben so malerischen und prachtvoll bewaldeten vereinigt sich ins Thal des Kurang hinabzieht, und mit den oberhalb mächtig emporsteigenden Steilfelsen, welche über die tiefen, düstern Schluchten hereinhängen, eine der bemerkenswerthesten Landschaften Südafrika's bilden. Als Stockenstrom und seine Leute sich diesem Passe näherten, sahen sie zahlreiche Schaaren von Kaffern aus dem Dickicht hervorkommen, und sich auf beiden Seiten des Fußpfades sammeln, auf dem sie längs der schmalen Hügelkette fortgehen mußten, um auf das jenseitige Hochland zu gelangen. Einige von den Boers stellten die Nothwendigkeit vor, sich diesem Schwarm nur mit Vorsicht zu nähern, andere hielten es für's Beste den Kaffern durch einen raschen Angriff zuvorzukommen. Stockenstrom aber voll Vertrauen auf die großmüthige Gesinnung der Kaffern, betrachtete dieß als eine gute Gelegenheit Blutvergießen zu hindern, und die Kaffern durch freundliches Zureden zu vermögen, das Land ohne weitere Feindseligkeiten zu verlassen. Den Vorstellungen seiner vertrautesten Rathgeber, der Feldkornets Potgieter und Gryling, gerade entgegen, ritt er auf die Schaaren der Kaffern zu, und stieg mitten unter ihnen ab. Dieses Zutrauen schien sie mit einem Mal zu gewinnen, die Häuptlinge und Vornehmern bildeten einen Kreis um den von ihnen geachteten Mann, und die beiden erwähnten Feldkornets nebst mehreren andern folgten ihm auf dem Fuße, entschlossen alle Gefahren, in die sein edelmüthiges Zutrauen ihn stürzen konnte, zu theilen. Die Zahl der Kaffern wuchs mit jedem Augenblick, immer aber noch war die Unterredung von der freundschaftlichsten Art, so daß auch die übrigen vorher höchst argwöhnischen Boers alles Mißtrauen fallen ließen, und sich achtlos unter die Kaffern mischten. Stockenstrom rauchte mit den Häuptlingen auf die vertraulichste Weise, und schien in Betreff des Gegenstandes, der ihm am Herzen lag, gute Fortschritte zu machen, als einer seiner Leute eine dichte Masse Kaffern bemerkte, die sich in einiger Entfernung in tiefem Dickicht hielten, und durch Boten in Verbindung standen mit einigen der in Stockenstroms Nähe befindlichen Häuptlingen, die allmählich in Unruhe geriethen.

Kapitän Stockenstrom erzählte mir viele Jahre später, er habe mit mehreren bei dem Ereigniß anwesenden Kaffern über dasselbe gesprochen, und sey durch ihr einstimmiges Zeugniß, das sie ihm unter Umständen gaben, wo sie nicht die Absicht haben konnten, ihn zu täuschen, zu der Ueberzeugung gelangt, daß kein vorbedachter Verrath im Spiele gewesen. Als sie die Kolo-

*) Stockenstrom war ein geborner Schwede, und hatte im Jahre 1805, als die innern Distrikte der Kapkolonie in einem höchst anarchischen Zustande sich befanden, auf vielfaches Andringen die Stelle eines Landdrosten von Graaff Reinett angenommen. Er besaß alle nöthigen Eigenschaften und Kenntnisse für einen so wichtigen Posten, und der Ruf seiner Klugheit, Gerechtigkeit und Menschenliebe war so groß, daß er nicht nur die Achtung der Kolonisten und Hottentotten, sondern auch das Vertrauen der Gränzkaffern sich erworben hatte. Als die Truppen unter Oberst Graham in das Zuureveld einrückten, wurde Stockenstrom, der die Kolonialmiliz von bewaffneten Boers befehligte, an Gaika gesendet, um diesem zu versichern, daß keine Feindseligkeit gegen ihn beabsichtigt sey, sondern nur gegen seinen Oheim Islambi, gegen Habanna, Kongo und ihre Verbündete, welche einen Landstrich westlich vom großen Fischfluß inne hätten, den die Kolonialregierung in Anspruch nehme. Gaika versprach, daß seine Untergebenen die Abwesenheit der Boers aus ihrer Heimath nicht benutzen, sondern mit der Kolonie in Frieden bleiben sollten, und hielt auch sein Wort.

nialtruppen in der Entfernung vorrücken sahen, hätten sie sich versammelt, um sich durch einen offenen Angriff in diesem engen gefährlichen Paß ihrem Weitermarsche gegen Süden zu widersetzen; als aber Hr. Stockenstrom mit offenem Zutrauen sich in ihre Gewalt begeben, seyen ihre alten freundschaftlichen Gesinnungen gegen ihn angeregt worden, und kein Verrath beabsichtigt gewesen, bis unglücklicher Weise mitten in der Konferenz ein Bote mit der Nachricht anlangte, daß der rechte Flügel und das Centrum der britischen Truppen die Feindseligkeiten begonnen hätten, daß Blut geflossen, und einige Männer von Wichtigkeit auf Seite der Kaffern bereits gefallen seyen. Diese Nachricht wurde einem Häuptling *) überbracht, der sich damals mit einer starken Abtheilung im Walde befand, und alsbald drang einer seiner Räthe (amapagati) darauf, man soll die gute Gelegenheit, einen entscheidenden Streich zu führen, nicht ungenützt verstreichen lassen; er war nämlich der Meinung, der Tod des Landdrost Stockenstrom, den die Kaffern für die höchste Behörde im Innern des Landes hielten, und der der beiden Feldkornets, welche, wie sie wußten, die Hauptanführer der Boers waren, werde einen solchen Schrecken erzeugen, daß sämmtliche Truppen sich zurückziehen, und sie im ruhigen Besitz des Landes lassen würden. Der Vorschlag wurde den übrigen Häuptlingen bekannt gemacht; die Versuchung war zu stark für die in Wuth gesetzten Afrikaner, und ein flüsterndes Besprechen erfolgte alsbald zwischen den Kaffern im Dickicht und denen, welche den Landdrost umgaben. Brownlee, der Missionär im Kafferland gewesen war, behauptete, wie es scheint nach Erzählungen von Kaffern selbst, daß einige Leute vom Amandanka-Clan sich bei der Konferenz befunden hätten, und vermuthet, daß die rachlustige Erinnerung an jene frühere verrätherische That der Kolonisten, durch welche ihr Clan beinahe ausgerottet wurde, sie veranlaßt habe, ihre Landsleute zu blutiger Wiedervergeltung anzureizen.

(Schluß folgt.)

*) Man weiß nicht genau, welcher Kafferhäuptling dieß war. Islambi befand sich in Zuurveld in dem Distrikt nahe am Kowie-Fluß. Kongo, der an einer unheilbaren Krankheit darnieder lag, wurde wenige Tage später, als er, unfähig sich vom Lager zu erheben, in seiner Hütte auf den Ado-Höhen sich befand, von einer Abtheilung Boers auf eine barbarische Weise ermordet; Habanna und Cassa waren die Hauptanführer auf dem Zuureberg, und einer von ihnen muß es wohl gewesen seyn.

Die englischen Kolonien
seit der Sklaven-Emancipation. *)

Die aus den Antillen erhaltenen Nachrichten ließen für den verhängnißvollen Tag der Emancipation Auftritte der beunruhigendsten Art voraussehen. Zu Trinidad hielten die Neger tumultuarische Zusammenkünfte, und weigerten sich bereits in den Pflanzungen zu arbeiten. Zu Dominika drohten sie sie anzuzünden, und in Granada sah man sie zu Hunderten entweichen. Zu St. Christoph kündigten sie schon 14 Tage vorher an, daß sie sich der Lehrzeit nicht nur nicht unterwerfen, sondern sich auch mit Gewalt in dem Hause und auf den Grundstücken behaupten würden, wo sie als Sklaven gearbeitet hätten. Der Gouverneur, der sie zur Ordnung zurückführen wollte, ward mit Steinwürfen begrüßt. In Tabago, Montserrat und St. Luzia war es nicht viel ruhiger; um Unordnungen vorzubeugen, und der schwarzen Bevölkerung Achtung einzuflößen, hielt man die ganze Militärmacht unter den Waffen, die Kriegsschiffe kreuzten nach allen Richtungen, kurz die großen und kleinen Antillen befanden sich in einer Art von Belagerungszustand. Ungeachtet der von dem Gouverneur vorgekehrten Maßregeln zitterte man selbst in Jamaika, und so groß war die Unbehaglichkeit der Gegenwart, und die Furcht vor der Zukunft, daß ein Grundeigenthum, welches unlängst auf 55,000 Piaster geschätzt worden war, für 1150 verkauft wurde.

Tortola, Antigua, Barbados und die Bermuden genossen indeß der tiefsten Ruhe. Auf Antigua hatte sich die Legislatur schon seit längerer Zeit mit Vorbereitungen zur Emancipation der Sklaven beschäftigt; sie erließ ihnen die Lehrzeit, und indem sie sich auf ihre freiwillige Arbeit verließ, verbot sie zu gleicher Zeit den Pflanzern, ihnen jene Beschäftigung zu verweigern, der sie sich gegen den von der Bill vorgeschriebenen Lohn etwa widmen wollten. Ferner war auch die Peitsche seit länger als einem Jahre abgeschafft worden, vom 1 August an hatte man die gänzliche Freiheit der Sklaven verkündet, und fürchtete sich so wenig vor übeln Folgen dieser Maßregel, daß Grundeigenthum, welches vor der Bill (mithin sammt den Sklaven) kaum 400 Pfd. abwarf, jetzt zu 900 Pfd. St. verpachtet ward. In diesen Kolonien bereiteten sich die Neger auf den feierlichen Tag ihrer Freilassung nur durch Dankgebete in den Kirchen vor, und die Briefe aus jener Zeit schildern die rührenden Ceremonien, von denen die für diese Gelegenheit angeordneten öffentlichen Gebete begleitet waren. Zu Bermuda waren die ersten Tage, welche dem Befreiungstage folgten, statt der Unordnungen, welche man fürchtete, Tage der Ruhe und des geselligen Vergnügens für die ganze Kolonie. Viertausend Neger wurden in den Genuß ihrer Menschenrechte wieder eingesetzt.

Auch die Kolonisten von englisch Guyana waren den Artikeln der Bill hinsichtlich der Lehrzeit zuvorgekommen, indem sie dieses System schon 5 oder 6 Monate früher zu dem Zweck in Anwendung gebracht hatten, um die Sklaven auf ihre neue Lage vorzubereiten. Die Unruhe, welche bei Annäherung des 1sten August in Demerari bemerkbar wurde, schien mehr auf Verlegenheit zu deuten, wie man künftig die Beschäftigungen der Neger ordnen solle, als auf Furcht, daß sie einen Mißbrauch von ihrer Freiheit machen könnten. Auch hier richteten die Priester aller Kulte Gebete an den Allmächtigen und fromme Ermahnungen an die Schwarzen. Dieser Ermahnungen ungeachtet wurden dennoch einige Meuterer mit den Waffen in der Hand ergriffen. Einer derselben ward mit dem Tode bestraft, ein anderer nach Neu-Südwallis deportirt, und die minder Strafbaren zur Peitsche und zu Gefängniß verurtheilt, welchen Spruch der Gouverneur jedoch nicht vollziehen ließ, weil er einsah, daß versöhnende Maßregeln und Sanftmuth eher zu Wiederherstellung der Ordnung und zu Aufrechthaltung der Gesetze in der Kolonie führen würden als Strenge.

Werfen wir jetzt einen Blick auf Jamaika. Nach den Zählungen vom Jahre 1829 belief sich die Sklavenbevölkerung in den englischen Niederlassungen in den fünf Welttheilen auf 855,408 Seelen, wovon 666,509 auf Amerika kommen, von denen in Jamaika allein 341,812 lebten. Man kann daher leicht denken, wie wichtig es war, die Ruhe auf dieser Insel, der größten unter den westindischen, aufrecht zu erhalten. Je umfassender die dem Gouverneur zu Erhaltung der Ordnung zu Gebote stehenden Mittel sind, und je wirksamer sie mithin auch seyn müssen, um so mehr sind auch die Resultate, welche man von ihnen erwartet, der Beachtung würdig. Vom 14 Julius an hatte man mehrere Neger die Pflanzungen einzeln verlassen sehen, auf denen sie bisher gearbeitet hatten; die einen zogen sich ins Innere des Landes zurück, und andere sammelten sich in einiger Entfernung von Kingston, wo sie Furcht und Schrecken verbreiten. Man schickte eine Abtheilung Linientruppen und Freiwillige mit 6 Kanonen gegen sie aus, und zwei Schiffe stellten sich im Hafen auf. Nach Rockfort und die am meisten bedrohten Positionen wurden Truppen gelegt, alle Behörden waren auf ihrer Hut. Dennoch war der erste August, dem man als einen Schlachttag entgegen sah, der über Leben oder Tod der Kolonie entscheiden würde,

*) Aus dem in der Versammlung der französischen Gesellschaft für Abschaffung der Sklaverei von Hrn. v. Montrol vorgelesenen Bericht.

ein Tag allgemeinen Vergnügens. Eine vom Marquis von Sligo an die Ausreißer erlassene Proklamation brachte bald eine bedeutende Anzahl derselben zurück, unter denen sich auch mehrere längst verschollene Landstreicher befanden, welche ebenfalls ihren Antheil an den Lasten und Vortheilen des Gesetzes ansprachen. Seit dieser Zeit haben neue Entweichungen, neue Meutereien, wiederholte Weigerungen sich den Arbeiten der Lehrzeit zu fügen, ja sogar einige Brandstiftungen das Einschreiten militärischer Hülfe erforderlich gemacht, ohne daß es jedoch nöthig gewesen wäre, so wie zu St. Christoph geschehen war, das Martialgesetz zu verkünden. Jetzt ist die Ruhe auf Jamaika fast gänzlich wiederhergestellt; die Lehrlinge streiten sich nur noch um den Lohn, den sie ansprechen, denn sie sind der Meinung, daß die Freiheit, die man ihnen gegeben hat, nicht bloß ein leerer Name seyn müsse, mit dem sie nach wie vor zur Arbeit ohne Nutzen für selbst verurtheilt blieben. Die Brandstiftungen zu Savanna la Mar, der offene Aufstand der 400 Neger auf der Pflanzung von Shrewsbury und die Empörung zu St. Anna sind dagegen Vorfälle, welche entweder übertrieben wurden, oder auch zum Theil gar nicht stattfanden. Die neuesten Nachrichten vom Monat December zeigen, daß man sich auf dieser Insel, welche uns in öffentlichen Blättern als eine Beute der traurigsten Unordnungen geschildert wurde, mit Bällen und Festen unterhielt. Die auf der Insel selbst erscheinende Royal-Gazette erklärt, daß die Rebellion nur in den Köpfen derer spuke, welche Unordnungen wünschen, um eine Zurücknahme der Bill zu beschönigen.

Nach den neuesten Briefen aus Tabago, Montserrat, Granada, St. Luzia, St. Dominika und selbst aus St. Kits, das New-Yorker Blätter als gänzlich der Plünderung preisgegeben schilderten, herrscht allenthalben Ruhe, und der Anbau beginnt aufs Neue. Man bewirkt zwar, wie behauptet wird, diesen Anbau nur durch die Furcht vor den Bajonetten, allein wäre dieß auch, so ist diese Furcht doch immer noch nicht so schlimm als die Anwendung des Stocks und der Peitsche.

Zu St. Christoph, wo sich die Neger unter einander das Wort gegeben hatten, nur freiwillig und gegen Lohn zu arbeiten, nahm der Gouverneur das Martialgesetz zurück und verkündete eine Amnestie, die ihre Früchte getragen hat. Die Neger, welche die Freiheit verlangten, die man zu Antigua bewilligt hatte, haben sich dennoch in ihr neues Verhältniß gefügt, sobald man ihnen nur die Nothwendigkeit desselben begreiflich gemacht hatte. Es wurden, wie es heißt, wirklich zwei Einwohner von St. Christoph nach Antigua geschickt, um die dort bestehende Form der vollkommenen Emancipation kennen zu lernen, und fünf reiche Eigenthümer der Kolonie, unter denen man die Lords Combermere und Rodney nennt, haben die Neger auf ihren Pflanzungen bereits freigegeben.

Die neuesten Blätter aus Barbados versichern, daß dort die Lehrlinge weit fleißiger arbeiten als vor der Emancipation. Briefe aus Antigua geben fast gleichlautende Versicherungen. Die Gegner der Bill sagen zwar, daß man diese Ausnahmen nur der besondern Lage und den Verhältnissen beider Inseln zuzuschreiben habe, von denen die eine das Hauptquartier der englischen Truppen, die andere flach, ohne Gebirg sey, und nichts als anbaufähiges und allenthalben angebautes Land besitze, wo es im Interesse der Pflanzer liege, den Freigelassenen Lohn zu geben, um der weit kostspieligeren Sorge für ihren Unterhalt enthoben zu seyn. Es läßt sich indeß vermuthen, daß wenn die Neger von Antigua, 30,000 an der Zahl, jetzt arbeitsamer sind, dieß nur darum geschieht, weil ihre Arbeit eine freiwillige Arbeit ist, denn man hat ihnen die Freiheit ohne alle Bedingung gegeben.

Was die Aufrechthaltung der Ruhe in Barbados betrifft, so verdankt man sie dort, eben so wie die Wiederherstellung der Ordnung in Jamaika, hauptsächlich den Civilbehörden, den Friedensrichtern und jenen Eigenthümern, welche die Neger mit Sanftmuth und durch Zureden gewonnen haben.

Wahr ist es zwar, daß sie nicht jenen Eifer für die Beschäftigungen, die ihnen noch auferlegt sind, mit auf den Arbeitsplatz bringen, als wenn sie den Vollgenuß ihrer Arbeit und Freiheit zugleich hätten; wahr ist es, daß der Bau des Zuckers und Kaffees leiden, und daß das Einkommen der Pflanzer 1835 geringer seyn wird als 1834 oder 1833; allein diese augenblickliche Einbuße wird man wohl kaum ernstlich beklagen, wenn man an das große edle Resultat denkt, das aus ihr erwachsen wird. Wenn auch der Handel im Augenblick leidet, so wird er später sicher gewinnen, und kommende Jahrhunderte werden ihren Beifall zollen.

Die Neger-Emancipationsbill wurde als der Vorbote unausbleiblicher Anarchie und des Mordes aller Weißen verschrieen. Zwar stellte sich Aufregung und Unbehagen fast überall, Ungehorsam und Meuterei hie und da ein; ein Theil der Lehrlinge verband sich, entweder nicht oder nur gegen Lohn zu arbeiten, aber nirgends kam es bis zur Anarchie, nicht ein Tropfen Blut der Kolonisten, und nur das eines einzigen Negers wurde vergossen.

Die Kaprias.

Diese Sekte, deren Entstehung, so wie jene der meisten religiösen Orden unter den Hindus in tiefes Dunkel gehüllt ist, hat ihren Namen daher, daß sie der Parvati, der Gattin Siva's, unter ihrer Benennung Kala puri oder Kaya puri gewidmet ist. Die Kaprias geben Lalla Dschas Radschah, den Gefährten Ramtschanders für ihren Stifter aus, der, nachdem er Ceylon erobert hatte, diesen zu Mharr verließ, um auf ausdrücklichen Befehl der Göttin diese Sekte zu stiften. Die Einrichtung dieses Ordens ist höchst eigen; die Zahl seiner Mitglieder ist auf 120 oder 130 beschränkt. Sie widmen sich dem Cölibat durch eine feierliche Verpflichtung, und stirbt eines der Mitglieder, so wird es durch eine aus einer hindu'schen Kaste genommene Person ersetzt, sie sey von welchem Alter sie wolle, wenn sie nur mehr als 8 oder 9 Jahre zählt. Sobald der neue Bruder eingeführt ist, schneidet man ihm das Haar oben auf dem Kopfe ab und gibt ihm die dem Orden eigene Mütze, worauf noch andere Ceremonien folgen. Der der Gottheit des Ordens geweihte Tempel zu Mharr ist eben so alt als berühmt, und der Werth, den man auf das Wohlwollen Asapura's (so wird sie von den Bewohnern von Kutsch genannt) legt, ist so groß, daß die Raos oder Fürsten des Landes nicht eher als sicher auf ihrem Throne betrachtet werden, bis sie das Heiligthum besucht haben. Die fruchtbarsten Dörfer des Bezirks sind Eigenthum dieses Ordens, und man sieht dort mehr Wohlstand als in irgend einem andern Theil der Staaten des Rao.

Im Admiralitätsgerichtshofe zu Jamaika werden die Kinnladen eines Haifisches aufbewahrt, der Ursache davon war, daß ein feindliches Schiff, durch falsche Papiere als ein neutrales erklärt, weggenommen und als gute Prise erklärt wurde. Lieutenant Whylie erhielt im Jahre 1799 von dem Befehlshaber der Station Jamaika den Auftrag in Begleitung noch eines andern Schiffes, Abergavenny, unter Kommando des Lieutenants Fitton, in der Mona Passage zu kreuzen. Bald darauf fuhren beide ab, und am nächsten Tage, als Alles ruhig war, bemerkte Lieutenant Fitton auf der Höhe der Südseite von St. Domingo mehrere Haifische. Er ließ also einen vierpfündigen Haken mit einem daran befestigten Stück Schweinefleisch auswerfen, das sogleich von einem der größten Haifische verschlungen wurde. Als der Fisch an Bord gezogen und geöffnet wurde, fand man in seinem Magen ein Bündel mit einer Schnur zusammengebundener Papiere, die sich auf eine Schiffsladung bezogen, die in einen feindlichen Hafen adressirt war, und unter denen ein Brief sich befand, der mit den Worten anfing: „Der Ueberbringer, mein guter Freund, Herr E. Schulz, Superkargo der amerikanischen Brick Nancy, wird Ihnen dieses einhändigen.“ Eine Stunde später traf der Sparrow (das Schiff, welches Lieutenant Whylie befehligte) wieder mit dem Avergavenny zusammen, und Whylie besuchte den Lieutenant Fitton, um mit ihm zu frühstücken. Lieutenant Whylie hatte während seiner Abwesenheit eine amerikanische Brick angehalten, die ihm verdächtig vorgekommen war, und als er diesen Vorfall beim Frühstück erzählte, rief Fitton sogleich: „Heißt sie nicht Nancy und der Superkargo Schulz von Baltimore?“ — „Der Teufel, entgegnete Whylie, haben Sie mit ihm gesprochen?“ — „Keineswegs, war die Antwort, aber hier liegt ein guter Freund (indem er auf den Haifisch deutete), der mir alle Nachweisung über ihre Brick gebracht hat.“ Es zeigte sich jetzt, daß die dem Lieutenant Whylie vorgelegten Papiere falsch und die ächten über Bord geworfen worden waren, wo der Haifisch sie dann verschlungen hatte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 129. 9 Mai 1835.

Bemerkungen über das Eismeer.

(Nach dem Tagebuche eines russischen Seeoffiziers, mitgetheilt von Legationsrath Tietz.)

Die sibirischen Fischer und Jäger, welche jährlich nach den Inseln Kotelnoi und Neu-Sibirien reisen, und sich dort den Sommer über aufhalten, haben bemerkt, daß zwischen dem Festlande und diesen Inseln das Eismeer erst in der letzten Hälfte des Monats Oktober fest gefriert, obgleich an der Küste schon viel früher das Eis sich ansetzt. Eben so findet auch umgekehrt das Verhältniß statt, indem die Küsten schon gegen Monat Junius vom Eise befreit werden; in weiter Entfernung vom Ufer bricht das Eis erst einen Monat später, also erst Ende Julius, nachdem sich im Frühling, oder auch wohl schon im Winter eine Menge Spalten gebildet haben, die die Stärke des Eises schwächen.

Große und kleine Eisschollen, die durch Strömungen und Winde nach verschiedenen Richtungen getrieben werden, bedecken im Sommer in Menge das Meer; an einigen Stellen, wo das Meer nicht sehr tief ist, steht das Eis fest, und in manchen Jahren geht es von einigen Küsten des Festlandes gar nicht fort. Die Luft von dicken Nebeln verfinstert, hindert die Sonne auf das Eis zu wirken, so daß ein Theil desselben nicht durch die Wärme, sondern durch die starke gegenseitige Reibung zerbröckelt; ein Theil wird auch wohl durch Strömungen in wärmere Meere geführt und zerschmilzt dort. Zu dem jährlich hinzufrierenden See-Eise kommt nun noch die Menge, die aus den Flüssen hinabschwimmt, so daß diese Gesammtmasse die Verringerung unstreitig übersteigt, und daher die Eismasse alljährlich im Meere zunimmt. Diese Meinung wird durch die Aussage der Bewohner des Nordkaps bekräftigt, die bemerkt haben wollen, daß in früherer Zeit im Sommer das Meer vom Eise befreit wurde, dessen sie sich jetzt aber seit mehreren Jahren nicht mehr erinnern können. Im Winter sieht das Eismeer wie eine waldlose Gegend Sibiriens aus, wo sich unübersehbare gefrorene Sümpfe von Bergen umgeben hinziehen. Reihen von Eisbergen erstrecken sich weit in das Meer, bilden Thäler und begränzen Ebenen, auf welchen der tiefe Schnee so fest wie Eis gefriert, und in wellenförmigen Erhöhungen sich dem Auge zeigt. Gespaltene und größere offene Stellen bilden auf diesen Eis-Ebenen Flüsse und kleine Seen.

Mögen nun nach diesem allgemeinen Ueberblick die Haupterscheinungen, die sich auf dem Eismeer dem Auge zeigen, folgen; wir wollen mit den „Torossen" beginnen.

Es ist bekannt, daß nicht nur auf großen Flüssen, sondern auch auf großen Seen mitten im Winter das Eis bricht, und sich dann durch eine Kraft von unten her, die ihre Wirkung in vertikalen Linien nach oben zu äußert, schichtenweise aufrichtet. In Flüssen kann man diese Kraft von der zufälligen Vermehrung des Wassers und der verstärkten Strömung herleiten; woher kommen aber diese Erscheinungen auf solchen Seen, die in keiner Verbindung mit Flüssen stehen, also auch keinen stärkern Wasserzufluß erhalten? Mag nun aber auch ein plötzlicher, strenger Frost, oder irgend etwas Anderes die Ursache zur Bildung dieser Eisschichten: „Torossen" genannt, auf Seen und Flüssen seyn, so zeigen sie doch im Meere eine noch größere Wirkung, wie dieß die wohl gegen 80 Fuß hohen Eisberge beweisen. Die Bewohner Sibiriens nennen die Eisschollen, die im Winter überhaupt die horizontale Fläche des Meers bedecken, im Allgemeinen: Torossen, und unterscheiden zweierlei Arten, nämlich: Torossen von frischem Bruch, und alte Torossen.

Die erstern, nämlich die von frischem Bruch, sind solche, welche vom Herbst an durch die Brechung des Meeres entstehen, und wieder in zwei Unterabtheilungen, nämlich 1) in Herbst-Torossen, und 2) in Winter- und Frühlings-Torossen zerfallen.

Was die ersten, Herbst-Torossen, betrifft, so ist Folgendes zu bemerken. Daß ein Meer von großem Umfange sich auf einmal mit Eis bedecke, ist schwer zu glauben; es beginnt dieß Zufrieren nämlich von den Küsten der Inseln und des Festlandes. Heftige Winde bringen das Wasser der nicht zugefrorenen Stellen des Oceans zum Wogen und diese Bewegung theilt sich dann auch dem Wasser mit, das schon mit Eis bedeckt ist. So bekommen die zugefrorenen Theile des Oceans offene Stellen und größere Lücken, worauf die offenen Stellen wieder zufrieren, oder sich wenigstens durch eine zufällige Bewegung der angränzenden Eisschollen zusammenziehen und verkleinern. Eisschollen von verschiedener Form und Größe, die zerbrochen sind durch Entstehung von offenen Stellen und auf diesen umhertreiben, frieren durch die folgende Kälte aneinander, und decken das Meer in großen Räumen als Torossen. Diese entstehen, nach glaubhaften Meinungen im Herbste oder Anfangs des Winters, wenn das Meer noch

viele offene Stellen hat. In dieser Zeit sind die Reisen auf dem gefrorenen Meere am schwierigsten, da die Räume zwischen den scharfgezackten Eismassen, die wohl die Menschenhöhe übersteigen, mit solch lockerem Schnee ausgefüllt sind, daß die mit Hunden bespannte Narta (so heißen dort die bootförmigen Schlitten) leicht darin versinkt. Doch sind die im Laufe des Winters oder im Frühlig entstandenen Torossen gefahrbringender.

Wenn sich das Meer von den Küsten aus bis zu den stets offenen Stellen, von denen später noch gesprochen werden soll, in ein ununterbrochenes Eisgefilde verwandelt hat, so enthalten die entstehenden temporären und einzelnen Lücken beinahe regelmäßige Richtungen, auf deren beiden Seiten das Eis bricht, und sich schichtenförmig erhebt. Gewöhnlich erheben sich die bedeutendsten dieser Eisgebirge parallel neben einander, und ziehen sich so nach der Richtung der stets offenen Stellen, nämlich nach Süd-Ost; sie finden sich in einiger Entfernung von der Küste, doch sind, nach der Nähe der Lücken und der Tiefe des Meeres, diese Entfernungen verschieden. Südlich von den Inseln Neu-Sibirien und Kotelnoi finden sich gar keine Eisgebirge im Meere, und die Torossen sind unregelmäßig. Jene Torossen sind von verschiedener Form und Gestalt, so daß die Seiten ganz gleiche Neigung haben, oder diese auf der einen Seite steil, auf der andern mehr schrägerer Richtung sind. Der russische Verfasser dieses Aufsatzes beschreibt in seinem Reisejournal einen Toroß von der letztbemerkten Gestalt, den er selbst sah, folgendermaßen.

„Wir kamen, nachdem wir mehrere hohe Torossen mit vieler Mühe passirt hatten, in der Richtung nach Nordwest an eine ziemlich ebene, enge Stelle, die rechts von Herbst-Torossen begränzt war, links aber an eine Eiserhöhung stieß, die an der Südwest-Seite schräg sich absenkte, nach der Nordost-Seite aber eine senkrechte Höhe von 36 Fuß bildete. An dieser letztern Seite war eine Spalte, hinter welcher man, so weit das Auge reicht, Lücken sieht. Große und kleine Eisstücke füllten das Innere dieser Erhöhung an der senkrechten Seite; ein Theil war sogar oben aufgeworfen. Unten am Fuße der schrägen Absenkung des Eisgebirges quoll an mehreren Orten das Wasser heraus, und breitete sich 15 bis 20 Fuß weit aus. Die schräge Seite der Erhöhung entlang, ungefähr in der Mitte derselben, zeigte sich hin und wieder eine horizontale, über einen Fuß breite Spalte, durch die man das Innere des Eises, aber kein Wasser erblicken konnte, wobei zu bemerken war, daß sich das Eis hier in mehreren parallelen Schichten von beinahe zwei Fuß übereinander gelegt hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

1. Frühere Verhältnisse zu den Kaffern bis zum Ende des Jahres 1811.

(Schluß.)

In diesem Augenblicke theilte der Boer, der schon früher die Bewegung und Unruhe unter den Kaffern bemerkt hatte, seine Befürchtung dem Landdrost mit, der jedoch, ganz in die friedliche Unterredung mit einigen Häuptlingen vertieft, lächelnd erwiderte, es sey keine Gefahr zu besorgen. Kaum waren aber diese Worte gesprochen, als ein furchtbares Geheul, der Kaffern Kriegsgeschrei, das Signal zur Vernichtung gab; wild hallten die umliegenden Berge und Thäler den Ruf zurück, und plötzlich stürzten die Kaffern von allen Seiten auf die Kolonisten ein. Die tragische Scene war kurz: Stockenstrom und 14 seiner Leute fielen von unzähligen Wunden durchbohrt. Einige Boers, denen es gelang die Gewehre vom Sattel schnell genug loszumachen, feuerten aufs Gerathewohl und schossen einige Kaffern todt, die Uebrigen aber, zum Theil verwundet, waren froh auf ihren schnellen Pferden längs dem Bergzuge zu entkommen; gegen Abend erreichten sie das Lager Oberst Graham's, mit Ausnahme von zweien, die, nicht im Stande zu Pferde fortzukommen, ins Dickicht krochen, und vor den nachsuchenden Kaffern sich verbargen, bis die einbrechende Dunkelheit sie in den Stand setzte, über die Berge nach dem Lagerplatze zu gehen, den sie am Morgen verlassen hatten. Ein kleiner Buschknabe, der Gewehrträger eines Boers, war, als die Metzelei begann, unvermerkt entkommen, und brachte etwa eine Stunde nach dem tragischen Vorfall die Nachricht davon in das Lager, wo der junge Stockenstrom kommandirte. Die Gefühle dieses damals noch sehr jungen Mannes lassen sich besser denken als schildern. Er eilte mit etwa 20 Mann zur Stelle, und traf auf dem Marsche eine zahlreiche Schaar von Kaffern, die von dem Schauplatze des Mords triumphirend mit den Pferden und Gewehren der ermordeten Kolonisten zurückkehrten. Ein hitziger Kampf entspann sich, wobei die Ebenheit des Bodens den dreittenen Boers ein entschiedenes Uebergewicht gab; die Kaffern, unfähig, der so kurz erst erbeuteten Feuerwaffen sich wirksam zu bedienen, wurden mit großem Verlust geschlagen und auf die Hauptmasse ihrer Landsleute zurückgeworfen, welche in starker Anzahl die gefährlichen Bergpässe in der Nähe des Slaghters-Nek, dem Schauplatz des Mords, besetzt hielten. Die Sonne ging unter, und da es offenbar zu spät war, irgend einen der auf dem Platze liegen gebliebenen Kolonisten zu retten, zog sich der junge Stockenstrom nach einem vergeblichen Versuche, die Stelle, wo sein Vater gefallen war, zu finden, zum Schutze seines Lagers zurück, das von andern Seiten her durch Abtheilungen des Feindes bedroht war. Am folgenden Morgen schickte Oberst Graham eine Reiterabtheilung unter Kapitän Fraser aus, der seine Vereinigung mit dem jungen Stockenstrom bewerkstelligte, nachdem er gleichfalls von den Kaffern wüthend, jedoch ohne Erfolg angegriffen worden war. Diese vereinte Streitmacht schlug nun in der Nähe der Mordscene ihr Lager auf, und begrub die verstümmelten Ueberreste des lebhaft beklagten Landdrostes und seiner Unglücksgefährten.

Man wird sich nicht wundern, daß nach diesem Vorfalle die Verjagung der Kaffern mit einer großen Härte betrieben wurde, die jedoch selbst in jener furchtbaren That keine hinreichende Entschuldigung findet. Ich habe das Journal eines meiner Freunde vor mir liegen, der damals Lieutenant im Kapregiment war. Daraus geht hervor, daß man Männer und Weiber ohne Unterschied niederschoß, wo man sie fand, wenn sie auch keinen Widerstand leisteten. Freilich sagt Hr. Hart, — so hieß der Lieutenant,

— die Weiber seyen unabsichtlich erschossen worden, weil die Boers in den Wäldern Männer von den Weibern nicht hätten unterscheiden können, man hatte also, um die Sache kurz abzumachen, Alles erschossen, was man hatte erreichen können. Läßt man jedoch auch diese Entschuldigung gelten, obwohl sich viele Fälle anführen lassen, wo sie durchaus unzulässig ist, was werden gebildete Europäer von nachfolgendem Vorfalle denken! Eine Abtheilung, welche den Häuptling Islambi aufsuchen sollte, traf auf einen Mann, den dessen Sohn mit einer Botschaft ins Lager der Kolonisten sandte. Man marterte diesen, bis er versprach, den Häuptling mit seinem ganzen Anhang in die Hände der Kolonisten zu liefern. Welcher Schrei des Unwillens würde in Europa ertönen, wenn man den Ueberbringer einer Stillstandsflagge so behandelte? Es ist eine nur allzu traurige Wahrheit, daß selbst Leute, die sonst Edelmuth, Güte und ein feines Ehrgefühl besaßen, im Verkehr mit Wilden nicht einmal die gewöhnlichen Gesetze der Redlichkeit, Gerechtigkeit und Menschenliebe befolgten. Kapitän (jetzt Oberst) Fraser zog am folgenden Morgen in Begleitung des kaffrischen Abgesandten aus mit 303 Boers, 27 freien Hottentotten, 4 Subalternoffizieren, 5 Sergeanten, 6 Hornisten und 120 Mann vom Kap-Regiment, um den Häuptling Islambi aufzusuchen, den sie glücklicherweise nicht fanden, denn der kaffrische Abgeordnete verrieth ihn nicht, und sie kehrten nach dreitägigem erfolglosem Suchen ins Lager zurück.

Das genannte Tagebuch enthält eine Menge Details über das furchtbare Elend, das die gewaltsame Verjagung über diese Clans verhängte. Truppenabtheilungen waren Wochen lang beschäftigt, die Hütten und Dörfer der Eingebornen nieder zu brennen, und ihre Mais- und Hirsefelder zu zerstören, indem sie große Viehheerden darüber hintrieben; endlich wurden sie, 20,000 an der Zahl, über den großen Fischfluß zurückgedrängt, wobei sie eine Menge Vieh, das von den Truppen genommen wurde, verloren; eine große Anzahl Männer und Weiber ward in den Wäldern erschossen, und die Alten und Kranken, die sie nicht mit sich nehmen konnten, wurden eine Beute des Hungers und der Hyänen.

Die unglückliche Politik der Kolonialregierung, die Kaffern plötzlich und gewaltsam aus dem Zuureveld zu vertreiben, statt denselben Zweck auf eine billigere und mildere Weise auszuführen, oder noch besser, einen vernünftigen Plan zu ihrer Civilisirung zu verfolgen; das seltsame Vorurtheil, um keinen härtern Ausdruck zu gebrauchen, das die auf einander folgenden Gouverneure bis zum Jahre 1816 veranlaßte, die Bekehrung der Eingebornen durch die Missionäre zum Christenthum zu verbieten, Alles dieß hatte zur Folge, daß die Gunuquebis und andere Clans, welche leicht, — wie sie es jetzt sind, — friedlich gesinnte Freunde und werthvolle Unterthanen hätten werden können, durch die grausame Verjagung wenige Tage vor der Ernte und die muthwillige Ermordung ihres sterbenden Häuptlings viele Jahre lang bittere Feinde und eine zerstörende Geißel für die Gränzdistrikte wurden.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Von W. Ainsworth.)

Beschreibende Geographie. Das Himalaya- oder eigentlich Himma-leh-Gebirge dehnt sich in der Richtung von Nordwest nach Südost ungefähr 2000 englische Meilen weit aus. Seine Verlängerung gegen Westen, in neuern Zeiten Hindu-Kusch, oder indisches Gebirg, genannt (von Humboldt als eine Verlängerung des Kuen-lun betrachtet), war der Emodus der Macedonier und der Imaus, dessen Plinius gedenkt, und wurde in jenen Tagen vielleicht ebenfalls Himma-leh genannt, da die griechische Benennung dem Sanskrit entlehnt war.

Die Kulminationspunkte der Himma-leh-Kette haben eine Höhe von über 28,000 Fuß. Der niedrigste unter den Gebirgspässen, der Tungrung, ist 13,759, und der höchste, nordöstlich von Kunawar, 20,000 Fuß hoch, wonach sich also das Verhältniß der geringsten Erhebung zum Kulminationspunkt wie 1 : 1, 6½ herausstellen würde. Herr von Humboldt gab vor einigen Jahren 1 : 1, 8 an.

Die östliche Verlängerung des Himma-leh wird, wie Obrist Kirkpatrick angibt, im Norden von Yumila Humla und weiterhin Arun genannt; auf der Hamiltons Geschichte des Gorkha-Kriegs beigegebenen Karte findet sie sich mit dem Namen Harpala-Gebirge bezeichnet. Klaproth und Abel Remusat haben aus chinesischen Schriften Nachrichten über den Zug der mit Schnee bedeckten Gebirgskette gesammelt; diese wendet sich an den Gränzen von Hu-Kuang plötzlich nach Nordwesten und verliert sich endlich (von Humboldt zufolge, der in der beschreibenden Geographie den Beweis für die Höhe der Gebirgsketten auf die Längenspalten begründet) bei der vulkanischen Insel Formosa ins Meer.

Geologie. Die von Kapitän Johnson mitgetheilten geologischen und mineralogischen Bemerkungen bestätigen das, was wir früher von der Struktur dieser großen alpinischen Kette, die in ihrer Zusammensetzung eine so große Mannichfaltigkeit zeigt, bereits wußten. Aus dem, was Hodgson, Fraser, Gérard und unser Reisender mittheilen, ergibt sich, daß der Granit besonders am Fuß der Gebirge vorkommt, und also, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Basis der Kette bildet. Man hat behauptet, daß das Vorherrschen des Gneiß auf dem Himma-leh dem Gebirge einen sekundären Charakter gäbe; allein dieses Vorherrschen ist weder erwiesen, noch würde es, wenn dieß auch wirklich der Fall wäre, dem primitiven und krystallinischen Charakter der die Basis der Kette bildenden Felsen irgend etwas entziehen. Von den Ebenen (durch die erste und zweite Gebirgskette) zur großen Gebirgskette selbst scheint eine Schichtenreihe von in der Mitte aufliegenden Felsen, gefolgt von Sandstein, Kalkstein und Uebergangsgestein (Thonschiefer und Erdharz), abwechselnd auf Glimmerschiefer, Gneiß oder Granit lagernd, sich hinzuziehen. In dem Mittelpunkte der Kette befinden sich Massen von Kalkstein und Intermediärfelsen, hie und da in aufwärts stehenden krystallinischen Gebilden zusammenhängend (wie der Sandstein am nördlichen Abhange), und diese krystallinischen Felsen tragen auf ihren Gipfeln und zackigen Spitzen Gestein von sehr neuer Formation. So ist Sandstein in einer Höhe von 16,700 Fuß gefunden worden, Ammoniten in Kalkstein in der Höhe von 16,500 Fuß, Kalkstein höher als 20,000 Fuß, und Kapitän Johnson fand im Hungrung-Paß in der Höhe von 14,000 Fuß Thon. Niederschlagsgestein mit organischen Ueberresten und andern Ueberbleibseln der Vorwelt wird in solcher Höhe auch auf den hohen europäischen Alpen, sowohl in der Schweiz als auch in den Pyrenäen, gefunden. Der Charakter dieser Formationen, die Anzahl derer, die sich nach und nach gebildet haben, und das Alter der äußern Schichten bezeichnen die Epoche der Erhöhung der Gebirgskette in Vergleich mit andern, und wurde ferner noch rücksichtlich des Einflusses beobachtet, den dasselbe relative Alter auf die Richtung der Kette im Vergleich zu den Meridianen oder Parallelen unseres eigenen Sphäroiden hatte. Kapitän Burnes hat gefunden, daß der geologische Charakter des Hindu-Kusch dem, was wir von dem Himma-leh wissen, so ziemlich gleichkommt, nämlich daß die höchsten Spitzen aus Granit oder Gneiß mit beigeselltem Glimmerschiefer, aus Quarz mit eingeschalteten außerhalb liegenden Konglomeraten, Sandsteinen und Kalksteinen bestehen, und zwar weißer und feinkörniger Kalk auf dem Gebirge, Muschelkalk in der Ebene.

Zoologie. Die geringe Anzahl von Thiergattungen, welche Kapitän Johnson aufzählt, stimmt mit dem Wenigen überein, was uns von der Zoologie jener größtentheils unzugänglichen Wildnisse bekannt ist.

Der Yak, dessen unser Reisender öfter gedenkt, ist der Bos poephagus, Bos grunniens der Alten; der grunzende Ochs Schaws und Pennants. Er ist auf einem weiten Landstriche vom Altaigebirge bis nach Centralindien, ja selbst in einem großen Theil von China heimisch, und weidet, nach Turner, in den kältesten Theilen von Tübet auf dem den dortigen Gebirgen und kalten Ebenen eigenen kurzen Graswuchse. Dieses Thier ist für die tatarischen Stämme von großem Werthe, denn es ist nicht nur ein gutes Lastthier, sondern gibt auch Milch in Ueberfluß. Die Roßschweife, welche bei den Persern und Türken die Stelle der Standarten vertreten, werden, so wie auch Tschauries oder Fliegenwedel, aus dem Haar ihrer Schweife gemacht. Der Stier wird Yak, die Kuh Dhé genannt.

Der Ghurl oder die wilde Ziege (Capra aegagrus) wird von den meisten Naturforschern als den Varietäten der zahmen Ziege verwandt betrachtet. In diesem Fall wären, was jedoch zweifelhaft ist, die Kaschmirziege, die Tübetziege (Capra Jemlahica), Blainville's Capra cossus und die Ziege von Nepal nichts als Varietäten. James Wilson ist indeß der Meinung, daß die Ziege des Dschemlah-Gebirges nicht zu dem Genus Capra aegagrus gerechnet werden könne.

Hinsichtlich des Hirschgeschlechts bedient sich der Reisende der landesüblichen Benennungen, nach welchen sich die verschiedenen Arten nur mit Mühe in der naturgeschichtlichen Eintheilung auffinden lassen; es dürfte daher am besten seyn, diejenigen Spezies dieses Geschlechts, von denen es bekannt ist, daß sie im Himma-leh oder dessen nächster Umgebung hausen, hier kurz aufzuzählen. Von den Moschineae, das Moschusthier (Moscus moschiferus), das Xó der Chinesen. Moschus kommt hauptsächlich aus Tübet, doch ist die Ursache hievon nicht sowohl in dem häufigern Vorkommen dieses Thieres in den Gebirgsgegenden dieses Landes, als vielmehr in dem Handelsgeiste seiner Bewohner zu suchen. Unser Reisender fand Gebeine mehrerer Arten dieser Thiere am Fuße eines Felsens unweit Dschemnotri. Unter den Cervineae: der Hirsch von Nepal (Cervus Wallichii) von gelblich braungrauer Farbe, mit einem großen runden blassen Fleck auf dem Rücken. Ferner der schwarze Hirsch, der auch in den Gebirgen von Nepal vorkommt, der Cervus Aristotelis Duvaucels, und endlich eine Art Capreotinae, der Cervus capreolus, der in den Schluchten an der Gränze haust. Von den Antilopen gibt es, in einer Gegend, wo ein so verschiedenartiges Klima herrscht, wahrscheinlich mehrere Arten. Eine merkwürdige Gattung ist der Tschirn (Antilope kemas, Smith), die man, weil sie häufig nur Ein Horn hat, als den Monoceroten, Licornen oder Unicornen (Einhörner) angesehen hat, und der Goral des Himma-leh (Antilope goral, Hardwicke). Hinsichtlich des Tetraceri von Leach hat Wilson die Frage aufgeworfen: „Ist die Antilope quadricornis von der Antilope chickara verschieden?“ Wenn nach den von Blainville an aus Indien gekommenen Schädeln angestellten Untersuchungen die vordern Hörner bei der einen gerad, bei der andern ein wenig nach hinten gebogen, und die hintern Hörner bei der erstern gerad und bei der letztern ein wenig nach vorn gebogen sind, so sind es wahrscheinlich zwei verschiedene Arten, da zudem auch nur bei der letztern der untere Theil der Hörner gewunden ist. Demnach würden wir, wie Lesson annimmt, Antilope quadricornis und Antilope chickara — den Tetracerus striaticornis von Leach haben. Der Nyl-ghau (Antilope picta) ist ein merkwürdiges Thier, von welchem mehrere Exemplare unlängst nach England gekommen sind.

Von den von Kapitän Johnson angeführten Vögeln ist bloß zu bemerken, daß der Gurrit, den er für einen Condor zu halten geneigt ist, ohne Zweifel der Lämmergeier (Gypoetus barbatus) war. Der Tschuccori ist Herrn Hamilton zufolge Perdix rufa oder rubra, Brisson. Der Kukuk (Cuculus canorus), den unser Reisender in den Gebirgen hörte, wurde auch von Turner in Bhutan beobachtet. Die südlichen Höhen der Gebirgskette sind der Aufenthalt zweier sehr schöner Vögel: des Impeyan Fasan oder Monaul (Lophophorus refulgens) und des gehörnten Fasans (trapogan). Die von dem Reisenden auf dem Spiti gesehene rothfüßige Krähe ist ohne Zweifel der Coracias graculus (Pyrrho corax, Tem. Fregilus, Cuvier), und die Holztaube dieselbe, wie sie auch in unsern Gegenden gefunden wird. Bei dieser Gelegenheit muß bemerkt werden, daß selbst die im Pflanzenreiche vorkommenden Analogien zwischen den Erzeugnissen der gemäßigten Klima's der Gebirge von Centralasien und den Ebenen und Gebirgsgegenden unserer eigenen Breiten bei weitem nicht so interessant und merkwürdig sind, als die überraschende Identifikation der Vögel des Himma-leh mit denen des westlichen Europa's. Die der Sandfliege ähnlichen Fliegen, von denen die Reisenden am Pabur belästigt wurden, werden auch von Turner erwähnt, welcher erzählt, daß die meisten Leute um Muritschum von ihren Stichen gezeichnet gewesen seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einer der jüngsten Sitzungen der königlich geographischen Gesellschaft zu London wurde die Vorlesung einer umfassenden Denkschrift des Herrn J. Farquharson, „über die Bildung des Eises auf dem Grunde der Flüsse,“ geschlossen. Der Verfasser schreibt sie, ganz gegen die Meinung anderer Gelehrten, der Ausstrahlung von Hitze von dem Boden des Flusses oder Stromes zu. Er stellte mehrere Versuche auf dem Don und einem der Beiflüsse desselben Anfangs Januars d. J. an, aus denen hervorgeht, daß das Eis auf dem Grunde, oder der Eisbrei,*) nicht den glasähnlichen Platten auf der Oberfläche gleicht, sondern eine löcherige zusammenhängende Masse ist, ungefähr einem Blumenkohlkopfe gleichend glänzend und von silberweißer Farbe. Durch das Anhäufen solcher Massen steigt der Wasserstand der Flüsse oft höher als gewöhnlich, zu nicht geringer Verwunderung derer, die mit der Ursache nicht bekannt sind. Die Pferde scheinen das Vorhandenseyn solchen Eises recht gut zu erkennen, denn sobald es unter ihren Füßen nachgibt, weigern sie sich durch Flüsse zu gehen, welche sie vorher schon öfter passirten. Der Verfasser fand solches Eis gewöhnlich bei heiterem Himmel, ein Umstand, der mit den Untersuchungen Herrn Arago's nicht übereinstimmt, der es nur bei trübem Wetter gefunden haben will. Herr Casedale schreibt es einem Reife zu, der sich, gleichsam wie ein Niederschlag, zu Boden senke, weil es, wie er sagt, meist bei windigem Wetter vorkommt. Der Verfasser widerspricht beiden Meinungen. Er stellte seine Versuche während der ersten dreizehn Tage des Januars an; das Thermometer stand an den verschiedenen Tagen auf 47°, 23° und zuletzt auf 19° F. (+ 6°,2°, — 4° und — 6° R.). Er fand den Grund der Stromschnellen des Don an jedem Tage mit Eis belegt, und schließt durch Analogie, daß diese Erscheinung weder mehr noch weniger sey, als der auch am Lande vorgehende Prozeß, welcher durch die in Folge von Ausstrahlung der Hitze erzeugte Erkältung der Erdoberfläche eintritt, wovon Modifikationen an vielen Bäumen durch die Wirkung des Schattens sichtbar werden.

*

In Rußland betrug nach den Berichten des Synodus die Zahl der Geburten in den 43 Eparchien des Reichs 942,836 Knaben und 902,209 Mädchen, zusammen 1,845,045. Es starben 779,140 Personen männlichen und 706,151 weiblichen Geschlechts, zusammen 1,485,291. Ueberschuß der Geburten 299,754. Ehen wurden geschlossen 361,225. Dieß betrifft jedoch nur die Mitglieder der griechischen Kirche.

*

Eine schöne antike Glasurne wurde bei Yebleron in Frankreich entdeckt. Sie hat einen Handgriff und ist von viereckiger Form. Es fand sich darin eine Bronzemedaille mit dem Kopfe des Antoninus und der Zeitangabe, daß sie aus seinem dritten Konsulate sey, also aus dem Jahre 140 n. Chr.

*

In Hobart-Town ist eine Bank unter dem Namen „Bank von Australasien“ mit einem Kapitalfonds von 200,000 Pfd. St. gestiftet worden. Sie soll für Neusüdwales, Vandiemensland und andere Niederlassungen in Australasien als Zettel- und Depositenbank dienen.

---

*) Siehe den in Nr. 70 dieser Blätter von diesem Jahre befindlichen Artikel: „Ueber das Zufrieren der Newa.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 130. 10 Mai 1835.

Reise in den Orient von Lamartine.

(Siebenter Artikel.)

Das Serail.

„Rustem Bey hatte versprochen, mir das Serail zu zeigen, das seit Lady Montague kein europäischer Fuß betreten hatte. Wir ließen uns am Ufer des alten Serails aussetzen, und traten ohne Schwierigkeit in den ersten Hof, der dem Publikum offen steht; er ist groß, mit schönen Bäumen bepflanzt, und zieht sich auf der einen Seite gegen die Münze hin, ein prächtiges neues Gebäude, das aber keinen orientalischen Charakter hat. Die armenischen Münzdirektoren empfingen uns mit vieler Artigkeit, und öffneten uns die Büchsen, welche die Kleinodien enthielten, die sie für das Serail fabriciren lassen, es war eine Masse von Perlen und Diamanten, ein armer Reichthum, der ein Land ruinirt. Wir blieben nicht lange, und traten in den zweiten Hof des Serails, der niemand zugänglich ist als den Beamten und den Gesandten am Tage ihres Empfangs; er stößt an verschiedene Flügel von Palästen, und an Kiosks, die von einander getrennt stehen, und die Wohnungen der Verschnittenen, der Garden und Sklaven enthalten; Springbrunnen und Bäume kühlen ihn. An der dritten Pforte hielten uns die Soldaten, die im Thorweg Wache standen, an, und weigerten sich uns zuzulassen; umsonst ließ sich Rustem Bey von dem wachhabenden Offizier anerkennen: dieser versicherte, daß er seinen Kopf verlieren würde, wenn er uns durchlasse. Wir kehrten daher um, und trafen unterwegs den Großschatzmeister, der aus der Münze zurückkam, und ins Innere des Serails, wo er wohnt, zurückkehrte. Er ist ein Freund von Rustem Bey, redete ihn an, und lud uns ein, ihm zu folgen, so daß wir mit ihm ohne Schwierigkeit in den Hof der Itoglans kamen. Dieser ist kleiner als die vorhergehenden, und wird von mehrern kleinen Palästen in Form von Kiosken gebildet, deren sehr niedrige Dächer sieben bis acht Fuß über die Mauer herausstehen, und auf dünnen Säulen ruhen. Mauern, Dächer, Säulen sind völlig von geschnitztem und bemaltem Holz. Die Höfe und Gärten, welche durch die Zwischenräume der Paläste unregelmäßig gebildet sind, sind eben so unregelmäßig mit schönen Bäumen bepflanzt, deren Zweige die Dächer beschatten, und die Balkone überdecken. Der rechte Flügel dieser Gebäude besteht aus den Küchen, die einen ungeheuren Raum einnehmen, denn der Sultan speist Alles was zum Hofe gehört, d. h. über 10,000 Personen täglich. In einiger Entfernung von den Küchen steht ein zierlicher kleiner Palast, der von einem Portikus umgeben ist, und den Itoglans, d. h. den Pagen des Serails zur Wohnung dient. Hier läßt der Sultan die Söhne seiner Hofleute, und die jungen Sklaven erziehen, die zum Staats- und Hofdienst bestimmt sind. Der Palast diente früher den Sultanen selbst zur Wohnung, und ist von Außen und von Innen mit einem Ueberfluß goldener Zierrathen geschmückt, die Decken sind mit reichen Fresken bemalt, wie in den schönsten Palästen von Frankreich oder Italien, und die Fußböden bestehen aus Mosaik. Er ist in mehrere Säle getheilt, an deren Wänden Abtheilungen von geschnitztem Holz herumlaufen, welche etwa den Stühlen der Chorherrn in unsern Domkirchen gleichen. Jede derselben ist Einem der Pagen bestimmt und bildet sein Zimmer, gegen die Wand hin hat es eine Estrade, wo er seine Teppiche und seine Kissen ausbreitet, und den vergoldeten Kasten hält, in dem er seine Kleider aufbewahrt. Ueber diesem Zimmerchen läuft eine Tribüne herum, welche ebenfalls in solche Plätze abgetheilt ist, und das Ganze ist durch Kuppeln und kleine Fenster im Dache erhellt.

Die jungen Leute führten uns überall herum, und am Ende in ihren Erholungssaal, der einen Kiosk bildet, welcher durch Springbrunnen gekühlt ist, welche auf allen Seiten aus marmornen Schalen an der Wand springen. Eine Treppe im Innern der Mauer führt in die Küche, wo die zahlreichen Sklaven den Pagen immer Kaffee, Pfeifen und Sorbet bereit halten. Man sieht im Salon Spiele aller Art, einige spielten Schach; sie ließen uns Sorbet und Eis geben, wir warfen uns auf die Ottomane und plauderten lange von ihren Studien und der Zukunft des Reichs, sie sind enthusiastisch für die Reformen des Sultans. Während dieser Zeit hatte der Großschatzmeister den Verschnittenen und Sklaven Befehl gegeben, uns überall herumgehen zu lassen, und uns zu zeigen, was wir verlangten.

Am Ende des Hofes verschloß uns ein großes Gebäude die Aussicht; es ist der Palast, den die Sultane selbst bewohnen; er ist ebenfalls von einer Galerie umgeben, welche durch das hervorstehende Dach gebildet wird, und worauf die Thüren und Fenster der Zimmer gehen. Das Gebäude ist einstöckig; wir traten in die großen Vorzimmer, von denen aus sich die verschiedenen

Apartements öffnen; sie sind ein wahres Labyrinth, unterbrochen von den Säulen, welche das Dach tragen, und endigen sich auf allen Seiten in große Korridors, welche in Halbzirkeln um die Apartements herumlaufen. Die Mauern, Säulen, Deken und Alles ist aus geschnitztem und reichverziertem Holze. Wir durchgingen eine große Anzahl der kaiserlichen Zimmer, die sich alle in Verzierungen gleichen. Sie endigen sich in hölzernen oder marmornen Kuppeln, mit Arabesken durchbrochen, von denen ein gebrochenes und sanftes Licht auf die Zimmer fällt, breite und niedrige Ottomanen laufen an den Wänden herum, sonst sieht man keine Meubeln noch Sitze, sondern bloß Teppiche und Kissen. Die Fenster gehen bis auf einen halben Fuß auf den Boden herab. Auf der Hinterseite des Palastes findet man eine Terrasse mit Marmorplatten gepflastert, und auf ihr einen schönen kleinen Kiosk, in dem der Sultan die Gesandten empfängt, er ist mit einer Ottomane angefüllt, und von runden Fenstern überall durchbrochen, durch welche man die freieste Aussicht über Konstantinopel, die Meerenge und das Meer von Marmora hat. In der offenen Galerie, welche zwischen dem Palaste und der Terrasse hinläuft, spielen Springbrunnen in marmornen Becken, und das Ganze bildet eine unbeschreiblich schöne Scene. Die Zweige der Gesträuche in den kleinen Gärten unter der Terrasse kriechen an der Balustrade herauf, und füllen die Luft mit dem Duft ihrer Blüthen. An der Wand hängen einige Gemälde, Ansichten von Mekka und Medina, ohne alle Perspektive.

Wir folgten dieser Terrasse links, und kamen dann durch einen engen Balkon, der auf hohen Terrassen ruht, an das Harem. Es war geschlossen und enthielt nur noch einige Odalisken, wir näherten uns diesem verbotenen Ort nicht weiter. Doch sahen wir die Fenster und die reizenden Balkone, welche mit Gittern umgeben waren, durch die sich Blumen schlangen, und wo die Sultaninnen ihre Zeit mit der Betrachtung der Gärten, der Stadt und des Meeres zubringen. Wir sahen eine Menge von Blumengärten, umgeben von marmornen Mauern, bewässert durch Springbrunnen, und symmetrisch mit Pflanzen aller Art besetzt. Man steigt durch Treppen, die unter sich in Verbindung stehen, in diese Gärten hinab, die mit Kiosken versehen sind, in denen die Frauen und Kinder der Natur genießen.

Es war gerade Essenszeit, und wir sahen eine Menge Sklaven vorbeigehen mit großen Zinnplatten auf dem Kopfe, auf denen das Essen der Offiziere, Beamten und Frauen des Serails stand. Wir beobachteten mehrere dieser Essen, sie bestanden in Pilaus, Geflügel, kleinen Kugeln aus Reiß und Fleisch in Weinblättern gebraten, in Brodkuchen und einem Wasserkrug. Wo der Sklave seinen Herrn traf, setzte er sein Essen vor ihm nieder, es mochte in einem Salon, auf einer Terrasse, im Garten unter einem Baum, oder unter einem Portikus seyn.

Der Großschatzmeister kam hierauf uns zu suchen, und führte uns in den Kiosk, den er bewohnt, gegenüber vom Schatze. Dieses ist ein großes niederes Gebäude mit einem Portikus, die Thüren sind niedrig, die Gewölbe unter der Erde; hier liegen seit der Errichtung des Reichs große Schätze in Gold und Silber, welche in rothgemalten hölzernen Kisten verschlossen sind. Jede Woche werden einige derselben herausgenommen und zum öffentlichen Dienst verwendet, wir sahen mehrere unter den Thüren. Außer dem Golde enthält der Schatz große Massen von Perlen und Diamanten, da diese Kleinodien aber nur einen konventionellen Werth haben, so würde der Sultan, wenn er sie in Umlauf setzen wollte, den Markt bald überführen, so daß der große scheinbare Werth im Grunde nur ein unbedeutendes Hülfsmittel darbietet. Bei dem Schatzmeister fand ich zum Erstenmal in der Türkei einige europäische Bequemlichkeiten, die Ottomanen waren hoch und mit seidenen Kissen bedeckt, Tische standen in den Zimmern, und an den Wänden hin liefen hölzerne Rahmen, welche Karten, Bücher und Erdkugeln enthielten. Man brachte Sorbet und eingemachte Früchte, wir sprachen über Künste und Wissenschaften, der Schatzmeister ist ein offener, heiterer, unterrichteter und vorurtheilsfreier Mann, der das Gelingen der Reformen von Mahmud wünscht, allein er ist alt, und hat unter vier Regierungen sein Leben im Serail zugebracht. Daher hofft er wenig und überläßt Alles mit philosophischer Ruhe der Zukunft. Er wollte, daß ich die Nacht bei ihm zubringe, allein ich entschuldigte mich mit der Unruhe meiner Frau, und er begleitete mich bis an die Treppen, die von der Terrasse des Sultans in die kleinen Gärten des Harems hinabführen, wo er mich dem Chef der Bostandschis anvertraute, der uns von Kiosk zu Kiosk von Garten zu Garten bis an die Thüre einer hohen Mauer brachte, welche das Serail von dem äußersten Park abscheidet. Hier fanden wir uns unter ungeheuern Platanen, welche sich über hundert Fuß hoch an den Mauern und Balkonen des Serails erheben, und einen Wald bilden, der von lichten Stellen unterbrochen ist; weiter hin findet man Fruchtbäume und Gemüsegärten, welche von schwarzen Sklaven bebaut werden, deren Hütten unter den Bäumen liegen.

Nicht weit vom Harem liegt der alte und prachtvolle Palast von Bajazet, der jetzt dem Epheu und den Nachtvögeln überlassen ist. Er ist von Stein in einem bewundernswürdigen maurischen Styl gebaut, und wenn man ihn wieder herstellte, was leicht geschehen könnte, so wäre er mehr werth als das ganze Serail, allein die Sage geht, daß er von bösen Geistern bewohnt sey, und kein Türke betritt ihn je. Ich trat unter einige der Bogen des Palastes, und die Treppen die ich sah, waren von der schönsten Arbeit. Hier fanden wir uns an der äußern Mauer des Serails, und wir gingen zurück, um die äußern Gärten zu besehen, die uns bis an das Ufer des Meers von Marmora führten, wo wir einige Paläste sahen, welche die Sultane im Sommer bewohnen. Die Zimmer sehen gegen die Meerenge, und sind von dem Seewinde gekühlt. Weiter hin sieht man Hügel mit Rasen bedeckt, und von kleinen Moscheen, Kiosken und Springbrunnen gekrönt, welche mit gigantischen Bäumen umgeben sind. Wir setzten uns hier unter den Blüthen und den springenden Wassern, hinter uns die hohen Mauern des Serails, vor uns ein Rasen, der sich ans Ufer hinzieht, durch eine Reihe von Cypressen und Platanen am Meer, durch deren Zwischenräume man die Wellen, die Inseln der Prinzen, die Segel der Schiffe, Scutari und die goldenen Gipfel des Riesengebirgs, so wie die Schneekuppen der phrygischen Berge sieht.

Seit dem Blutbade der Janitscharen bewohnt Mahmud das

Serail nicht mehr, sey es, daß die Blutflecken seiner Regierung ihm ein widriges Andenken sind, sey es, daß er sich unter der fanatischen Menge von Stambul nicht sicher findet, und vorzieht in seinen Palästen am Bosporus Einen Fuß in Asien und den Andern auf seiner Flotte zu haben. Der Charakter des Serails ist weder Bequemlichkeit, noch Größe, noch Pracht, es besteht aus hölzernen vergoldeten und durchbrochenen Zelten. Dieser Instinkt für Natur, schöne Aussichten, Quellen, glänzende Meere und weite Horizonte ist der ganzen Nation gemein. Im Schatten zu sitzen, im Anblick eines schönen Horizonts, über dem Kopfe die Blätter eines Baumes, neben sich eine Quelle zu haben, und so Tage in endlosem Nachdenken zu sitzen, ist das wahre Leben des Türken.

Bemerkungen über das Eismeer.

(Fortsetzung.)

Die Reihen der Torossen von frischem Bruch sind größtentheils aus einer Menge von ungeheuren Eismassen und kleinern Stücken gebildet, die in Form und Größe verschieden und durch einen bewunderungswürdigen Mechanismus aneinander gefügt sind. Oft bildet eine vertikal stehende Eisscholle von der Größe eines Quadratfußes und der Dicke von zwei Fuß die Grundlage für einen vielleicht 45 Kubikfuß großen Eisblock, bei einer Höhe von 70 Fuß über den Horizont des Wassers. Die aus abgebrochenen Stücken alten Eises, wie auch aus frischem Eise bestehenden Torossen haben verschiedene Farben; die Farbe ist unrein und grau bei Eismassen vom Herbstbruch, wenn das Wasser bei weniger Tiefe durch die Wogen trübe gemacht ist, und friert, ehe sich die schlammigen Theile niedergesenkt haben. Die Oberfläche des alten Eises ist weißlich, die des letzten Wintereises scharf blaugrünlich. Westlicher vom Kap Schelagskoi befindet sich eine stete Lücke, in deren Nähe bis 70 Fuß hohe Torossen-Reihen sich hinziehen, die aus Schollen von drei Zoll bis drei Fuß Dicke bestehen. Es sind dieß Eismassen vom letzten Winterfroste, beinahe gar nicht durchsichtig, ohne Höhlungen im Innern und von einer schönen, glänzenden blaugrünen Farbe, die in sonnenhellen Tagen schon von fern dem Auge entgegenschimmern. Der widerlich-süße Geschmack dieses Eises nimmt um so mehr zu, je grüner die Färbung ist. Dazwischen fand man Eis von bläulicher Farbe, das einen süßen, guten Geschmack hatte, und auch mehr durchsichtig war, wie das andere. Die Passage über diese steilen, aus scharfgezackten Eisstücken bestehenden Torossen ist für die Zughunde und für die Menschen sehr gefährlich.

Ueber die „alten Torossen" sey Folgendes mitgetheilt. Wird das horizontale Eis, das im Winter eine Dicke von 10 Fuß erlangte, in einzelne Stücke zerbrochen, so schwimmt es, leichter als das Wasser, auf diesem, indem es sich 8 Fuß unter dessen Oberfläche senkt. Nun kann man annehmen, daß im folgenden Winter wieder ein 5 Fuß dickes Eis daran anfriert, so daß die Masse nun schon 15 Fuß dick geworden, die sich dann, wenn sie im Sommer frei wird, bis auf 13 Fuß ins Wasser senkt. Nun hat die Eismasse schon eine bedeutende Festigkeit erlangt und kann, wenn sie im Winter anfriert, nicht mehr so leicht zerbrochen werden, wie das Eis, das sich rund umher neu bildet. Hat dieß neu gebildete nun, wie wir annehmen wollen, wieder eine Dicke von 10 erreicht, und bricht es durch keine andern Ursachen, als durch die Wogen, so lehnt es sich an die nächste Eismasse, und es erheben sich über ihr, eine über die andere gleitend, ungeheure Eisschollen, während andere, von den benachbarten Eisschollen gedrückt, sich in die Tiefe senken, und sich an der untern Fläche der oben erwähnten Masse ansetzen, mit welchen nun sowohl diese, als auch jene Eisschollen durch den Frost zu einem unzertrennlichen Körper sich vereinigen, der also jetzt schon eine Dicke von 35 Fuß hat. Im Laufe mehrerer Jahre können solche einzelne Eismassen bis zur Stärke von 150 Fuß anwachsen, die dann, im Sommer umherschwimmend, schon in einer Meerestiefe von ungefähr 130 Fuß stranden, und dann unbeweglich stehende Eisberge werden. Der auf der obern Fläche der Schichten liegen gebliebene Schnee, welcher auf der vertikalen Fläche der dicken Massen des alten Eises in dünnen, parallel laufenden Streifen erscheint, befördert das Zusammenfrieren des Eises.

Diese dicken Eismassen nehmen durch die verschiedenartige Vertheilung im Meere allerlei Gestaltungen an; so erscheinen sie: als einzelne emporstarrende Felsen, die 20 bis 30 Fuß hoch sind, und 100 Fuß im Umfange haben. Dann zeigen sie die Form eines Walles, wo eine Menge dicker Eismassen sich in langen fortlaufenden Reihen vereinigt haben. Endlich auch zeigen sie sich wohl als Hügel, wenn einzelne Massen sich rund um andere in einiger Entfernung reihen, und so allmählich sich immer niedriger bis auf die Eisebene hinabsenken. Diese Massen in Hügelformen werden gewöhnlich von allen Seiten mit Schnee bedeckt, so daß sie endlich Zuckerbroden oder runden Kuppeln ähnlich werden.

Wir führen hier wieder eine wörtliche Stelle aus dem Reisejournal des russischen Verfassers an, worin Torossen von dieser letzten Gestalt, ungefähr 25 Meilen von der Küste, beschrieben werden:

„Wir fuhren am 4 April 1821 zwischen Torossen, deren Gestalt ganz anders war, als die, die wir bisher gesehen hatten; es waren von allen Seiten gleich abschüssige Hügel, über die man bequem wegfahren konnte. An Größe und Gestalt waren sie verschieden, indem einige wie Kuppeln aussahen, andere spitzen, vulkanischen Piks glichen, zwischen welchen tiefe Thäler lagen, aus denen sie sich in verschiedener Höhe von 10 bis 70 Fuß erhoben. Das Eis, woraus diese Berge bestehen, hat eine weiße Farbe, zuweilen mit einer schwarzdunkeln Schillerung; es ist hart und brüchig, und von süßem Geschmack. Es ist zu vermuthen, daß diese Eismassen, gleich dem Gletscher-Eise, durch Frieren des herabfallenden Regens, Nebels, des thauenden Schnees u. s. w., nicht aber aus gefrornem Seewasser entstehen. Wir gruben in einer tiefen Versenkung ein vier Fuß tiefes Loch, auf dessen Grunde das Eis dieselbe weiße Farbe, und eben den süßen Geschmack hatte, wie auf dem Gipfel des höchsten vulkanischen Piks. Im Jahre 1823 sahen wir dem Sand-Kap gegenüber viele To-

rossenhügel, und bei einer unserer letzten Fahrten auf dem Meer fuhren wir längs einer Eisinsel mit mehreren, bis 80 Fuß hohen Piks; an den Seiten derselben im festen und dicken Schnee befanden sich viele Bärenhöhlen."

Als Eigenthümlichkeiten des alten Eises sind zu bemerken: der süße Geschmack, dann die größere Festigkeit wie die des frisch gefrornen Meereises, das immer einen salzigen, bittern Geschmack hat, und endlich die Farbenmischung von weiß, braun und dunkelblau.

Es ist schon oben der stets offenen Stellen des Meers und seiner Strömungen erwähnt worden, was hier näher erörtert werden mag.

(Schluß folgt.)

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Der Sonntag.

Die Feier des Sonntags beschränkt sich in Amerika nicht, wie bei uns, auf Eine Ceremonie: sie dauert vielmehr den ganzen Tag. Nach dem Gottesdienste kehrt jeder nach Hause zurück, und bald sieht man weder Wagen, noch Männer, Frauen und Kinder auf der Straße. Diejenigen Straßen, welche in die Nähe der Kirchen führen, werden, damit kein Fahrzeug sich nähern kann, mit Ketten 2 Fuß hoch über dem Boden gesperrt. Nach der Stille, welche allenthalben herrscht, sollte man wähnen, die Stadt sey ausgestorben. Das Gesetz von New-York verbietet am Sonntage alle Belustigungen, als z. B. die Jagd, das Scheibenschießen, das Spiel, das Pferderennen. Jedem Gastwirthe ist der Verkauf geistiger Getränke, jedem Kaufmanne der von Waaren irgend welcher Art verboten.

Man darf annehmen, daß eine große Zahl der Amerikaner, welche sich den Sonntag über zu Hause halten, sich mit Dingen beschäftigen, welche nichts weniger als fromm sind; einige geben sich zügellos der Leidenschaft des Spieles hin, was in Amerika um so gefährlicher ist, da selbst die unschuldigsten Spiele verboten sind, und der Spieler sich daher heimlich den verderblichsten hingibt. Andere berauschen sich mit geistigen Getränken. Eine Menge Menschen aus den arbeitenden Klassen legt sich gleich nach dem Gottesdienste nieder. Dasselbe Verfahren kann man auch in England wahrnehmen, wo es eine Folge derselben Ursache ist. Der Protestantismus, welcher am Sonntage Stille und Sammlung des Gemüthes vorschreibt und alle rauschenden Vergnügungen verbietet, scheint nur die höhern Klassen berücksichtigt zu haben. Diese ganz intellektuelle Beobachtung des heiligen Tages eignet sich allerdings für Menschen von kultivirtem Geiste, nicht aber für die niedern Volksklassen. Es ist unbillig zu verlangen, daß der Mensch, der die ganze Woche hindurch körperlich gearbeitet hat, den Sonntag mit Nachdenken zubringe. Schneidet man ihm alle öffentlichen Belustigungen ab, so zieht er sich in sein Haus zurück, und überläßt sich dort den gröbsten Lüsten.

In Massachusetts besteht ein Gesetz, kraft dessen man Leute, welche am Sonntage reisen, verhaften und zu einer Geldstrafe verurtheilen darf. Wer in dringenden Angelegenheiten reisen muß, bedarf eines Erlaubnißscheines hiezu von der Obrigkeit für den Sonntag. Der Kondukteur eines öffentlichen Fahrzeugs, der ohne diese Erlaubniß abfährt, verliert auf 5 Jahre sein Patent.

Ehemals war der Dienst der Posten während des Sonntags suspendirt, und selbst das Brieffelleisen mußte liegen bleiben. Seit einigen Jahren ist man von dieser Strenge abgekommen. Die meisten Einwohner billigen diese Aenderung; nur die Presbyterianer tadeln sie bitter, und finden darin den Grund zu einer Anklage gegen die Gottlosigkeit des Jahrhunderts.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Fortsetzung.)

Vegetation. Der Tekholzbaum (Tectonia grandis), der, wie Kapitän Johnson berichtet, nebst dem Sisu und einigen Fichten die Vegetation des Deyra Dhun bildet, gehört zur Familie der Verbenaceen, ist einer der größten Bäume Indiens, und besonders seines herrlichen Bauholzes wegen geschätzt. Die Vegetation jener Thäler erscheint minder mannichfaltig in ihren Bäumen und Sträuchen, als in ihren grasartigen Pflanzen. Fast unter denselben Breiten, auf den Tarpani oder Ebenen von Nepal, sind die am häufigsten vorkommenden Bäume der Palas (Erythema monosperma) und der Simul (Bombax heptaphyllum, Lam.). Der untere Theil der Gebirgsregion von Nepal und einige der angränzenden Ebenen sind mit Saul-Waldungen (Shorea robusta, Roxburgh) bedeckt.

Der Mango (Mangifora Indica) ist ein großer Baum mit Blättern, welche denen des Kastanienbaumes etwas ähnlich sind. Mango- und Tamarindenbäume werden, wie Forbes sagt, gewöhnlich gepflanzt, wenn man ein Dorf baut. Der Mango gehört unter die Bäume, welche mit zu dem Reize der indischen Scenerie beitragen.

Der Jack (Artocarpus integrifolia) ist größer als sein Geschlechtsverwandter der Brodfruchtbaum (A. incisa), da sein Samen, nach Roxburgh, zehn bis zwölf Fuß im Umfange hält. Die Frucht wird auf Ceylon und besonders in Bhutan gegessen.

Daß der Baum- und Pflanzenwuchs, besonders aber die Obstbäume in den Gebirgen des Himma-leh mit denen unserer Gegenden analog, ja oft selbst gleich sind, geht auch aus dem Bericht unseres Reisenden hervor, der sehr oft der Wallnuß- und Aprikosenbäume, der Stachelbeer- und Johannisbeerbüsche u. s. w. gedenkt. Die am Fuße der Gebirge vorherrschenden Bäume sind Eichen, Kastanien- und Lorbeerbäume und Birken; höher hinauf Fichten (Pinus longifolia) und Deodars (Pinus deodas). Die Wälder von Rhododendron (Rhododendron arboreum) waren besonders schön. Weiße Varietäten, von Dr. Wallich in Nepal in einer Höhe von 10,000 Fuß gefunden, traf Kapitän Johnson auf dem Passe von Laptok. Der Silbertanne, des Haselnuß, Jasmin und Cistus gedenkt er gleichfalls in seinem Bericht. Einige Stellen waren mit einer gelbblühenden der Kamille ähnlichen Pflanze bedeckt; das von unserem Reisenden bemerkte Weidengebüsche wächst, Turner zufolge, an den Ufern des Tschintschia und nebst dem Pepulbaum (ficus Indica), auch um das Dorf Bhutan. Rosengebüsche finden sich auch zuweilen; Saunders gedenkt der Rosa Alpina, R. centifolia, R. canina, R. Indica und der R. spinosissima als auf den östlichen Gebirgen wachsend. Dr. Gérard erwähnt drei Arten Rhododendron, eine wächst in einer Höhe von 6 bis 10,000 Fuß und hat eine große rothe Blüthe; die zweite, mit einer zarten der Nelke ähnlichen Blüthe, findet sich in der Höhe von 11 bis 12,000 Fuß und die dritte trifft man in einer Höhe bis zu 14,000 Fuß, wo sie jedoch nur als Strauch vorkommt.

Das in jenen Gebirgen heimische Getreide besteht aus Gerste und Weizen, rothem und gelbem Bhattu (Amaranthus anarchana), Tschinah (Panicum miliaceum und Khoda (Paspalum scrobiculatum). Der Ua (Hordeum celeste) und der Phapur (Paniculum tartaricum) wachsen in einer Höhe von über 13,000 Fuß. Ganz irrig ist es, wenn man behauptet, daß der Weinstock auf der Seite des Himma-leh nach Hindustan zu nicht gedeihe; Grasplätze finden sich unmittelbar am Fuße der Berge.

Korn wird auf der südlichen Seite in einer Höhe über 10,000 Fuß nicht mehr gebaut. Gérard spricht von schlechtem Korn in einer Höhe von 15,600 Fuß. Dem Kapitän Webb zufolge befanden sich um den Tempel von Milleum, in einer Höhe von 11,408 Fuß, Roggen- und Buchweizenfelder; Lavendel sah derselbe Reisende in einer Höhe von 15,000 Fuß; Erdbeeren- und Johannisbeerbüsche fand er am 11 Junius in einer Höhe von 11,680 Fuß in der Blüthe. Dr. Gérard sammelte auf dem Schetul-Passe, in einer Höhe von 16,800 Fuß, den Samen einer Campanula, und Kapitän Johnson fand Stechginst und Grasplätze in einer Höhe von 14,600 Fuß. Berge von 5000 Fuß waren bis zum Gipfel hinauf mit Waldung bedeckt. Auf dem Passe Siti, 11,000 Fuß, findet sich Polyanthus; Aepfelbäume oberhalb Kanum, 8998 Fuß. Roßkastanienbäume und Pappeln wachsen zu Rhogi in einer Höhe von 9096 Fuß; dem Kapitän Burnes zufolge ist die Kette des Hindu-Kusch gänzlich von Waldung entblößt, und steht mithin in dieser Hinsicht gegen den Himma-leh in grellem Kontrast.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 131. 11 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

Der Versuch der unzufriedenen Boers an der Gränze im Jahre 1815, sich mit den Kaffern zu verbinden, öffnete allmählich der Regierung zum Theil wenigstens die Augen über die so lange befolgte Politik, und über die Nothwendigkeit, die Kaffern wo möglich zu civilisiren; so erhielt Herr Williams, ein von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesendeter Missionär, endlich im Jahre 1816 die Erlaubniß, sich in das Land der Kaffern zu begeben. Er schlug seinen Wohnsitz am Katzenfluß in Gaika's Gebiet auf, wo er mit unermüdlichem Eifer und ziemlich glücklichem Erfolge thätig war, bis zu seinem Tode im Jahre 1818. In dieser Beziehung war also der Anfang gemacht, in politischer Hinsicht aber blieb man noch in den alten Irrthümern befangen. Im Jahre 1817 hatte Lord Ch. Somerset eine Konferenz mit Gaika, in der Nachbarschaft von Herrn Williams Wohnung, in der Absicht, frühere Verträge zu erneuern und Bestimmungen festzusetzen, wie die Raubzüge der Kaffern in das Gebiet der Kolonie verhindert oder bestraft werden könnten. Die falsche Politik, Gaika als den König der Amakosa zu behandeln, und weder auf den anwesenden Islambi, noch auf irgend einen andern Häuptling, die gar keine Oberherrlichkeit Gaikas's anerkannten, Rücksicht zu nehmen, wurde auch hier befolgt, und trug nicht wenig dazu bei, die unter den Gränzhäuptlingen bereits bestehende üble Stimmung zu vermehren.

Im folgenden Jahre brach ein innerer Krieg unter den Amakosa-Clans aus, und ein mächtiger Bund bildete sich gegen Gaika, dessen angeborner Hochmuth durch die ihm ausschließlich von der Kolonialregierung bezeigte Achtung noch erhöht worden zu seyn scheint. Er hatte durch tyrannische Handlungen und höhnendes Benehmen fast alle vornehmen Häuptlinge tödtlich beleidigt, namentlich auch dadurch, daß er einem der ersten Räthe Islambis seine Frau mit Gewalt entführt hatte. Im Bunde gegen ihn befanden sich seine Oheime Islambi und Jaluhsa, Habanna, Makanna, der junge Kongo, Häuptling der Gunuquebi, und Hinza, der vornehmste Häuptling der Amakosa, welchem Gaika im Range nachstand. In einer Schlacht in der Nähe des Flusses Debe wurde Gaikas Partei völlig geschlagen, die meisten seiner alten Räthe und Kriegsmänner fielen, und er wurde mit einem starken Verlust an Vieh nach dem Kunapfluß getrieben. Die Sieger drängten ihn nicht weiter, auch griffen sie auf dem Kolonialgebiete, dessen Gränze damals der große Fischfluß war, nicht an: die Sache betraf also bloß die innern Verhältnisse des Stammes, welche die Kolonie nichts angingen.

Unglücklicherweise dachte die Kolonialregierung anders; sie hatte Gaika als den ersten Häuptling oder König des Kaffernlandes erklärt, und das sollte er seyn und bleiben. Zur Behauptung dieser so seltsamen Politik wurde Oberstlieutenant Brereton am Ende des Jahres 1818 mit einer starken Anzahl Truppen ins Land der Kaffern gesendet. Die vereinigten Häuptlinge, deren ostensibles Haupt Islambi war, beschwerten sich über diesen Einfall, zu dem sie keine Veranlassung gegeben, erklärten ihren Wunsch mit der Kolonie in Frieden zu bleiben, zugleich aber auch ihren Entschluß, sich dem besiegten Gaika nicht zu unterwerfen. Die Truppen marschirten indeß trotz dieser Vorstellungen vorwärts, die Einwohner wurden in ihren Dörfern angegriffen, ihres Viehs beraubt und niedergemetzelt oder in die Wälder getrieben. Verständige Offiziere, die an dieser Expedition Theil genommen hatten, versicherten, man habe aus dem Gebiete der verbündeten Clans nicht weniger als 23,000 Stücke*) fortgeführt; 9000 davon erhielt Gaika, um ihn für seinen Verlust zu entschädigen, der Rest wurde in die Kolonie gebracht, und zum Theil unter die Gränzboers ausgetheilt, zum Theil verkauft, um die Kosten des Zugs zu decken.

Die Folgen dieser Politik zeigten sich bald. Die große Mehrzahl des Amakosa-Stammes wurde nicht nur durch einen so unveranlaßten Einfall muthwilliger Weise erbittert, sondern völlig zur Verzweiflung gebracht, da Tausenden von ihnen jedes Unterhaltsmittel fehlte. Es wäre sehr zu verwundern, wenn sie unter solchen Umständen ruhig geblieben wären. Nicht sobald war die angreifende Truppe zurückgekehrt und die Bürgermiliz entlassen, als die Kaffern in zahlreichen Schaaren, raub- und rachlustig in die Kolonie einfielen. Wiedervergeltung war leicht und schnell auszuführen. Die Gränzdistrikte bis in die Nähe der Algoabai waren bald überzogen, mehrere abgesonderte militärische Posten

*) Hierunter sind mehrere tausend Stücke nicht mit einbegriffen, welche das Jahr vorher durch ein Kommando unter Major Fraser geraubt, und wie ein getaufter Kaffer, John Tzatzoe, sagte, durch einen Mißgriff Gaika's Unterthanen genommen wurden.

eingenommen, und zahlreiche Abtheilungen und Patrouillen britischer Truppen niedergehauen. Die Boers wurden aus dem Zunreveld vertrieben, Theopolis wiederholt mit Wuth angegriffen, und nur durch die Tapferkeit der hottentottischen Einwohner gerettet. Enon wurde geplündert und verbrannt, und längs dem großen Fischfluß und in den angränzenden Distrikten einer Menge Landleuten das Vieh weggeführt. „Bei diesen Angriffen,“ sagt Herr Brownlee, „zeigten die Kaffern den festen Entschluß, ihr Vieh wieder zu erhalten, und obwohl sie viele Soldaten und Kolonisten tödteten, zeigten sie doch nicht den sonst unter Barbaren gewöhnlichen Blutdurst. Konnten sie das Vieh ohne Widerstand bekommen, so wurden die Einwohner verschont.“

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über das Eismeer.

(Schluß.)

Drei und eine halbe Meile nördlich von den Inseln Neu-Sibirien und Kotelnoi friert das Meer auch im Winter nicht zu. Der Ssotnik Tatarinow, der mit dem Landmesser Pschenizün im April 1811 in Neu-Sibirien sich aufhielt, fand jene Gegend vom Eise frei und das Meer offen. Im Jahre 1810 traf Hr. v. Hedenström östlich von Neu-Sibirien eine offene Stelle, die sich in südöstlicher Richtung hinzog. Der Flotten-Lieutenant Anjou fuhr längs einer offenen, sich an der Nordseite um die Inseln Neu-Sibirien und Kotelnoi hinziehenden Stelle, bei der er an der westlichen Seite, im Nordwesten der Insel Kotelnoi, eine wechselnde Strömung wie Ebbe und Fluth bemerkt haben wollte. Im Jahre 1764 ging der Landmesser Leontjew auf eine gute halbe Tagreise, ungefähr 6 Meilen nördlich von der „Vier-Säulen-Insel“ auf die See, wo er von dünnem Eise aufgehalten wurde, das stets, wenn es großen Umfang hat, als Vorzeichen von einer in der Nähe befindlichen offenen Stelle angesehen werden kann. Wir auf unserer Fahrt (es spricht hier wie immer der russische Verfasser) fanden 11 Meilen in Nord-Nord-Ost von der Vier-Säulen-Insel dieß dünne Eis, und kamen dann an 17 Meilen große offene Stellen, die uns an weiterm Vordringen aufhielten. Der Reisende Hedenström fand im Nord-Nord-Ost von dem „Kleinen-Widder-Felsen“ im Jahre 1810 eine offene, breite Spalte und dünnes Eis, das nach seiner Angabe 55 Meilen von der Küste entfernt war, und unter welchem er eine rasche Strömung in der Richtung nach Ost-Süd-Ost gewahete. Hr. v. Hedenström hat hier das Meer 66 Fuß tief gefunden, eine Messung, die von unserer im Jahre 1821 und 1822 in dieser Gegend vorgenommenen stark variirt, was sonst in diesem Meere nicht der Fall zu seyn pflegt. Es ist möglich, daß Hedenström die Entfernung von der Küste größer angegeben hat, wie sie wirklich ist, da er ohne Messung nach beobachteten Breiten, nur nach dem Gang der Hunde, berechnete. Wir fanden 27 Meilen nordöstlich vom „Kleinen-Widder-Felsen“ im Jahre 1821 gebrochenes dickes Eis, voller Spalten und Lücken, wo wir, indem wir längs desselben 40 Meilen in südöstlicher Richtung fuhren, eine starke Strömung nach Ost-Süd-Ost fanden, obgleich damals der Wind stark aus Nord-Ost wehte. Im Jahre 1822 wurden wir 40 Meilen im Nord-Nord-Ost vom „Großen-Widder-Felsen“ durch Lücken und den Bruch des See-Eises aufgehalten. Längs diesem Felsen fuhren wir südöstlich bis zum Meridian des Kaps Schelagskoi, von wo aus wir ungefähr 11 Meilen nördlich dieselbe große Lücke erblickten. Im Jahre 1823 begaben wir uns von der Küste an der Mündung des Flusses Werkon, 15½ M. nord-nord-östlich auf das Meer hinaus; auf dem Rückwege riß sich ungefähr 4 Meilen von der Küste eine Eisscholle, auf der wir unser Nachtquartier gehalten hatten, los und versenkte einen großen Theil unserer Lebensmittel. Der Lieutenant Matjuschkin fand auf der Entfernung von einer Meile von der Küste dieselbe Lücke noch weiter nach Osten. Obgleich der Wind stark aus Nord-West blies, bemerkten wir doch eine schnelle entgegengesetzte südöstliche Strömung. Die Tschuktschen erzählten uns, daß das offene Wasser weiter, als Jakan gegenüber, von dem Nordkap zu reichen pflegt. Wir bemerkten, daß Winde aus Nord, Nord-Ost und Nord-West einen feuchten Nebel herantrieben, der unsere Haare, Kleider und Zelte ganz durchnäßte.

Dieser feuchte Nebel bei Nordwind, und die von mir angeführten andern Bemerkungen, gaben Beweis von der stets offenen Stelle im Meere, die, dem Anscheine nach, einer festen Richtung nach Süd-Ost folgt, und je näher sie dem Jakan kömmt, sich auch dem Festlande mehr naht, dann sich aber östlich von demselben wieder entfernt. Nordwestlich von der Insel Kotelnoi könnte man den Anfang dieser offenen Stelle annehmen, wo sich, in Folge der obenbemerkten Ebbe und Fluth, ein weites Meer ausdehnt, woher es auch wohl kommen mag, daß bei Winden aus West und Nord-West sich das Meer stärker bricht. Dieser Bruch zieht sich sichtbar von Nord-West nach Süd-Ost, auch wird die Strömung des Meeres durch Nordwest-Winde verstärkt. Die Fischer und Jäger, die in Neu-Sibirien den Sommer zubringen, haben in der „Meerenge zur Verkündigung Mariä“ eine beständige Ebbe und Fluth bemerkt, wogegen weiter nach Osten das Meer dieses regelmäßige Naturgesetz nicht befolgt. Es ist wohl möglich, daß zwischen den Meridianen des Kaps Schelagskoi und Jakan, nordwestlich von der Insel Kotelnoi in dem von mir vermutheten großen Meere, bei einem stillen und kalten Winter im Januar und Anfangs Februar keine Eislücken sich vorfinden.

Nach dem Zeugniß der Seereisenden, nämlich des Kaufmanns Schelaurow, der im Jahre 1762 bis zum Kap Schelagskoi kam, dann des Bürgers Liachow, der im Jahre 1773 in einem kleinen Boote bis zu einer unbekannten, dann nach ihm benannten Insel, gelangte, und des Kapitäns Billings, der im Jahre 1787 vom „Großen Widder-Felsen“ aus die Reise machte, geht die Strömung vom „Heiligen Vorgebirge,“ bis zur Insel Koljutschin im Sommer von Ost nach West, im Herbste aber von West nach Ost. Auch die an der Seeküste, zwischen dem Kap Schelagskoi und der Insel Koljutschin wohnenden Tschuktschen behaupten, daß das Eis im Sommer sehr rasch nach Westen treibe, im Herbste aber in entgegengesetzter Richtung zurückkehre. Nur ein einziger Tschuktsche am Nordkap (Ir-Kaipi) sagte, daß die Strömung im Sommer nach Osten, im Herbste aber nach Westen

gehe, eine Behauptung, die wohl jedenfalls durch die irrige Auslegung unseres Dolmetschers entstand, da es sonst eine höchst sonderbare Ausnahme wäre. Der Kapitän Cook hat auch nördlich von der Beringsstraße eine schwache Strömung nach Westen gesehen. Die, die wir und Hedenström im Sommer in den Eislücken beobachteten, ist muthmaßlich den frischen Nordwest-Winden zuzuschreiben, wodurch diese Eislücken entstehen.

Was die Meerestiefe betrifft, so nimmt diese sehr schnell in Osten, sehr allmählich jedoch im Norden zu, so daß etwa 28 Meilen nördlich vom „Kleinen Widder-Felsen" die Tiefe 75 Fuß betrug, dagegen 10 Meilen östlich vom „Großen Widder-Felsen" das Fahrzeug Jassaschna im Jahre 1787 eine Tiefe von 102 Fuß fand. Im Norden von der nördlichen Mündung der Ssabadeißkischen Meerenge, in einer Entfernung von 36 Meilen war das Meer 85 Fuß tief, dagegen 10 Meilen südlicher und 2½ Meilen östlicher schon 126 Fuß. Kapitän Cook hat ebenfalls östlich vom Nordkap das Meer gemessen, woraus ebenfalls eine bedeutende Zunahme der Tiefe in der Länge von Osten bis zum Meridian der Beringstraße hervorgeht. Bei unsern Untersuchungen fanden wir den Meeresgrund überall weich, und aus grünlichem Schlamme bestehend; ein einziges Mal zeigt das Tagebuch, daß in 72° 3′ der Breite, und 166° 12′ östlicher Länge von Greenwich, der Grund Stein war.

Die Bewohner der sibirischen Nordküste behaupten allgemein, daß das Meer von diesen Küsten zurückweiche, indem sie als Beweis dafür anführen, daß man 7 Meilen vom Meere auf niedrigen, gefrorenen Sümpfen, und auch auf Hügeln, in nicht unbedeutender Höhe über der Meeresfläche, viel verfaultes Treibholz antreffe, und diese Orte jetzt weder vom Meer, noch vom Eise erreicht werden. So ist auch jetzt die Meerenge, durch welche der Seefahrer Schelaurow segelte, und die auf seiner Karte östlich vom „Heiligen Vorgebirge" zwischen dem Festlande und der Insel Diomed angegeben ist, verschwunden, mit Erde ausgefüllt, und durch die an der Insel lehnenden Eismassen, erstere der übrigen Küste gleich gemacht. Es ist freilich nicht erwiesen, ob diese Erscheinung von der wirklichen Abnahme des Wassers im Eismeer herrührt, oder von der Erde, die von den Bergen längs der Seeküste durch die Flüsse oder den herabströmenden Regen abgespült wird. Einerseits muß freilich durch die hier statt findende jährliche Zunahme des Eises die Wassermasse abnehmen; andererseits würde aber auch dieser Verlust wieder durch die Strömungen aus andern Meeren, deren Gewässer in gegenseitigem Verhältniß bleiben müssen, ergänzt werden. Unweit dem „Kleinen Widder-Felsen," nahe bei dem sogenannten „Willigins Kies" steht eine Felsensäule im Meer, die früher bei weitem weniger aus dem Meere hervorragte, als nach der Messung im Mai 1823, wo sich die vertikale Höhe derselben von der Spitze bis zum Eise des Meers, auf 30 Fuß ergab.

Das Innere des frisch gefrorenen Eises ist von sehr widrigsüßem Geschmack, ein Beweis, daß das Wasser des Eismeers eine große Menge Salz in sich enthält. Die Seelacke, d. h. das Salz, das auf der Eisoberfläche bleibt, wenn das Meer gefriert, findet man überall, wo das Eis mit einer dicken Schneeschichte bedeckt ist. Wir fanden diese Seelacke auf dünnem Eis, und namentlich bei der Lücke so häufig, daß es durch die fünf Zoll dicke Schneeschichte gedrungen war, woher es kam, daß an sonnenhellen Tagen der Schnee schmolz. Wo viel Seelacke vorhanden ist, erheben sich aus ihr nach Sonnenuntergang Dämpfe, aber nicht sehr hoch über der Eisfläche. Man kann die Seelacke im Nothfalle auch wohl zu den Speisen gebrauchen, besonders thun dieß die Fischer und Jäger auf ihren Fahrten von der Jana zu den Inseln, weßhalb sie sich selten mit einem Salzvorrath versehen, weil sie auf dem Eise genug davon finden. Doch ist der Geschmack dieser Lacke etwas bitter, und sie äußert eine abführende Kraft. Die Schlitten gehen eben so schwer auf der Seelacke, wie im Sande.

Bedeutend ist die Wirkung der Refraktion der Erde auf dem Eismeere, im Winter durch die vom Frost verdickte Luft, im März und April durch die Ausdünstung des Schnees. Die Seetorossen und auch die Berge nehmen dann verschiedene Gestalten und sonderbare Formen an, so daß sie manchmal in der Luft zu hängen scheinen. Es müßten sich auch wohl entfernte Gegenstände durch die Wirkung dieser Strahlenbeleuchtung zeigen, wenn die einförmige Weiße, die auf der ganzen Natur ruht, und aus andern Ursachen entstehende Täuschungen dieß nicht verhinderten. Dunkle Dünste erheben sich aus den offenen Stellen des Oceans, verdicken sich in der Luft, und indem sie sich dann niedersenken, erscheinen sie als Küsten oder bergiges Land. Es ist dieß eine Erscheinung, die auf allen Meeren bemerkt wird, wo Nebel herrschen; hier auf dem Eismeere geben die hohen Torossen dieser Erscheinung noch eine täuschendere Trüglichkeit.

Der Improvisatore Cecconi.

Kürzlich fand zu Paris in dem Conservatoire de Musique eine sehr interessante geistige Unterhaltung statt. Dieß war eine „Academia," wie es die Italiener nennen, gegeben von Hrn. Cecconi, einem römischen Improvisatore, dem einzigen außer dem berühmten Sgricci, der bis jetzt den glücklichen Versuch gemacht hat, über ein gegebenes Thema augenblicklich ein ganzes Trauerspiel aus dem Stegreif zu dichten. Mehrere Herren und Damen des Auditoriums hatten die Titel von mehr als 50 tragischen Sujets in eine Urne geworfen; eine Dame zog das Loos, und man fand auf dem Zettel den Namen „Crescenzio." Die bekannte Geschichte des Kampfs Kaiser Otto's III gegen Crescentius und den von ihm eingesetzten Gegenpapst Johann XVI war es, welche der Improvisatore augenblicklich zu einem tragischen Gedichte gliedern und ordnen sollte. Er entwarf sogleich das Verzeichniß der dramatischen Personen, die Zahl der Akte, die er auf drei festsetzte, und die ganze Oekonomie des Stücks. Nun begann seine Improvisation mit einem Vorspiel in Chören, dessen Interlocutoren Engel und Dämonen waren, welche das gute und böse Prinzip, die Freiheit und die Knechtschaft personifizirten; er stellte nämlich, was dem Italiener nachzusehen ist, seinen Crescentius als einen römischen Freiheitshelden dem deutschen Kaiser gegenüber. Die lyrischen Verse, welche Cecconi jenen allegorischen Personen in den Mund legte, zeugten nicht allein von fruchtbarer Einbildungskraft und wunderbarer Leichtigkeit der Versifikation, sondern auch von nicht gewöhnlicher philosophischer Tiefe der Ansichten und von Adel der Gesinnung. Der Charakter des Crescentius als Krieger und Vaterlandsfreund war sehr kraftvoll gezeichnet; eben so war Kaiser Otto, von Ehrgeiz entflammt, und nach der Eroberung Italiens dürstend, eine imposante Gestalt. Als schönen Gegensatz zu diesen beiden männlichen Charakteren beschwor der Dichter mit ächt dramatischer Kunst die zarte Stephania voll lieblicher Schwermuth, Crescentius' Gattin, herauf, welche ihr Fürchten und ihren Schmerz in lyrischen Strophen aussprach, deren viele durch tiefes Gefühl und rhythmischen Wohllaut ausgezeichnet waren. Zu den trefflichsten Stellen dieses Stegreif-Trauerspiels gehörte ein geistreich aufgefaßter Dialog zwischen den zwei Päpsten, in denen die Charaktere beider in klaren Umrissen hervortraten. Eine Scene zwischen Otto und Crescentius enthielt ebenfalls meisterhafte Züge, und die Erzählung des Crescentius, worin er die Schlacht bei Rom beschreibt, riß durch reiche und

kraftvolle Schilderung alle Hörer hin. Die Art, wie Cecconi die Katastrophe milderte, war originell und nicht ohne Anmuth. Aus einer Wolke, welche vom Himmel niederschwebt und die Leiche des Erescentins verhüllt, tritt der Engel der Religion, begleitet von zwei himmlischen Geistern, der Liebe und der Freiheit. Sie beklagen in einer Hymne das Daseyn des Uebels, und preisen ihren eigenen freundlichen Einfluß als das alleinige Heil oder den einzigen Trost der armen Welt. Von diesem begeisterten und schönen Gesang konnte ich (sagt der Berichterstatter) leider nur folgende, an Manzoni's Weise *) erinnernde Zeilen im Gedächtnisse behalten:

„Noi tempriamo quell' ira feroce
Percorrendo de' secoli il giro:
Fra le scuri, le spade un sospiro
Fino al ciel fasciamo volar."

Die letzten Worte der Engel lauteten:

„Spiegheranno l'impero sul mondo
Libertà, Religione ed Amor." **)

Der wiederholte und enthusiastische Beifall einer Versammlung, welche wohl urtheilsfähig war, da sie größtentheils aus rühmlich bekannten Gelehrten und Schriftstellern, darunter Chateaubriand und Lamartine, bestand, bewies, wie glücklich Cecconi sein kühnes und schwieriges Unternehmen durchgeführt hatte. Cecconi ist ein schöner Mann mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, einer kräftigen und metallreichen Stimme, und besitzt dabei ein nicht geringes mimisches Talent. Er trat als Minstrel gekleidet, oder in der schwarzsammetnen Kleidung auf, wie man gewöhnlich Hamlet auf der Bühne sieht.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Fortsetzung.)

Physikalische Geographie. Der Tropfsteinfelsen von Sansadarrah, dessen der Reisende gedenkt, gleicht dem, was auch bei uns in Kalksteinformationen und zuweilen auch im Sandsteinfels vorkommt, wenn eine der größten Schönheiten, die hängenden Stalaktiten, fehlt. Die Quelle von Sansadarrah ist größer und von prachtvollerer Scenerie umgeben, als vielleicht jede andere der von Reisenden bereits beschriebenen. Der Tropfsteinfels von Knaresborough in England ist etwas Aehnliches. Eine kleine Quelle dieser Art befindet sich zu Roslin unweit Edinburg, die deßhalb merkwürdig ist, weil sie jene Vegetation von Marchantien, Jungermannien u. s. w. hat, welche in den verschiedenen Graden der Feuchtigkeit vorkommt.

Kapitän Johnson beschreibt das Wasser des Dschemna als ganz dunkel und von fast schwarzblauer Farbe. Dieß war in einer Entfernung von nicht mehr als 50 Meilen von seiner Quelle, und große Massen von Schnee lagen hie und da auf den Bergen rings umher. Dieß ist ein wichtiger Umstand, weil es an Beobachtungen über die Farbe des Wassers, da wo man annehmen kann, daß es sich in seinem reinsten Zustande befinde, nämlich an der Stelle, wo es aus den mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen fließt, noch gar sehr fehlt. „Nichts, sagt Humboldt, beweißt, daß Gewässer weiß sind," und in Fällen, wie der, von dem hier die Rede, sind die Naturforscher sehr geneigt, die Farbe des Wassers für Blau oder Grün zu halten. Ein bereits verstorbener, ausgezeichneter Chemiker war der Meinung, daß die Farbe des Meerwassers von dem Vorhandenseyn von Jodine herrühre. Wenn Flüsse einen färbenden Stoff enthalten, so ist dieser stets in so geringer Quantität vorhanden, daß er der chemischen Untersuchung entgeht. Man hat ferner bemerkt, daß die Tinten des reflektirten Lichts, dessen Farbe stets aus der innern und nicht von der obern Schichte des Fluidums zum Auge dringt, gewöhnlich sehr von den Tinten des durchfallenden Lichtes verschieden sind. Die in der Färbung des Wassers der Flüsse sich darstellende Verschiedenheit ist sehr groß; Herr von Humboldt meint, ob die Aguas negras in Südamerika nicht vielleicht durch Kohlenwasserstoff gefärbt seyen, was an Dr. Mac Cullochs sinnreiche Vergleichung des extraktiven Pflanzenstoffs, der bei der Verwandlung der Pflanzen in Torf auflöslich wird, mit dem Rösten oder Brennen des Kaffees erinnert.

Eine Quelle wird als schwefelwasserstoffhaltig und als selbst auf dem Boden Schwefel absetzend beschrieben. Humboldt glaubte bei einem Fall dieser Art (die Quellen von Bergantine und Cumana), daß die atmosphärische Luft im Wasser von dem Schwefelwasserstoff zersetzt und Stickgas dadurch frei werde. Die Untersuchungen, welche Professor Daubeny mit dem Wasser der Thermalquellen von Bath anstellte, führten ihn zu der Ueberzeugung, daß das Stickgas, welches diese Quellen in so großem Verhältnisse entwickeln, nicht von der atmosphärischen Luft herrühre.

Die Wärme, welche die schwefelwasserstoffhaltigen Quellen der neuen Welt im Innern der Erde haben, nimmt, wie man beobachtet hat, in dem Verhältnisse ab, wie das Wasser aus der Urformation in eine aufgelagerte übergeht, und dieß stimmt ganz mit dem überein, was uns jetzt von der progressiven Erkältung der Erdkruste bekannt ist. Gediegenen Schwefel hat man auch schon in Spalten von krystallinischem Urfels abgesetzt gefunden, dessen Temperatur höher war, als die mittlere Temperatur der umgebenden Atmosphäre. In dieser reichlichen Entwicklung des Stickgases liegt mithin nichts, was gegen die von seiner Erzeugung gehegte Meinung des zuerst genannten Philosophen stritte.

Thermalquellen gibt es im Himma-leh-Gebirge so viele, daß man, wie unser Reisender sagt, fast täglich auf eine oder die andere stößt. Die berühmten Quellen von Dschemnotri, welche Eisenoxyd absetzen und aus Schneehöhlen entspringen, haben, wie Hodgson sagt, eine Temperatur von 194° F., was, wenn man die Höhe von 10,849 Fuß in Anschlag bringt, dem Siedepunkte des Wassers gleichkommt; sie entspringen aus Granit. Nicht weit von dieser Stelle fand Kapitän Johnson eine Quelle, deren Wasser so heiß war, daß man Reiß darin sieden konnte. Das Vorkommen solcher heißer Quellen in krystallinischen Felsen ist ein Faktum von hoher geologischer Wichtigkeit, besonders wenn, wie sie sich in Gebirgsketten vertheilt finden, deren Anhöhen mit nicht besonders alten Niederschlagsformationen bedeckt sind, und sie in neuern Zeiten noch immer der Fokus unterirdischer Bewegungen zu seyn scheinen. Kapitän Hodgson spürte bei seinem Besuche des Gangotri leichte Erdstöße; auch unser Reisender sagt, daß das Fort von Dschenné im Jahre 1805 durch ein Erdbeben zerstört worden sey, und Kapitän Burnes fühlte im Februar 1832 zu Lahur heftige Erdstöße. Wie neu oder alt mag wohl die Erhebung der vom Wasser ausgewaschenen Felsen seyn, welche Kapitän Johnson zwischen Nato und Tschango auf dem Spiti sah und die sich über einen bedeutenden Strich Landes erstreckten? Alles führt auf die Vermuthung, daß in einer vergleichungsweise neuern Zeit Veränderungen in der Gestaltung des Bodens in der Nähe des Himmaleh vorgegangen seyn müssen. Die Braminen behaupten jetzt noch, daß Kaschmir vor noch nicht all zu langer Zeit ganz mit Wasser bedeckt und ein See gewesen sey. Bernier, ein Franzose, der unter der Regierung Aurengsibs in Caschmir gereist seyn soll, sammelte zuerst Fakta zum Beweis dieser Sage. Professor Ehrenberg hat das gegenwärtige Vorhandenseyn des Königstigers aus Bengalen in den kirgisischen Steppen nachgewiesen, und dieses Faktum hat der Herr von Humboldt mit der Auffindung von Elephantenknochen an der Mündung der Lena und an der Eschotz-Bai zusammengestellt, um sowohl die allmähliche Veränderung der Temperatur, als auch das geringe Alterthum der auf dem Boden von Asien vorgegangenen Revolution zu erweisen.

Der Wasserfall unweit der Quellen des Pabur, von dem unser Reisender erzählt, steht an Interesse keinem der bereits bekannten nach. Der Rnilan Foß, der höchste unter allen bis jetzt bekannten Katarakten, besteht aus drei Fällen oder Absätzen, von denen einer 800 Fuß hoch ist. Unser Reisender schätzt die beiden Fälle des Pabur auf 1500 Fuß; der Chute de Gavarnie, der höchste einfache Wasserfall, stürzt 1160 Fuß hoch herab. Das Umherspritzen des Wassers, bevor es den Boden erreicht, kommt auch bei ähnlichen Fällen in Mexiko vor, und eine noch merkwürdigere Erscheinung bietet der Fluß Malkan am Fuß des Elborus dar, wo, wie man sagt, keine Strömung zu sehen ist, sondern wo die ganze Wassermasse getrennt und in isolirten Massen herabfällt.

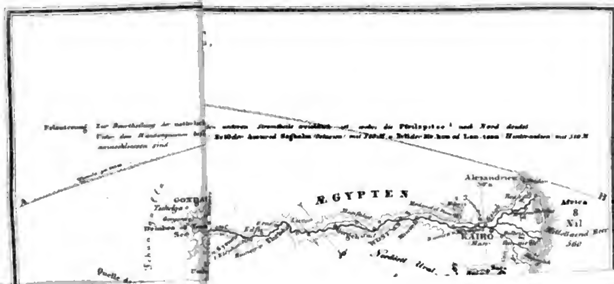
(Schluß folgt.)

*) In den schönen Chören des „Grafen von Carmagnola.

**) Wir sänftigen jenen wilden Zorn, der den Kreis der Jahrhunderte durchstürmt: zwischen den Streitärten, den Schwertern fliegt ein Seufzer von uns zum Himmel auf."

„Ausbreiten werden ihre Herrschaft über die Erde, die Freiheit, die Religion und die Liebe."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.)


ÆGYPTEN
Alexandrien
KAIRO
Africa
Nil
A
B

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 132. 12 Mai 1835.

Die Ströme der Erde.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Einleitung.

Von den Gebirgen kommen wir zu den Strömen, von dem, was der Mensch als das Festeste und Unbeweglichste anstaunt, zu dem Beweglichsten, und doch stehen beide in so tausendfacher Wechselbeziehung. Von dem Himmel fällt der Regen, aus der Gebirge Tiefen dringt der Quell hervor, und beide vereinigen sich, werden zu Flüssen und Strömen, und suchen im schwellenden Laufe ihre Bahn in den Schoß der allgemeinen Meeresmutter. In mannichfacher Weise durchziehen die Gebirge bald als breite, bald als schmale Erhebungen die Oberfläche unseres Erdballs, und wie die größern Erdrücken die Meere in verschiedenen Becken trennen, so theilen die Ausläufer derselben die verschiedenen Fluß- und Stromgebiete. Doch ist dieses letzte keineswegs durchaus wahr, vielmehr hat eben die Meinung, daß da, wo Wasserscheiden sind, auch Gebirge seyn müßten, zu zahlreichen geographischen Irrthümern Anlaß gegeben. Die Lehre von den Wasserscheiden, divortia aquarum, wie schon die Römer sie nannten, ist eine der dunkelsten in der Geognosie, denn diese, und nicht die bloß mit der Oberfläche der Erde sich beschäftigende Geographie, hat die sich ergebenden Fragen zu lösen, und die Erklärung liegt wohl hauptsächlich in dem verschiedenen Alter der Gebirge, und der Art der Erhebungen des Bodens. So besteht z. B. das Plateau, welches die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und den in die Baffinsbai fallenden Strömen bildet, aus Urgestein, dem erst in einiger Entfernung von der Scheidungslinie, ohne daß die Senkung der Oberfläche noch von Bedeutung wäre, andere Gesteinsarten aufgelagert sind. Nicht minder merkwürdig ist die Wasserscheide zwischen dem kaspischen und dem Eismeere gegen Sibirien hin, wo das angebliche alghinskische Gebirg, das eben jenem oben angeführten Irrthum allein sein Daseyn verdankt, gar nicht existirt. Doch muß auch hier eine gewisse gewölbte Erhebung des Bodens statt finden, ungefähr wie in Südamerika die sogenannten Mesas, die aus einer bloßen Wölbung der Savane bestehen, aber dennoch die Scheidung der Gewässer bewirken. Merkwürdig ist auch, daß selbst da, wo die allgemeine Erhebung eines langen Gebirgsgürtels eine Scheidung der Gewässer unumgänglich nöthig macht, diese Scheidungslinie keineswegs immer in den Höhen des Gebirgs, sondern oft in Gebirgsebenen liegt, wie z. B. in den Karpathen, wo die große Scheidungslinie zwischen dem schwarzen und baltischen Meere nicht in den nördlichen Liptauer Alpen, in dem eigentlich sogenannten polnischen Grat, liegt, sondern im Thale zwischen den südlichen und nördlichen Liptauer Alpen.*) Man sieht leicht, welche mannichfachen Fragen über das innere Gezimmer der Erde, ossature du globe, wie Desmarest sich ausdrückt, hier sich erheben, und nur eine möglichst vollständige geognostische Erdbeschreibung, wozu manche Forscher unserer Zeit mühevoll die Materialien zusammentragen, kann mit der Zeit zur Lösung dieser Fragen führen.

Wenn wir aber auch hinsichtlich der Lehre von den Wasserscheiden uns in keine vagen Vermuthungen einlassen können, so drängen sich doch bei Betrachtung einzelner Flüsse Eigenthümlichkeiten in Menge auf, die manche geognostische Thatsache als nothwendig voraussetzen. Dahin gehört namentlich der auffallende Umstand, daß sehr häufig die Quellenbezirke mehrerer nach ganz verschiedenen Weltgegenden und Richtungen fließender Ströme sich in ganz geringer Entfernung von einander finden, so Rhein und Rhone, so der Rio del Norte, Columbia-Strom und Missouri, so der Setledsch, Ganges und Dzangbo; ja es findet sich, daß Flüsse von sehr verschiedenen Richtungen aus Einem Plateausee entspringen.**) Wir haben früher solche Gegenden als Gebirgsknoten bezeichnet, womit freilich wenig gesagt ist, aber es wird doch ungefähr so viel dadurch angedeutet, daß dieß die Hauptpunkte sind, welche weithin über das Gehänge des Landes und den Lauf der Flüsse entscheiden. Vielleicht aber hat diese Nähe der Quellen mehrerer Flüsse noch eine weit größere Bedeutung, als die bloße Seltsamkeit des Umstandes, indem die Flüsse wirklich nicht bloß vorwärts laufen, sondern auch immer tiefer zurück ins Hochgebirge treten, da die Quellen auf das Innere des Bodens, aus dem sie hervorkommen, sehr zerstörend einwirken. Ist nicht vielleicht auf

*) Siehe die Karte der alpinischen Karpathen nach Wahlenbergs und Beudants Messungen entworfen. Herausgegeben von der litterarisch-artistischen Anstalt in München.

**) So erzählt Burnes, daß die Bewohner von Badakschan entschieden behaupten, der Jaxartes, Oxus und ein Arm des Indus entsprängen aus dem See Surikol auf dem Plateau von Pamer. Weit entfernt kann auch die Quelle des auf den gewöhnlichen Karten Parkand genannten Steppenstromes nicht seyn, der in dem Kopfse sich endigt.

diese Art mancher Alpensee entstanden, mancher Gebirgsgipfel durch die Jahrtausende fortwährende Aushöhlung seines Innern in sich zusammen gestürzt? Sind nicht, um die Frage jetzt umzukehren, manche auf diese Weise gebildete Gebirgsseen, nachdem ihre Gewässer eine gewisse Höhe erreicht, endlich durchgebrochen, haben Strömen das Daseyn gegeben, und die Gestaltung des Landes wesentlich geändert? Die Erde ist ja kein todtes Werkstück, von dem der Herr und Meister, nachdem er es hingeworfen in den unendlichen Raum, seine Hand abgezogen, daß es in ewig gleicher Pendelschwingung fortgehe, wie ein gemeines Uhrwerk, sondern sie ist ein organisches Ganzes, dessen schaffende und zerstörende Kräfte immerbar thätig sind, und die Gestaltung der Erde seit Jahrtausenden vielfach verändert haben, und noch immer verändern.

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

(Fortsetzung.)

Die Berathschlagungen der verbündeten Kafferhäuptlinge wurden damals von einem außerordentlichen Manne geleitet, den man in der Kolonie unter dem Namen Links kannte, dessen eigentlicher Name aber Makanna war. Seiner Geburt nach war er ein Kaffer von gemeinem Stande, und ohne allen Anspruch auf Verwandtschaft mit dem Geschlecht Toguh, welche mit Ausnahme der Kongofamilie, das edle Blut der Amakosa ausmacht; seine Talente und Gewandtheit erhoben ihn allmählich zu Rang und Auszeichnung. Ehe der Krieg ausbrach, hatte er häufig das britische Hauptquartier zu Grahamstown besucht, und eine unersättliche Wißbegierde sowohl als einen scharfen Verstand gezeigt. Mit den Offizieren sprach er vom Kriege, oder auch von mechanischen Arbeiten, wie sie ihm gerade unter die Augen kamen, sein größtes Vergnügen aber bestand darin, mit dem Kaplan, Hrn. Vanderlingen, zu sprechen, ihn über die Lehren des Christenthums auszufragen, und ihn mit metaphysischen Subtilitäten und mystischen Träumereien zu plagen.

Ob Makanna richtige Begriffe vom Christenthum erhielt, ist sehr zweifelhaft, das aber, was er wußte, benutzte er auf eine außerordentliche Weise. Was er über die Schöpfung, den Fall des Menschen, die Versöhnung, die Auferstehung und andere christliche Lehren aufgefaßt hatte, verband er mit einigen abergläubischen Sagen seiner Landsleute und seinen eigenen ausschweifenden Phantasien: so bildete er ein wunderliches religiöses Quodlibet, und trat gleich einem zweiten Muhammed keck als ein unmittelbar vom Himmel begeisterter Prophet und Lehrer auf, suchte seine niedere Geburt mit einem mysteriösen Mantel zu umhüllen, und nannte sich den Bruder Christi. Für gewöhnlich beobachtete er eine feierliche Zurückhaltung, und verbarg sich vor den Augen der Menge, wenn er aber zu dem Volke sprach, das in Masse herbeiströmte, um ihn zu hören, dann schien er in gewaltigem Redestrom seine ganze Seele zu ergießen. Der Missionär Read, der ihn im Jahre 1816 im Kafferland besuchte, schildert sein Aeußeres als höchst imposant, und seinen Einfluß über die Häuptlinge sowohl als über das gemeine Volk als ungeheuer. Er redete in Read's Gegenwart die versammelte Menge wiederholt mit großem Nachdruck an, drang auf strengere Sittlichkeit, und warf keck den mächtigsten Häuptlingen ihre Laster vor; zu andern Zeiten unterrichtete er sie in der biblischen Geschichte, und führte als Beweis der allgemeinen Ueberschwemmung das Vorhandenseyn unermeßlicher Lager von Seemuscheln auf den Spitzen der benachbarten Berge an. Gegen die Missionäre benahm er sich freundlich, und drang in sie, ihren Wohnsitz im Lande unter seinem Schutze aufzuschlagen, aber sein mysteriöses Benehmen setzte sie in Verlegenheit, seine Ansprüche, für den Bruder Christi zu gelten, wiesen sie mit Abscheu von sich, und so zogen sie aus seinem ganzen Treiben den Schluß, daß er sehr viel Gutes oder Böses zu thun im Stande sey, je nachdem er am Ende seinen Einfluß anwende.

Allmählich gewann er eine vollständige Obergewalt über alle Häuptlinge, mit Ausnahme Gaika's, der ihn haßte und fürchtete. Er wurde über alle wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, erhielt zahlreiche Geschenke, sammelte eine große Anzahl Anhänger um sich, und wurde sowohl als Kriegshäuptling wie als Prophet anerkannt. Ueber seine weitern Absichten ist man nie klar geworden, doch scheint es nicht unwahrscheinlich, daß er sich zum Herrscher sowohl als zum Priester seiner Nation erheben wollte, wobei er den patriotischen Plan verfolgte, seine barbarischen Landsleute politisch und geistig mehr auf gleichen Fuß mit den Europäern zu heben. Was indeß auch seine im Frieden auszuführenden Plane seyn mochten, der unerwartete Einfall der englischen Truppen im Jahre 1818 gab seinem Unternehmungsgeiste eine neue unheilvollere Richtung. Die verbündeten Häuptlinge wandten ihre Waffen gegen Gaika freilich auch im Zorn über die selbst erlittenen Unbilden, folgten jedoch dabei hauptsächlich der Leitung des Propheten, denn es war einer seiner Plane, diesen Häuptling, der das Haupthinderniß seiner nationalen, und vielleicht auch seiner persönlichen Plane war, zu demüthigen, wo nicht gänzlich zu unterdrücken. Mit den englischen Behörden hatte er die freundschaftlichen Verhältnisse sorgsam unterhalten, und offenbar bei dieser Gelegenheit kein feindliches Zusammentreffen mit ihnen befürchtet. Aber nach Oberst Brereton's verheerendem Einfall, wobei Makanna's Anhänger gleich den übrigen verbündeten Clans grausam gelitten hatten, scheint seine ganze Seele mit dem Gedanken beschäftigt gewesen zu seyn, sich für die Angriffe der Kolonisten zu rächen, und sein Land von ihrer Herrschaft zu befreien. Daß dieß nicht mit bloßen Raubzügen, wie die Kaffern bisher den Krieg stets geführt hatten, zu bewerkstelligen sey, sah er vollkommen ein. Die große Schwierigkeit war, die Kräfte seiner Landsleute zu einem entscheidenden Schlage zu vereinigen, und dieß gelang ihm auch endlich. Durch seine anregende Beredsamkeit, seine angeblichen Offenbarungen und seine zuversichtlichen Prophezeihungen eines vollständigen Erfolgs, wenn sie nur unbedingt seine Rathschläge befolgten, überredete er die große Mehrzahl der Amakosa-Clans, mit Einschluß einiger Kriegshauptleute unter Hinza, ihre Macht zu einem gemeinsamen Angriff auf Grahamstown, das Hauptquartier der briti-

schen Truppen zu vereinigen. Er sagte ihnen, er sey von Uhlanga, dem großen Geiste gesendet, um alle ihre Unbilden zu rächen, er habe Macht die Geister ihrer Vorfahrer aus dem Grabe emporzurufen, um ihnen im Kampfe gegen die Amanglezi beizustehen, welche sie ohne anzuhalten über den Zwartkopsfluß und in das Meer treiben würden; „dann," sagte der Prophet, „wollen wir uns niedersetzen und Honig essen!" Unbekannt mit den großen Hülfsquellen seiner Feinde, glaubte Makanna vermuthlich, mit der Einnahme von Grahamstown sey der Kampf mit den usurpirenden Europäern für immer entschieden.

Als Makanna und Duschani, der Sohn Islambi's, welcher letztere wenigstens dem Namen nach Oberfeldherr war, aus den verschiedenen Clans die Krieger aufgerufen hatten, musterten sie ihre Macht in den Wäldern des großen Fischflusses, und fanden sich nun an der Spitze von 9 bis 10,000 Mann. Hierauf sandten sie in Gemäßheit einer unter Kafferhelden beobachteten Sitte eine Ausforderung an Oberst Willshire, den britischen Kommandanten, und kündigten ihm an, daß sie „am nächsten Morgen mit ihm frühstücken würden."

Als der Tag graute, waren die Krieger zum Kampfe geschaart auf den Bergen um Grahamstown, wo Makanna in glühender Rede sie ermuntert, und ihnen im Kampfe mit den Engländern übernatürliche Hülfe versprochen haben soll, welche den Hagelsturm ihrer Feuerwaffen ins Wasser ableiten würde. So angefeuert wurden sie zum Angriff geführt von den verschiedenen Häuptlingen, die aber alle unter der Oberleitung des Propheten selbst und Duschanis standen. Die Engländer wurden vollkommen überrascht, als die Kaffern bald nach Sonnenaufgang eilig über die Höhen um Grahamstown hinmarschirten, denn Oberst Willshire, der die Botschaft für eine bloße Prahlerei ansah, hatte nicht die geringste Vorkehrung getroffen, und wäre beinahe gefangen genommen worden, als er Morgens mit einigen Offizieren einen Spazierritt machte. Wären die Kaffern bei Nacht vorgerückt, so hätten sie unfehlbar den Platz mit leichter Mühe genommen.

Alles war jetzt geschäftig in der kleinen Garnison, die nur aus 310 europäischen Soldaten und einem kleinen Korps disciplinirter Hottentotten bestand. Der Platz hatte keine regelmäßigen Festungswerke, und die wenigen Feldgeschütze waren nicht völlig in Bereitschaft. Die Kaffern stürzten mit ihrem wilden Kriegsgeschrei zum Angriff, wurden jedoch, als sie in dichten unordentlichen Massen vorrückten, von einem mörderischen Musketenfeuer empfangen, von dem jeder Schuß traf, während der Hagel von Hassagaien die Truppen nicht erreichte, oder wenig Wirkung that; dennoch rückten sie unter dem Zuruf ihrer Häuptlinge muthig vor, fast bis vor die Mündung der Gewehre, wo man viele ihrer vordersten Krieger die letzte Hassagaie abbrechen sah, um sich eine kurze Stoßwaffe zu verschaffen, der Anweisung Makanna's gemäß auf die Truppen loszustürzen, und die Sache im Kampfe Mann gegen Mann zu entscheiden. Dieß war etwas ganz anders, als ihr bisheriges Gefecht aus der Ferne, namentlich im Walde, und zeugt für Makanna's Beurtheilungskraft, denn wären sie dieser Anweisung rasch und entschlossen nachgekommen, so wäre der Erfolg unfehlbar gewesen. Bei der großen Körperkraft und Gewandtheit der Kaffern und ihrer ungeheuern Ueberzahl wäre die schwache Garnison in wenigen Minuten überwältigt gewesen.

In diesem gefahrvollen Augenblicke, wo noch andere Kolonnen von Kaffern anrückten, um den Platz auf der Seite und im Rücken anzugreifen, eilte der alte Hottentottenkapitän Boezak, der eben in Grahamstown mit einem Theile seiner Leute ankam, unerschrocken dem Feinde entgegen. Er kannte die meisten Kafferhäuptlinge und Kriegsanführer, und an ihr wildes Aussehen und wüthendes Geschrei war er gewöhnt; er bezeichnete die kühnsten unter denen, die jetzt ihre Leute zum letzten Angriff ermunterten, und so streckten Boezak und seine Leute, Büffeljäger aus Theopolis und unter den besten Schützen der Kolonie, in wenigen Sekunden eine Anzahl der ausgezeichnetsten Häuptlinge und Krieger zu Boden. Dieß hielt den Angriff einen Augenblick auf, die britischen Truppen stießen ein Freudengeschrei aus, und erneuerten lebhaft ihr Feuer; zugleich waren jetzt auch die Feldgeschütze in Bereitschaft und eröffneten ein verheerendes Kartätschenfeuer auf die dichtesten Haufen der Feinde. Einige Krieger stürzten wie rasend vorwärts und warfen ihre Speere auf die Artilleristen, aber es war umsonst: die vordersten Reihen wurden niedergemäht wie Gras, die hintern wichen, ein panischer Schrecken und eine unaufhaltsame Flucht folgte. Makanna begleitete sie, nachdem er vergeblich versucht hatte, sie wieder zu sammeln. Die Verfolgung ging nicht weit, denn die Handvoll Reiterei durfte nicht wagen, ihnen in die tiefen Schluchten zu folgen, wohin ihre Flucht gerichtet war. Die Zahl der Todten war groß für einen so kurzen Kampf, ungefähr 1400 Kaffern deckten das Schlachtfeld, und noch viele starben an ihren Wunden, ehe sie ihre Heimath erreichten.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen

zur Naturgeschichte des Ornithorhynchus paradoxus.

Ueber dieses merkwürdige, die Eigenschaften eines Quadrupeden und eines Vogels gleichsam in sich vereinigende Thier wurde in einer der jüngsten Sitzungen der zoologischen Gesellschaft zu London eine Denkschrift von Herrn G. Bennett verlesen, der den Ornithorhynchus in den Jahren 1832 und 1833 in der Kolonie von Neu-Südwales und im Innern von Neuholland beobachtete. Der Verfasser sagt im Wesentlichen Folgendes:

Aus einem der von diesen Thieren bewohnten Löcher wurde ein lebendes Weibchen genommen und in ein Faß mit Gras, Schlamm, Wasser u. s. w. gelegt; in dieser Behausung wurde es bald ruhig und schien sich in seine Gefangenschaft zu finden. Da Herr Bennett nunmehr, im Fall das Thier trächtig seyn sollte, im Stande zu seyn hoffte, den Charakter der Gattung bestimmen zu können, so kehrte er am 15 Oktober nach Sidney zurück und nahm das lebende Thier in einem mit Erde gefüllten Kästchen mit sich, zwischen der sehr enge Zwischenräume gelassen waren. Am nächsten Morgen band er dem Thier eine lange Schnur an den Fuß und brachte es an das Ufer des Flusses, um es zu baden, was er am zweiten Tage wiederholte.

Bei dieser Gelegenheit fand das Thier bald den Weg in das Wasser und ging stromaufwärts, wobei es besonders an den Stellen gern zu verweilen schien, wo sich Wasserpflanzen befanden. Wenn es in tiefem klarem Wasser untertauchte, konnte man seine Bewegungen deutlich sehen; es sank schnell zu Boden, schwamm da eine kurze Strecke fort und stieg dann wieder auf die Oberfläche empor. Es hielt sich indeß vorzugsweise dicht am Ufer, wo es den Schnabel zuweilen in den Schlamm steckte, aus dem es augenscheinlich seine Nahrung zog, denn sobald es den Schnabel

herauszog, sah man ihn ganz so in Bewegung, wie bei einer Ente unter ähnlichen Umständen. Wenn es gefressen hatte, legte es sich in das Gras am Ufer, oder hielt sich bald in, bald außer dem Wasser auf, und putzte und reinigte sich mit den hintern Pfoten den Körper. Dieß dauerte gewöhnlich einige Zeit, und das Thier gewann dadurch ein glattes glänzendes Aussehen.

Nach der zweiten Exkursion wurde das Thier in die Kiste gebracht, die man erst am nächsten Morgen wieder öffnete, wo sich dann fand, daß der Gefangene entschlüpft war. — Als Herr Bennett eine andere Höhlung untersuchte, fand er drei junge Ornithorhynchi, welche augenscheinlich seit Kurzem erst geboren worden waren. Bruchstücke von Schalen waren eben so wenig zu bemerken, als irgend eine Spur, welche hätte vermuthen lassen, daß die Jungen aus Eiern zur Welt gekommen wären; sie waren mit dünnem Haar bedeckt und ungefähr 1⅞ Zoll lang.

Von einem alten Weibchen mit drei Jungen, welche Herr Bennett später fing, theilt er Folgendes mit: Die Mutter war ziemlich unansehnlich; aus ihren Zitzen konnte weit weniger Milch ausgedrückt werden, als man nach dem Aussehen der kräftigen Jungen hätte erwarten sollen. Die Jungen ließ ich im Zimmer umherlaufen, die Alte aber war so unruhig und beschädigte, mit ihren Versuchen Höhlen zu graben, die Wände so sehr, daß sie wieder in den Kasten gebracht werden mußte. Den Tag über blieb sie ruhig und lag bei ihren Jungen, allein bei der Nacht wurde sie unruhig und suchte zu entkommen. Die Jungen spielten wie junge Hunde und waren munter und possierlich. Während des Tages ruhten sie gern in einem dunkeln Winkel, und blieben gewöhnlich an dem Orte, den sie gewohnt waren, wechselten ihn aber oft auch plötzlich und gleichsam aus Laune. Tiefes Wasser liebten sie nicht, badeten aber gern in einem seichten Pfuhl, auf dessen Boden sich in einer Ecke ein Stück Rasen befand; selten blieben sie länger als 10 bis 15 Minuten im Wasser.

Obschon sie die Nacht oder doch die kühle Dämmerung dem hellen heißen Mittag vorzuziehen schienen, so war ihr Benehmen in dieser Hinsicht dennoch zu unregelmäßig, als daß sich ein bestimmter Schluß hätte machen lassen. Sie schliefen viel, und häufig war es der Fall, daß während das eine schlief, das andere herumlief, und dieß geschah fast zu allen Zeiten des Tages. Sie kletterten oft auf ein Bücherbrett, dessen höchsten Absatz sie mit Hülfe ihrer starken Muskeln und ihren Krallen bald erreichten. Ihre Nahrung bestand aus in Wasser geweichtem Brode, gehackten Eiern mit ein wenig sehr klein geschnittenem Fleische, und es schien eben nicht, als ob sie der Milch vor dem Wasser den Vorzug gäben. Zwei der Jungen starben nach einer Gefangenschaft von ungefähr fünf Wochen; die Mutter war schon früher gestorben.

Bemerkungen zu Kapitän Johnsons Reise durch die Himalayagebirge.

(Schluß.)

„Die Schneeschichten des Himma-leh, sagt Kapitän Johnson, sind die Gletscher der europäischen Alpen.“ Das heißt, die Zusammensetzung der großen Schneemassen, welche in den Höhlungen oberhalb der Thäler und auf den Anhöhen der Gebirgsgruppen liegen, besteht nicht aus einer Anhäufung von lockerem, sondern von geschmolzenem und wieder zusammengefrorenem Schnee, eine Masse, welche bald fest und zusammenhängend, bald porös und ausgehöhlt sich darstellt, und wo, wie Ramond in den Pyrenäen in einer vertikalen Sektion beobachtet hat, die heißen Sommer sich durch dünne, durchsichtige Schichten, die gemäßigteren durch ein poröses Eis auszeichnen, welche beide wiederum von dem Schnee und Eis des Winters verschieden sind.

Unser Reisender bemerkt ferner, daß die höchsten und senkrecht emporsteigenden Spitzen des Himma-leh frei von Schnee gewesen seyen. Von Buch hat in seinen Reisen in Norwegen bereits bemerkt, daß es, um Gletscher zu bilden, nicht hinreichend sey, wenn ein Gebirge sich bis in die Region des ewigen Schnees erhebe, sondern daß der Schnee auch den gehörigen Raum haben müsse, um sich festzusetzen; denn ein vereinzelt stehender hoher Berg und eine kleine Gebirgskette können natürlich nicht so viel Eis ansammeln als nöthig ist, um einen Gletscher zu bilden, der aus den höhern Regionen bis in die wärmern Thäler herabreicht. Die Gletscher oder Schneeschichten auf den Anhöhen der Gebirge gleichen den Eiszapfen, die nur an ihrem untern Ende schmelzen, und so treiben auch die Schneeschichten oberhalb der Thäler immer wieder neue Massen abwärts.

Ein Schriftsteller hat die Gränzen des ewigen Schnees in den Himma-leh-Gebirgen in der Höhe von 11,000 Fuß angenommen; dieß wäre nur wenig über der geringsten Höhe, in welcher unter denselben Breitegraden Schnee fällt und die von Humboldt unter 20° n. Br. zu 5020 Metres annimmt. Kapitän Webb gibt die Gränze des ewigen Schnees auf 15,500 Fuß, Fraser von 15 bis 16,000 Fuß an. Kapitän Hodgson sah den Bagirutti am 31 Mai aus einer Schneeschichte hervorbrechen. Ungefähr um dieselbe Jahreszeit besuchte Hodgson und am 12 Mai 1827 Kapitän Johnson die Quellen des Dschemna, die ebenfalls in einer Höhe von 10,840 Fuß aus dem Schnee hervorkamen. Im November sah Kapitän Webb den Gauri in der Höhe von 11,643 Fuß gleichfalls aus dem Schnee herausbrechen, allein dieß waren Schneeschichten, welche aus den unerschöpflichen Vorräthen des Gebirgs herabgetrieben worden waren. Es ist ein artiger Gedanke von Hodgson, wenn er sagt, daß die heißen Quellen von Gangotri und Dschemnotri da wären, um dadurch, daß sie im Winter den Schnee schmelzen, den Fluß mit Wasser zu versorgen. Philosophisch ist diese Bemerkung aber nicht, denn der Theorie zufolge wäre die Höhe der Schneelinie zwischen den Breiten von 27 und 33° 11,400 Fuß. Die Fakta, welche dem eben Angeführten am meisten widersprechen, sind die Beobachtungen Webbs, Gérards und anderer über die Höhe, in welcher bewohnbare Stellen, ja sogar Dörfer getroffen werden, und über die physische Beschaffenheit jener hohen Regionen. Es fand der erstere der genannten beiden Reisenden den Setledsch in einer 14,924 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Ebene zwischen schönen Weidelande fließen. Die Angaben hinsichtlich der Vertheilung der verschiedenen vegetabilischen Formen tragen dazu bei, einen Begriff von der Mannichfaltigkeit des in diesen Bergen herrschenden Klima's zu geben, während auch sie zu gleicher Zeit gegen das tiefe Herabsinken der Schneelinie sprechen. Bei fernern Beobachtungen über diesen Gegenstand dürfte es von Wichtigkeit seyn, einen Unterschied zu machen zwischen Beobachtungen, angestellt oberhalb quer durchlaufender Thäler und denen auf den Gebirgshöhen selbst, oder zwischen denen auf stark abwärts geneigten Flächen oder einzeln stehenden Gebirgsspitzen und Rücken. Die Gestaltung des Bodens, so wie die Richtung, welche die Gebirgskette nimmt, und der diaphane Charakter der Luft (Humboldt), der zugleich die Strahlung der Ebenen und die durchscheinende Kraft der Wärmestrahlen steigert, ferner die leitende Kraft des Felsens oder des Bodens, die freie unbeschattete Lage der Stelle, wo man beobachtet, oder die runde Gestalt der mit mauerähnlichen Felsenwänden umgebenen Vertiefungen — alle diese Umstände haben Einfluß auf die Temperatur des Bodens und der Luft, und führen, wenn sie bei den anzustellenden Beobachtungen unberücksichtigt bleiben, ganz natürlich höchst unrichtige Schlüsse hinsichtlich der Bestimmung der Schneelinie herbei. Jacquemont schrieb die Verschiedenheit hinsichtlich der Höhe der Schneelinie auf den beiden Seiten des Himma-leh dem heitern Klima der Ebenen von Labat und dem gegen Hindustan zu herrschenden nebligen Klima zu, eine Meinung, welche Herr von Humboldt in seinen Ansichten von den klimatischen Verhältnissen Asiens theilt. Der Charakter eines excessiven Klima's zeigt sich hier, wie er sagt, in der niedrigeren Gränze der Schneelinie, die selbst im Kaukasus 250 bis 500 Toisen höher ist als unter derselben Breite in den Pyrenäen. Dieser ausgezeichnete Gelehrte bestimmt die Gränze des ewigen Schnees auf dem Himma-leh unter 30¾° 31° am südlichen Abhange auf 1950 Toisen und am nördlichen Abhange auf 2600 Toisen. „Diese große Höhe der Schneelinie, bemerkt er, auf den Ketten des Himma-leh und des Kuenlun zwischen 31 und 36° der Breite, und gegen Nordost unter vielleicht noch höhern Breitegraden ist eine weise Vorsorge der Natur; denn indem sie der Entwicklung organischer Formen für das Hirtenleben und den Ackerbau ein weiteres Feld öffnet, wird durch diese Höhe der Schneeregion und die strahlende Kraft der Ebenen von Tibet in Asien eine alpinische Zone bewohnbar, die in den Aequinoktialgegenden von Amerika unter einer südlicheren Breite unter Schnee begraben läge, oder kalten Winden ausgesetzt wäre, die alle Vegetation vernichten würden.“

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Stromkarte Nr. 1.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 133. 13 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

(Fortsetzung.)

Dieser furchtbare, in den bisherigen kaffrischen Kriegen beispiellose Angriff setzte die Kolonialregierung in Unruhe nnd weckte ihre ganze Rache. Die Bürgermiliz wurde im ganzen Umfang der Kolonie aufgeboten, nnd marschirte gegen die Ostgränze, um die „Wilden" zn züchtigen. Oberst Willshire sammelte alle verfügbaren britischen und hottentottischen Truppen, und rückte von der einen Seite ins feindliche Land, während Landdrost Stockenstrom mit 1000 Mann berittener Bürgermilizen von der andern Seite her einbrach. Die Dörfer der feindlichen Clans wurden verbrannt, ihr Vieh weggetrieben, ihre Mais- und Hirsefelder niedergetreten, und die Einwohner aller Klassen in die Wälder gejagt, mit Kartätschen und kongrevischen Raketen beschossen. Obwohl durch den fehlgeschlagenen Versuch entmuthigt, und bei jedem Versnch zum Widerstand geschlagen, obwohl ihre Weiber und hülflosen Greise oft ohne Unterschied mit den Bewaffneten niedergehauen wurden, obwohi ihre vornehmsten Anführer Islambi, Kongo, Habanna, und vor Allem ihr Prophet Makanna „geächtet," und dieß Volk mit gänzlicher Vertilgung bedroht wurde, wenn dieselben nicht „todt oder lebendig" ausgeliefert würden, blieben die Kaffern doch ihren Führern treu. Unter der zur Verzweiflung getriebenen, vor Mangel hinsterbenden Menge fand sich auch nicht Einer, der den hohen, von den Siegern für die Herbeischaffung derselben gebotenen Lohn zu verdienen bereit gewesen wäre.

Der von Makanna unter diesen Umständen eingeschiagene Weg ist bemerkenswerth und gibt einen höhern Begriff von seinem Charakter, als irgend ein anderer Theil seiner Geschichte, so weit diese uns bekannt wurde. Er beschloß sich selbst als Geißel für sein Land zu überliefern. Kapitän Stockenstrom befand sich mit seinen Lenten auf dem Hochland östlich von der sogenannten Trumpeters Drift am großen Fischfluß. Der Regen war seit mehrern Tagen in Strömen gefallen, und die Kaffern hatten sich, um dieß für die Feuerwaffen ungünstige Wetter zu benutzen, wiederholt in starker Anzahl gezeigt, als beabsichtigten sie einen wüthenden Angriff; auch waren sie mit ihrem gewöhnlichen Kriegsgeschrei vorgerannt, hatten sich aber, mit einem lebhaften Feuer empfangen, eben so schnell in die bewaldeten Schluchten zurückgezogen. Am Nachmittag des 15 Augusts 1819 kamen zwei Gonaqua-Weiber ins Lager, verlangten mit dem Befehlshaber zu sprechen, und benachrichtigten Kapitän Stockenstrom, daß der Häuptling Makanna sie gesendet habe, um Frieden zu erbitten; er selbst wolle kommen und über die Bedingungen unterhandeln, wenn man ihm Leben und Freiheit sichere. Kapitän Stockenstrom erwiderte, für des Häuptlings Leben verpfände er sein feierliches Wort, seine Freiheit könne er ihm nicht versichern, da ein Hauptzweck der Expedition und ein Theil seiner eigenen bestimmten Instruktionen darin bestehe, sich Makanna's lebend oder todt zu bemächtigen. Die Weiber entfernten sich mit dieser Botschaft, und Kapitän Stockenstrom war eher geneigt ihre Sendung einer Spionerie zuzuschreiben, denn einer ernstlichen Absicht Makanna's sich auszuliefern, als zu seinem Erstaunen am folgenden Tage der Häuptling ohne alle Begleitung ins Lager kam, mit einer Miene ruhigen Stolzes, die unwillkürliche Achtung einflößte. Die Weiber hatten wirklich ihre Botschaft richtig überliefert. „Man behauptet," sagte der afrikanische Häuptling mit einem Hochsinn, der einem alten Römer Ehre gemacht haben würde, „ich sey die Veranlassung des Kriegs; ich will sehen, ob meine Auslieferung an die Sieger dem Lande den Frieden zurückgibt." Er schien jedoch sehr erschüttert, als er erfuhr, daß er nicht mit dem „vornehmsten Mann" spreche, und daß Kapitän Stockenstrom keine Vollmacht besitze, die Friedensbedingungen zu bestimmen. Am nächsten Tage kam Oberst Willshire, damals Oberbefehlshaber, mit der Hauptmasse der Truppen, und führte Makanna mit sich fort. Das Nachfolgende ist aus Kapitän Stockenstroms Tagebuch.

„Wenige Tage später ließ sich ein kleiner Hanfe Kaffern am Rande eines Waldes, in der Nähe von Oberst Willshire's Lager sehen, und machte Zeichen, daß sie eine Unterredung wünschten. Der Oberst, begleitet von einem andern Offizier und mir selbst, ging unbewaffnet auf sie zn, und zwei Kaffern näherten sich: es waren zwei Räthe (pagati), der eine von Islambi, der andere von Makanna; ihr Aussehen war so edel, ihr Benehmen so würdig als ich es je sah. Nach einigen Fragen und Antworten über Makanna's künftiges Schicksal, — dieser war bereits in die Kolonie abgeführt, — und über die Aussichten zu einer Ausgleichung, hielt der Freund des gefangenen Häuptlings eine Rede

in so männlicher Weise, mit so viel Anmuth, so viel Gefühl und Lebhaftigkeit, daß die farblose Uebersetzung, die ich nach meinen eiligen und unvollständigen Bemerkungen mittheile, nur eine sehr schwache Idee seiner Beredtsamkeit geben kann.

„„Der Krieg, britische Häuptlinge,““ sagte er, „„ist ungerecht, denn ihr sucht ein Volk auszurotten, das ihr genöthigt habt, die Waffen zu ergreifen. Als unsere Väter und die Väter der Boers (Amabulu) zuerst im Zuurevelb sich niederließen, wohnten sie bei einander in Frieden. Ihre Heerden graseten auf denselben Bergen, ihre Hirten rauchten zusammen aus denselben Pfeifen; sie waren Brüder, bis die Heerden der Amakosa so anwuchsen, daß die Herzen der Boers traurig wurden. Was diese habgierigen Menschen von unsern Vätern nicht für alte Knöpfe erhalten konnten, nahmen sie mit Gewalt. Unsere Väter waren Männer; sie liebten ihr Vieh, ihre Weiber und Kinder lebten von Milch: sie kämpften für ihr Eigenthum. Sie begannen die Kolonisten zu hassen, die nach all ihrem Gut begehrten, und auf ihre Vernichtung sannen.

„„Später waren ihre Kraals und die Kraals unsrer Väter getrennt. Die Boers machten Kommando's gegen unsere Väter, unsere Väter aber vertrieben sie aus dem Zuurevelb, und wir wohnten darin, weil wir es erobert hatten. Hier wurden wir beschnitten, hier heuratheten wir unsere Weiber und hier wurden unsere Kinder geboren. Die weißen Männer haßten uns, konnten uns aber nicht wegtreiben; wenn Krieg war, so plünderten wir euch, wenn Friede war, stahlen einige von unsern schlechten Leuten, aber unsere Häuptlinge verboten es. Euer verrätherischer Freund Gaika war stets im Frieden mit euch, und doch, wenn seine Leute stahlen, theilte er mit ihnen den Raub. Haben eure Patrouillen je in Friedenszeiten Vieh, entlaufene Sklaven oder Ausreißer in den Kraals unsrer Häuptlinge gefunden? Sind sie je in Gaika's Land gegangen, ohne solches Vieh, solche Sklaven, solche Ausreißer in Gaika's Kraals zu finden? Aber er war euer Freund, und ihr wünschtet das Zuurevelb zu besitzen. Ihr kamt endlich gleich Heuschrecken.*) Wir standen, wir konnten nicht mehr thun; ihr sagtet, geht über den Fischfluß, das ist Alles, was wir begehren. Wir gaben nach und kamen hieher.

„„Wir lebten in Frieden; einige schlechte Leute stahlen; vielleicht, aber die Nation war ruhig, die Häuptlinge waren ruhig. Gaika stahl, — seine Häuptlinge stahlen, — sein Volk stahl. Ihr sandtet ihm Kupfer, ihr sandtet ihm Korallen, ihr sandtet ihm Pferde, auf denen er ritt, um noch mehr zu stehlen. Uns schicktet ihr nur Kommando's.

„„Wir hatten Streit mit Gaika über die Weide, das ging euch nichts an. Ihr schicktet ein Kommando,**) — ihr nahmt unsere letzte Kuh, ihr ließet uns bloß einige Kälber, welche aus Mangel starben mit unsern Kindern. Ihr gabt die Hälfte der Beute an Gaika, die Hälfte behieltet ihr selbst. Wir hatten keine Milch, unsere Kornfelder waren verwüstet, wir sahen unsre Weiber und Kinder sterben, wir sahen, daß wir selbst sterben mußten, wir folgten daher den Spuren unseres Viehs in Kolonie. Wir plünderten und fochten um unser Leben. W[ir] fanden euch schwach, wir tödteten eure Soldaten. Wir sah[en,] daß wir stark waren und griffen euer Hauptquartier an; hätt[en] wir gesiegt, so war unser Recht gut, denn ihr habt den Kri[eg] begonnen. Wir waren unglücklich und ihr seyd nun hier.

„„Wir wünschen Frieden, wir wünschen in unsern Hütte[n] zu ruhen, wir wünschen Milch zu bekommen für unsere Kinder unsre Weiber wünschen das Land zu bauen. Aber eure Soldaten bedecken die Ebenen, und schwärmen in den Wäldern, wo sie den Mann nicht von dem Weib unterscheiden können und alle er[-] schießen.

„„Ihr wollt uns zu Unterthanen Gaika's machen. Dieses Mannes Gesicht ist schön für euch, aber sein Herz ist falsch; überlaßt ihn sich selbst. Macht Friede mit ihm, möge er für sich selbst kämpfen, und wir werden euch nicht um Hülfe anrufen. Setzt Makanna in Freiheit, und Islambi, Duschen, Kongo und die übrigen werden kommen um Frieden mit Euch zu machen, wenn ihr es wollt. Wollt ihr aber den Krieg fortsetzen, so könnt ihr freilich den letzten Mann von uns tödten, aber Gaika soll nicht über uns, über die Anhänger derjenigen herrschen, welche ihn für ein Weib halten.““

(Schluß folgt.)

Die Ströme der Erde.

Einleitung.

(Schluß.)

Wenn wir jedoch alle jene Fragen als zu weit führend bei Seite lassen, so ist doch zur richtigen Auffassung des Laufs der Ströme nöthig, solchen mit Bezugnahme auf die Formation des Landes in vier Abtheilungen einzutheilen, nämlich in Quellland, oberer, mittlerer und unterer Lauf. Das erstere ist nothwendig immer ein ziemlich beschränkter Bezirk, allein auf der Verschiedenheit des obern, mittlern und untern Laufs beruht die ganze Verschiedenheit des Landes mit seinen verschiedenen Abstufungen bis zum Meer. Nimmt man den See Lauri *) als die Quelle des Tunguragua oder Marannon an, so kann man den Oberlauf desselben höchstens zu 140 bis 150 geographische Meilen rechnen, nämlich bis zu der Zusammenschnürung (estrecho) gleich unterhalb der Einmündung des San Yago-Flusses, denn hier tritt er heraus aus dem Gebirge; mittlerer Lauf und unterer Lauf, wenn man unter dem letztern nicht den Bezirk der Deltabildung allein verstehen will, fallen aber hier völlig zusammen, und betragen, die Krümmungen ungerechnet, beinahe 25 Längengrade oder 575 geogr. Meilen, während der Hoangho erst nach drei Viertheilen seines Laufs bei Ho-nan **) in gleicher Art aus dem Gebirge heraus in die Ebene tritt. Von manchen afrikanischen Strömen dagegen, wie vom Congo und

*) Dieß bezieht sich auf den Feldzug vom Jahre 1811.
**) Oberst Brereton's Zug.

*) Gewöhnlich Lauricocha genannt, aber cocha (spr. cotscha) bedeutet im Peruanischen einen See.
**) Siehe unsere Karte.

Zaire kann man sagen, sie hätten gar keinen Mittellauf, denn sie gleichen fast auf ihrem ganzen Laufe einem Bergstrom, der in mannichfachen Wasserfällen und Stromschnellen *) sich durch die verschiedenen Terrassen des afrikanischen Hochlands windet, und so wie sie in der Ebene ankommen, erweitern sie sich zu einer wahren Meeresbucht.

Hieraus ergibt sich nicht bloß ein bedeutender Unterschied in der Art des Laufs, sondern auch ein wichtiger Rückschluß auf die Beschaffenheit des Landes, das eine scheinen die Wasser geebnet und gleichsam durch ihre Niederschläge geschaffen zu haben, in dem anderen bahnt sich das die Tiefe suchende Wasser mit Mühe seinen Weg: der riesenhafte Marannon, der mächtige Orinoko sind nur schmale Rinnen in einer ungeheuren Fläche, während die Doppelströme China's, der Jan-tse-kiang und der Hoangho, in wundersamen Krümmungen die tiefsten Stellen des Gebirgs aufsuchen, und zum Theil mit Gewalt den Weg sich bahnen. Um aber genau kennen zu lernen, in welcher Art und Weise die Gewässer da und dort sich Bahn gebrochen, dazu gehört eine Kenntniß der Landschaft, welche von dem Flusse durchströmt wird, genaue Nachrichten über die Schichtungen des Bodens u. dergl., wie wir sie noch von wenig Flüssen in der Welt besitzen. Der Dschellum oder Hydaspes bestand wahrscheinlich vor höchstens dritthalbtausend Jahren gar nicht, über Zeit und nähere Verhältnisse seines Durchbruchs durchs Gebirg, bei welcher Gelegenheit das Thal von Caschmir trocken gelegt wurde, wissen wir aber nichts. Das untere Nilthal, das Seinethal, das Rheinthal waren einst tiefe Meeresbuchten, wofür der Beweis, wenn der allgemeine Anblick des Landes nicht überzeugend genug wäre, aus den Schichtungen des Bodens, und aus den fossilen Knochen, die darin gefunden wurden, unschwer sich führen läßt, und auch schon geführt wurde; doch ist auch nicht zu längnen, daß selbst nach dem Zurücktreten des Meers noch weit breitere Strombetten zurückblieben, als jetzt sich zeigen, wie man denn überhaupt bei vielen Flüssen und Strömen zweierlei Ufer, ein weiteres und ein engeres unterscheidet, vielleicht auch eine Folge früherer Seedurchbrüche in höher gelegenen Gegenden.

Von den breiten Stromgebieten, die recht eigentlich ausgetrockneten Meeresbuchten gleichen, sind sehr jene tief eingefurchten Thäler zu unterscheiden, über deren Ursprung schon so viel gestritten worden ist, da sie sich unmöglich durch die Wirkung der fließenden Gewässer allein erklären lassen. Lyell, der erste Geognost unserer Zeit, sagt ausdrücklich: man kann diese Frage nicht unabhäggig von der Einwirkung der Erdbeben betrachten. Die Flüsse fangen nicht erst dann zu wirken an, wenn ein Land schon hoch über dem Niveau des Meers liegt, sondern auch wenn es noch durch successive Bewegungen sich hebt und sinkt. Zur Zeit jener heftigen Bewegungen wird theils der Boden stärker unterwühlt, theils stürzen überhangende Massen in Folge von Erderschütterungen ein, und werden von den Flüssen nach und nach weggewaschen und in die Tiefe geführt. Die größern Thäler aber, von tausend und mehr Fuß Tiefe und mehrere Stunden Breite, müssen hauptsächlich gebildet worden seyn, als das jetzt feste Land noch als Untiefe unter dem Meere lag, und die Macht seiner Strömungen den noch minder harten Boden ausfurchte.

*) Dort Yellala's genannt.

Alles jetzt sichtbare Land ist freilich in einer mehr oder minder frühen Periode über das Meer emporgehoben, und somit jedes bedeutendere Thal mehr oder minder von gewaltigen Meeresfluthen ausgewühlt worden, allein der Zeitraum, welcher verfloß von der Zeit an, wo der ganze Kontinent mit Wasser bedeckt war, bis zu der, wo er völlig darüber emporragte, ist sehr verschieden, und begründet in Verbindung mit der Thätigkeit oder Unthätigkeit vulkanischer Kräfte die Verschiedenheit der Thalbildungen. Die Llanos, Bosques und Pampas in Südamerika stehen mit einander nicht wohl mehr als fünfzig Toisen über der Meeresfläche, *) und scheinen mit einem Mal von den sie bedeckenden Fluthen verlassen worden zu seyn; im Seinebecken aber, das wir um deßwillen anführen, weil es von Cuvier und Brogniart so genau untersucht wurde, stritt sich Meer und Land viele Jahrhunderte lang, wie aus den wechselnden Süß- und Meerwasserformationen deutlich hervorgeht. Spanien mit seinen von hohen Gebirgen eingeschlossenen weiten Ebenen scheint seine jetzige Formation mehreren in langen Zwischenräumen stoßweise erfolgten Erhebungen zu danken, denn während die weiten Flächen von Alt- und Neukastilien darauf hindeuten, daß sie lange Zeit vom Meere bedeckt waren, sieht man an den tiefen Schluchten und Thälern des obern Stromlaufs, daß allenthalben vulkanische Kräfte mit dabei thätig waren. Zur Formation der Thäler des Marannon und des untern Seinelaufs haben ganz sicherlich vulkanische Kräfte nicht mitgewirkt, was bei den letztern aus der oben angeführten Schichtung des Bodens hervorgeht, bei dem erstern auch der Umstand beweist, daß die Sierra Parime und die Sierra Parecis, welche südlich und nördlich das Thal begränzen, durchaus keine Spuren von thätigen Vulkanen zeigen, und überhaupt in ihrer ganzen Struktur von den benachbarten in allen Theilen durch Vulkane erschütterten Anden sehr abweichen.

So lassen sich, wo irgend das geographische Wissen ausreicht, aus der Gesammtbeschaffenheit des Landes wichtige Bemerkungen ableiten über Thalbildung und Stromsysteme; aber eine solche Auseinandersetzung würde uns hier zu weit führen, außer dem daß sie höchst unvollständig bleiben müßte.

*) Mit jenen drei Namen bezeichnet man bekanntlich die Ebenen des Orinoko, Marannon und Paraguay. Die Höhe der ersten und letztern wird von Humboldt bestimmt auf 40 bis 50 Toisen angegeben, es ist indeß sehr wahrscheinlich, daß die der Bosques nicht größer ist, denn Humboldt führt eine barometrische Messung der Höhe des Marannon zu Jaen de Bracamoros auf, und diese beträgt 194 Toisen, hier aber ist der Strom noch völlig zwischen zwei Gebirgsarmen eingeschlossen, zwischen denen hindurch er nach zahlreichen Wasserfällen und Schnellen (pongos) in der oben erwähnten Zusammenschnürung bei San Borja sich Bahn bricht, und dann erst in die Ebene eintritt. Die Entfernung zwischen Jaen de Bracamoros und San Borja beträgt 45 bis 50 Meilen, während die von Bracamoros bis zum Kamme der Anden wenig über 15 beträgt; es ist demnach zu vermuthen, daß auf der ersten Strecke sich noch ein sehr bedeutender Fall zeigt.

Baron Roger.

(Vormaliger Gouverneur im Senegal.)

Der Baron Jakob Franz Roger wurde am 26 Januar 1787 geboren. Seine Jugend verfloß unter anhaltenden und ernsten Studien über allgemeine Gesetzgebung, politische Oekonomie, Agrikultur, moralische und philosophische Wissenschaften. Von seiner Kindheit an zeigte er viel Geschmack an Seereisen, eine Laufbahn, die ihm jedoch während der Kriege des französischen Reichs so gut als gänzlich verschlossen war. Das Alter, in welchem man sich für einen Platz in der menschlichen Gesellschaft entscheiden muß, rückte allmählich heran; nachdem er einigemal als Advokat plaidirt hatte, wurde er im Jahre 1812 zum Advokaten am Kassationshofe, und bald nachher auch im Staatsrath ernannt. Er schien in dieser ehrenvollen Stellung mehr darauf bedacht zu seyn, Menschen und Geschäfte kennen zu lernen, als sich hier für sein ganzes Leben fixiren zu wollen, und die von dem Rechtsgang unzertrennliche Langeweile war nicht geeignet, ihm seine lange gehegte Neigung vergessen zu machen, die zudem noch, durch einen unerwarteten Umstand geweckt, lebhafter als je in ihm rege wurde.

Die im Jahre 1818 beschlossenen ersten Versuche einer Kolonisation an der westlichen Küste von Afrika hatten die Aufmerksamkeit vieler Freunde des Landes und der Menschheit erregt. Auch Baron Roger interessirte sich lebhaft dafür, und es schien ihm gleichsam ein Ruf des Schicksals zu seyn, als man ihm die oberste Leitung einer großen Niederlassung antrug, welche das Ministerium des königlichen Hauses als Aufmunterungs- und Musteranstalt zu gründen beabsichtigte. Er bedachte sich keinen Augenblick, den Antrag anzunehmen.

Im Jahre 1819 in Senegal angekommen, beschäftigte sich Baron Roger einzig und allein mit Versuchen hinsichtlich des Ackerbau's. Da er aber sah, daß man keine Anstalten zur Kolonisation machte, und daß die in der Verwaltung eingetretene Aenderung nichts für seine Unternehmung hoffen ließ, so kehrte er nach 18 Monaten nach Frankreich zurück, und reichte seine Entlassung ein, denn er hatte einen andern Zweck im Auge, als den einer bloßen Anstellung in Afrika. Seine Meinungen und Ansichten hatten indeß Zeit gehabt, sich zu ordnen und zu befestigen; seine Reisen, seine Untersuchungen und Erfahrungen hatten ihm die gehörige Kenntniß des Landes, und der Verbesserungen, deren es bedurfte, verschafft. Ohne die Meinung Einiger zu theilen, welche behaupteten, Senegal könne eine große und reiche Kolonie, ein vollkommener Ersatz für den Verlust von St. Domingo werden, glaubte er auch nicht, daß dieses Land von allen Hülfsquellen entblößt sey, und nichts hoffen lasse. Ihm zufolge konnte Frankreich die interessantesten und nützlichsten Niederlassungen gründen; Senegal war der Punkt, von welchem aus sich die Civilisation am leichtesten einen Weg in den unermeßlichen Kontinent bahnen könnte, und wo sich für den französischen Handel ein bedeutender Absatz eröffnen ließ. Zu diesem Ende mußte man aber wenigstens die Zugänge zu dem Lande anbauen, denn Ackerbau ist das erste Element aller Civilisation; man mußte die Eingebornen durch eigenes Beispiel zum Bearbeiten ihres Bodens aufmuntern, sie so mit europäischen Künsten und Vorzügen vertraut machen, Kolonialprodukte durch freie Schwarze anbauen lassen, und auf diese Weise die Kultur dahin verpflanzen, wo Arme zur Arbeit sich befinden, statt umgekehrt zu verfahren. Dieß war im Wesentlichen die Meinung des Baron Roger; sie bezweckte den Sklavenhandel auf indirekte Weise abzuschaffen, und die Emancipation der Schwarzen vorzubereiten.

Baron Roger hatte bis dahin noch keine Verbindung mit dem Marineminister angeknüpft; indeß wurden seine Arbeiten und Beobachtungen auf eine indirekte Weise in jenem Ministerium bekannt. Der Minister wünschte sich mit ihm zu besprechen, verlangte eine Denkschrift über Kolonisation, Handel und die verschiedenen Zweige des öffentlichen Dienstes von ihm, und bald darauf wurde Baron Roger zu seinem nicht geringen Erstaunen zum Kommandanten und Administrator von Senegal und den noch dazu gehörigen Ländereien ernannt.

Erzählen was er während der fünf Jahre, die er dieses Amt bekleidete, in einem Lande gethan hat, wo es bisher nicht einmal eine Faktorei gab, welche Schwierigkeiten sich ihm entgegenstellten, und durch welche Erfolge sein Eifer belohnt wurde, hieße die Geschichte der Kolonisation am Senegal schreiben, und würde zu weit führen.

Man hat gefragt, warum Hr. von Roger eine in jeder Hinsicht so interessante Unternehmung, die ihm so viel Arbeit und Mühe gekostet hatte, verlassen habe. Was man hierüber erfuhr, besteht in Folgendem. Der Plan Kolonialprodukte durch freie Schwarze an der Küste von Afrika anbauen zu lassen, hatte keineswegs den Beifall gewisser Kolonisten auf den Antillen und auf Bourbon, welche großen Einfluß auf die Bureaux in Paris übten. Wenn sie sich nicht gleich anfänglich dem Unternehmen widersetzten, so geschah dieß, wie sie selbst sagten, in der Meinung der Versuch könne nicht gelingen, und würde dann einen Beweis mehr zu Gunsten des Fortbestehens der Sklaverei abgeben, indem man sich überzeugen würde, daß es unmöglich sey mit freien Schwarzen zu arbeiten. Nun erfolgte aber ganz das Gegentheil; die anfangs seltenen und theuren Arbeiter fanden bald Geschmack am Landbau, und an den französischen Produkten, mit denen sie bezahlt wurden, so daß gegen die letzte Zeit Neger aus bis zu 200 Stunden entfernten Ländern herbeikamen um Arbeit zu suchen. Es fand sich eine so große Zahl ein, daß es unmöglich war sie unterzubringen, und daß der Arbeitslohn, den sie zusammen erhielten, bis auf 500 bis 600 Fr. monatlich herabsenkte. Als dieß bekannt wurde, erhob sich eine große Bewegung unter den Pariser Kolonisten und im Marinebureau, denn ging das so fort, so erhielt das Sklavensystem unfehlbar den Todesstreich. Man mußte also die Kultur am Senegal zerstören, und gab nicht eher nach, als bis auch die letzten Bäume in dem schönen gleichsam als Pflanzschule dienenden Garten von Richard Tol umgehauen waren. Sobald Baron Roger Nachricht von diesem Wechsel des Systems erhielt, konnte er sich nicht verhehlen, daß die Hindernisse, welche sich gegen die Kolonisation erhuben, an den Ufern der Seine weit ernster seyen, als an denen des Senegal, und so gab er denn seine Entlassung, um wenigstens sein Werk in Paris vertheidigen zu können.

Man hat behauptet, Baron Roger sey von seiner Stelle abberufen worden, allein er hat den Wählern in seinem Departement die Briefe vorgelegt, in denen der Minister mit den ehrenvollsten Ausdrücken erklärt, daß man mit einigem Bedauern und nur seinen und seiner Familie dringenden Bitten nachgebend, seine Entlassung annehme. Nach seiner Abreise aus der Kolonie liefen von den Konseils des Handels, des Ackerbau's u. s. w. den Maires und den angesehenen Einwohnern Adressen ein, welche die große Zufriedenheit mit der Verwaltung des Barons Roger aussprachen und baten, daß man ihn offiziell beauftrage, ihre Interessen in Frankreich zu vertreten.

Die Regierung ernannte ihn nach seiner Rückkehr zum Offizier der Ehrenlegion; zwei Jahre vorher hatte man ihn, ohne daß er darum nachgesucht hätte, zum Baron erhoben. In der Zurückgezogenheit, in welcher er lebte, beschäftigte er sich immer noch mit Senegal, und gab nach und nach drei Werke über jene merkwürdigen Gegenden heraus.

Miscellen aus indischen Journalen.

Herr Falconer, Arzt zu Saharunpur, ist nach dem Mirut Observer bei Dschemnotri um 2000 Fuß höher gestiegen als irgend ein anderer Reisender. Er hat seine botanische Sammlung mit mehrern neuen Pflanzen bereichert, die am äußersten Rande der Vegetation des Himalaya wachsen, und hätte ohne einen heftigen Fieberanfall wahrscheinlich noch interessantere Entdeckungen gemacht.

Auf Ceylon sind zahlreiche Verhaftungen vorgenommen worden wegen der angezettelten Verschwörung, es sind aber Leute von so verschiedenartiger Gesinnung, Leute, die einander bitter hassen, Leute, die selbst unter Engländern aufgewachsen sind, und die Unmöglichkeit eines Gelingens recht gut beurtheilen konnten, kurz ein solches wunderliches Amalgam von Menschen verhaftet, einige auch nach wenigen Tagen wieder auf freien Fuß gesetzt worden, daß man durchaus nicht weiß, ist etwas Wahres an der Verschwörungsgeschichte, oder ist es eine Intrigue, die einer großen Anzahl vornehmer Candyer gespielt wurde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 134. 14 Mai 1835.

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

Schon der bloße Anblick der Karte von Südamerika zeigt, daß von Strömen und Stromgebieten nur ostwärts von der Cordillerenkette die Rede seyn kann, denn westwärts sind es nur die Gebirgswasser, die in fast durchaus westlicher Richtung von den Gebirgen herabkommen, und nach kurzem Laufe ins Meer fallen. Eine kleine Ausnahme von dieser Regel, auf die wir später zurückkommen werden, machen die westlichen Gewässer von dem Hochlande Quito an, wo das Gebirge sich in drei Arme spaltet. Das Gerippe des gesammten Landes bilden, wie früher schon erwähnt, die Cordilleren im Westen, die Sierra de Parime im Norden, die Sierra dos Parecis in der Mitte der Landveste, und die Küstenkette im Osten, aber erst der Lauf der verschiedenen Flüsse zeigt das mannichfach modificirte Gehänge des Landes. Gehen wir von der wenig bekannten Südspitze aufwärts gegen Norden, so ersieht man bald aus dem Laufe der Gewässer, daß das Gebirge, das ausgesprochenste Kettengebirge der Erde, zeitig die Tendenz zeigt zu Gesammterhebungen des Bodens und zur Bildung von Steppenbecken. Schon von dem Lago Coluguape unter 47° S. B. ist es ungewiß, ob er einen Ausfluß ins Meer hat, und bald erscheinen zahlreiche kleine Flüsse, welche Seen bilden auf ihrem Laufe, und sich ihr Bett bis ans Meer noch nicht durchgegraben haben. Indeß ist das ganze Gebiet von 45° S. B. bis über den Rio Colorado hinaus noch sehr unbekannt, und die Karten auch meist falsch gezeichnet: so sollen alle von 43° bis 35° S. B. ostwärts von den Anden entspringenden Flüsse, auch der Rio Diamante, im Cusu Leuvu oder Rio Negro zusammenfallen, wogegen nach Parchappe der Rio Diamante mit mehreren andern einen der Zuflüsse des Rio Colorado bildet. Der Cusu Leuvu ist der ansehnlichste Fluß zwischen dem La Platastrom und der magellanischen Meerenge, und gilt auch für die, freilich imaginäre, Gränze der argentinischen Republik gegen Patagonien hin. Er entspringt im hohen Gebirge, und läuft zwischen unfruchtbaren Wüsteneien in einem Thale, das er gleich dem Nil periodisch überschwemmt und befruchtet. Ueber seine wahrscheinliche Verbindung mit den zahllosen Seen *) und Sümpfen am Fuße der Anden wissen wir so gut wie nichts, nach der Sage aber soll in frühern Zeiten kurz nach der Eroberung eine Verbindung zwischen Buenos-Ayres und Chili auf dem Cusu Leuvu unterhalten worden seyn.

*) Gewöhnlich zählt man dort drei große Wassersammlungen: den Desaguadero, die große Lagune und den See Tehuel.

Nordwärts des Rio dei Diamante und Colorado stehen wir abermals auf unbekanntem Boden; die meisten Geographen setzen zwar den Rio Colorado mit dem großen See und Sumpfe los Canaverales in Verbindung, diese ist aber sehr problematisch, denn nordwärts des Rio del Diamante ist eine Erhebung des Landes, wie namentlich aus dem Umstande hervorgeht, daß der Rio Tunuyan zuerst nördlich und dann erst östlich sich wendet; nordwärts von dem bekannten Laufe des Colorado wissen die spanischen Karten sogar von Sierras, ein Zusammenhang mit den östlichen Ausläufern der Anden, oder mindestens eine Wasserscheide wie in der Provinz Chiquitos, ist hier also gar nicht unwahrscheinlich, um so mehr als das Land auch hier von größern und kleinen Seen wimmelt.

Die Tendenz, Steppenbecken zu bilden, zeigt sich immer auffallender gegen Norden, namentlich durch die völlige Trennung der westlichen Gewässer von denen des Paranastroms; der Rio de Tunuyan fließt in einen See oder Sumpf, die oben genannten Los Canaveraies, der Rio de Mendoza fließt in den See Guanacache, von da in den Silverio, und endlich gleichfalls in die Los Canaverales; alle Gewässer zwischen 30° und 23° S. B. und 68° bis 72° W. L. fließen in eine Menge kleinerer und größerer Seen, worunter der Lago de Andaigada der bedeutendste ist, keiner bahnt sich einen Ausweg aus dem Gebirge; erst weiter nordwärts wird dieß anders, denn dort sammeln sich die Gewässer der nur halb geschlossenen Steppenbecken in einem Strome, der das Hochland durchbricht. Dieß sind der Pilcomayo und der Rio Grande, beträchtliche Nebenflüsse des Paraguay vor seiner Vereinigung mit dem Parana. Von den aus dem östlichen Abhange des geschlossenen Hochlands herabkommenden Flüssen aber erreichen nur zwei, der Rio Salado und der Rio Tercero die Gewässer des Parana, alle übrigen: Rio Dolce, Rio Primero, Rio Segundo, Rio Quarto und einige andere verlieren sich in Seen, zum Theil in Salzseen.

Hieraus geht hervor, daß das untere Stromgebiet des Parana noch keineswegs ausgebildet ist; entweder werden die genannten Flüsse sich noch mit der Zeit ihr Bette graben und in

den Parana ausmünden, oder der Parana weiter gegen Westen drängen, wie der Missisippi gegen Osten drängt, denn eine Wasserscheide findet sich hier der Analogie der andern Flüssen zufolge nicht. Beweise für die tiefe Lage des ganzen Paraguaythals, namentlich aber des rechten Ufers, liefern die zahlreichen Seen längs dem Ufer des Pilcomayo, und des mit ihm parallel laufenden Rio Bermejo; die ganze Strecke zwischen dem 20° und 35° S. B. und dem 61° und 66° W. L. mag wohl einst der Boden eines Meerbusens gewesen seyn, und noch scheint die salzige Beschaffenheit des Rio Salado und einiger Seen, namentlich der Lagos Salados de los Porongos, auf große Salzniederlagen hinzudeuten, wie z. B. in den Steppen um den Orus sich gleichfalls kleine Salzflüsse finden. Von ganz anderer Beschaffenheit ist das Quellland des Pilcomayo und Rio Grande. *) Sie fließen in unvollkommen geschlossenen wasserreichen Steppenbecken, die eigentlich zwischen den unermeßlichen Ebenen des Paraguay und der schmal sich hinziehenden Andenkette das Mittelglied bilden, auch in so fern, als die einschließenden Höhen keine bloßen Mesas sind, obwohl sie sich nur zu einer geringen Höhe erheben. Einen eigenthümlichen völlig für sich dastehenden Erdrücken bilden die sogenannten Montanas de los Yuanos, welche eine kleine Wasserscheide zwischen dem Rio Grande und Rio Salado ausmachen.

Das Quellland des Paraguay, und das Gebiet des Parana und des Uruguay sind sehr verschieden von dem westlichen Ufer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Häufig Rio grande de Jujuy, auch San Salvador genannt.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

2. Der Krieg vom Jahre 1818. Makanna.

(Schluß.)

Diese männlichen Vorstellungen, wodurch einige der Anwesenden bis zu Thränen gerührt wurden, vermochten nicht, das Schicksal Makanna's zu ändern oder seinen Landsleuten eine Erleichterung zu verschaffen, welche fortwährend mit Strenge aufgefordert wurden, alle diejenigen auszuliefern, welche die Kolonialregierung geächtet hatte. Indeß schlugen alle Bemühungen, sich auch der andern Häuptlinge zu bemächtigen, fehl, und selbst Verrath ward umsonst versucht. Nachdem alles Vieh im Lande, das man nur finden konnte, geraubt war, zog das „christliche" Kommando, Zerstörung und Elend hinter sich lassend, in das Kolonialgebiet zurück, ohne den Zweck zu erreichen, um dessentwillen der Krieg angeblich unternommen war, aber mit einer Beute von weitern 20,000 Stück Vieh, die man den verhungernden und verzweifelnden Landeseingebornen entriß.

Die Behandlung und das Schicksal Makanna's lassen sich mit kurzen Worten melden. Auf Befehl der Kolonialregierung wurde er von der Algoa-Bai zur See nach der Kapstadt gesendet, dort als Gefangener in das gemeine Gefängniß eingesperrt, und endlich nebst einigen andern seiner Landsleute, ohne eines andern Verbrechens als des Kampfs für sein Heimathland gegen civilisirte Räuber schuldig zu seyn, auf Lebenslang nach der Robbeninsel, dem Botany-Bay des Kaps, verurtheilt, einen Ort, wo überführte Verbrecher, rebellische Sklaven und andere Uebelthäter gefesselt in den Schieferbrüchen arbeiten müssen. Nachdem Makanna etwa ein Jahr an diesem Wohnorte des Elends gewesen war, hatte er durch die eigenthümliche Ueberlegenheit seines Charakters über die Inwohner dieses Aufenthalts eine solche Herrschaft errungen, daß er einen Aufstand gegen die Wache erhob, diese überwältigte und entwaffnete; dann bemächtigte er sich einer Pinasse, und hätte wahrscheinlich mit seinen Anhängern die Flucht bewerkstelligt, wenn nicht das überladene Schiff, das er zuletzt bestieg, an der schroffen Küste, an der er zu landen versuchte, umgestürzt worden, und der unglückliche Häuptling ertrunken wäre. Mehrere seiner Gefährten, welche glücklich entkamen, erzählten später, Makanna hätte sich eine Zeit lang an einen Felsen geklammert, und man habe ihn mit seiner tiefen klangreichen Stimme die, welche mit den Wellen kämpften, laut aufmuntern hören, bis er endlich von der Brandung fortgerissen und verschlungen wurde. Herr Kay, der mehrere Jahre im Kafferland zubrachte, gibt in seinem interessanten Werke *) an, der allgemeine Glaube an Makanna's übernatürliche Kräfte sey unter seinen Landsleuten so allgemein gewesen, daß viele die Nachricht von seinem Tode gar nicht glauben wollten, und noch immer zuversichtlich seine Rückkehr erwarteten.

Ueber die Behandlung des kaffrischen Volks bei dieser Gelegenheit ist es unnöthig irgend eine Bemerkung zu machen. Thatsachen, welche durch so viele achtungswerthe Zeugen über allen Zweifel erhoben sind, sprechen laut genug zum Herzen jedes Rechtlichgesinnten. Tiefe Trauer erregt, was den Häuptling Makanna betrifft, der Gedanke, welches tüchtige Werkzeug zu Beförderung der Civilisation unter den Kafferstämmen offenbar durch die schändliche Behandlung und den indirekten Mord dieses außerordentlichen Mannes zu Grunde ging, den eine klügere und edelmüthigere Politik zum dankbaren Verbündeten der Kolonie und zum dauernden Wohlthäter seiner Landsleute hätte machen können.

Der Krieg endigte mit einer Handlung, die mit dem Geist, in welchem er geführt worden war, völlig übereinstimmte. Man hatte ihn begonnen unter dem Vorwand, den Alliirten der Kolonie, Gaika, zu unterstützen, und endete mit einem Vertrag, worin dieser genöthigt wurde, eine der schönsten Provinzen des Gebiets der Amakosa abzutreten. Die Kaffern, Freunde und Feinde, und selbst der Ueberrest des Gonaquastamms, der im Jahre 1812 über den großen Fischfluß getrieben worden war, und sich östlich von demselben unter Gaika's Schutz angesiedelt hatte, mußten jetzt noch einmal weichen, und sich über den Keisi und Chumi zurückziehen. Durch diese ungerechte Handlung wurden etwa 150 □ M. (3000 engl.) zu dem schon allzu ausgedehnten Koloniegebiet geschlagen, während die Eingebornen auf eine Bevölkerung zurückgetrieben wurden, für welche bei ihrem Hirtenleben das Land vorher schon viel zu eng war. Die Uebereinkunft wurde in der Kapzeitung ein Vertrag genannt, aber es

*) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nro. 167 ff.

war ein Vertrag wie zwischen Wolf und Lamm, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der arme Gaika, als er mit Herr Brownlee von seinen Verbindlichkeiten gegen die Kolonialregierung sprach, die Bemerkung machte: „wenn ich aber den großen schönen Landstrich betrachte, den man mir genommen hat, so muß ich gestehen, daß ich von meinen Beschützern mehr unterdrückt als beschützt bin.“ Dieser Landstrich wurde zuerst der neutrale Boden genannt, seine spätere Ve:wendung wird sich aus dem Verlauf der Erzählung ergeben.

Während der zwei folgenden Jahre blieb die Ostgränze in einem weit ruhigern Zustande, als man unter solchen Umständen hätte erwarten können. Mehrere Kaffer-Clans, denen man Alles, oder beinahe alles Vieh genommen hatte, *) erduldeten alle Schrecken der Hungersnoth; sie sahen ihr altes Besitzthum, das Zuureveld, von britischen Siedlern bebaut und blieben in Frieden. Einige Viehheerden wurden am Ufer des großen Fischflusses von kleinen Räuberschaaren fortgetrieben, und einigemal auch die Hirten erschlagen: dieß war Alles, was die angebliche Raubsucht und der Blutdurst der Kaffern verübte, und gewiß war es von Leuten, deren Weiber und Kinder hinstarben, weil die Kolonialkommando's ihnen alle ihre Milchkühe fortgetrieben hatten, kein so „entsetzliches“ Verbrechen, wie einige Siedler es anzusehen geneigt waren.

*) In den zwei vorhergehenden Jahren im Ganzen über 50,000 Stück.

Ceylan. *)

Außer einem einheimischen Regiment Jäger und zwei Artilleriecompagnien liegen noch vier Linienregimenter auf dieser Insel. Das einheimische Regiment besteht hauptsächlich aus Malayen, und versieht den Dienst auf jenen Posten, wo Europäer nicht zu verwenden sind.

Colombo ist die Hauptstadt der Insel und wird als Sitz der Regierung betrachtet; diese Stadt ist gut befestigt und umschließt die Wohnung des Gouverneurs, die für die Behörden bestimmten Gebäude und eine zahlreiche Bevölkerung. Sie liegt auf einer von drei Seiten vom Meer umgebenen Erdzunge, und die vierte wird zum großen Theil von einem Süßwasser-See begränzt, der groß genug ist, um bequem von Gondeln befahren werden zu können. Der Raum zwischen dem See und dem Meer wird die Ebene von Gallé genannt; hier werden die Truppen am Abend in den Waffen geübt und auch Pferderennen gehalten. In der Nähe der Befestigungen befindet sich eine bedeutende Anzahl wohlgebauter Häuser, von denen jedes mit einer aus Erde aufgeführten Mauer umgeben und von Kokospalmen beschattet ist. Diese Häuser werden größtentheils von Civilbeamten und auch von einigen Offizieren bewohnt, welche die Erlaubniß erhalten haben, außerhalb der Mauern zu wohnen. Jeden Montag morgens rückt die ganze Garnison zu Waffenübungen aus und alle Tage ist Parade.

Der in der Stadt herrschende Ton ist gesellig und angenehm; außer mehreren Privatgesellschaften wird jeden Monat ein öffentlicher Ball gegeben, und sogar das Militär hat seine Kränzchen und Abendgesellschaften. Es befindet sich eine Leihbibliothek in der Stadt, in welcher man auch Zeitungen und andere periodische Schriften erhalten kann, und jedes Regiment hat seinen Billardsaal, der in den Stunden, wo die große Hitze das Ausgehen erschwert, sehr besucht wird. Die Spaziergänge in den Umgebungen von Colombo sind reizend, besonders jene in den großen Gärten von Zimmetbäumen, welche nebst den zwischen ihnen wachsenden wilden Blumen die Luft mit den lieblichsten Gerüchen erfüllen. Die kältesten Monate ausgenommen, wohnen der Gouverneur und die Regimentskommandanten zu Candy oder zu Nevera-Ilia.

Candy liegt im obern Theil der Insel, 75 Meilen von Colombo auf einer schönen 1700 Fuß über den Meeresspiegel erhobenen Hochebene. Eine Kunststraße, so schön als nur irgend eine in England, die unter der Verwaltung Sir Edward Barnes's vollendet wurde, führt nach dieser Stadt. Diese Straße verdankt ihre Anlage der Beharrlichkeit des Gouverneurs und der den Bau leitenden Ingenieure, denn es waren große Schwierigkeiten zu überwinden. Das Land zwischen Colombo und Candy ist außerordentlich angenehm; Alles, was Wälder, Gebirge und Gewässer nur immer Schönes bieten können, findet sich hier vereint. Ein militärischer Marsch erstreckt sich selten über 12 englische Meilen täglich, und um 7 Uhr Abends rückt man in die Nachtquartiere. Am Nachmittage beschäftigen sich die Soldaten gewöhnlich mit der Jagd.

Vier Meilen von Candy fließt der Mahavilla Ganga, über den man auf einer hölzernen Brücke mit einem einzigen 206 Fuß weiten Bogen gelangt; diese Brücke ist 22 Fuß breit und in der Mitte 67 Fuß hoch.

Candy liegt in einem von ziemlich hohen Hügeln eingeschlossenen Thal; die Temperatur ist hier etwas gemäßigter und für die Europäer erträglicher als in Colombo. Am frühen Morgen zeigt das Thermometer 65° F. (14 2/3° R.), den Tag über steigt aber die Hitze zuweilen bis zu 81° F. (21 7/9° R.). Der Anblick, welchen die Stadt bietet, hat bedeutend durch die große Anzahl neuer unlängst erst gebauter Häuser gewonnen; der Pavillon, den der Gouverneur bewohnt, ist ein schönes Gebäude, und der Palast der letzten Könige von Candy ist zur Wohnung für die Civilbeamten eingerichtet worden. Die Kasernen haben eine kühle luftige Lage. Ein vormaliges Serail wurde in ein Spital verwandelt, in welchem die Aerzte nebst dem übrigen Personal wohnen; es hat in seinen Ringmauern schattige Spaziergänge für die Genesenden, einen See, ferner eine Bibliothek und ein geräumiges Lokal für Versammlungen.

Die Umgebungen von Candy sind so gebirgig, daß man sie unmöglich im Wagen kennen lernen kann; dagegen bieten sie herrliche Aussichten, die sich zu Fuß und theils auch zu Pferde in Augenschein nehmen lassen. Vier Meilen von Candy befindet sich der botanische Garten, wo ein Gasthaus nach europäischer Art die Besuchenden aufnimmt, und ein öffentliches Fuhrwerk den, der sich dessen bedienen will, nach Colombo bringt.

Fünfzehn Meilen weiter im Innern findet man das 7000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegene Nevera-Ilia, ein für die Europäer sehr zuträglicher Aufenthalt, wo viele europäische Gewächse gedeihen, wo es herrliche Erdbeeren gibt und der Rhododendron eine bedeutende Höhe erreicht. Der Pedrogalla, ein benachbartes Gebirge, erhebt sich noch 1000 Fuß über die Hochebene von Nevera-Ilia, auf dessen Gipfel, von dem aus man eine entzückende Aussicht genießt, ein Weg gebahnt worden ist. Das Land zwischen diesem Ort und Candy, das man auf einer trefflichen Straße in 5 Stunden erreicht, ist so schön als nur irgend eine der malerischsten Schweizergegenden.

Nevera-Ilia ist wahrhaft ein Wunder wirkender Ort, denn die hieherkommenden kranken, oft schon halbtodten Europäer bedürfen nur einer Woche, um wieder zu Kräften zu kommen, und obgleich mehrere, die man so gut als aufgegeben hatte, hieher kamen, so ist doch, so viel mir bekannt, noch keiner gestorben. Es befinden sich auf dieser Station gegen 200 europäische Soldaten, von denen noch keiner ins Spital gekommen ist, obschon sie den ganzen Tag mit Straßenbau, Holzfällen u. s. w. beschäftigt sind. Einige, welche ziemlich kränklich aus dem niedern Lande hieher kamen, waren schon nach acht Tagen vollkommen hergestellt und bei trefflichem Appetit. Das Klima ist das ganze Jahr hindurch gleich gesund, obwohl es zuweilen ganze Monate hindurch regnet. Im December, Januar und Februar ist die Erde mit Reif bedeckt, und des Morgens fällt das Thermometer bis auf 28° Fahr. (— 1°, 87 R.). Weiße Ameisen und Insekten überhaupt sind sehr selten; Elephanten sind die einzigen großen Thiere dieses Bezirks, man findet sie in großer Anzahl, doch thun sie niemand etwas zu Leid. Das Fleisch erhält sich hier 10 bis 12 Tage lang frisch, und die hier bereiteten Schinken, so wie auch das Pökelfleisch, sind besser als das, was aus England kommt. Das Eisen rostet hier fast niemals, und Riegel und Thürangeln sehen aus, als ob sie eben erst angeschlagen worden wären.

Die Briefpost geht dreimal wöchentlich zwischen Colombo und Candy hin und her, und bis zum 1 Januar 1834 wird wohl eine Straße von Nevera-Ilia nach Candy fertig seyn, auf welcher Wagen fahren können. Die Entfernung beträgt 52 Meilen, die selbst jetzt nur für eine Tages-

*) Aus dem Schreiben eines brittischen Offiziers.

reise gerechnet werden. Auf allen öffentlichen Straßen der Insel findet man von 12 zu 12 Meilen Ruhehäuser für Reisende, von denen einige zum Theil mit Möbeln versehen sind und drei Familien aufnehmen können.

Heute am 30 August bin ich von Kopf bis zu den Füßen in Tuch gekleidet und trage Flanell auf dem bloßen Leibe; mein Zimmer ist sorgfältig verschlossen und ich kann kaum die Feder halten. Das Thermometer steht in diesem Augenblick auf 60° F. (12° 43 R.), und in 2 bis 3 Stunden wird es im Innern des Hauses 54° F. (9° 77 R.) zeigen. Morgens und Abends kann man nicht ohne Feuer seyn, und zwei wollene Decken des Nachts sind nicht zu viel.

Genüsse aller Art gibt es im Ueberflusse, nur mangelt es an Weide für das Vieh, da das hiesige Gras zu rauh ist; die englischen Gräser, mit denen jedoch nur ein kleiner Raum bebaut wurde, gedeihen jedoch vortrefflich. Zu Fort Macdonald, 13 Meilen von Nevera-Ilia, wo ein sehr mildes Klima herrscht, finden sich schöne Weideplätze, auch sollen dort alle indischen und englischen Gewächse sehr gut fortkommen.

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Strenge der Puritaner in Neu-England.

Diese Strenge zeigt sich nicht nur in den Sitten, sondern auch in den Gesetzen. Trunkenheit, Hazardspiele, Unzucht, Fluchen, Nichtbeobachtung des Sonntags sind Vergehen, welche in Massachusetts theils mit Gefängniß-, theils mit Geldstrafen belegt werden. Der in Neu-England herrschende Puritanismus übt seinen Einfluß auf beinahe alle Staaten der Union aus. So belegt das Strafgesetzbuch des Ohio den vertraulichen Umgang zwischen unverheiratheten Männern und Frauenzimmern mit Gefängnißstrafe. Ich habe zu Cincinnati einzelne Individuen zu dieser Strafe verurtheilt gesehen; sie wurden in einen ungesunden Kerker gesperrt, in welchen keine frische Luft einzudringen vermochte.

Zu New-York sind alle Hazardspiele, als Karten, Würfel, Billard an öffentlichen Plätzen, in Gasthäusern, Schenken und auf Packetboolen bei einer Strafe von 10 Dollars für die Haus- oder Schiffseigenthümer verboten. Jedes Individuum, das eine Summe Geldes in einem Hazardspiele gewinnt, hat den fünffachen Betrag der gewonnenen Summe als Strafe zu erlegen. Wer im Spiele oder durch Wetten eine Summe von 25 Dollars verliert oder gewinnt, wird eines Vergehens schuldig erklärt, und wenigstens um das Fünffache der verlornen oder gewonnenen Summe bestraft. Deßgleichen bestraft das Gesetz in diesem Staate alles Fluchen und Schwören; es verbietet den Verkauf gebrannter Wasser in der Nähe einer religiösen Zusammenkunft auf eine Entfernung von wenigstens zwei Meilen. Auch in Pennsylvanien bestehen ähnliche Gesetze. Trunkenheit wird theils mit Geld, theils mit Gefängniß bestraft; dem Wirthe, bei welchem das Vergehen stattfand, wird sein Patent entzogen. Ist ein Individuum als dem Trunke ergeben bekannt, so wird ihm, gleich einem Geistesschwachen, ein Pfleger gesetzt, und wer Wein oder Branntwein an ihn verkauft, wird um 10 Dollars gestraft.

Das weibliche Geschlecht in Amerika.

Der auffallendste Zug bei den amerikanischen Frauen ist ihre Ueberlegenheit über die Männer.

Vom zartesten Alter an widmet sich der Amerikaner den Geschäften; kaum kann er lesen und schreiben, so wird er Kaufmann. Der erste Klang, der zu seinen Ohren dringt, ist der des Geldes; die erste Stimme, die er vernimmt, ist die des Interesses. Mit der Geburt schon athmet er gewissermaßen eine industrielle Luft ein. Die ersten Eindrücke, die er empfängt, überzeugen ihn, daß das Geschäftsleben das einzige sey, welches für ihn paßt.

Ganz anders gestaltet sich das Loos des Mädchens; ihre moralische Erziehung währt bis zu dem Tage, an welchem sie sich verheirathet; sie erwirbt sich Kenntnisse in der Geschichte, in der Literatur. Im Allgemeinen erlernt sie eine fremde Sprache (meist französisch); sie versteht etwas von der Musik; ihr ganzes Leben ist intellektuell.

Diese so unähnlichen jungen Leute beider Geschlechter vereinigen sich dereinst durch eine Heirath. Der Mann folgt dem Laufe seiner Gewohnheiten, und bringt seine Zeit entweder auf der Börse oder in seinem Magazine zu. Die Frau, welche von dem Tage ihrer Vermählung vereinzelt dasteht, vergleicht das reelle Leben, welches ihr zu Theil ward, mit der Existenz, von der sie träumte. Da von dieser neuen Welt, welche sich ihr öffnet, nichts zu ihrem Herzen spricht, so nährt sie sich von Luftbildern und liest Romane; es lächelt ihr wenig Glück, sie wird fromm und liest Predigten. Hat sie Kinder, so lebt sie unter diesen, und pflegt und liebkost sie. Auf solche Weise fließen ihre Tage dahin. Am Abend kommt ihr Mann nach Hause; er ist sorgenvoll, unruhig, von Anstrengungen erschöpft; er überbringt der Frau *die* Früchte seiner Arbeit, und träumt von den Spekulationen des folgenden Tages. Er setzt sich zum Mittagessen und gibt kein Wort von sich; die Frau weiß nichts von den Geschäften, welche seine Seele ausfüllen; so kommt es denn, daß sie selbst in Gegenwart des Mannes noch vereinzelt dasteht. Der Anblick seines Weibes, seiner Kinder vermag den Amerikaner nicht der positiven Welt zu entreißen, und so selten gibt er derselben ein Zeichen seiner Liebe, seiner Zärtlichkeit, daß man denjenigen Familien einen Spottnamen gibt, in welchen der Mann nach seiner Heimkehr seine Frau und Kinder umarmt; man nennt sie: the kissing families (küssende Familien). In den Augen des Mannes ist die Frau keine Gefährtin, sondern eine Handelsgenossin, die das von ihm durch den Handel gewonnene Geld für seine Wohlfahrt theilweise wieder ausgibt.

Aus der sitzenden und zurückgezogenen Lebensweise der amerikanischen Frauen und aus den klimatischen Verhältnissen erklärt sich die physische Schwäche ihres Geschlechts. Sie verlassen das Haus selten oder nie, machen sich keine Leibesbewegung, leben von leichter Nahrung und haben meist viele Kinder; es darf daher nicht verwundern, wenn sie vor der Zeit alt werden und jung sterben.

Solche Gegensätze bildet das Leben beider Geschlechter in Amerika; das der Männer ist bewegt, abenteuerlich, beinahe fieberhaft, das der Weiber traurig und eintönig. Gleichförmig verfließt es bis zu dem Tage, wo der Mann seiner Frau ankündigt, daß er Bankerott gemacht habe. Dann wird aufgebrochen, und dieselbe Existenz anderswo aufs Neue begonnen.

Jede amerikanische Familie schließt daher zwei wesentlich verschiedene Welten in sich: die eine ist ganz materieller, die andere ganz moralischer Natur. Wie innig auch das Verhältniß seyn mag, das beide Gatten vereinigt, stets bemerkt man die Schranke, welche den Körper von der Seele, die Materie von der Intelligenz scheidet.

Wer ein Mädchen verführt, geht dadurch die Verpflichtung *auf* sich, sie zu heirathen. Unterläßt er dieß, so erfährt er allenthalben die Mißbilligung der Welt, und wird aus jeder Gesellschaft zurückgewiesen.

Wenn in England ein junger Mensch der Aristokratie ein Mädchen des Mittelstandes verführt, so macht dieß wenig Aufsehen, und die große Welt verzeiht ihm leicht den Schaden, den er in der untern Klasse angerichtet hat. Ganz anders verhält es sich in einer Gesellschaft, wo alle Stände gleich sind, und sich kein Rang über den andern erhebt.

Selten legen in diesem Fall die Eltern den Mädchen etwas in den Weg; höchstens machen sie einige Einwendungen, die jedoch durch eine kleine Beständigkeit bald überwunden werden. Die Gesellschaft würde einen Vater sehr tadeln, der den Wünschen seines Kindes längere Zeit widerstände. Man darf jedoch ja nicht wähnen, es sey in diesem Lande der Freiheit die väterliche Gewalt sehr beschränkt; das Gesetz gibt den Eltern das Recht der Enterbung im weitesten Sinn; allein sie machen unter solchen Umständen keinen Gebrauch davon, weil die Gebräuche und Sitten mächtiger sind als die Gesetze, und erstere die freie Wahl bei den Heirathen beschützen.

Zuweilen findet man junge Leute, welche vermöge eines großen angeerbten Vermögens und einer feinen Erziehung sich in Intriguen und Galanterien einlassen; sie sind jedoch ihrer zu wenige, um schädlich zu seyn, und fällt es ihnen je bei, den Frieden einer Haushaltung zu stören, so verbündet sich die ganze amerikanische Gesellschaft gegen sie, um den gemeinschaftlichen Feind zu vernichten. Hieraus erklärt es sich auch, warum unverehlichte Amerikaner, welche Vermögen haben, selten in den Vereinigten Staaten bleiben, vielmehr lieber nach Europa gehen, wo sie intellektuelle Männer und verdorbene Weiber genug finden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 135. 15 Mai 1835.

Ueber die

Verwendung der Neger als Soldaten in Westindien.

(Nach Dr. Fergusson.)

Eine nothwendige Folge der Freilassung der Sklaven besteht darin, daß sie künftig die Ackerbauer und Milizsoldaten des Landes seyn werden. Ein Kind der tropischen Sonne, ist die physische Tauglichkeit des Negers zum Kriege in einem solchen Klima ausgezeichnet, seine moralischen Eigenschaften erfordern genauere Erwägung: er ist gutmüthig, seinen Führern ergeben, gelehrig, liebt den Glanz und Flitter militärischer Paraden, und hat in dieser Hinsicht Alles, um einen guten Soldaten aus ihm zu machen; auf der andern Seite ist er unbeständig und sinnlich, ohne die nöthige Festigkeit und Ausdauer, und leicht durch Schwierigkeiten und Unfälle entmuthigt. Vor europäischen Soldaten verdient er für den westindischen Dienst vielfach den Vorzug: er weiß seinen Unterhalt viel leichter sich selbst zu verschaffen, ist einfach im Essen, an das Klima gewöhnt, darum gesund, zufrieden und stets diensttauglich. Obwohl sinnlich, ist er selten ein Trunkenbold, und selbst die britischen Rumportionen, die man unklugerweise auch ihm verabreichte, so wie böses Beispiel, konnten ihn nur selten verderben, denn die Negerstämme sind unter allen Menschenracen am wenigsten der Trunksucht ergeben.

So zeigten sich bisher die Neger-Soldaten in den englisch-westindischen Regimentern. Ob man sie je dahin bringen wird, das Feuer einer Batterie auszuhalten, ist sehr die Frage; man kann sie zum Angriff führen, denn sie besitzen, wie alle Wilden, thierischen Muth, aber den Muth des Verstandes muß man nicht von ihnen verlangen. In einem Wald- und Gebirgskriege, wo sie das Klima für sich haben, werden sie sicherlich eine europäische Truppenzahl zu Grunde richten, vor der sie im offenen Felde gewiß nicht Stand halten würden. Unter irgend einer Form müssen indessen die schwarzen Truppen den Hauptdienst in Westindien verrichten, besonders was die innere Sicherheit des Landes betrifft, wenn nicht die europäischen Soldaten oft nach einem Jahre schon hinsterben sollen. Die Fähigkeit des afrikanischen Negers *) für den westindischen Dienst ist ausgezeichnet: durch eine wundersame Idiosynkrasie scheint er gegen endemische Fieber wie gefeit: Sumpfmiasmata, welche den europäischen Soldaten unfehlbar zu Grunde richten, sind für ihn kein Gift; die warmen, feuchten, niedern Seegestade, wo sich verderbliche Ausdünstungen erzeugen und anhäufen, sind ihm in jeder Hinsicht angemessen, er lebt gerne daselbst, und findet Leben und Gesundheit darin, während die Luftzüge auf den Berghöhen, wo der Weiße allein Sicherheit gegen tropische Krankheiten findet, seinem ganzen Wesen zuwider sind; wird er dahin versetzt, so wird er von Schmerzen auf der Brust und in den Eingeweiden befallen, die meist tödtlich sind. Hieraus geht schon hervor, wo man sie, und wo man europäische Truppen einquartiren muß. Bei Aufständen und Unruhen im Innern, wo Wälder und Sümpfe durchsucht werden müssen, ist der Negersoldat an seinem Platze, und er ist allein im Stande, den Feind, der seine eigene Farbe trägt, in den Wildnissen Westindiens zu verfolgen und einzuholen. Der europäische Soldat, schon physisch unfähig hiezu, wird bald hinfällig und stirbt, wenn die Anstrengung vorüber ist, an den Folgen der Hitze, welcher er ausgesetzt war, und den endemischen Krankheiten, deren Keim er während dieser Art von Kriegführung eingesaugt.

Man hat bisher den groben Fehler begangen, den uncivilisirten Afrikaner, wie er aus seinen heimischen Wäldern kam, plötzlich in einen englischen Soldaten umwandeln zu wollen, und hat ihn in eine volle Uniform gesteckt, die Schuhe nicht zu vergessen, die ihn wenigstens auf ein Jahr lahm und dienstuntauglich machten. Seine Eßlust und seine Verdauungsorgane sollten sich gleichfalls plötzlich an seinen neuen Stand gewöhnen, denn statt vegetabilischer Nahrung, an die er sein Leben lang gewöhnt war, lieferte man ihm gesalzenes Fleisch und Rum; er sollte in einer Kaserne wohnen, wo die Sonne, unter der er geboren war, und in deren Strahlen er lebte und sich wohl fühlte, sein Antlitz nicht bescheinen sollte, als zu den bestimmten Stunden der Morgen- und Abendparade; er sollte aufhören zu arbeiten, und dadurch den Gebrauch seiner einzigen stets besessenen Fähigkeiten, nämlich den seiner Hände und Füße verlieren. Die schwarzen Truppen sind nicht so gesund, als ihre halbnackten Brüder auf einer gut eingerichteten Plantage, und das ist nicht zu verwun-

*) Es ist nämlich zu bemerken, daß bis zur Emancipation die schwarzen Truppen nur aus afrikanischen Negern, nicht aus ehemaligen westindischen Sklaven oder Negerkreolen bestanden, welche letztere künftig zu Soldaten genommen werden sollen.

dern, wohl aber, daß sie bei dem rohen Experiment und der unnatürlichen Lebensweise, zu der man sie verdammte, nicht in großer Anzahl durch Krankheiten hingerafft wurden. Um aus den Negern tüchtige Soldaten zu machen, muß man sie statt der trägen Ruhe in den Kasernen angemessen beschäftigen, damit Seele und Leib wieder Gesundheit erlangen; man darf ihnen nicht die Ration eines englischen Soldaten, namentlich keinen Rum geben, sondern muß ihnen zu ihrem und des Staats Vortheil eine wohlfeilere, reichlichere Pflanzenkost liefern; man braucht nicht mehr mit ungeheuern Kosten und zur geringen Bequemlichkeit der Schwarzen Kasernen zu unterhalten, sondern soll sie allenthalben anhalten, sich selbst Hütten zu bauen, *) was sie zum Krieg in Wäldern und Bergen vortrefflich vorberreiten würde. Der Neger muß der Jäger und Schanzarbeiter in Westindien seyn, dazu ist er ausnehmend geeignet, während der europäische Soldat ohne fast gewisse Lebensgefahr weder das eine, noch das andere seyn kann.

Das Schicksal der weißen Truppen läßt sich in wenig Worten schildern, denn es ist stets dasselbe; sie landen, stürmen die Batterien mit fast unwandelbarem Erfolg, und dann — darf man den Sieg feiern mit dem Begräbniß der Sieger, denn zwölf Monate nachher findet man nicht den zehnten Theil mehr am Leben. Fast alle westindischen Festungswerke sind nahe an der See, im Hintergrunde von Baien u. dgl. angelegt, um dem Handel sichere Häfen zu geben. Hier können die Weißen nicht leben. **)

Der volle Sold und die Rationen eines englischen Soldaten sind an den Neger weggeworfen: der erste ist viel zu groß, die zweiten seinen Bedürfnissen durchaus unangemessen, denn etwas Nachtheiligeres als ein Pfund gesalzenes Fleisch, ein Pfund Zwieback oder auch Brod und Rum läßt sich kaum denken: eine solche von England aus gesendete Ration kostet nicht weniger als 2½ Sch. (1 fl. 30 kr.) und mit Transport, Magazinirung, Verlust u. s. w. vielleicht das Doppelte, was an den Neger rein weggeworfen ist, denn mit dem zehnten Theil lebt er weit besser.

*) Sie sind im Hüttenbauen so erfahren, und es entspricht so sehr ihren Gewohnheiten, daß z. B. bei einem neuerlichen Orkan in St. Lucia, als sämmtliche Kasernen mit Ausnahme des Magazins vom Sturme niedergeworfen und die Trümmer fortgerissen wurden, ein schwarzes Regiment innerhalb 24 Stunden nicht nur sich selbst Schutz gegen das Unwetter verschaffte, sondern auch den europäischen Offizieren und Soldaten. Ein Vortheil dieser Hütten für den Neger besteht auch noch darin, daß er seine Frau bei sich haben kann, denn der Neger ist kein Freund der Ehelosigkeit, und kann in diesem Punkte nicht zu der gleichen Entbehrung angehalten werden, wie der europäische Soldat; auch ist die gleich dem Manne abgehärtete und weit minder indolente Frau kein Hinderniß im Lager, vielmehr sehr nützlich; sie ist der Lastträger, der Fouragier, der Koch und die Wäscherin des Mannes. Man hat in St. Domingo die Erfahrung gemacht, daß die Truppen munter und willig, oder unzufrieden waren und auszureißen suchten, je nachdem die Weiber im Lager sich befanden oder nicht.

**) Während die Engländer St. Domingo besetzt hielten, also während vier Jahren, starben nicht weniger als 628 Offiziere, die gemeinen Soldaten in noch viel größerm Verhältniß. Die Vernichtung der französischen Armee, welche St. Domingo wieder erobern sollte, ist nach allem diesem auch kein Räthsel mehr.

Die ganze Ausgabe für einen Negersoldaten darf monatlich sechs Dollars (etwas über 15 fl.) nicht übersteigen, und das ist noch eine sehr reichliche Bezahlung, denn jeder Offizier, der in Ostindien war, weiß, daß der schwarze Hausbediente sich gegen Vergütung von zwei Dollars monatlich verköstigt, und ein wohlgenährter Plantageneger kostet auch nicht so viel. Der Neger war nie gewöhnt, Salzfleisch dem Pfunde nach zu verzehren, er braucht minder concentrirte, mehr den Magen füllende Nahrung, und diese findet er leicht in den einheimischen Pflanzen, den Yamswurzeln, süßen Kartoffeln, Cassava u. dgl.; würzt er diese mit etwas gesalzenem Fisch oder Fleisch, das nie mehr als ein Viertelpfund seyn darf, so hat er ein wahrhaft epikureisches Mahl. Liefert man ihm im Felde, wo er von allen seinen Märkten ferne ist, ein Viertelpfund gesalzenes Fleisch nebst einer vollen Ration Reiß, und allenfalls Cacaobohnen und Zucker zum Frühstück, dann sind alle seine Bedürfnisse befriedigt.

Was die Kleidung betrifft, so muß sie leicht seyn, und der Neger eine Decke für die Nacht haben, dann ist Alles genügend; die Farben kann man für den sinnlichen Neger nicht zu hell wählen. Die jetzige Kopfbedeckung der westindischen Truppen wiegt zwei Pfund, ist heiß und schwer, und besteht aus Stoffen, welche Hitze und Feuchtigkeit einsaugen. Diese erhitzende Last auf dem Kopf ist wahrscheinlich eine starke prädisponirende Ursache der tropischen Fieber, die, wie sich bei Sektionen ergab, ihren Grund in Inflammationen des Gehirns hatten. Man sollte die Kopfbedeckung wo möglich aus Korkbaumrinde machen, welche die Hitze nicht leitet, und keine Feuchtigkeit durchläßt. *) Auch könnten sie aus dem einheimischen zartgespaltenen Bambus gefertigt werden, den man zu Korbarbeiten braucht; jedenfalls aber müßten sie mit gefirnißter Leinwand überzogen werden, damit sie die Strahlen der Sonne zurückwirft. Die Frage über die Fußbekleidung ist noch wichtiger: wenn man auch dem in Reih und Glied marschirenden Soldaten, der sich die Stelle, wo er hintreten will, nicht auswählen kann, eine Fußbedeckung geben muß, so ist auf der andern Seite gewiß, daß die gewöhnlichen Schuhe für den Fuß des Negers nicht passen; dieser ist platt, dünn und die Zehen weit ausgespreizt. Eine offene Sandale, welche die Sohle schützt und den Zehen völlige Freiheit läßt, ist alles was der Neger braucht und tragen kann; die Schuhe sollten für immer verbannt werden, denn so wie sie der Neger anlegt, so ist die Bewegung an der Fußbiege gehindert, er geht vermittelst der Kniebiege, und schleppt den Fuß wie ein todtes Gewicht nach. Die Negerarmee auf St. Domingo hatte nicht Einen Schuh im Vermögen, und es war das barfüßige Negerregiment Bourbon auf Barbados, das im Jahre 1816 bei dem Sklavenaufstand die Insurgenten zuerst überfiel, und, was die Schnelligkeit betrifft, die andern Truppen alle überholte.

Aus dem Obigen wird man ohne Mühe abnehmen, daß in der verständigen Verwendung der Neger zum Soldaten England ein Mittel in der Hand hat, seine Kolonialherrschaft zu sichern, und dem Staate Menschenleben und Schätze zu erhalten. Doktor Ferguson schließt seine Abhandlung mit folgenden Worten: „so

*) Trotz der Leichtigkeit können sie doch einen Säbelhieb abhalten.

ein mittelmäßiger Soldat der Neger in Vergleich mit dem Europäer seyn mag, so unüberwindlich ist er in seinen heimischen Wildnissen, und wer ihn dort aufsucht, wird ein unrühmliches Ende finden. Zeuge dessen ist St. Domingo, wo die schönste Armee Frankreichs nach einem Jahre zu Grunde gerichtet war; jeder Versuch, dieß schöne Land mit einer andern Truppe als mit einer Negerarmee zu erobern, wäre ein eitler Kampf gegen feindliche Elemente. Möge England diese Macht gehörig pflegen und weise verwenden, sonst kann sie sich gegen uns selbst kehren, und die Herrschaft vernichten, zu deren Erhaltung sie berechnet war. Es widerspricht aller Kenntniß des Negernaturells, wenn man glaubt, er werde nach Vollendung der Emancipation ein geordneter, fleißiger Landbauer werden. Sein Paradies liegt in der Abwechslung von Indolenz und heftiger Aufregung, nicht in den Genüssen einer nüchternen Industrie, und für ein solches Naturell hat das militärische Leben unwiderstehliche Reize. Ihn zu bezwingen wird schwer seyn, ihn zu einer Arbeit wie früher zu bewegen, unmöglich; das Waffenhandwerk allein kann seine Seele fesseln, und wenn man die Soldaten aus nahezu einer Million Menschen wählen kann, welche Nation, die noch Sklaven hat, *) wird es wagen, das Land der freien Negersoldaten anzugreifen, wenn diese von englischen Offizieren befehligt, und nach englischer Kriegsordnung organisirt sind. Die Herrschaft des tropischen Amerika beruht von nun an in der Kraft des emancipirten Sklaven, und diese Herrschaft ist der Preis desjenigen Landes, das diese Macht am besten zu gebrauchen versteht."

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Von den Lagunen in der Provinz Chiquitos erhebt sich das Land in der Sierra Agoapehy, dos Pariçys, do Pary, wo der Paraguay aus den Sette Lagoas (7 Seen) entspringen soll, und eine schwache Wasserscheide zieht sich hinab zur Sierra do Sacco; dieser Halbkreis schließt den Oberlauf des Paraguay und seiner Zuflüsse ein. Ganz getrennt von der Sierra do Sacco steht die Sierra Galhano, aber näher dem Paraguay, und zwischen diesen beiden findet sich eine ziemlich seltsame Wasserscheide **) zwischen den Gewässern, die dem Paraguay und die dem Parana zufließen. Im Süden des erwähnten Halbkreises liegt der See Xarayes, ***) der in der Regenzeit auf beiden Seiten des Flusses auf mehr als hundert Meilen sich ausdehnt. Der Strom fließt in einer schmalen Furche von unbeträchtlicher Tiefe gerade gegen Süden durch die niedrigen Pampas, *) und vereinigt sich bei Corrientes mit dem Parana. Das Quellland dieses letztern Flusses, das aus einer Menge Gebirgsausläufern besteht, reicht hinauf bis zum 16° S. B., und sein linkes Ufer ist mit Ausnahme des Landstrichs zwischen den Zuflüssen Rio Grande und Tiete, und einiger andern Strecken sehr uneben bis hinab zum Einflusse des Rio Ugnazu; tiefer unten aber, kurz vor der Einmündung des Paraguay, befindet sich eine ungeheure Lagune, Caracares genannt, die ein wahrer Seitenausbruch des Stroms, und um so merkwürdiger ist, als einige Ausflüsse derselben tiefer unten, theils in den Parana, theils aber auch in den Uruguay fallen.

Die Configuration des Landes östlich von Paraguay in Bezug auf den Flußlauf ist überhaupt ziemlich seltsam. Von der Südspitze der Provinz Montevideo, nämlich von Maldonado an, steigt ein schwacher Landrücken mit unbedeutenden Krümmungen aufwärts bis $28\frac{1}{2}°$ S. B., und wendet sich dann plötzlich ostwärts im rechten Winkel gegen das Meer, weßhalb er auch in seinem weitern Verlaufe Sierra do Mar genannt wird. Westwärts von diesem Landrücken fallen alle Gewässer so ziemlich unter rechten Winkeln in den Uruguay, der unter 28° S. B. in einer Entfernung von nur einem halben Grade vom Meer entspringt, und bis zu seinem Ausfluß in den la Plata einen Bogen von 60 Graden beschreibt. *) Einen zweiten Bogen über dem ersten oder vielmehr einen Halbkreis beschreiben der Rio Ugnazu und der Parana. Dieselbe Richtung wie der Ugnazu halten der Ivahy, der Paranapanema, der Tiete und Rio Para ein, die alle von Osten nach Westen laufen, und in geringer Entfernung vom Meere entspringen. Die obengenannten Flüsse sind in der Richtung von Süden nach Norden angegeben; die welche weiter nordwärts, theils von der rechten, theils von der linken Seite in den Parana fallen, gehören zu dessen oberem Lauf, wo er noch nicht einmal seinen spätern Namen führt: die bedeutendsten sind von Ost nach West der Rio das Velhas, Paranahyba, Curumba, Turvo; die Quellen sind in den Montes Pireneos, ostwärts von Villaboa, der Hauptstadt der Provinz Goyaz.

Der Ober- und Unterlauf des Paraguay, Parana und Uruguay sind durch kleine Bergzüge von verschiedener, doch nirgends bedeutender Höhe geschieden, und dieß ist das Hauptunterscheidungszeichen des Landes und der Gewässer im Gegensatz gegen das westliche Ufer wo die Ebenen vorherrschen, und eine zahllose Menge von Seen sich finden, die oft in der Regenzeit sich in ein unermeßliches Binnenmeer vereinigen. Dieß ist auf der Ostseite des Parana und Paraguay nicht der Fall, aber dennoch sind die Erhebungen und südlichen Ausläufer des Brasilien durchziehenden Gebirges ohne Vergleich in Betracht der Thalbildung unbedeutender als die gegen Norden, wo langgestreckte, obwohl hinsichtlich der Erhebung gleichfalls unbedeutende Gebirgsarme

---

*) Aus dieser Anspielung geht deutlich hervor, daß man mit der Negeremancipation hauptsächlich den Vereinigten Staaten einen Streich versetzen wollte, denn die Pflanzer blickten sehnsüchtig nach diesem Lande, das ihnen Schutz für ihren Sklavenbesitz anbieten konnte, und vielleicht eventuell anbot.

**) Die Quellflüsse des Tacoary und Vermelho fließen parallel mit einander von der Sa. do Sacco und Sa. Galhano herab, wenden sich aber dann plötzlich, die ersten nordwestlich, die andern südöstlich. Doch muß das Land hier ziemlich hoch liegen, denn der Rio Vermelho hat auf seinem nicht langen Lauf zum Parana viele Katarakten.

***) Einige neuere Karten führen ihn nicht mehr auf, sondern die einzelnen Seen.

*) Auf einer Strecke von 200 g. Meilen hat der Strom kaum 500' Fall.

*) Es durchbricht, die Sierra do Mar umgehend, das Land gerade wie im Norden der San Francisco und Tocantins.

mächtige Stromgebiete einschließen, und ihre Gewässer dem riesenhaften Marañon zuführen.

Ehe wir aber zu diesem größten aller Stromgebiete kommen, wollen wir noch einen Blick auf die Ostküste werfen, in so weit sie nicht zu demselben gehört. Der Parana und Uruguay bilden vereint den La Plata, der mit seiner ungeheuren Breite (22 geogr. Meilen) mehr einer Meeresbucht als einem Strome gleicht. Indeß scheint auch das Meer an der Bildung dieser ungeheuren Mündung seinen großen Antheil gehabt zu haben, denn die Wassermasse, die dem La Plata, namentlich durch den Parana zugeführt wird, ist verhältnißmäßig, das heißt im Vergleich mit dem Orinoko und Marañon, nur unbedeutend zu nennen; da der Parana so wenig tief ist, daß die Schifffahrt schon bei der Stadt Buenos-Ayres auf Schwierigkeiten stößt. La Plata ist mehr als ein Liman oder negatives Delta anzusehen. Das Land von diesem Liman aufwärts zerfällt in fünf hinsichtlich des Laufs der Gewässer sehr verschiedene Theile.

Der erste geht von der Südspitze von Maldonado bis zum 29° S. B. und westwärts bis zum 57° W. L. Alle Gewässer dieses Landstrichs fließen in zwei große Lagunen zusammen, die La. Mirim und die La. dos Patos, von denen sich die erstere in die letztere durch den Fluß Gonzalez ergießt, und von dieser führt der Rio Grande de San Pedro ins Meer: er wird gleichfalls unter den Flüssen aufgezählt, ist aber eigentlich nur die Mündung der Lagune. Die bedeutendsten Flüsse des Landstrichs sind von Süden her der Rio Sabopty, von Westen her der Camapuam, von Norden der Rio Jacuy. Der Charakter der ganzen Landschaft ist also eine muldenförmige Vertiefung.

Die zweite Abtheilung erstreckt sich vom 29° bis zur Stadt Santos unter 24° S. B. Hier streicht die Sierra do Mar in so geringer Entfernung vom Ufer hin, daß sich keine bedeutenden Flüsse bilden, und die Quellen des gegen Westen fließenden und in den Paraguay fallenden Tiete nur wenige Meilen von der Ostküste des Kontinents entfernt sind.

Die dritte ist die längste, denn sie geht von 24° bis 11° S. B. Hier entfernt sich die Hauptkette auf ungefähr $4^1/_2$° oder zwischen 60 und 70 Meilen von der Küste, und sendet in ihrem fast gerade gegen Norden gerichteten Laufe eine Menge kleiner Ausläufer *) gegen Osten, weßhalb das Land sehr hügelig ist. Auch hier bildet sich kein großes Stromsystem, sondern eine bedeutende Anzahl kleinerer Stromthäler, die von Süden nach Norden gezählt, folgende sind: das des Parahyba, das R. Doce, R. Gr. do Belmonte, R. Patype, de Contas, Pernagnagu, Itapicuru und Wazabarris; alle diese entspringen im Hauptgebirge, eine unzählige Masse kleiner Flüsse aber entspringen in den Verästungen desselben, und fallen ins Meer, ohne sich mit einem der größern zu vereinigen.

Diese dritte Abtheilung scheint ganz den Uebergang zu bilden von der zweiten zur fünften; weder in der zweiten noch dritten bildet sich, wie schon bemerkt, ein großes Stromsystem, und noch weit weniger in der fünften. Die vierte Abtheilung aber, welche nur eine Breite von 20 bis 25 Meilen hat, unterbricht diese mehr nach Außen gewölbte, als gegen die Mitte eingesenkte Formation, denn auf einmal öffnet sich wieder das innere Land. Die bisherige Sierra do Mar, die freilich vom Meere schon ziemlich entfernt war, aber doch immer noch das innere Land von der Küste scharf gesondert hielt, läuft mit einem Mal aus, und das innere Land öffnet sich gegen das östliche Meer. Wie der Uruguay im Süden, so bildet der San Francisco hier einen großen Bogen, sein Lauf beträgt etwa 300 Meilen, und er fließt in einem verhältnißmäßig schmalen lang gestreckten Thal von nicht mehr als 10 bis 20 Meilen Breite. Dieses Vorbrechen eines Stroms aus dem innern Lande, dieses Umgehen der vorliegenden Erhebungen des Landes, wie der San Francisco in viel auffallenderer Weise als der Uruguay es darbietet, wiederholt sich später, und ist ein interessanter Zug in dem Baue des Landes.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch liegt auf einem derselben gerade die höchste Erhebung der ganzen Kette, der Itambe.

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Nachsicht mit dem Bankerott.

Ich glaube nicht, daß in irgend einem Lande größere kommerzielle Wohlhabenheit herrscht, als in den Vereinigten Staaten, und dennoch gibt es bei keinem Volke der Erde so viele Bankerotte. Diese Erscheinung hat zwei Hauptursachen: Eines Theils befindet sich der Handel der Vereinigten Staaten in den günstigsten Verhältnissen, die man sich nur denken kann; ein unermeßlicher, überaus fruchtbarer Boden; riesenhafte Flüsse, welche natürliche Kommunikationsmittel bilden; zahlreiche und wohl angelegte Häfen; ein Volk voll Unternehmungsgeist, das der Genius des Seewesens belebt — alle diese Umstände vereinigen sich und machen aus den Amerikanern ein Handelsvolk: dieß sind die Ursachen seines Reichthums. Allein eben deßhalb, weil der Erfolg so wahrscheinlich ist, verfolgt man ihn auch mit einer ungezügelten Hitze. Der Anblick eines rasch entstandenen Glückes berauscht den Spekulationsgeist, der blindlings diesem Ziele nachläuft, und hierin liegt die Ursache des Verderbens. Alle Amerikaner treiben Handel, weil Alle darin ein Mittel sehen sich zu bereichern: die meisten machen Bankerott, weil sie sich zu schnell bereichern wollen. Einige Zeit nach meiner Ankunft in Amerika befand ich mich in einem Cirkel, der die Auswahl der Gesellschaft in einer der größten Städte der Union umfaßte. Ein Franzose, der seit längerer Zeit hier lebte, flüsterte mir zu: „Hüten Sie sich ja von den Bankeruttiers Uebles zu sagen.“ Ich folgte seinem Rathe und that wohl daran, denn unter all den reichen Leuten, denen ich vorgestellt wurde, war nicht ein Einziger, der nicht ein- bis zweimal in seinem Leben Bankerott gemacht hatte, ehe er reich ward.

Da alle Amerikaner Handel treiben, und beinahe Alle mehr oder weniger häufig fallirt haben, so folgt hieraus, daß man sich in den Vereinigten Staaten nicht viel aus den Bankerotten macht. Die Nachsicht gegen Bankeruttiers rührt erstens daher, weil dieß ein allgemeines Unglück ist, zweitens aber auch daher, weil man sich so leicht wieder erheben kann. Daher besteht in den Vereinigten Staaten auch kein Gesetz, welches den Bankerott bestraft. Wahlmänner und Gesetzgeber sind Kaufleute und dem Falliren ausgesetzt. Gegen die allgemeine Sünde will man keine Strafe verhängen, und selbst wenn es ein Gesetz gäbe, würde es beinahe nie vollzogen werden. Das Volk macht die Gesetze durch seine Vertreter; es vollstreckt sie, oder verweigert ihre Vollstreckung in den Tribunalen, wo es durch die Jury vertreten wird. Unter diesen Verhältnissen wird der amerikanische Handel gegen Betrug und übeln Willen durchaus nicht geschützt. Jeder kann Handel treiben ohne ein Buch zu führen. Es gibt keine legale Unterscheidung zwischen dem Kaufmann, der Unglück hat, und zwischen dem Bankeruttier, der ein Betrüger oder Verschwender ist. Alle Handelsleute sind dem gemeinen Rechte unterworfen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 136. 16 Mai 1835.

Vanikoro.

(Aus Dumont d'Urville's Voyage pittoresque autour du monde.)

Die Gruppe von Vanikoro wurde zuerst im Jahre 1788 von La Perouse entdeckt, der diese Ehre theuer bezahlte, denn bekanntlich scheiterte sein Schiff an den Korallenriffen derselben; im J. 1791 sah Edwards sie wieder, und nannte sie die Pitts-Insel. Im Mai des Jahres 1793 fuhr d'Entrecasteaux, der zur Aufsuchung von La Perouse mit der Recherche und Esperance ausgesendet worden war, in einer Entfernung von 12 Meilen vorüber, und gab ihr den Namen seines Schiffs. Später kamen im J. 1823 die Coquille unter Kapitän Duperrey, dann Dillon, hierauf d'Urville, und endlich Hr. Le Goarant.

Die Gruppe besteht aus zwei Inseln von ungleicher Größe, die von einem Korallenriff von etwa 36 Meilen im Umfang umgeben sind. Hr. d'Urville ließ der größern den Namen Recherche, und nannte die kleinern nach dem bedeutendsten Dorfe Tevai; die erstere hat 30, die letztere nicht über 9 M. im Umfang. Nach den Beobachtungen des Astrolabe liegt der Hafen von Ocili unter 11° 40′ S. B. und 164° 31′ O. L. (von Paris): beide Inseln sind von den Ufern bis zu den Bergspitzen im Innern mit Waldungen bedeckt: der höchste Punkt, der Berg Kapogo, hat 474 Toisen Höhe, und man sieht ihn in einer Entfernung von 20 Meilen. Außer den beiden Hauptinseln finden sich noch einige kleine, die nicht über 500 Toisen im Umfang haben: die eine derselben in der innern Bai heißt Maneval, nach dem sie bewohnenden Stamm, die andere, Narunha, liegt auf der Ostseite der Gruppe.

Die Brandung, welche die ganze Gruppe umgibt, ist nur an der Ostseite auf einer Strecke von acht Seemeilen unterbrochen; auch auf andern Punkten sind mehr oder minder enge Durchfahrten, in denen man bis 40 Klafter Tiefe findet, aber mit zahlreichen Korallenmassen, die oft bis auf 10 Fuß unter dem Wasserspiegel emporsteigen. Ein zweites ans Ufer anstoßendes Riff läuft rings um die Inseln, und macht die Landung der Kanots schwierig. Ocili und Payou sind die einzigen bekannten Punkte, wo ein sandiges Ufer die Anfahrt erleichtert.

Eine schwache und elende Bevölkerung von nicht mehr als 1500 Seelen bewohnt diese fruchtbaren Inseln, deren Küsten bloß bis höchstens auf eine Meile vom Ufer bebaut sind, denn das Innere ist ein unermeßlicher, undurchdringlicher Wald. Der Taro, Yamswurzeln, Bananen und der Kava werden von den Eingebornen am sorgfältigsten angebaut. Diese sind meist klein, mager, schmächtig, ihre Haut ist schwarz, ihre Physiognomie unangenehm. Die unmäßige Höhe der Stirne und ihre Verengerung um die Höhe der Schläfe gibt dieser Race ein wunderliches wildes Aussehen. Holzstücke oder Muscheln in dem Nasenknorpel verschönern ihre Stumpfnase keineswegs. Sie sind fast sämmtlich sehr gelenkig, geschmeidig und behend, doch sah man auch Leute sich hinschleppen, die mit Aussatz und Geschwüren behaftet waren. Die Weiber sind wo möglich noch häßlicher, und dennoch zeigen sich die Männer sehr eifersüchtig, und stellen sie nur äußerst ungern den Blicken der Fremden zur Schau. Ihr durch Kindersäugen frühzeitig angegriffener Busen hängt häßlich herab, und sie beschleunigen dieß noch, indem sie den Hals mit einer Art Gürtel zuschnüren. Die Kleidung der Männer beschränkt sich meist auf einen Gürtel aus Hibiscusfasern oder geflochtenem Palmgras, woran ein kleines Stück Tuch hängt; die Kleidung der Weiber ist dieselbe, nur reicht die Schürze bis auf die Kniee. Beide Geschlechter schlagen, wenn sie sich besonders putzen wollen, die Haare zurück, und wickeln sie in ein Stück Zeug, das in Form eines langen Sacks hinabhängt. Männer und Weiber überladen die Ohren und manchmal auch die Nase mit einer Menge von Ringen aus Schildpatt; auch tragen sie Bracelette, die aus sehr kleinen Scheiben von Muscheln und Kokosnußschalen geflochten sind, und worauf sie einen großen Werth setzen.

Die Vanikoroer kauen viel Betel, was ihnen die Zähne abscheulich verdirbt, und bauen zu dem Ende auch Pfeffer oder Kava, denn dessen Gebrauch als geistiges Getränk ist ihnen unbekannt. Eine kleine eiselirte und mit einem Holzpfropf geschlossene Kalebasse enthält den in sehr feinen Staub verwandelbaren Kalk; die Arekanüsse und der Betel sind in zwei kleinern Säcken. Sie kennen das Tättowiren durch Nadelstiche, wenden es aber nur auf dem Rücken an, wo sie Fische, Eidechsen und Wolfszähne abbilden; indeß ist die Tättowirung wegen der Schwärze ihrer Haut kaum sichtbar. Die Nahrung dieser Insulaner besteht aus Fischen, Schildkröten, Schnecken, Taro, Kokosnüssen, Bananen und einer Art süßer Kartoffeln; auch haben sie zwei Arten Brodfruchtbäume, den inocarpus und pandanus, aber der Arum (Zehrwurz) oder Tare, den sie auf eine eigenthümliche Art reiben,

bildet ihr Hauptnahrungsmittel. Schweine scheinen sehr selten, und Hausgeflügel gibt es gar nicht.

Ihre Hütten sind 10 bis 20 Fuß lang und 6 bis 10 Fuß breit, das Dach, von beiden Seiten schräg anlaufend, wird von drei Reihen Pfähle gestützt, und geht bis auf 4 oder 5 Fuß vom Boden herab. Grobe Matten aus Kokosblättern bilden das Dach und die Wände; an dem einen Ende ist eine Thüre, in der Mitte ein Herd, und auf kleinen Erhöhungen in den Ecken liegt das Hausgeräthe. Einige hübscher gebaute und geräumigere Häuser werden Atuas genannt, und dienen zugleich als Arsenal, als Rathssaal und als Tempel. Mehrere derselben sind mit Bogen und Pfeilen versehen, und die außen herumlaufenden Estraden dienen den Insulanern als Feldbetten.

Ihre Pirogues sind sehr roh, und bestehen meist nur aus einem einzigen fast cylindrischen Ballen, aber die Höhlung ist oben so eng, daß sie nur gerade die Beine hineinstecken können: auch diese Spalte ist häufig mit Brettern bedeckt, damit das Wasser nicht hineinlaufe; diese Pirogues sind mit einer Wippe und einem ungeheuern dreieckigen Segel versehen. Die Vanikoroer sind indeß hinter den Polynesiern in der Schifffahrtskunde ungemein zurück.

Ueber die Religion derselben konnte man bis jetzt nichts Gewisses erfahren; es muß eine Art Fetischismus seyn, denn der alte Moembe, Priester von Manevai, den d'Urville aufforderte, ihm seine Atuas, Embo und Banie, zu zeigen, führte ihn zu einer elenden Hütte, und zeigte ihm als ersten Atua das Loch einer Landkrabbe, als zweiten, das von einigen ameisenartigen Insekten in die Erde gemachte Nest. Als d'Urville diesen sonderbaren Gottheiten seine Opfer dargebracht hatte, sprach der fromme Moembe lange Gebete, wickelte dann die dargebrachten Gegenstände sorgfältig ein, und nahm sie mit sich. Zugleich bezeichnete er den Gipfel des Berges Kapogo und namentlich einen weißlichen, kahlen Felsen als die Wohnung eines mächtigern Gottes.

Die Vanikoroer haben stets die Menschenfresserei abgeläugnet, jedoch zugegeben, daß sie die Leichen der im Kampfe Gefallenen im Meere aufweichen ließen, um dann das Fleisch von den Knochen zu trennen. Auch bewahren sie die Hirnschädel als Trophäen auf, und bedienen sich der Knochen, um ihre geschärften Pfeilspitzen daraus zu bereiten. Man hat behauptet, solche Pfeile brächten tödtliche Wunden bei, aber die am Bord des Astrolabe vorgenommenen Proben haben dieß nicht bestätigt.

Die Sprache von Vanikoro ist von den polynesischen Dialekten wesentlich verschieden, obgleich sie einige Ausdrücke mit denselben gemein hat. Uebrigens gibt es auf den Inseln selbst verschiedene Dialekte. Die Sprache ist ziemlich sonor, und hat nichts Unangenehmes; auch haben die Eingebornen ziemliche Anlage zu Sprachen, und sprechen die europäischen Worte besser als irgend eine polynesische Race aus. Die geringe Bevölkerung ist in acht Dörfer vertheilt, die je aus 30 bis 40 Hütten bestehen. Jedes erkennt ein Oberhaupt oder Aligui an, aber der Umfang seiner Befugnisse läßt sich schwer bestimmen. Hr. d'Urville hat bloß in Erfahrung gebracht, daß diese Oberhäupter im Kriege neutral bleiben, und niemals feindlich gegen einander auftreten.

Die Produkte dieser Inseln sind dieselben, wie im übrigen Oceanien, aber die asiatische Natur zeigt bereits ihre Einwirkung. Kapitän Dillon fand die Mangofrucht daselbst, Fische von allen Arten gibt es in Ueberfluß, und die Riffe nähren eine Menge Mollusken, wovon einige sehr merkwürdige bis jetzt völlig unbekannt waren.

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Wir können die fünfte Abtheilung der Küsten von der La Plata Mündung an gerechnet bis zu der des Marañon nicht ohne die Landschaft Guyana betrachten, denn sie gehören nothwendig zu einander. Diese fünfte Abtheilung umfaßt die Küste von 9° S. B. bis zur Mündung des Para oder Tocantins, und zerfällt durch die Sa. de Hibiappaba in zwei sehr ungleiche Theile, deren Gränzen im innern Lande zwei sich durchschneidende Bogen bilden. Der kleinere Theil umfaßt namentlich die Kapitanate Parahyba und Ceara, der größere die von Piauhy, de Maranhao und einen kleinen Theil von Para. Beide Landstrecken, die, beiläufig bemerkt, im Innern noch wenig bekannt sind, bilden blasenartige Erhebungen des Bodens, von denen die Gewässer nach drei Seiten hinabfließen. Ausgesprochener ist dieser Charakter noch in dem kleinen Theile; im größern bildet wenigstens der Parahyba ein wenn auch im Vergleich mit den andern Strömen Südamerika's äußerst unbedeutendes Stromgebiet.

Eine ähnliche auswärts gewölbte Erhebung bildet im Norden der Marañonmündung die Landschaft Guyana; vom Cabo di Norte bis zum Cabo Corobana, von dem unbedeutenden Carapapury bis zum Demerary findet sich nirgends ein eigentliches Stromsystem, obwohl dieser Landstrich nicht unbedeutende Flüsse, als Oyapok, Marony, Surinam, Corentin und Berbice enthält. Alle diese Flüsse, namentlich der Oyapok und der vor etlichen Jahren weit hinauf befahrene Marony haben zahlreiche Schnellen und Wasserfälle, so wie auch schmale Stromthäler, die sie während der Regenzeit überschwemmen.

Wie der San Francisco südlich von Marañon mit Einemmal das Land gegen Osten öffnet, so nördlich von demselben der gleich dem Oyapok und Marony mit Wasserfällen und Schnellen reich versehene Essequibo, mit dem sich kurz vor der Mündung noch der aus Nordwesten herkommende Capona vereinigt. Auf der Sa. Tumucucuraque entspringt der Essequibo und Marony, auf der Sa. Parahyba entspringt der Fluß gleiches Namens, und der Nordabhang der letztern schließt mit dem Südabhang der erstern die Mündung des Marañon und der Tocantins ein, die, wenn gleich nicht vor der Mündung vereinigt, doch zu demselben Stromgebiet gehören. Alle übrigen Gewässer des Parimegebirges, wovon die Sa. Tumucucuraque nur den östlichsten Theil ausmacht, fallen in den Orinoko und Marañon, von denen der letztere ohne Widerspruch der größte Strom nicht nur Amerika's, sondern des ganzen Erdbodens, der erstere aber durch die Eigenthümlichkeiten seines Laufs wo nicht der merkwürdigste, doch gewiß einer der merkwürdigsten Ströme der Erde ist. Hin-

sichtlich der Länge des Laufs kann sich der Orinoko mit dem Marañon nicht messen, denn der des letztern beträgt 760 oder nach Humboldt 720*) geogr. Meilen, der des Orinoko nur 380, aber die Wassermasse ist kaum geringer, denn Humboldt fand ihn 140 Meilen von der Mündung bei hohem Wasserstande noch über 16,000′ breit. Man rechnet das Stromgebiet des Marañon auf mehr als 88,000 □Meilen, während das des Orinoko höchstens auf den vierten Theil anzuschlagen ist: um so mehr ist die ungeheure Wassermasse zu verwundern.

Betrachtet man das Land vom Parimegebirg gegen Süden, Südwesten und Westen genauer, folgt man dem labyrinthischen Geflechte der Stromrinnen, den endlos ausgestreckten Llanos und Bosques, die auf Hunderten von Meilen keine fortlaufende Erhöhung von nur 100 Fuß darbieten, so daß die Gewässer, man möchte sagen launenhaft, von einem Stromgebiet ins andere wandern, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß man hier einen ehemaligen Seeboden vor sich hat, und daß die jetzigen Flüsse nur noch schwache Reste eines ehmaligen Binnenmeers oder einer tiefen Bucht sind. Selbst jetzt noch kommen während der Regenzeit große Fahrzeuge von Angostura am Orinoko bis San Fernando de Apure, und auf dem Rio Santo Domingo bis nach Torunos in den Hafen der Stadt Varinas. Gleichzeitig wird die Landschaft in einer Ausdehnung von 400 □Meilen durch die Ueberschwemmungen der Flüsse unter Wasser gesetzt. Aehnliche Ueberschwemmungen finden noch in mehreren Strecken dieses unermeßlichen Gebiets statt.

Der Glaube, daß einst all dieß ebene Land von der See überfluthet gewesen, ist auch unter den Ureinwohnern jener Gegenden allenthalben verbreitet, und seltsame Umstände unterstützen denselben. Bei Encamarada steht in der Savane ein Felsen, Tepu-mereme, „der gemalte Fels" genannt, wo Thierbilder und symbolische Schriftzüge in großer, jetzt nur durch mächtige Gerüste zu erreichender Höhe eingegraben sind. Aehnliches kommt zwischen den Gestaden des Orinoko und Cassiquiare, bei Capuchino und Caycara, viel tiefer unterhalb am Orinoko vor, und die Eingebornen sagen, „zur Zeit der großen Wasser seyen ihre Väter in Kähnen zu jener Höhe gelangt." Doch ist dieß nicht die einzige Andeutung einstmaligen weit höhern Wasserstandes: in Carichana, San Borja, in Atures und Maypures, wo der Strom durch Berge sich den Weg gebahnt hat, sind auf hundert, zuweilen hundertdreißig Fuß über dem gegenwärtigen höchsten Wasserstand schwarze Streifen und Ausfressungen sichtbar, welche den vormaligen Stand der Gewässer bezeichnen. Welche unermeßlichen Ströme müssen damals der Marañon und Orinoko gewesen seyn! Ueber den Abfluß dieser Gewässer sagt Humboldt: „könnten geologische Thatsachen uns berechtigen, die drei großen Ebenen des Orinoko, des Marañon und La Plata als Becken vormaliger Seen anzusehen, so wäre man versucht, in den Ebenen des Rio Vichada und Meta einen Kanal zu erblicken, durch den sich die Gewässer des obern Sees und die der Ebenen des Amazonenstroms einen Weg ins untere Becken, dasjenige der Llanos von Caraccas öffneten, indem sie die Cordilleren der Parime von der der Anden trennten." Sollte nicht vielleicht diese Entleerung der obern Landtheile und die Zertrümmerung einiger Gebirgsstrecken auf der Westseite des mittlern Orinoko, wovon sich zahlreiche Spuren tiefer abwärts am Apure in den Glimmerschichten finden, in Einen Zeitraum zusammenfallen?

(Fortsetzung folgt.)

*) Man rechnet in der Hydrographie gewöhnlich die Krümmungen auf ein Drittheil der Gesammtausdehnung des Laufes, und da ergibt sich leicht ein Unterschied von 40 Meilen.

Italien.

(Von Mery.)

1. Genua.

Zwischen Marseille und Neapel segelt der Sully hin und her, wobei er in drei italienischen Häfen anlegt. Der Sully gleicht einer fliegenden Brücke, einer Brücke von drei Jochen, die zwischen Marseille und dem Vesuv geschlagen ist. Den ganzen Weg kann man im Bett zurücklegen, wofern man an der Seekrankheit leidet, ein Uebel, an welchem übrigens niemand stirbt, und das den Reisenden von dem mittelländischen Meer statt eines natürlichen Brechmittels gesendet wird.

Man fährt gleichsam wie zu einem Feste ab; ein Zelt ist auf dem Verdecke aufgeschlagen, der Mast mit Blumen geziert, das Segel erglänzt im Sonnenschein; man gleitet über ein ruhiges Meer zwischen zwei schäumenden Streifen, alle Gesichter sind heiter, alle Augen nach Süden gewendet, der Name Italien schwebt auf allen Lippen; es liegt so nahe, daß niemand an die Langweile der Fahrt denkt. Von Marseille nach Genua hat man eigentlich nur einen Fluß zu überschreiten, es ist dieß die schönste der Spazierfahrten.

Nicht leicht fühlte ein nach Italien segelnder Pilger inniger als ich jene brünstige Künstlerandacht, welche sich an alle großen Erinnerungen knüpft. Es war nicht das Italien der andern Reisenden, welches ich zu besuchen gedachte: es war mein eigenes, das Italien meiner Kindheit, meiner Studien, meiner Träume aus dem Schlafsaale des Kollegiums; das Italien des Nisus und Euryalus, das Latium des Janus, das Italien meines Mannesalters, der Antonine, Sixtus V, Leo's X, Dante's, Giotto's, Michel Angelo's, Raphaels. An alle diese Namen, Eindrücke und Erinnerungen hatte ich von meinen Jugendjahren an gewisse Bilder, Neigungen, Physiognomien geknüpft, die mir eigen waren, die sich in mein Inneres gegraben hatten, und die keine Reisebeschreibung zu ändern vermochte. Ich hatte deren so viele gelesen! Solche, die sich durch eisige Phrasen zu begeistern suchen, deren Kraft in Ausrufungszeichen besteht; andere, welche die Begeisterungstaktik ihrer Vorgänger umkehrten, die neue Monumente kritisiren, weil sie nicht alt, und alte, weil sie nicht neu sind; endlich solche, die den Titel führen: Italien von der Schattenseite betrachtet, und die Zeilen auf Zeilen häufen, um auf einer herrlichen Statue von Marmor einen mikroskopischen Flecken zu entdecken. Ich war im Begriff Italien mit den mir persönlich eigenthümlichen Eindrücken zu betreten, ich hatte sie aus der Geschichte der Kunst und nicht aus Reisebeschreibungen geschöpft. Ich brannte vor Begierde, um zu erfahren, ob ich der alten Anbetung entsagen, oder einen Kultus bestätigt sehen sollte, den ich als meine zweite Religion zu betrachten gewohnt war. Gleich Aeneas stand ich auf dem Vordertheile des Schiffes, auf demselben Meere. Schon brach die Nacht herein, sie war frisch, wie alle Frühlingsnächte. Nur ungern ging ich in die Kajüte hinab, aber Ein Gedanke durchbebte mich: ich wußte, daß wenn ich am Morgen das Verdeck betreten würde, Italien vor mir liege.

Ich konnte nicht schlafen; nach einigen durchwachten Stunden begab ich mich wieder hinauf. Eine sternenhelle Nacht glänzte mir entgegen. Die Küste war so nahe, daß man Dörfer und den Rand der Gebirge zu unterscheiden vermochte. Der Sully flog dahin gleich einem Vogel. Seine Räder schienen Funken aus dem Schaume zu schlagen. Die Luft war von Wohlgerüchen durchwürzt, die nur diesem Meere, dieser Küste, diesem Himmel eigen sind. — Wo sind wir? fragte ich den Kapitän Arnaud, der auf dem Verdecke auf- und abging. — Vor uns liegen Italiens Küsten, war seine Antwort. Dieses Dorf heißt Albenga. — Nie tönte der Name eines geliebten weiblichen Wesens sanfter in meinen

Ohren, als diese harmonische Benennung. Mein ganzes Leben hindurch werde ich mich des Namens Albenga erinnern, ausgesprochen unter den Sternen, im Schweigen der Nacht, auf dem ruhigen Meere und den Küsten von Italien gegenüber. Den Arm auf das Geländer des Sully gestützt, folgte mein Auge lange Zeit durch den nächtlichen Nebel dem Kirchthurme von Albenga, und einer benachbarten Insel, auf der ein Thurm sich erhob.

Der Sully richtete sein Vordertheil auf Genua. Die stolze Stadt erhob sich am Fuße der Apenninen aus dem Meere. Ihre fernen Küsten schienen mit weißen glänzenden Punkten übersäet; je mehr wir uns näherten, desto größer wurden diese Punkte. Nach einigen Stunden entfaltete sich die Stadt in ihrer ganzen Pracht; ihre Stirne erhob sie in einer strahlenden Atmosphäre, während sie ihren Fuß im ligurischen Golfe badete. Noch waren wir ziemlich weit entfernt, und doch konnten wir schon ihre Riesengebäude, ihren Leuchtthurm, ihre lustigen Befestigungen, ihre Klöster, ihre Dome, ihre Thürme und ihre in das Meer heraushängenden Villa's unterscheiben. Nichts verkündigt Italien auf herrlichere Weise als Genua; es ist dieß der würdige marmorne Portikus jener ewigen Galerie, die am Meerbusen von Tarent endigt. Zwar beim Eingange in den Hafen war ich, offen gestanden, durchaus nicht betroffen, wie so manche andere Reisende, von der Erinnerung an den Ruhm der Dogen. Der Ruhm der Dogen hat mich von jeher sehr wenig interessirt. Vielmehr nahm eine durchaus materielle Ansicht alle meine Blicke in Anspruch: es war dieß ein Palast, der bis in das Meer hineinreichte, und dessen herrliche Säulenreihe von weißem Marmor sich auf dem ruhigen Wasser spiegelte. Dieses Gebäude schien gänzlich unbewohnt, die Einsamkeit gab ihm eine rührende Physiognomie. Seiner Lage, seiner Schönheit nach — von welchen Scenen der Freude und der Bewegung mußte es nicht der Schauplatz gewesen seyn! Jetzt aber erschien es mir als ein weites Grab, wo irgend ein gestorbener König unter dem Flüstern der Pomeranzenbäume und der Wellen seinen Todesschlaf hält.

Das ist der Palast Doria, sagte ein Reisender neben mir, der zweimal des Jahres des Nudelhandels wegen nach Genua kam; er schien nichts zu betrachten, und begnügte sich rechts und links zu sagen: „Gehen Sie zu Michel, dort ist man sehr gut untergebracht und speißt zu jedem Preise, oder in den Gasthof von Malta, am Hafen, da wohnt man auch nicht übel; ich meines Theils gehe stets zu Michel; man findet da hübsche französische Damen, und speißt Austern, so groß als ein 5 Frankenthaler. Vergessen Sie ja nicht die Brücke von Carignano zu besuchen; ich habe sie schon hundertmal gesehen. Stellen Sie sich vor, daß wenn man oben drüber geht, man Häuser von sechs Stockwerken unter seinen Füßen erblickt. Es ist dieß das Schönste, was man in Genua sehen kann."

Man hat Blitzableiter erfunden, und die ehrliche Menschheit hat aus dieser Erfindung ungeheuern Lärm gemacht, als ob die Hälfte des menschlichen Geschlechts gewöhnlich durch den Blitzstrahl zu Grunde ginge. Es gibt aber Blitze die man nicht ableiten kann, und die den reisenden Künstler bei jedem Schritte, im schönsten Augenblicke seiner Entzückung auf das Haupt fallen. Wie schade, daß Franklin nicht auch über dieses Phänomen nachgedacht hat! Sobald ein Gedanke, ein Traum, eine Phantasie in die Luft strömt, so darf man versichert seyn, daß ein Wort von Blei aus irgend einem ungeschickten Munde fällt und Alles tödtet.

Ich fragte diesen Zerstörer aller Illusion ja nicht, ob dieß der Palast Doria sey. Das hochpoetische Gebäude war in meinen Augen etwas ganz Anderes als der Palast Doria, es war Alles und jetzt ist es mir nichts mehr. Es ist das Haus eines Admirals, der eine Flotte befehligte, die heut zu Tage von einer einzigen unserer Bricks in den Grund gebohrt würde. Allein wenn einmal eine Störung der Illusion begonnen hat, so ist es unmöglich sie aufzuhalten. Ein Sanitätsbeamter von St. Roch, Kontagionist von Profession, fragt, ob man die Cholera nicht habe; ein Kellner irgend eines Gasthofes schiebt einem eine Karte in die Hand, auf der italienisch geschrieben steht: Französische Küche. Ein Polizeibeamter des Königs von Sardinien fordert den Paß ab; der Schiffskapitän stellt seine Reisenden auf, und zählt sie ab, wie Schafe. Man wirft sich in ein Boot mitten unter den Verwünschungen aller derjenigen Schiffer, die man nicht mit seiner Wahl beglücken konnte. Wo aber ist Genua, die Stolze, die Marmorstadt, die Königin Liguriens? — Schmutzige Straßen, häßliche Häuser, eine Gefängnißpforte statt des Thores; eine Douane, die jede Tasche des Reisenden visitirt. Endlich, nachdem man schmutzige, enge, dunkle Straßen durchschritten hat, gelangt man zu Michel, der ein Frühstück auftragen läßt und einem ein Zimmer anweißt. Man öffnet das Fenster, und sieht nichts, durchaus nichts als das gegenüberstehende Haus, an dem man sich beinahe den Schädel einstößt. Wo aber ist Genua, die Stolze?

Nach dem Frühstück verläßt man den Gasthof; man geht an der Kirche von San Siro vorüber, steigt einen sanften Abhang hinauf und erblickt Genua vor sich. Ganze Marmorberge sind in Stücken zerschlagen worden, und haben die Gestalt dieser ganz aus Palästen bestehenden wundervollen Straße erhalten. Das Auge ist auf eine solche Ueberraschung nicht vorbereitet; es schließt sich unwillkürlich, wie bei dem raschen Uebergange aus der Finsterniß in die Sonne. Es gibt nichts Glänzenderes als diese in zwei Linien sich hinziehende Reihenfolge von Portiken, die ein Pflaster von Granit scheidet, und die mit jenem sanften durchsichtigen Lichte vergoldet sind, womit der italienische Himmel so gern die Werke seiner Kinder schmückt. Man findet sich diesen lustigen Wundern gegenüber so leicht, daß der Körper kaum der Treppen zu bedürfen scheint, um die Terrassen zu ersteigen. Die Durchsichtigkeit der Luft, der Glanz des Tages, die Reinheit des Himmels, der Wohlgeruch des benachbarten Meeres, Alles ertheilt dieser unvergleichlichen Straße eine Poesie, einen Zauber, welchem man sonst nur im Traume begegnet. In Entzücken versunken, bringt man ganze Stunden vor diesen Portiken, vor diesen von Löwen vertheidigten Treppen, vor diesen Statuen, welche sich an Marmorsäulen lehnen, zu. Innerlich erfreut, betritt man die Schwelle eines Palastes, und blickt durch ein geheimnißvolles Helldunkel in den marmornen Hof, wo die Garbe des Springbrunnens schäumt, unter Bogen blühender Citronenbäume. Hier lachen junge Frauen, geschaffen für diese Bäume, diese Quellen, diese Gärten, Frauen, die ein üppiges Leben voll süßen Müßigganges führen, wahrhafte Feen dieser fantastischen Paläste, aus deren Munde wollüstige Töne erklingen, gleich dem Rauschen eines seidenen Gewandes. Andere Frauen schweben Außen leicht, frisch und weiß über das geglättete Pflaster. Oft gleicht ihr Zug einer Prozession von Raphaels Jungfrauen, die aus ihren Rahmen heraustreten, um die Strada Balbi zu besuchen. Mit weit geöffnetem Auge bleibt man am Fuße dieses Palastes Durazzo stehen, der sich mit seinen Säulenflügeln bis in die Wolken erhebt, oder am Fuße des Palastes Doria Tursi, der sich weit in die Breite ausdehnt, nachdem er Carara erschöpft hat, und dessen Haupt mit Gärten gekrönt ist. Bei jedem Schritte macht man Halt, denn das Wunder, das man sieht, ist durchaus verschieden von demjenigen, das man bereits gesehen hat oder noch sehen wird. Man tritt in den Palast Serra, der den Fremden in seinen fabelhaften Saal von Lapis Lazuli und von Gold aufnimmt; korinthische Säulen umgeben ihn, die mit schwarzen Sphinxen geziert sind. Ueberall in diesen Palästen sind die Galerien mit jener idealischen, bezaubernden Welt bevölkert, wie sie Van Dyck, Guido, Andrea del Sarto, Veronese, Titian, Albano und die Caraccis auf die Leinwand warfen. Einsamkeit und Schweigen geben diesen Wohnungen heut zu Tage einen Charakter von feierlicher Melancholie.

(Schluß folgt.)

Nach langer Unterbrechung bringen die indischen Zeitungen wieder Nachrichten über Schah Schudscha bis zum 25 September und 1 Oktober vorigen Jahres. Es geht daraus hervor, daß zwar allerdings Schah Schudscha eine Schlappe erhielt, indem Campbell mit seinem Bataillon allzu hitzig vordrang, und dieses endlich von Dost Muhammeds Afghanen durchbrochen und größtentheils niedergehauen wurde. Schah Schudscha hat sich jedoch mit seinem Neffen Schahsade Kamran von Herat vereinigt, und soll im Begriff seyn, Candahar anzugreifen. Zwei Dinge scheinen für die jetzt in Afghanistan herrschende Familie der Barekzis *) sehr ungünstig: erstens soll Dost Muhammed über den Verlust eines jüngern Bruders, der in der Schlacht gegen Schah Schudscha fiel, sehr niedergeschlagen und entmuthigt seyn; zweitens sind die Vorbereitungen Randschit Sings, nach Besetzung von Peschawer auch Kabul anzugreifen, äußerst drohend.

*) Siehe Ausland v. d. J. Nr. 1 und 2. Ueber die Lage des Orients.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 137. 17 Mai 1835.

Angriff von Budschia

durch die Kabylen in der Nacht vom 10 bis 11 Okt. 1834.

(Vom Bataillons-Chef Musis des 2ten afrikanischen Bataillons.)

Budschia ist eigentlich nichts anderes, als ein Schutthaufen, aus dem die Ruinen von 5 bis 6 übereinander liegenden Städten hervorragen, die bald den Mauren, Arabern und Spaniern, bald den Beduinen angehörten. Jetzt wird noch eine französische Stadt hinzukommen. Im Mittelalter war Budschia die Hauptstadt eines mächtigen Königreichs; damals hatte es sich der ganzen Christenheit furchtbar gemacht. Duguesclin, beseelt von dem Religionseifer seines Zeitalters, entwarf den Plan zu dessen Eroberung. Karl V bemächtigte sich der Stadt im Jahre 1510, und die Spanier blieben im Besitze derselben bis zum J. 1555. Peter von Navarra, einer der geschicktesten Ingenieure seiner Zeit, der bei der Belagerung von Neapel die erste Anwendung des Pulvers zum Minenkriege machte, und später in französischen Dienst trat, erbaute zu Budschia das Fort Moussa und die Casbah, wobei man das später aufgenommene System der Bastionen von Errard anwendete. Der Graf Peralta, Gouverneur dieser Stadt, übergab sie im Jahre 1555 den Mauren, und ward auf Befehl Karls V enthauptet, weil er diesen Platz nicht mit größerem Nachdrucke vertheidigte.

Eine französische Expedition, welche unter dem General Trezel aus dem Hafen von Toulon auslief, bemächtigte sich Budschia's am 29 September 1833.

Die Stadt liegt östlich von einer weiten, aber unsichern Bucht, die überdieß nicht tief genug ist. Auf der Nordseite wird sie von dem Berge Gourayah, einem nackten, steilen Felsen dominirt, der sich etwa 800 Metres über den Meeresspiegel erhebt; auf dem höchsten Punkte desselben war ein Marabu erbaut, die Franzosen warfen hier ein Fort auf, das die Umgegend bestreicht, und zugleich einem Wachposten zur Aufnahme dient. Auf zwei stufenförmigen Abhängen des Gourayah ist die Stadt erbaut; eine heutzutage zerfallene Mauer von einer zweistündigen Ausdehnung vertheidigte die alte Stadt zur Zeit ihrer Macht, als ihre Könige das Küstenland des Mittelmeeres zittern machten und das nördliche Afrika unter ihrem Joche hielten. Drei Forts beherrschen den Hafen und die Annäherung zu dem Platze. In allen Richtungen findet man umgestürzte Säulen, Sockel, Kapitäler und Grabschriften aus der Römerzeit.

In die Bucht von Budschia mündet der Fluß Sumam, der beträchtlichste der ganzen Umgegend, der jedoch in Frankreich nur als unbedeutend erscheinen würde; eine Römerstraße führte entlang demselben nach dem alten Cirta, dem heutigen Konstantine.

Die Kette des Atlas, welche in einer Entfernung von 10 Meilen an Algier vorbei zieht, nähert sich hier dergestalt dem Meere, daß Budschia mitten im Gebirge liegt, und man sechs Monate des Jahres hindurch die schneebedeckten höchsten Spitzen desselben sieht.

Das Land gewährt einen unfruchtbaren wilden Anblick. Die Einwohner tragen denselben Charakter. Sie sind kriegerisch, wild und raubgierig, und sollen von den alten Numiden abstammen, deren Sitten und punische*) Sprache sich unter ihnen erhalten zu haben scheint. In den Thälern findet man treffliche Weiden und ein Grün, das nie erstirbt. Wachs, Honig, Baumwolle, Oliven, Pomeranzen, einiges Bauholz, Mineralien und Metalle im Ueberflusse sind die Gegenstände, welche der Handel dereinst hier ausbeuten könnte. Aber wie viele Gefechte müßten bis dahin den Eingebornen noch geliefert werden?

Seit die Franzosen im Besitze von Budschia sind, haben sie unermeßliche Arbeiten hier aufgeführt, die wir jedoch aus Mangel an Raum hier nicht aufzählen können. Die Straße über den Gourayah, von den Sapeuren und dem 2ten afrikanischen Bataillon in den Felsen gehauen, ist in verkleinertem Maßstabe ein Meisterstück, das der Straße über den Mont Cenis verglichen werden kann.

Seit dem 23 Julius 1834, an welchem Tage uns die Kabylen 400 Stücke Vieh wegnahmen, waren wir ziemlich ruhig. Allein Krankheiten griffen um sich und decimirten die Besatzung. Budschia war in ein weites Spital verwandelt, in Folge der Entzündungsfieber, welche eine beständige Hitze von 34 bis 35 Graden erzeugt hatte. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Gourayah, der sich über der Stadt erhebt, sie gegen die erfrischenden Nordwinde deckt, so daß sie gewöhnlich nur die verpesteten Lüfte der Wüste empfängt, die der Lunge und den Organen des Athmens höchst schädlich

*) Punisch, d. h. phönizisch war die Sprache der Numiden nie, sondern ein Dialekt der Berber- oder Schelluhsprache. A. d. R.

sind. Der Anblick, den Budschia darbot, war äusserst traurig; allenthalben sah man nur Kranke mit bleichen Gesichtern, wahrhafte Gespenster, welche sich zwischen den Ruinen hinschleppten.

Von 3000 Mann, welche die Besatzung bildeten, waren Dreiviertel krank oder in der Genesung begriffen.

Da unsere mißliche Lage den Beduinen bekannt war, so beschlossen sie, einen allgemeinen Angriff auf die Stadt zu unternehmen. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, uns zu vernichten, so daß nicht einer von uns übrig bleiben sollte, um die Kunde unserer Niederlage nach Frankreich zu bringen. Seit mehrern Tagen ging das Gerücht von großen Zusammenkünften unserer Feinde, in welchen sie beschlossen, sich in Masse zu unserm Untergange zu erheben.

Von ihren Entwürfen unterrichtet, hielten wir uns auf der Hut. Aber immerhin war es eine schwierige Sache, mit etwa 800 Mann einen offenen Platz von einer 2stündigen Ausdehnung zu behaupten. Wir wußten, daß der Feind in großer Menge heranstürmen und sein wildes Kriegsgeschrei erheben würde, an das wir gewöhnt waren, daß eine wahre Fluth von Barbaren, ohne Ordnung, ohne Kriegszucht, von denen jeder der Befehlshaber seiner Person war, über uns hereinbrechen würde, und daß, wofern wir nur manövriren konnten, wir schon mit Gottes und unserer Bajonnette Hülfe mit ihnen fertig werden würden.

Der 10 Oktober war der äusserste Termin, den diese wilden Gebirgsvölker unserer Existenz auf afrikanischem Boden gesetzt hatten. Ihre Zahl betrug 6000 Mann; sie führten Frauen und Kinder mit sich, um ihnen vorkommenden Falles bei der Plünderung von Budschia zu helfen. Schon am 17 und 18 Januar hatten sie bei den damaligen Angriffen ihre Familien mitgenommen, welche auf den Höhen aufgestellt, sie durch Geheul und wüthende Gebärden zum Kampfe anreizten.

Es kann nicht geläugnet werden, daß der bevorstehende Angriff mit einer gewissen Bangigkeit erwartet wurde. Viele Kaufleute hatten sich mit ihren Familien eingeschifft, um eine Stadt zu verlassen, welche der Finger Muhammed's mit dem Siegel einer abermaligen Zerstörung bezeichnet zu haben schien.

(Schluß folgt.)

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Der Marañon entspringt ungefähr unter 10° 30′ S. B. auf dem Ostabhang der Hauptkette der Anden, in einem Längenthale, das durch die Westkette und die mittlere Andenkette begränzt wird, und bildet sich durch die Vereinigung des Aguamiros und Rio Chavinillo, welcher aus dem See Lauri oder eigentlich Llauri (spr. Liauri) entspringt. In diesem Längenthale läuft er in fast nordwestlicher Richtung fort bis Jaen de Bracamoros, wo er, wie oben erwähnt, nicht mehr als 194′ über der Meeresfläche fließt, und ungefähr so breit ist wie der Rhein bei Mainz. Auf dieser Strecke hat der Strom keine Wasserfälle, wenigstens keine solche, die der Kahnschifffahrt Hindernisse in den Weg legen. Erst da wo der Amazonenstrom sich ostwärts wendet, und die mittlere hier bedeutend breiter werdende Andenkette *) durchschneidet, beginnen die Wasserfälle oder Pongos, wie man sie hier nennt. Es sind dieß keine hohen Fälle, sondern das Wasser stürzt über wenig erhöhte Steindämme herab, die oft in beträchtlichen Entfernungen einander folgen. Der höchste und furchtbarste derselben, der Pongo von Mayasi, hat noch keine drei Fuß Höhe. Der Pongo von Tuyuchue, wo die Hügel der Anden nur noch 40 bis 60 Toisen über der Wasserfläche des Amazonenstroms stehen, ostwärts von dem Engpaß von Manseriche, ist der letzte; von den Hügeln von Tuyuchne an, bis zum Ausflusse ins Meer ist die Schifffahrt völlig frei, **) und der Fall des Wassers beträgt auf der ganzen Strecke von 450 Meilen, in gerader Richtung gerechnet, nur noch höchstens 300 Fuß. Er kommt mit einer Wassermasse ins Meer, deren Gewalt sich über 60 geogr. Meilen weit fühlbar macht, denn so weit hinaus vermischt sich sein Wasser nicht ganz mit dem des Oceans. Merkwürdig ist die Fortschaffung der vom Strom ins Meer geführten Erdtheile durch die Strömung des Meers. Von den Küsten von Afrika her kommt eine große durch die Passatwinde gebildete Strömung, welche nahezu eine Meile in der Stunde zurücklegt; sie durchkreuzt die Strömung des Marañon, und treibt die Niederschläge desselben gegen die Küste von Guyana, wo ein ungeheurer Strich von Moor mit einer langen Reihe von sumpfigen Sandbänken gebildet und in Land verwandelt wird.

Die Zuflüsse des Marañon auf der rechten Seite zerfallen in drei Klassen; solche die von den Anden herabfließen, solche die aus Quellen theils auf den Anden, theils auf der Sa. dos Parecis entspringen, und endlich solche, die zwischen Ausläufern der Sa. dos Parecis eingeschlossen, besondere Strombetten bilden. Ueber die Zuflüsse der ersten Klasse enthalten die Mittheilungen von Thaddäus Hänke ***) das Neueste, obwohl sie schon vom Anfange dieses Jahrhunderts sind.

*) In dem Knoten der Berge von Pasco und Huanico findet eine Trennung in drei Ketten statt, die westliche ist die Hauptkette, und führt den Namen Cordillera real de Nieve; die mittlere Kette trennt die Gewässer des obern Marañon oder Tunguragua von denen des Huallaga; die dritte östliche Kette streicht längs dem rechten Ufer des Huallaga und verliert sich bei 7° S. B. Der Marañon hat also nur die mittlere Kette zu durchbrechen.

**) In dem ganzen Amazonenthale erhebt sich jeden Tag um 2 Uhr Nachmittags ein starker Wind, der stets der Strömung entgegenweht, und ausschließlich nur im Flußbett verspürt wird. Mit Hülfe dieses periodischen Windes, der oberhalb Jaen de Bracamoros manchmal in einen Sturm übergeht, segelt man mit Leichtigkeit den Marañon aufwärts von Großpara bis Tefe. Dieser Wind weht auch am untern Orinoko, aber nicht am mittlern, auch nicht im Thale des Magdalenastroms, also nur von Ost nach West, nicht aber von Norden nach Süden. Der Grund dieser Erscheinung ist also wohl im Umschwunge der Erde zu suchen.

***) Der Chemiker Hänke, einst Mitglied der Akademien von Prag und Wien, begleitete Malaspina auf seiner Reise in den stillen Ocean. Später wurde er von der spanischen Regierung beauftragt, die Minen von Peru zu untersuchen, und Verbesserungen in ihrer Bearbeitung einzuführen. Er hatte also alle mögliche Geleheit das Land zu erforschen, aber die Revolution schnitt seine Verbindung mit Europa ab, und er starb endlich in Bolivia. Der

„Der erste Zufluß unterhalb des berühmten Passes oder Falls von Manseriche ist der Huallaga, welcher nicht fern vom Marañon ungefähr unter 11° S. B. entspringt. Er ist schiffbar bis hinauf wo der Chinchao sich in ihn einmündet, oberhalb dieses Punkts haben beide einen zu starken Fall, als daß man sie hinauffahren könnte, obwohl die Indianer, welche in der Leitung ihrer Balsas oder Flöße sehr geschickt sind, beide von weiter oben hinabfahren. Unterhalb der Einmündung des Chinchao kann man ihn hinauf und hinab beschiffen, denn er strömt zwischen sekundairen Bergketten, welche parallel mit der großen Andenkette laufen. Dieses Thal ist ausnehmend fruchtbar, und die Nebenflüße, welche den Hauptstrom nähren, kommen alle aus den reichsten Minendistrikten herab.

„Der nächste Fluß von derselben Klasse ist der Ucayale, bei seiner Vereinigung mit dem Marañon nicht kleiner als dieser, weßhalb man ihn häufig für den eigentlichen Marañon hielt. *), Er entspringt im See Chinchai in den Ebenen von Pombom, ungefähr 20 Leguas östlich von Lima unter 11° 20 S. B., und seine Nebenflüße bewässern ein weites Gebiet. Seine Ufer sind von einer Menge verschiedener Indianerstämme bewohnt, deren Namen allein eine lange Liste füllen würde. Der Fluß ist nebst seinen bedeutendsten Nebenflüssen bis weit hinauf schiffbar.

„Unterhalb Om(•,nas, wo der Ucayale sich mit dem Marañon verbindet, fallen nach einander (von dem Ostabhang eines unter dem Namen Andes do Cuchao und Cerros de Conomamas bekannten Ausläufers der Cordilleren) der Yurari, Yutay, Yuruta, Tefe und Coary ein, Flüsse vom zweiten Rang in Vergleich mit dem vorhergehenden, doch von den Indianern weit hinauf befahren. Weiter ostwärts ist der Purus oder Cuchivara, nach den Aussagen der Indianer, die ihn auf einem großen Theile seines Laufes beschiffen, ein Fluß erster Größe; er soll zwischen Vilcañote und den Gebirgen von Caraboga entspringen; die Flüsse, welche von diesen herabkommen, führen alle Gold. Seine Ufer sind sehr bevölkert, wurden aber nie von Europäern besucht; nahe bei seinem Ursprung heißt er Manoa, und soll ein flaches, dicht bewaldetes Land durchströmen. Er fällt zwischen 317° und 318° L. in den Marañon."

Die zweite Klasse der südlichen Zuflüsse des Marañon bildet allein der Madeira, so genannt wegen der großen Menge Holz (portugiesisch madeira), welche er in seinem Lauf mit sich fortschwemmt. Die Angaben Hänke's darüber sind folgende: „Fünfzig Leguas weiter gegen Osten (ungefähr 320° 15′ L.) fällt der Madeira in den Marañon, der vereinte Stamm dreier kolossaler Ströme. Der erste ist der Beni, dessen entfernteste Nebenflüsse auf dem Westabhang **) der Centralcordilleren entspringen, dessen Quellland *) überhaupt aber von sehr großer Ausdehnung ist. Er ist schiffbar bis Apolobamba. Der zweite ist der Mamore, schiffbar oberhalb Santa Cruz de la Sierra; der dritte am wenigsten bekannte ist der Itenez, von manchen Geographen auch Guapore genannt. Sie bilden zusammen einen mächtigen Strom, der vom 12° bis 8° S. B. eine Menge Cachoeiras oder Fälle darbietet, meist nichts anders als Schnellen, wie sie sich im Marañon finden. **)

Die dritte Klasse der südlichen Zuflüsse desselben ist leicht aufzuzählen; es sind ihrer eigentlich nur zwei, der Tapajoz und der Xingu. Gewissermaßen kann man auch den vereinigten Araguay und Tocantins dazu rechnen, obwohl diese eigentlich in den Para fallen, oder vielmehr den Para bilden, wie der Parana und Uruguay den La Plata, allein sie stehen auch mit dem Marañon in Verbindung durch Seitenarme, welche die Ilha do Joannes oder Marajo vom festen Lande abschneiden.

(Fortsetzung folgt.)

größere Theil seiner Papiere ist wahrscheinlich verloren; einige seiner offiziellen Berichte sind in Azara's Werk abgedruckt, und von großem Werthe. Einige andere Aufsätze sind in bekannten Privathänden, und es ist zu hoffen, daß sie bald bekannt gemacht werden. Das obige wurde von Hrn. Parish in der geographischen Gesellschaft zu London vorgelesen.

*) Er ist auch auf unserer Karte noch als „alter Marañon" bezeichnet.

**) Dieß ist also ganz dieselbe Angabe wie die von Pentland (s. Ausland Nr. 127 v. d. J.) Ein Blick auf die gewöhnlichen Karten zeigt, welcher Verbesserung diese bedürfen; gewöhnlich steht auf diesen der Rio Beni mit dem Ucayale, auch Paro genannten Flusse in Verbindung.

*) Sein Durchmesser muß 60 bis 80 Meilen betragen.

**) Hänke sagt: „Diese Flüsse durchströmen ein an jeder Gabe der Natur überreiches Land, dessen Produkte einen besondern Charakter von Vortrefflichkeit darbieten; der zweite größte Klumpen reinen Goldes, der je gefunden wurde, kam aus diesem Distrikt, und große Stücke überhaupt, und zwar von besonderer Reinheit, sind zahlreich. Der Cacao, der hier wächst, ist unendlich besser als der von Guayaquil. Die beste Qualität von Chinarinde wächst auf dem östlichen Abhang der Anden; Indigo gibt es in unmäßiger Menge; Baumwolle und Reiß, Sarsaparillen, Gummi aller Arten, und die duftreichsten Arten von Vanille im Ueberfluß; endlich liefern die endlosen Wälder, welche alle diese Flüsse begränzen, das schönste Holz, namentlich zum Schiffbau, während zu gleicher Zeit von den Bäumen die vorzüglichsten aromatischen und medicinischen Gummiarten träufen." Man glaubt eine moderne Schilderung eines Eldorado zu hören.

Die Osseten.

Man betrachtet die Reise durch die Gebirge des Kaukasus als ein etwas gefährliches Unternehmen, nicht nur wegen der natürlichen Schwierigkeiten des Weges, sondern auch der ungestümen und barbarischen Volksstämme wegen, von denen sie bewohnt sind. Wenn daher Reisende in der Nachbarschaft ankommen, so setzen sie ihren Weg nicht in abgesonderten Partien fort, sondern warten auf die Post, die einmal in der Woche unter starker Eskorte über die Gebirge geht. Gewöhnlich warten sie in dem netten Städtchen Mosdok, am Flusse Terek, im Angesicht der höchsten Bergspitzen des Kaukasus. Nimmt man die Umgegend dieser Stadt in Augenschein, so wird die Aufmerksamkeit des Fremden auf ein kleines Dorf mit niedrigen Häusern gezogen, die aus mit Thon bedeckten Hürden gebaut sind, während die Nebengebäude mit Kuhdung überzogen zu seyn scheinen. Sie haben sämmtlich flache Dächer, die zum Kornschwingen dienen. In diesem Dorfe wird sich der Reisende unter einem Völkchen befinden, deßgleichen er bis dahin noch keines sah. Die Leute sind im Allgemeinen klein und etwas beleibt; die Kleidung der Männer besteht aus einem Oberkleide das bis auf die Kniee reicht, und Pantalons aus grobem wollenem Stoffe und gemeiniglich hellbrauner Farbe. Auf dem Kopfe tragen sie eine schafleberne Kappe, die enge ansitzt und beinahe ganz flach ist. Die Weiber tragen ihr Haar in einem langen über den Rücken hinunterhängenden Zopf; sie haben gewöhnlich ein grobes Halstuch um ihren Kopf herum, und ihre Pumphosen reichen beinahe auf die Knöchel hinab, ihre Füße aber sind bloß. Ihr Oberkleid besteht aus einer Art Bettrock mit langen engen Aermeln; auch hüllen sie sich manchmal, wenn sie außerhalb des Hauses sind, in eine Art Leintuch, ziehen es jedoch nicht über ihr Gesicht herab. Diese Leute sind Osseten, und gehören zu einem Stamme des gleichen Namens, dessen eigentlicher Sitz in den höchsten bewohnbaren Theilen der kaukasischen Gebirge ist, und der nicht den unbeträchtlichsten mehrerer merkwürdiger Stämme bildet,

welche verschiedene Theile dieser ausgedehnten Gebirgsreihe bewohnen. Unser Bericht wird sich mit diesem Volke beschäftigen, wie man es in seinen Stammsitzen findet.

Die Osseten werden nach ihrem Religionsbekenntniß etwas ungenau in drei Sektionen getheilt: einige sind Christen, andere Moslems und andere Heiden. Der Unterschied zwischen ihnen ist nicht sehr bestimmt, da sowohl Christen als Mohammedaner viele heidnische Gesinnungen und Gebräuche beibehalten, und eine starke Neigung an den Tag legen, wieder in ihre ursprüngliche Götzendienerei zurückzufallen. In der That bezeichnen auch wenig mehr als einige unvollkommene kirchliche Gebräuche und Formen den Unterschied des Religionsbekenntnisses; merkwürdig bleibt jedoch, daß sie Alle individuell für sich einen besondern Schutzgeist annehmen, an den sie sich in Unglück und Gefahr wenden, und dessen Beistand sie bei der Schlichtung häuslicher Fehden, bei der Führung von Kriegen und Raubzügen, und selbst bei der Plünderung von Karawanen und Reisenden anrufen. Diejenigen, deren Dörfer der Reisende sieht, wenn er auf der Hauptstraße, die im Norden dem Laufe des Terek und im Süden dem des Aragwi folgt, die Gebirge übersteigt, gehören meist ausschließlich zur christlichen und mohammedanischen, hauptsächlich aber zur erstern Abtheilung des Stammes. Man betrachtet sie als den civilisirtesten Theil nicht nur ihres eigenen Stammes, sondern aller Stämme, welche diese Gebirge bewohnen, was sie, wenn es wahr ist, größtentheils ihrem bedeutenden Verkehr mit den Russen verdanken, die einige kleine Städte in ihrer Nachbarschaft besitzen und Militärstationen durch das Gebiet errichteten, das einst jenen gehörte, und in der That, mit alleiniger Ausnahme der nächsten Umgebung der Straße, welche die Eindringlinge anlegten, noch gehört.

Die Dörfer der Osseten sind sehr interessant und malerisch, wenn man sie von der Ferne, in den Thälern, in Bergschluchten, und manchmal in scheinbar unzugänglichen Lagen auf steilen Abhängen und auf den Gipfeln hoher Felswände sieht. Die Häuser stehen gewöhnlich um die Reste eines alten steinernen Thurmes herum beisammen, der in frühern Zeiten zur Beschützung der Pässe gegen die Einfälle feindlicher Stämme diente. Wenn man sie indessen näher untersucht, so findet man, daß die Dörfer aus sehr gemeinen und niedern flachdachigen Hütten bestehen und aus Lehm auf eine Grundlage von Stein gebaut sind. Licht dringt durch die Thüre und durch eine kreisförmige Oeffnung in dem Dache hinein. Diese Oeffnung dient auch zum Abzuge des Rauchs als Kamin. In den höhern Theilen ihres Landes werden sie indessen von dem Rauche nicht sehr belästigt, da das Brennmaterial sehr sparsam und ein elendes aus getrocknetem Dung und ein wenig Holz bestehendes Feuer ein großer Luxus ist. Allein ungeachtet der gemeinen Hütten, in denen sie leben, findet man in denjenigen Theilen, wo der Paß sehr eng ist, und mit dem besten Erfolge vertheidigt werden kann, alte Schlösser und Thürme von beträchtlicher Stärke und manchmal vortrefflicher Arbeit, die gemeiniglich auf ungeheuern Felsmassen oder Vorbergen errichtet sind, über welche zuweilen die riesenhaften Felswände des Hauptgebirges überhängen. Einige davon waren Forts zur Vertheidigung des Passes, und einige dienten und dienen noch zur Wohnung der ossetischen Mirzas oder Häuptlinge.

Dieß Volk scheint sich hauptsächlich mit Viehzucht und Ackerbau zu beschäftigen, und vielleicht gibt es auf der ganzen Reise durch die Gebirge nichts Erstaunlicheres, als die Orte, in denen man sie mit solchen Beschäftigungen sich abgeben sieht. So kann man Schäfer auf steilen uneingehegten Abhängen, unter denen jähe Abgründe von drei-, vier- und sechshundert Fuß sind, ihre Heerden weiden sehen. Die einzelnen Ackerbauarbeiten, wie Pflügen u. s. w., werden in ähnlichen Orten verrichtet. An einigen Stellen kann man auf den steilen Seiten der Gebirge mehr als 1500 Fuß über dem Thale des Terek und an Orten, wo es unmöglich schiene, daß ein menschliches Wesen seinen Fuß hinsetzen könne, Heuschober sehen. Ein beträchtlicher Theil des Heues wird auf Eseln heruntergebracht, und von solchen Stellen, die selbst für diese Thiere unzugänglich sind, läßt man es auf einer Art Schlitten, sobald der Winterschnee anfängt die Gebirge zu bedecken, an Seilen herunter. Der Pflug wird von vier Joch Ochsen gezogen und ist beinahe zweimal so groß als ein gewöhnlicher Pflug; der Vordertheil ruht auf zwei Rädern. Zur Handhabung dieses unlenksamen Werkzeugs sind vier Personen erforderlich: eine hält den Pflug, zwei leiten die Ochsen, und die vierte geht neb dem Pflüger einher, um das Gras wegzuschaffen, das sich etwa an d Pflugschar ansammeln mag. Beim Pflügen der steilen Seiten der Hüg verfahren sie auf folgende Weise: Die Räder des Pfluges sind dann v sehr verschiedenem Durchmesser — der des einen hat vielleicht drei F und der des andern nur zehn Zoll; die Achse ist von solcher Länge, d sie dem kleinern Rade, am obern Theil der ansteigenden Fläche, erlau Schritt zu halten mit dem großen, das in dem Geleise unterhalb läuft Die Deichsel ist nicht mitten in der Achse befestigt, sondern näher a dem großen Rade. Dieß sinnreiche Verfahren, obgleich in seiner Ausführung noch roh, ist doch gut berechnet, um dem beabsichtigten Zwecke zu entsprechen. (Schluß folgt.)

I t a l i e n.

1. G e n u a.

(Schluß.)

Da die Sonne mir noch einige ihrer Strahlen schenkte, so wanderte ich vor die Stadt hinaus, um den Palast Doria zu besuchen. Das Thor stand offen, ich trat ein; ich durchlief die einsamen Gänge, wo Perino del Vaga die Seethaten des Hauses Doria al fresco gemalt hatte. Allenthalben herrschte Einsamkeit und Schweigen; ich begegnete niemand, und befand mich gleichsam in einem jener Zauberpaläste, wo der Wanderer allein vor Bildsäulen vorübergeht, die ihn betrachten. Die Galerien waren nach dem Geschmacke des 16ten Jahrhunderts möblirt; schwere Lehnstühle mit schwarzem Leder überzogen, breite mit Sorgfalt geschnitzte Consol-Tische, hohe venetianische Spiegel von sechs Stücken, weite Kamine von dunkelm Marmor, an denen sich Riesen hätten stehend wärmen können; Tapeten mit Porträts nach Rembrandts Manier waren hier zu sehen. Es schien, als wäre eben eine Dogenfamilie von diesen Lehnstühlen aufgestanden. Ich benutzte meine Einsamkeit und setzte mich auf die Stühle; ich öffnete ein Fenster und blickte auf den Meerbusen hinab; ich nahm die Porträts herab, um sie genauer zu betrachten. Endlich stieg ich in den Garten hinab: auch hier herrschte dieselbe Einsamkeit, dieselbe Stille. Die Terrasse des Palastes Doria ist wunderschön. Macht man aus allen Gemälden Claude Lorrains im Louvre ein einziges, so hat man eine Skizze dieser bewundernswerthen Landschaft. Säulen, Thore, Treppen, Alles ist von Marmor. Citronen- und Pomeranzenbäume machen die Alleen schattig; links erhebt sich Genua mit seinen Bergen, die eben so bevölkert sind als seine Straßen. Auf einer Höhe steht der Dom der Kirche von Carignan, dieser Nachahmung der St. Peterskirche im Kleinen. Unmittelbar vor dem Beobachter liegt das Meer, die große Straße von Neapel nach Sicilien; es ist belebt und doch ruhig; es hat eine Stimme, eine Seele, eine Melodie, es wälzt sich in den Hafen und beugt seine Wellen vor dem Leuchtthurme, als wollte es den riesigen Beschützer der Schiffe begrüßen.

Ich war in dieses Gemälde versenkt, als eine Stimme hinter mir einige Worte murmelte; ich gewahrte eine alte Frau, die auf dem Boden saß, den Rücken an eine Säule der Terrasse gelehnt; ihre jugendliche Tochter schlief in Lumpen gehüllt auf ihren Knieen. Was macht ihr hier, arme Frau? fragte ich sie. „Ich freue mich der Sonne,“ erwiderte sie mir lächelnd. Ihr arbeitet also nicht, um euch den Lebensunterhalt zu verschaffen? „Nein, Herr, ich bitte um Almosen; heute ist mein Tagewerk gethan und ich ruhe aus.“ Und was werdet ihr morgen thun? „Morgen wird die heilige Jungfrau mir an der Thüre der Kirche delle Consolazione eben so viel verleihen.“ Somit fehlt es euch also nie an Brod? „Niemals.“ Ihr seyd also glücklich? „Ja.“ Wer hat euch erlaubt euch hier herzusetzen? „Niemand, dieß Thor steht jedermann offen.“

Das junge Mädchen wachte auf; mit ihren Händen strich sie ihr prächtigen schwarzen Haare zurück, die ihr Haupt und ihre Schulter bedeckten, und ließ mich ein hinreißend schönes Gesicht sehen. Ein Freun mein Reisegefährte, trat in diesem Augenblicke zu mir. Könnte ich mi nicht auf sein Zeugniß berufen, so würde ich jetzt glauben, das Begegn dieses armen jungen Mädchens sey nur eine Vision, eine Einbildun wie der Reisende sie sich zuweilen macht, gewesen. Allein der sonde barste Zufall hatte hier eine lebende Allegorie vor mein Auge gebrach das schönste, süßeste Geschöpf in einer Umhüllung von Lumpen!

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 138. 18 Mai 1835.

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Fortsetzung.)

Betrachtet man die südlichen und nördlichen Zuflüsse des Marañon auf der Karte, so fällt augenblicklich auf, daß die nördlichen theils dem Hauptflusse länger parallel laufen, theils unter spitzigern Winkeln einfallen: das Land muß deßhalb, die nächste Umgebung des Marañon selbst ausgenommen, welche gegen Mitte und Ende des Laufs ziemlich gleich tief ist, hier viel flacher seyn. Darum sind auch die Stromrinnen sehr wandelbar, und auf die Karten läßt sich, auch abgesehen von der noch sehr mangelhaften Kenntniß jenes Landes, darum nicht allzuviel bauen. Kaum begreift man, wie sich auf dem flachen Boden bestimmte Flußthäler und Stromscheiden bilden konnten. Jedenfalls setzt diese Bildung der Flußthäler und Stromscheiden in einem an Wasser so überreichen Lande,*) wie dieser Theil von Amerika, einen weit längern Zeitraum voraus. Hierüber bemerkt Humboldt: „Die Anspülungen, welche sich überall bilden, wo die Schnelligkeit des laufenden Wassers sich mindert, tragen unstreitig dazu bei, die großen Strombetten zu erhöhen, und die Ueberschwemmungen zu vermehren; in die Länge aber werden durch die Ueberschwemmungen die Flußarme und die schmalen Kanäle, welche benachbarte Flüsse mit einander verbanden, gänzlich angefüllt und verstopft. Die vom Regenwasser hergeschwemmten Materien bilden durch ihre Anhäufungen neue Schwellen, Theilungspunkte, die zuvor nicht vorhanden waren; es entstehen Quererhöhungen mit entgegengesetzten Abhängen, durch die zuletzt jede Spur der früheren Verbindung verschwindet." Dieser Prozeß ist im Marañonthale noch keineswegs vollendet,**) und jedenfalls gilt diese Entstehung von Schwellen nur von den Zuflüssen eines und desselben Stroms, aber nicht von der Scheidung der Gewässer verschiedener Stromgebiete. Der Guainia (Rio Negro) ist vom Japura weiter entfernt, als von Inirida oder Guaviare, dennoch aber steht er durch Gabeltheilungen mit dem erstern, gleichfalls in den Marañon fallenden, nicht aber mit dem letztern in Verbindung, der in den Orinoko fällt. Vielmehr hat hier die Wasserscheide, so unbedeutend sie großen Theils ist, eine weit größere Wichtigkeit. Die Böschung der Anden gegen das Marañon- und Orinokogebiet ist östlich, theilt sich jedoch in eine nordöstliche und südöstliche Senkung. „Ein unmerklicher Kamm," sagt Humboldt, „dehnt sich von 2° N. B. von den Timana-Anden gegen die Landenge zwischen dem Inirida und Guainia. Nordwärts dieser Linie fallen die Gewässer in den Orinoko; südwärts, in den Ebenen, welche den nördlicher gelegenen völlig zu gleichen scheinen, fließen der Caqueta oder Japura, der Putumayo oder Iça, der Napo, Pastaza und Morona dem Bette des Amazonenstroms zu. Dabei ist auch bemerkenswerth, daß dieser Scheidekamm selbst nur eine Verlängerung desjenigen ist, welchen ich in den Cordilleren auf dem Wege von Popayan nach Pasto wahrgenommen habe." Wieder ein Beweis, daß die Wasserscheiden verschiedener Stromsysteme gar keine so zufällige Sache sind.

Eine Bestätigung dieser Angabe über die Scheidungslinie beider Gebiete liegt darin, daß bei weitem nicht alle Ströme, welche auf den Karten gewöhnlich als auf dem Ostabhang der Anden entspringend angegeben werden, wirklich hier ihren Ursprung haben, indem sich zwischen die nördlichern und südlichern Ströme ein Bergzug hineinschiebt. Zählt man die bedeutendern Flüsse von Süden nach Norden auf, so ergibt sich folgendes: Putumayo, Caqueta entspringen in den Anden, der Guayre, Rio Negro (Guainia), der Inirida, Zama, Vichada entspringen theils in den Savannen, theils in dem oben erwähnten Gebirgsland, das von den Anden so gut wie völlig unabhängig ist; Guaviare und Meta entspringen wieder in den Anden. So ist also die Theilung der Gewässer im Westen beschaffen, im Osten aber findet jene merkwürdige Verbindung zwischen beiden Stromgebieten statt, die von den Geographen so lange angefochten wurde.

Der Rio Negro, den die Karten in seinem obern Laufe gewöhnlich mit seinem indianischen Namen Guainia bezeichnen, ist der nördlichste aller Zuflüsse des Marañon, und auch der

*) Der Japura z. B. ist etwas oberhalb seiner Einmündung in den Marañon 1200 Toisen breit; 150 Meilen weiter oben nur 200. Solche Beispiele schneller Wasserzunahme sind sehr häufig.

**) Der Japura oder Caqueta, — der erstere Name ist mehr bei den Portugiesen, der leztere bei den Spaniern gebräuchlich — steht durch acht Arme mit dem Marañon in Verbindung, davon fließen aber drei nicht aus dem Japura in den Marañon, sondern umgekehrt aus dem Marañon in den Japura. Außerdem fallen noch zwei Arme des leztern mit besondern Namen, Rio Urarira und Carapurary, seitwärts in den Rio Negro, und erst durch diesen in den Marañon.

merkwürdigste. Er hat seinen Namen von der Dunkelheit seines Wassers, *) sein Lauf ist anfangs gegen Nordosten gerichtet, als sollte er in den Orinoko fallen, unter 3° N. B. wendet er sich aber gerade gegen Süden, empfängt einen Arm des Orinoko, den Cassiquiare, unter 0° wo der Guape sich in ihn einmündet, wendet er sich gegen Osten, nimmt dann alle bedeutendern Zuflüsse, die von der Sa. Parime herabkommen, namentlich den Rio Branco oder Quecuene auf, und fällt endlich mit einer so bedeutenden Wassermasse in den Marañon, daß dieser von nun an einen andern Namen, Rio dos Solimoes, **) erhält.

Bei diesem seltsamen Laufe bleibt die Verbindung mit dem Orinoko immer das Merkwürdigste. Der Landstrich, welcher von dem Rio Negro, Inirada, Orinoko ***) und Cassiquiare eingeschlossen wird, ändert den Lauf der Gewässer gänzlich. Der Rio Negro wendet sich, wie schon bemerkt gegen Süden, der Orinoko allmählich gegen Nordwesten, um endlich völlig gegen Norden umzubiegen. Dieser seltsame Lauf, obwohl nicht ohne Beispiel, erschien den Geographen so unglaublich, daß man lange die Quelle des Orinoko nicht in der Sierra Parime, sondern im Westen in den Anden suchte. Auch der einfache Sinn der Indianer sträubte sich gegen die Annahme, daß ein Fluß auf eine so seltsame Weise von seiner ersten Richtung abgehen sollte, und sie betrachten insgesammt den Guaviare †) als den Hauptstrom, in den der obere Orinoko oder Paragua sich einmünde.

Diese Meinung ist so unrichtig nicht, als sie auf den ersten Anblick erscheinen mag, denn außerdem, daß dann der Lauf des Flusses viel natürlicher erscheint, spricht noch ein ganz eigenthümlicher Umstand dafür.

Mit der Einmündung des Zama in den Orinoko kommt man in das Gebiet der schwarzen Wasser: der Zama, Mataveni, Atabapo, Tuamini, Temi und Rio Negro führen aguas negras, d. h. in Masse betrachtet sehen sie kaffeebraun oder schwarzgrünlich aus. Nichts desto weniger sind es vollkommen helle, ganz klare und sehr angenehm schmeckende Wasser. Diese Erscheinungen sind so auffallend, daß die Indianer allenthalben die Gewässer in schwarze und weiße eintheilen. ††) In der Umgebung dieser schwarzen Wasser fehlen die Mosquitos fast ganz, und von Krokodilen findet sich keine Spur. Die letztern, so wie die Flußdelphine, fehlen auch in dem obern Orinoko, obwohl dieser nicht schwarz ist, gänzlich, finden sich jedoch, so zahlreich als im untern Orinoko, im Guaviare wieder, und überhaupt gleicht dieser Rio

*) Sein Wasser ist von kaffeebrauner Farbe, wie das der übrigen schwarzen Wasser (aguas negras). Merkwürdigerweise ändert sich seine Farbe durch den Einfluß des weißen Cassiquiare nur sehr wenig.

**) Eigentlich Sorimoes, mit Anspielung auf das Gift der Nation der Sorimanen.

***) Auf dieser Strecke von den Indianern Paragua genannt.

†) Der Guaviare entsteht aus der Vereinigung des Ariari und Guayavero, und ist weit bedeutender als der Inirada, der meist auf den Karten als der größere angegeben wird.

††) Die obengenannten Flüsse liegen alle ziemlich nahe bei einander, die Sache beschränkt sich aber hierauf nicht, der Basiva-See, der sich in den Cassiquiare ausmündet, ist gleichfalls schwarz, und selbst auf den Anden bei Cuenca finden sich drei Flüßchen, von denen zwei weiß, und der dritte, der Pannucai, schwarz ist.

Guaviare durch die Beschaffenheit seiner Ufer, seiner fischfangenden Vögel und seiner Fische weit mehr dem Orinoko als die von Esmeralda herabkommende Abtheilung des letztern Flusses; *) auch hält Humboldt den Guaviare für den breiteren Strom.

Aus allem diesem läßt sich wenigstens so viel abnehmen, daß diese Ansicht der Indianer, welche den obern Orinoko oder Paragua für einen Zufluß des Guaviare, und diesen für den Hauptfluß halten, sehr viel für sich hat. Indeß ist zu Gunsten der bisher gewöhnlichen Ansicht zu bemerken, daß der Paragua schon vor der Einmündung des Guaviare sich gegen Norden wendet.

(Schluß folgt.)

Angriff von Budschia
durch die Kabylen in der Nacht vom 10 bis 11 Okt. 1834.

(Schluß.)

Am 10 Oktober, gegen 8 Uhr Abends griffen die Kabylen, ihren Drohungen getreu, von allen Seiten unsere Vorposten an. Signal-Raketen wurden angezündet, der Generalmarsch durch die Stadt geschlagen, und jeder begab sich auf den Posten, der ihm bezeichnet worden war.

Der Schlüssel von Budschia, sein eigentlicher strategischer Stützpunkt, ist das sogenannte obere verschanzte Lager, das von dem 2ten afrikanischen Bataillon besetzt war. Hier befindet sich eine alte römische Citadelle, wo die Mauren zur Zeit ihres Glanzes starke Verschanzungen von Mauerwerk aufführten, von denen jedoch heutzutage nur noch Trümmer übrig sind. Vielleicht in der Folge kömmt diesem Orte der Name eines verschanzten Lagers mit mehr Recht zu. Im gegenwärtigen Augenblick ist es eine gänzlich offene Stellung, die von den umgebenden Höhen überragt und dominirt wird. In diesem Lager standen drei Feldgeschütze und 250 Mann Fußjäger vom zweiten afrikanischen Bataillon in geschlossenen Kolonnen; diesem war die Vertheidigung der Stellung aufgetragen.

Vor dem obern Lager, in einer Entfernung von 600 Meter liegt das Blockhaus Salem, das die Zugänge zu demselben vertheidigt.

Der Plan der Kabylen war nicht ohne Geschicklichkeit entworfen, denn sie richteten ihren Hauptangriff auf diesen Posten, ihr kriegerischer Instinkt ließ sie die Nothwendigkeit fühlen, sich desselben zu bemächtigen, und von da gegen das verschanzte Lager vorzudringen. Die Feinde stürzten sich daher in Masse auf das Blockhaus Salem, in den Graben, auf die Brustwehr, in die Schießscharten, wobei die Luft von ihrem wilden Kriegsgeschrei ertönte. Mit Heuen und Aexten suchten sie die Thüre zu erbrechen. Die Besatzung des Blockhauses bestand aus 30 Jägern vom 2ten afrikanischen Bataillon und aus vier Kanonieren. Sie empfing den Angriff der Feinde mit einer vollen Ladung, wo-

*) Dieser letztere hat helleres, durchsichtigeres Wasser, als der Orinoko unterhalb San Fernando; die Gewässer des Guaviare sind weiß und trüb; ihr Geschmack ist nach dem Urtheil der Indianer, die hiefür sehr zarte Organe haben, mit dem Gewässer des Orinoko in der Nähe der Kataraktenvöllig gleich.

durch viele Beduinen getödtet und verwundet wurden; dessen ungeachtet setzten sie den Sturm mit gleicher Entschlossenheit fort. Man hörte, wie sie sich mit lautem Zurufe ermunterten, man sah, wie sie ohne alle Ordnung das Teufelshaus (so nennen sie unsere Blockhäuser) umschwärmten, das aus seinen Schießscharten Tod und Verderben in ihre Reihen schleuderte. Sechs volle Stunden dauerten auf diese Weise ihre Angriffe auf das Blockhaus Salem mit einer Wuth, die der Widerstand noch zu vermehren schien, während ganze Schwärme ihrer Schützen die Felsen erkletterten, welche die Stadt beherrschen, und die schwache Kolonne in dem verschanzten Lager mit einem Kugelregen überschütteten.

Von den Kugeln der Beduinen gehen gewöhnlich 25 bis 26 auf das Pfund; ehe sie laden, kauen sie dieselben, so daß sie beim Abfeuern einen pfeifenden, schneidenden Ton hervorbringen; man wird ganz taub von diesem Pfeifen. Diese Kugeln, welche bis in die Stadt reichten, verbreiteten Verwirrung unter den bürgerlichen Einwohnern, die sich eiligst in die Casbah zurückzogen. Die Malteser, welche in Budschia den Detailhandel ausschließlich betreiben, hatten sich bereits eingeschifft.

Unterdessen ward von Seiten der Kabylen der Sturm auf das Blockhaus Salem mit Wuth fortgesetzt. Aexte, Hauen, Kugeln, Steine, verursachten einen furchtbaren Lärmen. Die französische Besatzung dagegen ließ in ihrer Thätigkeit auch nicht nach; ihr Feuer ruhte keinen Augenblick; die Granaten brachten Unordnung und Schrecken unter die Stürmenden.

Während dieses Kampfes der Verzweiflung zeigte sich ein anderes Schauspiel in der Ebene, die gleichfalls mit Feinden bedeckt war. An vielen Punkten schienen Irrlichter aufzutauchen, sich zu kreuzen, zu nähern und wieder zu entfernen; es waren dieß die Oberhäupter der Stämme, zu Pferde, mit Laternen in der Hand, welche Befehle in Betreff des Angriffes auf das Blockhaus ertheilten. Die Lage des letztern ward immer kritischer, das Geschütz des verschanzten Lagers durfte nicht wohl feuern, um nicht mit einer unglücklichen Kugel das Blockhaus selbst zu treffen.

Die Casbah und das Fort Moussa feuerten von Zeit zu Zeit und schleuderten ihre Wurfgeschosse unter die Feinde. Um diese Scene vollständig zu machen, erhob sich ein furchtbarer Sturm und mischte seine Blitze mit denen der Feuerschlünde. Die widerhallenden Echo's des Gourayahs gaben die verschiedenen Arten von Donner wieder, und verlängerten sie bis weit hinein in den alten Atlas; tiefe Dunkelheit herrschte, ein unermeßlicher Regen ergoß sich, gleichwohl dauerte das Feuer von beiden Seiten fort.

Da der enge Pfad, der unter vielfachen Krümmungen den Berg hinauf nach dem Blockhause Salem führt, von unzähligen arabischen Schützen besetzt war, so war es unmöglich, demselben zu Hülfe zu kommen. Eine Kolonne, welche diesen Weg eingeschlagen hätte, wäre ohne alle Möglichkeit sich zu vertheidigen, vernichtet worden; es blieb uns somit nichts übrig, als die Entwicklung dieses blutigen Drama's abzuwarten.

Die Redoute des Blockhauses Salem, in welcher sich nur eine Gebirgshaubitze befand, war mit Schanzkörben versehen, durch welche sich die Kanoniere während der Bedienung des Geschützes deckten. Die Beduinen glaubten nichts Besseres thun zu können, als diese Schanzkörbe in Brand zu stecken; die Flammen verbreiteten ihr röthliches Feuer weit umher. Einen Augenblick glaubten wir, das Blockhaus werde in die Luft fliegen; allein bald beruhigten wir uns, als wir das lebhafte Kleingewehrfeuer der tapfern Besatzung vernahmen. Von diesem Augenblicke an war die Ueberlegenheit der Franzosen über ihre Gegner entschieden. Die durch das Feuer erzeugte Helle gestattete den Schützen besser zu zielen, worauf auch das verschanzte Lager sein Feuer begann. Noch hielten sich die Beduinen nicht für geschlagen, aber ihre Hitze ließ bedeutend nach; die Kartätschenkugeln und Granaten gelangten trefflich an ihre Adresse. Nach und nach ward das Feuer schwächer, und hörte endlich ganz auf. Man hörte die feindlichen Ausrufer, welche dort den Dienst unserer Hornisten versehen, wie sie den Rückzug verkündeten. Ihrer Flucht folgte tiefe Stille. Wir brachten die Nacht unter den Waffen zu.

Mit Tagesanbruch besuchten wir das Blockhaus Salem, dessen Besatzung sich so trefflich gehalten hatte. Die dreifarbige Fahne wehte auf demselben, von Kugeln zerrissen. Die Brustwehr der Redoute war geschleift, die Thüre höchst beschädigt; 5 Jäger und 1 Unteroffizier waren verwundet, dafür floß aber auch das Blut in dem Graben und eine Menge einzelner Körpertheile lag vor dem Blockhause. Die Beduinen, welche man gleich einem weißen Streifen über das Gebirge ziehen sah, hatten ihre Todten und Verwundeten mit sich genommen, weßhalb es unmöglich ist, ihren Verlust anzugeben.

Die Bambaras und andere Völker am obern Senegal.

(Von Kapitän Hesse, ehemaligem Kommandanten von Galam und Gorée.)

Die Bambaras haben einen großen Theil des Landes inne, das, gegen Sego hin, zwischen dem obern Senegal und dem Dscholiba liegt. Sie bilden zwei Nationen: die Bambaras von Sego und die von Kaarta. Die ersteren standen früher unter der Botmäßigkeit der letzteren, ja man behauptet, sie seyen ursprünglich ihre Sklaven gewesen, und nur durch ihren Muth und nach langen und blutigen Kriegen frei geworden. Diese Völker befinden sich beinahe immer noch in einem Zustande der Feindseligkeit, was für die Entwicklung des Handels ein großes Hinderniß ist. Der König von Sego ist mit absoluter Gewalt bekleidet. Es soll in diesem Lande das Vorurtheil herrschen, der König könne keinen Weißen sehen, ohne daß ihm dieser Anblick alsbald tödtlich werde: es würde ihm im Laufe des Jahres den Tod zuziehen. Dieses Vorurtheil, das mit großer Sorgfalt von den Mauren unter den Oberhäuptern dieser Nation unterhalten wird, hat einen politischen Zweck, der darin besteht, die Europäer von allem Handel mit Sego auszuschließen, aus Furcht, der ihrige im Innern von Afrika möchte darunter leiden. Die Bambaras von Sego zählen unter sich viele Götzendiener; sie sind große Freunde von starken gebrannten Wassern, und verfertigen deren selbst mit einer Mischung von Honig und Wasser, worin man gewisse Körner und manchmal Wurzeln gähren läßt. Dieses Getränk soll sehr berauschend seyn. Sie erzeugen Honig, Reiß u. s. w. in Ueberfluß.

Die Bambaras von Kaarta sind mächtig und kriegsgewohnt, fürchten indessen diejenigen von Sego, die, wie man versichert, einst ihre Gefangenen waren; ihre Hauptniederlassungen sind nicht weit von den Ufern des Senegal entfernt, drei oder vier Tagereisen ungefähr, und höchstens acht Tagereisen von unserem Posten zu Bakel. Man erzählt, im Jahre 1821 habe der König von Sego dem von Kaarta sagen lassen, er gedenke ihn nächstens zu besuchen und für seine Frauen Schürzen weben zu lassen; dieß war eine ironisch ausgedrückte Drohung. Da der König von Kaarta fürchtete, sie möchte ins Werk gesetzt werden, so beeilte er sich dem von Sego ein Paar massivgoldene Fesseln zu schicken, mit der

Aufforderung, sie seinen Pferden anzulegen, damit sie nicht nach Kaarta kämen. Auch sandte er ihm ein paar Steigbügel aus gleichem Metall. Diese Höflichkeit hatte für den Augenblick die erwartete Wirkung. Die Bambaras von Kaarta waren ruhiger, glauben jedoch, sie werden früher oder später beunruhigt und vielleicht aus dem Lande, das sie inne haben, verjagt werden, so zwar, daß sie alle ihre Kräfte anstrengen, mehr in unsere Nähe zu kommen, und den Senegal zwischen ihnen und den Segoanern zur Gränze zu setzen. Dieß ist der Grund, warum sie auf die Bondus, welche das linke Ufer des Flusses bewohnen, einen Angriff zu machen wünschen. Die Bondus sind ein feiges und perfides Volk, das sich nichts desto weniger von einem jährlichen sehr beträchtlichen Tribute befreite, den es seinen Nachbarn zahlte.

Die Bambaras von Kaarta sind vielleicht das grausamste Volk der Erde. Es gibt keine Abscheulichkeiten, die sie nicht in ihren Kriegen an ihren Feinden verüben: nachdem sie Alles der Plünderung preisgegeben, schleppen sie die Frauen, die Mädchen, die Kinder in Sklaverei, und beinahe alle Männer werden auf die barbarischste Weise getödtet. Man schneidet ihnen zuerst den Kopf ab, dann öffnet ihnen der Henker — eine leider nur zu wichtige Person unter ihnen — den Bauch, macht sich aus ihren Eingeweiden ein Halsband, verstümmelt sie, und steckt ihnen selbst die Gegenstände dieser Verstümmlungen in den Mund.

Herr Gray machte mir bei seiner Rückkehr von Kaarta folgende Beschreibung von dem Henker, den er sah: „Er ist, sagte er mir, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren und sehr kleinem Körperbau; sein Leib ist beinahe eben so breit als hoch; der Kopf übermäßig groß, die Gestalt ungeschlacht, der Blick wild; in dem Munde und zwischen den dicken Lippen hindurch sieht man seine gelben Zähne; die Stirn ist schmal, die Augen hervorstechend und der Stirne gleich; nur die Hörner fehlen ihm, um das leibhaftige Bild des Satans vorzustellen. Dieses Ungeheuer, mit zwei Dolchen oder einer Art kurzer und breiter Säbel bewaffnet, trägt eine rothe Mütze, und als einzige Kleidung einen schmalen baumwollenen Schurz. Sein Sohn, das Ebenbild des Vaters, dient ihm bei seinen abscheulichen Verrichtungen als Gehülfe; sie haben viel zu thun und sind sehr reich, weil unter zehn Gefangenen, die sie zu enthaupten haben, ihnen einer verwilligt ist, den sie als Sklaven verkaufen können, und man alljährlich so viele Leute bei den Bambaras tödtet, daß dieser grausame Zehnten sie bereichert." Herr Gray erzählte mir von diesem Lande noch mehrere andere gleich unmenschliche Gebräuche: „Die Frauen des Königs dürfen von niemanden angesehen werden; wenn sie ausgehen, und man ihnen begegnet, so muß man, von wie fern man sie auch bemerken mag, stille halten und ihnen den Rücken wenden, bis sie sich wieder entfernt haben; wehe dem, der dawider handelte, mit seinem Kopfe müßte er diese Verwegenheit bezahlen. Herr Gray war Zeuge einer Verletzung dieser Sitte, welcher die Bestrafung der Schuldigen auf dem Fuße folgte. Zwei junge Gefangene kamen an der Hütte des Königs vorüber; er saß bei einer seiner Frauen. Die Gefangenen wandten maschinenmäßig den Kopf nach dieser Seite; der König ward aufgebracht, ließ beide binden, zog selbst seinen breiten Dolch, und hieb dem einen von ihnen den Kopf ab, während dem zweiten durch einen Andern das Gleiche geschah."

Wenn der König stirbt, werden seine Frauen unter dessen Söhne vertheilt, die jedoch Sorge tragen ihre eigene Mutter nicht zu nehmen. Sie machen sie zu ihren Frauen. Wird der Sohn des Königs beschnitten, so gibt man ihm eine große Zahl männlicher Gefangenen, die man zu gleicher Zeit beschneiden läßt; auch erhält er eine gleiche Anzahl junger Mädchen, ein ausgedehntes mit einer hinreichenden Menge Hütten versehenes und mit einer Mauer umgebenes Stück Land, das man Tata nennt; nun ist er um so mehr ein Prinz, als er über alle diese entstehenden kleinen Familien herrscht. (Schluß folgt.)

Die Osseten.

(Schluß.)

Obwohl die Osseten durch die Gegenwart der russischen Militärstationen bedeutend eingeschränkt sind, so zeigen sie sich doch keineswegs als ein Volk, wie es diese friedlichen Beschäftigungen anzudeuten scheinen. Sie sind in der That ein kühnes, muthiges Geschlecht, deren wahren Charakter man am deutlichsten daraus ersieht, daß kein Mann unter ihnen je ohne übergehängte geladene Flinte, oder einen Dolch in seinem Gürtel, gemeiniglich aber mit beiden, sich öffentlich zeigt. Selbst die Schäfer, wenn sie ihrer Heerden warten, sind auf diese Art bewaffnet; eben so die Ackersleute, mit Ausnahme dessen, der den Pflug führt; allein auch er hat seine Waffe so an dem Pfluge angebracht, daß er sie mit Leichtigkeit erreichen kann. Der Dolch ist eine seltsame Waffe; nahe am Griffe ist er breit, wird nach der Spitze hin schmaler und ist im Ganzen etwa achtzehn Zoll lang. Beim Gebrauche desselben bückt sich der Angreifende nieder, und sucht ihn seinem Gegner in den Unterleib zu stoßen.

Dieses kriegerische Aeußere nehmen sie nicht bloß aus Großthuerei an, wie es bei den Persern und Türken geschieht. Es ist zum Theil das Ergebniß eines Grundsatzes, der die Rache zu einer überlegten und feierlichen Pflicht macht, welche die Folge in sich schließt, daß jedermann bewaffnet geht, sey es nun um sich selbst gegen den Rächer, der einem nach dem Leben trachtet, zu vertheidigen, oder bereit zu seyn, eine günstige Gelegenheit, die sich darbietet, gegen einen Andern zu ergreifen, nach dessen Leben man selbst trachtet. Dr. Henderson erwähnt ein schlagendes Beispiel hievon in seinen „Biblischen Nachforschungen und Reisen in Rußland," und obgleich sich seine Erzählung auf einen andern kaukasischen Stamm (die Inguschen) bezieht, so ist doch seine Schilderung, da der Gebrauch dem unter den Osseten üblichen genau ähnlich ist, vollkommen auf diese anwendbar.

„Der geringste Umstand reicht oft hin Streitigkeiten zu erregen, welche selten ohne Mord endigen. Hartnäckig an dem orientalischen Gesetze: „Blut für Blut," hängend, geben sie sich nicht eher zufrieden, als bis sie den Tod ihrer Verwandten gerächt haben; ein Grundsatz, dem man von Geschlecht zu Geschlecht so lange Folge leistet, bis er den Tod des Mörders oder eines seiner Abkömmlinge nach sich zieht, auf den er, wie man voraussetzt, seine Schuld vererbte. Die Missionäre wurden mit einem jungen Manne bekannt, der durch die beständige Furcht, in der er lebte, daß man an ihm einen, noch ehe er geboren, von seinem Vater begangenen Morde rächen würde, fast zum Skelett abgezehrt war. Er kann mehr als hundert Personen aufzählen, die sich für verbunden halten, ihm, sobald sich nur eine günstige Gelegenheit hiezu darbietet, sein Leben zu rauben. Kaum findet man ein Haus, in welchem nicht jemand in so Etwas verwickelt ist."

Eine andere Ursache für das kriegerische Aeußere der Osseten ist jener Hang zum Plündern, den sie mit den andern Stämmen in diesen Gebirgen gemein haben. Bei ihnen selbst wird indessen dieser Hang durch die auf ihrem Gebiete errichteten russischen Militärstationen und durch die Art und Weise, wie Kaufleute und Reisende über die Gebirge geleitet werden, bedeutend im Zaume gehalten; dessen ungeachtet lauschen sie mit Wachsamkeit auf Gelegenheiten die Unbeschützten oder Unvorsichtigen zu überfallen, und bei den Räubereien, welche sie bei solchen Gelegenheiten verüben, läuft es zuweilen nicht ohne Mordthaten ab; gewöhnlicher aber suchen sie solche Personen, deren Aeußeres die Hoffnung gewährt, ein gutes Lösegeld von ihnen erwarten zu dürfen, als Gefangene wegzuführen. Es gibt Beispiele, wo sie sich russischer Offiziere von Rang auf solche Weise bemächtigten und sie nur nach Bezahlung des geforderten Lösegeldes frei gaben. Manchmal greifen die Osseten zu solchen Maßregeln als Wiedervergeltung für das, was sie als nicht zu rechtfertigendes Betragen der russischen Autoritäten gegen sie betrachten. Sie haben in den Bergen so schwer zugängliche Schlupfwinkel, daß man solchen Vorgängen nur durch die äußersten Vorsichtsmaßregeln wirksam Einhalt thun kann. Die Kühnheit, womit sie dergleichen Angriffe fast unter den Augen der Militärstationen ausüben, ist erstaunlich. Die Personen, mit denen der Verfasser dieses über die Gebirge reiste, legten bei allen Gelegenheiten die ängstlichste Vorsicht, sich nicht aus dem Gesichtskreise der Schildwachen hinaus zu wagen, an den Tag. Einmal sah der Verfasser in dem tiefen und engen Paß von Dariol einen Soldaten hoch oben auf einem Vorsprunge der senkrecht aufsteigenden Felswände postirt, und erfuhr, man habe ihn hier aufgestellt, weil wenige Tage zuvor nahe bei diesem Platze, der nur in kleiner Entfernung oberhalb der Militärstation von Lars liegt, ein Mann von Rang erschossen worden sey.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 139. 19 Mai 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Das neue Luxembourg.

Paris am 4 Mai 1835.

Ich hatte seit langer Zeit den schönen Garten des Luxembourg nicht besucht, und von dem neuen Anbau an dem Pairspalast war mir bisher, außer den Berichten der Zeitungen nichts bekannt geworden, ich hatte nie an den wirklichen Prozeß geglaubt, für welchen ganz eigens dieser Bau aufgeführt wurde, und war gewöhnt, das Ganze für eine Spielerei oder für einen Regierungskunstgriff zu betrachten; ich wollte daher, ehe noch das Schauspiel angefangen, heute, am 4 Mai, diese Anstalten sehen, denn Morgen am Tage der Eröffnung der Gerichtsverhandlungen wäre es zu spät. Das ist das Eigene der hiesigen Oeffentlichkeit, daß das Publikum nur wie ein Ungefähr oder aus Gnade Platz findet.

Der oberflächlichste Anblick schon bietet in dem sonst so friedfertigen Palaste und seiner Umgebung etwas Fremdartiges dar. Da, wo nur die gebrechliche Ehrwürdigkeit oder die ehrwürdige Gebrechlichkeit der Pairs hinschwankten, bewacht von einer Truppe Veteranen, trägt sich jetzt die junge Linientruppe mit kriegerischem Schnurrbarte und trotziger Miene. Die Eingänge in den innern Hofraum des Hauptgebäudes, links und rechts, sind zu Wachstuben hergerichtet, Adjutanten und Ordonnanzen gehen hin und her, und das Ganze sieht dem Hauptquartiere eines im Felde stehenden Obergenerals viel ähnlicher als der stillen Wohnung eines gesetzgebenden Körpers.

Wie der innere Hofraum so die äußere Umgebung. Von der Seite des Odeons, vom Eingange an bis an die hintere Façade des Gebäudes ist aus Pfählen und starken Querbrettern eine Art von Hohlweg gebildet, in dessen Tiefe nur eine sehr geringe Anzahl Personen halten können, und der gar wohl für eine Barricade des Palastes angesehen werden könnte. Man sagte mir, daß sie der Eingang für das Publikum sey, welches den Sitzungen beiwohnen wolle. Dieß würde herrlich bestätigen, was ich oben von der Oeffentlichkeit gesagt habe.

Niemand, der in den Garten selbst tritt, wird die Nähe einer Pairskammer, die Nachbarschaft eines Gerichtshofes ahnen; jedermann wird an eine Kaserne, an einen Kriegsplatz denken. Unter den schönen Alleen, da wo ich stets das ruhige Publikum des Quartier St. Jacques gesehen, ist jetzt die Infanterie rottenweise aufgestellt und exercirt. Nachdem ich an drei, vier Haufen vorüber gegangen war, fiel es mir auf, daß sämmtliche sich übten die Muskete zu laden und das Bajonnet zu fällen. Ist dieß gewöhnlich so? fragte ich sehr überflüssigerweise einen gewöhnlichen Spaziergänger des Luxembourg; daß ich nicht wüßte, war die Antwort, erst seit einigen Tagen haben wir diese Gäste, sie scheinen zur Dekoration der großen Aufführung zu gehören, die Morgen ihren Anfang nehmen wird.

Und während die Truppe vor dem Gebäude sich einübte, war im Innern des Palastes große Probe. Ich kann nichts dafür, wenn meine Ausdrücke mit der Hochachtung, welche man gewöhnt ist einem großen Kollegium zu zollen, nicht im Einklang stehen. Ich erzähle bloß und berichte unbestrittene Thatsachen; ich habe die Natur der Dinge nicht zu verantworten. Das Pairsgericht war im neuen Saal versammelt und hielt Sitzung — zur Probe. Angeklagte, Zeugen, Vertheidiger, Publikum und Polizei waren durch eine Bande Polizeidiener und Sapeurs-pompiers vorgestellt, die Einen in bloßen Ermeln oder in der Jacke, als Publikum und Zeugen, die Andern in Uniform als wirkliche Polizei, die Andern in fliegendem, auf der Schulter angestecktem Mantel als Vertheidiger in der Amtstracht u. s. w.

Das Innere des neuen Saales soll für das Auge geschmackvoll und mit allen Bequemlichkeiten für die Herrn Pairs ausgestattet seyn, gleichwohl will man denselben kalt und unangenehm gefunden haben. Ein anders ist es mit den Angeklagten, diese haben einen sehr engen Platz. Herr Thiers, der zugegen war, bemerkte sehr scherzhaft, die Angeklagten müßten sich behelfen, wie man in den kleinen Schenken thue, wo der Platz für 50 berechnet sey und 60 sich niederließen. Das Hauptgefängniß der Angeklagten liegt rechts am Palaste und auf dieser Seite, von dem Palaste an bis zu der Reiterkaserne in der Rue de Vaugirard, die zum Gefängniß umgewandelt wurde, führt ein ganz ähnlicher und noch sorgfältiger verwahrter geschlossener Gang zu dem Bewahrungsorte der Angeklagten. Sie werden in den Gerichtssaal gelangen, und von da zurück in ihre Kerker, ohne daß sie von dem Publikum auch nur etwas hören können, geschweige denn sehen. In dem Saale selbst ist genau berechnet, daß im günstigsten Falle nur für 200 Menschen, unter dem Titel Publikum, Raum gelassen ist; da nun aber unter diesen 200

Menschen vor Allem die offiziellen, halboffiziellen und versteckten Getreuen, Trabanten, Fremde, willfährigen und unterwillfährigen der Polizei und ihrer Unterverzweigungen den ersten Platz nehmen werden, kraft der Vergünstigungen und besondern Bewilligungen, zu welchen das Volk den Weg nicht kennt, so kann es geschehen, daß als sogenanntes Publikum, als Verwirklichung der gesetzlich vorgeschriebenen Oeffentlichkeit während ganzer Tage des denkwürdigsten Prozesses, der jemals vorkam, auch nicht eine einzige Seele aus der unparteiischen Masse des Volkes zugegen ist, und die Angeklagten von der Berührung der übrigen Welt gänzlich abgeschnitten bleiben. Dieß ist unerhört, und scheint darum unmöglich; es scheint nur so, es ist nicht.

(Schluß folgt.)

Die Ströme der Erde.

Südamerika.

(Schluß.)

Mag man jedoch den obern Orinoko oder den Guaviare für die eigentliche Quelle *) des mächtigen Stroms halten, der seine Gewässer durch den Drachenschlund in den atlantischen Ocean ergießt, immer bleibt dieser Fluß merkwürdig durch seine Gabeltheilung und die Eigenthümlichkeit seines spiralförmigen Laufes. Die erstere findet in der Nähe von Esmeralda statt, und gewährt einen sehr imponirenden Anblick. Hohe Granitberge erheben sich an der Westseite; am linken Ufer des Orinoko westwärts und ostwärts der Gabeltheilung bis gegenüber der Einmündung des Tamatama gibt es keine Berge; wenn der Orinoko südwärts nicht mehr von Bergen umgeben ist, und zur Oeffnung eines Thales oder vielmehr einer gegen den Rio Negro auslaufenden Niederung gelangt, so theilt er sich in zwei Aeste: der Hauptstamm setzt seinen Lauf nordnordwestlich fort, die Gruppe der Parimeberge umziehend; derjenige Arm, der die Verbindung mit dem Marañon bildet, wirft sich in die Ebenen, welche überhaupt eine südliche Senkung haben, und sich hauptsächlich südöstlich dem Bassin des Rio Negro zuwenden. Dieß geht daraus hervor, daß die östlichen Zuflüsse des Cassiquiare meist unter rechten Winkeln einfallen, und der Cassiquiare selbst auf der Mitte seines Laufes einen Arm, den Conorichite oder Itinivini, gegen Westen sendet, welcher früher als er selbst in den Rio Negro fällt. Diese Gabeltheilung, wenn schon seltsam genug, ist es doch bei weitem minder, als die in der Nähe von Esmeralda.

Der Orinoko fließt, sobald er das höhere Gebirge verlassen hat, in denselben Ebenen wie der Marañon, aber in völlig entgegengesetzter Richtung. Wir haben oben bei der Scheidelinie der Gewässer zwischen diesen beiden Strömen gesehen, daß diese sich als unmerkliche Theilungsgräte, Mesa, hereinzieht in das wunderliche Viereck, zwischen Jniraba, Orinoko, Cassiquiare und Rio Negro, diese eige liche Heimath der schwarzen Gewässer. Diese Theilungsgräte n zieht augenscheinlich sich hinauf bis zum Orinoko, und thei diesen in zwei Theile. Jede Ebene, sie mag auch dem Auge no so flach erscheinen, ist auf verschiedenen Seiten verschieden geg den Horizont geneigt, und wie in der Nähe des Meers dur Anschwemmungen u. dgl. Gabeltheilungen und Deltabildunge erfolgen, so kann ein Gleiches auch im innern Lande geschehen. Hiezu muß freilich der Lauf eines Flusses am Rande der zwei Becken von einander scheidenden Theilungsgräten das Meiste beitragen. Diese Theilungsgräte kann das Bett oder den Thalweg eines Flusses der Länge nach treffen, und dann muß die Gabeltheilung erfolgen, wozu die größere oder geringere Breite eines Flusses — und der Orinoko ist hier wenigstens 3—4000' breit — bedeutend beiträgt. Sondirt man nämlich einen ziemlich breiten Fluß im Querdurchschnitt, so findet man, daß sein Bett gewöhnlich aus mehreren ungleich tiefen Furchen besteht; je breiter der Fluß ist, desto zahlreicher sind diese Furchen, welche selbst in großen Entfernungen einen mehr oder minder vollkommenen Parallelismus behalten. Es folgt daraus, daß die meisten Flüsse als aus mehreren neben einander liegenden Kanälen zusammengesetzt betrachtet werden können, und daß eine Gabeltheilung statt findet, wenn ein kleines Stück des Uferlandes niedriger ist, als der Grund einer Seitenfurche. Das Merkwürdige beim Orinoko ist nur, daß die Gabeltheilung nicht im nämlichen Becken, sondern auf der Theilungskante zweier Becken statt findet.

Dieß ist in Kürze die Erklärung, welche Humboldt von dieser merkwürdigen Erscheinung gibt, man sieht aber daraus, daß nicht sowohl die Gabeltheilung, die an und für sich betrachtet, die alltäglichste Erscheinung in jedem Flusse ist, sondern der wunderliche Lauf der Wasserscheide das eigentlich Bemerkenswerthe ist. Beizufügen ist hier noch, daß mit dem Augenblick des Ueberschreitens der Wasserscheide der Lauf des Cassiquiare, der eigentlich wie über einen Kamm hinüberkam, mit einem Mal sehr reißend wird.

Weit ruhiger ist der Lauf des eigentlichen Orinoko bis hinab nach Santa Barbara, wo der Ventuari, *) der bedeutendste Nebenfluß nach dem Guaviare sich einmündet; bald darauf unterhalb San Fernando de Atabapo wendet sich der Strom gegen Norden, und betritt das Gebiet der Katarakten (Raudales). Zahlreiche Granitketten durchziehen an verschiedenen Stellen das Bett des riesenhaften nun schon von 1500 bis 5000 Toisen breiten Stroms, und besäen dasselbe mit Granitblöcken und Inseln, an denen die Wasser sich mit Wuth brechen. **) Einigemal z. B. bei der Einmündung des Paruasi und bei Baraguan wird auch der Stromlauf durch mächtige Felsenmassen so verengert, daß der Strom beim Hindurchdringen zu sieden scheint, so zusammengepreßt sind seine Gewässer. So gelangt er endlich, den Meta, Arauca, Ca panaparo und Apure von Osten her aufnehmend, nach Caycara wo er von Neuem sich wendet, und nun seine Richtung gegen Osten nimmt; diese Aenderung seines Laufes ist indeß weit nich

---

*) Ueber die Quelle des erstern im Parimegebirg ist man immer noch ungewiß: Alles was man von einem See Parime wissen wollte, gehört immer noch zur Sage. Auch über seinen Lauf bis Esmeralda weiß man nur wenig, denn über die von Guaicas-Indianern besetzten Katarakten, 6½ Tagreisen oberhalb Esmeralda, ist noch kein Europäer hinaufgekommen; dort hat er indeß schon eine Breite von 5—400 Toisen.

*) Dieser kommt vom Parimegebirg herab.

**) Die beiden berühmtesten von Humboldt so interessant geschilderten sind die von Atures und Mappures.

so merkwürdig, als die erste Wendung gegen Norden, denn die dießmalige wird veranlaßt durch die südöstliche Böschung des Landes im Nordwesten. Beachtenswerth ist aber vor Allem hier die tiefe Lage des Landes gegen diese Seite hin, welche so groß ist, daß die Gewässer des Arauca beinahe gar keinen Fall haben, und namentlich zur Zeit der Anschwellung des Orinoko oft rückwärts gedrängt werden, so daß man statt abwärts zu fahren, wenn man den Kahn dem Strom überläßt, vielmehr den Fluß hinauffährt; eine Folge hievon mag auch seyn, daß die Wassermasse des Apure im obern Laufe größer ist als bei der Einmündung in den Orinoko, indem das Wasser vermuthlich wegen Mangels an Fall, und öfteren Zurückdrängens dermaßen durch den Boden sickert, daß wenn man auf 50 oder 80 Schritte vom Ufer mit einem Ruder in den Boden schlägt, alsbald Wasser emporspringt.

Eben so beachtenswerth ist das enge Anschließen des Stroms an das Gebirge, welches sicherlich mit einer sehr umfassenden geologischen Erscheinung zusammenhängt. Fährt man den Orinoko von Esmeralda bis Angostura hinab, so hat man immer auf dem rechten Ufer in einer Entfernung von 150 Meilen sehr hohe Berge, auf dem linken Ufer dehnen sich Ebenen aus, so weit das Auge reicht. Die Linie der größten Tiefen, das Maximum der Depression, befindet sich demnach am Fuße der Sierra Parime selbst: der Granit dieser letztern erscheint beinahe überall massenförmig, nicht aufgeschichtet, und so läßt sich hart daran eine starke Senkung des Bodens erwarten, wie auch in Binnenseen und Binnenmeeren die tiefsten Stellen da sich finden, wo die Küsten am steilsten und höchsten sind.

Von Caycara an wendet sich der Strom, welcher beim niedrigsten Wasserstande 2000, beim höchsten, wenn die tropischen Regen die Flüsse schwellen, über 5500 Toisen Breite hat, gegen Osten, und mündet sich endlich, nachdem er noch den auf der Sa. Baracayna entspringenden Carony aufgenommen, mit tobendem Gebrause ins atlantische Weltmeer, mit dessen indigoblauer Farbe seine grünen, auf den Untiefen milchweißen Wellen seltsam kontrastiren. Zwischen einzelnen thurmähnlich emporragenden Klippen drängt sich die Wassermasse durch den Drachenschlund in die Trauerbucht mit so furchtbarer Gewalt, daß Schiffe mit vollen Segeln und bei günstigem Winde nur mit Mühe dagegen anstreben.

Der Charakter des Stromgebiets bleibt sich gleich, rechts die Gebirge, links die weite unbegränzte Ebene. Hier liegen nordwärts vom Orinoko die Mesas de Amana, de Guanipa, de Jonoro, lauter unmerkliche Wölbungen der Savanen, welche aber doch die Wasserscheide zwischen dem Orinoko und der Nordküste der Terra ferma machen. Stärker werden die Schwellen weiter gegen Westen, wo zuerst die Laguna de Maracaybo, gewiß einst durch ein furchtbares Erdbeben gegen das Meer zu geöffnet, die Wasser sammelt; dann kommt das Becken der Laguna de Zapatosa, die ihren Hauptzufluß von Norden her hat, und durch den Rio Cesace in den Magdalenenstrom sich ausmündet. Dieser letztere fließt, gleich dem Cauca, mit dem er sich vereinigt, in einem Längenthal der Anden, wie der obere Marañon vom Laurisee bis Jaen de Bracamoros. Kleiner als diese, obwohl ganz derselben Klasse angehörig ist der Rio Atrato, der gleichfalls ins Antillenmeer fällt. Zieht man eine Linie durch Ceja (etwas südlich von Timana), durch den Paramo de las Papas gegen den Alto del Roble zwischen 1° 45′ und 2° 20′ N. B. bei einer Höhe von nahe zu 6000′, so findet man die Wasserscheide zwischen dem Antillenmeere und dem stillen Ocean.*) Die Flüsse, welche in den letztern fallen, namentlich der Guayaquil, der Mira, Patia und San Juan, haben trotz ihres kurzen Laufs am Ende desselben eine ungewöhnliche Breite und Tiefe, und bilden zum Theil Seen und weite Busen, indem ihre Gewässer durch die Fluthen des Oceans zurückgehalten und gedrängt werden.

*) Diese Scheidungslinie stößt mit der Wasserscheide zwischen dem Marañon und Orinoko im Winkel zusammen.

Sittenschilderungen aus Nordamerika.

Theater.

Zu Philadelphia bestehen drei Theater; zwei derselben gehören zu den bessern, sind für das Trauerspiel und für das Lustspiel bestimmt; das dritte wird nur von der niedern Volksklasse besucht.

Die beiden großen Theater sind nur im Winter während der langen Abende geöffnet; das dritte Theater wird nie geschlossen. Die beiden erstern sind selbst den Winter über selten voll. Das Publikum, welches dieselben besucht, besteht aus folgenden Elementen: 1) Aus den Fremden, welche ins Theater gehen, weil sie nicht wissen, wo sie ihren Abend zubringen sollen. 2) Aus Freudenmädchen, welche die Gegenwart der Fremden anzieht. 3) Aus jungen Amerikanern von leichten Sitten. 4) Endlich aus einigen Kaufmannsfamilien, welche durch den öftern Besuch des Theaters sich in übeln Ruf setzen. Personen, welche durch ihr Vermögen oder durch ihre Stellung sich auszeichnen, gehen gewöhnlich nicht ins Theater; es muß etwas Außerordentliches vorkommen, um sie anzuziehen, wie z. B. die vorübergehende Anwesenheit eines berühmten Schauspielers; in diesem Fall geht Alles ins Theater, aber nicht etwa aus Geschmack für die Sache, sondern aus Mode. Eigentlich liebt man das Theater in den Vereinigten Staaten nicht; wer hingeht, besucht es aus Langweile. Daher wird der Vorstellung selbst gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; Amerikaner, welche in Frankreich einer Vorstellung anwohnten, können sich nicht genug über die Stille der Zuschauer, so wie über den Antheil des Publikums wundern. In Amerika bekümmert man sich gar nicht um das Stück, welches gegeben wird. Man spricht, man diskutirt, und benutzt die Gelegenheit des Zusammenseyns im Theater, um zu trinken. Das Stück selbst flößt auch nicht das geringste Interesse ein.

Die Lehre der Quäker, welche sich zuerst in Pennsylvanien ansiedelten, verbot das Theater gänzlich. Da die Quäker heutzutage nicht mehr die Majorität bilden, so werden auch ihre Gesetze nicht mehr allgemein beobachtet; aber ein Theil ihrer Sitten besteht noch fort. Eben dasselbe gilt auch von den Presbyterianern in Neu-England. Zu Boston hat man sich von ihren strengen Grundsätzen entfernt, und die Errichtung von Theatern gestattet. Allein die Einwohner finden keinen Geschmack an den Schauspielen. Gleiches gilt auch von New-York; zwar sind dort die Theater mehr besucht, aber diese Stadt zählt allein 20,000 Frembe, für welche das Theater gewissermaßen ein Bedürfniß ist. Zu New-York könnten daher mehrere Theater ihr Auskommen finden, ohne daß dieß zu dem Schlusse berechtigte, die Einwohner dieser Stadt fänden Beschmack daran.

Verbotene Belustigungen.

Oben war die Rede von den strengen Sitten der Puritaner, und von der Art, wie sie ihren Sonntag zubringen. Vergnügungen, welche an diesem Tage verboten sind, können darum doch nicht an einem der Wochentage nachgeholt werden. In manchen Staaten ist das Verbot durch förmliche Gesetze ausgesprochen. In Connecticut sind alle Schauspiele, als den guten Sitten zuwider, verboten, ohne daß selbst große

Städte, wie Harfordh, New-Haven, davon ausgenommen sind. In New-Jersey sind die Pferderennen untersagt, sie geben, so heißt es, nur Veranlassung zum Spiel, zu Wetten, zum Luxus, zur Unordnung und Abweichung von den alten Gewohnheiten, und seyen folglich unmoralisch. Zu Boston sind die Orgelspiele auf der Straße verboten, weil sie die Pferde schen machen. Zu New-York verbietet das Gesetz alle öffentlichen Belustigungen, wie man sie z. B. zu Paris in den elysäischen Feldern sieht, als Luftballons, Ringspiele, Caroussel u. s. w. Alle diese Dinge rauben nur Zeit, und zerrütten die ökonomischen Verhältnisse des Volkes.

Die Bambaras und andere Völker am obern Senegal.

(Schluß.)

Die Erzeugnisse sind die nämlichen wie im Lande Sego, und sehr reichlich. Das Land soll 15,000 Fußgänger und 10,000 Reiter bewaffnen können; letztere Zahl scheint fast übertrieben.

Die Gränzen Bondu's sind im Norden Fonta, im Süden Cassan, im Westen Bambuc und ostnordöstlich das Land Galam, von welchem sogar einige Dörfer an den Ufern des Flusses die Alliirten des Almamy in seinen Kriegen sind; Almamy ist der Titel, den das Oberhaupt der Bondu's führt. Die Guiéclimakas bewohnen Congneil und Yafré, und stehen unter dem Schutze Bondu's. Der Almamy hat eine große Macht über seine Unterthanen; indessen sind einige von ihnen durch ihre Reichthümer, welche in Gefangenen bestehen, im Stande, dieses Oberhaupt im Respekt zu halten. Noch vor Kurzem war Bondu an Kaarta zinspflichtig; unter dem Almamy Amady, dem Vorgänger dessen, der noch im Jahre 1824 regierte, schüttelten sie das Joch ab. Als nämlich der König von Kaarta durch fünf Gesandte seinen Tribut holen lassen wollte, ließ der Almamy Amady vieren von ihnen den Kopf abhauen, und sagte dem fünften: „Bring' deinem Herrn diese Kugeln und dieses Pulver, dieß ist der Tribut, den ich ihm von nun an schicken werde.“ Der König sammelte hierauf eine bedeutende bewaffnete Macht und fiel plötzlich in Bondu ein; seinerseits rückte der Almamy nach Kaarta vor, das er wohl bewacht fand, wo er aber dessen ungeachtet einige Plünderungen unternahm. Während dieser Zeit verwüsteten die Kaartaner Bondu, ihre Erfolge waren aber von kurzer Dauer; denn da sie auf keine Hindernisse stießen und viele Beute gemacht hatten, überließen sie sich unklugerweise dem Schmause, und wurden unversehens von dem wachsamen Almamy, den sie nicht erwarteten, angegriffen. Er machte so viele Gefangene, daß die Henker zum Abhauen der Köpfe nicht hinreichten. Seit dieser Zeit dauert der Krieg zwischen den beiden Völkern mit mehr oder weniger Thätigkeit fort, je nachdem sie von einer andern Seite Ruhe haben oder nicht. Kaarta ergreift immer die Offensive, und der Krieg, welcher dem Handel der Europäer Nachtheil bringt, wird wahrscheinlich nur ein Ende nehmen, wenn die Bambaras ihr altes Vorrecht über Bondu wieder errungen haben, oder sie dergestalt geschlagen worden sind, daß sie nicht mehr dahin zurückkommen können; ich bin jedoch geneigt zu glauben, daß Bondu früher oder später unterjocht werden wird.

Die Bondnaner erzeugen Honig und Mais in Ueberfluß; auch haben sie eine ziemlich große Menge Reiß, dessen Farbe nicht schön ist, der aber einen guten Geschmack hat, und mir eine gesunde Nahrung schien; dieser Reiß wird in Sümpfen nahe bei Moorgegenden und im Allgemeinen an allen Orten angebaut, die während der schlechten Jahreszeit überschwemmt sind; es gibt sogar viele Orte, wo diese Pflanze ohne Kultur gedeiht; man säet sie niemals an hochgelegenen Orten; die Aussaat beginnt mit dem Eintritt der Regenzeit, gegen den Julius hin, und die Ernte findet zu Ende Oktobers und in den ersten Tagen Novembers statt.

Die Häuptlinge und alle guten Familien nennen sich auszeichnungsweise Jlzibés. Dieses Land bringt eine Frucht hervor von violetter oder weißer, schmutziger Farbe und bitterem Geschmack, deren Fleisch der Konsistenz nach dem der Kastanie gleicht. Sie spaltet sich und gibt zwei gleiche Stücke; diese natürliche Abtrennung findet der Länge nach statt, und ist durch ein kleines schwarzes Häutchen bezeichnet, das den Spalt umgibt. Die Eingebornen legen großen Werth auf dieselbe; es machen sogar nur die angesehenen Personen davon Gebrauch; aber sie kauen sie beinahe beständig; auch der Almamy hatte einen guten Vorrath davon, als er mich besuchte; er theilte mir einige mit, und alle die kläglichen Wesen, die seinen Hof bilden, waren über seine Großmuth erstaunt; ich aß aus Höflichkeit, obschon die Frucht wegen ihrer Bitterkeit für mich wenig Angenehmes hatte; sie besitzt indessen das Eigenthümliche, daß sie, wenn man davon gegessen hat, einen ziemlich guten Geschmack zurückläßt, und daß man das Wasser frisch und süß findet.

Die Bondu's können 1000 und selbst 2000 Reiter, und 5 bis 6000 Mann Fußvolk unter die Waffen bringen. Sie bekennen sich zum Islam und sind fanatisch; unter ihren Fehlern ist Heuchelei nicht der kleinste.

Das Land Galam liegt auf dem rechten Ufer des Senegal, von dem Dorfe Willisgara an, diesen Fluß aufwärts, bis zum Felsen Felon ungefähr; seine größte Ausdehnung in das Innere der Länder beträgt nur anderthalb Stunden; alle seine Dörfer liegen an den Ufern des Flusses, und sind von einem Oberhaupte abhängig, das man Thunka nennt.

Es gibt im Lande vier Klassen Individuen; die erste besteht aus den Baqueries, welche die ursprünglichen Oberhäupter des Landes sind; die zweite ist aus mehreren Familien Jolofs gebildet, welche sich vor langer Zeit hieher flüchteten: sie schlossen Verbindungen mit den Baqueries und nahmen die Benennung Jo'guayes an; sie genießen vieler Achtung und sind nicht sehr zahlreich. Die dritte Klasse dieser Bevölkerung besteht aus freien Männern, die im Range unter den beiden ersten und über der vierten Klasse stehen, da diese nur aus Sklaven gebildet ist. Dieses Volk hält weder Treu noch Glauben, ist heuchlerisch, treulos, schmeichlerisch; seine Habgier ist unersättlich. Wenn sie Gewehre, Geld u. s. w. bemerken, verschwindet bei ihnen jede Rücksicht. Es fehlt ihnen nicht an Verschlagenheit und Geist. Das Oberhaupt eines Dorfes sagte mir eines Tages bei Gelegenheit des Krieges, den ich mit den Baqueries hatte: „Diese Menschen kennen die Weißen nicht; ein Weißer ist wie eine junge Baumwollenstaude; wenn derjenige, welcher sie besitzt, beim Einernten ihrer Baumwolle nicht mit Vorsicht zu Werke geht, so kann er leicht den Strauch so verletzen, daß er nichts mehr davon zieht; wenn er im Gegentheil sanft damit umgeht, so wird sich ihr Ertrag jedes Jahr im Verhältniß der Schonung vermehren. Die Baqueries verloren den Ertrag ihrer Baumwollenstaude, indem sie zu viel von ihr forderten.“

Folgendes ist ein Beispiel der Barbarei der Bambaras von Kaarta, das an Schauderhaftigkeit Alles übertrifft, was ich weiter oben anführte. Der Major Gray erzählte es, zur Zeit seiner zweiten Reise unter diesen Völkerschaften, in meiner Gegenwart dem Abbé Baradère. „Am Abend vor einer Schlacht, sagte er, vereinigen sich die Bambaras, und drei von ihnen, die als die Tapfersten bekannt sind, werden getödtet, in Stücke geschnitten, an die Anführer und Soldaten vertheilt, und ihre dergestalt zerstückelten und mit denen mehrerer geschlachteten Stiere vermischten Körper dienen bei dieser Gelegenheit zu einem Festmahl, das dem Kampfe vorausgeht. Die Bambaras sind überzeugt, auf diese Weise einen Theil der Kraft ihrer Helden zu erben, und mit deren Blut auch ihren Muth in das Herz einzusaugen.“ Wenn die Sache wahr ist, ist dieß ein großes Reizmittel zum Heroismus?

Vermischte Nachrichten.

Busynan sagt in seinem Study of Nature, daß in der Bai von Raud in Norwegen jährlich ungefähr 80 Jagts Häringe gefangen werden. Hundert Tonnen machen eine Jagt und jede Tonne enthält 1200 Häringe. In derselben Bai wurden, wie Pontoppidan in seinen Nachrichten über Norwegen sagt, in einer einzigen Fangszeit 19 Millionen gefangen. Der Häring ist eines der Hauptnahrungsmittel der Norweger und ein bedeutender Handelsartikel. Viele hundert Ladungen gehen jährlich von Bergen allein ab, und im Januar 1752 versendete diese Stadt vom Januar bis Oktober 132,156 Tonnen. Wie viele werden noch an andern Orten gefangen, und wie ungeheuer muß demnach der jährliche Verbrauch an Häringen seyn!

*

Die Mäßigkeitsgesellschaften gewinnen auch in England immer mehr Boden. Zu Nottingham wurden in kurzer Zeit 700 und in den benachbarten Dörfern über 500 Mitglieder eingeschrieben. Die Gesammtzahl in Großbritannien und Ireland wird auf 200,000 angeschlagen.

München in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 140. 20 Mai 1835.

Ueber die Fischerei in Russland,

und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

Es werden nicht viele Länder auf dem Erdboden gefunden, die an Reichthum der Fische und anderer Wasserprodukte Rußland übertreffen. Dieses unermeßliche Reich besitzt einen solchen Ueberfluß an Flüssen, Seen und Meeren, daß die Fischerei ein Hauptgewerbe von mehreren der rohesten Nationen des weitläuftigen Sibiriens, im Ganzen aber auch ein sehr wichtiger Nahrungszweig fast aller Bewohner Rußlands ist, und mancherlei nicht unbedeutende Artikel in den Handel und zu Manufakturen liefert. Natürlich können nur Völker, die an den Küsten des Meeres, oder an fischreichen Landseen und Flüssen wohnen, sich hauptsächlich oder wohl gar ausschließlich mit der Fischerei beschäftigen und davon nähren, so wie es auch in der Natur der Sache liegt, daß bloß noch unkultivirte, halbwilde Völkerschaften sich einzig auf diesen, als einen Hauptnahrungs- und Erwerbszweig legen können.

Nur wenige russische Fischervölker benutzen dieses Gewerbe bloß und allein zu ihrem eigenen Lebensunterhalte; andere hingegen, wie z. B. die don'schen und ural'schen Kosaken, und mehrere Völkerschaften an der fischreichen Wolga, treiben auch mit den Produkten ihrer Fischerei einen sehr einträglichen und wichtigen Handel. Sie bietet ihnen demnach nicht nur einen unerschöpflichen Konsumtionsartikel dar, sondern liefert ihnen auch Fischbein, Wallroßzähne, Thran, Kaviar, Fischleim und Fische zur Ausfuhr, die einen Gegenstand von mehr denn 15 Millionen Rubel ausmacht. Sie theilt sich in See- und Flußfischerei ein; mit jenen ist zugleich der Fang auf die großen Säugethiere des Meers, der Seeinsekten und Seegewürme verbunden. Bei den meisten sibirischen Völkerschaften wird Jagd und Fischerei neben einander und abwechselnd, jene im Winter, diese im Sommer, getrieben.

Weil der Umfang und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände der russischen Fischerei so groß ist, so wollen wir sie im Allgemeinen, um einige Ordnung in die Eintheilung zu bringen, nach den verschiedenen Gegenden betrachten, wo sie hauptsächlich nur mit Erfolg getrieben wird.

Wenden wir uns demnächst zuerst zu der Fischerei im Nordoceane und dem weißen Meere. Sie ist in allen Gewässern dieser Meere, und den sich in dieselben ergießenden Strömen, an den Inseln, Küsten und Buchten derselben ganz frei, und an ihr nehmen außer den Samojeden, Ostjäken, Tschuktschen, Lappen und andern sibirischen Nationen, vorzüglich die Einwohner von Archangel und Olonetz Theil, welche auch Schiffe auf den Wallfisch- und Wallroßfang nach Nowaja Semlja und Spitzbergen schicken. Das weiße Meer ist vorzüglich reich an Bjelugen, von welchen die Samojeden das Fett ausbraten. Der Ob und die übrigen Eismeerflüsse liefern vornehmlich Störe, Lachse, Hausen, Sterläder, Welse u. a. m. Der große Vortheil dieses wichtigen Fischfangs erstreckt sich über ganz Rußland; denn außer den schon erwähnten Seethieren und Fischen finden sich auch noch Narwalle, Pottfische, Delphine, Robben von allen Arten, Seelöwen, Seebären, Seekühe, Seekälber, Seehunde u. s. w., ferner zahllose Schaaren von Häringen, Stockfischen, Omulen oder Wandeelachsen, und andere kleinere Fischarten, die alle von mehr oder weniger beträchtlichem Nutzen sind.

Die Schilderung der verschiedenen Arten von Fischfang im Eismeer ist zu interessant, als daß ich hier nicht wenigstens das Hauptsächlichste davon anführen sollte.

Den Fang der größern Seethiere, die sich nur selten den bewohnten Küsten nähern, betreiben die verschiedenen russischen Völkerschaften vornehmlich auf den unbewohnten Inseln des Eismeers, Spitzbergen und Nowaja Semlja. Diese Inseln, die wegen des äußerst rauhen Klima's und ihrer natürlichen Armuth für Menschen unbewohnbar sind, obgleich schon mehrere Europäer daselbst überwintert haben, und Russen noch jährlich dort überwintern, sind der Aufenthalt von mancherlei wilden See- und Landthieren, und werden vorzüglich wegen des so ergiebigen Wallfisch- und Wallroßfangs besucht; denn die übrige Fischerei und Jagd wird nur als Nebensache getrieben.

Der Wallfischfang in den nördlichen Meeren ist bekannt; wir wollen daher hier nur den Wallroßfang kurz schildern, welches mühsame und gefährliche Gewerbe das Hauptgeschäfte des nordischen Seejägers ist. Zu demselben werden nun die Wallroßfänger von einem Unternehmer oder Rheder, der die Kosten vorschießt, entweder für einen festgesetzten Lohn von 8, 10 bis 12 Rubeln, oder für einen bestimmten Antheil an der Beute, auf einen Sommer gedungen, oder auf ein ganzes Jahr mit Lebensmitteln versehen, weil sie oft gezwungen sind, in diesen un-

wirthlichen Gegenden zu überwintern. Sie stechen mit ihren Fahrzeugen zu verschiedenen Zeiten ins Meer. Wollen sie nicht überwintern, so geschieht dieß zu Anfang des Sommers, wenn die Küste von dem Eise frei wird. Die größte Gefahr droht ihnen dann das Treibeis. Sind die Wallroßfänger glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt, wo sie sich in gewöhnlich schon vorhandenen Hütten lagern, so gehen sie an dem ersten schönen Tage in kleinen Booten auf den Fang aus; denn die Wallrosse pflegen alsdann gern auf dem Lande oder auf dem Eise auszuruhen, wohin sie sich auch begeben, theils um der Begattung willen, welche bei diesen Thieren 1 bis 2 Monate dauert, theils um sich von der Plage der Seewanzen zu befreien. Aus diesen verschiedenen Ursachen versammeln sich oft große Haufen von Wallrossen auf den Klippen und Eisschollen. Die Jäger können ein solches Lager schon von weitem entdecken, weil diese fetten Thieee, besonders im Sommer, einen widerlichen Geruch weit um sich her verbreiten. Die Fänger müssen sich aber einem solchen Lager mit Behutsamkeit und gegen den Wind nähern; denn diese Thiere haben einen so feinen Geruch, daß sie mit dem Winde die Annäherung der Menschen schon in einer sehr weiten Entfernung wittern, und sich sodann ungesäumt ins Wasser begeben. Im entgegengesetzten Falle aber bleiben sie ruhig liegen, wenn sie auch das Boot auf sich zukommen sehen.

Sobald die Fänger das Lager erreicht haben, steigen sie aus ihren Booten, und eilen, bloß mit Piken bewaffnet, den Wallrossen den Rückweg ins Wasser abzuschneiden, von welchen sie dann diejenigen niederstechen, welche sich zuerst ins Meer flüchten wollen. Denn da diese Thiere gewohnt sind, über einander wegzuspringen, so entsteht aus den erstochenen bald ein Bollwerk, welches den Lebenden vollends den Rückweg versperrt. Dann morden die Fänger so lange fort, bis sie alle Wallrosse zusammen getödtet haben, so daß sie wegen der großen Menge oft nur die Köpfe oder Zähne mitnehmen können, und das Fett und die Häute zurücklassen müssen.

Aber eben so leicht, als es auf dem Lande ist, ganze Schaaren von Wallrossen ohne Gefahr zu erlegen, eben so schwer und gefährlich ist der Kampf mit jedem einzelnen dieser Thiere im Meeee, wo man sie mit Harpunen zu fangen sucht, da sie sich dann muthig zur Wehre setzen, und als Thiere so groß wie Ochsen, mit scharfen Zähnen und zwei langen spitzigen Hauern bewaffnet dem Menschen leicht gefährlich werden, und nicht selten ganze Boote umstoßen oder zersplittern. Im Sommer beschäftigen sich die Wallroßfänger auch häufig mit dem Einsammeln der Eiderdunen. Man benutzt bekanntlich den Wallroßthran, die Wallroßhäute und die schönen weißen Wallroßzähne, die noch vor dem Elfenbein den Vorzug haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 3.

Das neue Luxembourg.

(Schluß.)

Wenn die edeln Pairs zu Gericht sitzen, bietet sich ihrem Auge eine doppelte Aussicht dar: von den Fenstern des Palastes, in den beiden Hauptwegen des Gartens, sind 18 Kriegszelte an geschlagen, in welchen die Truppe wie im Bivouac kampire und die Unantastbarkeit des hohen Richterpersonals nöthigenfal zu schützen sich beeeit halten wird. Diese Zelte, das Ab- un Zugehen der Oedonnanzen und Offiziere, die zahllose Meng Polizei und Sbirren, die Verwunderung des unbetheiligten Publi kums, welches an die so gänzlich ungestörte Ruhe dieses *stillen*, schönen Ortes gewöhnt ist, geben dem Garten des Luxembourg einen Charaktee, der zugleich karnevalsmäßig lächerlich und verhängnißvoll finster ist. Um noch Spaß zu seyn, ist die Sache zu weit getrieben, sind die Gesichter zu gefährlich, die sich hier herumtreiben. Die Wachen, die hier im Garten, im Innern des Gebäudes und im Hofe, in den Kasernen rechts und links und weiter hinaus in dem Baumgarten kampiren, stets zum Aufbruche bereit und gerüstet, haben als Masse hinter sich, in Paris und in der nächsten Umgegend, eine Truppenzahl von ungefähr hunderttausend Mann, woruntee die eeprobten Regimenter von Grenoble, Lyon und der Rue Transnonain. Als Kommandant der Truppen auf dem linken Seineufer, während des Prozesses, ist General Bugeand ernannt. Gleiche Maßregeln wie für die Linie sind für die Nationalgarde getroffen, ihr Dienst ist äußerst streng, und ihr Befehl lautet, sich stets zum Aufbruch bereit zu halten.

Nachdem ich diese Anstalten gesehen, fragte ich mich: gegen wen alle diese Vertheidigungsmaßregeln? auf dem Wege nach dem Luxemboeg und zurück sah ich nue Soldaten und Polizei, und Polizei und Soldaten. Wenn diese nicht einen Aufstand machen oder die edle Pairie, so weiß ich kaum, wie diese Vorkehrungen irgend ein besonderes Resultat haben werden!

Ich habe Ihnen von der ersten Aussicht des Gerichtes gesprochen. Die zweite und etwas entferntere ist die Allee nach dem Observatorium, und die Stelle, an welcher Ney im J. 1815 erschossen woeden ist. Olim meminisse juvabit! ist dieß nicht eine zaete Aufmerksamkeit des Baumeisters!

Der neue Bau ist lediglich aus Holz und Gyps aufgeführt, und hat daher zu großer Besorgniß in Betreff seiner Dauerhaftigkeit Anlaß gegeben. Gleichwohl ist sein Aeußeres schön und in vollständigem Einklang mit dem Hauptgebäude, gegen welches er jetzt einen Vorsprung bildet, wie früher die beiden Flügelgebäude einen Vorsprung gegen den Mitteltheil bildeten.

Der Pairspalast wuede von Marie de Medicis erbaut, auf einem Platze, welcher dem Herzog von Piney-Luxembourg gehört hatte. Daher sein Name. Der Palast selbst ist aufgeführt nach dem Plane des Palastes Pitti in Florenz. Von Marie de Medicis ging derselbe auf ihren Sohn Gaston de France, Beuder Ludwigs XIII, von diesem auf Mademoiselle de Montpensier und die Herzogin von Guise über; die Herzogin von Guise verkaufte ihn an Ludwig XIV im Jahre 1694. Später wurde er von der Herzogin von Braunschweig und Mademoiselle d'Orleans bewohnt. Ludwig XVI gab ihn an Monsieur (Bruder des Königs); während der Revolution ward er in ein Gefängniß umgewandelt. Sodann wollte ihn das Direktorium bewohnen, erhielt aber die Zeit nicht, darauf nahm ihn der Senat ein, bis die Pairskammer iheen Sitz darin aufschlug und Louis Philipp im J. 1835 einen Prevotalgerichtshof zur Vertilgung der Republik daraus machte.

Der Pairspalast ist berühmt wegen seiner reinen und schönen Bauart, besonders ist daran stets die hintere Façade, gegen den Garten zu, bewundert worden; diese gerade ist jetzt verbaut und man sieht nur mehr die beiden zurückgetretenen Flügelgebäude. Es schien schwer, in so kurzer Zeit einen großen Anbau zu Stande zu bringen, welcher nicht das Ebenmaß des schönen Palastes auf das unangenehmste störte. Diese Aufgabe ist indessen befriedigend gelöst. Das Hauptgebäude ist von Quadern erbaut; der neue Anbau, in leichtem Gyps, ahmt den Quaderbau nebst aller Steinhauerei und Gesimsverzierungen so täuschend nach, daß man an die gänzliche Abwesenheit von Mauersteinen nur mit Mühe glauben kann. Das Häßliche dieses Baues ist nicht seine Außenseite.

Noch vor wenigen Tagen hatte ich die Bildergalerie in Luxembourg besucht. Brutus, der seine Söhne verurtheilt, hatte mich lange Stunden beschäftigt. Ueber der meisterhaften Kunst, welche auf den Zügen des heroischen Römers wohnt, habe ich den Namen des Künstlers vergessen, aber das Bild fiel mir ein, beim Anblick dieses Richterschauspiels; ich wollte Brutus wieder sehen, — vergeblich, während des Prozesses, der wenigstens vier Monate dauern wird, bleibt die Galerie geschlossen.

Selbst der Garten des Luxembourg, dieser einzige Zufluchtsort des Volkes, welches in seinen engen mephitischen Straßen der Quartiere St. Jacques und St. Marcel eingepfropft ist, wird an den Sitzungstagen geschlossen seyn. Bei dieser Nachricht eilte ich, um mindestens einmal noch die wunderschönen Tulpenbeete zu sehen, die eben jetzt im herrlichen Flore stehen, tausendfarbig und buntverschieden, ein lachendes Bild des Lebens! und wäre es nur um dieser freundlichen Poesie willen, man hätte den Garten nicht verschließen dürfen; was wird dann, in diesen langen finstern Tagen einer unheimlichen Wehmerei, heiteres bleiben, wenn selbst die Blumen unzugänglich sind?

Chronik der Reisen.

Ausflüge in die Provinz Rio grande do Sul, in Brasilien, im Jahre 1834.

(Aus der noch ungedruckten Reisebeschreibung Arsène Isabella's von Havre.)

1. Porto Alegre.

Am westlichen Ende eines von Osten auslaufenden Hügels unter 30° südlicher Breite und 54° westlicher Länge vom Meridian von Paris erhebt sich amphitheatralisch auf einem kleinen Abhange von ungefähr 60 Metres die artige kleine Stadt Porto Alegre, deren hohe vorspringende rothe Dächer auf den weißen, einfach aber zierlich gebauten Häusern auf eine ganz eigene Weise heraustreten.

Fünf Flüsse, der Jacuy, der Cay, der Rio dos Sinos, der Gravatay und der Riacho vereinigen sich, indem sie den Rio grande do Sul bilden, Angesichts der Stadt zu einem großen Bassin, das von einer Menge von Inseln durchschnitten wird, die mit Gehölzen bedeckt und mit Landhäusern geziert sind. Der erstere der genannten Ströme ist der Hauptfluß, der letztere kann von großen Pirogueu nicht befahren werden. Hinter der Stadt, in der Entfernung von einer Stunde, beschreibt eine ungefähr 200 Meter hohe Gebirgskette einen Halbzirkel, und zieht sich dann nach Süden, indem sie den Fluß auf ungleiche Weise in einer Ausdehnung von 8 bis 9 Stunden begränzt. Zwischen dieser Gebirgskette und dem Hügel, auf dem die Stadt liegt, breitet sich eine ungefähr 3 bis 4 Stunden im Umkreise haltende niedere Ebene aus, die gegen Süden von der Gebirgskette, gegen Osten und Norden von den Hügeln und gegen Westen vom Rio Grande eingeschlossen wird, der seinen Lauf nach Süden fortsetzt und im Verfolge desselben die Lagoa dos Patos bildet.

Die neuern Häuser der Stadt sind von Backsteinen und Werkstücken meist ins Viereck gebaut, haben gewöhnlich nur Ein Stockwerk, das aber sehr hoch ist, nur im ersten Stock eine Menge von Fenstern und im Erdgeschosse nichts als mehrere 15 bis 17 Fuß hohe schmale Eingänge hat. Auch die Fenster sind meist sehr hoch, gewöhnlich mit zwei Flügeln und mit großen verschiedengestaltig geschnittenen Scheiben versehen. Ein zierlich gearbeiteter, oft vergoldeter Balkon nimmt die ganze Vorderseite des Hauses ein, und wird von Entfernung zu Entfernung von kleinen Bogen überwölbt, zwischen denen man während der großen Hitze ein Zelt ausspannt. Das aus runden Ziegeln bestehende Dach tritt, indem es nach Art der chinesischen Dächer aufwärts steigt, über ein reich verziertes Karnieß heraus; dieser Theil des Daches ist roth angestrichen, und sticht herrlich gegen das weiße Gesims ab.

Die Häuser älterer Bauart sind niedrig und haben Schiebfenster und Thüren mit Jalousien; seit indeß Don Pedro I in einem Anfalle von übler Laune alle Rotulas in Rio-Janeiro wegnehmen ließ, verschwinden sie nach und nach auch in den andern Städten des Reichs.

Man kann sich nichts Widerwärtigeres denken als diese Rotulas, eine Art Thüren oder Fenster mit einem fein geflochtenen Gitter versehen, das die Stelle der Jalousien vertritt. Geht man durch eine lange Straße, die zu beiden Seiten mit solchen Rotulas versehen ist, die den Schönen als Hinterhalt dienen, so muß man sich verspotten hören, ohne sich durch einen verachtenden Blick rächen zu können. Anfangs tritt einem Schamröthe auf die Wangen, wenn man die Rotulas öffnen und dann plötzlich wieder schließen sieht, wie vor einem Cholerakranken; zeigt man sich ungeduldig, so wird das Gelächter stärker, erzürnt man sich, so bricht es aus vollem Halse los, und es bleibt zuletzt nichts übrig, als die Barbarei der Portugiesen zu verwünschen, die ihre Weiber in dieser Art von Harem so unwissend aufwachsen ließen, daß der Anblick eines Fremden für sie ein Schattenspiel, eine Phantasmagorie ist. So war es vor der Ankunft Don Pedro's in Rio-Janeiro, und so ist es noch jetzt in vielen kleinen Städten.

In Porto Alegre ist man nicht ganz denselben Mystifikationen ausgesetzt; die Portugiesen und Brasilier sind zwar dort nicht minder eifersüchtig als zu Rio, Bahia, Pernambuco und anderwärts, allein ihre Eifersucht zeigt sich doch nicht auf eine so anstößige Weise. Die Nachbarschaft der Castellanos (so nennen sie die Bewohner der Provinzen von La Plata) trägt viel dazu bei, ihre Sitten zu mildern. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Frauen dieses interessanten Theils von Brasilien dieselbe Freiheit erhalten werden, welcher die Bewohnerinnen von Montevideo und Buenos-Ayres sich erfreuen, und bis zu dieser glücklichen Aenderung tragen sie noch das Joch ihrer Haustyrannen, die, nicht zufrieden sie in der gräulichsten Unwissenheit zu lassen, sie auch noch in abgelegene Gemächer einsperren. In dieses geheimnißvolle Heiligthum eingeführt zu werden, hält sehr schwer, und die Strenge der Ehemänner läßt nur dann etwas nach, wenn ein Fremder nach einigem Aufenthalt in der Stadt durch tadellose Aufführung den Beweis gegeben hat, daß man ihn ohne Gefahr bei der Familie des Brasiliers, an den er empfohlen ist oder dessen Bekanntschaft er gemacht hat, einführen könne. Nur dann öffnet sich ihm das Heiligthum, doch muß er von dieser Begünstigung nur den allervorsichtigsten Gebrauch machen, denn wehe ihm, wenn er es wagte, das Vertrauen des Argus zu mißbrauchen! eine tüchtige Tracht Schläge wäre ihm gewiß. Nur der argwöhnische eifersüchtige Charakter der Brasilier ist Schuld an der abgesonderten Lebensweise ihrer Frauen; ich habe deren sehr liebenswürdige kennen gelernt, die keinen andern Wunsch hegten, als zuweilen auf die Promenade und in Gesellschaft zu gehen, um durch ihre Gegenwart die höchst langweiligen, um nicht zu sagen widerwärtigen Zusammenkünfte der Männer zu verschönern.

Der Handel geht in Porto Alegre sehr lebhaft; stets sah ich bei fünfzig theils einheimische, theils fremde Fahrzeuge auf der Rhede liegen, eine große Anzahl Pirogueu von jeder Größe und mehrere Chalanas ungerechnet, welche zum Transporte der Waaren auf den fünf genannten Flüssen verwendet werden, und die die Verbindung mit der Bevölkerung im Innern des Landes bedeutend erleichtern.

Der Jacuy (sprich Schakui) besonders ist beständig von Lichtern, Chalanas und eleganten Gondeln bedeckt, welche Produkte aus Europa, den Vereinigten Staaten oder andern brasilischen Provinzen nach Rio Pardo und La Calchoeira führen, kleine in raschem Aufblühen begriffene Städte; die erstere besonders kann für den Stapelplatz des Nordens der Provinz gelten, welcher die eigentliche Serra und die Missionen am Uruguay begreift.

Die europäischen Schiffe unter 200 Tonnen können bis nach Porto Alegre fahren. Die meisten der Schiffe, welche nach Porto Alegre kommen, sind nordamerikanische, brasilische, italienische und einige englische. Von Zeit zu Zeit sieht man auch ein von Marseille oder von Bordeaux kommendes französisches Schiff, doch machen diese nur selten gute Geschäfte, weil ihre Ladungen von schlechter Auswahl, die Artikel geschmacklos und unpassend oder dem Lande nicht zusagend sind. Vorzüglich aus dem Hafen von Marseille laufen die am schlechtesten berechneten Expeditionen aus; ihre Weine, ihr Pökelfleisch sind von der geringsten Sorte. Doch nicht nach Porto Alegre allein kommen so ungereimte Ladungen, auch in den übrigen Häfen Brasiliens und La Plata's kommen Fälle der Art vor.

Porto Alegre ist eine ganz neue Stadt, denn es sind kaum sechzig Jahre seit ihrer Gründung verflossen; kurz vor jener Zeit war die Stelle, auf der sie jetzt steht, noch mit Wäldern bedeckt, in denen Tiger, Löwen und Kaimans hausten, jetzt aber ist sie die Hauptstadt der Provinz Rio Grande do Sul oder Sao Pedro, und mag, wenn man die ab- und zureisenden Fremden, welche sich hier aufhalten, mit rechnet, eine Bevölkerung von wenigstens 15,000 Seelen zählen. Die letzten Jahre besonders hat sich der immerfort im Zunehmen begriffene Handel bedeutend gehoben, und die Zahl der Häuser steigt fast mit jedem Tage.

Die Stadt ist so gut gebaut, als dieß ihre Lage an dem ein wenig steilen Abhange eines Hügels nur immer gestattet. Man ist zudem damit beschäftigt den Boden zu ebenen, und die östlich und westlich, nördlich und südlich laufenden und mit Trottoirs versehenen Straßen möglichst nach der Schnur anzulegen. Die von Norden nach Süden laufenden Straßen sind am unangenehmsten zu passiren, weil sie bergauf führen; jene, welche mit dem Hügel parallel gehen, sind weit schöner, vornehmlich zwei, die Straße da Praia und die Straße da Igresia, welche sich durch ihre schönen Häuser auszeichnen. Die erstere ganz am Fuß des Hügels sich hinziehende ist vorzüglich durch den Handel belebt, und hier befinden sich die Magazine und die Häuser der bedeutendsten Kaufleute. Die zweite der beiden genannten Straßen liegt auf der Platte des Hügels, und hier sieht man das Regierungsgebäude, das Schatzamt und die Hauptkirche, Gebäude, welche sich durch ihre Einfachheit auszeichnen. Hier ist auch das Stelldichein der schönen Welt bei allen bürgerlichen und religiösen Festen. Man findet hier eine der herrlichsten Aussichten und den angenehmsten Aufenthalt in schönen Nächten.

Ganz am Fuß des Hügels, dicht am Ufer, werden noch immer schöne Häuser gebaut, die zuweilen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind, wie dieß namentlich gegen Ende des Jahres 1833 der Fall war. Man hat daher den Plan gemacht Quais anzulegen, wodurch man nicht nur das Wasser bedeutend zurückzudrängen, sondern auch Raum zu Erweiterung der Stadt zu gewinnen hofft. Am Ufer des Flusses befindet sich auch die Douane, ein massives viereckiges Gebäude, aus dessen nach dem Quai führenden Thor eine Art hölzerner von gemauerten Pfeilern getragener Damm bei hundert Schritte weit in den Fluß hinein läuft, an dessen Ende ein großer Schupfen steht, in welchem sich der Krahn befindet, und wo die Schiffe aus- und eingeladen werden.

Porto Alegre hat fünf Kirchen, ein Hospital, eine Armenanstalt, ein Arsenal, zwei Kasernen und ein neuerlich erst gebautes Gefängniß. Noch andere öffentliche Gebäude sind im Werke; so hat man unter Anderem auch den Plan gefaßt, noch eine neue Stadt hinter der gegenwärtigen anzulegen und sie Vargem zu nennen. Man würde dann noch ein Museum nebst einem botanischen Garten errichten, und so vielleicht in der Folge eine der schönsten Städte Brasiliens und eine der bedeutendsten für den Handel ins Leben rufen.

Die Erziehung ist in der Provinz Rio Grande sehr vernachlässigt; ein Uebelstand, der sich allenthalben bemerkbar macht. Die zu Advokaten, Priestern oder Aerzten bestimmten jungen Leute werden auf die sehr im Ansehen stehende Universität von St. Paul geschickt. Zu Porto Alegre, so wie in andern Städten, hat man nichts als einige Primärschu[len,] doch hat ein junger Belgier, Herr Gielis, in Verbindung mit ei[nem] Portugiesen, unlängst eine höhere Unterrichtsanstalt begründet, und dürfte dem Eifer und den Talenten dieses jungen Mannes vielleicht [gelingen,] Geschmack an Kenntnissen zu verbreiten, der bis jetzt durch ei[nen] unmäßigen Hang zu Spiel und Ausschweifungen unterdrückt war.

(Schluß folgt.)

Der neueste Ausbruch des Vesuvs.

(Aus einem Privatschreiben in der Litterary Gazette.)

Die Einwohner von Neapel sind seit langer Zeit an die Ersche[i]nungen des Vesuvs gewöhnt, aber der Ausbruch vom 1 April Abend[s] war mit Umständen begleitet, wovon die ältesten Beobachter sich te[in] Beispiel erinnern. Einige Tage lang hatte der Berg nur etwas Rau[ch] ausgestoßen, als plötzlich am 1 April Abends um 7 Uhr eine furchtba[re] Explosion sich vernehmen ließ und eine Masse brennender Lava aus de[m] Krater hervorbrach. Man kann sich von dieser ungeheuren Feuerma[sse] keinen Begriff machen. Die fünf kleinern Krater, welche bei dem frühe[rn] Ausbruche am 25 März sich gebildet hatten, waren verschwunden un[d] in Einen furchtbaren Schlund vereinigt, der mindestens 2000 Fuß im Durchmesser hatte, und ganz von der Feuersäule ausgefüllt war, welch[e] sich bis auf eine Höhe von 1200' Fuß erhob; die brennenden Masse[n,] welche in die Luft geschleudert wurden, fielen mit furchtbarem Krache in den Krater zurück, der sie ausgestoßen hatte, und rissen wenigstens 25 Fuß vom Plateau mit sich. Wegen dieser Decke von Erde und Schutt konnten keine neuen Ausstoßungen erfolgen, dadurch wurde der ganze Berg erschüttert, und vier Erdstöße fühlte man bis nach dem über 5 Stunden entfernten Neapel, zwischen dem und dem Berge sich noch überdieß ein Seearm befindet.

Eine Zeit lang zeugten die dunkeln Blitze, die man durch die Sp[alten] der höchsten Seitenwände des Vesuvs bemerkte, und das schreckliche Ge[tö]se, das sie begleitete, augenscheinlich von dem Kampfe, der auf de[r] Höhe des Plateaus begonnen hatte. Eine furchtbare Explosion, gleich der erstern, kündigte an, daß die Gewalt des Ausbruchs den Krater wieder geöffnet hatte, und bis 10 Uhr in der Nacht warf der Vulkan ohne Unterbrechung ungeheure Feuersäulen und brennende Felsen bis zu[r] Höhe von 12 oder 1500 Fuß empor, und diese Ausbrüche folgten ein[]ander so rasch, daß Steine und Felsen im Herabfallen mit den fris[ch] aufgeworfenen zusammenstießen, und die Detonationen waren so unau[f]hörlich, daß sie bald dem rollenden Donner, bald dem Lauffeuer eine[s] furchtbaren Artillerieparks glichen. Die Bewohner des umliegenden Landes und der benachbarten Städte flohen mit ihrer werthvollsten Habe, als um 10 Uhr mit dem letzten Ausbruche brennender Massen die Detonationen völlig aufhörten. Das Herabfallen dieser Massen füllte abermals den Krater, was bald heftige Erdstöße erwarten läßt, aber eine Viertelstunde nach diesem Ausbruche waren die Neapolitaner schon wieder in ihrer gewohnten Sorglosigkeit.

Vermischte Nachrichten.

Mehrere Schneider haben sich bisher vergeblich bemüht, mechanisch[e] Hülfsmittel zu wohlfeilerer und schnellerer Verfertigung der Kleider zu erfinden. Dieses Problem ist endlich von einem Pariser Schneider, Namens Chalumeau, gelöst worden, der vermittelst einer Maschine einen vollständigen Anzug binnen einigen Minuten zuschneidet. Der Sekretär de[s] Comité's für Künste und Manufakturen hat der Akademie für französisch[e] Industrie einen sehr günstigen Bericht darüber erstattet, auf welchen der Erfinder eine Ehrenmedaille zuerkannt wurde.

*

Der Bengal Hurkari (Bote) meldet, daß vier Schiffe beauftragt sin[d] sich bereit zu halten, um mit einer Abtheilung Sipahis, Artillerie, Sa[p]peurs und Mineurs nach Socotra abzugehen. Kapitän Harris soll Gouverneur der Insel werden, zu deren Ankauf er 10,000 Dollars m[it]nimmt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 141. 21 Mai 1835.

Ueber die Beweise einer allmählichen Erhebung des Bodens in einigen Theilen Schwedens.

(Von Ch. Lyell.)

Schon seit langer Zeit besteht die Meinung, daß die Wasser des baltischen und überhaupt des ganzen nördlichen Meeres allmählich sinken, und der Inhalt des im Titel genannten Aufsatzes, aus dem wir hier Einiges mittheilen, besteht in den Beobachtungen, welche der Verfasser während des Sommers 1834 in Bezug auf diese merkwürdige Frage machte. Auf seinem Wege nach Schweden untersuchte er die östlichen Ufer der dänischen Inseln Möen und Seeland, aber weder hier, noch in Schonen konnte er Anzeigen einer neuerlichen Erhebung des Landes entdecken, auch unterstützte in diesen Gegenden keine Sage eine solche Vermuthung. Der erste Ort auf seiner Reise, wo man eine solche Erhebung für wahrscheinlich hielt, war Calmar, bei dessen Festungswerken, die im Jahre 1030 angelegt wurden, es sich erwies, daß die Grundlagen ursprünglich unterhalb der Meeresfläche angelegt wurden, obwohl sie jetzt nahe an zwei Fuß über dem jetzigen Spiegel des baltischen Meeres liegen. Ein Theil des Grabens auf der einen Seite des Schlosses, der wie man glaubte, ehemals mit Seewasser gefüllt war, ist jetzt trocken und der Grund mit grünem Rasen bedeckt. Zu Stockholm fand der Verfasser mehrere geologische Beweise einer Aenderung in dem relativen Stande von See und Land, seit dem Zeitpunkt, wo das baltische Meer von denselben Testaceen *) bewohnt wurde, die es auch jetzt noch enthält; eine große Menge Schalen derselben Art trifft man in den Lehmschichten u. s. w., auf verschiedenen Höhen von 30 bis 90′ über der Meeresfläche. Sie bestehen hauptsächlich aus Cardium edule, Tellina baltica und Littorina littor. nebst Theilen von Mytilus edulis, meist zersetzt, doch oft noch erkennbar an der violetten Farbe, die sie der ganzen Masse mitgetheilt haben. Als man von Södertelje zum Mälar-See einen Kanal grub, fand man mehrere Schiffe unter dem Boden, wovon einige augenscheinlich von hohem Alterthum waren, da sie kein Eisen erthielten, sondern die Planken durch hölzerne Nägel an einander befestigt waren. An einem andern Orte grub man einen Anker auf, an einer andern Stelle auch einige eiserne Nägel. Die Ueberreste eines viereckigen hölzernen Hauses fand man ziemlich in gleicher Höhe mit dem Meere, aber in einer Tiefe von 64 Fuß unter dem Boden. Auf der Flur dieses Häuschens war ein unregelmäßiger Ring von Steinen, augenscheinlich ein roher Feuerherd, denn es lag eine Menge Kohlen und verkohltes Holz darin; außerhalb des Rings lag ein Haufe unverbranntes Föhrenholz, das man zur Unterhaltung des Feuers zusammengebrochen hatte; auch die getrockneten Nadeln und die Rinde der Zweige waren erhalten. Das ganze Gebäude war in feinen Sand eingehüllt.

*) Molluskenarten die mit Schalen bedeckt sind.

Hierauf führt der Verfasser zunächst mehrere Umstände in Bezug auf Gebäude in Stockholm und den Vorstädten an, aus denen er schließt, daß die Erhebung des Landes in den letzten drei oder vier Jahrhunderten gewisse enge Gränzen nicht überschritt. Zu Upsala fand er die gewöhnlichen Andeutungen eines frühern höhern Standes der See, indem sich Muscheln derselben Art, wie sie jetzt im baltischen Meere sich finden, auch in gewissen Höhen am Ufer vorfanden. Mehrere Pflanzen, wie die Glauca maritima und der Triglochin maritimus, welche eigentlich nur in den Salzsümpfen in der Nähe des Meeres gedeihen, blühen in einer Wiese südlich von Upsala, ein Umstand, der die Vermuthung bestätigt, daß der ganze Mälar-See und das umliegende niedere Land vor nicht allzu langer Zeit mit Seewasser bedeckt waren. Einen gleichen Schluß zieht der Verfasser aus den Beobachtungen, die er an der entgegengesetzten oder westlichen Küste von Schweden zwischen Uddevalla und Gothenburg machte, namentlich auf den Inseln Orust, Galholmen und Marstrand.

Allenthalben erstattet der Verfasser einen umständlichen Bericht über den geologischen Bau und die physische Gestaltung derjenigen Landestheile, welche er besuchte, und das allgemeine Resultat seiner Vergleichungen zwischen den östlichen und westlichen Küsten und ihrer Inseln spricht durchaus für die allmähliche Erhebung des Landes; jeder Strich war zuerst eine Untiefe in der See, und dann eine Zeit lang ein Theil des Ufers. Die Meinung, daß das Land sich hebe, und das Meer demnach sinke, wird auch durch das Zeugniß der Bewohner, namentlich Lootsen und Fischer, vielfach bestätigt; das Maß der Erhebung ist jedoch an verschiedenen Plätzen sehr verschieden: im Süden von Schonen

findet sich keine Spur von Veränderung. An denjenigen Orten, wo das Steigen mit der größten Genauigkeit angemerkt wurde, scheint es etwa 3 Fuß in hundert Jahren zu betragen. Da das Phänomen ein stets wachsendes Interesse unter den Naturforschern Schwedens, und auch die Aufmerksamkeit von Berzelius erregt hat, so werden nun die nähern Nachforschungen, um die Sache genauer ins Licht zu setzen, gewiß nicht ausbleiben.

Die obigen Beobachtungen von dem ersten lebenden Geognosten bestätigen durchaus diejenigen, welche in neuerer Zeit von Brunncrona und Hällström angestellt wurden, so wie die Behauptungen Leopolds von Buch; hinsichtlich der vermuthlichen Gründe dieser Erscheinung verweisen wir auf den neuerlich von Babbage aufgestellten Satz*) in Betreff der Ausdehnung von Felsen durch innere vulkanische Hitze.

*) Siehe Ausland Nro. 81 v. d. J. über den Serapistempel zu Pozzuoli.

Ueber die Fischerei in Russland,

und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

(Fortsetzung.)

Robben aller Art, Seebären, Seelöwen, Seekälber, große und kleine Seehunde sind im Eismeere sehr häufig. Der Seelöwe, der von seiner Mähne diesen Namen hat, wird bis 25 Fuß lang, und vertheidigt sich im Nothfalle wüthend. Man greift dieses furchtbar aussehende Thier auch nicht leicht im Meere an, sondern überfällt es, wenn es auf dem Lande schläft. Es wird jedoch so vieler Muth und Geschicklichkeit zu dieser Jagd erfordert, daß ein Kamtschadale, der einigemal auf derselben glücklich gewesen ist, für einen Helden gilt. Die Fetthaut und das Fleisch dieser Thiere ist sehr wohlschmeckend, und aus den Floßfedern an den Füßen bereiten die Kamtschadalen einen Gallert, den sie für einen Leckerbissen halten. Die Haut wird zu Leder und Riemen benutzt.

Die Seebären, welche nicht über 9 Fuß lang werden, setzen sich gegen ihre Verfolger muthig, ja wüthend zur Wehre, werden aber doch sehr häufig gejagt, und meistens mit Wurfpfeilen erlegt. Die größten wiegen 700 bis 800 Pfund. Die Kamtschadalen benutzen die Haut, essen ihr Fleisch und trinken ihr Blut.

Den Seehunden lauern die Samojeden gewöhnlich im Frühlinge auf, wenn diese Thiere sich an den Mündungen der Flüsse durch die Oeffnungen, welche sie vermittelst ihres Athems in dem Eise erhalten, aus dem Wasser erheben. Dann zieht der hinter einer Eisscholle aufpassende Jäger ein hiezu bereit liegendes Brett mit einem Stricke über die Oeffnung, und der Seehund, dem auf diese Weise der Rückweg abgeschnitten ist, wird mit leichter Mühe erschlagen. Man findet auch Seehunde in mehreren Landseen, besonders im kaspischen Meere, welchen man auflauert, wenn sie am Lande schlafen, und sie dann mit schweren Keulen todtschlägt. Auch in der Ostsee und an den Küsten derselben, zumal bei den Inseln Oesel, Dagen und Worms, schlagen die Bauern die Seehunde, wenn sie am Ufer schlafen, mit Prügeln todt, und bringen dann die Felle derselben in die Städte zum Verkauf. Eine schöne Gattung von Seehunden wird Seehase genannt, und ihr silberhaarenes Fell theuer verkauft; sie sind aber selten.

An den Küsten des Eismeeres ist übrigens die eigentliche Fischerei, theils wegen der meist unzugänglichen Ufer, theils wegen des Mangels an Menschen, nicht so beträchtlich, als sie es seyn könnte. Am stärksten ist sie an den Küsten des weißen Meeres, wo besonders sehr viele Schellfische, Stockfische, Dorsche, Schollen und Häringe gefangen werden; die Häringsfischerei wird jedoch nicht gehörig betrieben. Die Wanderlachse oder Omule, die im Eismeere einheimisch und sehr schmackhafte Fische sind, fängt man an den Küsten des weißen Meers in besonders dazu gemachten Verzäunungen in solcher Menge, daß man sie mit Eimern aus dem Wasser schöpfen muß. Die weißen Delphine oder Meerbjelugen finden sich im Eismeere in ganzen Heerden, und werden im weißen Meer und in der Mündung des Ob von den Samojeden mit Harpunen gefangen. Dieser Fisch wird oft bis zu drei Klafter lang, und hat zwar ein schwarzes und schlechtes Fleisch, aber viel reines Fett, das in Konsistenz, Ansehen, Geschmack und Anwendung in der Küche dem Schweinefett ähnlich ist.

Auch die Flüsse, die sich ins Eismeer ergießen, haben einen großen Reichthum an Fischen, wodurch eine beträchtliche Fischerei veranlaßt wird. Die Dwina und Petschora sind reich an Lachsen und Schnäpelfischen. Der Ob hat eine außerordentliche Menge von Gangfischen, Weißfischen, Stören, Sterlädern, Weißlachsen, Hechten, Muränen, Quappen und vielen andern Arten. In den untern Gegenden dieses Flusses wird die Fischerei hauptsächlich von den Samojeden und Ostjaken, in den obern Gegenden aber von allen Anwohnern betrieben. Außer den Zugnetzen und mancherlei andern Arten zu fischen, bedienen sich die Ostjaken bei ihrem Fischfange auch einer besondern Art von Sacknetzen. Die Samojeden sind auch sehr geschickt, die Fische mit Gabeln zu stechen. Auch die Lena, der Irtysch und Jenisei sind überaus fischreich, und die Bewohner dieser Flüsse treiben ebenfalls einen starken Fischfang.

Die Fischerei im Ostocean ist ebenfalls ganz frei und hauptsächlich auf Wallfische, Seebären, Seekühe und Seeottern, deren Felle außerordentlich geschätzt werden, und daher sehr theuer sind, gerichtet. Mit ihrem Fange beschäftigen sich insbesondere die Kamtschadalen, Kurilen, Aleuten, Tungusen, Lamuten und Tschuktschen. Merkwürdig ist vornehmlich die ungeheure Menge der Lachse auf der Halbinsel Kamtschatka, und der Fischfang ist sowohl hier als an den andern Küsten dieses Meers einer der reichsten und wichtigsten. Die zum Theil noch wilden Bewohner dieser Gegenden und Inseln, wo die stiefmütterliche Natur durch Boden und Klima jeden Anbau und selbst beinahe alle Viehzucht unmöglich macht, sehen sich genöthigt, ihren Lebensunterhalt in der Jagd und der Fischerei zu suchen. Diese letztere muß sie vorzüglich mit den unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen versorgen; denn die Gewässer dieses Erdstrichs sind dann eben so reichlich mit den seltensten, nutzbarsten und wohlschmeckendsten Wasserthieren versehen, als das trockene Land an Naturerzeugnissen arm ist.

Besonders häufig gibt es in dem östlichen Meere die in mehr als einer Hinsicht so nützlichen Wallfische. An den Küsten von Kamtschatka sind diese Thiere so häufig, daß man sie nicht selten beim Ablaufen des Wassers am Meeresufer schlafend findet. Der Wallfisch verfolgt hier die Fische, die ihm zur Nahrung dienen, oft bis in die Häfen und Flußmündungen; auch werden zuweilen todte Wallfische an die Küsten geworfen, welches die Kamtschadalen für ein glückliches Ereigniß halten, weil der Fang dieser Seeungeheuer eben so gefährlich, als beschwerlich ist. Die Kamtschadalen setzen denselben auf dem Meere theils in Kähnen nach, und suchen sie im Schlafe mit vergifteten Pfeilen zu tödten, theils fangen sie sie in großen starken Schlagnetzen, in welchen sich der Wallfisch so verwickelt, daß er leicht bezwungen werden kann. Die Wallfischfänger schleppen ihn dann unter mancherlei seltsamen und abergläubischen Gaukeleien ans Ufer, wo er geschlachtet wird.

Besonders angelegentlich wird der Wallfischfang von den Tschuktschen, und beinahe auf dieselbe Art, wie von den Europäern, mit Harpunen getrieben und die Thiere am Ufer vollends getödtet. Diese sind hier von großem Nutzen; ihr Fleisch wird theils frisch, theils getrocknet gegessen; die Haut gibt ein überaus starkes Sohlenleder; der Speck ein schmackhaftes Fett und der Thran ist von bekanntem Gebrauche. Mit dem Fischbein fügen die Kamtschadalen ihre Kähne (Baidaren) zusammen, und machen Fischreusen, Fuchsfallen und Wassereimer daraus. Aus den Knochen der Unterkiefern verfertigen sie Schlittenläufe, Messerstiele und Ringe für ihre Hundegeschirre, *) und die Sehnen dienen ihnen anstatt des Bindfadens, so wie sie die Rückenwirbel als Stampfmörser gebrauchen.

Außer den eben genannten Robbenarten, den Seelöwen, Seebären, Seekälbern und Seehunden, die hier vorzüglich zu Hause sind, und welchen daher auch hier mehr als anderswo nachgestellt wird, sind von Seethieren in diesen Gewässern noch besonders die Seekühe und Seeottern zu bemerken. Die Seekühe (Manati, Trichechus manatus) sind eine Art von großen Wallrossen, die 15 bis 20 Fuß lang und 500 bis 800 Pfund schwer werden. Ihr Kopf gleicht dem eines Büffels. Die Anhänglichkeit der Männchen für ihre Weibchen (jeder hat nur eines) geht so weit, daß sie dem Tode trotzen, um ihre Gefährtinnen zu retten, und vor Betrübniß und Schmerz oft bei den Gerippen derselben verhungern. An den Mündungen der Flüsse findet man sie nicht selten zu ganzen Heerden gelagert, und sie sind so zahm, daß man ohne Furcht zu ihnen hingehen und sie streicheln kann. Man fängt sie mit eisernen Spießen, welche Widerhaken haben, und an welche ein langer Strick befestigt ist. Man muß aber behutsam dabei zu Werke gehen; denn sie suchen sich mit der größten Anstrengung loszumachen, wobei alle die andern dem Verwundeten ungesäumt zu Hülfe kommen. Ihr Fleisch ist überaus schmackhaft, ihr Fett vortrefflich und gleicht der Butter, und ihre starke, dicke Haut gibt ein sehr dauerhaftes Leder.

Die Seeottern, die sich bloß durch ihren Aufenthalt im Meere, durch ihre Größe (denn sie werden 4 bis 5 Fuß lang) und durch ihren feinern Pelz von den Flußottern unterscheiden, werden eben um ihrer kostbaren Felle willen, an den Küsten und Inseln des östlichen Oceans, besonders an den amerikanischen Küsten sehr häufig verfolgt. Man tödtet sie im Meere theils mit Pfeilen und Lanzen, theils fängt man sie in Stellnetzen. Fürchterlich und höchst gefährlich ist aber die Jagd derselben auf dem Treibeise, wo sie von den Jägern mit Keulen todtgeschlagen werden. Die Jagd auf diese Thiere wird zum Theil in ganzen Gesellschaften getrieben, weil sie meistens ergiebig ausfällt, und sehr einträglich ist. *)

Außer diesen erwähnten Wasserthieren (die jedoch keine eigentlichen Fische sind) ist der östliche Ocean überaus reich an mancherlei Fischarten, so daß von der Menge derselben, welche in die Flüsse von Kamtschatka hinaufsteigen, dieselben ordentlich anschwellen und in lebendigen Wellen aus ihren Ufern treten, dergestalt, daß man die Fische mit den Händen fangen und mit Eimern aus dem Wasser schöpfen kann; dennoch bleibt noch eine so große Menge derselben todt am Ufer liegen, daß ihre Ausdünstungen die Luft verpesten würden, wenn nicht Winde sie zerstreuten. Die Fische müssen auch zum Theil bei den Kamtschadalen, welche sie auf verschiedene Weise zuzubereiten verstehen, die Stelle des Brodes vertreten. Außerdem wird ihr Fleisch auch zu einer Grütze geschabt, durch welche man die Suppe dicker und nahrhafter zu machen pflegt. Die gewöhnlichen Mittel aber, sie einzusalzen, geräuchert und gefroren aufzubewahren, sind nur dem in Kamtschatka wohnenden Russen bekannt, und bei diesen üblich.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich bedient man sich in Kamtschatka der Hunde zum Fahren, anstand der Pferde.

*) Im Handel gehen sie am stärksten nach China, weil die Chinesen dieses Pelzwerk vorzüglich und theuer bezahlen.

Ein Duell bei den Wilden in Nordamerika.

Folgendes sind die nähern Umstände eines Duells, das kürzlich zwischen zwei Häuptlingen des Stammes der Natchez, deren einer Chalgas hieß, stattfand.

Am hellen Mittage sah man Chalgas mit seiner Familie in die Stadt kommen: er war auf bizarre Weise bemalt; sein ganzer Leib schien roth. In der Rechten hielt er ein Gewehr, das er bald auf diese, bald auf jene Weise schüttelte, und in der Linken eine Flasche. Es folgten ihm zwei Freunde, die langsamen Schrittes einhergingen. Bald erschienen andere Indianer, in deren Mitte sich ein Mann befand, auf eben so bizarre Art bemalt als der Erstere; er war unbewaffnet; eine Frau hielt ihn mit ihren Armen umfangen und schien ihn zurückzuhalten. Plötzlich entzieht er sich ihren Armen, springt vorwärts, hält ungefähr acht Schritte von seinem Gegner und bietet ihm seine entblößte Brust dar. Chalgas legt an, nimmt dann das Ansehen als besänne er sich eines Andern, läßt sein Gewehr fallen, bringt die Flasche, die an seinem Faustgelenke hing, an den Mund, während sein Feind geduldig und unerschrocken die Brust entblößt hielt. Nachdem er getrunken, stößt er einen Schrei aus, zielt von Neuem, und der Indianer fällt todt zu seinen Füßen. Hierauf lädt er sein Gewehr wieder, übergibt es dem Sohne des Opfers, der zugegen war, entblößt seinerseits die Brust, und wird auf der Stelle erschossen. Diese beiden Indianer hatten wegen einer Flasche einen Streit gehabt; der Eine war von dem Andern verstümmelt worden, und hatte ihm auf Tod und Leben Krieg erklärt.

Chronik der Reisen.

Ausflüge in die Provinz Rio grande do Sul, in Brasilien, im Jahre 1834.

1. Porto Alegre.

(Schluß.)

Es erscheinen vier oder fünf ausschließlich der Politik gewidmete periodische Schriften. Die Bewohner von Porto Alegre sind gleich denen der übrigen Städte des Reichs in zwei Parteien getheilt, nämlich in Caramurus, unter denen man alle Anhänger und Vertheidiger der monarchischen Regierungsform begreift, und in Farrupilhas oder Sansculotten, Anhänger der Republik. Die leztern sind die stärkern, und die Majorität der Brasilier scheint für die Republik gestimmt; allein es herrscht unter ihnen selbst Zwiespalt. Die Einen wollen die Einheit, die Andern die Föderation, und hier tritt der Egoismus an die Stelle des Patriotismus. Die Provinz Rio Grande, welche die übrigen, denen sie jedoch höchst nöthig ist, entbehren kann, ist für die Föderation, wogegen die andern sich auflehnen, weil man sich gegenseitig nicht versteht. Dieser Mangel an Einigkeit hinsichtlich der Form wird wahrscheinlich unter den Republikanern die Anarchie herbeiführen, und es steht zu fürchten, daß die Vereinzelung den Vorzug erhalten und man statt einer achtzehn Republiken haben wird. Die Ursache dieses Zwiespaltes ist in nichts Anderem zu suchen, als in der tiefen Unwissenheit, mit welcher die Politik Portugals oder des Kolonialsystems den Keim der edeln Gefühle, der bei den Brasiliern, ihres Mangels an Aufklärung ungeachtet, dennoch oft durchbricht, zu umhüllen suchte.

Porto Alegre hat noch kein Theater, denn ein altes, halb unter der Erde liegendes Magazingebäude, in welchem zuweilen einige Vorstellungen gegeben werden, verdient diesen Namen nicht. Es ist eines im Bau begriffen, das sehr schön werden soll, nur muß man bedauern, daß es auf der Höhe einer Straße liegt, die, wenn es regnet, zu einem wahren Wasserfall wird. Eine Vorstellung, der ich in dem oben erwähnten Lokal beiwohnte, gab mir einen Begriff, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht.

Es war am Tage eines Nationalfestes, an einem Tage, an welchem die Farrupilhas einen vollständigen Sieg über die Caramurus davon getragen hatten, d. h. ein Gouverneur der leztern Partei war abgesezt, fortgejagt und durch einen andern, einen Farrupilha, ersezt worden. Dieser versprach, der Sitte gemäß, viel, folglich war man fröhlich, brannte Petarden in den Straßen los, die Damen durften sichtbar werden, und zulezt gab es noch eine allgemeine Beleuchtung mit papiernen Laternen.

Durch Begünstigung erhielt ich ein Billet ins Theater. Als ich in die Thüre trat, glaubte ich fehlgegangen und in eine beleuchtete Kapelle gerathen zu seyn, denn ich sah denselben Ueberfluß an Wachskerzen, Flittergold, Tressen, Sammet und künstlichen Blumen. Der von zwei Reihen Logen umgebene Saal war sehr klein; die erste Reihe sah aus wie Badezimmer, und die zweite war nichts als eine offene Galerie mit Abtheilungen für je vier Personen. Die Vorderseite oder die Balustrade war durchbrochen, wodurch dem unten Stehenden das Vergnügen zu Theil wurde, hie und da einen schönen Fuß, oder auch, je nach dem Grade der Koketterie der den Platz einnehmenden Schönen, wohl gar eine volle Wade zu sehen. Die Bänke des Parterres waren numerirt, Saal und Theater durch Wallrathkerzen in silbernen Armleuchtern erhellt. Die Versammlung war zahlreich und gewählt. Die Damen sizen gewöhnlich allein in ihren Logen, die Männer befinden sich im Parterre. Die Brasilierinnen sind weder schön noch anmuthig; vergebens behängen sie sich mit Juwelen, Flitterstaat und Blumen, alles dieß belebt weder ihre Gesichtsfarbe, noch gibt es ihren Augen Ausdruck oder leiht ihren Bewegungen jene anmuthige Freiheit, welche die Portenas (Frauen von Buenos-Ayres) so verführerisch macht. Vergebens sucht man auf ihren Gesichtern zu lesen, was in ihrem Innern vorgeht; sie sind leere Tafeln, auf denen gar nichts, nicht einmal Treuherzigkeit geschrieben steht, und die ganze Figur ist ein Automat; das haben die Portugiesen aus ihnen gemacht. Man sagt, sie seyen im Tête a Tête ganz Feuer und leidenschaftlich bis zum Uebermaß — dieß ist also die Entschädigung, welche sie suchen.

Der Staat besteht aus einem gold- oder silbergestickten Kleide von weißem Atlas, Schuhen und Handschuhen, ebenfalls von Atlas, viele Juwelen und einem Kopfpuze von falschen Blumen; die gewöhnliche Kleidung ist verschiedenartig. Obschon diese Damen die französische Moden nachahmen, so lieben sie gleichwohl grelle Farben und bizarre Muster. Da sie sehr häuslich sind und eingezogen leben, so nehmen sie ihre Kleidung wohl in Acht, weßhalb auch die Modehändler eben so schlechte Geschäfte machen als die Apotheker. Ein Hut dauert eine Ewigkeit, und Moden, die in Paris vor 6 Jahren im Gange waren, machen in Brasilien noch Aufsehen. Die Männer kleiden sich ebenfalls nach der Pariser Mode, und sehen besser aus als die Frauen, obschon sie den Fehler stark vorragender Nasen mit diesen gemein haben.

Kurz vor Aufgehen des Vorhangs zündete der Souffleur seine Lichter im Orchester an und stieg vom Theater aus in sein Loch. Jezt ging der Vorhang auf und das Stück begann. Wenn ich sagen sollte, was man spielte, so befände ich mich in nicht geringer Verlegenheit, denn ich verstand durchaus nichts. Die Liebhaber, welche die Vorstellung gaben, waren Maschinen, von der im ganzen Haus hörbaren Stimme des Souffleurs belebt. Die einzige im Stück vorkommende Frauenzimmerrolle war durch einen geschmackvoll nach Pariser Mode gekleideten jungen Menschen besezt, obschon das Stück, wie ich glaube, zur Zeit der Entdeckung von Amerika spielte. Das Schlimmste war noch das, daß der artige Mensch, im Flitterstaat einer französischen Dame, ein paar Augenbrauen hatte wie ein Tyrann in einem Melodram und dennoch die verliebtesten Reden hersagte. Das Publikum hörte kalt zu; in den Zwischenakten lasen mehrere Personen Gelegenheitsgedichte vor, man klatschte, stampfte, schrie Viva! und regalirte die armen Caramurus und ihre guten Freunde, die Pes de Chumbo,*) (Bleifüße) mit Sticheleien.

Nach dem Schauspiel kam ein Ballet, das die Herren gewaltig lachen machte, aber nichts als eine erbärmliche Posse war. Ich bemerkte, daß die Damen, so oft sie unwillkürlich zu einer Aeußerung von Fröhlichkeit hingerissen wurden, sogleich ihr ernstes, zurückhaltendes Wesen wieder annahmen, gleichsam als hätten sie es bereut sich einen Augenblick vergessen zu haben.

Als das Schauspiel aus war, gingen die Herren zuerst hinaus und die Männer erwarteten ihre Frauen an der Thüre. Nur der Mann, Bruder oder Vetter darf es wagen einer Dame den Arm zu bieten, jeder Andere würde sich einer trocknen Weigerung, vielleicht auch noch etwas Schlimmerem aussezen. Ein Freund, der mich begleitete, beging diesen Fehler, indem er dem jungen Frauenzimmer, dessen Familie er öfter besuchte, eine Schmeichelei sagte, und man floh ihn von diesem Augenblick an wie einen Verbannten.

Die Aufmerksamkeit der englischen Aerzte ist seit zwei Jahren auf eine bisher unbekannte Krankheit gerichtet, die um so mehr Interesse erregt, weil sie bloß und allein eine eigene Klasse von Menschen befällt, nämlich die Arbeiter in den Kohlengruben, nicht nur jene, wie man doch glauben sollte, welche im Innern der Gruben arbeiten, werden von ihr befallen, sondern auch die, deren Geschäft es ist, die Kohlen zu zerschlagen und wegzuführen. Die meisten von denen, bei welchen diese Krankheit mit den hervortretendsten Symptomen beobachtet wurde, waren seit einer Reihe von Jahren mit dieser Arbeit beschäftigt, und einige sogar seit ihrer Kindheit. Zwei Bedingungen scheinen demnach zu Entwicklung dieser Krankheit unerläßlich, nämlich, daß man an den Orten wohne, wo die fortwährende Manipulation mit den Kohlen einen feinen in der Luft schwebenden Staub unterhält, und endlich ein langer Aufenthalt an jenen Orten. Die Symptome, durch welche diese Krankheit sich kund gibt, haben viel Aehnliches mit denen der Lungenschwindsucht, und wahrscheinlich rechnet man die meisten an der erstern Krankheit Gestorbenen unter die, welche von der leztern hingerafft wurden. In allen Fällen, wo es möglich war, die Lungen der an ihr Gestorbenen nach dem Tode zu untersuchen, fand man diese Organe mehr oder minder desorganisirt, und fast ganz schwarz, wie Kohle. Die Höhlungen in denselben sind gewöhnlich mit einer schwarzen Flüssigkeit angefüllt, der Tinte ähnlich, und ganz dem Auswurfe des Kranken gleich.

*) So nennt man in Brasilien die Portugiesen aus Europa, die dagegen wieder die Brasilier mit der Benennung Pes de Cabra (Ziegenfüße) beehren.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 142. 22 Mai 1835.

Ein orientalischer Prätendent.

Der vorletzte König von Oude, Sadet Ali, hatte zwei Söhne, deren ältester Ghazieddin, der jüngere Schems Eddaulah hieß, jener war ein schwacher, indolenter und verschwenderischer Mensch, dieser ein Knabe, der gute Hoffnungen geben konnte. Der Vater war ein Mann von Talent und Rechtlichkeit, und bestimmte daher den zweiten seiner Söhne zu seinem Nachfolger. Allein bei seinem Tode erkannte das englische Gouvernement auf den Vorschlag des damaligen englischen Residenten in Oude, Oberst Baillie, diese Successionsordnung nicht an. Der Resident war ein gewaltthätiger, herrschsüchtiger Mann, der wahrscheinlich lieber einen König auf dem Throne sah, der ihm Alles verdankte, und ohnehin wegen seiner natürlichen Schwäche dem englischen Einfluß keine Schranken setzen konnte. Ueberdieß bedurfte die Kompagnie Geld zu ihren Kriegen, und Ghazieddin erbot sich ihr 2 Millionen Pf. St. zu leihen. Dennoch wollte die Kompagnie den von ihr entfernten Prätendenten nicht ganz der Gnade seines Bruders überlassen, und setzte daher fest, daß sie direkt aus den Zinsen, welche sie für das Anlehen zu entrichten hatte, die Pensionen bezahle, welche für die verschiedenen Mitglieder der Familie festgesetzt waren. So lange das Anlehen nicht zurückbezahlt war, ging Alles gut, die Pensionen wurden pünktlich bezahlt, aber endlich tilgte die Kompagnie ihre Schuld. Ghazieddin und sein Bruder starben beide, und der Sohn des erstern, der ihm auf dem Thron nachfolgte, weigerte sich, der Familie des letztern ihre Pensionen zu bezahlen, so daß diese in die tiefste Armuth fiel. Während der letzten Jahre hat aber der König sein Land so erbärmlich administrirt, seine Serailsregierung ist so verschwenderisch, gewaltthätig und nachlässig, daß die Engländer schon mehreremale beschlossen hatten, das Land an sich zu nehmen, um den Erpressungen und den innern Kriegen, welche die mächtigen Generalpächter ohne Aufhören unter sich, mit ihren Provinzen und oft mit dem Könige führen, ein Ende zu machen, allein sie zögerten immer mit der Ausführung der Maßregel, da es gegen ihre Politik ist, mehr Territorium unmittelbar zu verwalten, als zur Erhaltung ihres Reiches nothwendig ist. Unter diesen Umständen hat der Sohn des vom Thron entfernten Schems Eddaulah seine Ansprüche auf den Thron seines Vaters geltend zu machen versucht, und die Mittel die er dabei anwendet, sind ein charakteristisches Beispiel der bizarren Mischung von europäischen und orientalischen Sitten des heutigen Indiens, und von dem tiefen Fall der indischen Fürstenfamilien. Er begab sich gegen Ende des letzten Jahres nach Calcutta, wo er ein Buch, persisch und englisch, unter dem Titel Ikbali Ferenk, oder das Glück der Europäer von Nabob Ikbal eddaulah (dieß ist sein Name und Titel) herausgab. Es handelt darin in sieben Kapiteln von den Kenntnissen, der Gerechtigkeit, der Philosophie, der Gesetzgebung, der Tapferkeit, der Großmuth und der Zuverlässigkeit der englischen Nation, die er über den Himmel erhebt, und in Redensarten von wahrem Pomp und Bombast preist. Er sagt in der Vorrede, daß er dieses Buch geschrieben habe, um seinen Verwandten und Freunden unter dem indischen Adel, welche die Engländer nur unvollständig kennen, und ihnen nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, eine bessere Meinung von diesen beizubringen. Er trägt zwar schon hier die Farben etwas zu stark auf, besonders in der Lobsprache, die er dem Generalgouverneur und andern einflußreichen Individuen mit sehr freigebiger Hand austheilt, aber im Ganzen hätte ein scheinbar uninteressirtes, wenn auch sichtbar übertriebenes Lob von Seite eines der natürlichen Feinde der Europäer diesen nur angenehm seyn können, und ihm die Bedeutung seiner Privatunterhandlungen nur erleichtern können. Aber hier fängt der Prätendent an es zu verfehlen, und bringt am Ende des Buches mit großer Naivität ein Gesuch in folgenden Worten an: „Die Ursache der Kürze dieses eleganten Buches ist diese; von dem Augenblicke an, daß ich in Folge des schielenden Auges dieser verächtlichen Welt, und der Veränderlichkeit des camäleonartigen Glücks, und des grundlosen Suspendirens meiner Pension von dem König von Oude, in Geldverlegenheiten kam, wurde mein Geist betrübt, ich schämte mich, meinen Freunden und Verwandten in Indien mein Elend zu erzählen, und wünschte mich dem König von England, dem gnädigen, dem Freund der Freundlosen, dem Helfer der Beeinträchtigten, dem mächtigen Dschemschid, dem Sonnenbekrönten, zu nähern, und den Saum der Hoffnung mit den Perlen des Ueberflusses zu füllen, denn seine Großmuth ist ein mächtiger Ocean, und seine perlenstreuende Hand ertheilt Kronen an Arme und Reiche. Wenn die Nachricht von meinem Kummer die der Wahrheit immer offenen Ohren dieser gerechten Richter, besonders des Generalgouverneurs, des Nuschirwan unserer Zeit, erreicht, so wird in kurzer Zeit das

Boot meiner Erwartung das Ufer meiner Wünsche erreichen, meine dürstenden Lippen das Sorbet des Trostes einschlürfen, meine Füße in dem Schoß der Bequemlichkeit liegen, und von den Beschwerden der Reise Ruhe finden. Dann wird der Baum des Kummers die Früchte des Ueberflusses tragen, und ich werde ein ausgedehnteres Buch verfassen, welches das Lob dieser den Tag des Gerichts fürchtenden Nation ausführlicher enthalten wird." Allein weder die Pension noch die ausführlichere Lobrede ist sein eigentlicher Zweck, dieser besteht in der Erbschaft seines Vetters, wenn er von der Kompagnie abgesetzt worden seyn würde, da er aber nicht wagte, dieses unter seinem eigenen Namen und direkt drucken zu lassen, so nahm er von seiner Bitte um die Pension Anlaß, die Lobrede zu schreiben, während er in den englischen Journalen von Calcutta indirekt der Kompagnie vorstellen läßt, daß es kein Mittel gebe Ordnung in Oude herzustellen, als dadurch, daß man ihn, einen der Kompagnie so ergebenen und so aufgeklärten Mann, auf den Thron setze. Das Ganze bildet eine eigene Mischung unverschämter orientalischer Schmeichelei und europäischer Zeitungsintriguen. Seine Hoheit hat vollkommen begriffen, daß die europäische Art von Publicität keineswegs das Intriguiren ausschließt, aber sie ist noch sehr unerfahren darin, und muß erst lernen, daß dieses ihr neue Mittel andere Formen verlangt, als die nur für das Auge eines Einzelnen bestimmte Schmeichelei eines Briefs an einen orientalischen Großen; bis jetzt hat der Nabob sein Ziel überschossen, der Eindruck, den sein Buch in Calcutta gemacht hat, ist gegen ihn, und ohne Zweifel wird er weder Pension noch einen Thron erhalten, und sein großes Buch ungeschrieben lassen müssen.

Ueber die Fischerei in Russland,

und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

(Fortsetzung.)

Die Fischerei im kaspischen Meere, auf der Wolga und im Ural, ist unstreitig für Rußland die wichtigste und einträglichste. Nirgends ist der Fischfang so ergiebig als hier, nirgends wird er so ins Große getrieben, und nirgends liefert er so viele geschätzte Gegenstände für Konsumtion und Handel. Diese reichhaltige und gewinnbringende Fischerei ist an den russischen Küsten des genannten Meeres und an dem Ausflusse der Wolga theils von der Krone an astrachanische Kaufleute verpachtet, theils den ural'schen Kosaken gehörig. Die Pächter errichten, sobald im April die Fischerei beginnt, gewisse Kompagnien oder Watagen an den Küsten. Jede Watage gibt eine bestimmte und nach dem Gewinne verhältnißmäßige Abgabe. Eine solche Watage besteht aus 50, 80 bis 100 Mann, hat ihr eigenes Fahrzeug und beschäftigt sich bloß mit dem Fange der Störe, Hausen und Sewrjugen, wozu auch wohl noch Welse und Barben kommen. An Ort und Stelle nimmt man die gefangenen Fische auch gleich aus, richtet sie zu, salzt sie ein und bewahrt sie auf. Hier ist es auch, wo aus dem Rogen der Störe, Welse, Sewrjugen, Sterläder und anderer Fischarten der so beliebte Kaviar, und aus der Schwimmblase der Hausen, Welse, Störe und Sewrjugen der so sehr geschätzte Fischleim zubereitet wird. Wir wollen hier, weil es eben der schicklichste Platz dazu ist, die Verfertigung beiderlei Produkte kurz beschreiben.

Sobald die gefangenen Fische, vorzüglich Störe und Hausen, ans Land gebracht werden, theilt man sie in zwei Theile, wovon der eine zu augenblicklicher Benutzung zu Kaviar und Fischleim, der andere aber zur Aufbewahrung und zum Verführen bestimmt ist. Die im Winter gefangenen Störe und Hausen werden fast alle von den Kosaken sogleich und uneröffnet, nach ungefährer Schätzung ihres Werthes, an die in Menge gegenwärtigen Kaufleute und Fuhrleute übergeben, und sowohl der Fisch als sein Rogen eingepackt und gefroren verführt. *) Der Preis eines guten Störs ist auf der Stelle 5—6 Rubel; große aber, wenn sie auch keinen Rogen haben, werden mit 8—10 Rubel das Stück bezahlt. In St. Petersburg, Moskau und Riga, wohin sie häufig verführt werden, kauft man im Einzelnen das Pfund von diesen delikaten Fischen zu 15—18 Kopeken (3—4 gr.). Das Bjelugenfleisch aber ist dem Gewichte nach beinahe um die Hälfte wohlfeiler; allein ihre oft ungeheure Größe macht sie theuer. Die größten Bjelugen, die man in der Wolga und im Ural fängt, geben ungefähr 5 Pud (à 40 Pfund) Rogen oder Kaviar, welcher jedoch, wegen des vielen zähen Schleims, den dieser Fisch bei sich führt, für den schlechtesten gehalten, und das Pud kaum mit 2—$2\frac{1}{2}$ Rubel bezahlt wird. Die Störe hat man 3—4 Ellen lang, und die allergrößten sollen gemeiniglich Milchner seyn, die 5—6 Pud wiegen. Uebrigens aber fallen im Allgemeinen die Rogner immer am größten, und enthalten oft 40—50 Pfund an Kaviar, welcher, als der beste, schon aus der ersten Hand auf 4—5 Rubel das Pud getrieben wird. Eine besondere Art desselben, die nicht so häufig ist, und ins Weißliche fällt, an Geschmack jedoch den gemeinen Kaviar weit übertrifft, wird gewöhnlich an den Hof nach St. Petersburg geschickt.

Aller frische Rogen wird gereinigt, indem man denselben mit den Händen sanft durch ein enges, ausgespanntes Netz oder grobes Sieb durcharbeitet; und weil in diesem südlichen Klima nach dem neuen Jahre österts schon gelindes Wetter einfällt, wobei der ganz ungesalzene Kaviar verderben würde, so pflegt man demselben etwas Salz beizumischen. Man rechnet im Winter etwa 1 Pfund Salz auf jedes Pud Rogen, bei dem Herbstfang aber bis auf $1\frac{1}{2}$ Pfund. Uebrigens will man bemerkt haben, daß, je weiter abwärts im Ural der Fisch gefangen wird, der Rogen desto schleimiger und schlechter sey, sich hingegen immer mehr bessere, je weiter die Fische im Flusse heraufsteigen.

Der Rogen aus den Sewrjugen gibt dem von Stören wenig nach, und wird auch an der Wolga, wo man diesen Fisch bis zum Winter lebendig aufzubewahren weiß, mit dem Störrogen vermischt; allein am Ural kann derselbe nicht anders als gesalzen erhalten werden, und ist deßhalb viel geringer im Preise,

---

*) Solche gefrorne, ganze große ungeheure Fische 5 bis 6 Arschinen lang, sah der Verfasser gar oft im Winter zu St. Petersburg, Riga, Rewal, Pernau u. a. a. O. auf öffentlichen Marktplätzen liegen, und mit einer dicken Kruste von Schnee und Eis überzogen wie dicke Balken den Umstehenden in die Augen fallen. Sie kommen meistens von der Wolga, 3—400 Meilen weit her.

wozu noch die außerordentliche Menge dieser Fische das Ihrige beiträgt. Den gesalzenen Kaviar bereitet man hier auf dreierlei Art. Die schlechteste Sorte ist die gemeine gepreßte (Rajusnaja Ikra). Der Rogen wird nur von den gröbsten Fasern gereinigt, mit etwa 2 Pfund Salz auf 1 Pud eingesalzen, und so auf Matten an der Sonne ausgebreitet, worauf man ihn endlich mit Füßen tritt, und das Pud zu 2—$2^1/_2$ Rubel verkauft.

Eine bessere Sorte ist der so genannte körnige, allein wegen seines vielen Salzes nicht jedermann angenehme Kaviar (Sennistaja Ikra). Man salzt den gereinigten Rogen in langen Trögen mit 8—10 Pfd. Salz auf das Pud, schaufelt Alles wohl durch einander und schüttet ihn sodann theilweise auf Siebe oder ausgespannte dichte Netze, um ihn abtriefen und dick werden zu lassen, worauf man ihn gleichfalls in Fässer preßt. Das Pud wird zu $2^1/_2$—3 Rubel verkauft, und ist eine der gewöhnlichsten Fastenspeisen des gemeinen Russen.

Die reinlichste und beste, dem Ansehen nach aus ganzen Körnern bestehende, auch nicht leicht stinkend werdende Art ist diejenige, welche wegen ihrer Bereitung den Namen Mescheschnaja Ikra (gefärbter Kaviar) bekommt. Man macht nämlich zuerst eine starke Salzsoole fertig: dann nimmt man lange schmale Säcke aus starkem Leinenzeug, füllt sie bis zur Hälfte mit frischem Rogen an, und gießt sie hiernach bis oben voll Salzsoole. Sobald die Soole durchgeseiht ist, werden diese zwischen mehreren Querstangen aufgehängten Säcke nach einander mit den Händen tüchtig ausgerungen, und der Rogen, nachdem man ihn noch 10—12 Stunden in den Säcken hat abtrocknen lassen, in Fässer getreten. Von dieser Sorte kostet das Pud 4—5 Rubel.

Der andere edle Theil, der von allen Störarten gesammelt und zu Gelde gemacht wird, ist die Schwimmblase. Die Kaufleute, welche die ganzen Fische aufkaufen, pflegen gemeiniglich diesen Theil den Kosaken wieder zurück zu verhandeln, welche den Fischleim daraus zubereiten; und dieses geschieht hier nur auf einerlei Art. So frisch, wie die Blase aus dem Fische kommt, wird sie gewaschen und an der Luft zum Trocknen hingelegt, so daß die äußere Haut zu unterst, die silberweiße innere Leimhaut hingegen oben zu liegen kommt. Dadurch wird ihre Absonderung leichter, worauf man sie in ein feuchtes Tuch schlägt. Man rollt sodann eine Leimblase nach der andern auf und klemmt sie in Gestalt einer Schlange oder eines Herzens zwischen 2 Pflöckchen, deren viele auf einem Brette eingeschlagen sind; und wenn sie in dieser Lage etwas trocken geworden sind, hängt man sie im Schatten an Fäden auf, bis sie alle Feuchtigkeit verlieren. Der so bereitete Fischleim hat sehr unbestimmte Preise; der von Sewrjugen, welcher für den besten gehalten wird, kostet nicht selten à Pud 40—50 Rubel; der von Stören gilt 25—30 Rubel; der vom Hausen aber, von welchem Fische der deutsche Name Hausenblase herrührt, wird als der gemeinste und schlechteste mit 18—20 Rubel das Pud bezahlt. *)

*) Man verfertigt auch einen Leim von der Schwimmblase der Welse, welcher ganz weiß aussieht, allein wegen seiner geringern Güte nicht viel über 8 bis 10 Rubel das Pud bezahlt wird. In der gegenwärtigen Krise möchten indessen die Preise noch um ein Beträchtliches gestiegen seyn.

Der Fang aller dieser Fischarten geschieht am häufigsten im Frühjahre, Herbst und Winter, vermittelst eines Gezeugs, das ein Nest genannt wird, und aus Tauen besteht, an welche Stricke mit großen Angelhaken befestigt sind, woran kleine Fische als Köder hängen. Man benutzt das Fleisch auf sehr mannichfaltige Art zur Speise; das frische Fett dient statt der Butter, und aus dem Rogen wird, wie gedacht, Kaviar, aus der Blase aber Fischleim bereitet. Der Fang ist daher überaus einträglich. Die gewöhnliche Größe der Hausen ist von 25—30 Pud, bisweilen werden aber auch welche von außerordentlicher Größe und Schwere gefangen. So fing man im Jahre 1769 einen an der Küste des kaspischen Meers, welcher über 6 Arschinen (4,27 Metres) lang war, und 45 Pud wog. Welse und Barben sind auch hier sehr groß und fett. Man fängt sie in Zugnetzen, benutzt indeß ihren Rogen weniger als den der andern Fischarten, sondern wirft ihn meistens weg; doch bereitet man aus der Blase einen schlechten Leim.

(Schluß folgt.)

Die Bahama-Inseln.

Das merkwürdigste Ereigniß in der Geschichte der Bahamas, das sich zugleich in seinen Folgen als höchst wichtig für das ganze Menschengeschlecht erwies, nämlich die Entdeckung der neuen Welt, ereignete sich auf Guanihani, einer Insel dieser Gruppe, wo Columbus auf der westlichen Hemisphäre zuerst den Fuß an das Land setzte. Genau genommen geschah jedoch die Entdeckung dieses Theils unseres Erdballs durch die Waltings-Insel, welche ungefähr 50 Meilen windwärts von Guanihani entfernt ist, und auf welcher Columbus in der Nacht vor seiner Landung ohne Zweifel jenes Licht erblickte, dessen in der Geschichte seiner Entdeckung gedacht wird. Der unsterbliche Seefahrer war zu sehr von religiösen Gefühlen durchdrungen, als daß er seine Entdeckung nicht in der zu seiner Zeit üblichen Weise hätte bezeichnen sollen; er gab daher der Insel Guanihani den Namen San Salvador, weil sie gerade noch zeitig genug erschien, um den von seinen unwissenden Reisegefährten über ihn verhängten Tod abzuwenden. Jetzt wird sie gewöhnlich Cats Island genannt, ein Name, gegen den sich allerdings Vieles einwenden läßt, weil er durchaus nicht an das große Ereigniß erinnert, das diesem an sich unbedeutenden Ort eine weltgeschichtliche Bedeutung gibt, die durch den oben genannten Namen weit passender bezeichnet wäre. Sehr natürlich erscheint es, daß die Gemüther der kühnen Seefahrer nach einer so langen Abwesenheit vom Lande für die angenehmsten Eindrücke empfänglich waren, welche der Verkehr mit einem gutmüthigen, gastfreundlichen Menschenschlage und der Anblick einer ihnen ganz neuen Natur auf sie machte. Man darf sich daher auch über ihre übertriebene Beschreibung von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Inseln, die sie hier zum Erstenmal sahen, nicht wundern, eine Schilderung, die sich jedoch bei spätern Untersuchungen freilich nicht bestätigt hat. Von Guanihani segelte Columbus nach Conception, von da nach Yuma oder Long-Island, und besuchte dann die Mucaras, wo er die Bahamas verließ, um Cuba aufzusuchen. Diese Inseln gehörten mithin Spanien, allein die großen und wichtigen Entdeckungen, welche Columbus und Andere später für diese Macht ins Werk setzten, waren Ursache, daß man diese ersten Früchte vernachlässigte, bis man sie nachher als Anhaltspunkte für weitere Unternehmungen benutzte. Die Spanier nannten sie Los Cayos, oder die Bänke, Felsen und Eilande, eine sehr bezeichnende Benennung, unter welcher man sie, oder auch als Lucayos, noch auf mehrern Karten findet. In Ermanglung gegentheiliger Belehrung läßt sich annehmen, daß sie von den nun ausgestorbenen Urbewohnern Bahamas genannt wurden, denn der Wohllaut dieses Namens paßt sehr gut zu dem einiger andern der Gruppe, von denen sich vermuthen läßt, daß sie ihre ursprünglichen Benennungen auch jetzt noch

haben. Die übrigen entfernter liegenden der genannten Inseln wurden wahrscheinlich zu verschiedenen Zeiten entdeckt; doch wird nicht erwähnt, daß man, außer den von Columbus besuchten, Einwohner auf ihnen gefunden habe; da jedoch von diesen letztern gesagt wird, daß sie bevölkert waren, so ist keine Ursache vorhanden zu vermuthen, daß die andern es nicht gewesen seyen. New-Providence scheint nicht vor 1667 bekannt gewesen zu seyn, wo Kapitän William Seyle, nachmals Gouverneur von Carolina, auf seiner Fahrt nach Amerika vom Sturm verschlagen landete und der Insel damals seinen Namen gab. Merkwürdig genug ward er auf einer andern Reise abermals dahin getrieben, und nun legte er ihr aus einem Gefühl von Dankbarkeit den Namen bei, den sie seitdem behalten hat. Er benachrichtigte seine Vorgesetzten, die Erbeigenthümer von Carolina, von seiner Entdeckung, und mehrere von ihnen wirkten aus, daß ihnen alle zwischen dem 22 und 27° der Breite gelegenen Bahamas überlassen wurden. Diese Breitegrade bezeichnen auch jetzt noch ihre Gränze in dieser Richtung, und ihre Längengränze befindet sich zwischen dem 73sten und 81sten Meridian. Die Krone behielt sich jedoch bei dieser Bewilligung die Herrschaft über die Inseln vor.

Ihre Lage zwischen den windwärts gelegenen Passagen und der Straße von Florida — den großen Hauptstraßen, auf denen die Reichthümer des Westens nach Europa geführt wurden — und ihre Nähe an den Quellen derselben, bezeichneten sie als die vortheilhaftesten Punkte, von denen aus dem Handel Frankreichs und Spaniens Hindernisse in den Weg gelegt werden konnten. Dieser Umstand und die Erwägung, daß sie von den beiden genannten Mächten zu gleichem Zweck gegen den Handel Englands mit Amerika benutzt werden möchten, war höchst wahrscheinlich die Veranlassung zu ihrer Besitznahme, denn daß sie jemals für den produktiven Handel nutzbar gemacht werden könnten, kam gewiß auch der ausschweifendsten Einbildungskraft nicht zu Sinnen. Die erste Niederlassung wurde von den Spaniern vertrieben, die sich mit diesem Erfolge begnügt zu haben scheinen. Auch die Gründer der Kolonie widmeten ihr später keine Aufmerksamkeit mehr, denn im Jahre 1688 ließen sich auf New-Providence und dem 50 Meilen davon gelegenen Harbour-Island Buccaniers nieder, denen die Lage und Beschaffenheit der Gruppe eine Menge sicherer Schlupfwinkel bot, welche für größere Schiffe unzugänglich waren. Höchst wahrscheinlich verübten diese Räuber die meisten ihrer Thaten unter englischer Flagge, weil viele ihrer Anführer der britischen Nation angehörten, wie dieß in einem alten, jetzt sehr selten gewordenen englischen Werk: „Nachricht von den Piraten, von ihrer ersten Niederlassung auf New-Providence bis zu ihrer endlichen Ausrottung im Jahre 1718," zu lesen ist.

Diese Vorgänge zogen zuletzt die öffentliche Aufmerksamkeit an, denn im Jahre 1717 richtete das Haus der Lords eine Petition an den König, in welcher es Sr. Majestät vorstellte, daß die Bahamas während des Kriegs zweimal von den Franzosen und Spaniern überfallen und geplündert worden wären, daß keine Regierung irgend einer Art sich dort befinde, daß der Hafen von New-Providence leicht in Vertheidigungsstand gesetzt werden könne, und schloß mit der Bitte, daß Vorkehrungen zu Sicherstellung jener Inseln getroffen werden möchten. Auf diese Petition wurde im September desselben Jahres der Befehl erlassen, daß die Piraten von New-Providence und Harbour-Island, auf welch letzterer Insel sie eine Befestigung nebst einer Batterie hatten, vertrieben, und daselbst Niederlassungen und Forts für die Sicherheit und zum Nutzen des Handels und der Schifffahrt in jenen Meeren angelegt werden sollten. Kapitän Woodes Rogers wurde demzufolge im Jahre 1718 zum Gouverneur von den Bahamas ernannt, und mit der zu Erreichung der genannten Zwecke erforderlichen Ausrüstung von England abgeschickt. Der Erfolg war der beste, denn Kapitän Roger nahm die Stadt Nassau auf New-Providence nebst dem dazu gehörigen Fort und die ganze Insel in Besitz; die Einwohner nahmen ihn mit der größten Freude auf, und mehrere der Piraten unterwarfen sich. Nachdem er alle nöthigen Anstalten getroffen hatte, um die Insel sicher zu stellen, ging er weiter, und war in seinen Unternehmungen so glücklich, daß bis zum 1 Julius 1719 nur noch drei oder vier Piraten ihr Unwesen trieben, von denen zwei genommen, das Schiffsvolk hingerichtet und die übrigen verjagt wurden.

Die merkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte dieser Inseln sind noch: ihre kurze Besetzung durch die Amerikaner in der ersten Zeit d[es] Unabhängigkeitskriegs; ihre Wegnahme durch die Spanier von Cu[ba] aus im Jahre 1782 und die im nächsten Jahre erfolgte Zurückgabe, un[d] endlich ihre mehrmalige Verwüstung durch Orkane.

New-Providence ist ungefähr 21 Meilen lang und 10 breit, un[d] obschon sie an Ausdehnung und Fruchtbarkeit mehreren der übrigen Bahamas nachsteht, doch die volkreichste. Sie ist der Sitz der Regierung, und dankt den Vorzug, den ihr die ersten Ansiedler gaben, wahrscheinlich dem Umstand, daß sie den besten Hafen hat und im Mittelpunkt der Gruppe gelegen ist. New-Providence ist gebirgiger als die übrigen Inseln, und ihr Boden besteht aus Fels und Sand mit Seemuscheln vermischt. Man findet jedoch einige wenige Striche fruchtbaren Landes, welches eine Auswahl vortrefflicher Früchte und Gemüse und unter Anderem gute Ananas trägt, die einen ziemlich bedeutenden Handelsartikel ausmachen. Den ergiebigsten Boden für Ananas besitzt jedoch Harbour-Island, von wo aus jährlich mehrere ganz damit beladene Schiffe von hundert Tonnen nach Britisch-Amerika und den Vereinigten Staaten gehen. Dieß ist der einzige Ausfuhrartikel von New-Providence, allein es besitzt dennoch einen bedeutenden Handel, weil es der Stapelplatz der übrigen Inseln ist, deren Produkte in kleinen Fahrzeugen mit und ohne Verdeck hieher gebracht werden. Diese Artikel bestehen in Schwämmen, Baumwolle, Indigo, Schildkrötenschalen, grauem Amber, Mahagony-, Campechen- und Brasilienholz, nebst noch mehrern andern Farbe- und Schreinerhölzern, die gegen Manufakturwaaren, Mundvorrath und hölzernes Geräthe vertauscht, und zu Nassau für die englischen oder amerikanischen Märkte verladen werden. Selten kommen indeß mehr als vier Schiffe direkt von England jährlich hieher, [doch] macht ein Packetboot jeden Monat die Fahrt nach Jamaika und ein anderes nach Crooked-Island; der Verkehr mit den Vereinigten Staaten ist dagegen sehr lebhaft.

Im Jahre 1832 belief sich der Werth der Ausfuhr von den Bahamas nach England auf 17,916 Pfd. St.; die Tonnenzahl von England und den Kolonien 1360 Tonnen, nach England und den Kolonien 1338 Tonnen. Die vorzüglicheren Kolonialprodukte werden auf den Inseln nicht in hinlänglicher Menge gebaut, um ausgeführt werden zu können, Baumwolle ausgenommen, deren Ernte im Jahre 1831 sich auf 31,056 Pfd. belief. Die Sklaven werden daher größtentheils als Holzhauer, Hirten, zum Anbau eßbarer Wurzeln und als Matrosen verwendet. Als Seeleute sind die Bahamianer sehr geschickt; ihre Schiffe bestehen meist aus Schoonern und Sloops von nicht über hundert Tonnen. Die Bevölkerung der Bahamas stellte sich im Jahre 1831 folgendermaßen heraus: 4240 Weiße, 2991 freie Farbige, 4608 männliche Sklaven, 4668 weibliche; zusammen 16,507. Die Emancipation wird hier sehr wahrscheinlich die Geldinteressen und die bestehende gesellschaftliche Ordnung minder empfindlich berühren als in den Zuckerkolonien, weil die Sklavenbevölkerung sehr zerstreut lebt und der Boden eben nicht sehr fruchtbar ist. Die Neger sind mithin hier hinsichtlich ihres Unterhalts weit abhängiger von ihren Herren, und werden sich folglich auch weit bereitwilliger zeigen gegen Lohn zu arbeiten als in den Zuckerkolonien, wo der außerordentlich fruchtbare Boden bei geringer Arbeit den Lebensunterhalt sichert. Die Versicherung unterrichteter Einwohner von New-Providence, daß es ihnen nie schwer geworden sey, freigelassene Sklaven zur Arbeit zu erhalten, stimmt mit dieser Ansicht vollkommen überein.

(Fortsetzung folgt.)

Als die Sultanin Saliha, Gemahlin Halil Paschas, am 12 März d. J. von einem Knaben glücklich entbunden wurde, ward dieß nach der neutürkischen Sitte als ein freudiges Ereigniß betrachtet, und da es im Orient das Herkommen fordert, daß der Hausherr bei einem solchen seine milde Hand aufthut gegen die Inwohner seines Hauses, so drückten die Damen des Harems, die dem Gerücht zufolge sich über des Sultans Sparsamkeit häufig zu beklagen haben, einstimmig und sehr unumwunden ihre Ansprüche an seine Freigebigkeit aus. Die schönen Bittstellerinnen erhielten auch wirklich das Versprechen, daß ihre Schulden bezahlt werden sollten. Glücklicherweise beliefen sich diese bei Modisten und andern Handelsleuten nur auf etwa anderthalb Millionen türkische Piaster oder ungefähr 250,000 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 143. 23 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

3. Lord Somersets abermalige Verwaltung.

Die Gränzpolitik der Kolonie wurde unter Sir Rufane Donkins Verwaltung nach dem alten Systeme fortgeführt, jedoch, so weit es sich mit den unheilbaren Mängeln derselben vertrug, wie es scheint mit ziemlichem Erfolg hinsichtlich der Vertheidigung der Kolonie und ohne absichtliche Ungerechtigkeit oder muthwilligen Angriff gegen die Landeseingebornen.

Am Schlusse des Jahres 1821 übernahm Lord Ch. Somerset wieder die Oberleitung, und stieß alle Anordnungen um, welche Sir Rufane in den östlichen Distrikten getroffen hatte. Die Politik an der Kaffergränze nahm bald wieder den Charakter einer hochmüthigen und aufregenden Tyrannei gegen die Eingebornen an, und ließ doch zugleich die britischen Ansiedler fast ohne Schutz gegen die rachsüchtige Wiedervergeltung, die sie hervorrief, ein Umstand, den die Ansiedler zu Albany in einer Vorstellung an den damaligen Kolonialminister Graf Bathurst ausdrücklich hervorheben. Im März 1822, drei Monate nach Lord Somersets Rückkehr, während die Kaffern in vollem Frieden mit der Kolonie waren, erhielt der kommandirende Offizier an der Gränze Befehl, mit einer Truppenabtheilung Gaika in seiner eigenen Wohnung zu ergreifen und gefangen in die Kolonie zu führen. Diese verbrecherische That mißlang glücklicherweise in der Ausführung; Gaika entkam, indem er sich in den Mantel einer seiner Frauen hüllte, und sich stellte, als sey er mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Aber der hinterlistige Anschlag erregte große Erbitterung und Argwohn in Betreff der englischen Plane. Wäre der Anschlag gelungen, so würde fast unfehlbar ein neuer Kafferkrieg ausgebrochen seyn, was auch in der That beabsichtigt gewesen zu seyn scheint. *)

*) Dieß war wenigstens die allgemeine Meinung an der Gränze. Als Lord Somerset aufgefordert wurde, auf die an Graf Bathurst gelangten Klagen der Ansiedler zu Albany Rede und Antwort zu geben, läugnete er peremtorisch jede Kenntniß von dieser Sache ab. „Von der Gefangennehmung Gaika's,“ sagte er, „habe ich nie gehört, bis ich dieses Lügengewebe las.“ Eben so peremtorisch beantwortete er mehrere andere schwere Anklagen mit den Worten: „das ist eine reine Lüge.“ Als aber endlich die Kommissäre den eigenhändig von ihm geschriebenen Befehl zur Gefangennahme Gaika's zu Grahamstown auffanden, hatte er die Frechheit, die Maßregel zu vertheidigen, und sein Bedauern auszudrücken, daß sie nicht gelungen sey.

Gegen Ende desselben Jahres schickte Se. Herrlichkeit eine Depesche an Graf Bathurst ab, worin er ihm vorstellte, daß die bedeutendsten Kafferhäuptlinge eine Verbindung eingegangen hätten, um die Kolonie anzugreifen, und Anstalten zu einem furchtbaren Einbruch träfen. Zur Zeit, wo diese Depesche abgefertigt wurde, lagen auf des Gouverneurs Tische Mittheilungen von Oberst Scott, dem Gränzkommandanten, und von Herrn Thompson, dem Regierungsagenten im Kafferlande, die beide übereinstimmend versicherten, daß die Kafferhäuptlinge völlig ruhig und daß die absichtlich in Grahamstown verbreiteten Gerüchte von feindseligen Absichten derselben völlig grundlos seyen. Nichts desto weniger schickte der Gouverneur seine falsche und betrügerische Depesche ab, und erreichte seinen Zweck, nämlich eine starke Vermehrung der Militärmacht in der Kolonie, und dadurch die allmähliche Beförderung seines Sohnes, des damaligen Kapitäns Somerset, zum Major, zum Oberstlieutenant, und endlich zum Oberkommandanten an der Gränze. *)

Im Laufe des Jahres 1823 hatte Lord Somerset durch allerlei schlaue Intriguen, deren Detail nicht hieher gehört, seine Absichten in Bezug auf die Beförderung seiner Söhne großen Theils erreicht, und Major Henry Somerset hatte das Oberkommando an der Gränze erhalten. Die Politik Sr. Herrlichkeit gegen die Kaffern hatte inzwischen ihre unvermeidlichen Wirkungen geäußert. Gereizt, gestachelt, geplündert, oft ohne alle Ursache, und der Unschuldige gestraft statt des Schuldigen, hatten sie zur Wiedervergeltung ihre räuberischen Einfälle erneuert. Dieß gab dem jungen Kommandanten einen leidlichen Vorwand zu einem neuen Feldzug. Im Anfang December 1823 griff Major Somerset mit einer starken Anzahl Truppen und Bürgermiliz den Kraal oder das Dorf Makomos, des Sohnes Gaikas, an der Quelle des Katzenflusses plötzlich an, und führte, nachdem er so viel Eingeborne als er für angemessen hielt, hatte niedermetzeln lassen, gegen 7000 Stück Vieh weg. Kein Widerstand scheint geleistet worden zu seyn, denn der offizielle Bericht gibt

*) Sir Rufane Donkin und Oberst Bird haben in ihren Pamphlets diese Intriguen umständlich geschildert und bewiesen. Die Sache ist eine auffallende Probe, wie die hohe Aristokratie Englands mit den Aemtern in den Kolonien hauste. Die unnöthige Vermehrung der Truppen kostete der Kolonie jährlich 3 bis 4000 Pf. St.

an, daß nicht ein Mann von den Kolonialtruppen verwundet worden sey. Ich erfuhr aus andern authentischen Quellen, daß eine bedeutende Menge Weiber und Kinder gleichfalls von den Boers erschossen wurde, troß des Befehls, den Major Somerset, sehr zu seiner Ehre, bei dieser Gelegenheit ertheilt hatte. *)

Aehnliche Angriffe mit gleichem Erfolge wurden gegen mehrere Gränzhäuptlinge gemacht; man trieb den Kaffern eine Menge Vieh weg, und vertheilte es freigebig unter die Gränzboers, bei denen natürlicherweise der junge Kommandant bald einen Grad von Popularität erlangte, der alle seine Vorgänger in Schatten stellte. Einige Kafferhäuptlinge mochten auch wirklich ihre Leute zu Raubzügen aufgemuntert, oder diese wenigstens geduldet haben, aber, auch dieß zugegeben, so läßt sich doch nicht läugnen, und die Kommissäre, welche später die ganze Verwaltung Lord Somersets genau untersuchten, haben es selbst in ihrem Berichte anerkannt, daß das aufregende Benehmen der Boers und des Kommandanten eine weit schlimmere Wiedervergeltung gerechtfertigt hätte, besonders da bei dem jetzt befolgten summarischen System der Abhülfe der Unschuldige meist für den Schuldigen leiden mußte, während es zugleich eine anerkannte Thatsache ist, daß viele schlecht gesinnte Kolonisten große Heerden kaffrischen Viehs erhielten, indem sie Entschädigungsansprüche für Verluste geltend machten, die sie niemals erlitten hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fischerei in Russland,

und die dadurch für den Handel und Manufakturen gewonnenen Produkte.

(Schluß.)

Die Fischerei in der Wolga, Kama und in den übrigen Strömen, die sich ins kaspische Meer ergießen, beschäftigt die Anwohner beinahe mehr als der Ackerbau. Besonders ist die Fischerei in der Wolga, der Königin aller russischen Flüsse und der fischreichsten von denen, die ins kaspische Meer fallen, überaus wichtig und einträglich; denn sie versieht die meisten Provinzen Rußlands nicht nur mit Stören, Sterläden und Kaviar, sondern auch mit einer beinahe unglaublichen Menge geringerer Fischsorten; daher vernachlässigen auch die Anwohner dieses Flusses über der ergiebigen und für sie sehr gewinnreichen Fischerei den Ackerbau und die Viehzucht. Man fängt hier außer den verschiedenen Arten von Stören auch noch Welse, Barben, Lachse, vorzüglich Weißlachse, Aeschen, Goldfische, Karpfen, Brachsen, Hechte, Barsche, Quappen, Maifische u. a. m. Auch gibt es in diesen Flüssen Krebse von außerordentlicher Größe, aber von schlechtem Geschmacke. Man bedient sich hier, vorzüglich bei Astrachan, einer Menge zum Theil sehr künstlicher und sinnreicher Mittel und Maschinen zum Fischfange, worunter besonders die Fischwehren und Fischfallen zu bemerken sind, die hier aber nicht näher beschrieben werden können.

Der Fischfang im Ural gehört ausschließlich den Kosaken von Uralsk. Er ist nicht minder beträchtlich und einträglich, und vortreflich eingerichtet. Der Fluß ist bei Uralsk so durch ein Fischwehr geschlossen, daß die Fische zwar frei aus dem kaspischen Meere in den Fluß treten, aber nicht weiter als bis Uralsk in demselben hinaufsteigen können. Man findet in diesem Flusse auch beinahe alle Fischarten der Wolga, besonders Störe, Sterläde, Hausen, Sternstöre, Lachse, Welse, Karpfen, Barben u. a. m. Die Sternstöre oder Sewrjugen ziehen hier in solcher Menge, daß sie schon einmal das Fischwehr bei Uralsk durch ihr Andringen durchbrochen haben. Die erste große Fischerei im Ural, welche auch die wichtigste des ganzen Jahres ist, findet im Januar statt und geht vornehmlich auf Hausen und Störe. Da sie für die ural'schen Kosaken eigentlich eine Nationalangelegenheit ist, so wird deßhalb auch jedesmal eine allgemeine Nationalversammlung gehalten, welche die nöthigen Anstalten zu diesem wichtigen Geschäfte trifft, und einen Anführer (Ataman oder Hettman) dazu wählt. Jeder zum Dienst eingeschriebene Kosake erhält sodann einen Erlaubnißschein zum Fischen, bereitet sich dazu vor, und erscheint an dem bestimmten Tage auf dem angewiesenen Platze, wo alle dazu berechtigte Kosaken ordentlich gemustert werden, und nachher beginnt die Fischerei selbst auf ein gegebenes Signal von zwei Kanonenschüssen. Jeder Fischer macht sich dann ein Loch ins Eis und sucht, so gut als möglich, die darunter befindlichen Fische mit Haken herauszuziehen. Die Sewrjugen werden aber erst im Frühjahre mit Netzen gefangen. Die Herbstfischerei geschieht mit großen Wurfnetzen, jedesmal aber in einer bestimmten regelmäßigen Ordnung. *)

Die Fischerei auf dem schwarzen, besonders asowschen Meere vom Don bis Perekop, ist ebenfalls wichtig, doch kommt sie der

---

*) Nachstehendes ist eine kurze Probe des offiziellen Berichts in der Kapzeitung vom 20 Dec. 1825, wo dieser Vorfall als eine sehr tapfere und verdienstliche That geschildert wird. „Als am 5ten der Major Somerset mit Tagesanbruch alle seine Truppen gesammelt hatte, zog er eilig längs des Bergrückens fort, und hatte mit Sonnenaufgang das Vergnügen, in die Mitte von Makomos Kraal mit einer Raschheit einfallen zu können, welche die Kaffern vollständig aus der Fassung brachte. Einige wenige Hassagaien wurden geworfen, aber der Angriff geschah so kraftvoll, daß wenig Widerstand geleistet werden konnte. Als so viele Kaffern gefallen waren, als man für nöthig hielt, um unsere Ueberlegenheit und Macht zu zeigen, that Major Somerset dem Gemetzel Einhalt, und ließ das Vieh, 7000 Stücke an der Zahl, nach Fort Beaufort treiben, wo man zu dessen Aufnahme schon vorläufige Anstalt getroffen hatte.“ Nachdem man an die Gränzboers von diesem Vieh freigebig ausgetheilt hatte, als Entschädigung für ihre wahren oder angeblichen Verluste, wurde der Ueberrest, nach der Angabe der Kapzeitung, an Makomo zurückgegeben, „um die Weiber und Kinder seiner Leute vor Mangel zu schützen.“ Wer entschied aber über die Gerechtigkeit der Ansprüche der Boers? was war dieser Ueberrest? und vor welchem Gerichtshofe sollten die Kaffern klagen?

*) Die Jemba und der Terek, die sich auch ins kaspische Meer ergießen, sind zwar weniger fischreich, doch werden auch Störe, Lachse, Welse, Hausen, Barben, Karpfen u. a. m. ziemlich häufig gefangen. Wie einträglich übrigens die Fischerei des kaspischen Meeres ist, ersieht man unter andern aus folgenden Angaben. Pallas (man sehe dessen Reisen) schätzte im Jahre 1793 den Ertrag des Störfangs auf 524,135, des Sewrjugenfangs auf 985,810, des Hausenfanges auf 540,000, des Gerolschen Fanges auf 200,000, und der kleinen Fischerei auf 500,000 Rubel.

auf dem kaspischen Meere nicht bei. Es fehlt hier eben so wenig an mancherlei vortrefflichen und nutzbaren Gattungen von größeren und kleineren Fischen, worunter auch mehrere Arten von Stören sind. Man fischt an diesen Küsten hauptsächlich mit einer Art von Sacknetzen, in welchen zuweilen auf einem einzigen Zug, der etwa 5 oder 6 Stunden dauert, bis auf 60,000 Stück Fische gefangen werden, worunter jedoch nur wenige von den größern Arten sind. Man bereitet hier auch Kaviar, Fischleim, Thran, und aus dem Rogen der Meeräschen Botargo (ebenfalls eine Art stark gesalzenen Kaviars), diesen letztern aber nur in geringer Menge. Die gesalzenen und geräucherten Makrelen sind ein wichtiger Handelsartikel Tauriens (der ehmaligen Krimm), wo überhaupt bedeutende Fischwerfte sind, zumal bei Kertsch und Jenikale, besonders nach Stören, Sterläden und Suruckеn.

Die Fischerei im baltischen Meere, in dessen Busen und Flüssen, ist gleichfalls beträchtlich. Man zählt hier fünfzigerlei verschiedene Gattungen von Fischen. In den Gewässern von Kur-, Lief-, Ehst- und Finnland sind die Lachse, Hechte, Strömlinge (eine Abart von Häringen), Külloströmlinge (kleinere Häringe, eine Art Sardellen) und Aale, nebst den Neunaugen, die wichtigsten Fischarten für den Handel. Von den Strömlingen sind oft auf einem einzigen glücklichen Zug 300,000 gefangen worden. Die übrigen dienen bloß für die einheimische Konsumtion. Der finnische Meerbusen ist besonders reich an Sterläden, Lachsen und Karpfen, auch hat er Störe, Hechte und Brachsen. Im Ladoga- und Onega-See fängt man ebenfalls Störe, Lachse, Messerfische und andere, ja auch Seehunde. Der Peipussee liefert fette Brachse, Hechte, Quappen, Aale, Muränen, Rebse (eine Art Häringe) u. a. m., und man rechnet, daß an diesem letzteren See gegen 20,000 Menschen vom Fischfange leben. Im Ilmensee werden Welse, Barsche, Brachsen, Sanderten oder Hechtbarsche, Hechte, Karauschen, Schleien, Butten, Rebse und viele andere in ziemlicher Menge gefangen.

Auch der See Baikal im asiatischen Rußland zeichnet sich durch seinen Reichthum an Fischen aus. Er hat außer einem großen Ueberfluß an andern Fischen, vorzüglich eine Menge Forellen, Aeschen, Muränen, Lendri, Omulen oder Wanderäschen (einer Art kleiner Lachse) u. s. w. Ferner findet man in ihm Seehunde und einen ganz besondern, durchaus thranigen Fisch, der nur dem Baikal-See eigen ist, nämlich den Spinnenfisch, russisch: Solomjanka.

Man fischt in Rußland überhaupt auf eine sehr mannichfaltige Weise, und mit äußerst verschiedentlich gestalteten Netzen, mit Fischreusen, mit Angeln, theils einzelnen, größern und kleinern, theils in ganzen Reihen an Stricken befestigt, mit großen und kleinen Haken, mit Harpunen, Pfeilen, Spießen und Gabeln, und selbst auch mit den Händen, mit Sieben und mit Eimern. Mehrere Völkerschaften zeichnen sich durch besondere Geschicklichkeit im Fischen aus. Dennoch aber wird, bei allem Reichthum und Ueberfluß an Fischen in Rußland, im Ganzen genommen, noch bei weitem nicht der größtmögliche Vortheil aus diesem Industriezweige gewonnen.

Da in St. Petersburg allein jährlich 200,000 Pfund Fischleim und über 400,000 Pfund Kaviar ausgeführt werden, wozu noch der weit stärkere Verbrauch im Lande selbst, und die wenigstens eben so beträchtliche Ausfuhr in den übrigen Häfen des Reichs hinzukommen; so läßt sich schließen, daß die Menge der gefangenen Fische ungeheuer groß seyn müsse, was für ein Land, in welchem die Religion den Genuß der Fleischspeisen kaum 4 Monate im Jahre erlaubt, gewiß von der größten Wichtigkeit ist. In Petersburg selbst ist übrigens der Ueberfluß an Seefischen nicht so groß, als man wohl vielleicht glauben sollte. Ungeachtet diese Stadt fast unmittelbar am Meere liegt, hat man daselbst doch keine anderen Seefische, als den Stint, der im kronstädtischen Meerbusen von vorzüglicher Größe und Güte gefangen wird; die Butten, welche aus Kurland, Lief- und Ehstland gedörrt zugeführt werden, die Strömlinge und Aale, welche von Reval und Narwa kommen; die Nawagen und Kabliau, die im Winter aus Archangel, und die Störe, Sterläde und Welse, welche von der Wolga her gefroren ankommen. An Flußfischen hingegen, z. B. Weißlingen, Karpfen, Hechten, Brachsen, Karauschen, Sandern, Aeschen, u. a. m., die sämmtlich in den Flüssen des Newasystems gefangen werden, hat die Stadt einen reichlichen Ueberfluß.

Erfurt. Professor Petri.

Der Lederhandel in Frankreich und England.

Dieser Industriezweig, den man gewöhnlich nicht besonders beachtet, ist dennoch von höchster Wichtigkeit, denn er liefert nicht nur einer Menge von Arbeitern das Werkzeug und den Urstoff zugleich, sondern er deckt auch die Bedürfnisse des Luxus eben sowohl, als die des Mittelstandes und der niedern Klassen. In Werkstätten und Fabriken, in der Landwirthschaft und in der Wohnung des Privatmannes, allenthalben findet man ihn unter den mannichfachsten Gestaltungen, aber stets Nutzen bringend und oft unentbehrlich.

Im Jahre 1803 schlug Sir F. Eden den Werth der in England aus den verschiedenen Zweigen der Lederbereitung hervorgehenden Produkte auf 12 Millionen Pfd. St. an; aus den Ergebnissen anderer Untersuchungen über diesen Gegenstand läßt sich jedoch abnehmen, daß diese Angabe für die damalige Zeit etwas übertrieben war, denn der Betrag der Lederbereitung belief sich in spätern Jahren auf nicht mehr als 12,500,000 Pfd. St., die sich folgendermaßen vertheilen:

Werth der rohen Häute	1,000,000	Pfd. St.
Zubehör bei der Bereitung und Gewinn der Unternehmer	2,000,000	—
Lohn für 28,500 Arbeiter	1,000,000	—
Die Verarbeitung der gegerbten Häute .	1,700,000	—
Lohn für 226,000 Arbeiter . . .	6,800,000	—
Zusammen	12,500,000	—

Da indeß im Jahre 1850 der Zoll auf Leder abgeschafft wurde, so hat dieser Industriezweig bedeutend an Ausdehnung zugenommen, und es läßt sich daher annehmen, daß der Werth seiner Erzeugnisse sich im Jahre 1854 auf 16 Millionen Pfd. St. belaufen haben mag. Die Rothgerberei, d. h. die Bereitung der starken Ledersorten, hat in England in Folge mehrerer Erfindungen gelehrter Chemiker große Fortschritte gemacht, hinter denen auch Frankreich nicht zurückgeblieben ist, denn die starken Ledersorten, welche in Pont-Audemer, Chateau-Renaud und Blois verfertigt werden, stehen den besten englischen Fabrikaten dieser Art in nichts nach. Die Erzeugnisse der Gerbereien zu Paris sind nicht so vollkommen, was hauptsächlich dem starken Begehr, der die Fabrikanten zwingt die Bereitung zu übereilen, und den Säuren zuzuschreiben ist, deren man sich bei der Gerberei bedient. Diese Agentien, welche das Gahrwerden beschleunigen, machen das Leder spröde, und verursachen,

daß es früher zusammenschrumpft und bricht. Dessen ungeachtet sind die Pariser Fußbekleidungen allgemein gesucht und beliebt, und nicht nur die wohlhabendern Klassen der neuen Welt, sondern auch die englische Aristokratie ziehen die Pariser Erzeugnisse allen andern vor. Herr Say schätzte die Zahl der in Frankreich verfertigten Schuhe vor einigen Jahren auf 100 Millionen Paar, und den Arbeitslohn auf 300 Millionen Franken, eine ungeheure Summe, die den Werth des Rohstoffs mindestens verdoppelt. Der Arbeitslohn in England beläuft sich der obigen Uebersicht zufolge auf nur 8 Millionen Pfd. St. (200 Millionen Franken), die sich unter 264,500 Arbeiter vertheilen.

Die französische Sattlerarbeit steht im Auslande in hohem Ansehen, und in Südamerika wird nicht leicht ein Sattel von der bessern Sorte verkauft, der nicht in Paris verfertigt worden wäre; dieser einzige Industriezweig stellt sich für die Ausfuhr mit einer Summe von nicht weniger als 2 Millionen Franken heraus. Seit sich einige englische Fabrikanten in Pont-Audemer niedergelassen haben, macht auch das Lackiren des Leders große Fortschritte in Frankreich. Das lackirte französische Leder ist geschmeidiger als das in England verfertigte, und wird in Südamerika für Schuhmacherarbeit mehr gesucht als dieses leztere.

Frankreich hat dem Orient die Bereitung des Maroquins abgelernt, und man kann nichts Vollkommneres sehen, als das in der Fabrik zu Choisy verfertigte Leder dieser Art. Von allen Zweigen dieser Fabrikation ist indeß die Weißgerberei diejenige, welche in Frankreich die größten Fortschritte gemacht und ihre Ueberlegenheit über die englische behauptet hat. Den Werth der Handschuhe, welche jährlich in Frankreich verfertigt werden, kann man auf 50 Millionen Franken schätzen. Vor ungefähr zwölf Jahren war Grenoble die einzige Stadt, welche Handschuhe in den Handel lieferte, jezt aber sind Paris, Chaumont, Lüneville und mehrere andere Städte des Nordens mit ihr in Konkurrenz getreten. Die Fabriken von Lüneville allein beschäftigen 10,000 Arbeiter; Vendome verfertigt ausschließlich ordinäre Handschuhe, Rennes die hirschledernen, und Niort hat den Preis hinsichtlich der Kastorhandschuhe davon getragen. England bezieht jährlich 1,500,000 Paar Handschuhe aus Frankreich, obschon Woodstock, London, Yeovil, Ludlow und Leominster eine bedeutende Menge fabriziren. Worcester ist jedoch der Centralpunkt dieser Industrie, denn hier werden jährlich 500,000 Paar Kastorhandschuhe und 5,800,000 Paar von Lamm- und Ziegenfellen verfertigt, im Werthe von etwa 375,000 Pfd. St. Nottingham und Leicester liefern außredem noch eine ungeheure Menge baumwollener Handschuhe in den Handel.

Die Bahama-Inseln.

(Fortsezung.)

Eine bedeutende, wiewohl ihrer Natur nach ungewisse Beschäftigung erwächst den Einwohnern von New-Providence durch die Ankunft weggenommener und als Prisen verurtheilter Schiffe, und dann auch durch die häufigen Schiffbrüche, welche sich an den Bahamas ereignen. Außer durch Orkane werden solche Unfälle durch die starken und unsichern Strömungen herbeigeführt, die hier oft alle Voraussicht auch des erfahrensten Seemannes täuschen, und daher kommen Schiffbrüche hier eben so häufig bei schöner als bei schlechter Witterung vor. Die Wreckers von New-Providence, wie die geübten Seeleute der Bahamas genannt werden, haben ihre Aufmerksamkeit theils auf der See, theils von irgend einem versteckten Ankerplaz aus auf die vorüberfahrenden Schiffe gerichtet. Allgemeine Klage hat sich gegen diese Leute erhoben, daß sie fremde Fahrzeuge auf gefährliche Stellen locken, von denen sie sich dann erbieten sie wieder wegzubringen, und daß, wenn ihre Vorschläge nicht sogleich angenommen werden, sie alles Mögliche anwenden, um die Mannschaft so sehr einzuschüchtern, daß sie das Schiff verläßt. So viel ist gewiß, daß eine gute Anzahl von Schiffbrüchen für New-Providence einträglicher ist als die ergiebigste Ananasernte. Während des Kriegs zog die Kolonie auch bedeutende Vortheile durch Ausrüstung von Kapern und Verkauf von Prisen, denn es befindet sich ein Viceadmiralitätshof hier.

Auf den Bahamas werden mehrere Arten schöner Muscheln gefunden, aus deren kleinsten Exemplaren die Frauen in Nassau künstliche Blumen zusammenzusezen verstehen. Die Hohl- oder Schneckenmuschel ist hier sehr häufig, und mit diesem Namen (im Englischen conch) werden die Eingebornen von den Bahamas bezeichnet, wahrscheinlich weil sie wie die Muschel an die Schale an ihre Inseln gebunden sind. Die Aermeren leiden zuweilen bittern Mangel an Nahrung, der durch große Dürre und andere Ursachen herbeigeführt wird, wo sie dann ihre Zuflucht zu Fischen nehmen müssen, mit welchen das Meer sie in ziemlich bedeutender Menge versieht. Diesem Mangel an Nahrungsmitteln ist es vielleicht zum Theil zuzuschreiben, daß so viele der ärmern Klasse den dringenden Wunsch äußern, mit nach Honduras zu gehen, wenn ein Theil des zweiten westindischen Regiments sammt den dazu gehörigen Familien nach dorthin eingeschifft wird. Dieses Regiment versieht die Garnison beider Pläze, zwischen denen außerdem keine Verbindung bestehen würde, und dieser Umstand macht es auch erklärlich, wie die Bahamianer Kenntniß von den „Fleischtöpfen“ von Honduras erhalten hatten, wo in der That die Sklaven besser gehalten werden, als in irgend einer der britischen Kolonien.

Die Hauptstadt der Bahamas ist Nassau; sie ist zugleich der einzige Ort des ganzen Gouvernements, der den Namen einer Stadt verdient, und ihr Anblick überrascht den Reisenden um so angenehmer, je weniger die Inselgruppe mit ihren mit Niederholz bedeckten, grotesk gestalteten Küsten und den hie und da emporragenden Sandhügeln oder weißen Klippen geeignet ist, große Erwartungen zu erregen. Nassau liegt auf der Nordküste von New-Providence am Abhange eines Hügels, der vom Hafen aus sanft emporsteigt; die Hauptstraße, oder vielmehr die einzige Reihe von Gebäuden, läuft dem Hafen parallel und ist ungefähr eine halbe Meile lang. Die übrigen Straßen laufen von ihr rechtwinklig in unbedeutender Länge aus, sind aber breit genug. Die meisten Häuser stehen einzeln, was in den westindischen Städten gewöhnlich der Fall ist. Nassau hat für seine Größe mehr schöne Häuser als manche weit bedeutendere Stadt; das Wort schön nämlich in dem Verhältniß genommen, das es an einem Ort haben kann, wo es keineswegs Reichthümer im Ueberfluß gibt, und wo die Einwohner, wenn man sie über die Hülfsquellen der Kolonie befragt, ihre Armuth ganz offenherzig bekennen. Dennoch herrscht hier allenthalben ein Anschein von Wohlhabenheit, den man in andern westindischen Städten, wo viele große Gebäude wegen der veränderten Vermögensumstände ihrer Besizer verfallen, vermißt. (Schluß folgt.)

Zu Ferrière la Grande, unweit Maubeuge, hat man unlängst ungefähr 200 Schritte östlich von den dortigen Hochöfen eine Entdeckung gemacht, welche um so merkwürdiger ist, als dergleichen nur selten im Bezirk von Maubeuge vorkommen. Arbeiter, welche eben den Grund zu einem Hause gruben, fanden in der Tiefe von 4 bis 5' drei Menschengerippe, von denen zwei, vermöge ihrer Lage, einen rechten Winkel bildeten und das dritte ein wenig weiter entfernt war. Neben dem einen, und zwar parallel mit dessen Schenkelknochen, befand sich ein zweischneidiges Schwert, ungefähr 3' lang und 2½" breit, um welches herum mehrere kleine Gegenstände von Kupfer lagen, als Schnallen, Haken u. s. w., die wahrscheinlich zur Garnitur des Gürtels gehörten und sämmtlich gut erhalten waren. Ferner fand man noch eine Art Dolch von einem Fuß Länge, ein Beil und die Bruchstücke eines andern dreischneidigen Dolchs, und einer sehr schmalen Lanze. Diese Bruchstücke sind so oxydirt, daß sich ihre Form nur mit Mühe erkennen läßt. Das Schwert dankt seine Erhaltung nur seiner Dicke und Schwere, die von der Art sind, daß es nur von einem Mann von ungewöhnlicher Körperkraft geführt werden konnte. Herr Lebeau, Dr. der Medizin zu Maubeuge, schloß aus einem der noch ganz erhaltenen Schenkelknochen, daß der Mann wenigstens 5 Fuß 7 bis 9 Zoll hoch gewesen seyn müsse. Zwei Gefäße von leichtem graulichem Thon, die nichts als Erde enthielten, wurden an derselben Stelle gefunden; das eine davon war von der Hacke getroffen und zerbrach, das andere aber, welches in der Mitte stark ausgebaucht ist und an der Mündung 5 Zoll im Durchmesser hält, ist unbeschädigt geblieben. Es läßt sich vermuthen, daß irgend ein römischer Anführer *) hier beerdigt lag; leider hat man keinen Stein mit irgend einer Inschrift gefunden.

*) Wenn die irdenen Gefäße nicht entschieden von römischer Arbeit sind, so sollte man eher auf einen Normannenhäuptling schließen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 144. 24 Mai 1835.

Ueber den Asphalt-See in Trinidad.

(Aus Websters Voyage *) made in the years 1829—31 by order of the Lords Commissioners of the Admiralty.)

Der gesammte Bau der Insel Trinidad liefert nichts Außerordentlicheres, als die ausgedehnte Pechformation. Die Pechgründe, wie man sie nennt, sind etwa 24 (engl.) Meilen von Port Spain, an einem Point Breea genannten Orte, und sollen sich über 1500 Akres erstrecken. Landet man bei Point Breea, so sieht man große schwarze Pechfelsen sich thurmartig über dem Sande erheben, und Stücke davon rollen in Menge glatt wie Kiesel in der Bai umher. Auch große Massen davon zeigen breite, glatte Oberflächen. Jeder Schritt, den man thut, ist auf Pechgrund. Manchmal führt die ganze Straße darüber hin, manchmal zwischen großen Strecken hindurch, die sich einige Fuß über den Boden erheben. An andern Stellen ist es gerade, als ob ein Pechfaß umgestürzt worden wäre, und sein Inhalt sich mit dem Boden vermischt hätte. Gemeiniglich ist das Pech nur eine dünne Schichte auf der Oberfläche, und nur bei genauerer Untersuchung findet man, daß die fruchtbare Landschaft umher mit Hütten und Gärten auf Pechgründen ruht, wo die Vegetation üppig gedeiht. Der Pechgrund ist indeß keine fortlaufende Masse, sondern eine Reihe unregelmäßiger, auf beträchtlichen Zwischenräumen von Erdschichten unterbrochener Striche. Ist man einige tausend Schritte von der See über einen sanften Abhang aus Pechgrund hinaufgegangen, so erreicht man den sogenannten Pechsee, der etwa 1000 Schritte lang ist, und in seiner größten Breite etwa 120 Schritte mißt. Zahlreiche Wasserpfühle finden sich darauf, und die tiefen Spalten und Risse sind gleichfalls mit Wasser gefüllt, worin kleine Fische und Frösche spielen, denn das Wasser ist vollkommen frisch und gut. Das Pech scheint nach den Spalten und Rissen zu schließen, an einigen Orten sehr tief, ist hart genug, daß es einen Menschen trägt, wird aber durch die Hitze der Sonne etwas weicher, so daß manchmal Personen in geringer Entfernung von einander verschwinden, indem sie in die durch ihr eigenes Gewicht gebildeten Löcher einsinken. Am Rande des Sees ist die Vegetation äußerst kraftvoll, und Ananas, die auf Pechgründen wachsen, sollen vorzüglich gut seyn. Viele Pflanzen wachsen auf dem Peche selbst, ohne eine Spur von Erde, in der sie wurzeln könnten; früher soll hier die Unfruchtbarkeit größer gewesen seyn.

Den Namen Pechsee (pitch-lake) kann man nur der kleinen oben bezeichneten Stelle geben, und es entsteht nun die Frage, ob der See als das Bassin oder die Quelle des Ganzen zu betrachten ist, von der aus das umliegende Land überströmt wurde. Der Anschein spricht dagegen: ein wenig nordwärts ist eine Quelle von fließendem Peche, aber das Pech ist nicht auf den See beschränkt, sondern es finden sich auch Lager unter dem Meere. Zwischen Point Naparina und Point Breea ist eine ausgedehnte Pechbank nur 10 oder 12 Fuß unter dem Wasser, die man gewöhnlich an einem starken unangenehmen Geruch, und an einem Fetthäutchen (pellicle of tar) auf der Oberfläche erkennt. Bei niederem Wasserstand haben manchmal Schiffe auf dieser Bank gestrandet, und wenn man Anker auswirft, so werden Anker und Thau mit Pech überzogen; das Wasser in der Nähe der Pechbank ist voll von Fischen. An der Schlangenmündung sind einige Riffe aus Pech, die bald wachsen, bald wieder verschwinden, und wie man glaubt, mit dem Schlammvulkan in Verbindung stehen. Das Pech selbst ist eine schwarze feste Masse, die in ebenen Stücken bricht, und sich leicht mit einem Messer ritzen läßt; in Salzwasser sinkt es schnell, und auf dem Papier macht es einen mattbraunen Fleck; bei etwa 310° F. (125¹/₂° R.) schmilzt es unvollständig in eine weiche Masse, die mehr einer weich gewordenen Kohle, als zerschmolzenem Pech gleicht; Weingeist, Salpetersäure und starke Alkalien haben keinerlei Wirkung darauf, somit ist es in seinen chemischen Bestandtheilen vom Pech verschieden, und kann nicht zu denselben Zwecken verwendet werden. Auf Trinidad braucht man es beim Straßenbau und als Cement, um Steine unter dem Wasser zu verbinden. Auch hat man Gas daraus gewonnen. Jedenfalls ist die Verwandtschaft dieser Masse mit der Steinkohle nicht zu bezweifeln, und was man auch über den vegetabilischen Ursprung der letztern sagen mag, so ist es doch noch keinem Naturforscher gelungen, mit allen ihren chemischen Prozessen auch nur das kleinste Stück Steinkohle zu erzeugen. Was den Umstand betrifft, daß man vegetabilische Ueberreste in den Kohlenlagern findet, so bietet dieser Asphaltsee ent-

*) Dieses Bruchstück ist aus dem Edinburgh New Philosophical Journal entnommen, das vor zwei Jahren einen Artikel über denselben Gegenstand von Kapitän Alexander mittheilte. Siehe Ausland Nr. 121 v. J. 1833.

sprechende Erscheinungen dar, welche dieselben erklären können. Die Ueberreste eines Kohlenlagers zeigen die Vegetation eines heißen Klima's und einer feuchten Lage, die Vegetation eines an Farrenkräutern und Rohrpflanzen, wie Bambus und Palmen, reichen Landes. Um den Asphaltsee wachsen diese in größtem Ueberfluß, eine Palme heißt sogar die Pechseepalme, wegen der Eigenthümlichkeit, daß sie hier gedeiht. Nimmt man an, die Steinkohle sey von gleichem Ursprung, so mag auch ihr Verhältniß zur Vegetation dasselbe gewesen seyn, und dann ist es nicht schwer zu erklären, wie vegetabilische Substanzen sich in Menge darin vorfinden können. Wenn die Pechgründe von Trinidad unter andern Felsen begraben würden, so müßten die jetzt darin wachsenden Vegetabilien sich in spätern Zeiten vorfinden. Es gibt Pechlager in der See, die weich genug sind, daß ein Schiffsanker darin einsinkt, und so können auch Seemuscheln sich darin finden; in den tiefen Spalten des Pechsees sind kleine Teiche von süßem Wasser, welche Fische enthalten, und in geringer Entfernung davon können Salzwasserfische in die Pechlager der See versinken; ein Fluß kann über die Pechgründe sich ergießen, und dann finden sich alle möglichen Gattungen. Somit können mehrere einander scheinbar widersprechende Erscheinungen sich nahe bei einander ergeben. Die Kohlenformationen Englands waren vermuthlicherweise ursprünglich in demselben Zustande, wie jetzt die Pechgründe von Trinidad, eine Annahme, die zur Erklärung einiger seltsamen Erscheinungen nicht wenig beitragen würde. Die Pechgründe sind meiner Ansicht nach ursprünglich (primordial) und nicht aus einer Umwandlung vegetabilischer Stoffe entstanden. Die Vegetation der Pechgründe könnte dazu führen, die organischen Ueberreste, die sich in den Kohlenlagern finden, zu erklären, und ich bin überzeugt, daß man eine erstaunliche Gleichförmigkeit entdecken würde.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

3. Lord Somersets abermalige Verwaltung.

(Fortsetzung.)

Die Vertheilung eines großen Theils des im Jahre 1819 den Kaffern entrissenen Gebiets unter die Gränzboers ist eine Handlung, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Dieser Distrikt war von Gaika, — so weit er nämlich Macht hatte ihn abzutreten, — nur mit Widerstreben abgetreten worden, unter der Bedingung, „daß die Wasser des Kunap, des Katzenflusses und des Keiskamma fortan ungestört in den Ocean fließen sollten," d. h. es solle ein neutraler Boden bleiben, auf dem weder Kaffern noch Kolonisten wohnten. In einer spätern Konferenz mit Sir Rufane Donkin hatte Gaika, den man noch immer als den absoluten Herrscher des Kaffernlandes behandelte, eingewilligt, daß dieß Gebiet für immer zu der Kolonie geschlagen werde, jedoch nach der Angabe des Missionärs Brownlee, der bei der Konferenz gegenwärtig war, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß das Land nicht von holländischen Boers, den erblichen Feinden der Kaffern, sondern von britischen Ansiedlern besetzt werden sollte. In Gemäßheit dieser Bestimmung wurden die Ländereien am Katzenfluß und Kunap auf Befehl Sir Rufane Donkins aufgenommen, um die erwarteten schottischen Emigranten dorthin zu versetzen, während eine Niederlassung von britischen Offizieren und Soldaten am Beka- und Golanafluß nahe an der Küste gebildet wurde. Die schottischen Emigranten kamen jedoch niemals an, die Niederlassung Fredericksburg wurde von Lord Somerset im Jahre 1822 aufgelöst, und im Jahre 1824 und 1825 fand Se. Herrlichkeit ohne Berücksichtigung seiner eigenen und Sir Rufane's Uebereinkunft mit den Kaffern für gut, die besten Theile dieses schönen Landstrichs an die Gränzboers zu vertheilen. Es ist ein charakteristischer Zug der Kolonialpolitik gegen die Eingebornen, daß die Verträge oder Uebereinkünfte über diesen „neutralen", "abgetretenen", „streitigen" Boden alle mündlich waren, so daß wenn die Bedingungen gebrochen wurden, keine Urkunde vorhanden war, auf die man sich hätte berufen können. Auch ist es sehr die Frage, ob beide Parteien sich je über alle Punkte klar verständigt hatten, und endlich ist es ganz gewiß, daß die übrigen vornehmern Häuptlinge, die man nicht zu Rathe gezogen hatte, völlig in Abrede stellen, daß Gaika je Fug und Macht gehabt habe, eine solche Abtretung des Stammgebiets zu machen.

Es ist bemerkenswerth, daß der von Lord Somerset auf diese an die Boers vertheilte Landstrich derselbe ist, den die Väter derselben vor 30 Jahren durch einen kecken Streich in Besitz zu nehmen versucht hatten, aber durch die männliche Festigkeit von Sir J. Craig verhindert worden waren. Wir wollen nun untersuchen, mit welchem Rechte man den Söhnen im Jahre 1824 gab, was man den Vätern im Jahre 1796 verweigert hatte.

Neun Jahre früher hatten dieselben Leute, bloß weil das Gesetz zum Schutze der eingebornen Race gegen einen derselben in Ausübung gebracht worden war, eine Verschwörung gegen die Regierung angezettelt, und Alles aufgeboten, um die Kaffern dahin zu bringen, die englischen Truppen an der Gränze nicht im offenen Kampfe, sondern durch mitternächtlichen Ueberfall zu vernichten; der Besitz des Zuurveld's war ihnen als Lockspeise für ihre Hülfe angeboten worden. Als den Boers dieser Versuch mißlang, waren sie nichts desto weniger gegen die britische Regierung bewaffnet aufgestanden, und würden ohne die Thätigkeit der Lokalbehörden die östlichen Distrikte mit Blut überschwemmt haben. Dieser verbrecherische Versuch wurde durch die Hinrichtung von fünf Rädelsführern, und durch Verhängung milderer Strafen, die noch überdieß später fast alle erlassen wurden, gegen andere kaum minder Schuldige geahndet. Man kann zu Gunsten dieser Leute anführen, daß ihr Benehmen seit dieser heilsamen Lektion ruhig und unterwürfig gegen die Regierung war, und daß es nach einer Probe von neun Jahren eben so unbillig als ungerecht gewesen wäre irgend einen Unterschied in der Behandlung zu machen; auch muß man zugeben, daß die meisten von ihnen, ihre Vorurtheile gegen die Eingebornen abgerechnet, wohlgesinnte Leute sind, doch gibt es auch nur allzuviele gewissenlose Schurken unter ihnen. Aber die eigentliche Frage ist, welchen Anspruch hatten diese Leute auf eine besondere Gunst, auf eine verschwenderische Freigebigkeit der britischen Regierung, an Belohnungen auf Kosten der Kaffern, denen

sie und ihre Väter schon so manches schwere Unrecht angethan hatten, und noch überdieß in direktem Widerspruch mit der feierlichen Uebereinkunft, die man mit den Kafferhäuptlingen abgeschlossen hatte? Welches Unrecht endlich hatten so manche Rädelsführer der rebellischen Boers im Jahre 1815 auf ungeheure Landverwilligungen, in demselben Augenblick, wo der Gouverneur mit hochmüthiger Verachtung den Vorstehern der Emigranten zu Albany, Leuten von Rang, Erziehung und Unbescholtenheit, die unter dem besondern Schutze der britischen Regierung und mit großen Kosten eine britische Niederlassung gegründet, von denen viele den Frühling ihres Lebens im Dienste ihres Landes zugebracht, und ihr ganzes Vermögen in diese Unternehmung gesteckt hatten, das nöthige Land zu ihrem nothdürftigen Unterhalt verweigerte? *) Welches Recht hatten auch die achtungswerthesten unter den holländisch-afrikanischen Kolonisten, die fast alle schon hinreichend große Güter, manchmal von ungeheurem Umfange **) besaßen, auf solche Beweise von des Gouverneurs besonderer Gnade, während er sein Aeußerstes that, um englische Ansiedler, zum Theil von sehr angesehenen Familien, zu unterdrücken, und aus der Kolonie zu treiben?

Worin diese Ansprüche der Gränzboers bestanden, läßt sich einfach erklären. Im Jahre 1824, als Lord Somerset fand, daß die Klagen, welche man gegen ihn an die Regierung in England hatte gelangen lassen, sich nicht länger mit der hochmüthigen Verachtung behandeln ließen, die er anfangs dagegen gezeigt hatte, bemühte er sich in den verschiedenen Theilen der Kolonie lobende Adressen zu Stande zu bringen, um diese als Gegengewicht gegen die zahlreichen schweren Anklagen über seine schlimme Verwaltung zu benutzen. Der Gerichtshof, der Burgher-Senat, die Landdrosten und Heemraden, und die Civilbeamten mit einigen wenigen ehrenvollen Ausnahmen waren mit schmeichlerischen Adressen auf den ersten Wink bei der Hand; die Korn- und Weinboers in der Hauptstadt, und die Sklavenbesitzer überhaupt, denen man sagte, daß ihre einzige Sicherheit gegen die Emancipationisten von dem Verbleiben Lord Somersets im Amte abhänge, blieben nicht zurück. Da aber die lautesten Klagen von der östlichen Gränze herkamen, so war es vorzugsweise wünschenswerth, dieselben durch günstige Adressen aus derselben Gegend zu neutralisiren, denn Se. Herrlichkeit bewegte eben damals Himmel und Erde, um die dauernde Anstellung seines Sohnes als Gränzkommandant zu erlangen. Eine Bittschrift an den Gouverneur, „allen seinen Einfluß bei der Regierung in England anzuwenden, damit Major Somerset in diesem Posten verbleibe,“ wurde im August 1824 zu Grahamstown entworfen, und zwei mit dem Kommandanten in vertrautem Verhältniß stehenden Boers, Hans und Lodewyk Bothma, und den Feldkornets Erasmus und Vanderneft übergeben; diese ritten Tag und Nacht, um bei ihren Landsleuten Unterschriften zu sammeln gegen Versprechungen großer Landbewilligungen in dem abgetretenen Gebiet. Vanderneft rühmte sich gegen einen Offizier, daß er für seine eigenen Dienste in dieser Sache 6 bis 8000 Akres zu erhalten hoffe. Ihr Erfolg war vollständig. Major Somerset war bereits unter diesen Leuten in hohem Grade populair, und allerdings was ihre Interessen betraf, auch mit Recht. In Erwartung der versprochenen Ländereien hätten sie Alles unterzeichnet, was er und sein Vater verlangt hätten. Diese Bittschrift wurde, mit Unterzeichnungen stattlich ausgerüstet, nach dem Kap gesandt, und von Sr. Excellenz gnädig aufgenommen. *)

Im Jahre 1825 wurde dieselbe Posse abermals aufgeführt an demselben Orte und unter denselben Leuten in der Form von Dankadressen an Lord Somerset für seine weise, wohlthätige und väterliche Verwaltung. Die Beförderung derselben übernahmen Hr. Makay, Landdrost des Distrikts Somerset, de Klerk und Durant, zwei Heemraden, und wiederum Erasmus, Vanderneft und andere ultra-„loyale“ Feldkornets. Van Wyk aber, ein anderer Heemrad, und ein Mann von unabhängigem Charakter, der außer seinen übrigen Verdiensten auch als Feldkommandant im Tarkadistrikt zur Unterdrückung des Aufstandes der Boers im Jahre 1815 hauptsächlich mitgewirkt hatte, weigerte sich, eine ihm zugesandte Adresse zu unterzeichnen, oder zu Unterzeichnungen aufzumuntern, und ward alsbald seiner Stelle entlassen. Für die „loyalen und tapfern Burghers“ aber, welche ohne Umstände unterzeichneten, wurden in dem abgetretenen Gebiet am Kunapfluß hundert Gütertheile, die zusammen wenigstens 200,000 Akres ausmachten, ausgemessen und ihnen übergeben. Man sagte später, diese Verwilligungen seyen von den Kommissären, welche Lord Somersets Verwaltung untersuchten, als ungesetzlich kassirt wurden, leider aber hatte Lord Somerset, als er im Jahre 1826 nach England ging, bei Graf Bathurst noch Einfluß genug, eine Bestätigung dieser Landverwilligungen auszuwirken. **)

(Schluß folgt.)

---

*) Sir Rufane Donkin sah die Nothwendigkeit, den zu engen Raum für die britischen Ansiedler zu erweitern, und hatte auch schon einigen Abtheilungen größere Landtheile angewiesen. Andern Ansiedlern hatte er schriftliche oder mündliche Versprechungen ertheilt, die er zu erfüllen im Begriff war, als Somerset zurückkehrte und alle diese Versprechungen, wo diese nicht schon durch gesetzliche Urkunden bestätigt waren, kassirte, und bei dieser Politik verharrte er hartnäckig, bis er im Anfang des Jahres 1825 gezwungen wurde, sein System zu ändern.

**) Ein gewisser Beraud de Klerk, z. B. besaß damals einen Landstrich, der urkundlich 21,574 Akres maß, wovon der größte Theil aus frühern Bewilligungen der Regierung bestand, er erhielt dennoch das Versprechen von vier andern Landstrichen für sich und seine Familie in dem abgetretenen Landstriche, die zusammen 10 bis 12,000 Akres maßen. Seinem Bruder, dem Heemrad de Klerk, welcher bereits 6000 Akres besaß, wurden noch etwa 12,000 in dem abgetretenen Landstriche versprochen; Durant, ein anderer Heemrad in demselben Distrikt, der schon 12,648 Akres besaß, erhielt das Versprechen neuer Landbewilligungen für ihn und seine Söhne.

*) Lord Somerset berief sich später in der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung auf dieses Dokument, um die Vortrefflichkeit seiner Gränzpolitik zu beweisen.

**) Alle diese Einzelnheiten wurden mit den umständlichen Beweisen im Jahre 1827 in die Hände Sir J. C. Hobhouse's und später Hrn. Lombe's niedergelegt, der eine Motion über die Angelegenheiten des Kaps angekündigt hatte, aber Lord Somerset legte seine Stelle als Gouverneur nieder, und sein und seiner Familie Einfluß, nebst dem des mit ihm kompromittirten Grafen Bathurst, waren bedeutend genug, um jede parlamentarische Untersuchung zu verhindern.

Die Bahama-Inseln.

(Schluß)

Auf dem Rücken des Hügels hinter der Stadt steht das Gouvernementshaus, ein massives mit einem eisernen Gitter umgebenes Gebäude, das eine weite Aussicht beherrscht. Vor diesem Hause, das überdieß am Eingange einer der besten Straßen gelegen ist, steht eine kolossale Statue von blaßgelbem Stein, Columbus vorstellend, welche der Gouverneur Carmichael auf seine Kosten in London verfertigen ließ. Leider hat roher Vandalismus es versucht, dieses Standbild eines Mannes, der doch gerade hier in noch höherer Achtung stehen sollte als irgend wo anders, bald nach seiner Aufstellung zu beschädigen.

Die Stadt besitzt noch eine recht artige Kirche, und eine andere ähnliche, doch von roherer Architektur, steht an einem ihrer äußersten Enden. Fast in der Mitte des Orts befindet sich ein geräumiges Gerichtshaus, wo die öffentlichen Geschäfte der Kolonie verhandelt werden, denn die Bahama-Inseln bilden ein privilegirtes Gouvernement mit einem Rath und einer Assemblee. Hinter dem Gerichtsgebäude steht ein schöner Seidenbaumwollbaum, der, wie seine Größe und sein wahrscheinlich sehr hohes Alter vermuthen lassen, noch ein Ueberbleibsel von den Waldungen ist, welche einst die Stelle bedeckten, wo jetzt die Stadt steht. Ungefähr eine Meile von Nassau führt die große Heerstraße der Insel durch eine Niederlassung freier Schwarzen, von denen jede Familie ihr eigenes Haus nebst einem Antheil von Grundstücken zu ihrem Unterhalt hat. Es läßt sich indeß nicht vermuthen, daß bei der nicht sehr bedeutenden Fruchtbarkeit des Bodens alle gleich geeignet seyen diesen Zweck zu erfüllen. Ein ähnlicher Versuch wurde auf einer kleinen Insel unweit Providence gemacht, die ganz von freigelassenen Negern bewohnt ist. Einige Meilen weiter im Innern der Insel bietet der Boden denselben unfruchtbaren Anblick, denn er ist größtentheils mit nichts als Zwerggebüsch, schlechtem Gras und Wasser bedeckt. Hog-Island, eine lange schmale Insel, liegt in der Entfernung von ungefähr einer halben Meile der Stadt gerade gegenüber, und der dazwischen befindliche Raum bildet den gut geschützten, geräumigen Hafen. Die westliche Einfahrt, welche die beste ist, wird durch einen am äußersten Ende von Hog-Island gelegenen Leuchtthurm bezeichnet. Die östliche Einfahrt ist schwieriger, und wird vorzugsweise von kleinen von Südost kommenden Fahrzeugen benutzt. Südsüdöstlich von Nassau befindet sich der neue Ankerplatz (New-Anchorage), wo die größten Fregatten liegen können. New-Providence ist sehr niedrig, weßhalb auch der Seefahrer die Forts und Häuser von Nassau eben so bald erblickt als das umliegende Land. Die übrigen bedeutenden Inseln sind folgende: Groß-Abaco, die größte der ganzen Gruppe, welche gutes Holz zu Masten von mittlerer Größe und guten Mais liefert. Auf der Höhe des südöstlichen Endes dieser Insel ragt ein merkwürdiger Fels empor, das Loch in der Mauer (Hole in the Wall) genannt, der durch irgend eine unterirdische Erschütterung oder die Gewalt der Brandung durchlöchert worden zu seyn scheint. Im Jahre 1832 litt ein amerikanisches nach Neu-Orleans bestimmtes Schiff mit 165 Sklaven an Bord hier Schiffbruch. Die Neger waren frei und wurden auf der Insel untergebracht.

Eine von den beiden Inseln, Groß-Bahama oder Abaco, wird in dem 1690 erschienenen Veneto Atlante und in De Witts Atlas von etwas späterem Datum Lucainoque genannt, allein die Hydrographie der Bahamas ist in diesen und andern gleichzeitigen Werken so verunstaltet worden, daß es zweifelhaft bleibt, welcher der Inseln dieser Name beigelegt wurde, und es ergibt sich hieraus, wie wenig man damals mit den Bahamas bekannt war. Auf einigen andern neuern Karten wird eine der beiden eben genannten Inseln noch immer Lucaya genannt.

Andros. — Die Küsten jener unter den Bahamas, welche auf Sandbänken aufliegen, und besonders die dieser Insel, erzeugen die feinste und mehrere geringere Sorten der sogenannten Bad- oder Waschschwämme. Dieser Zoophyt wächst in großen Büscheln auf dem Grunde des Meeres; die Stellen, wo er sich befindet, sind durch ihre dunkle von dem weißen Sande abstechende Farbe leicht zu unterscheiden, denn das Meerwasser ist hier so außerordentlich klar, daß man durch eine Tiefe von zehn Faden bis auf den Boden sehen kann. Auf solche Flecken läßt man eiserne Haken hinab und reißt Stücke von dem Schwamm los, die man dann am Ufer so lange in Haufen aufgeschichtet liegen läßt, bis das lebende Prinzip abgestorben ist, und dann wird der Schwamm von de[n] daran hängenden gallertartigen Materie von Sand und Steinen gereinig[t]. Zu Nassau wird das Pfund von diesem Schwamm für 1 Schilling be[-] zu 18 Pence verkauft, ein sehr unverhältnißmäßiger Preis gegen de[n] in England, wo indeß ein hoher Zoll auf diesen Artikel gelegt ist.

Eleuthera, Yuma, Exuma, San Salvador, Watlings, Samana, Inagua-Islands und Rum-Cay sind sämmtlich bewohnt, jedoch mit Ausnahme von Inaguas, das sich eben so wenig bedeutend über den Meeresspiegel erhebt als seine niedrigen Nachbarn. Alle sind mehr oder minder fruchtbar. Exuma ist das Eigenthum des Lords Rolle. Oestlich von den meisten dieser Inseln liegt eine dicht zusammengedrängte Gruppe, Crooked-Islands genannt, von der eine Insel deßhalb wichtig ist, weil sich auf ihr die Hauptpoststation der Bahamas befindet, wo das nach England segelnde Packetboot von Jamaika das Felleisen abholt. Dieß und einiger Salzhandel hat Veranlassung gegeben, daß man den wenigen hier stehenden Häusern nebst der Batterie den Namen Pittstown beigelegt hat. Die östlichste Spitze der Bahamas besteht aus einer kleinen Inselgruppe von geringer Bedeutung, Turks-Island, Salt und Grand-Cays genannt. Die erstere, die bedeutendste unter ihnen, hat eine Ausdehnung von ungefähr fünf Meilen, aber kein Holz und kein anderes Wasser als Regenwasser. Salz wird hier von Sklaven bereitet, die hauptsächlich von Fischen und Schildkröten leben, die es hier im Ueberfluß gibt. Eine kleine Abtheilung des zweiten westindischen Regiments liegt hier in Garnison. Die Bewohner der beiden Cays leben von ähnlichen Beschäftigungen und in gleicher Lage. Die Quantität Salz, welche auf diesen Inseln gewonnen wird, ist sehr beträchtlich; denn der gewaltige Orkan, der diese Inseln im Jahre 1815 heimsuchte, zerstörte auf Grand-Cay allein 2500 Tonnen. Das Salz wird nach den britischen Kolonien und den Vereinigten Staaten ausgeführt. Von den kleinern Inseln, welche theils an den Küsten der Bahamas, theils in der Reihe derselben liegen, haben einige Wasser und des Anbaues fähigen Boden, und sind zum Theil bewohnt, andere bieten nur theilweis die zu Erhaltung des Menschen nöthigen Erfordernisse, und die übrigen deren gar keine. Die gesammte Bahama-Gruppe besteht aus ungefähr 500 Inseln mit einem Flächenraum von 512 Quadratmeilen.

Auf der Fahrt nach Nassau, sagt der englische Seefahrer, dem wir diese Skizze von den Bahamas verdanken, brachten wir fast eine Woche damit zu, um durch den Nordwestkanal von Providence zu kommen, ein Weg von ungefähr hundert Meilen, weil wir durch die starke Strömung aufgehalten wurden. An einem Vormittage kam das Schiff unweit von Groß-Stierup-Cay, einer der Berry-Inseln, vorüber, und da ich von einem Hause auf derselben eine Flagge der Union bemerkte, so ging ich in einer sandigen Bucht vor Anker. Der Herr der Insel, ein Mulatte, Namens Ellis, empfing mich und führte mich in sein von Treibholz erbautes Haus. Hier erfuhr ich, daß er sich vor ungefähr zehn Jahren auf der Insel angesiedelt und in der Folge eine Bewilligung des Eigenthumsrechts von der Regierung erhalten habe. Die Insel hat etwa sieben Meilen im Umfange, hohen und ziemlich guten Boden. Sie ist mit Gehölz bedeckt, zwölf Acres ausgenommen, die er und seine Familie lichteten, um Küchengewächse und Mais zu bauen. In guten Zeiten wird mehr als der Bedarf der Bewohner gebaut, deren es zehn und zur Hälfte Sklaven sind. An Viehstand gab es einige Kühe, viele Schweine, Ziegen und Geflügel. Ellis besaß auch mehrere Boote und eine kleine Sloop, mit der er seinen Ueberfluß nach Nassau führt und auch auf Schiffbrüche lauert. Ellis und seine Frau versicherten mich, daß sie hier weit glücklicher als zu Nassau lebten. Oft kommen in Einem Tage wohl gegen 20 amerikanische Schiffe von 100 bis 400 Tonnen in Musketenschußweite an der Insel vorüber, die meist von den Vereinigten Staaten nach Cuba und dem Golf von Mexiko segeln. Sie fahren am „Loch in der Mauer" und an Stirrup vorüber; dann gehen sie, wenn das Wetter bedrohlich scheint, durch den Nordwestkanal, außerdem aber richten sie ihren Lauf gegen Groß-Bahama und südlich an den Cat-Cays vorüber, wo sie in die Straße von Florida kommen, und dann ihre Reise von einem Punkt aus verfolgen, wo der Golfstrom weniger reißend ist als gegen Norden hin. Auf dieser Fahrt sprachen wir ein Schiff von der Elbe an, das mit Emigranten nach Neu-Orleans ging.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 145. 25 Mai 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Neue Kunst und Gemälde.

Der Spartacus in den Tuilerien hat Gesellschaft bekommen. Auf der nämlichen Linie, der Seine zu, stehen nun Cincinnatus und Phidias; alle drei sind gegen den königlichen Palast gewendet. Wenn Ludwig Philipp an sein Fenster zu treten geruht, so fallen seine Blicke auf den empörten Sklaven Spartacus, der die Fesseln der Knechtschaft sprengt, und mit wuthentflammtem Blicke, das drohende Schwert in der aufgehobenen Hand, gegen den Herrscherpalast schreitet. Wahr bleibt es immer, auch ohne tiefer in politische Betrachtungen eingehen zu wollen, die Gegenwart dieses Spartacus in seinem historischen Charakter, ganz besonders aber in dieser musterhaften Ausführung, ist ein denkwürdiges Räthsel vor dem Schlosse der französischen Könige der ältern wie der jüngern Bourbonenlinie; es ist schon heute für jeden Uneingeweihten ein Räthsel, es wird ein solches in noch höherm Grade für die Nachkommen seyn, die einst die Geschichte des Julius-Königthums lesen, an welcher wir alle jeden Tag schreiben. Damit man indessen Louis Philipp nicht für noch anarchischer halte, als er etwa durch die Gegenwart des Spartacus erscheinen könnte, hat man Sorge getragen, eine anfänglich auf den Sockel dieser Bildsäule eingegrabene Großthuerei wieder auszukratzen. In dieser einzigen Thatsache, die wahr und an sich pflichtschuldigst war, da sie nur der Wahrheit ihr Recht ließ, liegt gleichwohl ein charakteristischer Beitrag zur Geschichte Louis Philipps. Der Fuß des Spartacus trug nebst dem Namen des Künstlers Foyatier eine Zeit lang das Datum „27 Jul. 1830.“ Dieß war eine Unwahrheit, denn die Statue war unter Karl X bestellt und gefertigt worden, und weder die Juliusrevolution noch Louis Philipp hatten damit etwas gemein. Allein in der ersten Zeit der Aufregung, in welcher das Haus Orleans noch revolutionärer that, glaubte man sich eine kleine Unwahrheit wohl erlauben zu dürfen, um so mehr als Spartacus die Revolution, welcher man sein königliches Daseyn verdankte, vortrefflich zu versinnlichen schien, vielleicht auch, weil man es mit der Wahrheit von jeher nicht so genau genommen hat. Man gab also dem Spartacus das Nativitätsdatum vom 27 Julius 1830, erster Tag des Volksaufstandes. Sonderbar, mit dem Verschwinden der Dankbarkeit gegen diesen Volksaufstand erwachte der Gewissensscrupel und die Achtung vor der Wahrheit; man könnte vielleicht beifügen: und vor dem Andenken der theuern Verwandten, — und die Zahl 7 wurde in 6 verwandelt; seitdem ist es nicht mehr wahr, daß Spartacus ein Sinnbild der Juliusrevolution ist. Wie aber kam Karl X dazu, den Spartacus zu beschwören? Karl X hat den Spartacus als Sinnbild von irgend etwas Antiköniglichem nicht beschworen; für Karl X war Spartacus ein Kunstprodukt ohne weitere Beziehung, und diejenige, die im Jahre 1830 jedem andern daran auffallen mußte, entging nothwendigerweise den Bourbonen der ältern Linie, eben weil sie Bourbonen waren, denn darin hat sich ihr Geschlecht von jeher ausgezeichnet, daß sie keine Gefahr irgend einer Art vorausgesehen und ihr Reich stets von der Ewigkeit verbürgt geglaubt haben, selbst dann, wenn das Feuer bereits in den untern Gemächern des Palastes wüthete.

Und ein zweiter Blick des Königs Louis Philipp fällt auf die Bildsäule des Cincinnatus, des bescheidenen, dem Vaterlande ergebenen römischen Bürgers. Mehr als Einmal konnte ich bemerken, wie die Beschauenden vor dem Cincinnatus, nach einer Weile stummer Betrachtung, und sobald sie die sinnbildliche Beziehung des Kunstwerkes auf den königlichen Nutznießer dieses Ortes errathen hatten, einen kurzen Blick auf die Tuilerien warfen, und mit verzogenem Lippenwinkel, oder mit leichtem Achselzucken weiter gingen. Dieß ist in so fern zu bedauern, als es der gerechten Würdigung der Bildhauerei Eintrag thut. Foyatier hat auch in dem Cincinnatus sein hohes Talent und eine sinnige Auffassung des Gegenstandes beurkundet. Cincinnatus steht, auf seinen Pflug gelehnt, und hält den Beschluß des Senates, der ihn zum Diktator erwählt, in seiner linken Hand, die rechte ist auf die Hüfte gestützt. Die Haltung ist die eines Ueberlegenden, Sinnenden, die Gestalt edel, und männlich schön, der Kopf ein ächtes Römerhaupt mit sprechendem Ausdruck. Ich halte das Ganze für ein gelungenes Kunstwerk und des schönen Charakters, welchen es darstellt, würdig. Nur wird Foyatier einem Vorwurfe nicht entgehen, man wird zu viel äußere Aehnlichkeit dieser Bildsäule mit jener des Spartacus entdecken, und eine nur oberflächliche Beschauung kann diesen Tadel gegründet nennen. Ich sage eine oberflächliche Betrachtung, denn ein tieferes Würdigen muß leicht zur Ueberzeugung gelangen, daß gewisse allgemeine Aehnlichkeiten einer

stehenden Haltung, so wie des männlichen Körperbaues in seinen Umrissen, natürlich unverkennbar sind, daß aber das Unterscheidungsmerkmal beider Gestalten, bei Spartacus die höchste Spannung der Glieder, Nerven und Muskeln und der Ausdruck der größten Leidenschaftlichkeit in der Haltung und auf dem Gesichte, bei Cincinnatus die tiefste Ruhe und der normalste, durch keine Leidenschaft in Aufregung gebrachte Zustand eines vollendet schönen Körpers, und das Bild eines edlen, in seine Gedanken vertieften Römers auf das vollkommenste hervorgehoben ist.

Und ein dritter Blick Louis Philipps fällt auf den Phidias und dessen olympischen Jupiter, und der König fragt sich, indem er beide Fensterflügel öffnet: bin ich nicht ein ausnehmender Patron und Beschützer der Künste, ich, der ich den Tuilerien zwei Façaden gegeben und den Triumphbogen de l'Etoile beinahe seiner wahrscheinlichen Beendigung entgegengeführt, der ich den Grundstein zu dem Monument auf dem Bastillenplatze gelegt, und dem Pairspalaste einen neuen Flügel zur Beherbergung des Aprilprozesses angefügt habe, nicht zu rechnen die Verschönerung des Tuileriengartens und des Napoleon im Ueberrocke auf der Vendome-Säule und des Schiffes von Pappe, welches die Juliusfeier des Jahres 1833 verherrlicht hat? zwar hat mich die Presse wegen keines einzigen meiner Kunstwerke gelobt, selbst der Constitutionnel nicht, der doch, so zu sagen, gar nicht mehr als etwas Verfängliches oder Bösartiges gilt, aber wann hätte mich die arge Presse für irgend Etwas gelobt?

Und ein vierter Blick fällt auf den Pericles, der sich so eben in der genannten Gesellschaft eingefunden hat.... Doch genug für heute von der Bildhauerei und der Maurerkelle, von Pericles und von Louis Philipp, ein andermal von Euern Thaten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

3. Lord Somersets abermalige Verwaltung.

(Schluß.)

Wir wollen nun einige Beispiele des Benehmens dieser Gränzkolonisten mittheilen, welche Lord Somerset als so „achtungswerth" schilderte, und deren „Meinungen und Wünsche" er mit allem Gewichte seines Einflusses bei der Regierung Sr. Majestät in England unterstützen wollte.

Im Anfang Novembers 1824 gingen einem der eifrigsten Unterstützer der obenerwähnten Bittschrift, einem Boer Namens Louw (oder Lodewyl) Bothma neun Kälber verloren oder wurden gestohlen. Es war nicht der geringste Beweis vorhanden, daß dieselben von den Kaffern genommen worden seyen, im Gegentheil hatte man allen Grund anzunehmen, daß sie entweder von Hyänen zerrissen wurden, da man sie ohne Hüter in dem Gehölze herumlaufen ließ, oder daß sie von den räuberischen Buschmännern oder hottentottischen Ausreißern weggetrieben wurden, welche damals in den benachbarten Wäldern herumstreiften. Da aber nichts zu gewinnen war, wenn man den Raub den Buschmännern oder Hyänen zuschrieb, so schob der ehrliche Louw die Schuld ohne weiters auf die Kaffern, und bat den Kommandanten eine Abtheilung Truppen auszusenden, um diese anzugreifen. Dieses Begehren wurde augenblicklich entsprochen, und Kapitän Massey mit einer starken Anzahl Kap-Kavallerie und bewaffneter Boers ausgesendet, um den Kraal Makomo's abermals zu plündern. Die in der Nachbarschaft wohnenden Missionäre versicherten mich, *) man hätte nicht die geringste Spur entdeckt, daß die verlorenen Kälber dahin geführt worden seyen. Nichts desto weniger kehrte das Kommando, wenn gleich nicht so glücklich, wie bei der frühern Gelegenheit, wo 7000 Stück Vieh erbeutet worden waren, doch nicht mit leeren Händen zurück; 411 Stück wurden weggetrieben, wovon Louw Bothma einen großen Theil erhielt, und der Ueberrest wurde unter seine Landsleute ausgetheilt, die dem Zuge beiwohnten.

Das war schlimm, und doch noch nicht Alles. Zwei Tage nach diesem Raubzuge kamen drei Kaffern mit zwei Ochsen und einer Sklavin nach der Wohnung des Feldkornets Vanderneſt zu Glen-Lynden mit einer Friedensbotschaft von ihrem Häuptling Makomo; er wünsche sehr, erklärten diese, mit den Kolonisten auf freundschaftlichem Fuße zu leben, und habe daher zwei Ochsen, welche Kolonisten zugehörten, und die seine Leute den in den Wäldern lebenden Landstreichern **) abgenommen hätten, nebst einer aus der Kolonie entflohenen Sklavin, deren Auslieferung man kürzlich verlangt hätte, zurückgesendet; dieß habe er gethan, um seinen Wunsch in Freundschaft zu leben, kund zu thun; dagegen bitte er den Feldkornet, seinen Einfluß bei dem Kommandanten anzuwenden, daß das Vieh zurückgegeben würde, das seinen Leuten ohne irgend eine gerechte Ursache von dem letztern Kommando entrissen worden sey. Statt daß diese vernünftige Aufforderung, welche theils von einem der kafferischen Abgesandten, welcher holländisch sprach, theils von der sie begleitenden Sklavin vorgebracht wurde, bei dem Feldkornet und den in seinem Hause versammelten Boers eine günstige und freundliche Aufnahme gefunden, scheint sie vielmehr nur die Befürchtungen dieser habsüchtigen Menschen, welche alle einen Antheil an der Beute erhalten hatten, und ihren erblichen Haß geweckt zu haben. Eine Patrouille von 12 bewaffneten Boers war damals unter Vanderneſt's Befehlen; sie standen vor seinem Hause um ihn her, und er befahl ihnen eilig, ihre Gewehre zu holen. Als die Kaffern dieß hörten, und aus allen Anzeichen den Schluß zogen, daß ihre Botschaft übel aufgenommen worden sey, wurden sie für ihre Sicherheit besorgt, und rannten eilig fort gegen den Wald. Vanderneſt rief ihnen zu, inne zu halten, sie waren aber einmal in Schrecken, und setzten ihre Flucht fort, worauf er seinen Leuten befahl Feuer auf sie zu geben, — ein Befehl, der nur allzurasch vollstreckt wurde. Einer der Kaffern blieb auf der Stelle todt, ein anderer, tödtlich verwundet, kroch ins Dickicht, wo man ihn umkommen ließ, der dritte entkam und erzählte den Vorfall seinem Häuptling und seinen Landsleuten, unter denen er lange Zeit eine allgemeine und tiefe Entrüstung erweckte.

Kapitän Massey, der beim nächsten militärischen Posten stationirt war, ritt, als er den Vorfall erfuhr, an Ort und Stelle,

*) Pringle, aus dessen „afrikanischen Skizzen" das Ganze entnommen ist.

**) Nämlich Buschmänner und Ausreißer.

fragte nach den einzelnen Umständen, und berichtete wahrscheinlich an den Kommandanten. Auch dem Landdrost des Distrikts, Hrn. Mackay, wurde die Sache gemeldet, man weiß indeß nicht, welche Verkehrungen dieser traf; gewiß ist indeß, daß sie auch an den Gouverneur gelangte, denn Vanderneſt erhielt bald darauf eine Mittheilung Sr. Excellenz, worin er wegen seines „Eifers“ sehr belobt, jedoch wegen seiner Uebereilung bei dieser Gelegenheit mild getadelt und gewarnt wurde, mit dem Feuern gegen unbewaffnete Eingeborne minder voreilig zu seyn.

Als ich im April folgenden Jahrs nach Glen-Lynden kam, begab ich mich nach Vanderneſt's Wohnung, untersuchte die Sache durch Befragung achtungswerther Personen, die anwesend gewesen waren, genau, und theilte die einzelnen Umstände den königlichen Kommissären mit, welche, so viel mir bekannt, alsbald eine Untersuchung anordneten, und, nachdem sie einen möglichst vollständigen Zeugenbeweis erhoben, den Fall ohne Zweifel an die Regierung nach England berichten. Nichts desto weniger erhielten die Theilhaber dieser Metzelei Landverwilligungen von der Kolonialregierung, die später durch Graf Bathurst bestätigt wurden, und Vanderneſt ist bis auf diese Stunde noch Feldkornet von Glen-Lynden. Während diese mit unschuldigem Blute befleckten Menschen sich mit Kafferbeute und großen Landbewilligungen in dem abgetretenen Distrikte bereicherten, hat der Häuptling Makomo bis auf diesen Tag nicht die geringste Genugthuung für die ungerechte Plünderung seines Kraals, und die unveranlaßte Ermordung seiner „Friedensboten“ erhalten.

Dennoch darf man nicht glauben, daß Cornelius Vanderneſt nichts als ein roher Mörder sey; er ist im Gegentheil einer der achtungswerthesten dieser Gränzboers, und gilt, abgesehen von seinen erblichen Vorurtheilen gegen die Eingebornen, allgemein als ein gutmüthiger, wohlgesinnter Mann. Leider sind selbst die besten dieser Leute von Kindheit auf gewöhnt worden, die Buschmänner und Kaffern nicht anders als wie Raubthiere zu betrachten, so daß man sie kaum dahin bringen kann, auch nur die verrätherische Ermordung derselben als ein Verbrechen zu betrachten. So sehr indeß dieser Umstand die Schuld dieser halb roh aufgewachsenen Leute mildert, ein um so schlimmeres Licht wirft er auf die Behörden, welche die Sitten und Vorurtheile dieser halbbarbarischen Leute kennen, und ihnen eine gefährliche Gewalt gegen die Eingebornen anvertrauen, die sie der Natur der Dinge nach oft gröblich mißbrauchen müssen.

Es wäre ungerecht, wenn man behaupten wollte, diese Gesinnungen gegen die Eingebornen beschränkten sich bloß auf die holländisch-afrikanische Bevölkerung. Einige der brittischen Ansiedler, und leider nicht bloß von der niedern Klasse, scheinen dieselben unmenschlichen Vorurtheile gegen die Ureinwohner in vollem Maße eingesogen zu haben, und hatten sogar die Frechheit, diese Gesinnungen in öffentlichen Schriften kund zu geben. Einige entlassene Soldaten, die an der Ostgränze angesiedelt wurden, haben eine schlimme Berühmtheit in dieser Beziehung erlangt. Ein Mann dieser Klasse, der Vanderneſt's Schwester geheurathet hatte, war einer der Haupttheilnehmer an der Ermordung von Makomo's Abgesandten, und der nachstehende Vorfall ist ein abermaliger trauriger Beweis von dem Vorherrschen dieser Gesinnung.

Einige Monate vor jener obenerzählten Ermordung von Makomo's Abgesandten kamen fünf Kaffern, wie gewöhnlich mit Hassagaien bewaffnet, jedoch einer davon mit einem weißen Linnentuch als Friedensflagge versehen, nach der Wohnung meines Vaters zu Glen-Lynden. Dieser, der nie vorher Besuche von bewaffneten Kaffern erhalten hatte, war nicht ganz unbesorgt über ihre Absichten, unterdrückte aber seinen Argwohn, und war entschlossen nicht der angreifende Theil zu seyn, sondern sie freundlich zu behandeln, so lange sie nicht Anlaß gäben, anders gegen sie zu verfahren. Einer von ihnen, der holländisch sprach, erklärte, sie seyen Boten, die der Häuptling Makomo an den Feldkornet Steenkamp am Tarkafluß gesendet habe; sie verlangten bloß etwas Nahrung und die Erlaubniß, die Nacht über da zu bleiben. Man gab ihnen also ein Schaf, und eine leere Hütte um darin zu schlafen; sie zündeten alsbald ein Feuer an, und setzten sich mit der größten Zufriedenheit und Zuversicht nieder, um ihre Abendmahlzeit zu bereiten, und ihre Pfeifen zu rauchen. Während sie damit beschäftigt waren, und mit den hottentottischen Dienern ruhig sich unterhielten, kam ein gewisser Hozie, ein entlassener Sergeant des 72sten Regiments, der in der Nähe ein kleines Gut hatte, in großer Eile mit seinem Gewehre herbeigelaufen; „er habe gehört,“ sagte er, „daß Fremde angekommen seyen; er habe viele Kommando's mitgemacht, und kenne deßhalb die „Natur“ der Kaffern, die nicht besser als Wölfe und sehr verrätherisch seyen; die hieher gekommenen Leute könnten nur schlimme Absichten haben, und wollten wahrscheinlich in der Nacht die ganze Familie ermorden, und das Vieh wegtreiben; er schlug deßhalb, als das Beste, um alles Unheil zu vermeiden, ganz kaltblütig vor, während die Kaffern äßen, die Hütte mit den Dienern zu umringen, und *sie alle auf der Stelle todt zu schießen*. Mein Vater, glücklicherweise nicht so „erfahren,“ wie sein kriegerischer Landsmann, verwarf den Vorschlag mit Unwillen und Abscheu. Man ließ die armen Kaffern ruhig essen und schlafen; am nächsten Morgen vor ihrer Abreise kamen sie und drückten auf die freundlichste Weise ihre Dankbarkeit für die gastfreundliche Behandlung aus. Hierauf zogen sie ab, und kehrten durch einen andern Weg in ihr Land zurück, ohne irgend jemand den geringsten Nachtheil zuzufügen. Einer derselben, derjenige welcher holländisch sprach, war der nämliche, welcher später die Botschaft seines Häuptlings an Vanderneſt ausrichtete, und nachdem er dem verrätherischen Anschlag des schottischen Sergeanten entkommen war, von den Boers ermordet wurde.

Ein Landmann im Departement der Ardèche hat zwei schöne Gemsen gezähmt, die mit außerordentlicher Schnelligkeit einen leichten Wagen fortziehen. Diese Thiere besitzen eine ungeheure Muskelkraft, die man bei ihren zarten Gliedern und ihrem schmächtigen Wuchs gar nicht bei ihnen vermuthen sollte. Wenn sie sich in Galopp setzen, so kann man sie, da der Bau ihres Kopfes und Mundes die Anwendung eines Zaumes nicht gestattet, nicht sogleich anhalten. Um den hieraus entstehenden Nachtheilen vorzubeugen, hat der Eigenthümer den Wagen so eingerichtet, daß er mittelst eines eigenen Mechanismus die Deichsel sammt den beiden Gemsen augenblicklich losmachen kann. — Auch in England sind in dem Garten der zoologischen Gesellschaft sehr befriedigende Versuche mit den Wapiti-Hirschen angestellt worden; diese Thiere haben, an einen Wagen gespannt, eine Tagereise mit einer Geschwindigkeit von 12 bis 14 englischen Meilen in der Stunde zurückgelegt.

Reisen
und
Länderbeschreibungen
der ältern und neuesten Zeit,
eine Sammlung
der interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

Mit Karten.

Als Erweiterung des Planes
des
Auslandes.

Herausgegeben von
Dr. E. Widenmann, Redakteur des Auslandes, und **Dr. H. Hauff**, Redakteur des Morgenblattes.

Mit jedem Tage wird die Verbindung der Völker inniger und erweitert sich über ehemalige Gränzen bis zu den entferntesten Punkten der Erde. Dem Handel, der diese Bande zuerst geknüpft, und der, wenn er den materiellen Interessen diente, zugleich die Entwicklung geistiger Kräfte förderte, kommt jetzt eine allgemein verbreitete Lektüre zu Hülfe, die über den beschränkten Raum unserer Heimath hinaus in das unermeßliche Völkerleben blicken läßt und eine bunte Reihe fremder, überraschender Erscheinungen aus der physischen, wie aus der sittlichen Welt an uns vorüberführt.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist das Studium der Geographie und Völkerkunde eine eben so gesunde Geistesnahrung, als die Geschichte, mit der sie Hand in Hand gehen. Diese Sammlung von Reisen und Länder-Beschreibungen soll darum keineswegs sich auf außereuropäische Länder beschränken, sondern auch Europa nicht außer Acht lassen; ebensowenig soll sie bloß das Neueste über fremde Welttheile mitzutheilen suchen, sondern auch einzelne ältere Werke bearbeiten oder wiedergeben, die weniger allgemein bekannt sind, und doch in der Geschichte des geographischen Wissens einen bedeutenden Rang einnehmen. Ueber Europa selbst darf freilich nur das Neueste, oder, wenn es nicht ganz das Neueste berührt, nur Originalwerke gegeben werden, über die andern Welttheile aber, die uns noch so viele unerforschte Gegenden darbieten, die zum Theil in älterer Zeit genauer als in den letzten Decennien untersucht wurden, wie dieß namentlich hinsichtlich Afrika's und Amerika's von Portugiesen und Spaniern geschah, wird gewiß auch das Aeltere, das sich nach einer solchen Reihe von Jahren immer noch als das Beste bewährt hat, seine Leser finden.

In demselben Verhältnisse, als man nach und nach die Bewegungen der Menschheit aus immer höherem Standpunkte betrachten gelernt hat, macht die Naturforschung in allen ihren Fächern und auf allen Punkten bedeutende Fortschritte; die Berührungspunkte zwischen Naturgeschichte und Menschengeschichte werden immer häufiger und fruchtbarer, und Naturkenntniß ist ein nothwendiges Element im Ideenkreise des Gebildeten geworden. Unser Unternehmen wird daher, neben dem Material für Geographie, Völker und Staatenkunde, die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen, so wie geistreiche Schilderungen aus dem ganzen Umfang der Naturwissenschaften fleißig berücksichtigen. Im Allgemeinen werden die Herausgeber daranf bedacht seyn, keine bedeutende neuere Erscheinung im Fache der Reisen ganz zu übergehen. Wenn sie gleich mit ihren besten Kräften bemüht seyn wollen, den fremden Stoff in der würdigsten Form zu geben, so dürfte doch dem Publikum die Anzeige willkommen seyn, daß verschiedene bedeutende Original-Arbeiten **deutscher** Reisenden bereits in ihren Händen sind.

Der vorliegende, immer reicher werdende Stoff, welchem der enge Rahmen eines Tagblattes nicht mehr genügt, führte auf den Gedanken, dem Plane des, mit vielseitigem Beifall aufgenommenen Auslandes eine passende Erweiterung durch diese Sammlung von Reisen und Länderbeschreibungen zu geben. Je nachdem nun dieser Stoff sich häuft, werden häufiger oder seltener, immer aber nur zwanglose Bändchen ihn zu veröffentlichen bemüht seyn, deren Preis wegen der artistischen Beigaben im Voraus nicht bestimmt werden kann, welcher aber möglichst niedrig gehalten werden soll.

Neben dem allgemeinen Titel der Sammlung, werden dieselben immer auch noch einen speciellen erhalten und unter demselben auch einzeln verkauft werden.

Die ersten zur Veröffentlichung bestimmten und eben in Arbeit befindlichen Werke sind:

1. **Uebersezungen.**
   a) Burnes's Reise nach Bukhara, mit einer Karte.
   b) J. Barrow's Besuch in Island, mit Holzschnitten.
   c) W. Irving's Ausflug in die Prairien.
   d) Pringle's Afrikanische Skizzen.
2. **Original-Werke.**
   a) Algier wie es ist, mit einer sehr schönen Karte Algiers und des Mittelmeeres.
   b) Irland's gegenwärtiger Zustand.
   c) Briefe in die Heimath geschrieben während einer Reise über Frankreich England und Nordamerika nach Mexico, von Koppe.
   d) Reiseschilderungen von Dr. Reumont.

Demnächst verschickt werden: Irland's gegenwärtiger Zustand, und Algier wie es ist.

Stuttgart und Tübingen, im April 1835. **J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.**

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 146. 26 Mai 1835.

Die Mongolen im Jahre 1830.

Der polnische Reisende Kowlewski, welcher die russische Mission nach Peking im Jahre 1830 begleitete, kündigt ein Werk über China und die Mongolei an, das in 6 Bänden polnisch erscheinen soll, die drei ersten werden von den Mongolen und Burätten handeln, der vierte und fünfte von den Chinesen, der sechste über die katholischen Missionen in China, und soll viele neue Data über die letzten Arbeiten der Jesuiten in Peking geben. Das Werk wird mit Uebersetzungen offizieller Dokumente, Legenden, historischen Fragmenten u. s. w. begleitet werden. Ein Fragment desselben ist in dem in Paris erscheinenden Journal: le Polonais erschienen, aus dem wir folgende Details über die cacharischen Mongolen entlehnen.

„Die Mission durchzog vom 28 Oktober 1830 bis zum 6 Nov. die von den Lagern der Cacharen eingenommenen Steppen, und zog über ihre Organisation folgende Nachrichten ein. Der Stamm bildet eine militärische Division der Mongolei, und ist in acht Regimenter getheilt, die nach der Farbe ihrer Fahnen folgende Benennungen tragen, das gelbe Regiment, das gelbe mit Einfassung, das weiße, das weiße mit Einfassung, das rothe, das rothe mit Einfassung, das blaue, das blaue mit Einfassung; das weiße Regiment ist das erste im Rang, und schlägt sich nur, wenn alle andern geschlagen sind. Es enthält 18 Eskadronen, jede von 70 Reitern. Jede Eskadron hat einen Kapitän (Dzangina), der 200 Silberrubel Sold erhält, zwei Lieutenants mit 120 Rubel, vier Unteroffiziere mit 40 Rubel; die Hälfte der Reiter sind Schützen, und erhalten 48 Rubel, die andere Hälfte erhält 24 Rubel Sold. Diese Truppen sind jährlich einer allgemeinen dreitägigen Revue in der Nähe des Schlosses Dzan Dziaken, das einen Theil der großen chinesischen Mauer bildet, und wo ihre Generale residiren, unterworfen: jedes Regiment hat noch besondere Revuen, die in ihren Standlagern gehalten werden, und wo sie sich mit Bogen und Pfeilen einfinden müssen, den ersten Tag schießen sie zu Fuße, die folgenden Tage zu Pferde.

„Seit die Mandschus den Thron bestiegen haben, ist die Erziehung der Cacharen völlig militärisch geworden, jeder Knabe wird im fünften Jahre in die Rollen eingetragen, und erhält Sold. Sie haben Privilegien die sie zum Rang der Mandschus erheben, und worauf sie sehr stolz sind, sie verachten alle fremden Nationen, so wie die übrigen mongolischen Stämme, und selbst die Kommissäre, die das chinesische Gouvernement bei ihnen unterhält, müssen sich sehr behutsam betragen. Sie sind ein schöner Menschenschlag, und den Kalkhasmongolen sehr über legen. Ihr Territorium stößt unmittelbar an die große Mauer, wodurch sie Gelegenheit haben die Produkte ihrer Steppen sehr vortheilhaft zu verkaufen; eben so ist der Transit der chinesischen Waaren, die nach Rußland, nach der Tartarei und Westasien gehen, für sie eine Quelle von Reichthum. Sie werden auf Kamelen transportirt, deren Erhaltung den Mongolen nichts kostet, denn so dünn auch die Steppen seyn mögen, so nähren sie doch Kamelheerden, während ihr Miethpreis sehr beträchtlich ist. Wir trafen eine Karawane von 128 Kamelen, welche Thee nach Kiachta trugen, jedes Kamel wurde für die Reise, welche einen Monat dauert, mit 56 Silberrubeln bezahlt: jede Last betrug 480 Pfund.

„Daher sind auch die Jurten der Lager der Cacharen größer, reinlicher und besser, als die der übrigen Stämme, die Bewohner sind besser genährt, die Beamten, statt in Schafpelzen oder in einem farbigen Gewand zu paradiren, tragen seidene Gewande, reiten auf schönen Pferden, bedecken sich den Kopf mit Mützen von geschmackvollen bucharischen Shawls, und verzieren ihre Sättel mit Silberplatten; die Geräthe in den Jurten sind reinlich, die Opfergefäße reich geziert und kostbar. Die Kästen und Koffer, welche an den Wänden der Jurten hinstehen, sind bemalt und vergoldet, die Weiber tragen silberne Zierrathen und Edelsteine in den Haaren. Der buddhistische Clerus ist reich, und sehr demoralisirt; obgleich den Geistlichen das Cölibat vorgeschrieben ist, so schämen sie sich doch nicht die Zahl ihrer Kinder zu gestehen, und anstatt der Welt und ihrer Eitelkeit zu entsagen, suchen sie auf alle Weise sich die Ehrenzeichen der Rangstellen in China zu verschaffen, und ihre Reichthümer durch Handel zu vermehren.

„Ein großer Theil der Mongolen spricht Chinesisch und Mandschu, und vergißt oder entstellt wenigstens seine Muttersprache durch Worte aus diesen Sprachen. Ueberhaupt ist die Nationalität der Cacharen fast verschwunden, man findet bei ihnen weder die Offenheit noch die freie Gastfreundschaft der übrigen mongolischen Stämme, daher sind sie auch von den Kalkhas verachtet, und als des Namens von Mongolen unwürdig angesehen.

„Die Steppen, welche wir durchziehen, bieten reiche Wiesen-

gründe dar, und Tausende von Argalis durchwandern die Hügel und Ebenen. Die Mongolen lauern mit Büchsen bewaffnet auf sie und treiben mit ihren Fellen einen sehr vortheilhaften Handel in Peking, wo jedes 8—10 Silberrubel gilt. Wir sahen von Zeit zu Zeit große Heerden dieser flüchtigen Thiere an uns vorbeirennen.

„Ein großer Theil der tacharischen Ebenen ist von den Heerden des Kaisers von China bedeckt, welche zu den Bedürfnissen der Armee bestimmt sind, die Kamele dienen zur Bespannung der Artillerie *) und zum Transport, die Pferde liefern die Remonten der Kavallerie, die Schafe und Ochsen werden den Regimentern zu ihren Rationen abgeliefert. Die Hirten werden aus den verschiedenen Regimentern genommen, erhalten eine Zulage von Sold und Belohnungen, wenn sich ihre Heerden ungewöhnlich vermehren, sind aber für ihre Verminderung verantwortlich; sie bilden zugleich eine Art von innerer Polizei der Chinesen gegen die etwaigen Plane der mongolischen Regimenter. Je sechs Hirten stehen unter einem Aufseher, und jeder von diesen hat 1200 Schafe, oder 500 Pferde oder 300 Kamele unter sich; jedes Regiment liefert ungefähr 300 Hirten für Schafe, 180 für Pferde und 120 für Kamele, und jeder Regimentaldistrikt enthält 60,000 Schafe, 15,000 Pferde und 6000 Kamele, doch ist diese Vertheilung nicht ganz gleichförmig, das blaue Regiment z. B. liefert allein 1380 Pferdehirten für 120,000 Pferde.

„Der Chef der Tacharen, Gusay Ambali, hat die Oberaufsicht über diese Heerden, er kontrolirt jedes Jahr die Register und erstattet dem Kaiser einen Bericht, und alle drei Jahre wird ihm ein chinesischer Beamter dazu beigegeben. Dennoch bestehen die größten Mißbräuche in dieser Administration, und die Staatszeitung von Peking enthielt im Jahre 1829 einen Verweis an die Administration, aus dem man sieht, daß ein großer Theil dieser Heerden nur auf dem Papier besteht. Der Kaiser unternimmt von Zeit zu Zeit große Jagden jenseits der chinesischen Mauer, theils um sich diesen Provinzen in allem seinem Glanz zu zeigen, theils um den Militärgeist bei ihnen aufrecht zu halten, und bei diesen Gelegenheiten werden die Pferde und Kamelheerden der Domainen zum Transport des Hofes und der Truppen requirirt.

„Je mehr wir uns der großen Mauer näherten, um so größer wurde die Lebhaftigkeit des Verkehrs auf der Heerstraße, zahlreiche Karawanen von Kamelen defilirten neben uns. Lehmhütten ersetzten die Jurten, welche mehrere Monate lang unsere einzigen Wohnungen gewesen waren. Besonders erfreulich war der Anblick kleiner Küchengärten, welche von Chinesen am Wege hin angelegt worden waren, und welche die Arbeit dieses gewerbsamen Volkes reichlich bezahlten. Die Zahl dieser Auswanderer aus dem Innern nimmt jährlich zu, und obgleich es eigentlich gegen die Gesetze ist, so sieht die Regierung dabei durch die Finger, da sie den offenbaren politischen Vortheil einer chinesischen ackerbauenden Bevölkerung in der Mitte der nomadischen Stämme vollkommen einsieht."

Es ist zu wünschen, daß der Verfasser dem diese Noten entlehnt sind, die vollständige Erzählung seiner Reise herausgebe, er ist kein Gelehrter, und nur ein höchst mittelmäßiger und verworrener Schriftsteller, nach den Auszügen zu schließen, die bisher von seiner Arbeit erschienen sind, aber da er sich sichtbar Mühe gegeben hat, die Zeit seiner Reise zu benutzen, so muß er eine gewisse Masse neuer Beobachtungen und Fakta zusammengebracht haben, welche seinem Werke eine günstige Aufnahme sichern werden.

*) Es könnte sonderbar scheinen, daß der Verfasser die Kamele als Zugthiere anführt, da sie gewöhnlich nur als Lastthiere gebraucht werden; allein die Engländer in Indien haben Versuche gemacht sie zur Bespannung von Wagen und Kanonen zu brauchen, und sie gelehrig und zweckmäßig gefunden; sie haben einen sehr ausdauernden Trab, und ein Major Low hat in Lucknow die Mode eingeführt, sie an Kabriolete zu spannen; eben so hat man in Calcutta Versuche damit gemacht, die aber wieder aufgegeben wurden, weil die Pferde der übrigen Wagen sich nicht an den Anblick gewöhnen wollten. D. Ueb.

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Neue Kunst und Gemälde.

(Fortsetzung.)

Wäre ich Louis Philipp, so würde ich mir verbitten, daß man mich in meinem eigenen Palaste zum Gespötte des lachlustigen Publikums mache. Ich würde mir verbitten, daß man die sogenannte alljährliche Malerei-Ausstellung zum sehr schlechten Vorwand benutzt, um allerlei ehrenrührige und meine körperlichen und geistigen Vorzüge sehr verkümmernde Bilder auszuhängen und meinen Namen darunter zu schreiben. Ich würde mir verbitten, daß man mir stets ein Aussehen gäbe, welches dem eines Schlächters oder eines von Grog und etwas unvermischten Brandy erhitzten Farmers von Michigan viel ähnlicher sieht, als einem königlichen Antlitz. Wunderbares, ärgerliches Spiel! der König Louis Philipp ist bekanntlich ein schöner Mensch, und die Künstler, welche ihn malen, wollen ihn sicherlich nicht kränken, — ich denke, dieß ist sehr richtig raisonnirt, — wie geschieht es, daß Alle und Jede, vom berühmten Horace Vernet an bis zum letzten Farbenklecker diesen unglücklichen Regenten so arg entstellen? Es ist nicht zum Ansehen. Da hängt er diesmal als wunderbarer Erretter des Postillons Werner, welchen er durch einen unzeitigen Aderlaß nicht getödtet hat, ein Bild des Jammers! ich brauche Louis Philipp nicht zu lieben, und ich mache von dieser meiner Freiheit vollen Gebrauch, aber ich sehe nicht ein, welches Interesse die Verfertiger solcher Gemälde haben können, ihrem Gegenstande einen unverkennbaren Schimpf anzuthun. Haben Sie jemals Bilder aus der ersten Kindheit der Holzschnitte oder der Malerei auf Holz gesehen, haben Sie eine Abbildung des Christoph gesehen, wie er den Jesusknaben durch das Wasser trägt, einen köstlichen Holzschnitt, in welchem der Kopf des guten Christophs einige Ellen lang ist und an alle Häuser und Bäume, Felsen und Wege auf den Ufern des Flusses angewachsen scheint, und die Wurzeln des Baumes, an welchem er sich hält, im Strome sichtbar sind, so haben Sie ungefähr eine Vorstellung des Geschmackes, mit welchem die Gestalt und das Antlitz des Königs auf dem Gemälde des Werner'schen Ader-

lasses abkonterfeit sind. Wenn die bezahlten Freunde dieses Monarchen ihn so malen, was würden denn die Republikaner aus ihm machen! jetzt läßt man ihm einen sehr häßlichen, zuletzt erschien er gar ohne Kopf.

Ich habe Ihnen nicht versprochen, ein Kunsturtheil über die Malerei-Ausstellung zu liefern, ich bin ein Laie in diesem Tempel, und erzähle Ihnen bloß, was ich beim Anblick dieses Chaos empfunden, und wann und wie ich aus dem dumpfen Gewirre einer endlosen Masse von Plattheit, Gemeinheit, Geschmacklosigkeit und Lächerlichkeit, durch einige herrliche Lichtpunkte zu freiem Athmen und behaglichem Genusse zurückgeführt worden bin. Sie würden es sich ja gefallen lassen, wenn ich Ihnen von einem langweiligen Auftritte im Gerichtssaale oder von einem traurigen Lustspiele am Theatre Français berichte; vergönnen Sie mir also, daß ich Ihnen von Malerei rede, ich habe dazu eben so viel Beruf als die 99 Hundertstel derer, welche seit zwei Monaten die Pariser „Gutmüthigkeit" durch ihre „gelehrten Würdigungen" auf die Probe setzen: ich verstehe nichts davon; und ich habe vor jenen voraus, daß ich mittheile, was ich wirklich gedacht und empfunden habe.

Es gab einen Augenblick in der Schlacht von Waterloo, den das treulose Glück sich ausersehen, um den zerrissenen Vertrag hohnlachend vor die Füße seines kaiserlichen Schützlings zu werfen. Ueber alle, die Höchsten, hatte es ihn emporgetragen; tiefer als alle, in beispiellosen Abgrund ihn zu stürzen, war nun sein Wille; nichts sollte an dieser Demüthigung fehlen, und um dem Mißgeschicke seine volle Schwere zu verleihen, hatte das trügerische Antlitz des alten Glückes noch Einmal, zum letztenmal, geleuchtet; die entscheidende Schlacht, die zuletzt verlorene, war anfänglich gewonnen, Napoleon hatte triumphirt; Paris feierte seinen Sieg, während Waterloo das Kaiserreich begrub.

In jenem Augenblicke, wo das kaiserliche Heer aus allen Stellungen verdrängt, überflügelt, zerstückelt und aufgelöst war, lenkte der Kaiser sein Pferd gegen einen kleinen Hügel, auf welchem das Gefecht mit Hartnäckigkeit fortdauerte, der Feind hatte seine Uebermacht und eine verdoppelte Wuth auf diesen Punkt gerichtet. Dort stand die heilige Schaar, der Granit-Phalanx von Marengo, eine einzige Heldenfamilie, Männer wie Riesen, ähnlich unter einander wie eine altgermanische Brüderschaar, unbeugsam wie der Tod, ihm hatten sie sich geweiht. La garde meurt et ne se rend pas! Cambronne hatte das Wort gesprochen, welches auf alle Zeiten den französischen Soldaten zum Helden machen wird, und der Tod war mit schaudervoller Thätigkeit beschäftigt, das Wort des Helden zu ehren: La garde meurt et ne se rend pas! Der Ausdruck dieser Worte schwebt noch auf den Lippen von Cambronne, der mit Todesruhe unter seinen Grenadieren steht, und dem Feind das offene unerschütterliche Antlitz zeigt, als der Kaiser auf dem Hügel anlangt. Diesen Moment hat der Maler Steuben auserwählt, um ihn in einem Gemälde mittlerer Größe zu versinnlichen. Napoleon ist zu Pferd und bildet die höchste Figur in der Gruppe, über welche er bedeutend hervorragt. Sein weißes Streitroß, rasch angehalten, steht mit ausgestreckten Vorderfüßen die Nüstern weit geöffnet und das Auge stier, als ob es halb erschrecke, halb scheue. Es begreift sich dieß durch den Anblick seiner Umgebung. Im Vordergrunde, rechts, stehen die ersten Reihen der Grenadiere, welche unablässig feuern und dem Geschicke trotzen, allmählich werden ihre Reihen lichter, der Tod raset unter ihnen und Einer um den Andern bedeckt die Wahlstatt. Vorn liegt eine der kaiserlichen Fahnen, sie dient dem getödteten Fähndrich zum Leichentuch, die andere flattert noch in der Luft, aber, wie in düstrer Vorbereitung sind ihre Farben kaum mehr erkennbar, der Wind spielt in ihren Falten und der dichte Pulverdampf verschleiert ihre Formen. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon sichtbar ist, scheint Alles seine Gegenwart zu fühlen, und Alles äußert dieses Gefühl, jedes nach seiner Weise. Diese Darstellung ist schön. Die Grenadiere ehren ihren Feldherrn durch unsterbliche Tapferkeit, ihn anzusehen, haben sie keine Zeit, ihr Ziel ist anderswo, und unermüdet senden sie dahin ihren tödtlichen Gruß. Nur die Fallenden, die Verwundeten wenden sich ein Letztesmal zu dem Kaiser, ihm zuwinkend, daß er sich von dieser Stelle des unvermeidlichen Todes entferne. Dieser Gedanke ist mit tiefer Wissenschaft auf dem Gesichte eines Offiziers und eines tödtlich verwundeten Grenadiers ausgedrückt, welcher letztere die beiden Hände gegen den Kaiser aufhebt und ihn beschwört, nicht länger zu verweilen; neben ihm versucht ein anderer, der so eben umgeworfen wurde, noch einmal sich aufzuraffen und einen letzten Schuß zu thun. Herrlich ist die Figur von Cambronne, in seinen Zügen, in seiner Haltung hat der Maler einen doppelten Ausdruck versinnlicht. Cambronne gehört seinen Grenadieren an, sein Beruf ist, unter ihnen und mit ihnen zu sterben, das will er, und keine Gottheit würde ihn zu Anderem bestimmen. Sein Auge ist mit Falkenschärfe auf den immer verhängnißvoller werdenden Kampf und die Bewegungen des Feindes gerichtet; er sieht den Kaiser nicht an, und gleichwohl ist sein Sinn bei ihm: dieß tritt hervor durch eine gewisse Nähe bei Napoleon und durch einen Zug, den ich deutlich wahrgenommen habe, den ich aber vergeblich versuchen würde, mit Worten zu beschreiben. Ich bescheide mich gern, ich habe von jeher den Dichter höher gehalten als den Schreiber, und vertraue überall dem Urtheil des Herzens mehr als dem des kritischen Verstandes. Auf beiden Seiten des Kaisers sind mehrere historische Figuren sichtbar, unter ihnen Soult, Gourgaud, Drouot und einige Adjutanten, einer der letztern stürzt so eben neben dem Kaiser nieder. Alle sind um den Kaiser beschäftigt, und sehen zu ihm hinauf, Napoleon gewahrt sie nicht, die drei Generale umgeben ihn, und flehen mit entblößtem Haupte, daß er sich vor dieser Todesstätte, wo er Allen kenntlich und sichtbar ist, zurückziehen möge, Napoleon hört sie nicht. Ueber sie Alle, über die Häupter der Garde hinweg heftet sich sein Blick auf den nahen Feind. Sein Auge ist finster, hoffnungslos, und drückt das volle Bewußtseyn seiner verzweifelten Lage aus, er bedarf des sonst unentbehrlichen Fernrohres nicht mehr, dieses ruht müßig in seiner rechten Hand; was er hier erschaut, tritt in Riesenumrissen hervor, und er sieht mehr mit geistigem als mit körperlichem Blicke. Die Haltung des Kaisers ist zwar aufrecht und gerade, wenn man jeden Theil im Einzelnen mustert, aber das Ganze gewährt ein anderes Bild. Es ist als ob das

Geschick mit aller seiner unerbittlichen Last sich auf das verlassene Haupt gesenkt habe, und drohe, dasselbe in den Boden zu drücken, ohne über die geistige Unabhängigkeit etwas zu vermögen. Links vom Kaiser, seitwärts, werden zwei gefangene Feinde abgeführt, der eine ein Engländer, der andere ein Bergschotte. Der Engländer sieht mit kalter Neugier nach dem Kaiser, seine Züge verrathen in gemeinem Ausdrucke die doppelte Empfindung des Erstaunens, den Kaiser an dieser Stelle zu sehen, und zugleich die Freude, daß dessen Lage so rettungslos ist. Ganz anders der Schotte: seine klaffende Wunde auf der Wange stört ihn nicht in seiner gespannten Anschauung, sein Antlitz ist offen und grade, wie das eines muthigen und wackern Streiters, er hat die Feinde vergessen, um den Helden zu bewundern, mit einer Aufmerksamkeit und einer Theilnahme, die beinahe zum freudigen Gefühle werden, sieht sein strahlendes Auge auf die kolossalen Bärenmützen, sein Herz pocht, es sagt ihm: dieß ist das vollendetste Muster heroischer Tapferkeit, und nichts in seiner Lage kann ihn von der Huldigung und Anerkennung solcher Größe abhalten. Es war ein tief poetischer Gedanke des Malers, den Feind in die Anschauung des untergehenden Gestirnes zu bringen, und sehr sinnreich hat er hiezu einen Engländer und einen Schotten gewählt.

(Schluß folgt.)

G o a. *)

Goa, einst der Sitz eines europäischen Vicekönigthums im Osten, das Emporium des Handels zwischen Europa und Indien, der Schauplatz so mancher Thaten der Frömmigkeit und des Heldenmuths, der Mittelpunkt, in welchem Xaviers Pilgerfahrten und Albuquerque's und Gama's Thaten zusammentrafen, Goa, diese einst so berühmte Stadt, ist jetzt eine traurige Einöde, in welcher bösartige Fieber hausen, wo Dornen und Disteln wuchern, und wo man nur durch einige vereinzelte Klöster und Kirchen, die bis jetzt der Zeit getrotzt haben, daran erinnert wird, daß man sich in keiner Wüste befindet.

Die erste Nachricht von dieser Stadt findet sich im Ferischta und reicht bis zum Jahre 1374 hinauf, zu welcher Zeit sie ein Seehafen war, der den Königen von Anagundi oder Bidschanagor gehörte. Damals war sie fast ganz von Hindus bewohnt. Im Jahre 1469 nahm Mullik-ul-Tudscha Khodschah Dschehan, der Wessier Muhammeds II, die Insel, und sie blieb nun in den Händen der Moslems, unter der Bidschapur-Dynastie, bis der große Alphonso von Albuquerque, der zweite portugiesische Gouverneur von Indien, im Jahre 1510 ihre Eroberung unternahm. Am 7 Februar dieses Jahres lief er mit seiner Flotte in den Hafen ein, überfiel die Garnison und bemeisterte sich der Stadt. Die Portugiesen wurden indeß später von den Muhammedanern unter Adilschah von Bidschapur angegriffen, und gezwungen, sich auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Albuquerque nahm jedoch bald darauf die Stadt wieder ein, die auch seit jener Zeit in den Händen der Portugiesen geblieben und die Hauptstadt ihrer indischen Besitzungen ist. Es war am 25 November 1510, daß sie zum zweiten Mal der Herrschaft der Portugiesen unterworfen wurde, und da dem römischen Kalender zufolge dieser Tag der heiligen Katharina gewidmet ist, so wurde diese zur Schutzpatronin der Stadt gewählt.

Albuquerque's erste Sorge war, die schwächern Theile der Stadt zu befestigen, und die Festungswerke wieder herzustellen und zu vermehren; seine nächste, sie durch Errichtung von Palästen und Kirchen zu verschönern. So fuhr Goa fort aufzublühen bis zum Jahre 1570, zu welcher Zeit sie im Hochpunkt ihrer Macht und ihres Glanzes stand.

In demselben Jahre wurde sie aber auch von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht, die viele ihrer Einwohner wegraffte, und im darauf folgenden Jahre hatte sie eine hartnäckige Belagerung von Ali dem fünften Könige von Bidschapur auszuhalten, der jedoch endlich zum Abzuge gezwungen wurde. Zu jener Zeit nahm Goa, ohne seine Vorstädte, einen Raum von ungefähr 1½ englischen Quadratmeilen ein, hielt sechs englische Meilen im Umkreise und hatte viele schöne Gebäude, von denen nur noch eines, der Palast Albuquerque's, wiewohl auch schon ziemlich verfallen, übrig ist. Die Pracht ihres Bazars und der Reichthum ihrer Läden war damals weltberühmt, und ihre Bevölkerung soll sich an 150,000 Christen und ungefähr 50,000 Moslems und Hindus belaufen haben. Ueberdieß befanden sich noch fünf Mönchsklöster in der Stadt, von denen zwei den Jesuiten gehörten, jedoch nicht ein einziges Nonnenkloster. „So schwer fällt es den Frauen von Goa," ruft der Portugiese Linchosten aus, „sich den Gesetzen des Cölibats zu unterwerfen!"

Im Jahre 1603 blokirten die Holländer Goa mit einer Flotte, wurden jedoch bald zum Abzuge gezwungen; allein von dieser Stunde an gerieth die portugiesische Macht in Indien in Verfall, denn die Holländer begannen damals den Handel im Orient zu beherrschen, wie dieß jetzt die Engländer thun. Anfänglich war dieser Verfall noch nicht bemerkbar, allein als im Jahre 1645 die Portugiesen abermals belagert wurden und auch Ceylan und Malacca verloren, schien ihr Schicksal entschieden. Von diesem Schlage erholten sie sich nie wieder, und Tavernier erzählt uns, daß in der Zeit zwischen seinen beiden Besuchen, in den Jahren 1642 und 1648, so nachtheilige Veränderungen eingetreten waren, daß er viele, die er als reiche Leute verlassen hatte, bei seiner Wiederkehr am Bettelstabe fand, und daß sogar Damen sich Preis gaben, um nur das Leben zu fristen. Der Verfall schritt immer weiter, und im Anfange des 18ten Jahrhunderts sagte der Jesuit Antonio de Souza, daß Goa von dem Range einer kaiserlichen Metropole bis zur Hauptstadt eines verarmten Landes herabgesunken sey. Zudem fanden sich der Krankheiten wegen mehrere der reichern Einwohner veranlaßt, auf ihre Güter in den Provinzen zu ziehen, und so stand denn die Stadt halb verödet.

In den Jahren 1757 und 1759 wurde die portugiesische Macht vollends gestürzt; die Mahratten machten einen Einfall in die Provinzen, nahmen Salsette und Bassin unweit Bombay, und wären die Engländer nicht gewesen, so würden die Portugiesen gänzlich aus Hindustan vertrieben worden seyn. Im Jahre 1759 kam indeß ein Friedensvertrag zwischen dem Vicekönige von Goa und dem Peischwa zu Stande, und seit dieser Zeit waren die Portugiesen nicht mehr in Kriege verwickelt.

Die Stadt Goa verfiel inzwischen immer mehr, doch begannen die Provinzen nach dem Friedensschlusse wieder aufzublühen, und das Dorf Pangi wurde, da es zur Residenz des Vicekönigs erhoben worden war, nach und nach immer bedeutender. Pangi ist jetzt die neue Stadt Goa, sie liegt der See 6 Meilen näher als ihre ältere Schwester, die nunmehr Alt-Goa genannt wird, und, einige religiöse Gebäude ausgenommen, ganz verödet steht. Die ältesten Männer versichern, sie in keinem bessern Zustande gekannt zu haben, als der ist, in welchem sie sich gegenwärtig befindet.

Der Palast des Vicekönigs ist ohne Dach; der Triumphbogen Albuquerque's verfallen, die Spitäler, die Kasernen, die Zollhäuser liegen in Ruinen und die Straßen sind von Schutthaufen versperrt, aus denen das Geheul des Schakals und der Hyäne ertönt. Von den religiösen Gebäuden stehen mehrere Kirchen leer, andere stürzen ein, und das prächtige Kloster St. Rocca ist ein förmlicher Ruinenhaufe. Doch haben einige der Alles verheerenden Zeit getrotzt, und noch tönt von manchem Thurme das harmonische Geläute, das sonst die Christen zum Gebete rief.

Die noch am besten erhaltenen Gebäude sind das Dominikanerkloster mit seiner Kirche, seinen 700 Fuß langen Galerien, seinen tausend Porträts und seinem schön gewölbten Chor; die Kathedrale, in welcher noch täglich Gottesdienst gehalten wird und bei der über 30 Geistliche angestellt sind; die Kirche und das Kloster der Augustiner, und Kirche und Kloster vom guten Jesus, vormals der Hauptsitz der Jesuiten in Indien. Ferner befindet sich noch ein gut erhaltenes Franziskanerkloster hier, und die nach dem Modell der Peterskirche in Rom erbaute Kapelle des Vicekönigs, jetzt die Kirche des Ordens des heiligen Cajetan. Endlich darf auch das Kloster der heiligen Monica und der Senatspalast nicht vergessen werden, welchem gerade gegenüber vormals das Inquisitionsgebäude stand, das jetzt nur noch ein Schutthaufen ist. Hie und da stehen noch einige zerstreute Hütten, und auf einem Raum, auf dem einst 200,000 Menschen lebten, hausen jetzt Geistliche, Nonnen, ihre Diener, und Alles zusammengerechnet nur noch einige hundert.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus der Literary Gazette von Madras. Von einem englischen Offizier.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 147. 27 Mai 1835.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

Es würde mir zum großen Vergnügen gereichen, wenn ich behaupten könnte, daß das Benehmen der Gränzkolonisten oder das System der gegen die Kafferstämme befolgten Politik seit 1825 wesentlich verbessert worden sey. Es ist aber eine traurige Thatsache, daß zwar die Verwaltung der Kolonie seit dem März 1826 in den Händen von Leuten ist, die man keiner unwürdigen persönlichen Zwecke verdächtigen, und deren Eifer für den öffentlichen Dienst man nicht in Zweifel ziehen kann, aber durch ein unglückliches Verhängniß läßt man die alte elende Politik der militärischen Repressalien, — das Kommandosystem, — troz aller Erfahrungen und troz aller Vorstellungen der königlichen Kommissäre noch immer fortdauern, und zwar selbst auch den neuesten Nachrichten zufolge, welche nach England gelangten, in seiner alten Barbarei und Ungerechtigkeit. Ich kann unmöglich alle die vorgefallenen Schändlichkeiten anführen, und muß mich auf einen einzigen Fall beschränken, der für viele andere gelten kann.

Im Junius 1830 drang ein Kommando unter den Befehlen Oberstlieutenants Somerset, des Militärkommandanten an der Gränze, und des Kapitäns Stockenstrom, Generalkommissärs der östlichen Provinz, in das Kafferland ein, um wegen Viehs, das wirklich oder angeblich den Gränzboers gestohlen worden war, Repressalien zu gebrauchen. Wie die beiden Hauptbefehlshaber sich dabei benahmen, ist mir nicht genau bekannt, auch hörte ich von keiner Klage über sie, aber unter einem der untergeordneten Beamten ereignete sich nachstehender Vorfall:

Der Feldkornet Erasmus wurde mit einer Abtheilung Boers ausgesendet, um Vieh von Kolonisten in den Kraals von Seko, einem vornehmen Häuptlinge, dem Bruder Islambis und Jaluhsa's und Oheime Gaika's, aufzusuchen. Man fand weder bei ihm noch bei seinen Leuten Vieh, das den Kolonisten gehört hätte, nichts desto weniger nahm Erasmus die ganze Heerde weg, die dem Clan gehörte. Als der Häuptling fragte, was dieß heißen solle, erwiderte man ihm, das Vieh werde weggenommen zur Wiedervergeltung für Räubereien der Kaffern in der Kolonie. Seko bat nun, daß man wenigstens die Milchkühe da lassen möge, um die Weiber und Kinder gegen Hunger zu schützen, und verlangte Erlaubniß, den Feldkornet und seine Abtheilung nach Fort Willshire zu begleiten, und dem Kommandanten vorzustellen, wie hart und ungerecht es sey, ihn und seiner Leute wegen Vergehen, woran sie zum Mindesten gesagt keinen Antheil hatten, alles ihres Eigenthums zu berauben. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte Erasmus in dieß Verlangen, gab die Milchkühe zurück, und gestattete Seko und sieben seiner Leute, seine Abtheilung zu begleiten, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihre Hassagaien zurückließen, und das weggenommene Vieh treiben hülfen.

Hierauf verließen Boers und Kaffern den Platz mit einander, Seko und seine Leute trieben, nur mit Stöcken in der Hand, die Heerde. Sie waren indeß nicht weit gekommen, als einige Eingeborne in der Entfernung pfiffen, worauf das kaffrische Vieh, welches an dieß Signal gewöhnt war, sich plötzlich nach dieser Seite wandte; augenblicklich richteten die Boers ihre Gewehre auf die unbewaffneten Kaffern, obwohl diese nicht im geringsten Miene machten, das Vieh wegzutreiben, und schossen den Häuptling und sechs seiner Leute auf der Stelle todt. Als die Abtheilung nach Fort Willshire gelangte, hatten sie wie gewöhnlich schon ein Geschichtchen in Bereitschaft: man erzählte dem Kommandanten von einem hitzigen Gefechte mit Seko und seinen Leuten, wobei sie gezwungen gewesen seyen, auf einige derselben Feuer zu geben; dieser Bericht wurde nur allzu leicht geglaubt, einer der Boers aber plapperte später den wahren Verlauf der Sache aus, worauf Kapitän Stockenstrom sich ins kaffrische Gebiet begeben, die Sache genau untersucht und an die Kolonialregierung berichtet haben soll. Dem sey indeß wie ihm wolle, gewiß ist, daß die Kaffern für den Mord ihres Häuptlings und seiner unbewaffneten Leute keine Genugthuung erhielten, und daß Peter Erasmus, einer der Hauptanführer der rebellischen Boers im Jahre 1815, einer von denen, welche in den Jahren 1824 und 1825 mit Ländereien in dem abgetretenen Gebietstheile am reichlichsten bedacht wurden, und der Befehlshaber bei diesem feigen und niederträchtigen Morde im Jahre 1830, — noch immer Feldkornet ist, und die unverminderte Gunst der Kolonialregierung besitzt.

Ein anderer Vorfall setzt den Geist, der immer noch unter den Gränzboers lebt, in ein helles Licht. Im December 1831 wurden unter diesen unwissenden und vorurtheilsvollen Menschen absichtlich Gerüchte ausgestreut, daß die Hottentotten am Katzenfluß, gegen die sie, wie zu erwarten, die bitterste erbliche Feindschaft

hegten, den Anschlag gemacht hätten, sie am Neujahrstage anzugreifen. Die Feldkornets, statt diese abgeschmackten Gerüchte den bürgerlichen Behörden anzuzeigen, riefen die bewaffnete Miliz auf, und marschirten gegen den Katzenfluß, um der angeblichen Verschwörung zuvorzukommen. Der Kommandant, Oberst Somerset, hatte indeß von ihren Absichten Nachricht erhalten, und eilte ihnen an den Katzenfluß voraus. Es war Sonntag, und er fand die Hottentotten ruhig und unbewaffnet zum Gottesdienste versammelt. An einem Orte waren 500 Menschen beisammen, von denen 109 so eben das Abendmahl eingenommen hatten. Er setzte die arglosen Leute von den verbreiteten Gerüchten in Kenntniß, nahm die drei farbigen Feldkornets Groepe, Valentyn und Stoffels mit sich, und ritt der vom Kunapflusse herkommenden Kolonialmiliz entgegen. Nur durch energische Vorstellungen gelang es ihm, diese gewaltthätigen, rachsüchtigen Menschen zur ruhigen Rückkehr nach Hause zu bewegen, und am 11 Jan. 1832 erließ der Gouverneur eine Proklamation, worin er das unvernünftige und unheilvolle Benehmen der Kolonisten und ihrer Lokalbehörden aufs strengste tadelt. Ohne den glücklichen Zufall, daß die Absichten der Boers entdeckt und vereitelt wurden, wäre diese Hottentottenniederlassung aller Wahrscheinlichkeit nach mit unschuldigem Blute überschwemmt worden, und eine bittere Fehde hätte begonnen zwischen den weißen und farbigen Klassen, die vielleicht ganze Generationen hindurch gedauert hätte.

Obwohl der oben erzählte Ausbruch erblichen Hasses der Gränzboers gegen die farbige Race, und nicht gegen die Kaffern, gerichtet war, so gehört er doch hieher, da er auf eine schlagende Weise zeigt, wie unpassend es war, diese Leute in das abgetretene Gebiet zu versetzen, auch wenn sich gegen eine solche Verfügung über diesen Landstrich sonst keine Einwürfe machen ließen; eben so klar geht daraus hervor, wie völlig unpassend es für jetzt noch ist, diesen Leuten hinsichtlich der Verhältnisse mit den eingebornen Stämmen irgend eine Vollmacht zu ertheilen. Troß dieser augenfälligen Thatsache, und troß seiner eigenen Proklamation vom 11 Januar 1832 erließ der letzte Gouverneur, Sir Lowry Cole, fast als die letzte Akte seiner Amtsgewalt, am 6 Jan. 1833 einen Befehl, worin er eine Proklamation des ersten britischen Gouverneurs im Jahre 1797 zu Gunsten des Kommandosystems erneuerte, und eigene Zusätze machte, durch welche jeder geringe Provinzialbeamte mit großen Vollmachten bekleidet, und er nicht nur die Erlaubniß erhält, sondern aufs stärkste aufgefordert wird, wann und wo es ihm gut dünke, ein Kommando gegen die Eingebornen zu senden, und diese gefährliche Willkürgewalt soll nicht auf Civilkommissäre oder Friedensrichter beschränkt, sondern auf jeden „Feldkommandanten, Feldkornet, oder Vicefeldkornet" ausgedehnt seyn, also auch auf so unwissende und halbwilde Bauern, wie Erasmus, Vanderneſt und andere.

Und hier muß ich bemerken, daß, wo auch immer der Fehler liegen mag, die Gränzpolitik während der letzten Jahre zwar nicht so niederträchtiger Art, wie unter Lord Ch. Somerset, aber doch in vielen Fällen durch beklagenswerthe Schwäche und noch beklagenswerthere Ungerechtigkeit bezeichnet war. Die Schwäche zeigte sich namentlich an der Nordostgränze, wo man eine Menge Boers über die Gränze gehen, und einen weiten Landstrich zwischen den großen Zweigen des Oranjeflusses in Besitz nehmen ließ; hier sind sie jetzt angesiedelt, und gleich ihren Vorfahren thätig beschäftigt, die einheimischen Stämme zu unterdrücken und allmählich auszurotten, ohne daß die Regierung auf eine wirksame Weise sie im Zaume zu halten suchte. Zu gleicher Zeit verbreiten einheimische Räuber, denen Boers und schlechtgesinnte Handelsleute unerlaubter Weise im Austausch gegen ihren Raub Munition liefern, Verheerung unter den Stämmen der Betschuana's, und verschonen selbst die Gränzen der Kolonie nicht.

Welcher Art war dagegen die Politik an der Kaffergränze. Man hat bis auf diese Stunde das schändliche und barbarische System der Kommando's fortdauern lassen, durch welches die ruhigen, wohlgesinnten Häuptlinge fortwährend gestraft und geplündert werden für die Vergehen einzelner kaffrischer Räuber oder ganzer Banden, über die sie keine Gewalt besitzen, und durch deren Plünderungen sie selbst leiden. Durch diese Politik werden die achtungswerthesten Gränzhäuptlinge unterdrückt und zu Grunde gerichtet, die Kolonisten aber nicht geschützt, und niemand gewinnt dabei, als die verworfensten unter den Gränzboers, deren Gewerbe es ist, Unruhe zu nähren und sich durch Plünderungen zu bereichern.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 4.

Neue Kunst und Gemälde.

(Schluß.)

Wenn es das Eigenthümliche der guten Musik ist, das Ohr zu erfüllen und in demselben fortzutönen, selbst wenn das Spiel verstummt ist, den Zuhörer aus der Gegenwart hervorzuheben, und in andere Regionen zu versetzen, ihn mit dem Charakter der Musik zu verschmelzen und fortzureißen, so mag die Malerei, da wo sie in meisterhafter Gelungenheit hervortritt, ein Gleiches bieten. Steuben's Napoleon zu Waterloo wird zur lebenden Geschichte, zur Handlung und treibt das Blut in schnelleren Kreislauf. Haben Sie es eine Viertelstunde angesehen, so mag Ihnen leicht geschehen wie mir, daß Sie nach drei Stunden noch davor stehen, und in diesen drei Stunden mit gehofft, mit gefürchtet, mit geweint, mit geflucht, und mit gekämpft haben. — Sie fühlen mit brennender Wahrheit die verklärte Größe eines dem Tode geweihten Heldenmuthes, Sie begreifen ihn und das Gegentheil erfüllt Sie mit Abscheu, Sie sagen sich alsdann: *selbst* der armseligste Feigling müßte sich hier die Kraft und den Entschluß getrauen, in ähnlicher Lage ein Bayard zu seyn.

Man sagt, Napoleon habe in jener finstern Stunde den Tod gesucht, seine unbeschirmte offene Stellung in der unmittelbaren Nähe des Feindes scheint diese Behauptung zu rechtfertigen. Betrachten Sie Steuben's Gemälde, und Sie verwerfen dieselbe als eine kleinliche Verleumdung. Steuben's Napoleon sucht nicht den Tod, er verachtet ihn, sein Geist schwebt über der Gefahr, und der Tod weicht vor ihm zurück. Um dieses Momentes willen mag die Stimme der Menschheit verstummen, und das Verdammungsurtheil gegen ihren Peiniger vor dem Lorbeer-

kranze des Ruhmes, vor der Verklärung der poetischen Größe in Vergessenheit zerfallen.

Die Kritik, die ihr gewöhnliches Amt der stupiden Einseitigkeit geübt, hat diesem Gemälde nicht alle verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen, dieß beweist nichts; es mag das Beste seyn von den 2175 aufgehängten, und ich halte für Pflicht, den Namen des Künstlers „Steuben“ so laut als möglich zu nennen.

Rechten Sie darum nicht mit mir, daß ich bei ihm so lange verweilt, alle übrigen 2174 zusammen sollen mich nicht so viel beschäftigen, als der Einzige. Steuben wird erst dann volle, wahre Anerkennung finden, wenn sein Werk allein steht, und von der buntscheckigen Gesellschaft, in welcher es bisher war, entfernt ist. Nichts ist ungünstiger für ein wahres Kunstwerk als die Ausstellung unter diesem Chaos von Figuren, Farben und Gegenständen, auf welchen das Auge in der Regel wie verblendet und in verwirrter Ermüdung hinstreift, unfähig, irgend einen Gedanken festzuhalten oder mit Ruhe zu würdigen.

Einen wahren Kampf unter den hiesigen Kritikern hat ein ganz kleines Gemälde von Delaroche veranlaßt. Delaroche, der Verfertiger der Anna Boleyn der vorjährigen Ausstellung, hat dießmal die Ermordung des Herzogs von Guise, in dem Schlosse von Blois, dargestellt. Der Herzog liegt todt auf dem Boden und die Mörder statten so eben ihrem Herrn und Meister den Bericht ab. Die zwei Hauptfiguren des Gemäldes, Guise und Heinrich III, sind vollendet gezeichnet. Noch im Tode sieht man auf den Zügen des Herzogs die Ueberlegenheit und die geistigen Vorzüge, welche den feigen König veranlaßten durch Meuchelmord einen Gegner aus dem Wege zu räumen, welchen er auf offenem Wege zu bekämpfen nicht den Muth hatte. Nichts ist wahrer als diese Leiche; gänzlich todt verräth sie dennoch das so eben noch vorhandene Leben, und wenn gleich bewegungslos, besitzt sie mehr Kraft in jedem Gliede als der König in seiner ganzen Gestalt voll Leben und Triumph. Heinrich III öffnet leise die Thüre seines Gemaches, er wagt es kaum zu gehen, und schleicht mehr als er auftritt, er hat Furcht und Zittern noch vor dem Todten, und scheint seine treuen Henkersknechte um die Reihe zu fragen, ob der Herzog auch wirklich todt sey, was diese ihm mit Worten und Zeichen betheuern. Wenn auch vielleicht in den Nebenfiguren, in der Gruppe dieser wackern Mordwerkzeuge, etwas mehr Leben gewünscht werden könnte, so bleiben doch die Hauptgestalten in großer Vollkommenheit, und dieß reicht um so mehr hin, als Leidenschaft ohnehin bei diesen pflichtschuldigsten Knechten nicht zu suchen ist, die da mordeten, weil es ihnen befohlen war, wie sie dem Herzog die Schuhe geküßt haben würden, wenn es ihnen befohlen worden wäre, und als der Maßstab so außerordentlich klein ist — das ganze Gemälde hat ungefähr einen Schuh im Quadrat — daß man die Einheit der Züge und das Gepräge der Empfindungen auf diesen zwei so verschiedenen Gesichtern nicht genug bewundern kann.

Unter diesem Jahrmarkte von Bildern, unter diesen 2170 Rahmen hängt wohl noch mehr als eine gute Arbeit, allein es ist schwer sie herauszufinden und der Eckel beim Anblick aller dieser gemalten krämerlichen, spießbürgerlichen Eitelkeit in Frack, in Oberrock, in Schlafrock, mit Bärenmützen und mit Ehrenkreuzen, zu Pferd und zu Fuß, und aller dieser Damen, die Hände haben wollen wie die Venus selbst nicht gehabt, und die Alle die Hände auf den Leib legen wie Weiber in gesegneten Umständen, damit man sie — die Hände — und die Brillanten an den Fingern besser gewahre, macht ein längeres Mustern zum Brechmittel.

Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen.

Im Monat November, dem Zeitpunkt der Blüthe, ist ein Zuckerrohrfeld eines der prachtvollsten Gemälde der Natur. Je nach der Beschaffenheit des Bodens oder der Kultur richtet sich die Höhe der Pflanzen. Ist aber der Augenblick der Reife vorhanden, so prangt das ganze Feld als ein weiter Teppich im reinsten Goldglanze, dem die Sonnenstrahlen in breiten Purpurstreifen ihre verschiedenen Schattirungen aufdrücken. Die Spitze der Stängel ist schwärzlich grün, doch ändert sich, je nachdem die Pflanzen durch Wärme oder Reife trocknen, ihre Farbe, und wird rothgelb; lange und schmale Blätter fallen oben von den Stängeln herab, und scheinen sich zu öffnen, um einen Pfeil, eine Silberspitze, hervorspringen zu lassen. Seine Höhe schwankt zwischen zwei und sechs Fuß, und auf seiner Spitze schwebt sanft ein Busch weißer Federn, die sich in einer zarten Franze endigen, deren Farbe an die blühenden Büschel unserer Syringen erinnern.

Fängt aber diese Pflanzung, welche die Sonne wie zum Voraus für die Verwüstungen des Brandes zubereitet, Feuer, dann zeigt sich das malerisch-schrecklichste Schauspiel, dessen ganze Pracht nur ein Dichter oder Maler darzustellen im Stande ist; kein Brand hat dieses Erschreckende, keiner so reißende Flammen, wie der Blitz bahnen sie sich ihren Weg, und wie er verzehren sie auf was sie treffen. Manchmal fängt ein kurz zuvor abgeerntetes Feld Feuer, es dehnt sich aus, verbreitet sich und bedeckt bald den Hügel; es folgt den kreisförmigen Linien, die man zog zur regelmäßigen Pflanzung der Rohre; seine majestätischen Wellen haben anfangs einen Glanz und einen Schimmer, die nicht durch Worte zu schildern sind; wenn dann die Gewalt des Windes die Intensität der Wärme noch vermehrt, so nehmen sie eine düstere Färbung an, und man glaubt jene flüssigen Lavaströme zu sehen, die sich mit Ungestüm von feuersprühenden Bergen herabwälzen.

Sobald man bemerkt, daß das Feuer eine Pflanzung ergreift, schlägt man mit verdoppelten Schlägen auf die Appel-Muscheln; die Echos erdönen und senden den Schall weithin; der Lärm verbreitet sich auf den benachbarten Niederlassungen. Das Geräusch dieser Muscheln, der Anblick der Neger inmitten all der Feuer, das Ausdrucksvolle in ihren Pantomimen, ihre Arbeiten, das ungeduldige Toben und Lärmen der Weißen, die Gruppen von Pferden und Mauleseln, welche den Hintergrund des Gemäldes bilden, die Bewegung, Unordnung und Verwirrung, die überall herrschen, die Wirbelsäulen des Rauchs, das reißende Umsichgreifen der Flammen, das Knarren und Krachen der verbrennenden Rohre — all dieß bildet ein Schauspiel, das die Einbildungskraft nur unvollkommen zu schildern vermag, und das, bietet es sich dem Auge mitten in der Nacht dar, wahrhaft erhaben wird.

Sobald man im Augenblicke der Ernte in einer Pflanzung Feuer bemerkt, sucht man in aller Eile einen Theil davon einzusammeln, um dem Weitergreifen des Brandes Einhalt zu thun. Nichts gleicht der Schnelligkeit und Geschicklichkeit, die man in solchen Augenblicken an den Tag legt. Bricht es nach der Ernte in dem Gestrüppwerk aus, und verbreitet es sich mit Heftigkeit, so macht man schnell am Ende des Feldes einen Haufen von trocknen Blättern und Gräsern; es ist das kürzeste Mittel die Fortschritte des Feuers zu hemmen, wenn man es um diesen Haufen brennbarer Stoffe konzentrirt und es seine Richtung gänzlich ändern läßt. Die freien Zwischenräume, die man zwischen den Feldern läßt, bilden manchmal eine heilsame Schranke gegen die Fortschritte des Brandes; allein die brennende Dürre des Rasens, der dieselben bedeckt, ist von der Art, daß es aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln bedarf, um zu hindern, daß dieser Boden sich nicht selbst entzünde.

G o a.

(Fortsetzung.)

Was Reinheit und Schönheit des Styls betrifft, gebührt der Kirche des heiligen Cajetans, hinsichtlich der großartigen Dimensionen aber der des heiligen Dominikus der Vorzug. In Pracht der innern Ausschmückung übertrifft die Kirche des heiligen Augustin alle übrigen, den tiefsten Eindruck auf das Gemüth aber läßt die vom guten Jesus zurück, denn hier ruhen in einem Sarge von herrlichem italienischem Marmor mit Bronzeschildern geschmückt, auf denen seine verschiedenen Pilgerfahrten vorgestellt sind, die Gebeine des heiligen Xaver, über die sich ein Altar von Silber und Erz erhebt. Der heilige Xaver starb im Jahre 1552 auf der Insel Sancian an der Küste von China. Sein Leichnam wurde nach Malacca und von da im Jahre 1554 mit großem Gepränge nach Goa gebracht, wo man ihn im Kollegium von St. Paul beisetzte. Dort soll er mehrere Jahre, vollkommen erhalten, dem Publikum gezeigt worden seyn. Im Jahre 1584 wurde er dahin versetzt, wo er sich noch jetzt befindet, und bis zum Jahre 1788 zu verschiedenen Zeiten öffentlich ausgestellt. Dann verschloß man ihn in den mit drei Schlössern versehenen Altar, deren Schlüssel vom Erzbischof, dem Senat, und der dritte in Lissabon aufbewahrt werden.

Im Innern der Kirche ruhen außerdem noch mehrere Vicekönige, Erzbischöfe und solche Beamte, die sich durch ruhmwürdige Thaten oder religiösen Heroismus ausgezeichnet haben. Alle liegen unter dem Fußboden der Kirche, und eine Tafel von Erz oder Marmor bezeichnet die Stelle, wo sie ruhen.

In dieser Kirche findet bei Ankunft eines jeden neuen Gouverneurs eine ganz eigene Feierlichkeit statt: der Gouverneur begibt sich nämlich im größten Staat dahin und verehrt dem Heiligen einen Stab, wogegen er einen andern aus den Händen des Erzbischofs empfängt. Dieß nennt man das Amt von dem Heiligen empfangen.

Hier soll auch der vollkommen erhaltene Körper der heiligen Pauline aufbewahrt werden, wenigstens ist eine noch ganz gut aussehende Hand sichtbar. Man kann sich indeß des Gedankens an mönchische Täuschung, um das Volk anzulocken, nicht erwehren, denn höchst wahrscheinlich ist die ganze Figur aus irgend einer Komposition verfertigt. Wenigstens läßt sich bei dem Klima von Goa nicht erwarten, daß sich ein menschlicher Körper zwei Jahrhunderte lang in einem vollkommen guten Zustande erhalten könnte.

Von den vielen Gemälden, welche die Altäre und die Wände der verschiedenen Kirchen bedecken, sind nur wenige beachtenswerth. Nur in der Kirche von St. Cajetan befinden sich einige bessere, mit denen die sieben Altäre geschmückt sind; sie stammen aus Italien, und sind die besten, welche Goa aufzuweisen hat. Außerordentlich schön sind die aus italienischem Alabaster gearbeiteten Weihbrunnenkessel.

Die größte und am reichsten verzierte Kirche in Goa ist die Kathedrale, in welcher der Erzbischof bei feierlichen Gelegenheiten das Amt hält. Das Aeußere des Gebäudes ist einfach, aber im Innern hält es 200 Fuß in der Länge, und, eine Reihe von Kapellen an jeder Seite ungerechnet, 80 Fuß in der Breite. Durch zwei Reihen von Pfeilern wird es in drei Schiffe getheilt. Der Seitenflügel, der einen rechten Winkel mit dem Schiffe bildet, ist ungefähr 150 Fuß lang und 50 breit; der Chor erhebt sich nur einige Stufen hoch, und ist so breit als das Mittelschiff, oder ungefähr 45 Fuß. Das Mittelschiff ist gewölbt, 50 Fuß hoch und wird durch oben angebrachte Fenster erleuchtet. Die Seitengänge sind etwas niedriger. Die Kathedrale hat nicht weniger als fünfzehn Altäre, von denen der Hochaltar die ganze Vorderseite des Chors bis zur Wölbung hinauf einnimmt. Er ist in drei Reihen Nischen abgetheilt, eine über der andern und drei in jeder Reihe, die durch gewundene und vergoldete Säulen getrennt sind. Diese Nischen sind mit Gemälden bedeckt und der ganze Altar prächtig vergoldet. Das Gemälde in der mittlern Nische der untern Reihe stellt die heilige Katharina vor, wie sie ihren eigenen Vater tödtet, einen Türken, der ihre Hinrichtung befohlen hatte, weil sie zum Christenthum übergetreten war. Er liegt todt zu ihren Füßen und die Heilige hält den blutigen Dolch in der Hand. Die katholische Legende sagt, daß sie eine Prinzessin von Alexandria war, nach ihres Vaters Tode den Thron bestieg, und daß alle ihre Unterthanen Christen wurden.

Pangi ist jetzt der Sitz der Regierung; es liegt dicht am Wasser auf dem niedern steinigen Ufer des Flusses. Einige wenige Gebäude, worunter das der Regierung, leihen dem Orte, vom Wasser aus betrachtet, einen artigen Anblick, allein der größte Theil der Bewohner haust in elenden halb hinter Kokospalmen versteckten Hütten. Es gibt weder Fahrstraßen, noch Pferde, Esel oder Kamele auf der Insel. Alle Güter werden durch Lastträger oder auf Booten transportirt, von welchen letztern mehrere wohl bemannte nach allen Richtungen hinfahren; das Geschrei, welches die Mannschaft während des Ruderns erhebt, ist eines der unangenehmsten, die man nur hören kann. Die Bevölkerung von Pangi beläuft sich auf etwa 9000 Seelen.

Westlich von Goa liegt die artige Vorstadt St. Peter oder Pannelo mit ungefähr 1500 Einwohnern, und zwischen dieser und Pangi das hübsche Dorf Ribunder mit ungefähr 3000 Bewohnern. Hier leben die meisten der begüterten vornehmern Portugiesen, und hier befindet sich auch der Civil- und Kriminalgerichtshof der Kolonie. Dieses Dorf ist mit Pangi durch einen schönen theils durchaus gemauerten, theils mit Bogen versehenen Dammweg verbunden, der durch Sümpfe und Gewässer führt, die sich in den Hauptstrom ergießen; dieser Damm ist vielleicht das schönste Bauwerk dieser Art in Indien. Goa, St. Peter, Ribunder und Pangi liegen sämmtlich am südlichen Ufer; wenn man durch Pangi ungefähr eine Meile weit gegen Westen geht, so kommt man an die offene Bai, wo der Fluß in das Meer fällt. Hier, am nördlichen Ufer, steht das Fort Reis mit seiner halben Batterie Kanonen; an die Barre schlägt die Brandung, die hier stets bedeutend ist. Etwa zwei Meilen weiter weg erheben sich die beiden Vorgebirge, welche den Eingang in den Hafen bilden; gegen Norden das Fort Aguad und gegen Süden das Kloster der reformirten Franziskaner zu Cabo, und an dieses letztere stoßen die Kasernen und das Hospital, die von 1801 bis 1815 von englischen Truppen besetzt waren.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Aus offiziellen auf dem Präfekturbureau der Seine niedergelegten Berichten ergibt sich (dem Londoner medizinischen und chirurgischen Journal zufolge), daß die Einnahme der Pariser Spitäler im Jahre 1835 sich auf 10,186,588 Franken belief, die sämmtlich ausgegeben wurden. Den bedeutendsten Theil der Einkünfte bilden Miethzinse mit 1,136,271 Fr., Staatsrenten mit 4,201,472 Fr. und von der Stadt Paris 5,258,000 Fr. Die niedrigsten Einkünfte werfen Beiträge von Privaten ab, 11,000 Fr.; Einkünfte vom Mont de Piété oder den privilegirten Leihhäusern 281,970 Franken; von den Theatern 60,000 Fr. Von den Departements beziehen die Spitäler ebenfalls 400,000 Fr., und zwar für die Unterhaltung der Findlinge, weil man voraussetzt, daß nicht alle diese armen Geschöpfe von Pariser Eltern kommen. Unter den Ausgaben stehen die für Nahrung und Pflege der Armen mit 5,627,906 Fr. oben an. Es muß hier bemerkt werden, daß in den französischen Hospitälern viele Kranke für ärztliche Behandlung und Pflege bezahlen, was in dem genannten Jahre 586,100 Fr. einbrachte. Fernere Ausgaben: für außer dem Hause geleisteten Beistand 1,516,025 Fr.; Findlinge und Waisen 1,450,000 Fr.; Material, Bettfurnitur u. s. w. 1,581,478 Fr.; Verwaltungskosten 1,135,026 Fr. — Diese wohlthätigen Anstalten zerfallen in drei Abtheilungen; erstens in Hospitäler, 24 an der Zahl, von denen 13 Krankenanstalten mit 5337 Betten sind; 11 sind Armenanstalten (hospices) für alte gebrechliche Leute und Waisen, in denen 11,740 Personen Unterkunft finden. Die Gesammtanzahl der Betten in allen diesen Anstalten beläuft sich auf 17,077. Die zweite Klasse bilden gewisse Zufluchts- oder Versorgungshäuser und Schulen; die Zahl der in denselben untergebrachten Personen belief sich im Jahre 1835 auf 68,986. In die dritte Klasse gehören die Findelhäuser.

*

In dem Dorfe Rosutt, nahe bei St. Amand, fand man kürzlich 4 bis 500 römische Bronzemedaillen mit den Bildnissen der Kaiser und Gegenkaiser vom Jahre 250 bis etwa 275 n. Ch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 148. 28 Mai 1835.

Die Sprache der Albaneser oder Schkipetaren.

Unter diesem Titel erschien *) von dem bekannten militärischen Schriftsteller J. von Xylander eine Zusammenstellung des Wissenswürdigsten über diese Sprache, theils aus wenig bekannten, theils aus ziemlich unzugänglichen Werken geschöpft. Wenn gleich gegen die Behandlung der Sache von dem streng wissenschaftlichen Standpunkte aus sich manches einwenden läßt, was übrigens der Verfasser selbst anerkennt, so hat derselbe doch auch der Völkerkunde **) hier einen Dienst geleistet. Fragte man sonst nach der Sprache dieses vereinzelt dastehenden Volkes, so erhielt man immer die kurze von Unwissenheit zeugende Antwort: „es ist ein Gemisch von griechisch, lateinisch und türkisch. Ein Gemisch ist es allerdings, aber ein solches Gemisch macht noch keine Sprache aus, es fragt sich, was ist der Grund der Sprache, und hierüber blieb man gewöhnlich die Antwort schuldig.

Die Lage und Verhältnisse des Volkes seit so vielen Jahrhunderten lassen erwarten, daß von den Sprachen der umwohnenden Völker, namentlich der Griechen, und in neuerer Zeit auch der Türken, eine Menge Worte eingedrungen seyn müssen: ein Gleiches ist mit der römischen Sprache und ihren Töchtern der Fall, allein nach allem dem bleibt immer noch ein erheblicher eigener Stamm übrig. Unter etwa vierthalbtausend Worten, welche Xylander sammelte, finden sich ungefähr 190 türkische oder auch arabische und persische Worte, die im Türkischen gebraucht werden, 400 griechische, 650 lateinische und 60 slavische, dieß macht 1300 Wörter oder etwas über den dritten Theil. Herr v. Xylander scheidet nicht gehörig das zufällige Daseyn fremder Bestandtheile von demjenigen, welches aus Verwandtschaft der Sprache herrührt, denn so führt er an, daß ungefähr 500 Worte mit den in den verschiedenen germanischen Dialekten gebräuchlichen übereinstimmen. ***) Daß die geringe Anzahl türkischer Worte rein zufällig sich in der Sprache vorfindet, und nur durch die neueren Verhältnisse der beiden Völker in dieselbe übergegangen ist, braucht keines Beweises. Eben so erklärlich ist das Vorhandenseyn der 400 griechischen Worte, so wie der 60 slavischen, wobei nur zu verwundern ist, daß deren nicht mehr sind, da die Albaneser seit so manchen Jahrhunderten von Völkerschaften umgeben sind, welche slavische Dialekte reden. Merkwürdiger schon ist die große Zahl römischer Wörter, die nur zu einem sehr geringen Theile romanischen Ursprungs, d. h. aus den Töchtersprachen der römischen abgeleitet sind, wie die altrömische Aussprache beweist, z. B. ergent, Silber, kiel, Himmel, wonach also die Aufnahme dieser und ähnlicher Wörter früher erfolgt seyn muß, ehe die Aussprache des c und g vor e und i sich änderte.*) Es läßt sich die große Menge römischer Worte nur aus dem langen Verkehr mit Rom, aus der Ansiedlung römischer Kolonien u. dgl. erklären. Immerhin bleiben aber auch diese römischen Worte ein ganz fremdartiger Bestandtheil.

Anders ist dieß mit den deutschen und gälischen Worten: diese lassen sich nur aus der innern Verwandtschaft der Sprachen erklären, gerade so wie die große Menge deutscher Worte im Persischen nur auf einen gemeinsamen Ursprung hindeuten kann. Die Zahl derjenigen Worte, welche ganz oder beinahe mit dem jetzigen deutschen Worte übereinstimmen, ist freilich nicht groß, obwohl sich auch hier oft äußerst überraschende Aehnlichkeiten finden, **) desto bedeutender aber ist die Menge derjenigen Worte, deren Bedeutung oder Laut einigermaßen verändert ist, die aber offenbar demselben Stamme angehören; z. B. kau,

*) In der Andreäischen Buchhandlung in Frankfurt.

**) Seine andern Zwecke, wozu namentlich auch gehört, den in Griechenland befindlichen Deutschen, welche mit Albanesern in mannichfachen Verkehr kommen können, eine Anleitung an die Hand zu geben, gehen uns hier nicht an.

***) Auch will er von den eigentlich albanesischen Worten die baskischen, keltischen und tschudischen (?) abziehen; sehr mit Unrecht, denn eben so wohl könnte man auch von den 12,000 persischen Wurzelwörtern die 3 bis 4000 rein germanischen Worte abziehen wollen. Wo würde man damit hingerathen?

*) Merkwürdig ist kiel auch wegen des eingeschobenen i oder eigentlich j, eine Eigenthümlichkeit der Aussprache, die sich bei Türken, Slaven, Dänen und zum Theil noch bei den Engländern trifft (deren Aussprache ohnehin ohne Kenntniß des Dänischen sich nicht leicht erklären läßt, da sie die angelsächsische Schreibart behielten, und die dänische Aussprache annahmen); so sagt der Türke kiatib, Schreiber, statt des arabischen katib; askier, das Heer, statt asker, im Russischen ist es Regel, das e im Anfang der Worte und nach Vokalen auch in der Mitte wie je auszusprechen; im Dänischen sagt man jord, Erde, jevn, eben, namentlich aber gehört hieher das gj., z. B. gjelte, gelten, gjerne, gern. Im Englischen findet sich diese Eigenthümlichkeit hauptsächlich nur beim u, z. B. human, sp. jumen, use, sp. juse.

**) Z. B. stap, Stab, nat, Nacht, mase, Maß; miel, Mehl, grope, Grube, stigt: er stach u. dgl.

Ochse, deutsch Kuh; purre, Mann, deutsch: Pursche, auch Bauer, das alte baro. Diese Beispiele lassen sich leicht sehr vermehren, auch ohne daß man sich in ein weitläufiges Etymologisiren einläßt.

Was die Formenlehre der Sprache betrifft, so scheint sie manche Aehnlichkeit mit den gälischen Dialekten darzubieten, auch klingen einige persische Bildungsformen an, z. B. die Bildung der zukünftigen Zeit mit der Vorsylbe me. Ueberhaupt ist die Bildung namentlich der Zeitwörter dem sonstigen Charakter der sogenannten indogermanischen Sprachen völlig angemessen.

Aus diesen wenigen Andeutungen scheint wenigstens für die Abstammung des Volkes und der Sprache so viel hervorzugehen: die Albaneser oder Schkipetaren, *) wie sie sich nennen, sind kein während des Völkersturmes zwischen dem vierten und zehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erst in diese Gegenden, die sie noch bewohnen, eingewanderter Stamm, sondern sie haben sich seit unvordenklicher Zeit unter mannichfachen Stürmen und Anfechtungen in ihren Wohnsitzen behauptet, sie gehören der großen Völkerfamilie an, die man namentlich seit Alexander dem Großen mit dem sehr unbestimmten Namen Illyrier, früher aber mit dem noch unsicherern Namen der Thraker bezeichnet hat. Je weniger man von diesen Völkern weiß, die erst von Griechen, nachher von den Römern angegriffen und bezwungen, endlich völlig erlagen, und das Wenige, was ihnen diese noch von Nationalität übrig gelassen, in dem verwüstenden Sturme, den die slavischen Völker über Südosteuropa gebracht, **) völlig verloren, desto mehr Aufmerksamkeit verdient dieser kleine Volksstamm, der im Gebirge seine uralte Sprache bewahrt hat, deren gründliche Untersuchung manche Dunkelheit in der alten und so interessanten Geschichte des südöstlichen Europa's aufhellen kann, um so mehr als sich Ueberreste dieser Sprache oder anderer mit ihr verwandte Dialekte in der Sprache der Wlachen und anderer Volksstämme jenes Länderstrichs finden müssen.

*) Schkipetar heißt wohl nichts anders als Gebirgsbewohner von Schkipe, Fels, Felsengebirg, und der männlichen Ableitungssylbe tar.

**) Siehe Fallmerayers Geschichte.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

(Fortsetzung.)

Während dieser ganzen Zeit befand sich in der Kolonie ein Offizier von ausgezeichneter Thätigkeit und Einsicht, der Generalkommissär der östlichen Provinz, der, wie man glaubt, den besondern Auftrag hatte, ein wirksameres und menschlicheres Gränzsystem einzuführen. Aber diesem Offizier wurde, aus Gründen, die nur der Kolonialregierung und vielleicht auch der in England bekannt waren, nicht gestattet den Plan fortzusetzen, den er mit so gutem Erfolge am Katzenfluß begonnen hatte, er ward im Gegentheil meistentheils ohne alle Beschäftigung in der Kapstadt zurück=, und über die wichtigsten Gränzvorfälle in völliger Unwissenheit gehalten, während die alte, kurzsichtige und barbarische Politik in vollem Glanze blieb. Dieß war wenigstens die allgemeine Meinung in der Kapstadt, als Kapitän Stockenstrom, dieß war der genannte Offizier, die Kolonie unwillig verließ, nach England ging, und seine Bestallung zu einem ehrenvollen und wichtigen Amte, das man zu einer nutzlosen und gehässigen Sinekure gemacht hatte, in die Hände der Regierung zurückgab.

Es wäre leicht, das neuere Gränzsystem zu schildern durch Aufzählung zahlreicher Angriffe der Kolonialbehörden, so wie der gewaltthätigen und tyrannischen Handlungen von Einzelnen. Doch damit würde man nie zu Ende kommen, und ich will mich darauf beschränken, die Behandlung Eines Häuptlings näher zu bezeichnen. Makomo, der älteste Sohn Gaika's, ist einer der Häuptlinge vom höchsten Range an der Gränze. Nach den Sitten der Amakosa's ist er nicht der Haupterbe des Ranges seines Vaters, sondern der legitime Nachfolger ist Sandili, ein Knabe von 12 Jahren, aber von höherem Blute als Makomo, da seine Mutter eine Schwester Pomana's, des Amatembuhäuptlings ist: Sandili ist auch von dem ganzen Stamme, so wie von seinem ältern Bruder, als das künftige Haupt desselben anerkannt, aber Makomo ist an Gewalt der nächste nach ihm, und scheint mit Sandili's Mutter die Regentschaft zu theilen. Alle welche ihn persönlich kennen, halten ihn für einen Mann von ausgezeichnetem Verstande und Rechtschaffenheit. *) Wir wollen nun sehen, welcher Art die Behandlung war, die dieser Häuptling bis auf die neuesten Zeiten von Seite der Kolonie erfuhr.

Die räuberischen Angriffe gegen Makomo in den Jahren 1823 und 1824, so wie die unbestraft gebliebene Ermordung seiner Abgesandten zu Glenlynden sind bereits erwähnt worden. In den Jahren 1828 und 1829 war eine Fehde zwischen Makomo und Chellala, einem benachbarten Amatembuhäuptlinge, während welcher der erstere die Heiligkeit des Kolonialgebiets verletzt haben soll, indem er seinen Feind über die Gränze trieb, und einige Leute desselben, die in dem Tarkadistrikt eine Zuflucht suchten, ergriff und ausplünderte. Makomo gab eine Erklärung dieses Vorfalles, der zufolge er der Beleidigte war, indem er auf Anstiften seines Feindes Chellala von Oberst Somerset zweimal angegriffen, und gezwungen wurde, mehr Vieh zurückzugeben, als er dem Amatembuhäuptling abgenommen hatte, obwohl der letztere wirklich die Räubereien in der Kolonie begangen, deren

*) Herr Bruce, der in der ostindischen Kompagnie eine hohe Stelle begleitet, besuchte im Jahre 1835 Makomo und andere Gränzhäuptlinge, und machte in den Kapzeitungen ihren Bericht von der durch die Kolonisten erfahrenen Behandlung bekannt. Er ertheilt namentlich Makomo und Botma als sehr verständigen und redlichen Männern großes Lob, und doch war es Kolonialpolitik, sie als kaffrische Räuber und Landstreicher zu behandeln, und im Verkehr mit ihnen jeden Grundsatz des Völkerrechts außer Acht zu setzen. Botma äußerte sich einmal gegen Bruce: „es sind drei Dinge, die ich stets bedauern muß; erstens, daß ich nicht in einer Sprache sprechen kann, die wir gegenseitig verstehen, um Euch all das Unrecht zu erzählen, das die Kolonie meinen Leuten angethan hat; zweitens, daß ich nicht ein Buch schreiben, und das Unrecht veröffentlichen kann; das dritte und letzte ist, daß ich nicht ein Schiff besteigen, und all das Unrecht dem König von England vor Augen legen kann.“

er, Makomo, angeklagt worden war, und kurz zuvor seinen Verwandten und Bundesgenossen Pomana, gleichfalls einen standhaften Freund der Kolonie, erschlagen hatte. Wie es nun auch mit diesen Clanfehden, die, wie man glauben sollte, die Kolonie nichts angingen, gewesen seyn mag, gewiß ist, daß im Mai 1829 Makomo und sein Clan auf Befehl der Kolonialregierung aus einem großen und fruchtbaren Landstrich an den Quellen des Katzenflusses, der später einer Hottentotten-Niederlassung angewiesen wurde, vertrieben wurden, unter dem Vorwande, dieser Landstrich liege innerhalb der Gränzen des abgetretenen Gebiets, man habe Makomo nur daselbst, so lange er sich gut benommen, geduldet, die Ansprüche auf diesen Besitz aber habe er verwirkt, indem er Chellala beraubte, mit einer bewaffneten Bande über die Gränze ging, und seine Leute Räubereien auf dem Gebiete der Kolonie begehen ließ. Makomo wurde also mit seinem ganzen Clan hinausgewiesen, und obwohl diese Ausweisung in anderer Beziehung auf eine milde Weise bewerkstelligt wurde, so wurden doch nicht bloß die kaffrischen Dörfer, sondern auch die unter Makomo's Schutze errichtete Missionsanstalt von Balfour zerstört.

Makomo wich dießmal ohne Widerstand, doch nicht ohne kräftige Vorstellungen zu machen. Viele Gerüchte wurden damals in der Kolonie verbreitet, er sey thätig beschäftigt einen furchtbaren Bund der Kafferhäuptlinge zu Stande zu bringen, um die große Gebietsstrecke, deren seine Nation in den letzten zehn Jahren auf eine so ungerechte Weise beraubt worden war, durch Waffengewalt wieder zu erringen. So augenfällig aber auch aus den oben angeführten Thatsachen hervorgeht, daß, wenn die Kafferhäuptlinge einen solchen Bund schließen, sie das Recht und die Gerechtigkeit völlig auf ihrer Seite hätten, so fand doch in der That keine solche Verbindung, keine feindliche Demonstration irgend einer Art statt. Wie groß auch ihre Entrüstung und ihr Unwille gewesen seyn mögen, sie unterdrückten diese Gefühle und blieben im Frieden. Sie sind längst völlig überzeugt, daß sie nicht im Stande sind, der Macht der Kolonie Widerstand zu leisten, und das Elend, welches die frühern Angriffe der Engländer über sie gebracht haben, war so furchtbar und gräßlich, daß wahrscheinlich nur der höchste Grad von Tyrannei, unter welcher die lang andauernde Geduld endlich der Wuth der Verzweiflung weicht, sie wieder zu einem allgemeinen Krieg mit der Kolonie treiben kann. Treibt man sie aber wirklich zu diesem Aeußersten, dann wird es ein barbarischer Krieg, ein Krieg der Vertilgung.

Es ist anerkannt, daß Makomo auf jede Weise seinen Wunsch zu erkennen gab, in Frieden mit der Kolonie zu leben, und ruhig in dem schmalen Landstrich am Chumi zu wohnen, den der Generalkommissär Stockenstrom und der Kommandant Somerset nach seiner Vertreibung vom Katzenflusse im Jahre 1829 in seinem Besitze ließen, und den auch Sir Lowry Cole ihm ausdrücklich garantirt zu haben scheint. Er hat stets die Missionäre und Handelsleute geschützt, er hat bereitwillig seine eigene Leute, von denen einige Raub an den Kolonisten begingen, streng gestraft, und zu wiederholten Malen gestohlenes Vieh, das von unbekannten Räubern aus andern Clans durch sein Gebiet getrieben worden war, vier- und fünffach ersetzt. Trotz alles dessen wird er von den Kolonisten fortwährend mitleidslos mißhandelt, obwohl Oberst Somerset, der früher so streng gegen ihn verfuhr, später eine freundlichere Gesinnung angenommen haben soll.

Am 7 Okt. 1827 wurde Makomo von Hrn. Read eingeladen, einer jährlichen Zusammenkunft der Auxiliar-Missionsgesellschaft zu Philipton am Katzenflusse beizuwohnen. Der Häuptling wandte sich an den Offizier, der den nächsten Gränzposten kommandirte, und bat um Erlaubniß der Versammlung beiwohnen zu dürfen, die ihm jedoch rund abgeschlagen wurde. Er wagte es dennoch auf einem andern Wege zu kommen, mit seinem gewöhnlichen Gefolge, aber völlig unbewaffnet, und hielt eine Rede, worin er den Vorschlag Hrn. Thomsons, des Geistlichen der englischen Kirche, unterstützte, welche auf die Bekehrung der Kaffern abzweckte. In der kräftigen Sprache seines Landes sprach er von dem rohen Verbot, dieser christlichen Versammlung beizuwohnen, während eine große Anzahl Handelsleute sich im Kafferland befänden.*) „Es sind keine Engländer am Katzenfluß, es sind keine Engländer in Grahamstown, sie sind alle in vollständiger Sicherheit mit Weibern und Kindern in meinem Lande, während ich hier stehe, wie ein Spitzbube und Landstreicher, der sich hereinstehlen muß." Dann wandte er sich an seine Leute und sagte: „Ihr Söhne Kahabis, ich habe euch hieher geführt, damit ihr sehet, was das Wort Gottes gewirkt hat. Diese Hottentotten waren gestern noch verachtet und unterdrückt, wie wir, die Kaffern, es heute sind. Aber seht was das große Wort für sie gethan hat. Sie waren todt, jetzt leben sie; sie sind noch einmal Menschen geworden. Geht und erzählt meinem Volke, was ihr gehört und gesehen habt; denn solche Dinge, wie wir sie hier gesehen und gehört, hoffe ich bald auch in unserem Lande zu finden. Gott ist groß, der es gesagt hat, und der es sicherlich ausführen wird." Während so der afrikanische Häuptling seinen Leuten die Annahme des großen Worts empfahl, das eine gesellschaftliche und geistige Wiedergeburt mit sich bringe, erschien plötzlich von dem militärischen Posten eine Abtheilung Dragoner, um Makomo zu verhaften, weil er ohne Erlaubniß die Gränze überschritten habe. Dieß wurde auf die brutalste und beleidigendste Weise ins Werk gesetzt, sogar nicht ohne Lebensgefahr für den Häuptling durch das schändliche Benehmen eines betrunkenen Sergeanten, obwohl nicht der mindeste Widerstand versucht ward. Diese Thatsachen wurden mit mehreren empörenden Einzelnheiten in zwei Kapzeitungen bekannt gemacht, sie wurden nicht widersprochen, aber auch keine Aufklärung darüber gegeben.

Der South African Advertiser vom 30 Nov. 1833 enthält ein hieher gehöriges Schreiben von einem Handelsmanne (Trader) aus Grahamstown, der über die Behandlung der Kaffern Nachstehendes bemerkt: „ich will nicht allen Tadel auf die Behörden werfen, das ganze System ist durchaus falsch. Ein Gouverneur kommt nach dem andern und galoppirt herum, aber ihre Gedanken sind durchaus militärisch; statt an Versöhnung zu denken, suchen sie den besten Platz zu einer militärischen Station. Sie sind so gewöhnt zu befehlen, daß sie einen unbedingten Gehorsam auch

*) Zu dieser Zeit befanden sich über 200 Handelsleute aus der Kolonie zum Theil mit Weibern und Kindern im Kafferlande.

von unabhängigen Häuptlingen verlangen, welche 20,000 Unterthanen haben, die ihnen schon von Geburt an ergeben sind, und um sie zu unterstützen ihr Leben aufopfern würden; man bedroht die Häuptlinge, wenn sie nicht die erhaltenen Befehle vollstrecken, augenblicklich mit einem Kommando. Ich habe gesagt, ich werfe nicht allen Tadel auf unsere Behörden hier, aber ich muß gestehen, daß ihr Benehmen keineswegs versöhnlich ist. Man nimmt gegen die Kaffern durchaus ein hochmüthiges Wesen an, das sie noch einmal zum Kriege treiben wird. Möge diese Zeit nicht näher seyn, als man glaubt."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830. *)

(Von einem französischen Offizier, der derselben beigewohnt hat.)

Seit der Zeit Ludwigs XIV hat Frankreich mehrere Versuche einer Niederlassung auf der Insel Madagascar unternommen, weil es die Wichtigkeit einer solchen bei der Nähe der Inseln Isle de France und Bourbon nur allzu sehr fühlte. Diese Unternehmungen fielen jedoch in Folge des Unverstandes derer, denen die Leitung anvertraut war, und der wenigen Mittel, welche die Regierung dazu bewilligte, immer unglücklich aus.

Gleichwohl leistete die Regierung auf ihre Kolonisationsentwürfe nie Verzicht. Im Jahre 1821 gründete sie eine Niederlassung auf der kleinen Insel St. Maria; allein auch dieser Versuch fiel nicht besser aus als der frühere. In kurzer Zeit rieb das verheerende Klima die ganze Besatzung und die Mannschaft der Fahrzeuge auf, die verödet auf der Rhede blieben, wo man noch heutzutage die Trümmer derselben gewahrt.

Die große Sterblichkeit, die gänzliche Nullität der Kolonie und ihre kostspielige Unterhaltung hätten die Regierung für immer von ähnlichen Unternehmungen heilen sollen. Allein sie war schlecht unterrichtet. Anfangs hatte man ihr glauben gemacht, es gebe Alles vortrefflich, und es sey nöthig den Kreis unserer Besitzungen durch eine Niederlassung auf der großen Insel in der Nähe von Tintingue zu erweitern, wo sich eine treffliche Rhede finde, die sich ganz zur Anlegung eines militärischen Postens eigne. Dieser Umstand war allerdings für Frankreich sehr wichtig; denn die Rheden von Bourbon sind, besonders zum Ueberwintern, so schlecht, daß sich seit der Wegnahme von Isle de France durch die Engländer behaupten läßt, daß die Franzosen in ganz Indien nicht einen militärischen Posten, ja nicht einmal einen guten Hafen besitzen.

Durch diese Gründe bestimmt, entsendete der damalige Seeminister, Hyde de Neuville, eine Fregatte von der Station von Rio-Janeiro, kombinirte ihre Ankunft zu Bourbon mit der einiger anderer Schiffe und einer Truppensendung nach der Kolonie, und befahl dem damaligen Gouverneur der Insel Bourbon, Herrn von Cheffonville, aus allen diesen kleinen Abtheilungen eine Division zu formiren, welche unter den Befehlen des Schiffskapitäns G. eine Gesandtschaft nach Madagascar bringen sollte; diese Gesandtschaft hatte den Auftrag, der Königin von Madagascar im Namen des Königs von Frankreich Geschenke anzubieten, und sie in Kenntniß zu setzen, daß wir von dem Punkt Tintingue Besitz nehmen würden. Die Befehle des Ministers waren genau abgefaßt; die Sendung des Schiffskapitäns schien eine friedliche. Die Division sowohl als die Truppen waren nur bestimmt ein kriegerisches Gepränge zu entwickeln, und der Königin einen hohen Begriff von Frankreich beizubringen.

Die Insel Madagascar liegt unter dem 23° 18′ der Breite und unter dem 40° 49′ der Länge. Ihre Länge beträgt etwa 340 Stunden; die Zahl ihrer Bewohner mag sich auf 2 Millionen belaufen. Eine Gebirgskette durchstreift sie von Norden nach Süden. Sie hat weite Ebenen, breite und tiefe Flüsse und unermeßliche Wälder, welche treffliches Bauholz liefern. Die Meeresufer sind im Allgemeinen sehr ungesund wegen des sumpfigen Bodens, der sich zum Reißbau vortrefflich eignet. Im Innern des Landes ist das Klima gesund, und gemäßigter als an den Küsten. Getreide und der Weinstock würde sehr gut hier fortkommen; auch hat die Insel einige Eisen- und Silberminen. Die Einwohner theilen sich in mehrere Kasten, welche man durch die Verschiedenheit ihrer Haare, Farbe, Sprache und Sitten von einander unterscheidet. Die drei Hauptkasten sind: die Ovas, die Saclaven und die Malgaschen.

Die bewährteste Ansicht geht dahin, daß die Ovas von den Arabern abstammen, die sich einst in der Mitte der Insel niederließen. Ihre Haut ist kupferfarbig; aber ihre Haare und ihre Gesichtszüge haben große Aehnlichkeit mit denen der Europäer. Die Ovas sind stolz und kriegerisch.

Radama Manjaka, ihr letzter König, hat nicht wenig zur Civilisation seines Volkes beigetragen. Die Natur hatte diesen Fürsten mit einer edlen Seele und einem unter diesem Himmelsstriche seltenen Genie begabt. Er liebte den Ruhm, kannte die Geschichte unserer großen Männer, von denen er sich Bildnisse verschafft hatte, und bewunderte ihre Thaten. Häufig fand man ihn vor Napoleons Büste in Betrachtungen versunken. Unter seiner Regierung erhoben sich Buchdruckereien, Schulen für die ersten Elemente des Lesens und Schreibens und der Mathematik, und Werkstätten für Bijouterie- und Schlosserwaaren. Da er Eroberungen machen wollte, so bemühte er sich ein Heer zu schaffen und die strengste Mannszucht in demselben einzuführen. Wer vor dem Feinde floh, ward lebendig verbrannt. Ein geschlagener General mußte in der Hauptstadt sein Benehmen rechtfertigen und sich der Giftprobe unterwerfen; starb er, so galt er für schuldig; hielt er die Probe aus, so ward er für unschuldig erklärt. Radama führte, stets glücklich in seinen Unternehmungen, Krieg mit allen kleinen Fürsten der Insel, besiegte sie, und unterwarf ganz Madagascar seiner Herrschaft. Unglücklicherweise raffte ihn der Tod noch in seiner Jugend und zu frühe für sein Land hinweg. Er starb den 24 Julius 1828 in einem Alter von 27 Jahren. Seine Unterthanen zeigten durch ihren tiefen Schmerz, daß sie den ganzen Verlust, der sie betraf, zu fassen fähig waren. Die Weiber schnitten sich nach altem Gebrauche die Haare ab. Eine allgemeine Trauer verbreitete sich über die ganze Insel. Sein Leichenbegängniß war prächtig. Die Leiche ward in einem Sarge von Silber durch die ersten Beamten des Reichs in ein besonders hiezu erbautes Mausoleum gebracht. Sechs der schönsten Pferde des Königs und 200 Ochsen wurden ihm geopfert.

Die Königin Ranavalo hatte den Obergeneral des Heeres zum Geliebten, dem sie mittelst Anwendung unzähliger Ränke ihre Hand reichte.

Doch wir kehren zur Beschreibung der verschiedenen Kasten der Insel zurück.

Malgaschen. Malgaschen oder Madecassen nennen die Europäer im Allgemeinen alle Eingebornen von Madagascar. Auf der Insel selbst nennt man nur die Nomadenkaste Malgaschen, die, in verschiedene Stämme getheilt, die Küsten von Madagascar bewohnen. Die Haut der Malgaschen ist sehr schwarz, ihre Haare sind kraus, und ihre Züge lange nicht so regelmäßig als die der Ovas. Der Malgasche ist weichlich, feig und weibisch. Hat er ein Haus oder eine Pirogue, so bringt er, besonders wenn die Zeit des Reißbaues noch nicht herangenaht ist, den ganzen Tag damit zu, daß er auf einer Matte sitzt und auf einem aus Bambus gefertigten Instrumente spielt, dessen düstere Töne melancholisch stimmen. Der Reißbau und die Wartung seiner Heerde sind seine Hauptbeschäftigung. Die Weiber arbeiten an sehr feinen Geweben aus der Rinde eines Baumes.

Saclaven. Saclaven heißt man die Einwohner der westlichen Küste; sie leben gleich denen der Ostküste als Nomaden; ihre Haut ist schwarz wie Ebenholz; ihre Haare sind sehr kraus. Ihre Gesichtszüge sind dieselben wie die der Malgaschen, aber der Saclave ist stolz, tapfer und kriegerisch. Radama fand Gegner an ihnen, die schwer zu unterwerfen waren, und noch jetzt tragen diese Stämme jedes Joch ungern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergleiche „die neueste Staatsumwälzung in Madagascar." Ausland Jahr 1833. Nr. 261 ff.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 149. 29 Mai 1835.

Bemerkungen über Paris.

(Von Prof. Dr. Dieffenbach. Aus der Berliner Wochenschrift für die gesammte Heilkunde 1834.)

Paris hat sich seit dreizehn Jahren, wo ich dasselbe zuletzt sah, in jeder Beziehung verändert. Es ist nicht allein das Aeußere der Stadt, nicht das Treiben in derselben, welches jetzt ganz anders aussieht, sondern die Menschen selbst von Außen und von Innen sind andere geworden. Die Stadt hat unendlich gewonnen durch das Abreißen vieler alten geschmacklosen Gebäude, in dem engen, schmutzigen, ungesunden Theile derselben, überall hat man gelüftet, und der Luft und der Sonne einen Zutritt zu den von ewiger Dämmerung bedeckten Gäßchen und Durchgängen verschafft, überall hat man im Innern aufgeräumt, und sich daher mehr nach Außen ausgebreitet. Herrliche Paläste sind an die Stelle alter kleiner Gebäude getreten, oder auf wüsten Plätzen im Umkreise der Stadt aufgeführt worden. Die schmutzigen Rinnsteine in der Mitte der Straßen werden nach und nach an die Seite gebracht, wenn die Breite der Straße es irgend erlaubt, und häufig durch künstliche Wasserleitungen gesäubert; die Trottoirs fangen an gleichmäßiger und höher zu werden, und der Fußgänger ist weniger den Gefahren, von den Rädern und Deichseln des Cabriolets beschädigt zu werden ausgesetzt.

Wenn man durch die wogende Menge der Menschen sich hindurchdrängt, so wird einem so bange, als wäre man ganz allein auf der Welt; man fühlt so recht das unbedeutende seiner Person gegen das große Ganze, als könnte man übergefahren oder von Pferden zertreten werden, ohne daß eine Seele sich darum bekümmerte, und dennoch — das ist der Charakter der Franzosen — eilt Alles mitleidsvoll herbei, wenn den geringsten Bettler ein kleiner Unfall trifft, und steht ihm mit der That bei.

So wie man sich nun aber dem Gedränge der wogenden Menge entzieht, den Weg durch die höhern Theile der Stadt nach dem Mont-Martre zu nimmt, diesen ersteigt und dann herab von dieser Höhe auf dieses aschgraue unendliche Meer von Häusern herabblickt, aus dem die Thürme gleich Felsenspitzen hervorragen, so fühlen wir uns jetzt eben so groß, als wir uns vorher klein fühlten, und als wären alle die, welche da unten sich ergehen und leben, kleinere Menschen, und als wäre all ihr Treiben ein Jagen nach Nichts oder nach kleinlichen und erbärmlichen Dingen.

So wie alles Leblose in Paris an Aeußerlichkeit zugenommen hat, so scheinen die Menschen sich dagegen verändert zu haben. Um es mit einem Worte auszudrücken: es sieht so aus, als wäre die ganze frühere Nation mit Weib und Kind ausgewandert, als hätte dieses lustige, leichtsinnige, scherztreibende, deklamirende, immer geputzte Volk sich auf die Völkerwanderung begeben, und durch ein ernsteres, ruhigeres, körperlich kraftvolleres, nordisches Volk gedrängt, südlichere Landstriche aufgesucht. Ohne Widerrede ist die ganze jetzige Nation größer, blonder, ruhiger, verständiger (wie trostvoll für ihre Nachbarn!) wie ein wenig deutsch und ein wenig spanisch zugleich geworden.

Sollte es wohl möglich seyn, daß eine ganze Nation wachsen, und eine ganze Nation in wenigen Jahren ein anderes Gesicht bekommen könne? Ich glaube ja. Die jetzige jüngere Generation sind die Kinder der tapfern Männer, welche Napoleon zur Schlachtbank führte, und welche uns so viel zu schaffen machten; solche Väter, wenn auch von kleinem Stamm, häufig mit Ausländerinnen verheurathet, außerdem von Tausenden in Frankreich eingewanderter Väter erzeugt, mußten einen bedeutenden Einfluß auf die ganze Nachkommenschaft ausüben; die ganze frühere Generation unter Napoleon wurde allmählich durch Schlachten und Leiden geprüft und so ernst gemacht, daß der, welcher dem Eistode an der Berezina entging, in Frankreich mit seiner Frau nicht leicht einen Laffen erzeugte; oder sollten den Kindern der gefallenen Väter keine Erinnerungen der Vergangenheit geblieben seyn?

Im Allgemeinen sahen alle Leute blässer aus als in Deutschland, außerdem sind sie durchgehends viel magerer wie die Deutschen. Wir legen uns nach dem 40sten Jahre, wenn es uns nur irgend erträglich geht, einen Bauch zu, der dann nach den Umständen wieder zu- oder abnimmt. So wie aber der Franzose dieses Alter erreicht hat, so fängt er in der Regel an, eher magerer als fetter zu werden, und ist dann im 60sten Jahre oft bis zur Mumie eingetrocknet, aber frisch und gesund, und fest wie Stahl; die blitzenden Augen drücken die geistige Kraft aus; fast alle geistvollen Männer, deren Büsten sich in den Sammlungen vieler Privatpersonen befinden, wie von Benjamin Constant, Foy, Manuel ꝛc., sind auch äußerst mager.

Häufiger als die Männer erlangen hier die Frauen ein gewisses embonpoint, besonders die einen kleinen aber einträglichen Handel auf der Straße treiben, und deren sind viele Tausende. Die Obst- und Gemüsehändlerinnen, die Fleisch- und Geflügelhändlerinnen und vor allen die Fischfrauen; die frische Luft, das Sitzen und die leichten Gemüthswallungen scheinen ihnen so gut zu bekommen; die wandelnden handelnden Frauen sind dagegen meist mager und oft von kümmerlichem Aussehen, was auch von den Männern gilt.

Höchst auffallend ist die Verschiedenheit des körperlichen Aussehens der Armee; während die Kavallerie und Artillerie von Kraft und Jugend strotzt, während sich besonders die letztere durch ungemeine Frische und Schönheit der Gestalt auszeichnet, sieht die Mehrzahl von Infanteristen, Gemeine und Offiziere bleichgelb und äußerst mager aus; es ist ein Aussehen, als lebten sie in ungesunden feuchten Wohnungen, und bekämen keine ihren Anstrengungen angemessene Nahrung. Oder drückt sie alle der Gedanke, daß der Soldat jetzt nur Füsilier und der Bürger, und sey er auch nur 4 Fuß hoch, der natürliche Grenadier sey? Diese Nationalgarde ist es, welche dieses vulkanische Land in Ruhe erhält, und die ewigen neuen Ausbrüche des unterirdischen Feuers beschwichtigt; es ist ein imposanter Anblick wie Männer, welche zum Theil bedeutende Posten bekleiden, mit größter Selbstverläugnung die Verrichtungen des gemeinen Soldatenstandes übernehmen, bald sich muthig in die Gefahren des Volksaufstandes hineinbegeben, bald sich zur unerträglichen Langenweile der Schildwache verwenden lassen.

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

(Fortsetzung.)

Das Schlimmste kommt aber noch. Die brutale Gefangennehmung mag vielleicht bloß das unbefugte Verfahren hochmüthiger Subalternen gewesen seyn, das Nachfolgende ist die That des funktionirenden Gouverneurs, des Oberstlieutenants Wade, der zwischen der Abreise des einen und der Ankunft des andern Gouverneurs seine nur einige Monate dauernde Amtsgewalt dadurch bezeichnen zu müssen glaubte, daß er abermals von dem kaffrischen Gebiet ein Stück abriß, von dem Gebiet, das selbst Lord Ch. Somerset aus Mitleiden Gaika *) gelassen, und auch Sir Lowry Cole dessen Sohne Makomo verwilligt hatte. Herr Fairbairn sagt darüber in dem bereits genannten Blatte vom 7 December 1833 Folgendes:

„Unter der britischen Regierung ist das kaffrische Gebiet sehr beschränkt worden; sie wurden aus dem Zuurveld, dann aus dem neutralen Gebiet vertrieben, und immer noch sucht man eine bestimmte Gränze umsonst. Hätte man absichtlich alle Gränzfragen in einem Zustande von Ungewißheit gelassen, um nach Gefallen mehr und mehr davon abzureißen, hätte man den Entschluß gefaßt in Zukunft einmal das ganze Kafferland an sich zu reißen, so hätte man nicht anders verfahren können, als es geschehen ist. In allen Gränzstreitigkeiten hat die Kolonialregierung stets nur nach ihrem eigenen Gefallen entschieden, und die widerstrebenden Häuptlinge als Verbrecher behandelt, obwohl sich nicht leicht zwei Leute finden lassen, welche einig darüber sind, wie von mehreren Gouverneuren die Gränze festgesetzt wurde.

„Vor wenigen Jahren wurde Makomo ohne Umstände von dem Katzenfluß vertrieben, wo nicht nur sein Vieh weidete, sondern auch Korn gebaut wurde. Viele seiner Leute kamen in den Bergen vor Hunger und Kälte um, aber er erhielt keine Entschädigung. Herr Roß, der eine Missionsstation und eine Schule inmitten seines Stammes errichtet hatte, legte seine Klage und seine Vorstellungen dem Gouverneur vor, und wurde für seine Mühe gröblich beleidigt. Warum? Weil der Katzenfluß ein Theil des neutralen Gebiets war, und um dieß zu beweisen, wurde es augenblicklich Hottentotten aus der Kolonie angewiesen. Was erhielt dagegen Makomo? Nichts. Jetzt ist der Sturm einigermaßen vorüber, und nun weist man Makomo in einem Augenblick tiefen Friedens über den Chumi. Warum? Weil das Land, welches er jetzt inne hat, ein Theil des neutralen Gebiets ist, und um diese Neutralität zu beweisen, soll es jetzt abermals Leuten aus der Kolonie angewiesen werden."

Dasselbe Blatt enthält ein Schreiben Makomo's, der zwar wie der europäische Adel im Mittelalter nicht selbst die Feder führen kann, aber der Brief ist von ihm diktirt, und von zwei achtungswerthen Männern als ächt bestätigt. Die wichtigsten Stellen daraus lauten folgendermaßen:

„Da ich und mein Volk über den Chumifluß getrieben worden, ohne daß man uns sagte, warum, so möchte ich doch von der Regierung erfahren, was wir Uebels gethan haben. Man bedeutete uns bloß, wir müßten über den Chumi zurückweichen, aus welchem Grunde aber wurde mir nicht mitgetheilt. Stockenstrom und Somerset erklärten einstimmig, ich und mein Volk sollten westlich sowohl als östlich vom Chumi uns aufhalten dürfen, ohne gestört zu werden. Wann wird man mich und mein Volk in Ruhe lassen?

„Als mein Vater lebte, herrschte er über das ganze Land vom Fischfluß bis zum Kei, von dem Tage an aber, wo er sich weigerte, den Boers gegen die Engländer zu helfen, hat er durch diese mehr als die Hälfte seines Landes verloren. Mein Vater war stets der beste Freund der englischen Regierung, obwohl er durch sie verlor. Mein armes Volk fühlt schwer den Verlust seines Weidegrundes, ohne den wir nicht leben können, aber auch den unsers Kornlandes. Unser Korn ist zum Theil schon ziemlich hoch; alles dieß müssen wir verlassen.

„Ich habe friedlich mit meinem Volke westlich vom Chumifluß gelebt, seit Somerset und Stockenstrom mir erlaubten, in meinem eigenen Lande zu bleiben. Wenn jemand aus meinem Volke den Kolonisten stahl, so habe ich das Gestohlene zurückgegeben. Ich gab selbst das Vieh zurück, was die Leute anderer Kraals gestohlen hatten. Dennoch habe ich und mein Bruder Tjali fast kein Land mehr, in welchem wir mit unserm

*) Bei der Abtretung des neutralen Gebiets im Jahre 1819 rettete Gaika den schönen Landstrich zwischen dem Chumi und den Quellen des Keiß durch die inständigen Bitten, ihm doch das Land seiner Geburt zu lassen.

Vieh leben konnten. Auch bin ich sehr unzufrieden über die falschen Anklagen, die man häufig gegen mich vorbrachte. Ich weiß nicht, warum so viele Kommando's in dieß Land kommen, unser Vieh fortführen und unsere Leute tödten, ohne zureichenden Grund. Wir thun der Kolonie keinen Schaden, und doch bleibe ich unter dem Fuße der Engländer. Ich möchte Euch *) um die Gunst bitten, bei der Regierung für mich über den Grund aller dieser Dinge nachzufragen."

Euer Freund,

Makomo, der Häuptling.

Die oben angeführten beiden Stellen fanden sich im South African Advertiser während Oberst Wade's Verwaltung. Das Nachfolgende ist ein Theil des Hauptartikels im ersten Blatte, das nach der Ankunft des neuen Gouverneurs, Sir Benjamin d'Urban, erschien.

„Die größte Geschicklichkeit, geleitet von den richtigsten Grundsätzen, ist unverweilt nöthig, um ein gerechtes, menschliches und ehrenhaftes Verhältniß mit den eingebornen Stämmen jenseits der Gränze in Gang zu bringen. Jetzt gibt es gar kein System, oder eines, das gar nichts taugt, und ein Gewitter zieht sich auf jener Seite zusammen, das, wenn man nicht schnell mit Klugheit und Redlichkeit einschreitet, sicherlich in Strömen von Blut sich entladen wird. Die Barbaren oder Wilde, wie wir sie so gerne nennen, verstehen einen einfachen Fall so gut als die gebildetsten Männer, und in den meisten, wo nicht in allen unsern Streitigkeiten von Anfang an würden sie vor unparteiischen Richtern unschwer einen Urtheilsspruch gegen uns erhalten. Wie die Sachen stehen, so glüht das Gefühl der erlittenen Ungerechtigkeit in ihren Herzen, und die Härte, womit in neuerer Zeit nicht zu rechtfertigende Befehle ausgeführt wurden, hat sie entweder zur Verzweiflung gebracht, oder zu Racheplanen erbittert. Die höhnische Behandlung des Häuptlings wurde noch erschwert durch den Muthwillen untergeordneter Befehlshaber, und unerträglich gemacht durch die Brutalität der Soldaten. Wir meinen hier die Verhaftung des Kafferhäuptlings Makomo. In dem Verkehr mit einem solchen Manne dürfen wir nichts darnach fragen, daß er schwarz ist oder hauptsächlich von Milch lebt, und sich in eine Ochsenhaut kleidet. Er ist ein Mann von Gewandtheit und gesundem Verstande, und unbezweifelt der gesetzmäßige Fürst eines Volks. Da er ein solcher ist, so sollten der Gouverneur oder angemessene Stellvertreter desselben ihn auf einem Fuße vollkommener Gleichheit behandeln. Unsere Ueberlegenheit sollte sich zeigen in größerer Artigkeit und höherem Anstande, Eigenschaften, die nie verfehlen einen günstigen und tiefen Eindruck auf die Gemüther von Leuten in einer so unglücklichen Lage, wie er, zu machen: zudem haben wir Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß das Herz dieses Häuptlings solchen Eindrücken besonders zugänglich ist. Er ist so eben des letzten Landstrichs beraubt worden, auf den die schlaue Auslegung einer sehr bestreitbaren mündlichen Uebereinkunft der Kolonialregierung einen Schatten von Anspruch gab. Se. Exc. wird ohne Zweifel den Gründen nachforschen, weßhalb man ihn zu einer Zeit als sein Korn beinahe reif war, und sein Vieh des Grases nothwendig bedurfte, so plötzlich und summarisch verjagte, und wird erkennen, ob nicht etwa die Habgier Einzelner mehr Antheil an einem solchen Verfahren hatte, als reiner Eifer für den öffentlichen Dienst."

*) Der Brief war an einen Missionär gerichtet.

Dieß war die Lage der Dinge an der Kaffergränze im Anfang des Jahres 1834.

(Schluß folgt.)

G o a.

(Schluß.)

Die Aussicht vom Kloster aus ist herrlich. Gerade gegenüber durch die Bai, auf der äußersten westlichen Spitze, steht Aguad, vom Hafendamm am Rande des Wassers an bis zum Gipfel des Hügels hinauf mit glänzenden Kanonen bespickt. Dann gleitet der Blick an einem felsigen, zwei Meilen langen Gestade hin, und wird endlich von dem Fort Reis gefesselt, das die Barre des Flusses beherrscht. Weiterhin liegt die Stadt Pangi halb hinter Bäumen verborgen, hinter denen der breite Fluß sich hinschlängelt und sich dann in weiter Ferne verliert, während sich im Hintergrunde die westlichen Ghauts emporthürmen. Verfolgt man nun von Pangi abwärts das Ufer bis zu dem Felsen unter dem Kloster, so fühlt sich das Auge von der herrlichen Bai angezogen, in welcher Fahrzeuge aller Art vor Anker liegen. Man kann sich nicht leicht einen schönern Anblick denken, und Tavernier selbst stellt in seiner Reise nur den des Hafens von Stambul über ihn. Wendet man sich gegen Süden, so hat man das rauhe Vorgebirge von Murmagoa mit seinem befestigten Gipfel in einer Entfernung von einigen Meilen vor sich. Dazwischen rollt die Fluth des Meeresarmes, der mehrere Meilen weit in das Land hineintritt, und sich endlich mit dem nördlichen Arme vereinigend die Insel bildet. Blickt man nach Westen, so breitet sich der unermeßliche Ocean aus, in den die untergehende Sonne hinabtaucht und ihn mit ihren Strahlen vergoldet.

Das Gebiet von Goa besteht aus zwei Provinzen — Salsette und Bardes — und aus ungefähr einem halben Dutzend Inseln, auf deren einer Pangi liegt. Das Gebiet hat zwei große Städte — Mergaon in Salsette und Mapuca in Bardes — jede mit ungefähr 10,000 Einwohnern. Hinsichtlich des gesunden Klima's und der Fruchtbarkeit verdient Salsette den Vorzug. denn die Insel Goa ist der ungesundeste und am wenigsten fruchtbare Theil des Gebiets. Die Gesammtbevölkerung mag sich auf etwa 500,000 Seelen belaufen, wovon ungefähr zwei Drittel Christen sind. Mehrere Theile des Gebiets sind gut angebaut, und die Einkünfte belaufen sich, nach Abzug aller Ausgaben und nach Erlegung von 2 Laks an den königlichen Schatz in Portugal für das Tabaksmonopol, auf 9 Laks Rupien.

Der Handel der Provinz ist jetzt höchst unbedeutend, indem er sich nur auf einigen Küstenverkehr beschränkt; auch die Märkte heißen nicht viel, ausgenommen in Fischen, Reiß und Geflügel. Rindfleisch ist nur selten und schlecht, Schöpsenfleisch gar nicht zu haben, dagegen sind Enten, Gänse, Indians u. s. w. häufig und wohlfeil.

Ueber Sitten und Moral der Goanesen ist viel Widersprechendes gesagt worden; alle Schriftsteller aus dem Zeitalter des heiligen Xaver stimmen indeß darin überein, sie, besonders die Weiber, als sehr in sinnlicher Lust versunken zu schildern. Tavernier entwirft im 17ten Jahrhundert ein sehr düsteres Gemälde von der Zügellosigkeit der höhern Klassen, und selbst in neuerer Zeit ist ihre Unsittlichkeit oft bitter getadelt worden. Wenn indeß auch das Benehmen vieler Leute aus der Volksklasse Stoff zu Klagen geben mag, so läßt sich dagegen glauben, daß die Beschwerden gegen die Vornehmen, jetzt wenigstens, größtentheils ungegründet sind, da diese im Ganzen ein geregeltes, ruhiges und sittliches Leben führen. Es gibt weder öffentliche Spaziergänge noch Theater, keine öffentlichen und nur sehr wenige Privatgesellschaften, und die einzige Gelegenheit, wo die Vornehmern sich versammeln, sind religiöse Feste. Schwerlich wird man aber dagegen in irgend einem andern

Lande ein so zügelloses und undisciplinirtes Militär finden, als die europäischen Soldaten in Goa sind. In Pangi wagt sich, sobald es dunkel geworden ist, niemand aus dem Hause, aus Furcht von diesen Menschen ausgeplündert zu werden; sogar Mordthaten sind nicht selten. Man wird sich hierüber weniger wundern, wenn man weiß, daß ein bedeutender Theil dieses Militärs Verbrecher sind, die man aus Portugal hieher sendet; aber darüber muß man sich billig entrüsten, daß keine Vorkehrungen gegen solche Gräuel getroffen werden. Portugiesische Soldaten und Matrosen scheinen indeß allenthalben etwas undisciplinirt zu seyn, denn als ich zu Pangi ans Land stieg, sah ich die Schildwache Gewehr beim Fuß mit der Cigarre im Munde dastehen, und weder mich, der ich doch in Uniform war, noch andere vorübergehende Offiziere salutiren.

Privatreichthum ist nur wenig in der Kolonie. Nur Einige haben ein Einkommen von 200 Rupien monatlich, und vielleicht kaum zwei oder drei von 1000 Rupien. Der Gehalt des Gouverneurs beläuft sich nicht über 20,000 Rupien jährlich. Zunächst dem Gouverneur in Rang und Gehalt steht der Erzbischof, der das Prädikat Excellenz und 8000 Rupien jährlich hat. Der Obergeneral der Truppen, ein portugiesischer Feldmarschall, hat nur 7000 und der Generalsekretär 1200 Rupien jährlich. Alle übrigen Gehalte sind sehr niedrig. Die Mehrheit der Eingebornen geht europäisch gekleidet, und den Turban sieht man hier so selten als in Madras. Nur wenige Goanesen verstehen Hindustanisch oder eine andere orientalische Sprache. Der Jargon der niedern Klasse besteht aus einer barbarischen Mischung des Portugiesischen und des Concani; die Vornehmern sprechen rein Portugiesisch und einige wenige der letztern verstehen oder sprechen Englisch.

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830.

(Fortsetzung.)

Wir gehen nunmehr zur Expedition selbst über. Am 2 Julius 1829 trafen die Fregatte Terpsichore, die Korvette Nièvre, Chevrette, Infatigable und das Avisoschiff der Colibri, denen sich später noch die Korvette Zelée und die Gabarre Madagascar anschlossen, im Hafen von St. Maria mit 500 Mann des 16ten leichten Regiments, 100 Artilleristen und 100 Arbeitern derselben Waffe zusammen.

Am 7 Julius segelten diese Schiffe nach Tamatava, dem Hauptpunkt der Ostküste, ab, wo sie am 9 Julius Nachmittags anlangten. Die Fregatte begrüßte mit 19 Kanonenschüssen die Fahne der Königin, welche auf einem die Rhede beherrschenden Fort wehte. Dieses Fort war mit 21 Geschützen besetzt. Die Begrüßung ward mit einer gleichen Anzahl Schüsse erwidert.

Am 10 Julius stieg der Kommandant des Geschwaders in Begleitung mehrerer Offiziere ans Land, und machte dem Gouverneur dieses Theiles der Insel, Andreas Soa, einen Besuch; er trat mit diesem Beamten in Verbindung, indem er ihn versicherte, seine Sendung sey friedlicher Art, er bringe Geschenke für die Königin, und habe Befehle ihr dieselben durch eine Deputation überreichen zu lassen. Aller dieser Versicherungen ungeachtet zeigte Soa viel Mißtrauen. Er bemerkte dem Kommandanten, daß strenge Befehle ihm verböten, einen Fremden ohne Ermächtigung der Königin nach der Hauptstadt reisen zu lassen; gleichwohl gestattete er in Anbetracht der ganz eigenen Verhältnisse nach langem Nachdenken der französischen Gesandtschaft endlich freien Zutritt an den Hof.

Diese unerwartete Schwierigkeit führte Verstimmung herbei, und erschien als eine üble Vorbedeutung. Als am folgenden Tage ein kleines Schiff, das die Bestimmung hatte Lebensmittel aufzusuchen, durch ein Mißverständniß wie zum Kriege ausgerüstet wurde, ließ Soa ein Geschütz auf dasselbe richten. Der Kommandant G. hierüber aufgebracht, befahl alle Verbindung mit der Insel abzubrechen. Einige Personen aus der Umgebung des Herrn von G. riethen aus verschiedenen, jedoch dem Hauptzwecke der Expedition ganz fremden Gründen, zur Eröffnung der Feindseligkeiten. Herr von G. schwankte noch, was er thun sollte, als ein Ereigniß, das sich später mehr lächerlich als beunruhigend auswies, ihn veranlaßte, keine Gesandtschaft abzuschicken und nur einfach an die Königin zu schreiben, und ihr das Gesuch der französischen Regierung kund zu thun. Das Ereigniß, welches ihn hiezu bestimmte, war folgendes: Eines Abends, während wir auf unsern Schiffen nach einer überaus drückenden Tageshitze die Wohlgerüche einathmeten, welche der Wind uns von der Küste herüberwehte, geschahen 7 Kanonenschüsse aus dem Fort der Ovas. Jeder beschäftigte sich darüber mit Vermuthungen; von Vermuthungen kommt man zu Bestätigungen, und bald wollten Mehrere Kugeln pfeifen gehört haben. Herr von G. ließ unverzüglich sämmtliche Schiffe in schlagfertigen Stand setzen und sendete einen Offizier an den Gouverneur ab. Der französische Offizier fand Soa an der Tafel, umgeben von seinem Stabe, und verlangte Erklärung darüber, daß man auf die französischen Schiffe gefeuert habe. Soa brach in Lachen aus, und ließ dem Herrn von G. sagen: er möge sich beruhigen, die sieben Schüsse seyen zu Ehren eines auf das Wohl der Königin ausgebrachten Toasts geschehen. Diese Antwort zog den Chef der Expedition auf unangenehme Weise aus seinem Irrthum. Gern hätte er den fröhlichen Gästen einige Kugeln seiner 36pfünder zugeschickt, allein dazu brauchte er Gründe, die ihm fehlten. Er nahm daher zu einem andern Auskunftsmittel seine Zuflucht, indem er sich darüber beleidigt stellte, daß Soa ihm seinen Besuch nicht zurückgegeben habe. Der Fregattenkapitän Letourneur ward abgeschickt den Gouverneur über diesen Verstoß zur Rede zu stellen, und ihm zu wissen zu thun, man werde ihm den Krieg erklären, wofern er den einem Repräsentanten des Königs von Frankreich angethanen Schimpf nicht wieder gut mache. Soa, der keinen Begriff von den europäischen Höflichkeitsformen hatte, erstaunte nicht wenig, entschuldigte sich jedoch, und kam schon am folgenden Tage mit seinem Generalstabe an Bord der Fregatte, wo man ihm die geeigneten militärischen Ehrenbezeugungen erwies.

Mehrere Wochen verstrichen, ehe der an die Königin abgesandte Eilbote mit der Antwort zurückkam. Um diese kostbare Zeit nicht zu verlieren, segelten wir am Morgen des 21 Julius von Tamatava nach St. Maria ab. Vor Foule Pointe machten wir Halt, um diesen wichtigen Küstenpunkt zu rekognosziren.

An demselben Tage stattete Herr von T. in Begleitung mehrerer Land- und Seeoffiziere dem Gouverneur dieses Ortes, Rackelly, einen Besuch ab. Beim Eingange in das Fort wurden wir von dem Chef des Generalstabs empfangen, der uns durch eine lange Reihe ausgerückter Truppen führte. Rackelly trug englische Uniform, die ihm sehr gut stand, und empfing uns mit großer Würde. Mit Hülfe eines Dolmetschers wechselte er einige Reden mit Herrn von T., und ließ uns hierauf durch Sklaven einige Erfrischungen, in Früchten des Landes und englischem Biere bestehend, anbieten. Allein troz dieses scheinbar freundschaftlichen Empfanges war es leicht ein gewisses Mißtrauen zu bemerken, das wir einflößten, und als wir von ihm Abschied nahmen, um das Dorf zu besichtigen, dessen Werke wir näher untersuchen wollten, mußte uns in einiger Entfernung eine Abtheilung Soldaten folgen. Am andern Morgen lichteten wir die Anker nach St. Maria, wo wir am 28 anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitän Peter Dillon, der die Stelle auffand, wo La Peyrouse Schiffbruch litt, und einige aufgefundene Ueberreste dieser Expedition nach Frankreich schickte, segelte im vergangenen Jahre von England ab, um den großen Ocean aufs neue zu befahren. Ein von ihm eingelaufener Brief von Port Sidney (Neusüdwales) vom 11 November 1834 berichtet, daß er von dem Kapitän eines Wallfischfängers ein sehr seltsames Instrument erhalten habe, das ebenfalls zu einem der Schiffe La Peyrouse's gehört hatte, und das auf der Insel Mannicolo (nach d'Urville Vanikoro) aufgefunden worden war. Niemand fand sich in der englischen Kolonie, der zu sagen gewußt hätte, was dieß für ein Instrument sey; Kapitän Dillon ist willens es nach Frankreich zu schicken, und kündigt außerdem noch an, daß er Hoffnung habe einen alten Chinesen aufzufinden, der sich mit auf dem Schiffe La Peyrouse's befand.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 150. 30 Mai 1835.

Der gegenwärtige Zustand der historischen Malerei in Italien.

(Von Filippo Marsigli, Professor der historischen Malerei in Neapel. Il progresso delle Scienze, lettere ed arti. Anno III. quaderno XV. Napoli 1834.)

Es ist unläugbar, daß in unserm Jahrhundert alle Wissenschaften und Erkenntnisse einen höhern Grad von Ausbildung erhalten haben, und wie die Wissenschaften und edlern Künste unstreitig unter sich einer wechselseitigen Verwandtschaft sich erfreuen, so glauben wir auch bestimmt, daß diese letzteren gegenwärtig in gleichen Fortschritten begriffen sind, davon zeugen die vielen Kunstwerke unserer gegenwärtigen Künstler, welche mit jener Genauigkeit und Reinheit schöner Formen aufgefaßt und vollendet wurden, die man nur in den Kunstwerken griechischer Künstler bewundert.

Bei unsern ältern Malern stoßen wir so häufig auf so bedeutende Anachronismen und Verirrungen, daß, würden solche von unsern lebenden Malern begangen, sie nicht nur für gering geachtet, sondern ihnen auch alle Ansprüche auf einen guten Geschmack genommen würden. Wir erinnern an solche Fehler, welche nach unserem Dafürhalten die bedeutendsten sind, und mit einer philosophischen Ansicht in der Kunst im Widerspruch stehen. Solche sind z. B., wenn vor die büßende Magdalena oder vor einen heiligen Hieronymus ein gedrucktes Buch gelegt wird, wenn man bei der Verkündigung der Maria ein Crucifix an der Wand des Zimmers aufhängt, wenn man im Gefängniß des h. Petrus Soldaten malt, die nach der Weise des Mittelalters bewaffnet sind, wenn man die römische Architektur zeichnet bei einem Gegenstand, der aus der Geschichte Griechenlands genommen ist, wenn man bei verschiedenen klimatischen Verhältnissen nicht die Verschiedenheiten im Pflanzenreich berücksichtigt, und anderes der Art. Wir erinnern an die Mißgriffe in Darstellung der verschiedenen Charaktere: wir finden den göttlichen Erlöser bei den ältern Malern dargestellt wie einen nervigen Facchin, den Moses wie einen bärtigen Landmann.

Wenn die Malerei auf eine treue Weise genau den Charakter der verschiedenen Geschichte und der mythologischen Beschreibungen, so wie der physischen Verhältnisse, wie sie den Gegenständen angemessen sind, darzustellen hat; so können wir nicht den Vorzug verschweigen, den hierin die gegenwärtigen Maler vor den frühern voraushaben. Um die Wahrheit unserer Behauptungen von den Vorzügen der gegenwärtigen Malerei nachzuweisen, wollen wir eine kurze Uebersicht derselben darlegen, indem wir den Werth eines jeden unsrer Künstler auseinandersetzen in der Erfindung, in der Zeichnung, im Kolorit, in den Kostümen und in allem Andern, was zur historischen Malerei unumgänglich nothwendig ist. Wir können der Kürze wegen nicht die einzelnen Kunstwerke derselben aufzählen, sondern geben eine allgemeine Charakteristik der jetzt lebenden Künstler. Ehe wir aber unsere analytische Nachricht beginnen, müssen wir einige Ideen vorausschicken, welche zu einem unparteiischen Urtheil in solchen Gegenständen nothwendig sind.

Die Malerei hat stets in Italien geblüht. Zwar rühmte sich ganz Europa einer großen Anzahl von Malern, welche dem Vaterlande, dem sie angehörten, die größte Ehre errungen haben; allein eben so wahr ist es, daß keiner von ihnen es je wagte, in das Heiligthum der großen Italiäner Vinci, Buonarroti, Vecellio und besonders des unsterblichen Urbinaten einzudringen. Der erste zeigte uns, mit welcher Weisheit der denkende Künstler den ganzen philosophischen Theil in der Disposition des Gegenstandes bearbeiten müsse, der zweite die ungeheure Kraft der höhern Begeisterung, der dritte die bezaubernde Kraft des natürlichen und schönen Kolorits, und der letzte endlich die Vollkommenheit der Zeichnung, die unerreichbare Schönheit und den Ausdruck der Figuren, jene Verschiedenheit der Charaktere, wie sie uns die Natur in jedem Geschöpfe darstellt, die Feinheiten im Kolorit und andere unzählige Vorzüge, welche jenes Genie in der Kunst zu vereinigen wußte. Solcher Meister erfreute sich die Malerei in Italien, allein die Schüler folgten mehr oder weniger ihrer Lehre; wir übergehn die zahllose Reihe von Malern, die vom 15ten bis 18ten Jahrhundert blühten, und beschränken unser Urtheil auf die lebenden. Dieses sey geleitet von den Hauptgrundsätzen in der historischen Malerei, und solche beziehen sich auf die richtige Auffassung des Gegenstandes, die Vollkommenheit in der Zeichnung, die Wahl in den Formen, die genaue Nachahmung des Kolorits, die Darstellung der Gewänder, die Architektonik je nach der Zeit der Darstellung, und endlich auf die Perspektivik. Mit diesen Normen wollen wir uns an die Uebersicht über die Künstler wagen, welche zu den Fortschritten der Malerei in

Italien beigetragen haben, nicht aber wie es so häufig von solchen geschieht, welche gänzlich unbekannt mit den schönen Künsten über sie ein Urtheil fällen wollen, den Blinden gleich, die sich ein Urtheil über die Farben erlauben, daß sie auf die große Schwierigkeit nicht Rücksicht nehmen, welche eine Prüfung der Art selbst für solche mit sich führt, welche mit dieser Kunst vertraut sind.

Im verflossenen Jahrhundert blühten in Italien, zumal in Rom, Corvi, Subleras, Battoni, Cauca, die dem Manierirten ein weites Feld geöffnet haben, sowohl in der Zeichnung, im Kolorit, in den Falten, als auch in den Charakteren, die weit entfernt vom wahren Schönen sind; allein Camuccini, Benvenuti, Landi, Palagi unternahmen es, den falschen Weg herauszuheben, auf welchem jene Schulen sich befanden, und dagegen den rechten Weg und eine philosophische Ansicht der Kunst zu zeigen, für jeden, der sich damit beschäftigt.

Vor allen ist der höchsten Bewunderung würdig Camuccini von Rom, wegen der Philosophie in der Kunst, mit welcher er seine Werke disponirte, wegen der großen Einheit in der Zusammenstellung der Figuren, und wegen der männlichen Kraft, mit der sie von ihm gezeichnet wurden, lauter Vorzüge, die ihn unvergleichlich machen. Seine Gewänder sind immer aufs beste gehalten, und man sieht den Charakter und den Schnitt der Kleidungen streng beobachtet; die Kostüme jeden Alters sind mit Genauigkeit beibehalten, die Vertheilung der Farben ist immer ausgezeichnet ausgeführt, Alles ist voll Bewegung und voll Geist in seinen Bildern, und dieß zeigt deutlich, daß dieser ausgezeichnete Künstler beinahe alle diejenigen Eigenschaften in sich vereinigt habe, welche einen klassischen Maler bilden. Doch wenn wir an ihm ein größeres Festhalten an der Reinheit der Formen, eine genauere Nachahmung des Kolorits gemäß der höhern Wahrheit erblicken würden, würde dieser Meister uns gezeigt haben, daß alle Vorzüge sich vereinigen können, um das Höchste, das Unerreichbare in der wahren historischen Malerei zu bilden.

Benvenuti, der Zeitgenosse und Nebenbuhler Camuccinis, stellt seine Gemälde mit gleicher Kenntniß dar, aber nicht mit gleicher Einfachheit; lobenswerth und kräftig ist die Zeichnung und das Kolorit, die Falten sind auf die schönste Weise ausgeführt, das Kostüme gemäß der Epoche der Darstellung; oft sahen wir in seinen Malereien das Licht auf die überraschendste Weise vertheilt. Aber es ist unstreitig, daß diese Werke von so viel Verdienst noch eines größeren Lobes würdig wären, wenn sie weniger von einer unnöthigen Kraft in der Darstellung begleitet wären, denn oft führt eine solche Methode zur Uebertreibung in der Nachahmung der Natur. Gewiß ist, daß Florenz auf den Besitz eines solchen Künstlers stolz seyn darf, der mit Camuccini die Krone der schönen Künste in Italien uns zu theilen scheint.

Landi von Parma war der dritte Nebenbuhler Camuccinis und Benvenutis, und erhielt einen großen Ruf wegen seines ausgezeichneten Kolorits. Wir müssen aber zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß der größte Theil dieses Rufes ihm nicht gebührt: denn seine Gemälde entbehren eines glücklichen Entwurfs, der Kraft in der Zeichnung, der Richtigkeit in den Theilen, und auch des Kolorits, das der Wahrheit gemäß wäre. Die Werke, die ihm den größten Ruhm verschafft haben, zeigten immer die vollkommenste Uebereinstimmung im Kolorit, aber auch einen solchen Mangel an kräftiger Zeichnung, daß es in Wahrheit sehr befremden muß, wie in jener Epoche die Gemälde dieses Künstlers mit jenen des Camuccini und Benvenutis zusammengestellt werden konnten.

(Schluß folgt.)

Die Verhältnisse der Kap-Kolonie zu den Kaffern.

4. Allgemeine Bemerkungen. Neuere Zustände.

(Schluß.)

Nach der voranstehenden Schilderung wird es niemand Wunder nehmen, daß der lang angehäufte Haß sich endlich blutig entlud. Die nächste Veranlassung zum Ausbruch war zwar wiederum ein Kommando, das den Kaffern für angeblich von ihnen gestohlene Pferde die Heerden wegtrieb, dieß war aber nur der zündende Funken, denn wenn man die langen Auszüge der englischen Blätter aus dem Grahamstown-Journal durchliest, so kann man sich unmöglich des Gedankens erwehren, daß die Kaffern ihren Racheplan schon seit geraumer Zeit mit großer Ueberlegung ausgesonnen, und still den Haß im Herzen bewahrt hatten bis zum Tage gerechter Wiedervergeltung. Zwar sprechen jene Berichte vielfach von perfidious and bloody barbarians, wenn man aber das seit vierzig Jahren gegen sie befolgte Verfahren bedenkt, so darf man sich keinen Augenblick wundern, daß der Haß tief im Herzen wurzelte, und das Andenken des in den frühern Kriegen erlittenen Elends sie vorsichtiger und schlauer machte. Und auch dießmal erwiesen sie sich nicht blutdürstig; zwar erschlugen sie die Weißen fast allenthalben, wo sie dieselben fanden, aber nur die Männer und die Kolonialjournale zählen viele Fälle auf, wo sie Weiber und Kinder entkommen ließen; auch dießmal zeigten sie also nicht jene rohe Mordlust der Zula-Völker. Doch zur Sache.

Am 22 Dec. 1834 erhielten die Einwohner von Grahamstown Nachricht, daß die Kaffern in großen Schaaren etwa 9000 Mann stark vorrückten, Dörfer und Bauernhöfe auf der ganzen Gränzlinie angriffen, das Vieh wegtrieben, und das Land verwüsteten. Energische Maßregeln wurden augenblicklich ergriffen, um die Stadt zu schützen; die Kirchen wurden in Waffendepots umgewandelt, die Stadt mit Pallisaden umgeben, und Alles was Waffen tragen konnte, etwa 700 bis 800 Mann, mit Waffen versehen. Nachts wurden berittene Patrouillen ausgesendet, und am 24sten erfuhr man mit Bestimmtheit, daß der unermeßliche Niederwald (thicket) der die Ufer des großen Fischflusses begränzt, und eine Scheidungslinie zwischen der Kolonie und dem neutralen Gebiete bildet, völlig von den Kaffern besetzt sey. Den ganzen Tag über kamen Nachrichten in die Stadt, daß sich die Kaffern rasch in dem umliegenden Lande ausbreiteten, und alles Vieh wegtrieben. Der Schrecken der Boers und übrigen Landbewohner läßt sich unmöglich schildern; wer nur immer konnte, floh mit seiner Familie nach der Stadt, während die übrigen im tiefsten Kummer zurückblieben, da sie ihre hülflose Lage nur allzugut kannten.

Am Nachmittage des 24sten langten Nachrichten von dem Feldkornet des Cast-Rietriver, Piet Erasmus, an, denen zufolge die Kaffern jenen Landstrich mit großer Macht angefallen hatten, mehrere Boers waren bereits ermordet, und Alles in panischem Schrecken. Erasmus meldete, er werde alles Mögliche thun, um eine Anzahl bewaffneter Boers zu sammeln, bat aber aufs dringendste um Hülfe. Nicht tröstlicher lauteten die Nachrichten des Gränzkommandanten Oberst Somerset; er beobachtete und verfolgte einzelne Kafferschaaren, die sich in der Nähe des Forts Willshire und Beaufort gezeigt hatten. Gleicher Art waren seine Nachrichten am folgenden Tage. Er hatte etwa 200 Stück Vieh wieder gewonnen, — ein wahres Nichts, denn die Kaffern hatten Vieh zu vielen Tausenden weggetrieben — und 40 Kaffern waren in den verschiedenen Scharmützeln getödtet worden. Allein seine Leute und seine Pferde waren tödtlich erschöpft durch die Anstrengung, er war nicht im Stande gewesen, auch nur ein kleines Korps Burgher-Miliz zu sammeln, da jeder einzelne mit dem Schutze seiner Familie genug zu thun hatte, und beschwor die Einwohner, die kräftigsten Maßregeln zum Schutze der Stadt zu ergreifen, da er nichts für ihre Sicherheit thun könne, die er übrigens auch nicht gefährdet glaube.

Den 26 Dec. brachten die Einwohner in derselben Erwartung zu, aber kein Kaffer erschien um die Stadt anzugreifen. Die Nachrichten von niedergebrannten Bauernhöfen, erschlagenen Weißen und weggeführten Heerden dauerten fort, und noch an demselben Tage vernahm man auch, daß mit wenigen Ausnahmen alle im Kafferland befindlichen Handelsleute ermordet worden seyen. Fast alle Missionsstationen waren verlassen, und allenthalben herrschte Schrecken und Verwirrung.

Der Gouverneur der Kolonie eilte selbst nach Grahamstown und ein Theil des 75sten Regiments wurde unter Major Cox ausgesandt, um das zunächstgelegene Kafferland zu durchstreifen. Nachdem Cox Enno's Kraal angegriffen und dort übel gehaust hatte, rückte er weiter nach dem Kraal des Häuptlings Tjali, des thätigsten und kühnsten unter den verbündeten Häuptlingen. Diesen Platz aber fand man leer, keine menschliche Seele war zu sehen, und von den unermeßlichen Heerden, die aus der Kolonie fortgetrieben worden waren, auch nicht eine Spur zu finden. Die Truppen begnügten sich daher, die verlassenen Hütten in Brand zu stecken, und zogen dann nach Grahamstown zurück, wo sie am 18 Januar d. J. eintrafen. Auf diesem Rückwege vernahm Major Cox, daß ein Beobachtungsposten von 45 mit Musketen bewaffneten Kaffern von Tjali auf der Spitze des Chumiberges und an dessen bewaldeten Seiten aufgestellt worden seyn. Der Ort war für den beabsichtigten Zweck ausnehmend gut gewählt, da man von dort aus das ganze Land bis auf eine Entfernung von 50 engl. Meilen innerhalb des Kolonialgebiets überschauen konnte. Die Häuptlinge Tjali, Makomo und mehrere andere hatten mit einer starken Anzahl Stellung genommen am Amatola, einem kleinen in den Keiskamma fallenden Fluß, der durch einen äußerst bergigten mit Schluchten und steilen Abstürzen angefüllten Strich des Kafferlandes fließt, wo Reiter nur schwer durchkommen, und nicht mit Wirksamkeit verwendet werden können.

Die große Masse der Kaffern hatte sich nach diesem Zuge unter Cox wie es scheint in ihr Land zurückgezogen, aber einzelne kleine Abtheilungen schwärmten nach allen Richtungen umher, und verheerten allenthalben das Land. Nach späteren Nachrichten aus Grahamstown bis zum 20sten Februar war es endlich gelungen diese kleine Haufen größtentheils von dem großen Fischfluß und aus dem neutralen Gebiet zu vertreiben, mit geringem Verlust, was zu beweisen scheint, daß die Kaffern hier wie bei dem ganzen Einfall ein Zusammentreffen mit den Truppen zu vermeiden suchten.

Dieß sind die Hauptzüge dieses Einfalls, so weit sie bis jetzt allgemeiner bekannt wurden, und man wird daraus ersehen, daß die Kaffern, wie oben schon bemerkt wurde, nach einem wohl ausgesonnenen Plane verfuhren. Fürs erste hatten sie sich eine gute Anzahl Flinten verschafft, da sie unschwer bemerkten, daß sie mit ihren leichten Hassagairn gegen die Feuerwaffen der Weißen allzusehr im Nachtheil standen. Eben so klug war ihre Kriegsweise ausgesonnen. Eine blutige Erfahrung hatte sie unter Makomo's Anführung belehrt, daß der offene Angriff einer Stadt oder einer Truppe im freien Felde nur selten gelinge und immer mit vielem Blute erkauft werden müsse, darum traten sie in zahllosen kleinen Abtheilungen auf, wichen den Truppen aus, ermüdeten diese und verheerten das Land auf eine viele Jahre hinaus fühlbare Art, denn sie verbrannten auch die Ernten, wo sie konnten, und da sie die Heerden wegtrieben, so muß den Ansiedlern auf lange hinaus der Unterhalt fehlen.

Uebrigens ist der Krieg noch nicht zu Ende.*) Die neuesten Nachrichten sagen bloß, daß man die Kaffern aus der Umgebung des Fischflusses und dem neutralen Gebiete verjagt habe, also nur aus denjenigen Distrikten, welche von den Kaffern mit Krieg überzogen und verheert worden waren. Der Umstand, daß man Tjali's Kraal leer fand, ist für die Kolonie das Bedenklichste, denn es geht daraus hervor, daß man Weiber und Kinder, eingedenk der früher erlittenen Drangsale, in Sicherheit gebracht und nur die Männer zum Kriege ausgesendet hatte; um diesen Entschluß zu beugen, müßten die Kolonisten im Kafferlande selbst festen Fuß fassen, ein gewagtes, kostspieliges und wahrscheinlich dennoch unnützes Unternehmen. Indeß sind die Sachen auf die Spitze getrieben; jetzt muß man entweder mit den Kaffern wie mit einer Macht nach halbem Siege unterhandeln und ein billiges Verhältniß festsetzen, was sehr schwer halten wird, da die Kaffern zu tief erbittert und zu oft getäuscht worden sind, oder man muß sie völlig unterjochen, ein Unternehmen, das im Jahre 1819, nach Makomo's unglücklichem Ausgang, unter weit günstigen Umständen vergebens versucht worden war.

*) Nach den neuesten bis um die Mitte März reichenden Nachrichten brachen die Kaffern am 7ten d. M. in großen Schaaren abermals ins Kolonialgebiet ein.

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830.

(Fortsetzung.)

Ohne die Antwort der Königin und ihre Einwilligung zur Besitznahme von Tintingue durch uns abzuwarten, setzte sich Herr von G.

hier fest. Eine aus sieben Mitgliedern bestehende Kommission unter dem Vorsitze des Herrn von T. ward beauftragt, das Terrain zu rekognosziren, einen Bericht über den vortheilhaftesten Punkt zu einer Niederlassung zu erstatten und einen Befestigungsentwurf auszuarbeiten. Der Schiffsarzt Russeuil mußte seine Ansicht über die gesunde Lage des Ortes abgeben, und sprach sich zu Gunsten derselben aus, obwohl er bis jetzt noch nie ans Land gekommen war. Die Arbeiten dieser Kommission rückten nicht vorwärts, weil Herr von T. Alles angeben wollte, obwohl er nichts von den Grundsätzen der Fortifikation verstand. Um die Angelegenheiten zu beendigen, übertrug der Kommandant sämmtliche Anordnungen dem Hauptmann Gally, Artillerie-Direktor der Insel Bourbon, was allerdings das Beste war.

Hauptmann Gally tracirte die projektirten Werke und Alles legte Hand ans Werk. Jeder ward durch den Gedanken beseelt, daß er vielleicht den Grundstein zu Frankreichs künftiger Macht in diesem Lande legen helfen, und arbeitteten mit einem Eifer, den die brennende Hitze des Klima's nicht zu mindern vermochte. Die Offiziere gaben das Beispiel, zogen die Uniform aus und arbeitteten mit dem Spaten. In wenigen Tagen bedeckte sich die wilde Gegend mit kleinen hölzernen Häusern, breite und tiefe Gräben umzogen den äußern Umfang des zu besetzenden Platzes. Batterien, die mit Geschütz versehen wurden, vertheidigten weithin den Zugang. Ein pallisadirtes Werk mit zwei Steinmörsern, das beide Flanken an das Meer lehnte, ward in einer Ausdehnung von 450 Toisen vorgeschoben.

Am 19 September 1829 war das Fort so weit gediehen, daß man die französische Fahne auf demselben aufpflanzen konnte. Alle Schiffe der Rhede begrüßten sie mit 21 Schüssen. Der Kommandant der Expedition, Herr von G., hielt bei dieser Gelegenheit eine Rede, worin er die Besitznahme aussprach, und die Ceremonie beendigte ein Eid, den er der Besatzung abnahm, für die Vertheidigung des Forts zu kämpfen und zu sterben, und den Eingebornen von Madagascar, welche sich hieher flüchten würden, Schutz zu verleihen.

Die Ovas ließen uns ganz ruhig Besitz nehmen von Tintingue, keiner ihrer Soldaten zeigte sich. Frieden und Ruhe herrschten längs um uns her. Die Eingebornen aus dem Küstenlande brachten uns, angezogen durch den Reiz des Geldes, Lebensmittel im Ueberflusse. Herr von G. benutzte die Zeit; während er Tintingue mit Werken umgab, ließ er die westliche Küste durch eines seiner Schiffe in Beziehung auf die Stimmung der Sclaven untersuchen, ob sie nicht etwa zur Empörung aufzureizen wären. Allein die Unterstützung, die er ihnen an Waffen und Munition zukommen ließ, brachte ihnen eine so traurige Idee von uns bei, daß trotz ihres Verlangens, das Joch der Ovas abzuwerfen, auch nicht Einer sich zu unsern Gunsten erhob.

Am 25 September traf endlich die Antwort der Königin auf das Schreiben des Kapitäns ein. „Ich empfange, so lautete es, die Gesandten des Königs von Frankreich mit Vergnügen; aber ich werde nie zugeben, daß ihr euch auf meinem Gebiet festsetzt. Habt ihr, weil ich ein Weib bin, in einem anmaßenden Tone an mich geschrieben, und glaubt ihr, mir in meinen Staaten befehlen zu können, so will ich euch zeigen, daß ihr euch getäuscht habt.“

Jetzt beschloß der Kommandant zu Zwangsmitteln zu schreiten, und sprach unverhohlen seine Ansicht aus. Nachdem er in dem Fort Tintingue eine zu dessen Vertheidigung hinreichende Besatzung und auf der Rhede die Korvette l'Infatigable zurückgelassen hatte, segelte er am 4 Oktober mit der Fregatte und zwei Korvetten vor Tamatava. Am 10 Morgens streifte die Fregatte beim Eingange in das Fahrwasser ein Felsenriff, und wäre ohne die schleunige Hülfe der andern Fahrzeuge verloren gewesen. Hätten die Ovas in diesem Augenblicke auf uns gefeuert, so würden sie uns großen Schaden zugefügt haben; allein sie blieben ruhige Zuschauer. Sie hatten so wenig einen Begriff von unserem Plane, daß ihre Häuptlinge einen Theil der Nacht bei einem zu Ehren der Ankunft des Prinzen Corroler gehaltenen Gelage zubrachten. Am 11 Oktober rüsteten sich mit Tagesanbruch die Fregatte und die Korvetten Nièvre und Chevrette, nebst den Landungstruppen zum Kampfe. Die Witterung war schwankend; der Wind schlug häufig um; erst gegen 7 Uhr konnten sich die Schiffe quer legen. Um 7½ Uhr sendete der Kommandant den Seekadetten Marceau mit zwei Briefen an den Prinzen Corroler ab; in dem ersten stellte er die Frage an ihn, ob er bevollmächtigt sey zu unterhandeln; der zweite enthielt eine Kriegserklärung, und sollte nur im Fall einer verneinenden Antwort übergeben werden. Der Prinz war noch nicht aufgestanden, als sich der Seekadet bei ihm meldete. Nachdem er von dem ersten Briefe Kenntniß genommen hatte, erklärte er, die Königin habe seine Vollmacht nicht so weit ausgedehnt. Marceau kehrte unverzüglich in sein Boot zurück, übergab einem Adjutanten des Prinzen seinen zweiten Brief und suchte das Weite. Kaum hatte er dem Kommandanten Bericht erstattet, als dieser das Feuern zu eröffnen befahl. Das Fort der Ovas ward mit einem Hagel von Kugeln überschüttet, allein ihr Geschütz antwortete nachdrücklich; als jedoch ein Pulvermagazin durch eine unserer Kugeln entzündet wurde, sprang ein Theil des Forts mit schrecklichem Gekrach in die Luft, und das Feuer theilte sich den Pallisaden, von denen es umgeben war, mit. Die Kanonade dauerte noch einige Zeit fort, nachdem die Landungstruppen bereits ausgeschifft waren; eine Abtheilung der Ovas, welche sich denselben entgegenwarf, ward durch einige Kartätschenschüsse zersprengt. Der Hauptmann Phenix vom 16ten leichten Infanterieregiment, der die Kolonnen führte, schickte rasch 50 Jäger vor, allein die Ovas hielten nicht Stand und entflohen nach allen Seiten. Von unsern Schützen lebhaft verfolgt, machten sie an einem Walde Halt, und richteten ein gut unterhaltenes Rottenfeuer auf dieselben, das uns einige Soldaten tödtete und verwundete; als aber die Kolonne anlangte und die Schützen, in zwei Züge formirt, Anstalten zum Bajonnetangriffe machten, rückten sie tiefer in den Wald, wohin es unklug gewesen wäre ihr zu folgen.

Das Resultat dieses Tages bestand in 23 Kanonen, 212 Gewehren und etwa 80 Mann, welche die Ovas ohne ihre Verwundeten verloren. Man fand auch eine große Menge gemünzten und geschmolzenen Silbers. Der Kommandant ließ sich dasselbe ausliefern, und versprach, es unter die Soldaten zu gleichen Theilen zu vertheilen, welches Versprechen jedoch, vielleicht wegen der spätern Ereignisse, nicht in Erfüllung ging.

Seit unserem Erscheinen in den Gewässern von Madagascar streiften die Engländer um uns her, indem sie jede unserer Bewegungen ausspähten. Den Tag nach unserer Landung bei Tamatava ankerte eine ihrer Kriegsbricks auf der Rhede, und verlangte von dem französischen Kommandanten freies Geleit für dreißig junge Ovas, die sie an Bord hatte. Diesem Gesuche ward von unserer Seite entsprochen. Einige Tage später, bei dem Angriff auf Foule Pointe, erkannten wir dieselben Ovas wieder, indem sie die Geschütze in den dortigen Werken bedienten.

Klugerweise hatten wir die Ovas nicht durch den dichten Wald verfolgt, wo es ihnen leicht gewesen wäre, uns einen Hinterhalt zu legen; als wir jedoch bald darauf erfuhren, daß sie sich sieben Stunden von da an einem Orte, Ambalumanoris genannt, verschanzt hatten, setzten wir uns den 15 Morgens 6 Uhr gegen sie in Marsch.

Nach vier Stunden kamen wir an einem Dorfe, Namens Yvondrou, an, wo wir einige Zeit rasteten. Eine Abtheilung unter dem Artilleriehauptmann Schöll überschritt mittelst eines Kanots den tiefen und breiten Fluß, der an dem Dorfe vorbei fließt, und rückte, während der Hauptmann Phenix mit dem Reste der Kolonne dieß Dorf besetzte, unter der Leitung zweier Führer gegen die Trümmer der Besatzung von Tamatava vor. Dieser mit Tapferkeit und Umsicht geleitete Zug hatte einen glücklichen Erfolg. Mit Tagesanbruch langte Schöll mit seiner Abtheilung in der Nähe der Ovas an. Die ausgestellten Wachen machten sogleich mit dem Rufe: Vasa! Vasa! (Weiße) Lärm. Schöll drang mit dem Bajonnette vorwärts, nach einem kurzen Widerstande wurden die Ovas aus den Schanzen geworfen und zur Flucht gezwungen. Prinz Corroler, der hier kommandirte, ward verwundet, und wäre beinahe gefangen worden.

Bis jetzt hatten sich die Ovas nur mit den andern Kasten des Landes gemessen, wobei sie vermöge ihrer Disziplin, ihrer Instruktionen und ihrer Waffen stets die Oberhand behalten hatten. Dadurch waren sie so sehr von sich eingenommen worden, daß sie sich für unüberwindlich hielten. Man denke sich nun die moralische Wirkung, welche die beiden Niederlagen auf sie machen mußten!

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 151. 31 Mai 1835.

Der gegenwärtige Zustand der historischen Malerei in Italien.

(Schluß.)

Von Palagi gestehen wir, daß, so unbedeutend auch die Anzahl seiner Werke ist, auch dieser wackere Maler in seinen Gemälden immer die glücklichsten Entwürfe, immer Anmuth in der Zeichnung, immer eine strenge Methode in den Falten, genaue Charakterzeichnung, und beinahe immer ein glückliches Kolorit zeigte; unerreichbar ist er in dem Hintergrund seiner Gemälde, seyen es Landschaften, oder architektonische Darstellungen. Nur hätten wir in seinem Kolorit mehr Aufmerksamkeit auf die Wahrheit der Tinten, oder um es besser zu sagen, eine glücklichere Nachahmung der Natur gewünscht.

In Mailand wohnt gleichfalls der ausgezeichnete Venetianer Havez, wo er viele Gemälde vollendet hat. Wir haben seine Kompositionen zu loben, obschon sie nicht überall mit gleichem Glücke sich darstellen; auch vermissen wir an ihm die Treue in der Geschichte. Eben so können wir weder die Einheit der Theile, noch jene Reinheit der Formen finden, wie sie zum Charakter eines wahren Zeichners gehören. Die architektonischen Theile sind immer mit viel Geschmack dargestellt, die Landschaften des Hintergrunds bilden den schönsten Kontrast mit den Figuren, und der optische Effekt ist oft sehr glücklich erreicht. Was das Kolorit betrifft, so müssen wir zu unserer größten Zufriedenheit bekennen, daß darin das Höchste erreicht ist, wodurch Havez klar an Tag legt, daß er mit dem ersten Meister im Kolorit das Vaterland theilt, mit dem Venetianer Vecellio.

Sabatelli im Florentinischen zeigte, daß er ein sehr glückliches Genie besitze sowohl in seinen Oelgemälden, als in den Freskomalereien. Viel Leben erblickt man in seinen Entwürfen, die Zeichnung ist kräftig, die Farben sind grell, der Effekt überraschend, kurz Sabatelli stellt sich als einen Künstler dar, der nach unserm Dafürhalten den Buonarroti aufs eifrigste studirt hat. Allein dabei müssen wir bemerken, daß es bloß einem Michelangelo erlaubt war, auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zum Großen zu gelangen, allein jeder andere, der dieß vollführen wollte, und nach einer solchen Schule arbeitete, in Uebertreibung gerathen und sich nicht allein von dem rechten Wege entfernen würde, sondern auch von dem Hauptziele der Kunst, die alles Schöne und jede Anmuth nachzuahmen hat.

Minardi von Rimini können wir wegen der Zeichnung und der glücklichen Ausführung seiner Entwürfe rühmen, allein es bleibt uns zu wünschen übrig, von ihm größere Arbeiten von einiger Bedeutung zu sehen, um ein gerechtes, unpartheiisches Urtheil über ihn fällen zu können. Die Entwürfe seiner Erstlingsarbeiten haben uns schon ein großes Verdienst gezeigt, und er hat der Natur seine Schuld abzutragen, welche ihm große Gaben geschenkt hat, um ein ausgezeichneter Maler zu werden.

Nenci, der in Florenz sich aufhält, hat beinahe immer Gemälde geliefert, auf welchen die Figuren den dritten Theil der natürlichen Größe haben. Die Zeichnung und die Zusammenstellung der Figuren ist von gutem, richtigem Geschmack, in den Formen Anmuth und Eleganz, bei den Gewändern, obgleich sie nach guten Regeln angelegt sind, wird die Ausführung kraftlos und schwach; das Kolorit obgleich mit Fleiß bearbeitet, erscheint matt; die Linien des Hintergrundes sind mit Kunst entworfen, der Totaleffekt erscheint uns überall schwach.

Der Piemontese Calliano hat nur wenige Oelgemälde gefertigt, und einige Freskomalereien. Allein wir müssen diesem trefflichen Künstler die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seinem Vaterlande die größte Ehre macht, denn er zeigte große Kunst in den Entwürfen seiner Darstellungen. Seine kräftige Zeichnung zeugt von einer guten Schule in Hinsicht der schönen Formen; gewissenhaft beachtet er das Kostüme einer jeden Zeit, und fleißig hat er darin eine Auswahl getroffen; der Hintergrund, zumal in der Architektonik, ist immer aufs glücklichste gewählt. Sein Kolorit aber befriedigt nicht, vornehmlich die Farbengebung in den Freskomalereien läßt Manches zu wünschen übrig, denn die Farben sind trübe und matt; wir können einen sonst trefflichen Künstler nur damit entschuldigen, daß er zu wenig Erfahrung in solchen Malereien hat.

In den Bildern des Cavalleri finden wir oft Köpfe, welche durch das Bizarre im Kolorit abstoßen; im Ganzen aber sind seine Darstellungen sehr gut gezeichnet und auf den Effekt berechnet. Allein nicht verschweigen darf man die leichte Ausführung derselben, und wir fügen hinzu, daß diese Leichtigkeit den Künstler oft von dem rechten Wege abführt, und ihn von dem Ziele der wahren Malerei entfernt, d. h. von der unveränder-

lichen Nachahmung der Natur in allen ihren Eigenschaften. Nichts desto weniger ist dieser Künstler für ein höheres Streben in der Malerei begeistert, und wie er von seinem Vaterlande ermuthigt und geehrt wird, so wird auch er Piemont zum Ruhme gereichen.

Biscara, auch von Turin, zeigt in Hinsicht der Erfindung eine Richtigkeit und Genauigkeit, die wenig zu wünschen übrig läßt; die Zeichnung empfiehlt sich dem Auge, wie auch die Zusammenstellung der Figuren; die Gewänder sind nach den besten Vorschriften genau und pünktlich ausgeführt; im Kolorit ist diejenige Schule nachgeahmt, welche in dieser Hinsicht am ausgezeichnetesten war. Jedoch hätten wir gewünscht, daß in seinen Arbeiten einige Grundsätze der Malerei, in Beziehung auf Einfachheit, mehr hervortreten würden sowohl in Hinsicht der Zeichnung als in Hinsicht des Kolorits.

Podesti von Ancona zeigte stets viel Glück in seinen Kompositionen, viel Kenntniß in der Zeichnung, so daß er nach unserm Dafürhalten mit Recht unter die italienischen Künstler der ersten Klasse gezählt werden kann. Die Gewänder seiner Figuren sind nach dem Vorbild der besten Maler, das Kolorit ist gut, nur hie und da etwas Uebertreibung; der Gesammteindruck ist aufs glücklichste erreicht; oft zeigt sich die Strenge seiner Grundsätze in der Anwendung der Kostüme; kurz dieser wackere Jüngling gibt unserm Italien die Hoffnung, den Ruhm seiner alten Maler wieder zu erlangen.

Goghetti von Bergamo beurkundet in seinen Darstellungen eine hohe Begeisterung für die Kunst, und vereinigt damit die Gabe vollkommen richtiger Zeichnung; das Kolorit ist im höchsten Grade bizarr, der Effekt wohl berechnet, die Kostüme sind gewählt, und die Gewänder aufs schönste ausgeführt. Es scheint uns, wenn dieser junge Künstler die Gluth seiner Begeisterung durch Wahrheit in den Darstellungen dämpft, so kann er mit Recht zu den ersten Malern gezählt werden.

Wir haben bis hieher des Zustandes der Malerei und ihrer Fortschritte in Italien von den Apenninen bis zur Stadt der sieben Hügel Erwähnung gethan: es bleibt uns noch übrig, über Neapel und Sicilien ein Wort zu reden.

In der Stadt Neapel kommt die Malerei erst seit dem Anfange des Jahres 1817 in Betracht, und wird meist von jungen Künstlern gepflegt. Vor diesem Zeitabschnitte gab es wohl auch Maler, allein, redlich gestanden, von beschränkten Kenntnissen in der Kunst; mit dem Cavaliere Sessa von Neapel beginnen die späteren Künstler. Sessa huldigt der Malerei zu seinem Vergnügen mit großer Liebhaberei. Wir bewundern die glückliche Erfindungsgabe in seinen Darstellungen, die Richtigkeit in der Zusammenstellung der Figuren, und eine vollkommene Zeichnung. Die Faltenwürfe sind im Allgemeinen gelungen, das Kolorit der Hautfarbe gut, der Totaleffekt der Schatten höchst befriedigend, der architektonische Hintergrund immer dem Charakter der Vorstellung gemäß. Sessa läßt in uns bloß den Wunsch, daß er in seinen Gemälden in der Hinsicht eine Verbesserung eintreten lassen möge, daß er die schöne Natur auf eine genauere Weise nachahme. Wenn er diese Eigenschaft noch hinzufügen würde, so könnten wir uns eines ausgezeichneten Malers rühmen, der aus dem Adel des Königreichs beider Sicilien entsprossen ist.

Foggia von Neapel verräth in verschiedenen seiner Zeichnungen eine gute Kenntniß in dem wissenschaftlichen Theil der Kunst; die Zeichnung ist gut, sowohl in Zusammenstellung der Figuren, als in einzelnen Formen und in der Verschiedenheit der Charaktere; auch das Kolorit verdient Lob und der Totaleffekt ist wohl gelungen.

De Laurentiis von Chieti zeichnet sich vorzüglich durch den philosophischen Theil in der Kunst aus, denn seine Darstellungen waren immer aufs genaueste überdacht, die einzelnen Theile mit eben so viel Kenntniß ausgearbeitet, und der Charakter des Kostüms entspricht allen Anforderungen. Der nackte Theil der Figuren war nicht so glücklich getroffen. In Hinsicht des Kolorits müssen wir zu unserem Bedauern gestehen, daß dieser Künstler hierin zwar mit unermüdetem Eifer arbeitet, daß aber die Natur im richtigen Takt der Farbengebung ihn vernachlässigt zu haben scheint. In den Darstellungen des Hintergrundes, sowohl bei architektonischen Gegenständen, als bei Landschaften, ist er äußerst glücklich, und der Charakter der Zeiten der Darstellungen wird von ihm gehörig beachtet.

Carta von Sicilien liefert sehr liebliche Gemälde, allein wenig philosophisches Genie offenbart sich in seinen Arbeiten, denn oft finden wir darin einen Verrath gegen den historischen Charakter. Die Zeichnung ist gut, und die Formen des Einzelnen gefallen dem Auge, allein man vermißt Einheit im Charakter und in der Zusammenstellung der Figuren. In den Gewändern und Falten spricht der Charakter der Wahrheit an. Im Kolorit finden wir einzelne Theile herrlich gehalten, aber nicht überall vollkommene Nachahmung der Natur. Die Vegetation, die wir auf seinen Gemälden finden, ist oft dem Klima nicht entsprechend. Der Effekt im Allgemeinen ist nicht schlecht.

Der Neapolitaner Vivo hat große Verdienste in der Kunst der Nachahmung. Er lieferte schon einige Arbeiten, woraus wir sehen, daß er in der Erfindung nicht sonderlich glücklich ist, denn es leuchtete eine völlige Vernachlässigung der Geschichte daraus hervor. In Hinsicht der Zeichnung gebührt ihm Lob, zumal in der Zeichnung des Nackten, das sich bei ihm auch durch die Farbengebung auszeichnet; es scheint, daß er in dieser Hinsicht glücklicher ist, als in jedem andern Darstellungsgegenstande. Im Hintergrunde seiner Gemälde wandte er oft eine Architektur an, die zum Charakter der Darstellung gar nicht paßt, und dadurch zeigte er klar, wie wenig er in dieser Hinsicht, und auch in der Perspektivik unterrichtet ist.

Mit dem Neapolitaner Guerra schließen wir die Charakteristik der italiänischen Historienmaler. Wie er uns durch seine Arbeiten das größte Vergnügen gewährt, so erntet durch dieselben unser Vaterland ausgezeichnete Ehre. Sein Genie zeigt sich vor Allem in dem philosophischen Theile der Kunst; seine Kompositionen sind alle äußerst glücklich; die Zeichnung ist in Hinsicht der Methode ausgezeichnet, und nähert sich den besten Formen, eben so glücklich ist er in Betracht der Einheit der einzelnen Theile. Die Gewänder verdienen Lob, das Kolorit entspricht fast immer den Principien der genauen Nachahmung der schönen Natur, der Hintergrund in den Darstellungen ist stets dem Gegenstand gemäß; die Landschaften sind vorzüglich schön gemalt,

nur das müssen wir bemerken, daß die Natur der Pflanzen nicht immer dem Orte entspricht, wo die Scene dargestellt ist; sowohl die Linien- als Luftperspektive ist über allen Tadel erhaben; der optische Effekt in Hinsicht auf die größeren Massen der Schatten ist vollkommen gelungen.

Einige Bemerkungen über Südindien.

Am 9 Mai wurde der zwölfte Jahrestag der asiatischen Gesellschaft gefeiert. Sir Alexander Johnston, der Sekretär der Korrespondenz-Kommittee, bemerkte in einer umständlichen Rede über die Leistungen derselben, daß die Bemühungen derselben unter Anderem hauptsächlich auch auf die alte Geschichte Südindiens gerichtet gewesen seyen, nämlich desjenigen Theils, der im Norden durch den Fluß Krischna begränzt wird, im Süden mit dem Kap Comorin endigt und etwa 140,000 englische Quadratmeilen (über 8000 geographische Quadratmeilen) umfaßt. Er machte namentlich auf das eigenthümliche Klima in den Ghatsgebirgen und den Nilagiribergen *) aufmerksam, das eine größere und wunderbarere Mannichfaltigkeit in den Erzeugnissen des Thier- und Pflanzenreichs hervorbringe, als man in irgend einem Tropenlande in demselben Raume beisammenfinde. Ueber die Frage, ob die jetzigen Bewohner der Nilagiris die ursprünglichen Bewohner der Ebenen gewesen seyen, bemerkte er, daß in der südlichen Halbinsel vier verschiedene Sprachen geherrscht hätten, welche die Grundlage des Tamil, Telugu, Malayalma und Canari (Sprache des Carnatic) bildeten. Scheide man von diesen letztern alle darin sich findenden Sanskritworte aus, so blieben genau die Sprachen übrig, welche noch heutigen Tages unter den Bewohnern der Nilagiris gesprochen werden. Sodann ging der Redner auf die Ueberreste der prächtigen Wasserbehälter und Wasserleitungen über, welche mit einer außerordentlichen Kunst entworfen und ausgeführt sind; auch führte einer der alten Fürsten den großartigen Plan aus, einen Arm des Cavery in das Land Tandschur (Tanjore) zum dauernden Vortheil der Einwohner zu leiten. Handel und Manufakturen standen einst dort in hoher Blüthe, unter Anderem wurden die Tücher von Madura durch die Holländer in großer Menge nach Südamerika verführt.

Hiebei bemerkte Sir Alexander noch, daß der verstorbene Obrist Mackenzie eine große Sammlung von Materialien über die Geschichte und Statistik Südindiens veranstaltet habe, welche jetzt zum Theil im Besitze der ostindischen Kompagnie seyen. Nach erhaltener Erlaubniß hatte der Kapitän Harkneß diesen Theil der Sammlung untersucht und stattete einen Bericht darüber ab, der dahin lautete, daß sich aus diesen Materialien eine gute Geschichte Südindiens schreiben lassen würde.

Erinnerungen an die Expedition nach Madagascar in den Jahren 1829 und 1830.

(Schluß.)

Die Zeit war indessen kostbar; man mußte das Glück benutzen, so lange es uns lächelte. Es wäre daher nöthig gewesen, nach Foule Pointe zu marschiren, und sich dieses zweiten Hauptpunktes der Insel zu bemächtigen, ehe die Ovas Zeit fänden, sich von ihrem ersten Schrecken zu erheben.

Statt dessen zeigte sich jedoch die Expedition erst am 27 Oktober vor Foule Pointe. Am Morgen des 28 begannen die Schiffe die Beschießung des Forts; allein der Feind hatte die versäumte Zeit benutzt, und zwei Blockhäuser auf einer Landzunge erbaut, auf der wir landen mußten. Die Korvette Chevrette, welche diese Zunge während des Angriffs umschifft hatte, ward längere Zeit aus einem Belagerungsgeschütze beschossen, das in dem ausspringenden Winkel der Werke aufgestellt war. Mehrere Matrosen wurden durch die Schüsse dieses Geschützes verwundet; endlich gelang es uns dasselbe zu demoliren; die Fregatte und die Korvette Nièvre hatten sich in zu großer Entfernung quer gelegt, so daß ihre Kugeln kaum das Land erreichten, und während der zweistündigen Kanonade dem Fort nur wenig Schaden zufügten. Nach Verfluß dieser verlornen Zeit kündigten die Wachposten im Mastkorbe an, daß die Blockhäuser von den Ovas geräumt worden seyen; man hielt dieß für eine Flucht derselben, es war jedoch nur eine Kriegslist.

General Rackelly, benachrichtigt von dem Brande von Tamatava, und gleiches Schicksal befürchtend, wenn er sich im Innern seines pallisadirten Forts vertheidige, hatte hinter demselben in einer weiten Ebene eine Schanze aufgeworfen und mit acht Geschützen armirt, und beschloß, uns hier zu erwarten. Wir kamen daher derselben ziemlich nahe, ohne daß auch nur ein Flintenschuß auf uns geschah. Als jedoch unsere Schützen in die Ebene kamen, waren sie nicht wenig erstaunt, ihnen gegenüber eine Schanze zu erblicken, die sie mit Kartätschenschüssen empfing, und sie zum Rückzuge auf die Hauptkolonne zwang. Diese, eingedenk ihres leichten Sieges bei Tamatava, glaubte, sie dürfe sich nur zeigen, um die Feinde zur Flucht zu bringen; als sie aber die feste Haltung der Ovas bemerkte, ward sie überrascht, stutzte, und erlitt durch das feindliche Kartätschenfeuer beträchtlichen Verlust. Hauptmann Schöll, das Gefährliche dieses Zögerns einsehend, rückte mit seiner aus Yoloffs (Afrikaner) bestehenden Kompagnie vor und ward von einer Kugel getroffen; als die Yoloffs ihren Hauptmann fallen sahen, ergriffen sie die Flucht, und verbreiteten Unordnung in der Kolonne, durch die sie sich zu decken suchten.

Diesen günstigen Augenblick benutzte Rackelly zu einem Ausfalle. Das Geschrei der Wilden vermehrte den Schrecken in unsern Gliedern. Hauptmann Phenix, erschöpft durch das furchtbare Fieber von Madagascar, kann die unter solchen Umständen nöthige Thätigkeit nicht entwickeln, und seine Kolonne ergreift endlich die Flucht. Erst hinter den Blockhäusern, wo man gelandet war, gelang es, die Flüchtigen zu sammeln, während die Fregatte und die Korvette sich dem Ufer näherten, und dem Verfolgen des Feindes durch einige Kartätschenschüsse Einhalt that.

Zur Zeit, als die Kolonne zum Angriffe vorging, hatte Lieutenant Larevachère Befehl erhalten, mit 50 Mann die pallisadirten Stellen des Forts zu durchsuchen, und von dort aus einen Scheinangriff in einer der Hauptkolonne entgegengesetzten Richtung zu machen. Er führte diesen Befehl aus, allein die Flucht der Kolonne setzte ihn der größten Gefahr aus, der er sich nur dadurch entzog, daß er sich mitten durch die erstaunten Feinde eine Bahn brach und der Kolonne wieder anschloß.

Die Ovas machen keine Gefangenen. Sie schnitten vor unsern Augen dem unglücklichen Hauptmann Schöll und noch dreizehn andern Soldaten die Köpfe ab, und trugen diese auf Lanzen im Triumphe umher. Es ward nicht ohne Grund getadelt, daß Herr von G., der Kommandant der Expedition, nicht einen zweiten Angriff auf die Ovas unternommen habe; auch fand man es nicht geeignet, daß er an Bord der Fahrzeuge blieb, statt an derjenigen Stelle zu seyn, wo die größte Gefahr war; gleich darauf mußten wir uns auf seinen Befehl wieder einschiffen.

Herr von G. sah jetzt ein, wie sehr ihn diejenigen getäuscht hatten, welche ihm die Ovas als unfähig für jeden Widerstand vorstellten. Zu spät und zu empfindlich fühlte er die Unklugheit, mit 400 Mann Landungstruppen einem Volke den Krieg zu erklären, das 50,000 Mann wohl organisirter Truppen unter die Waffen rufen kann. Der schlimme Ausgang drückte Herrn von G. dergestalt nieder, daß er uns seine Entmuthigung nicht verbergen konnte. Jetzt traf ein, was sich oft ereignet: von der Kühnheit verfiel man in eine übertriebene Vorsicht. Ohne eine zweite Landung zu versuchen, lichteten wir in der Nacht die Anker und kehrten nach St. Maria zurück.

In der Nähe unseres Etablissements zu Tintingue hatten indessen die Ovas eine militärische Stellung inne, mittelst welcher sie uns die Verbindung zu Lande mit diesem Punkte abschneiden konnten; es war dringend nöthig, sie aus dieser Stellung zu vertreiben. Es ward Kriegsrath gehalten, in welchem die Meinung einiger tapfern Offiziere durchdrang: man beschloß, die feindliche Stellung anzugreifen.

Am 5 November legten sich die Schiffe quer vor das Fort von Larée. Am folgenden Tage in der Frühe begannen sie ihr Feuer auf das Fort. Allein die Mauern, die aus zwei mit Sand ausgefüllten

*) So schreiben die Engländer jetzt richtiger als früher, wo sie stets Neilgherries schrieben.

Pallisadenreihen bestanden, wurden kaum durch dasselbe beschädigt. Die Landungstruppen wurden übergesetzt, und zogen in zwei Kolonnen dem Feinde entgegen; die erste, 200 Mann stark, unter dem Lieutenant Beaudeson vom 4ten Artillerieregiment; die zweite unter dem Lieutenant Larevanchère. Der Hauptmann Despagne kommandirte das Ganze.

Der Feind leistete, wie bei Foule Pointe, den hartnäckigsten Widerstand, und ließ sich eher mit dem Bajonnette niederstechen, als daß er wich. Endlich siegte der Ungestüm unserer beiden Kolonnen, und das Fort fiel in unsere Hand. Dieser Erfolg kostete uns einige Soldaten. Lieutenant Beaudeson erhielt drei Kugeln in die Brust und schwebte lange Zeit in Lebensgefahr. 119 Ovas waren getödtet, 27 gefangen worden; 8 Geschütze, 700 Pfund Pulver, viele Gewehre und eine Heerde von 150 Ochsen fielen in unsere Gewalt. Herr von G. bezeugte in einem Tagsbefehle der ganzen Division seine Zufriedenheit.

Dieser Erfolg war geeignet, die zu Foule Pointe erlittene Niederlage wieder auszugleichen. Mehrere Offiziere wünschten, man möchte den Muth, der die Landungstruppen beseelte, benutzen, und zum Angriff jenes Punktes zurückkehren, um die Ovas zu überzeugen, daß wenn es auch einem ihrer Führer gelungen sey, eine erste Landung zurückzuweisen, sie sich doch noch, was die Kriegskunst anbelange, zu sehr in der Kindheit befänden, um sich trotz ihrer Tapferkeit mit uns messen zu können. Sie waren ferner der Ansicht, wir seyen es den Manen unserer gebliebenen Gefährten schuldig, sie zu rächen, und eine zweite Landung bei Foule Pointe zu unternehmen; allein Herr von G. erachtete die Jahreszeit zu weit vorgerückt, und traf Anstalten zur Rückkehr nach Bourbon.

Indessen befürchtete die Königin, der dieser Beschluß unbekannt war, neue Angriffe. Sie suchte Zeit zu gewinnen, damit der Winter anbräche, der in jenen Himmelsstrichen ein sehr gefährlicher Feind ist, und den besten Schutz gegen eine europäische Invasion bildet. In dieser Absicht sendete sie den Prinzen Corroler und den General Ratistuar an Herrn von G. ab, um einen Waffenstillstand einzuleiten und wegen des Friedens zu unterhandeln. Diese Abgeordneten zeigten sich über die einzelnen Artikel des Vertrages sehr willfährig, sie hatten jedoch keine unumschränkte Vollmacht, und da die Königin als erste Bedingung des Friedensvertrages verlangte, daß kein fremder Soldat auf ihrem Gebiet zurückbleibe, so verwarf sie den bereits abgeschlossenen Frieden, untersagte ihren Unterthanen bei Todesstrafe jeden Umgang mit den Franzosen entlang der ganzen Insel, und schrieb an den König von Frankreich, indem sie sich über Herrn von G. beklagte.

Jetzt war allerdings die Jahreszeit zu weit vorgerückt, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen. Herr von G. ernannte den Hauptmann Gally zum Gouverneur von Tintingue, komplettirte die Besatzung auf zwei Kompagnien Infanterie, eine Abtheilung Artillerie und 150 Yoloffs, ließ zwei Korvetten auf der Rhede von Tintingue stationirt zurück und segelte nach Bourbon, indem er uns unserem unglücklichen Schicksale überließ.

Seine Abfahrt war der Anfang aller Widerwärtigkeiten, welche über uns hereinbrachen. Gern möchte ich mir das traurige Gemälde derselben ersparen, den schmerzlichen Verlust so vieler braver Gefährten, welche die verpestete Luft dieses Landes dahinraffte, vergessen, der ich selbst nur durch ein Wunder entging; allein ich halte es für Pflicht, noch einige Zeilen dieser Expedition zu widmen, von der auf jener Insel nichts mehr übrig ist, als die gebleichten Gebeine einiger hundert Soldaten, die dem Reisenden, der dort anlegt, die Thorheit unserer Unternehmung verkündigen. Herr von G. verließ uns am 26 November; schon am 30 November brach das Landesfieber unter uns aus. Im Laufe des Decembers machte die Krankheit so reißende Fortschritte, daß zu Ende des Monats nur noch 20 Weiße in gesundem Zustande übrig waren. Alle Tage beerdigten wir 2 bis 3 Todte. Dieselbe Krankheit herrschte auch an Bord der zwei zurückgebliebenen Korvetten. Die kränkesten Soldaten wurden in einem schlechten Lokal, das uns zum Spital diente, untergebracht; die übrigen blieben auf ihren Zimmern. Alle beinahe ohne Hülfe, weil der einzige Arzt, den man zurückgelassen hatte, nicht hinreichend war, und es häufig an den nöthigsten Medikamenten fehlte. Ueberdieß waren wir auf der Landseite von den Ovas blokirt, und dadurch von allem Verkehr mit den Eingebornen abgeschnitten, und die Hälfte der Zeit auf gesalzenes Schweinefleisch beschränkt, um den geringen Vorrath des noch lebenden Viehes aufzusparen.

Diejenigen Malgaschen, welche sich von den Ovas losgesagt und unter unsern Schutz begeben hatten, wagten nicht ihre Reißfelder zu bebauen, und starben vor unsern Augen Hungers, ohne daß es uns möglich war ihnen zu helfen.

Am 9 Januar 1830 wurden wir alarmirt; unsere Soldaten schleppten sich gleich Gespenstern auf die Wälle, mehr um die Ehre ihrer Fahnen, als den Rest eines Lebens, dessen sie überdrüssig waren, zu vertheidigen. Damals sahen wir das Jammervolle unserer Lage vollkommen ein. Hätten die Feinde uns ernstlich angegriffen, so wären wir außer Stande gewesen, Widerstand zu leisten, und keiner von uns wäre dann der Grausamkeit der Ovas entkommen. Hauptmann Gally ließ sich halbtodt an die Brustwehr tragen, und wartete hier die Rückkehr einer von ihm ausgeschickten Patrouille ab; diese brachte die glückliche Nachricht, daß die Malgaschen, welche überall Ovas zu sehen wähnten, unnöthiger Weise alarmirt hatten.

Vier Tage darauf, den 13 Januar, starb Gally, und ward an derselben Stelle, nach der er sich am 9 hatte tragen lassen, mit allen militärischen Ehren beerdigt. Am 15 erlitten wir gleichfalls einen großen Verlust durch den Tod des Wundarztes Roubaut, der durch den Wundarzt der Korvetten ersetzt werden mußte; Letzterer entwickelte große Thätigkeit, und erwarb sich die Achtung und Freundschaft der ganzen Kolonie.

Zu diesen Unglücksfällen kam noch eine Ueberschwemmung, welche mehrere Tage lang einen Theil der Halbinsel deckte; die Yoloffs empörten sich, und hätten uns beinahe ermordet. In Beziehung der Sterblichkeit war die kleine Insel St. Maria ganz in denselben Verhältnissen.

In dieser Lage befanden wir uns, als Herr von G. am 26 Februar nach dreimonatlicher Abwesenheit von Bourbon hier anlangte. Man erwartete ihn gleich einem Messias; jeder hoffte Hülfe oder doch Trost von ihm. Allein die Meisten sahen sich getäuscht. Man machte ihm eine Art von kalter Gleichgültigkeit gegen die Leiden zum Vorwurfe, die er nicht getheilt hatte, und als deren Ursache Manche ihn betrachteten; besonders erhob sich eine allgemeine Stimme gegen die Strenge, mit der er in einem Gesundheitsrathe einem Offizier und 20 Soldaten die Rückkehr nach Bourbon abschlug. Mehrere dieser Unglücklichen entleibten sich aus Verzweiflung.

Bald darauf erfuhr man zu Bourbon die wahre Lage der Dinge, in welcher sich Tintingue befand, obgleich Herr von G. sich alle Mühe gab, nichts davon kund werden zu lassen. Der Handelsstand, dessen Interessen unsere Expedition verletzt hatte, beklagte sich bei Herrn von Chiffontaine, dem Gouverneur der Kolonie, der hierauf eine Gesandtschaft an die Königin Ranavalo schickte. Allein es war zu spät, sie nahm die Gesandtschaft nicht an.

Die Julinsrevolution machte diesem Zustande der Dinge ein Ende. Die neue Regierung sah ein, daß es in der schwierigen Lage, in welcher wir uns befanden, das Beste sey, das Fort Tintingue zu räumen und die alten Handelsverbindungen mit den Ovas wieder anzuknüpfen. Diese waren Zeugen der Schleifung des Forts, dessen Bau und Behauptung uns so vieles Blut gekostet hatte.

Vermischte Nachrichten.

Zu Boissy wurden unlängst an einer Stelle, wo vormals ein Wald stand, mehrere kleine, drei bis vier Zoll hohe Statuen ausgegraben. Eine derselben stellte einen Jupiter Gallia vor, eine andere eine Fortuna mit dem Füllhorn und einem Lotusblatt statt des Diadems, und eine dritte eine Victoria, in einer Hand eine Krone und in der andern einen Palmzweig haltend.

*

Der Astronom, Herr Paravey, erbietet sich, den Beweis zu führen, daß die Trabanten des Jupiters den Chinesen schon längst bekannt und auf ihren Himmelskarten angegeben waren, und daß sie sich endlich schon seit den frühesten Zeiten der Teleskopen bedient hätten.

*

Die Gesammtzahl aller Sklaven in Jamaika betrug am 1 August v. J. 309,167, welche auf 15,352,306 Pfd. St. oder 40 Pfd. 13 Sch. 11½ Pence jeder geschätzt wurden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 152. 1 Junius 1835.

Skizzen

einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Aus dem Reisetagbuch eines Russen, mitgetheilt von Legationsrath Tiez.)

Acht Tage hielten mich Fieberanfälle in der langweiligen Stadt Mosdok zurück, und gaben mir Muße, meinen Erinnerungen an die geliebte Heimath nachzuhängen. In Georgiewsk hatte ich die Bekanntschaft eines katholischen Priesters und mit ihm die Reise nach Mosdok gemacht, wo ich der Pflege dieses mit trefflichen medizinischen Kenntnissen ausgestatteten Mannes viel verdankte. Seine Sorgfalt verschaffte mir bald Erleichterung von dem Fieber, so daß ich im Stande war die Stadt zu besichtigen, und auch Spaziergänge in deren einsamen Umgebungen zu machen.

Die jetzige Kreisstadt der Provinz Kaukasien, Mosdok, war früher eine Gränzfestung und die Schutzwehr der russischen Gränzlinie gegen die Einfälle der Kabardiner. Die Einwohner sind Russen, Grusinier, getaufte Osseten und Armenier, wovon die Letzteren die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, und Hinsichts ihrer Gewandtheit die Zigeuner und Juden überflüssig machen, weßhalb sie sich auch des Handels und des Tausches mit den benachbarten, im Kaukasus hausenden Völkern bemächtigt haben. Die Beschäftigung der Russen und Osseten besteht in Viehzucht, Ackerbau und dem Transport russischer Waaren nach Grusien.

Die Stadt hat, bis auf ein paar, keine steinerne, sondern nur hölzerne Wohnhäuser, ungefähr tausend an der Zahl, nebst einigen russischen und armenischen Kirchen und einer katholischen: zu diesem letztern Glauben bekennen sich auch einige Osseten und einige Armenier. Mehrere Straßen der Stadt sind regelmäßig und breit gebaut, da sie aber nicht gepflastert sind, so erzeugt auch schon ein unbedeutendes Regenwetter einen fürchterlichen Schmutz. Hier — nämlich in Mosdok — hat auch der im Jahre 1793 von Katharina der Großen gestiftete Ober-Gränz-Gerichtshof für die kaukasischen Völker seinen Sitz, dessen Mitglieder von den Kumiken, Kabardinern und den andern Völkerschaften gewählt werden. Der Präsident dieses Gerichts ist auch jedesmal zugleich Kommandant von Mosdok.

Der Terek fließt bei der Stadt vorbei, deren ganzer südlicher Theil übrigens unmittelbar am Flusse liegt, der im Frühjahr die Ufer unterwühlt und früher der Stadt große Gefahr drohte, indem einige Gebäude und Gärten fortgerissen waren. Später wurden durch eine zu diesem Zwecke zusammengetrete n Gesellschaft die Ufer des Terek durch Bollwerke befestigt. Das Klima ist während des Sommers in Mosdok heiß und sehr ungesund, wozu die niedrige Lage beiträgt und die Sümpfe, die sich in Norden und Osten um die Stadt hinziehen, und in der Hitze die Luft mit schlechten, Krankheit erzeugenden Dünsten füllen.

Diejenigen, die nach Grusien reisen wollen, müssen in Mosdok, oder eine Viertelmeile südwestlich davon, jenseits des Terek in der alexandrowschen Redoute, die Post aus Rußland abwarten, um den Schutz vor den Räubern durch die Convois mit zu genießen, die die Post und also auch die ganze versammelte Karawane durch die kleine Kabarda bis zur konstantinowschen Redoute begleitet. Dieses militärische Bedeckungs-Detaschement besteht gewöhnlich aus einer Kompagnie Infanterie mit einer Kanone, und aus etwa dreißig Mann Kosaken von der Linie; wenn die Gerüchte von der Unsicherheit der Gegend sich vermehren, wird die Bedeckung verstärkt.

In Begleitung des obenerwähnten katholischen Priesters verließ ich an einem schönen Abend im Monat Junius die Stadt Mosdok. Am Ufer des Flusses nahm mein Begleiter von mir Abschied, und rasch langte ich auf der Fähre am jenseitigen Ufer an, wo ich mich gleich nach der alexandrowschen Redoute verfügte, um der feuchten, kalten und ungesunden Luft der nahenden Nacht zu entgehen.

Als die ersten Strahlen der Sonne in das Thal hinableuchteten und die Nebel verscheuchten, die sich wie Rauchwolken in die höhere Luft hoben, brach die ganze Karawane aus der Redoute auf. Wie eine Feuerkugel flammte die Sonne über den von Schnee bedeckten Gipfeln der Berge, und der herrliche Morgen erweckte rings die Natur. Ueber meinem Haupte begrüßte mit schmetterndem Gesang die muntere Lerche den Tag. Wie Brillanten glänzten die Thautropfen auf dem grünen Rasen des Thals. Rings vor mir dehnte sich die gewaltige Gebirgskette des Kaukasus mit ihren scharfen Spitzen aus, über die sich die beiden Schneehäupter des Kasbek, wie blinkende Brillantdiademe erhoben.

Der Kaukasus bildet die Trennungslinie zwischen Grusien und der Kabarda, so wie der Provinz Kaukasien, und erstreckt

sich vom kaspischen bis zum schwarzen Meere. Sein felsiges, unzugängliches Inneres wird von verschiedenen kriegerischen Stämmen bewohnt, die in milder Ungebundenheit leben, und sich durch Kleidung, Sprache, Gewohnheiten, Charakter, Sitten und Religion von einander unterscheiden. Unser Weg führte durch große Thäler, die früher durch volkreiche und häufige Niederlassungen der Kabardiner belebt waren, und in welchen sich dieselben mit der Zucht der Bienen, des Rindviehs, der Schafe und einer vorzüglichen Race von Pferden beschäftigten. Blutige Kämpfe dieses Volkes mit ihren Nachbaren, Zwistigkeiten unter sich, so wie die Strenge, die man von Seite Rußlands gegen sie, wegen ihrer beständigen Raubzüge und Mordthaten auf russischem Gebiet, vorwalten lassen mußte, war die Ursache, daß ein Theil ihrer Niederlassungen vernichtet wurde, und daß sie sich zum Theil auch selbst zerstreuten. Eine große Menge floh in die Gegenden jenseits des Kuban, wo sie noch jetzt, doch ganz getrennt von den andern transkubanischen Völkern leben. Mehrere Tausende unterwarfen sich dem Scepter Rußlands, wurden aber größtentheils ein Opfer der Pest, weil sie gegen dieselbe aus altem Vorurtheil keine Sicherungsmaßregeln nahmen. Jetzt sind jene Thäler öde und wüst, und das Auge sucht vergebens eine menschliche Wohnung. Kein fleißiger Ackersmann bearbeitet und besäet das fruchtbare Erdreich; die üppigen Wiesen grünen unbenutzt, wo Rosse reichliches Futter finden würden; keine Heerden weiden auf den kräuterreichen Matten der Bergabhänge. Scheue Gemsen und Hirsche sind die einzigen Bewohner jener grünen Ebenen, und fliehen ängstlich dahin, wenn der Fußtritt eines Reisenden sie aus ihrer sorglosen Ruhe aufstört. Wehmuth und Kummer erfüllt die Brust, wenn man diese Oede erblickte, auf der dazu noch jeder Fleck mit Menschenblut genetzt ist.

Jemehr man der konstantinowschen Redoute sich naht, desto mehr verschwindet die leblose Einfachheit der Landschaft, indem belaubte Hügel und Baumgruppen schon mehr Abwechslung dem Auge gewähren. Rechts von der Straße sieht man einen großen Platz mit wuchernden Nesseln bedeckt: es ist das weite Grab einer volkreichen, wohlhabenden Ansiedlung von Kabardinern, die vor mehreren Jahren gänzlich der Pest unterlag.

An demselben Abende, wo wir am Morgen des Tages unsere Reise angetreten, um sechs Uhr langte unsere Karawane bei der konstantinowschen Redoute an, um daselbst die Nacht zuzubringen. Diese Redoute ist weiter nichts, als ein viereckiger Platz, auf dem sich einige hölzerne Kasernen befinden, und der von allen Seiten mit dicken, starken Pallisaden umgeben ist. Die Besatzung besteht aus zwei Kompagnien des kabardinischen Infanterieregiments, mit drei Kanonen, und aus hundert Kosaken vom Don. Am folgenden Morgen früh um vier Uhr weckte uns Trommelschlag zur Fortsetzung unserer Reise, die ich auch gern antrat, weil ich hoffte, am nächsten Abende ein besseres Nachtlager zu finden. Hier hatte ich, weil ich es im Gedränge des Wirthshauses nicht auszuhalten vermochte, die Nacht auf dem Hofe zugebracht, wo ich aber vor dem Geschrei und der lebhaften Unterhaltung der Kaufleute aus Mosdok und Tiflis kein Auge schließen konnte.

Der Weg nach der jelisawetinschen Redoute führt über einen der konstantinowschen gegenüberliegenden Bergrücken, der von tiefen Schluchten durchschnitten ist. Die Straße führt, höchst beschwerlich, fast eine Meile stets bergan. Auf den Höhen ist überall Wald, aus verschiedenen Arten wilder Fruchtbäume bestehend, unter welche sich jedoch auch Ahorn, Taxus, Eichen, Linden und sibirische Zwergrüstern mischen, und in ihrem Dickicht Bären, Füchsen, Wölfen, wilden Katzen, Gemsen und Hirschen Wohnung geben. Im verderblichen Hinterhalte lauert hier, verborgen in dem düstern, großen Walde der räuberische Bergbewohner auf den Augenblick, in dem er seinen Angriff ausführen kann. Wenn die nehende Karawane auf dem Berge in ihrem Marsche sich, vielleicht eine Viertelmeile lang, ausdehnt, stürzen die Buschklepper aus ihrem Hinterhalte hervor, schießen ihre Gewehre auf die Reisenden ab, werfen sich dann in die Mitte der Karawane, zerstreuen sie, ergreifen Menschen und Thiere, was sie nur erlangen können, und ziehen sich dann schnell mit ihrer Beute in das Gebüsch zurück. Bei diesen Angriffen nutzen die beiden Kanonen, von denen sich eine an der Spitze, die andere am Schlusse des Zuges befindet, gar nichts, da man durch die Schüsse nur die eigenen Leute niederschmettern würde.

Oben auf dem Gipfel des Berges sprudelt reines, klares Wasser aus einer kleinen Quelle, an der die Karawanen gewöhnlich eine Stunde auszuruhen pflegen. Die Aussicht von hier oben ist recht interessant: unter sich hat man eine weite, grüne Ebene, aus der Gruppen schattiger Bäume sich emporheben; im Süden fällt der Blick auf die zackigen Felsen des Kaukasus. Durch dieses Thal führt der Weg zur jelisawetinschen Redoute und nach Wladikawkas. An Trinkwasser hat man keinen Mangel, da auf beiden Seiten des Weges sich gegrabene Brunnen mit gutem Wasser vorfinden.

Schon um vier Uhr Nachmittags an demselben Tage erreichten wir die jelisawetinsche Redoute, in die wir aber nicht hineinritten, sondern nahe dabei auf der Landstraße anhielten. Wir ließen unsere Päße visiren, bezahlten das Postgeld und erhielten dafür frische Reitpferde. Auch wechselte hier unsere militärische Bedeckung mit einer neuen. So, nachdem wir hier etwa eine Stunde geruht hatten, zogen wir unter Trommelschall weiter. Die Redoute, ganz wie die konstantinowsche, ist auf eine Stelle gebaut, die von den Osseten Kumbelei genannt wird. Dicht dabei liegt ein großes Dorf der Osseten, das denselben Namen führt. Früher lebten seine Bewohner, ehe sie, gelockt durch den trefflichen Boden und die fruchtbaren Triften hier einwanderten, in dem tagaurschen Hohlwege und in andern Schluchten des Kaukasus. Sie stehen unter tagaurschen Aeltesten aus der Familie Dudarow, die durch ihre große Anzahl sich bei den Kaukasus-Stämmen und in den Bergen in hohe Achtung gesetzt hat.

Abends um eilf Uhr kamen wir in Wladikawkas an, wo ich mich zu dem dortigen Kommandanten begab.

Wladikawkas ist eine kleine Festung von unbedeutendem Umfange, in Form einer viereckigen Redoute mit Bastionen gebaut, die mit Feldgeschützen der Garnisons-Artillerie besetzt sind. Die Brustwehr ist von Erde aufgeworfen und hat bedeutend durch die Zeit gelitten; der Graben ist nicht tief, nur schmal und mit Pallisaden besetzt. Unweit der Festung, die am Fuße des Kaukasus liegt, fließt der Terek vorbei. So klein sie ist, hält

sie doch die Gebirgsvölker in gebührendem Respekt. Ueberdem haben diese Geißeln geben müssen, die in einem besonders für sie erbauten und eingerichteten Hause, neben der Hauptwache, unter militärischer Aufsicht leben. Die Besatzung der Festung besteht aus dem sogenannten Wladikawkasischen Garnison-Regiment, das zwei Bataillons stark ist. Der Regiments-Kommandeur ist zugleich Kommandant der Festung, und unter seinem Befehle steht außerdem noch ein donisches Kosakenregiment, das außerhalb der Befestigungen in Kasernen wohnt, die mit einem starken Flechtzaun umgeben sind, dann einige Feldstücke nebst dem dazu erforderlichen von einem Offizier befehligten Kommando, ferner die Garnisons-Artillerie und eine Kompagnie Pionniere von der Bauabtheilung des Korps der Wegeverbindungen.

Im Innern der Festung sind nach einem regelmäßigen Plane für die Soldaten gute Kasernen von Holz mit einem großen Hospital gebaut, eben so recht hübsche, hölzerne Häuser für die Offiziere, unter welchen sich das aus gleichem Material errichtete Wohnhaus des Kommandanten auszeichnet. Es liegt auf einer Erhöhung an der Ostspitze der Festung und gewährt einen Ueberblick über das ganze Innere derselben. Außerdem steht hier ein bequemes Wirthshaus zur Aufnahme von Reisenden, dann einige russische Marketenderbuden mit allerlei Lebensmitteln, Getränken und andern Bedürfnissen, so wie mitten in der Festung auf einem ebenen Platze eine vor noch nicht langer Zeit erbaute, ziemlich ansehnliche Kirche von Stein. Eine Vorstadt erstreckt sich zwischen der Festung und dem Flusse Terek, und besteht aus zwei Theilen. Im ersten liegen die Kasernen der Pionnier-Kompagnie, nebst einigen von russischen Marketendern und mosdok'schen Kaufleuten errichteten Buden, in deren eine sich auch ein Billardzimmer befindet. Hinter diesen Buden stehen zwei Reihen niedlicher kleiner Häuser mit dazu gehörigen Höfen, worin die verheuratheten Soldaten wohnen. In der andern Abtheilung der Vorstadt erblickt man unansehnliche, unreinliche Hütten, in welchen ungefähr dreißig ossetische Familien leben, die sich hieher geflüchtet haben, um der Rache anderer Gebirgsstämme zu entgehen, bei denen sie Räubereien und Mordthaten begingen. Ihre Beschäftigung besteht in dem Bebauen des Ackers und der Viehzucht, was sie beides aber sehr kümmerlich betreiben, einmal weil sie von Natur schon sehr faul sind, aber auch deßwegen, weil sie fürchten, daß die Rache der von ihnen beleidigten Bergbewohner sie auch bis hieher verfolgen und ihr Eigenthum zerstören würde.

In der nächsten Umgebung von Wladikawkas auf beiden Seiten des aus Mosdok hieher führenden Weges liegen große Küchengärten, den Offizieren und Soldaten der Besatzung gehörig. Gemüse aller Arten, besonders aber Kohl und Kartoffeln, die Hauptnahrungsmittel des gemeinen Mannes, gedeihen vortrefflich. Der verstorbene Generalmajor del Pozzo, früher Kommandant von Wladikawkas, später Befehlshaber an der kaukasischen Linie, der sehr bemüht war, seinen Offizieren Vortheile und der Garnison reichlichen Unterhalt zu verschaffen, legte den noch jetzt bestehenden und reichergiebigen sogenannten „Fruchtgarten des Kommandanten" an, den auch nach einem bestimmten Uebereinkommen die adelige Gesellschaft von Wladikawkas benutzt.

Die Taxe für alle Lebensmittel, die hier insgesammt vortrefflich sind, wird vom Kommandanten nach einem billigen Maßstabe festgesetzt. Die Reisenden, die nach Grusien hier durchgehen, pflegen sich in Wladikawkas auf zwei bis drei Tage mit allem Nöthigen zu verproviantiren, da man in dem Gebirge nichts antrifft, als etwa schlechte Milch, Käse, Eier und Hühner, und das auch nicht immer und zu sehr hohen Preisen.

Die Gründung der Festung Wladikawkas ist von ersprießlichem Nutzen gewesen, für die Sicherung der Verbindung zwischen Rußland und Grusien und die Bändigung der zügellosen Stämme des Kaukasus. Uebrigens haben sich diese Bergbewohner jetzt schon ziemlich daran gewöhnt, die Macht des Festungs-Kommandanten zu beachten, so daß sie seinem Urtheile sogar öfter ihre innern Streitigkeiten unterwerfen. Zur bessern Unterhandlung mit diesen Gebirgsvölkern sind dem Kommandanten einige Dolmetscher beigegeben, die von der Regierung einen Gehalt beziehen. Der Garnison von Wladikawkas liegt außer dem Schutze der Festung auch noch die Verpflichtung ob, Regierungs-Transporte und Reisende jeden Standes auf dem Wege nach und von Grusien, durch die kaukasische oder tagaur'sche Schlucht zu geleiten. Dort sind, um die Bergbewohner besser zügeln zu können, auch in der Nähe ihrer Dörfer an zweckmäßigen, erhöhten Orten, in geringer Entfernung von einander, Posten und kleine Redouten errichtet, deren Besatzung aus einzelnen Kompagnien und Detaschements der Garnison aus Wladikawkas, so wie aus kleinen Kosaken-Kommando's besteht. Von jenen Anhöhen aus wachen sie über die Sicherheit der Reisenden und beherrschen das ganze untere Terrain der Schlucht; weiter in die Berge hinein erstreckt sich freilich ihr Einfluß nicht. Wegen der geringen Entfernung zwischen den einzelnen Wachtposten ist es ihnen leicht, sich in der Noth einander schnell zu Hülfe eilen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Von Kapitän Roß.)

Eine allgemeine Uebersicht der Unternehmungen des Kapitäns Roß haben wir unsern Lesern bereits in Nr. 516 dieser Blätter vom Jahre 1835 mitgetheilt, und kommen nun zu dem eben erschienenen Bericht über die zweite Reise dieses Seefahrers. Dieser letzte Versuch, eine nordwestliche Durchfahrt zu finden, war bekanntlich Privatunternehmung, da die Regierung nach einer Reihe von Expeditionen, welche zu keinem Ziele geführt hatten, sich nicht mehr mit der Sache befassen wollte. Obschon man zu der Ueberzeugung gekommen war, daß weder von fernern Untersuchungen, noch von Entdeckung der Durchfahrt selbst irgend ein Vortheil für den Handel zu hoffen stehe, so hörte man doch den Entschluß, daß weitere Versuche aufgegeben würden und das Problem ungelöst bleiben solle, mit Bedauern. Der Gegenstand hatte die öffentliche Aufmerksamkeit seit länger als drei Jahrhunderten in Spannung erhalten, zahllose Unternehmungen waren gemacht worden, bei denen England voranstand, und der Muth, die Geschicklichkeit und die Ausdauer der britischen Marineoffiziere hatte, was Entdeckungen betrifft, allerdings Bedeutendes geleistet; allein sie dienten nur dazu, die Hoffnungen eines möglichen Erfolgs noch mehr zu beschränken. Einige Sanguiniker glaubten indeß immer noch an die Möglichkeit, eine Durchfahrt durch Prinz-Regents-Kanal zu finden; es war bekannt, daß man an dem äußersten Punkte, den die Fury erreichte, und an der dem Kap Turnagain gegenüberliegenden Küste, zu der man durch die Behringsstraße gelangt war, offenes Meer gefunden hatte, und diese beiden Punkte liegen nur einige hundert Meilen aus einander. Auf diese Thatsachen gestützt, be-

schloß Kapitän Roß, sein Glück noch Einmal zu versuchen, und entweder durch die Straße zu segeln, wenn eine solche existire, oder zu erweisen, daß der Kontinent von Amerika jede Hoffnung auf Entdeckung einer Durchfahrt vereitle.

Ein Privatmann, ein Bürger von London, Sir Felix Booth, entschloß sich die Kosten der Expedition zu tragen. Erfahrung hatte den Kapitän Roß gelehrt, daß ein Dampfboot die sicherste Bürgschaft für den Erfolg biete, denn unter jenen nördlichen Breiten ist der Wind, so wie das Meer frei wird, gewöhnlich widrig, und bei dem schmalen Fahrwasser hat ein Dampfboot außerdem noch bedeutende Vortheile vor einem Segelschiff. Es wurde mithin ein Fahrzeug von der erstern Art angekauft, mit neuen Patentdampfmaschinen versehen, und nachdem alle nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, lief die Victory (so wurde das Fahrzeug genannt) in Begleitung eines Proviantschiffs, das die erforderlichen Vorräthe bis zum Prinz-Regents-Kanal führen sollte, am 25 Mai 1825 aus der Themse aus, begleitet von den besten Wünschen Aller und den besorglichen Voraussagungen der Sachkundigen. Mancherlei Hindernisse, welche sich bei der Abfahrt einstellten, waren böse Vorbedeutungen für die Zukunft; die unzureichende Kraft der Dampfmaschinen erwies sich schon in den ersten Stunden, so daß sie als untauglich herausgenommen werden mußten; die Mannschaft des Proviantschiffs wurde noch dazu schwierig, und weigerte sich, die Reise fortzusetzen.

Dieser entmuthigenden Umstände ungeachtet stand Kapitän Roß nicht einen Augenblick an seinen Zweck zu verfolgen, und nachdem er noch mit sehr ungünstiger Witterung zu kämpfen gehabt hatte, erreichte er die Davisstraße Anfangs Julius, und ging am 25 desselben Monats bei der dänischen Niederlassung Holsteinborg vor Anker, wo er die beste Aufnahme fand. Als die nöthigen Ausbesserungen ins Werk gesetzt worden waren, und der Kapitän sich Manches, was ihm noch fehlte, von dem Wrack eines Londoner Wallfischfängers verschafft hatte, fuhr er am 26 weiter. Am 30 Julius sah er das erste Eis, und lief am 8 August in den Lancaster-Sund ein. Er fuhr jetzt den Sund abwärts gerade dem Prinz-Regents-Kanal zu, und erreichte am 12 August die Stelle, wo die Fury Schiffbruch gelitten hatte.

„Da jetzt, sagt Kapitän Roß in seinem Bericht, die Victory in einer Eisbucht, eine Viertelmeile von der Stelle, wo die Vorräthe der Fury gelandet wurden, sicher vor Anker lag, so waren wir sehr begierig jenen Ort näher zu untersuchen, und nachdem ich meinen Leuten ein gutes Mahl bereiten lassen und ihnen die Ruhe gegönnt hatte, deren sie so sehr bedurften, ging ich mit dem Kommandeur Roß, Herrn Thom und dem Wundarzt ans Land. Wir fanden fast die ganze Küste mit Kohle bedeckt, und mit nicht geringer Bewegung gingen wir zu dem einzigen Zelt, das noch ganz dastand. Es war das Speisezelt der Offiziere der Fury gewesen, aber, wie der Augenschein zeigte, häufig von Bären heimgesucht worden. Nicht weit vom Eingange hatte sich eine Tasche befunden, in welcher der Kommandeur Roß sein Notizenbuch und einige Vögel hatte stecken lassen, allein sie war herabgerissen und keine Spur mehr von ihrem Inhalt vorhanden. Auch die Seitenwände waren an mehrern Stellen vom Boden losgerissen, sonst aber befand sich das Zelt noch in ziemlich gutem Zustande.

„An dem Orte, wo das Fleisch und die Hülsenfrüchte aufbewahrt worden waren, fanden wir noch Alles ganz. Die Körbe hatte man in zwei Haufen auf einander geschichtet, und obschon vier Jahre lang allem Wechsel des Klima's bloßgestellt, waren sie doch noch gänzlich unbeschädigt. Das außerordentlich dichte Geflecht hatte verhütet, daß die Bären den Inhalt riechen konnten, denn wären diese dahinter gekommen, was darinnen war, sie hätten wir wohl nicht viel mehr davon zu sehen bekommen. Als wir den Inhalt untersuchten, fand sich, daß er weder gefroren war, noch daß sich der Geschmack der Eßwaaren auch nur im Geringsten geändert hatte, was uns nicht wenig erfreute, da unsere Existenz und die Hoffnung auf Erfolg mit dieser Entdeckung in innigem Zusammenhange standen. Wein, Branntwein, Zucker, Brod, Mehl und Cacaobohnen waren von noch gleich guter Beschaffenheit, jedoch mit Ausnahme eines Theils der letztern, den man in vorräthige Fässer geschüttet hatte. Der Citronensaft und das Pökelfleisch hatten nicht viel gelitten, und sogar die Segel, welche gut zusammengerollt waren, befanden sich nicht nur vollkommen trocken, sondern schienen auch gar nicht naß geworden zu seyn. Merkwürdig war, daß während das Kabelgarn sich ganz gebleicht hatte, auch jede Spur und Geruch vom Theer verschwunden war.

„Wir begaben uns jetzt an die Bucht, wo die Fury verlassen worden war, fanden aber nicht Eine Spur mehr von ihrem Wrack. Da wir oft gesehen hatten, mit welcher Gewalt die schwimmenden Eismassen an diese Küste antrieben, so ließ sich unschwer errathen, welches Loos ihn getroffen hatte. Entweder war er ganz fortgeschwemmt oder zermalmt worden, und hatte so die Masse des Treibholzes in diesen Gegenden vermehrt. Weder während der zehn Meilen, die wir in Pistolenschußweite vom Strande, südlich von dieser Stelle, an der Küste hingefahren waren, noch zwei Meilen weiter gegen Norden war eine Spur von dem Wrack zu sehen.

„Wir kehrten daher an Bord zurück, und machten Anstalten, hinlängliche Vorräthe einzuschiffen, und unsere Ausrüstung für eine Zeit von zwei Jahren und drei Monaten zu vervollständigen. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß es uns eine eben so neue als willkommene Erscheinung war, hier in dieser einsamen verlassenen Gegend zwischen Eis und Felsen einen wohlversehenen Markt zu finden, auf dem wir uns mit Allem versehen konnten, was uns abging, und wo wir auf einem Punkt bei einander alle die Gegenstände fanden, die wir in London aus mehrern Vorrathshäusern hätten zusammentragen müssen. Es versteht sich, daß von Allem das Beste ausgesucht wurde.

„Wir setzten diese Arbeit bis zum 14 August fort, wo wir noch zehn Tonnen Kohlen luden, und willens waren, die Mundvorräthe nebst einem Theil der übrigen Sachen noch vor dem Mittagsessen an Bord zu schaffen. Wir benutzten noch Alles, was zu benutzen war, und fanden bei dieser Gelegenheit einige der Kisten, in welchen sich Kerzen befanden, entweder von Hermelinen oder Mäusen zum Theil oder gänzlich ausgeleert. Kein einziges von den Tauen war verfault, obschon sie sich, wie das Kabelgarn, gebleicht hatten. Auch das Kabeltau war noch vollkommen gut, und daraus schlossen wir, daß der Kannevas von den Zelten durch Stürme fortgeführt worden seyn möchte, nachdem die Bären die Pflöcke ausgerissen hatten, um sich einen Eingang zu bahnen.

„Die Kabelkette und die Karonaden waren von kleinen Steinen des Gestades bedeckt, und, ein wenig Rost ausgenommen, noch ganz so, wie man sie verlassen hatte. Das von den übrigen Vorräthen etwas entfernt niedergelegte Pulvermagazin war unbedeckt und das darüber gebreitete wasserdichte Tuch in Stücken zerrissen, doch hatte sich das in Patentkapseln verschlossene Pulver vollkommen trocken erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Paris, den 10 Mai.

Man hat hier Briefe von dem deutschen Reisenden Moritz Rugendas erhalten; er befand sich im Oktober letzten Jahres in Valparaiso in Chili, und war im Begriff an den Cordilleren herauf nach Hochperu und von da nach Columbien zu gehen, von wo er den Orinoco hinab reisen wollte. Er hatte damals eine große Masse ethnographischer und naturhistorischer Zeichnungen gesammelt; die Frage ist, ob ihm der Zustand von Hochperu, das durch die Empörung von Flores in der größten Unordnung war, erlaubt hat, diesen Weg zu nehmen, und seine Absicht auszuführen, den See von Titicaca und die auf den Inseln in demselben liegenden alten Königsgräber zu besuchen; wenn dieß ihm nicht gelingen sollte, so war sein Plan, die Cordilleren direkt zu übersteigen und durch die Pampas nach Montevideo zu gehen.

*

Eine Statistik der am Ende des Jahres 1833 in Frankreich vorhandenen Dampfmaschinen und Apparate ist von den Ingenieuren des Bergbaues im J. 1834 vollendet worden. Es befanden sich nach ihrer Angabe am Schlusse des Jahres 1833 in Frankreich 947 Dampfmaschinen, zusammen mit einer Kraft von 14,746 Pferden. 759 von diesen Maschinen waren in Frankreich, 144 im Auslande verfertigt worden, und von 44 konnte nicht ausgemittelt werden, woher sie stammten. Unter den 903 Maschinen, deren Ursprung nachgewiesen werden konnte, befanden sich 334 mit niederem und 569 mit hohem Druck.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 153. 2 Junius 1835.

Die katholischen Geistlichen in Irland. *)

Seit Heinrich VIII wurden in Irland die katholische Kirche und die katholischen Priester aufs bitterste verfolgt; kaum gewährten die Regierungen der spanischen Maria, Karls I und Jakobs II ihnen einige Ruhe, und die Begünstigung der Katholiken durch den letztern mußten sie nach dem Siege Wilhelms III am Boynefluß theuer bezahlen. „Alle früheren Strafgesetze und Verpönnungen wurden aufs neue eingeschärft und mit so großer Strenge durchgeführt, daß die politische Existenz der Katholiken dadurch aufgehoben, und ihnen bloße Vegetation, und selbst diese nur bedingt, gestattet wurde.

„Die katholischen Geistlichen, seit langer Zeit daran gewöhnt, ein flüchtiges Leben zu führen und den Gottesdienst heimlich in Scheunen, Ställen oder dergleichen Zufluchtsorten abzuhalten, hatten jetzt ohne weiteres den Tod zu erwarten, wenn sie ausgeforscht oder gar beim Messelesen betroffen wurden. Sie waren daher genöthigt, unter allen möglichen Verkleidungen umherzuwandern und um ihr tägliches Brod und Nachtlager zu betteln. Desto herzlicher hing das Volk ihnen an; wo es nur, ohne von Protestanten bemerkt zu werden, geschehen konnte, versammelten sich die Leute hinter Hecken, in Sümpfen, Bergen oder andern abgelegenen Orten, um Messe und Predigt zu hören, wobei sie jedesmal förmliche Schildwachen ausstellten, um plötzliche Entdeckung und Ueberrumpelung zu verhüten. Unter diesen Umständen fanden sich nur noch selten Leute aus den bessern Klassen, die zum geistlichen Stande aspirirten; daher waren es seit den Zeiten der heftigen Verfolgungen fast ausschließlich Söhne armer gottesfürchtiger Handwerker oder Landleute, die ihr Leben dem Priesteramte weihten. Natürlich fehlte es diesen Menschen oft an der nothdürftigsten Erziehung; Ergebenheit gegen ihren Glauben und die allerunumgänglichsten theologischen Kenntnisse waren fast das Einzige, worauf die Mehrzahl der irischen Priester während des vorigen Jahrhunderts Anspruch machen konnte, weßhalb sie auch von den Protestanten mit dem Schimpfnamen Heckenpfaffen belegt wurden. Schon seit Heinrichs VIII Regierung gab es in Irland kein einziges Institut mehr zur Erziehung von Geistlichen, und die Umstände erlaubten auch später nicht dergleichen auf der Insel anzulegen, da dieselben auf keinen Fall hätten lange unentdeckt bleiben können. Fremde Priester, die der Schliche und Wege und außerdem auch der nicht leicht zu erlernenden irischen Sprache unkundig waren, konnten sich nur selten ins Land wagen, ohne die größte Gefahr zu laufen, gehängt zu werden. Daher wurden die jungen Irländer, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten, durch milde Beiträge ihrer Bekannten und Freunde mit den nothwendigsten Reisekosten versehen und ins Ausland geschickt, um dort in ihrem Beruf unterwiesen zu werden. Schon im Jahre 1563 war ein irisches Priesterseminar zu Douay angelegt worden, und diesem waren später andere kleinere und größere Etablissements der Art zu St. Omer, Tournay, Lille, Antwerpen, Alcala d Henares, Lissabon, Sevilla, Salamanca, Paris, Toulouse, Rheims, Bordeaux, Nantes, Rom u. s. w. gefolgt, wo der Beistand fremder Geistlichen, frommer Laien und namentlich des heiligen Vaters die Fonds dazu hergeschossen hatte. Weil jedoch unter den obwaltenden Umständen beständig ein großer Mangel an Priestern in Irland herrschen mußte, so war es bei dem besten Willen den Vorstehern dieser Anstalten kaum möglich, ihren Zöglingen eine mehr als oberflächliche Erziehung zu geben. Etwas Latein, die nothdürftigste Bewandertheit in der Theologie und besonders der Controverse war gewöhnlich alles, was die neugeweihten Geistlichen in ihr Vaterland zurückbrachten, und oft sah es selbst mit diesem Wenigen schlecht genug aus. Indessen wenn sie wirklich auch noch so gelehrt gewesen wären, so würde dieß wenig genutzt haben; ihr Mangel an Bildung und Erziehung war sogar in vieler Hinsicht vortheilhaft, weil er sie mehr mit dem Volke assimilirte. Beständig mit dem Galgen bedroht, schlichen sie von Haus zu Haus, unterwiesen die Kinder und die Alten in Katechismus und den einfachsten Glaubenslehren, und gaben in ihrem Eifer gewiß den ersten Christen wenig nach. Diese Verhältnisse dauerten bis zur Aufhebung der peinlichen Gesetze, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, fort, und es gibt daher noch Leute genug, welche sich jener Zeiten lebhaft erinnern. Nicht ohne Rührung kann ich an die Beschreibungen denken, welche mir ein armer alter Mann in Dublin, dessen Knabenalter in jene Periode fiel, mehrmals davon gegeben, wie er sich zu den

*) Aus dem Werke: Darstellung des gegenwärtigen Zustands von Irland, welches die erste Lieferung der im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erscheinenden Sammlung der Reisen und Länderbeschreibungen der ältern und neuesten Zeit bildet.

Nachbarn gestohlen und ihnen ins Ohr geflüstert habe, daß ein Priester bei seinen Eltern sey, der unterrichten oder vielleicht auch eine Messe lesen wolle; wie er sich dann gleich einem Dieb, der jeden Augenblick ertappt zu werden fürchtet, ungesehen und auf Umwegen wieder nach Hause geschlichen, um ja die heilige Handlung nicht zu verfehlen.

„Nach Aufhebung des peinlichen Koder durften die Katholiken nun zwar Priester, aber keine öffentlichen Gotteshäuser haben; sie konnten sich von denselben trauen lassen, aber die von ihnen geschlossenen Ehen bestanden nur vor Gott, nicht vor dem Gesetz, und die darin erzeugten Kinder waren also Bastarde, wenn die Eltern nicht auch die Vorsicht gebraucht hatten, sich von einem protestantischen Geistlichen copuliren zu lassen, wie dieß noch jetzt der Fall ist. In Hinsicht auf die Kirchen wurde jedoch Rath. Man kaufte oder miethete Häuser im Namen eines Individuums, gewöhnlich des Pfarrers, und richtete dieselben nach Vermögen zum Gottesdienste ein, so daß bis zur Emancipation alle Gebäude der Art Privateigenthum waren, und daher zum Unterschiede von den protestantischen Kirchen bis auf den heutigen Tag Kapellen genannt werden. Da nun das Leben der Priester gegen den Galgen gesichert war, so wurde es auch nöthig, sie vor dem Verhungern zu schützen und zu gleicher Zeit für die Altarbedürfnisse zu sorgen. Deßhalb verstanden sich denn die Pfarrkinder auf der ganzen Insel von selbst dazu, jeden Sonn- und Festtag an den Kirchthüren nach Vermögen eine Kleinigkeit zu geben, und die Hausbesitzer u. s. w. kamen dahin überein, ihrem respektiven Pfarrer außerdem zu Ostern eine Abgabe zu entrichten, welche Due (das Schuldige) genannt wird, und deren Betrag in jedermanns Belieben steht; dieß, nebst den Trau- und Taufgebühren, ist Alles, was die katholischen Geistlichen noch jetzt zu ihrem Unterhalte, zur Bestreitung der Kirchenerfordernisse und zur Entrichtung des Grundzinses für die Kapellen haben. Sie hängen also ganz von der Milde ihrer Gemeinden ab und können gesetzlich nichts verlangen.

„Um den Prälaten ein einigermaßen erträgliches Einkommen zu sichern, geben die Pfarrer ihrer respektiven Diöcesen ihnen einen Theil ihrer eigenen Almosen, womit sie sehr zufrieden sind. Wie viel dieß indessen in Summa austrägt, weiß ich nicht bestimmt; doch ist mir oft gesagt worden, daß der Erzbischof von Dublin jährlich etwa 500 Pfd. St. hat. Bekannt ist mir, daß er nicht im Stande ist, sich Wagen und Pferde zu halten, sondern eine reiche katholische Familie hält ihm eine Equipage.

Durch die Emancipationsakte wurde den Katholiken endlich wieder gestattet, auch öffentliche Gotteshäuser zu haben und Glocken zu läuten, welches letztere ihnen seit beinahe 250 Jahren verboten gewesen war. Zum Kirchenbau gehört indessen Geld, und dieß aufzutreiben ist um so schwieriger, da bis 1829 fast alle ihre Kapellen auf dem Lande nichts als Scheunen oder eingerichtete Ställe mit einem Altar, und selbst in den Städten nur erbärmliche Gebäude in den miserabelsten Gäßchen waren, gerade so wie sie sie zur Zeit der Aufhebung der Pönalgesetze in der Eile hatten ankaufen oder erbpachten können. Da man sich seit Jahren mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, daß man bald wieder ordentliche Kirchen würde besitzen dürfen, so befanden sich manche derselben in so baufälligem Zustande, oder waren so eng, daß Neubau schon längst vonnöthen gewesen wäre, und nur in der Erwartung günstigerer Zeiten verschoben worden war. Jetzt aber wollte man anständige Gotteshäuser haben, und da das Gouvernement zum Bau derselben keine Fonds herschoß, so schritten die Gemeinden zu einem Mittel, welches ihnen außerordentlich zur Ehre gereicht. Die Wohlhabenden gaben nach Vermögen größere oder kleinere Summen entweder auf einmal her, oder machten sich anheischig, dieselben in halb- oder vierteljährigen Terminen zu bezahlen, während die arbeitenden und ärmern Klassen, welche nichts als ihren Wochenlohn haben, bloß ihre Namen als Geber aufzeichnen ließen, und dann jeden Sonntag regelmäßig ihr Schärflein nach Maßgabe ihres Erwerbs brachten. Auf diese Art gaben einige wöchentlich einen Schilling, andere Dürftigere einen oder zwei Pfennige. Alle Beiträge waren rein freiwillig, und nur etwa alle vier oder sechs Wochen wurde von den Kanzeln dazu aufgefordert. Mehr war aber auch nöthig; der Eifer der Leute brauchte nur etwas gespornt, keineswegs aber erst erregt zu werden. Die Pfennig-Beisteuern beliefen sich bei der jetzt fertigen Allerheiligen-Kirche auf nicht weniger als 4000 Pfd. Sterl., und betrugen mehr als die Subskriptionen der Begüterten. Auf diese und ähnliche Art hat man kürzlich in der Hauptstadt drei schöne, große Kirchen, in Tuam eine Kathedrale, und überall auf dem Lande viele Pfarrkirchen gebaut, worüber die Protestanten ihre Verwunderung eben so wenig als ihren Aerger verhehlen.

Skizzen
einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Hier in Wladikawkas hatte ich die Bekanntschaft des Barons M. gemacht, mit dem ich zusammen um 7 Uhr des Morgens die Reise nach Grusien antrat, begleitet von einem schützenden Kosaken-Detaschement. Den Terek bei der Festung überschritten wir auf einer ziemlich langen und breiten hölzernen Brücke, die auf starken Pfeilern von Stein ruht. Dann führt der Weg durch eine sich sanft erhebende Ebene, eine Meile weit ins Gebirge, bis zu der sogenannten „neuen Redoute,“ die beinahe am Eingange in die tagaur'sche Schlucht auf einem Hügel liegt, und von 60 Infanteristen und 10 Kosaken unter Kommando eines Offiziers besetzt ist. Dicht dabei befinden sich zwei Dörfer der Osseten, die von zwei Aeltesten aus der Familie der Dudarow, Namens Inal und Sultan verwaltet werden. Als die Russen die kubanischen Osseten für ihre Raubzüge züchtigten, unterstützte sie Inal mit großem Muthe, und erhielt dafür von dem Kaiser die goldne Medaille am Georgenbande, worauf er sich nicht wenig zu Gute thut.

Der Eindruck ist schwer zu schildern, den die erste Wanderung durch den Kaukasus auf den russischen Reisenden macht. Die Schlucht öffnet sich ihm, wie das Thor einer neuen unbekannten Welt. Alle frühern Ansichten der Natur verschwinden vor diesem Anblick und sind vergessen. Alles, was hier das Auge erschaut,

ist neu, überraschend, majestätisch, aber fremdartig. Die Phantasie schweift über diese furchtbaren, für sie ungewöhnlichen Gegenstände; doch der Anblick alles dessen ist von Schmerz getrübt, denn nun fühlt der Reisende, daß er sein Vaterland verläßt, daß er sogar aus Europa geschieden. . . .

Wenn man die Schlucht betritt, stellen sich dem Blicke auf einer Seite nackte Kalkwände dar; sie sind mit ungeheuern Steinen besäet, die aus den Bergen hervorzuwachsen und in der Luft zu schweben scheinen, so daß man glaubt, sie schwanken und könnten jeden Augenblick herabstürzen. Auf der andern Seite braust durch die jähe Tiefe der Terek dahin. Es sprudeln seine Wasser, stürzen sich schäumend über die Felsblöcke hin und betäuben das Ohr des Reisenden durch ihr Getöse. Die Straße führt über einen steilen Felsbruch, der weit über den Fluß hinüberhängt. Nur schaudernd wagt man hinabzublicken. Nun senkt sich der Weg und läuft längs dem niedrigen Ufer des Terek fort. Hier verlieren die Berge an jäher Steilheit, und auf ihrer Abdachung grünt in amphitheatralischer Abstufung die Zwergrüster, der Ahorn, die hundertjährige Eiche und die blühende Linde mit ihrer Schattenkrone; um die feuchten Felsen schlingt sich der grüne Epheu, und aus den Bergspalten rieseln klare Quellen hervor. Der Weg wird von einem kleinen Bache durchschnitten, der kaum in dem Felsen geboren, bald als Opfer des Terek von den wüthenden Wellen dieses Flusses verschlungen wird. Auf ihrem kurzen Laufe wirkt diese Quelle doch Gutes, indem sie einige kleine Mühlen treibt. Als wir vorbeiritten, umstanden das Wasser einige Gruppen von Ossetinnen mit Schöpfeimern. Die Mädchen dieses Volksstammes sind durch Schönheit berühmt, und ihre frischen blühenden Gesichter erregen das Interesse der Reisenden. Leidenschaft strahlt aus den großen, blauen Augen, und in ihrer ganzen Haltung zeigt sich die Sorgfalt, mit welcher sie bemüht sind, die Blicke der vorüber reisenden stattlichen Jünglinge und Männer auf sich zu ziehen.

Immer mehr erhebt sich die Schlucht, je weiter man auf der grusinischen Militärstraße vorrückt, so wie der Fall des Terek, neben dem der Weg größtentheils hinführt, immer höher wird. Dieser Fluß, der an mehrern Punkten die Uferbefestigungen vernichtet, seinen Lauf nach einer andern Richtung verändert und hart am Fuße der Berge hinrauscht, bot uns auf unserm Wege bald genugsame Schwierigkeiten, ja Gefahren dar. Immer schäumender werden seine reißenden Wellen, über die wir mehreremale mit Hülfe der militärischen Arbeiter-Kommando's, die wir an einigen Orten antrafen, setzten. Durch den eigenmächtigen Lauf des Terek ist diese Militärstraße oft dergleichen Beschädigungen unterworfen, so daß die Verbindung mit Tiflis sehr erschwert, manchmal auf einige Tage ganz gehemmt wird. Ein hoher, fast senkrechter Felsen versperrte auch uns auf einmal den Weg, so wie auch keine Stelle sich ermitteln ließ, wo wir über den Fluß setzen konnten. Dem Anschein nach sollte unsere Reise hier endigen; da ließ man uns vom Gipfel des Felsens Stricke herab, die wir, von den Pferden steigend, uns über der Brust unter den Armen festbanden und so in die Höhe gezogen wurden, wodurch wir kletternd und an jeden Vorsprung uns anklammernd, endlich den Gipfel erreichten. Die Beschwerlichkeiten dabei waren nicht gering. Ich trat zuerst diesen schwebenden Marsch an, dann der Baron M., und zuletzt alle unsere Kosaken, einer nach dem andern, die auch noch ein kleines Pack mit Sachen und Lebensmittel mitbrachten. Eine kurze Erholung war uns nöthig, dann wanderten wir zu Fuße weiter über steinige und beschwerliche Pfade, ungefähr eine Viertelmeile weit, bis wir um 7 Uhr Abends auf dem Militärposten Balta anlangten, der auf einer Bergspitze liegt. Seine Benennung hat er von einem dabeiliegenden, gleichnamigen ossetinischen Dorfe, das von einem Aeltesten: Dewlet-Mirsa, ebenfalls aus der oft genannten Familie Dudarow, verwaltet wird. Dewlet-Mirsa war damals russischer Lieutenant, und bezog von der Krone einen jährlichen Gehalt von 300 Silberrubeln. Meinen Begleiter, den Baron M. kannte er schon von früher, weßhalb er, als er dessen Ankunft erfahren, uns auch gleich besuchte und zu sich auf sein Schloß einlud, welches unfern von der Redoute lag.

Mitten in einer kleinen, viereckigen Befestigung, aus niedern aber dicken Mauern, mit Thürmen an den Ecken bestehend, liegt ein kleines zweistöckiges Haus, an dessen ganzer Vorderseite sich ein langer Balkon hinzieht, und das ein Bretterdach hat. Im obern Stockwerk sind nur zwei Zimmer, auf orientalische Art mit schönen Teppichen und niedern, rundum laufenden Divans versehen. Dieß ist der Palast oder das Schloß des Lieutenants Dewlet-Mirsa, und mit Recht verdient das Gebäude diesen Namen, im Gegensatz zu den andern Wohnhäusern im Kaukasus, die nur unreinliche, kleine Hütten sind.

Der Dorf-Aelteste empfing uns mit größter Höflichkeit, und setzte uns schlechten Thee und gutes Bier vor, in dessen Bereitung aus Gerstenmalz die Osseten exceliren. Dann nöthigte er uns zum Abendessen, das aus Eiern, gekochten Hühnern, saurer Milch und Hammelfleisch bestand, das am Spieße gebraten und dann mit einer Sauce übergossen war. Das Getränk dazu bestand aus Bier, da Wein nicht vorräthig war. Um diesen Mangel zu ersetzen, schickten wir in die Redoute und ließen von unserm dort zurückgelassenen holen. Dewlet-Mirsa fand ihn, dem Koran dessen Anhänger er ist zum Trotz, recht gut, und that uns fleißig Bescheid. Nach dem Abendmahl begaben wir uns auf den Wachtposten zurück, um dort zu schlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

„Eine heftige westwärts strömende Fluth trieb uns aus unserem Zufluchtsorte, und brachte uns gerade an der engsten Stelle bis auf ungefähr drei Schritte in die Nähe einiger unter dem Wasser stehenden Felsen. Da wir hofften, diese gefährliche Stelle umschiffen und in stilles Wasser kommen zu können, so arbeiteten wir angestrengt, um das Schiff durch Werpen *) in eine gegenüberliegende kleine Bucht zu bringen, wo wir sicher zu seyn glaubten. Unglücklicherweise befand sich aber ein Wirbel in derselben, und nachdem wir wohl eine Stunde lang herumgedreht worden waren, sahen wir uns genöthigt, wieder auszulaufen und noch einmal in die uns umringenden Gefahren zu wagen. In dieser Lage blieb uns nichts übrig, als uns an eine in der Mitte der Strömung schwimmende Eismasse zu befestigen, um mit Hülfe derselben vielleicht aus der Bedrängniß zu kommen, in der wir uns befanden.

*) Warpen oder Werpen heißt, das Schiff mittelst des Warp- oder Wurfankers vorwärts bringen. Man läßt nämlich den Anker durch ein Boot an den bestimmten Ort bringen und ihn dort auswerfen, dann wird das Tau auf dem Schiffe aufgewunden, und dieses so fortgezogen, bis es in die Nähe des Ankers kommt.

Endlich gelang es uns, wiewohl nicht ohne Gefahr, denn unser Eisberg riß uns westwärts gegen einen starken Wind fort. Die Fluth nahm indeß ab, je weiter wir vorwärts kamen, und da die kleinern Eisstücke, welche um uns herschwammen, nicht so nahe an das Schiff herankamen, als die Eismasse, an der wir uns fest gemacht hatten, so wurde das Wasser ganz ruhig und frei, und wir konnten Nachmittags vor Anker gehen.

„Die Gefahr war indeß noch nicht vorüber, denn wir mußten gewärtig seyn, von der nächsten Fluth wieder rückwärts getrieben zu werden, wenn es uns nicht gelang, vor Eintritt derselben aus ihrem Bereiche zu kommen. Der Wind war uns aber gerade entgegen, wir konnten daher, wenn wir auch die Segel aufsetzten, um den Wind zu kneifen, doch nicht hoffen, mit einem Fahrzeuge, wie das unserige war, weit vorwärts zu kommen, und an einer Stelle, wo die Fluth so stark antrieb, vor Anker zu gehen, war durchaus nicht thunlich. Wir bemerkten bald, daß wir den Grund verloren, gegen 4 Uhr aber wurde es plötzlich ruhig, und nun kamen wir bedeutend vorwärts. Nicht weit weg sahen wir eine Bucht, in die wir uns mit Hülfe der Boote werpten, und da hinter einem mit Eisbergen besetzten Felsenriff, ungefähr eine Kabelslänge vom Lande, Schutz fanden; wir legten uns dicht an zwei dieser Eismassen, die in einer Tiefe von vier Faden auf dem Grunde aufsaßen.

„Mehrere von uns waren zwar mit ähnlichen Gefahren vertraut, daß wir aber hier ohne Schaden davon gekommen waren, dafür konnten wir Gott nicht genug danken. Dem Leser eine anschauliche Schilderung von dieser Scenerie zu geben, ist unmöglich, und auch der Pinsel des Malers kann nicht die furchtbare Bewegung und das Getös ausdrücken, das hier herrscht. Wer so Etwas nicht gesehen hat, denkt bei dem Worte Eis an das, was er etwa auf einem Binnensee oder Fluß sah, hat aber keinen Begriff von den Gefahren, von denen ein arktischer Seefahrer umringt ist. Eis ist hier eine Steinmasse, ein schwimmender Fels, und hat ein Vorgebirge, oder eine Insel von Eis Grund gefaßt, so ist sie so fest als Granit. Nun denke sich, wer es vermag, diese ungeheuren Krystallgebirge von einer gewaltigen Fluth durch eine enge Straße getrieben, wie sie mit donnerähnlichem Getös zusammenstoßen, sich entweder in ungeheure Blöcke zerschellen oder zerspalten, bis sie endlich, das Gleichgewicht verlierend, der Länge nach umstürzen, daß das Meer wie eine gewaltige Brandung emporsteigt oder Wirbel bildet, während die flachern Eistafeln, gegen diese Massen oder gegen Felsen angetrieben, emporsteigen, bis sie endlich wieder auf sich zurückfallen, und die herrschende Bewegung und den tobenden Lärm vermehren.

„Von solchen Gefahren umringt, fühlt man sich der äußersten Hülflosigkeit preisgegeben, denn man weiß im gegenwärtigen Augenblick nicht, was im nächsten geschieht. Seltsam genug klingt es, ist aber wahr, daß man in dieser schaudervollen Lage dennoch keine Zeit hat sich zu fürchten, so unerwartet treten die Ereignisse ein und so schnell folgen sich die Uebergänge. So zerstreuend auch das Geräusch, die Bewegung und die Eile sind, in der Alles ringsum vorüberfliegt, und so unmöglich es auch scheint, die Aufmerksamkeit in solcher Verwirrung auf einen bestimmten Punkt zu richten, so muß man doch stets wachsam seyn, um den rechten Augenblick abzupassen, in welchem es möglich ist, der drohenden Gefahr zu entgehen.

„Am 30 September benahm die Jahreszeit jede Hoffnung zu Fortsetzung der Reise, und es mußte nun an die Winterquartiere gedacht werden. Es war nichts mehr zu unternehmen, und eine traurige Gefangenschaft zwischen Eismassen stand uns bevor. Am 8 Oktober gewann diese Aussicht immer mehr Bestand, denn nirgends war auch nur eine Spur von freiem Wasser mehr zu sehen, und, einen hie und da hervorragenden dunkeln Felsen ausgenommen, sah man nach dem Lande zu Alles bis zum Horizont mit Schnee bedeckt; in der That ein düsterer Anblick. Vor Tagesanbruch hörte es auf zu schneien, es erhob sich aber ein starker Nordwind, bei dem uns tüchtig fror, obschon das Thermometer nur 18° F. (— 6 2/9° R.) zeigte, eine Temperatur, die uns noch vor wenig Tagen gar nicht unangenehm vorgekommen war. Ueber die hygrometrische Beschaffenheit der Luft zeichneten wir keine Bemerkungen auf, denn dieß ist keineswegs eine so einfache Sache, als sie auf den ersten Anblick zu seyn scheint. Jedermann weiß, daß eine feuchte, dunstige Luft das Gefühl von Kälte erzeugt, sie ist ein besserer Wärmeleiter, und doch bringt auch die entgegengesetzte Beschaffenheit der Atmosphäre dieselbe Empfindung hervor. Eine trockne Luft vermehrt die Ausdünstung des Körpers und diese Ausdünstung erzeugt Kälte. Will man die Frage nach ihrem ganzen Umfange erörtern, so ist die Beschaffenheit des Körpers selbst von nicht minderer Bedeutung. Das Gefühl der Kälte tritt, wie bekannt, bei gewissen Fiebern auch unter der brennenden Sonne von Afrika ein, und dieselbe innere Empfindung von Frost macht sich auch bei kleinen, oft unmerkbaren Unpäßlichkeiten bemerklich. Merkwürdig ist es, daß bei Fiebern das Gefühl einer außerordentlichen Kälte selbst dann eintreten kann, wenn sich die Temperatur des Körpers mehrere Grade über ihren natürlichen Stand erhoben hat, so daß der Kranke, wenn er andere berührt, brennend heiß erscheint, und sich nach Verlauf von einigen Minuten auch selbst so fühlen kann, obschon in der herrschenden Temperatur keine Veränderung eingetreten ist. Aehnliche Umstände und Wirkungen werden durch Mangel oder Ueberfluß an Nahrungsmitteln herbeigeführt, denn der Genuß derselben wirkt auf die Kraft, welche die animalische Hitze erzeugt, und die größere oder geringere Thätigkeit dieser Kraft ist vielleicht die Hauptursache aller der Erscheinungen, die sich oft so schwer erklären lassen. Jene Kraft wird indeß auch nicht durch Nahrung oder Bewegung allein angeregt, denn es kommen Fälle vor, wo man selbst bei Mangel an Nahrung und Uebung der Muskelkraft eine hohe Temperatur im menschlichen Körper bemerkt. So wenig diese Verhältnisse, mindestens so viel mir bekannt, auch noch von den Physiologen beachtet worden sind, so ist doch jene Kraft, welche die Wärme erzeugt, in den verschiedenen Individuen sehr verschieden, und ein jeder Konstitution eben so besonders eigenthümlicher Theil, als die Muskelkraft und die geistigen Fähigkeiten. Jeder, dem daran gelegen ist, kann sich durch Beobachtungen im gemeinen Leben hievon überzeugen, und wir hatten diesem Gegenstande unter uns so viele Aufmerksamkeit gewidmet, daß es uns leicht fiel zu bestimmen, wer von gewissen Kältegraden, die ein Anderer gar nicht achtete, werde zu leiden haben.

„Ich würde daher rathen, bei jeder Expedition in eine Polargegend, und zwar besonders während der Winterquartiere, auf eine Vermehrung der Mundvorräthe ganz besonders Bedacht zu nehmen. Gut wäre es, wenn die Seeleute sich an grönländische Nahrung gewöhnen könnten, denn die Erfahrung hat bewiesen, daß reichlicher Genuß von Oel und Fett in diesen Eisgegenden das beste Mittel zu Erhaltung des Lebens ist, und daß die Eingebornen ohne sie nicht bestehen können, sondern krank werden und sterben, wenn man sie auf magere Kost setzt. Ich zweifle nicht, daß viele der unglücklichen Leute, welche beim Ueberwintern unter diesen Himmelsstrichen zu Grunde gingen, gerettet worden wären, wenn man die angegebenen Umstände berücksichtigt und sie angehalten hätte, nach der Lebensweise der Eingebornen sich zu bequemen, was sich gewöhnlich als heilsam erweist. Kein Versuch, durch besonders eingerichtete Kleidung den Eindrücken der äußern Temperatur zu trotzen, wird sich da wirksam zeigen, wo es an der innere Wärme erzeugenden Kraft mangelt, und äußere durch Feuer erzeugte Hitze ist ein nur unvollkommenes Aushülfsmittel. Wem innere Wärme fehlt, der wird sie durch Bekleidung eben so wenig ersetzen, als man ein Stück Eis dadurch erwärmen könnte, daß man es in eine wollene Decke wickelt, und es ist ein allgemeiner Irrthum, wenn man glaubt, daß ein Mittel, welches nur dazu dient, die Wärme zu erhalten, sie auch erzeugen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Um die jetzt so sehr überhand nehmenden Vergiftungen zu erschweren, machen französische Chemiker folgenden Vorschlag. Vom Jahre 1825 bis 1833 betrug die Zahl der in Frankreich des Verbrechens der Vergiftung angeklagten Personen 275, und es ergab sich bei der Untersuchung, daß mehrere der ausersehenen Opfer durch den schlechten Geschmack, den das Gift der Speise oder dem Getränke mittheilte, gerettet worden waren. Man sollte daher allen Giften eine Farbe oder einen Geschmack geben, durch die sie sich bei den Beimischungen an Speisen oder Getränk verriethen. Zu diesem Zweck wurde Aloe vorgeschlagen, und von vielen französischen und englischen Chemikern gebilligt. Eben so wurde darauf angetragen, allen Giften einen starken Geruch, Bisam z. B. mitzutheilen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 154. 3 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Théâtre Européen: nouvelle Collection des chefs-d'œuvres du théâtre Allemand, Anglais, Espagnol, Danois, Français, Hollandais, Italien, Polonais, Russe, Suédois etc. avec des notices et des notes historiques, biographiques et critiques.

Unter diesem Titel ließe sich ein Werk herausgeben, welches ausgezeichnetes Verdienst haben, und für Frankreich von um so größerem Werthe seyn könnte, als der hauptsächliche Fehler der französischen Literatoren in Unkenntniß des Ausländischen und Fremden beruht. Daher der Leichtsinn, die Frivolität und häufig die grotesken Schnitzer in ihren Beurtheilungen. Etwas Großes ist auch angekündigt wie der Titel zeigt; nebst England, Deutschland, Spanien und Italien, sollen auch Rußland, Polen, Holland, Dänemark und Schweden ihre dramatischen Schätze liefern und die Zahl der zu übersetzenden Stücke (die französischen also nicht mit begriffen) soll über 250 betragen. In dieser Zahl ist sicherlich Platz, um alles Gute aufzunehmen, was seit der Erschaffung der Welt in dramatischer Beziehung geschrieben worden ist. Wie immer ist der Prospektus dieses neuen Unternehmens mit einer Reihe von Namen geziert, die theils verdienten, theils erborgten Klang haben; das Publikum ist überall Schaf und geht der Schelle nach, je mehr Gellingel, je mehr Zulauf.

Der Titel, die Versprechungen, mein eigner Wunsch, die so vernünftige Idee der großen Befreundung der europäischen Geisterwelt, ihrer Verwirklichung um einen Schritt näher geführt zu sehen, ließ mich etwas Schönes und gewissenhaft Ausgeführtes hoffen. Meine Erwartung ward nicht erfüllt, mindestens bis jetzt nicht, und in so fern von dem deutschen Theater die Rede ist; ich enthalte mich von den übrigen zu sprechen, von welchen übrigens bis jetzt nur ein Stück von Sheridan (the Critic) und eines von Calderon (el medico de su honra, der Arzt seiner Ehre) erschienen sind.

Was die Herausgeber ihren Abnehmern in Betreff des deutschen Theaters zu leisten versprechen, möge aus dem erhellen, was sie über die deutsche Bühne sagen:

„En Allemagne où le drame vraiment national n'est venu que plus tard, le théâtre s'est hâté de suppléer au vide de son passé en évoquant aussi les anciennes mœurs et les anciennes annales germaniques. C'est sur la scène que l'Allemagne se présente *aujourd'hui* à l'observateur dans toute l'originalité de ses faces multiples, nation à la fois idéaliste et guerrière, enthousiaste de poësie et amoureuse des plaisirs domestiques, sentimentale, et s'égarant dans la haute sphère de ses rêveries vagues pour redescendre par une transition paisible, sur ce que Madame de Staël appelait le terrain prosaïque de la vie.“

Wenn von Deutschland die Rede ist, ist die Anführung der Frau v. Stael obligat, sie kannte Deutschland so gut! und nach ihr alle Franzosen, die nichts sind als Franzosen! einen Beweis davon liefert obige Anzeige. Wie wollen die Herausgeber des théâtre européen in der deutschen Bühne, so wie sie heute ist, einen treuen Spiegel des Nationalcharakters geben? wir haben von jeher kein Lustspiel gehabt, weil angewöhnte Sitte und unterwürfiger Sinn uns nicht erlaubten, die Mängel, Schwächen und Gebrechen der bevorrechteten Klassen zu geißeln, und dem Drama, dem Trauerspiel waren stets und sind heute mehr als je alle Gegenstände verschlossen, die im entferntesten die Politik und das gesellschaftliche Leben im weitern Sinne berühren. Das aber wissen die französischen Herausgeber nicht, sie betrügen ihre Abnehmer nicht, sie führen sie nur in Irrthum und Täuschung, wie sie selbst in Irrthum und Täuschung befangen sind.

Wer sich von der chronologischen Entstehung, Fortbildung und Reihenfolge unsrer Theaterliteratur eine Vorstellung machen wollte, wäre sonderbar in der Verwirrung, wenn er der folgenden Anzeige nachginge:

„Das deutsche Theater, wenn gleich beinahe eben so reich als das Englische, wird nur zwei Serien erhalten, und zwar wegen der Data: die erste Serie wird enthalten Lessing, Schiller und ihre Zeitgenossen (wer?); die zweite Goethe, Kotzebue, Werner, Müllner, sodann die gegenwärtige Epoche, als: Grabbe, Raupach, Grillparzer, Iffland, Kleist, Körner, Zimmermann u. s. w. Gibt es Gold genug um diese thurm-babelsmäßige Ignoranz, dieses Durcheinander und köstliche Mischiwaschi zu bezahlen, — der ungerechten Auslassung und Unvollständigkeit nicht zu gedenken? Lessing und Schiller als Zeitgenossen ohne Goethe! Goethe, Kotzebue, Werner und Müllner in der Vergangenheit als Todte, und Iffland, Kleist und Körner unter den Lebenden in der heutigen Epoche! wahrlich, trotz aller Liebenswürdigkeit, die Ihr besitzen möcht, Ihr Herrn Herausgeber des théâtre européen, das heißt ein wenig Mißbrauch treiben mit der vergönnten Nachsicht. Das

heißt das Publikum zum Besten haben auf eine impertinente Weise. Von Huwald, von Auffenberg und Andern hatten die großen Literatoren St. Marc-Girardin, Marmier, Janin keine Ahnung!

Und welches ist der deutsche Dramaturg, welches ist der große Name, der unter den deutschen Theaterdichtern auserwählt ward, um die Franzosen mit unserm Drama, mit unsrer Bühne bekannt zu machen? Körner! und von den körner'schen Stücken welches? der Nachtwächter, eine Studentenposse ohne Salz mit etwas spießbürgerlicher Hölzernheit vermischt. Diese kunstsinnige Auswahl ist ohne Zweifel dem Herrn Marmier zu verdanken, einem jungen Literator, der sich stellt, als ob er Beruf habe über deutsche Literatur und Geschichte zu schreiben, und in mehrern der hiesigen Monatschriften einzelne Abhandlungen über Gegenstände deutscher Literatur zu liefern versucht hat; seine Sprache ist flach, sein Urtheil gewöhnlich, obenweg, und seine Kenntniß scheint weit von der Gründlichkeit abzustehen. Was sein Geschmack sey, brauche ich nach obiger Auswahl kaum mehr zu sagen. Er hat der Uebersetzung des Nachtwächters einige biographische und literarische Notizen vorausgeschickt, die nicht schlechter und nicht besser sind als die Einleitungsnotizen in den deutschen Ausgaben, aus welchen sie ganz einfach abgeschrieben sind. Das wäre der geringste Fehler, denn Hr. Marmier brauchte nichts Neues zu erfinden, allein er hätte wissen sollen, welches literarische Ansehen Körner in Deutschland genießt, und er hätte hiernach dessen Platz bemessen sollen. Nicht seine Verse, nicht seine Dramas, und unter diesen vor allen Dingen nicht der Nachtwächter, haben Körner zu einem gefeierten Mann erhoben, sondern sein edler deutscher Sinn, der Heldenmuth, der in seinen lyrischen Gedichten waltet, und die mit dem Tode besiegelte treue Hingebung für die Errettung des unterdrückten Vaterlandes. Kein Zweifel, daß dieser Lorbeer göttlicher ist als jener des Parnasses, aber das théatre européen hat nicht eine Biographie deutscher Helden, sondern eine Galerie der deutschen Bühne herausgeben wollen, und dazu konnte, ohne einen sehr schlechten Scherz, der Nachtwächter nicht als Frontispiz dienen.

Und wenn das französische Publikum die von den gröbsten Fehlern wimmelnde, zudem vom deutschen Nationalcharakter gänzlich entblößte Uebersetzung liest, wird es sagen: das also ist eine Probe der deutschen Schauspieldichtung, — das lohnt kaum der Mühe, welche Trivialität, welche Flachheit, welche Unzierlichkeit! trivial, flach, und unzierlich seyd vor Allem Ihr, die Ihr aus einem schönen literarischen Unternehmen eine bloße Geldspekulation macht, und dazu alle Unwissenheit eindringt, die Euch volksthümlich auszeichnet, Ihr, die Ihr deutsche Sprache und deutsche Sprüche nicht versteht, und Eure Unwissenheit dadurch bemäntelt, daß Ihr solche anstößige Stellen entweder gar nicht übersetzt, oder eine auseinander fließende Umschreibung daraus macht. Ihr seyd nicht bloß lächerlich, weil Ihr nichts wißt, sondern Ihr seyd tadelnswerth, weil Ihr nicht lernen wollt.

Skizzen

einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen um sieben Uhr nahm ich die Redoute in Augenschein, deren Befestigung nur in ihrer vortheilhaften Lage besteht. Die Besatzung bilden hundert Infanteristen mit einer Kanone und zwanzig Kosaken, nebst zwei Offizieren. Als wir unsern Marsch berghinunter von diesem Posten fortsetzten, strahlte die Morgenbeleuchtung auf die Schneekoppen des Kaukasus. In der Brechung der Sonnenstrahlen schimmerten die Gipfel in den schönsten Regenbogenfarben, doch unten in der tiefen Schlucht dampften noch feuchte Nebel, und dunkle Schatten lagerten auf den wilden Strudeln des brausenden Terek. Das herrliche Gemälde der Natur nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, doch nicht genugsam, daß ich nicht mit Wohlbehagen mir bald darauf die reizenden Ossetinnen betrachtete, die mit hölzernen, an Riemen getragenen Eimern nach Wasser gingen. Obgleich ihre Kleidung ärmlich und unreinlich war, so that dieß doch den schönen, frischen Gesichtern keinen Abbruch.

Wir hatten den baltaschen Posten um halb acht Uhr in Begleitung von zehn Kosaken verlassen, und anfangs einen sehr beschwerlichen Weg durch die steilen, am Rande furchtbarer Felsentrümmer befindlichen Auf- und Abfahrten gefunden. Bald kamen wir auf den steinigen Grund der Schlucht, die allmählich immer breiter wird, und von dem Grün der Gebirgswaldungen entblößt, keine Reize darbietet. Später stiegen auf beiden Seiten nur nackte, kolossale Felsen empor, auf welchen wir an einigen Stellen schmale Fußstege bemerkten, die den Bergräubern des Kaukasus zu ihren Schleichwegen dienen. Die Kosaken machten uns auf das, auf dem Gipfel eines Berges liegende Dorf der Osseten, Kaibulina genannt, aufmerksam, neben welchen ebenfalls eine militärische Befestigung liegt. Der traurige Anblick der düstern, unansehnlichen Hütten des Dorfs harmonirt recht mit der öden Umgebung, in der es liegt. Wir zogen ohne anzuhalten vorüber, da unser Kosaken-Convoi uns bis Kasbek geleiten sollte, wohin sie aus Wladikawkas beordert waren, das dortige Detaschement zu verstärken. Der einförmige, uninteressante Anblick der öden Berge verschwindet, je näher man der Befestigung Lars kommt, wo das dunkle Grün schattiger Baumgruppen mit dem sanften Schmelz der Bergmatten abwechselt.

Die Festung Lars besteht aus einem ziemlich ausgedehnten, regelmäßigen Quadrat, gebildet von steinernen, dünnen, etwa sieben Fuß hohen Mauern, die zwei Soldatenkasernen, ein Zeughaus, ein Gebäude für die Offiziere nebst einem kleinen Wirthshause für Reisende schützend umgeben. Obgleich sämmtliche Gebäude von Stein erbaut waren, schienen sie mir doch nicht sehr dauerhaft. Die Befestigung lehnt sich an einen abschüssigen Berggipfel, der von einer tiefen Schlucht abgeschnitten wird, durch die ein bedeutender Arm des Terek fließt, an dem einige kleine, unbedeutende Mühlen der Osseten liegen. Unterhalb der Festung und von ihr beherrscht, befindet sich das Dorf Lars. Ein senkrechter Felsen begränzt den Berg im Süden. Auf jenem steht

ein hoher vierstöckiger Thurm, die Wohnung des Aeltesten des Dorfs Lars, Namens Chanchot-Dudarow, der den Charakter eines Lieutenants der russischen Armee besitzt, für seine Tapferkeit eine goldene Medaille am Georgenbande trägt, und eine jährliche Pension von der Krone bezieht.

Weiter südlich von Lars zieht sich die kaukasische Schlucht zum waldigen Engpaß zusammen, in der hin und wieder große Felsblöcke liegen, die durch die Kraft des Orkans„ oder durch die Hand der Alles zertrümmernden Zeit hier hinabgeschleudert seyn mögen. Hinter diesen Felstrümmern liegen oft die blutdürstigen Bergbewohner im Hinterhalte, um gleich Tigern sich von da aus auf die Vorüberreisenden zu stürzen, die ihnen dann zur leichten Beute werden. Die Straße windet sich hier neben dem Terek fort, der an dieser Stelle so wild dahin strömt, daß er durch seine Strömung sogar ungeheure Steine mit forttreibt.

Die darjalsche Schlucht, in die wir jetzt gelangten, ist von düstern hohen Felsen eng zusammengedrängt, und fast immer von einem unheimlichen Dunkel erfüllt, da nur spät am Tage die Strahlen der Sonne hier Eingang finden und auch schon früh am Nachmittag von den Felsenwänden zurückgedrängt werden. Diese Schlucht bildet das Thor des furchtbaren Kaukasus, durch welches in grauer Vorzeit räuberische Völker hervorbrachen, um den Süden verheerend zu überschwemmen. Im Alterthum war dieser gefährliche und enge Paß durch eine Festung gesperrt, deren Mauertrümmer noch jetzt auf einem hohen Felsen am linken Ufer des Terek thronen. Wißbegierigen Reisenden erzählt man von jener Festung allerlei Wunder, aus welchen man, wollte man sie sammeln, einen interessanten, mehrbändigen Schauerroman für Liebhaber gräulicher Begebenheiten zusammenschreiben könnte. Was ich hievon Zuverlässiges und Wahres erfahren habe, ist das, daß ein hiesiger Postbeamter vor mehreren Jahren sich einbildete, in der Festung Darjal müsse ein verborgener Schatz liegen, der für ihn bestimmt sey. Er ließ deßwegen die alten Mauern durch eine Pulvermine sprengen, wobei ein Theil derselben höchst geschickt in den Terek geschleudert wurde. Jetzt hat man auf der rechten Seite des Flusses, gegenüber von der alten Festung, zum Schutze dieses kaukasischen Thores, eine kleine Redoute erbaut, wo hundert tapfere russische Soldaten in hölzernen Kasernen ein sehr einsames Leben führen, das nur manchmal durch Gefechte mit den Volksstämmen der räuberischen Kisten unterbrochen wird, die man dadurch im Zaum zu halten sucht. Von der Redoute gelangt man über den Terek vermittelst einer hübschen hölzernen, auf Steinpfeilern ruhenden Brücke auf das rechte Flußufer, auf welchem von hier an die grusinische Militärstraße fortläuft. Auf einem fürchterlich schroffen Abhange sahen wir eine Heerde ruhig weidender Argali's.

Von der darjalschen Redoute führt anfangs, ungefähr eine Meile weit, die Straße auf einem schmalen Steinboden fort, eingeschlossen auf einer Seite von Terek, auf der andern von Schieferfelsen, in denen viel Schwefelkies sich vorfindet und die auf einer Basis von Granit ruhen. Auf dem linken Ufer des Terek, eine halbe Meile von Darjal, erblickt man zwischen Bergen das kleine Dorf Gulet, das von Kisten bewohnt wird, die sich der russischen Regierung unterworfen haben. Dieser Volksstamm besteht aus verwegenen und geschickten Jägern, die auf den steilsten Felsen die scheuen Gemsen, und auf den glatten Eiswänden die behutsamen Argali's kühn verfolgen. Je weiter man sich von diesem Dorfe entfernt, desto weniger Wald findet sich in der Schlucht, die sich allmählich erweitert und immer mehr aufsteigt, dennoch bietet der Weg wenig Hindernisse und Beschwerlichkeiten dar. Zuletzt sieht man auf beiden Seiten nichts als hohe Felsenwände. Ein tiefer Hohlweg, von den Grusinern Kuro genannt, aus dem eine kleine Quelle einen kleinen Bach in den Terek sendet, durchschneidet kurz vor dem Flecken Kasbek den Weg. Bei den Russen wird dieser Hohlweg „die tolle Schlucht" genannt, weil starke Regengüsse oder der aufthauende Schnee von den Bergen Steinhaufen und ganze Erdschichten in die Schlucht hinabrollen, die jedes sich ihnen entgegenstellende Hinderniß zertrümmern und verschütten. Auf diese Weise hat schon mancher unglückliche Reisende seinen Tod gefunden.

Der Flecken Kasbek, auch Stefan-Zminda genannt, hat sechszig Häuser, die aus Schiefertafeln erbaut sind, und ein Bild der ekeln Unsauberkeit dem Blicke darbieten. Die Häuser sind alle auf dem abschüssigen Bergabhange, der plötzlich von dem Terek abgeschnitten wird, eng an einander gedrängt; die Bewohner sind Grusiner. Zum Ackerbau taugliches Erdreich findet sich wenig hier vor, und auch Viehzucht wird nur unbedeutend betrieben. Dennoch sind diese Leute heiter und zufrieden mit ihrer dürftigen Lage, und es würde ihnen schwer werden, ihre düstre Natur, die unfruchtbare Erde und die wilden Felsen mit den fruchtbareren Ebenen des Südens zu vertauschen.

In diesem Flecken residirt der von Seite der russischen Regierung eingesetzte Gouverneur der Bergvölker. Bei meiner Anwesenheit war es der aus einer ossetischen Familie abstammende, jetzt bereits verstorbene Generalmajor Kasbek, nach dem auch der Flecken Stefan-Zminda den Namen Kasbek erhalten hat. Der Generalmajor war keineswegs, wie selbst manche Russen glaubten, gebietender Fürst dieses Fleckens, sondern die Einwohner sind Unterthanen der russischen Regierung. Der Baron und ich besuchten den Gouverneur, der schon ein alter Mann und die belebende Seele des transkaukasischen Handels war, der durch gewandte Armenier betrieben wurde. Seine Umgebung bestand aus lauter Osseten.

Dem Flecken Stefan-Zminda gegenüber, auf der andern Seite des Terek liegt in einer düstern Bergschlucht der Flecken Gergetü, von Grusinern bewohnt. Eine Merkwürdigkeit ist eine noch dabei, auf einer der höchsten Bergspitzen liegende alte, ziemlich hübsche Kirche, die von den Grusinern Rameba genannt wird, und bei allen benachbarten Gebirgsvölkern in großer Achtung steht.

(Schluß folgt.)

Die Theepflanze in Indien.

Der berühmte Botaniker Dr. Wallich, Direktor des botanischen Gartens in Calcutta, hat den 17 December letzten Jahres der Agrikulturgesellschaft von Bengalen einen höchst interessanten Bericht über die Entdeckung der Theestaude im englischen Gebiete von Indien erstattet. Diese für indischen Landbau so wichtige Entdeckung wurde von dem Kapitän Jenkins und dem Lieutenant Charlton gemacht; sie haben sich unendliche Mühe gegeben, und am Ende den vollkommensten Beweis geliefert, daß die Staude auf der Nordwestgränze von Indien in Ober-

Assam, zwischen Suddea und Bisa, in einem Distrikt von 50 Tagereisen Länge an der chinesischen Provinz Junnan hin wild wächst. Der Generalgouverneur hatte schon vor einigen Jahren eine Kommission niedergesezt, welche Versuche machen sollte die Theestaude aus China nach Indien zu verpflanzen, zu berichten, ob sie als Handelsartikel gebaut werden könne, und dazu Theegärten in verschiedenen Theilen des Himalaya anzulegen, wo man hoffen konnte, daß die Pflanze einen ihr zukommenden Boden und ein günstiges Klima finden werde. Diese Kommission hatte schon früher von jenen beiden Offizieren Berichte über das Vorkommen der Staude in Suddea erhalten, und sogar schon im Jahre 1826 hatte der jezt verstorbene D. Scott von Munipur Blätter einer Pflanze geschickt, die er als die Theestaude beschrieb; allein die Kommission hatte sich nicht definitiv darüber aussprechen können, da sie keine Früchte der angeblichen Theestaude aus Assam erhalten konnte, nach denen allein sie die Frage entscheiden konnte. Endlich aber erhielt die Kommission im Anfange des Monats von Lieutenant Charlton die so sehnlich erwarteten Früchte, welche keinen Zweifel über die Identität dieser und der chinesischen Pflanze lassen.

Dr. Wallich bereitete einige der Blätter, und fand, daß der Thee, den sie gaben, einen dem Bohea ähnlichen Geschmack hatte. Dieß ist nun zwar allerdings eine der wenigst feinen Theearten, allein da man jezt vollkommen weiß, daß alle Arten von Thee von derselben Spezies von Pflanze kommen, so läßt sich hoffen, daß durch Kultur und Bereitung feinere Sorten erhalten werden können. Die indische Regierung wird alles Mögliche thun, um diese Entdeckung zu benuzen; sie hat einen Agenten, Namens Gordon, nach Canton geschickt, um sich aus Fokien Samen und junge Theestauden, und Chinesen, welche die Bauart verstehen, zu verschaffen; einige Theegärten in den Thälern zwischen den Quellen des Dschemna und des Ganges sind errichtet worden, und es ist sehr möglich, daß man sich Arbeiter aus der chinesischen Provinz Junnan verschaffen kann, welche an den Theedistrikt von Assam stößt, und wo die Theestaude seit langer Zeit gebaut wird.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsezung.)

„Es wurden jezt die thätigsten Vorbereitungen für den Winter getroffen. Am 20 Oktober ließ ich die Ueberreste der Dampfmaschine aus dem Schiffe herausnehmen, eine Arbeit, bei der jeder mit Vergnügen half, denn ihre Unbrauchbarkeit und die unaufhörlichen Ausbesserungen hatten uns vielen Verdruß gemacht. Es wurde jezt nöthig das Eis um das Schiff herum auszuhauen, worauf es sich, als dieß geschehen war, um neun Zoll hob, und nun thürmten wir rund herum eine Schanze von Schnee und Eis auf, um uns gegen die Kälte zu schüzen. Die Schiffsküche wurde versezt und in die Mitte gerückt, damit die Hize des Feuers sich gleichmäßiger vertheilte, und endlich ein großer Zuber von Eisenblech auf dem obern Deck über die Kessel gestürzt, eine Vorkehrung, durch welche wir den Dampf zusammenhielten und verdichteten.

„Mit Ende Oktobers waren unsere Sicherheitsanstalten zu ihrem Ziele gediehen, und es blieb nichts mehr übrig, als unsere Umschanzung zu vervollständigen und das obere Deck mit Schnee zu belegen. Außer den bereits angeführten Vorkehrungen waren auch noch andere im Innern des Schiffes getroffen worden. Ich hatte nämlich im Stern einen Verschlag zu Aufbewahrung der Koffer der Mannschaft und des zum Kochen und Backen gehörigen Geräthes einrichten und rings herum kupferne Röhren anbringen lassen, um dem Dampfe einen Abzug zu verschaffen. Ueber der Dampfküche, dem Ofen und dem hintern Gange wurden Oeffnungen in das obere Deck gemacht, über die wir eiserne Zuber, mit der Oeffnung einwärts gekehrt, stürzten. In diesen Zubern sammelte und verdichtete sich der Dampf, der dann, wie wir hofften, als Wasser herabfallen würde und benuzt werden könnte, allein es fror gemeiniglich schon in der Höhe, und der beabsichtigte Gewinn war mithin vereitelt.

„Diese leztere Vorkehrung erprobte sich indeß dennoch als eine der nüzlichsten, und zwar hauptsächlich deßhalb, weil sie den für die Mannschaft bestimmten Raum trocken hielt, was uns der Nothwendigkeit enthob, die Temperatur zu erhöhen, wie dieß bei frühern Gelegenheiten geschehen war, wo man den Dampf frei gelassen, und ihm Raum gegeben hatte sich an den Balken und an der Decke zu sammeln und zu verdichten. Auf die von uns befolgte Weise ersparten wir bedeutend an Brennmaterial, denn wir überzeugten uns, daß eine Temperatur zwischen 40 und 50° F. (4 bis 8° R.) hinreichte den Raum trocken und warm zu erhalten, während unsere Vorgänger, um diesen Zweck zu erreichen, genöthigt gewesen waren, die Temperatur bis auf 70° F. (17° R.) zu steigern. Der Schnee, dessen wir zu unsern Arbeiten bedurften, wurde in Quaderstücken ausgehauen, und als Bindemittel bedienten wir uns des Wassers, woraus man auf die Festigkeit des Schnees in dieser Gegend schließen kann.

„Es wird Manchem seltsam vorkommen zu hören, daß unsere Leute bei ihren Arbeiten mehr von Durst als andern Ungemächlichkeiten litten. In unsern heimathlichen Gegenden, wo der Schnee niemals einen hohen Kältegrad hat, wo er schon bei der gewöhnlichen Wärme des Körpers schmilzt, und wo man sich seiner im Nothfall statt des Wassers bedienen kann, denken jene, die mit den Eigenthümlichkeiten der arktischen Regionen nicht bekannt sind, nicht an den mächtigen Unterschied, der auch hiebei in der Temperatur herrscht. In England beträgt die Temperatur des Schnees selten viel unter Null, und hier sinkt sie bis auf 80° F. (— 50° R.) herab. Wäre er nicht ein so schlechter Leiter, so könnte man ihn in den arktischen Regionen weder in den Mund, und auch, so wenig als glühendes Eisen, nicht einmal in die Hände nehmen. Die Wirkung, die er hier hervorbringt, ist, daß er den Durst, statt ihn zu löschen, vermehrt, und so ertragen selbst die Eingebornen lieber die höchste Qual desselben, als daß sie versuchen, sich dadurch, daß sie Schnee essen, davon zu befreien.

„Auf den Weihnachtstag schienen selbst die Elemente uns aufmerksam machen zu wollen, denn er brach mit einem prachtvollen, das ganze Himmelsgewölbe überziehenden Nordlicht an. Zuerst entwickelten sich mehrere Stunden lang eine Reihe von Bogen, die, so wie sie von Osten nach Westen am Horizont hinzogen, immer größer wurden. Wir hielten den für diesen Tag vorgeschriebenen Gottesdienst, dem ein reichliches Mahl folgte, wie es die Etiquette des Seedienstes mit sich bringt; alle Flaggen wurden aufgezogen, und der glänzende Abendstern schien uns die Feier des Tages auf angemessene Weise zu beschließen.

„Am 9 Januar wurde ein Signal gegeben, daß man vom Observatorium aus Fremde in der Nähe gesehen habe. Ich begab mich sogleich nach der bezeichneten Richtung, und sah bald unweit eines kleinen, nicht weit vom Lande und ungefähr eine Meile vom Schiffe entfernten Eisbergs vier Eskimos, die sich, sobald sie mich erblickten, hinter denselben zurückzogen. Als ich näher ging, trat jedoch die ganze Gesellschaft aus ihrem Versteck, und bildete drei Mann hoch und zehn in der Fronte eine Masse; einer von ihnen wurde auf der Landseite sichtbar, der, so viel ich unterscheiden konnte, in einem Schlitten saß. Ich schickte meinen Begleiter zurück, um den Kommandeur Roß nebst einiger Mannschaft herbeizuholen, die ich in geringer Entfernung hinter mir Halt machen ließ. Nun ging ich allein ungefähr hundert Schritte weit vorwärts, wo ich dann erkennen konnte, daß jeder mit einer Lanze und einem Messer bewaffnet war; Bogen und Pfeile bemerkte ich nicht.

„Da mir das Begrüßungswort dieser Stämme: Tima tima, bekannt war, so rief ich es ihnen zu, und erhielt von Allen die gleiche einstimmige Antwort. Meine Begleiter stießen jezt zu mir, und wir gingen den Eskimos bis auf 60 Schritte entgegen, wobei wir unter dem Ruf: Aja, Tima! unsere Flinten ablegten, weil wir wußten, daß dieß die hergebrachte Sitte sey einen freundschaftlichen Verkehr zu eröffnen. Die Eskimos warfen hierauf ihre Messer und Lanzen nach allen Richtungen in die Höhe und gaben uns den Ruf Aja zurück, indem sie auf ihre Waffen zeigten, um anzudeuten, daß auch sie unbewehrt seyen. Da sie indeß ihre Pläze nicht verließen, so gingen wir zu ihnen, umarmten Alle, welche in der vordern Reihe standen, und strichen mit der flachen Hand über ihre Kleidung, eine bei ihnen übliche Freundschaftsbezeugung, die sie auf der Stelle erwiderten. Die Eskimos gaben ihre Freude durch Lachen, Geschrei und allerhand seltsame Gebärden zu erkennen, und zeigten uns das unbeschränkteste Vertrauen.

(Fortsezung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 155. 4 Junius 1835.

Lord Napier in Canton.

Es ist nicht leicht über den Streit, der sich in Canton zwischen dem bald darauf verstorbenen Lord Napier und dem chinesischen Gouverneur entspann, zu einer klaren Ansicht zu kommen, da die englischen Zeitschriften in ihren Darstellungen von sehr verschiedenen Ansichten ausgehen, von denen wohl keine die nähern Schwierigkeiten der dortigen Verhältnisse genau hervorhebt. Der Streit der Freunde des freien Handels mit China gegen das ehemalige Monopol der ostindischen Kompagnie verrückt den rechten Standpunkt völlig, und die müßigen Bravaden mancher Engländer, *) welche eine Revolution im chinesischen Reiche und den Sturz der Mandschu-Dynastie für alsbaldige und unvermeidliche Folgen einer ernstlichen Kollision zwischen England und der chinesischen Regierung betrachten, regen einerseits die Besorgniß der Chinesen, andrerseits bei den Engländern eine Verachtung und einen Hochmuth auf, die nur geeignet sind, die Sache zu verschlimmern. Der Stolz, die Feigheit und Bestechlichkeit der chinesischen Behörden, wovon die Reisen der Schiffe Amherst **) und Sylphe so viele schlagende Beweise lieferten, sind allerdings nicht geeignet, den Engländern Achtung vor den chinesischen Machthabern einzuflößen,***) und das vielleicht etwas allzu unterwürfige und nachgiebige Benehmen der Faktoreibeamten reizte den Uebermuth der Chinesen freilich noch mehr auf. Allein die ostindische Kompagnie hatte, namentlich früher, zu einem so submissen Benehmen ihre triftigen Gründe. In mannichfache, größtentheils sehr unfreiwillige Kriege mit den Fürsten in Indien verwickelt, die ihr eine beträchtliche Schuldenlast zugezogen hatten, konnte sie nicht an ein feindliches Auftreten gegen China denken, um so mehr, als von einem ununterbrochenen Handel mit diesem Lande ein nicht unbedeutender Theil ihres Einkommens abhing. Der Handel zwischen Indien und Europa war schon vor dem Jahre 1813, wo derselbe freigegeben wurde, sehr unproduktiv geworden, und wurde nach diesem Zeitpunkte eher mit Verlust geführt, aber das Monopol des Chinahandels *) warf bedeutende Vortheile ab, und deckte zum Theil das Deficit in den indischen Finanzen.

Ein weiterer Grund, die oft mit den chinesischen Behörden ausbrechenden Streitigkeiten nicht auf die Spitze zu treiben, lag wohl in der Lage und in den Verhältnissen des unermeßlichen chinesischen Reiches selbst. Die Direktoren der ostindischen Kompagnie kannten sicher eben so gut als englische Journalisten und Schmuggelkaufleute die innere Schwäche und Auflösung desselben. Sie wußten eben so gut, daß der Krieg einer europäischen Macht mit der gehaßten und zum Theil auch verachteten Mandschuregierung, vereint mit den Folgen einer Einstellung des Handels, **) innere Unruhen und Aufstände gegen die Regierung veranlassen könne, denen diese in die Länge nicht gewachsen wäre. Wir entheben in dieser Beziehung aus dem Metropolitan Magazine vom März d. J. folgende Stelle: „die Chinesen sind zu klug, um uns (den Engländern) je einen Vorwand zu Gewaltmaßregeln zu geben. Was sie am meisten fürchten, ist Krieg, gerade das laute Prahlen in allen ihren Edikten beweist die Größe ihrer Furcht. Die eigentlichen Chinesen sind eine außerordentlich industriöse, dem Handel sehr ergebene Nation. Die unermeßliche Dichtigkeit der Bevölkerung macht ihnen den Handel zu einer Sache von erster Wichtigkeit. Diese Millionen arbeitsamer Menschen werden niedergetreten durch die Dynastie der Mandschus, welche keine andere Regierungsmaxime als Gewalt,

*) Siehe hierüber auch Ausland Jahrg. 1832. Nr. 152 ff.

**) Siehe Ausland Jahrg. 1834. Nr. 51 ff.

***) Ein Herr Innes, der nicht zu der Kompagnie gehörte, lieferte ein schlagendes Beispiel, was man von chinesischen Behörden durch Festigkeit, ja durch gewaltsames Benehmen erlangen kann. Der Vorfall ereignete sich im Jahre 1833. Herr Innes wollte einen Mandarin Geschäfte halber besuchen, als einer von dessen Dienern mit einem großen hölzernen Messer aus einem dunkeln Gange auf ihn losstürzte und ihm mehrere Stöße ins Gesicht versetzte. Herr Innes begab sich zum Hoppo, oder Polizeibeamten der Stadt, und verlangte Gerechtigkeit; dieser lachte ihm ins Gesicht, Hr. Innes aber erklärte ihm, wenn er nicht vor 8 Uhr Abends Gerechtigkeit erhalten habe, so stecke er des Mandarins Haus in Brand. Der Hoppo lächelte abermals, und begab sich in ein Landhaus jenseits des Flusses zu einem Feste, nach acht Uhr Abends aber kehrte er voller Schrecken zurück, weil des Mandarins Haus in vollen Flammen stand. Hr. Innes erhielt volle Genugthuung.

*) Eigentlich hatte sie nur ein Monopol des Theehandels, aber was wollten andere Handelsleute als Rückfracht aus China nehmen! Dadurch steigerten sich die Transportkosten der von diesen letzten nach China geführten Waaren auf das Doppelte, und sie konnten mit denen der Kompagnie nicht Konkurrenz halten.

**) Die Chinesen stellen den Theehandel immer als eine Nothwendigkeit für Europa und namentlich England dar, während die Nothwendigkeit des Absatzes für die Chinesen weit mehr vorhanden ist.

keine andere Politik als Heuchelei kennen. Man kann diese Herrschgewalt mit einem fressenden Krebs vergleichen, der über einen allzu vollsäftigen Körper sich ausbreitet. Gern würde die Nation diese Gewalt abwerfen, diese hat sich jedoch zu tief ins ganze System eingewurzelt, als daß sie dieß durch eigene Anstrengung bewerkstelligen könnte: bei der mindesten Hülfe von Außen aber würde dieß gelingen."

Das mag sehr wahr seyn, aber die Folgen? die Geschichte lehrt uns, daß die Eroberung Chinas durch die nördlichen Völker, die man unter dem sehr unrichtigen Namen der tatarischen Nationen begreift, so wie die Erhebung der eigentlichen Chinesen gegen die fremde Herrschaft, wie dieß unter Ming geschah, stets von den furchtbarsten Erschütterungen des ganzen Innerasiens begleitet war, und begleitet seyn muß, da die Herrschaft der Chinesen sich über den ganzen Westen Mittelasiens von der großen Mauer bis nach Yarkend ausdehnt, und nur auf der Kraft der tatarischen Nationen selbst beruht, wenn gleich die Schlauheit der chinesischen Politik jetzt das Ganze zusammenhält. Sobald China gegen die Mandschus aufsteht, sind alle Völkerverhältnisse vom Ausfluß des Amurstroms bis zu den Quellen des Orus verrückt, und niemand kann berechnen, ob nicht wie unter Dschengis Khan und Timur-Leng eine Völkerfluth hervorbricht aus Innerasien, und durch den Reiz des Südens gelockt, in Persien und Indien einbricht. Das mag die ostindische Kompagnie bedacht haben, und das wird auch die englische Regierung bedenken, ehe sie die Hand dazu bietet, China in seinem Innern zu erschüttern, wozu manche unbesonnene Rathgeber sie auffordern.

Napiers Sendung nach Canton sollte wohl nur bezwecken, allmählich die Einleitung zu einem eigentlich diplomatischen Verhältniß mit China zu treffen. Bei der Auflösung der ostindischen Kompagnie, deren merkantile Geschäftsführer bisher alle Unterhandlungen geleitet hatten, mußte nun ein Bevollmächtigter von der Regierung ernannt werden, und wahrscheinlich lauteten seine Instruktionen dahin, sich, so weit dieß immer gehen mochte, als Gesandter anerkennen zu lassen. Das aber eben wollte die chinesische Regierung nicht, und diesem Ansinnen wich sie, wie man aus dem Folgenden ersehen wird, durch eine studirte Argumentation aus den bisherigen Verhältnissen aus. Daß der chinesische Gouverneur von Canton, wie englische Blätter meinen, seiner Regierung aus irgend einem unlautern Grunde die Auflösung der Kompagnie verschwiegen haben sollte, durch die Ankunft Lord Napiers, welche seine Fehler kund machen mußte, überrascht worden sey, und um sich aus dieser häßlichen Lage zu retten, den Streit angefangen habe, ist eine durch nichts begründete Voraussetzung, und wenn der Gouverneur auch wirklich, wie ein Schreiben aus Canton vom 21 August v. J. vermuthet, aus Nachlässigkeit die Meldung über Auflösung der Kompagnie und das Einholen von Instruktionen unterlassen, so ändert dieß den Stand der Dinge keineswegs, da der Gouverneur unmöglich wissen konnte, mit welchen Ansprüchen der neue Abgeordnete auftreten würde, und jedenfalls läßt sich das ganze Benehmen des Gouverneurs und der Regierung aus dem Entschlusse erklären, keinen residirenden Gesandten zu dulden.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen

einer Reise in die Gegend jenseits des Kaukasus.

(Schluß.)

Es war schon spät und wir beschlossen in Stefan-Zminda zu übernachten. Ich bestieg in der erfrischenden Abendkühle einen Felsen, um von dort aus die Sonne untergehen zu sehen. Schon hatte die Königin des Tages ihr strahlendes Antlitz hinter den Gipfeln des Kaukasus verborgen. Die glänzenden Eismassen warfen das blendende Licht zurück, und glichen einem riesig-großen Lüstre unter der gewölbten Decke des Himmels schwebend, um das nächtliche Dunkel der ruhenden Erde zu beleuchten. Immer mehr erbleichte das Feuer und nur ein zarter rosiger Duft schwamm noch um die Kronen des Kaukasus. Stille herrschte rings umher, die mich in tiefes Nachdenken versenkte, und Bilder des Vaterlands und meiner Vergangenheit vor meiner Phantasie aufsteigen ließ. Wieder erhob ich den gesenkten Blick, doch schon war die mich umgebende Natur in Nacht versunken; in den Schluchten dampfte der Nebel, und nur das Brausen des Terek unterbrach die Stille. Ich begab mich zu meinem Begleiter, dem Baron M. zurück, der diese Gegend schon kennend, bereits in den Armen des Schlafes lag.

Die aufgehende Sonne fand uns am andern Morgen schon auf dem Wege zum Posten Kobi. Die Straße führt von Stefan-Zminda einen glatten, abschüssigen Berg hinab auf ein großes Feld, durch welches das aus der Felsenschlucht Gudo-Maur hervorquellende Flüßchen Suo strömt, und sich in den Terek ergießt. Hier liegt auf einer Anhöhe, links von der Straße das kleine Dorf Atschchot, von Osseten bewohnt. Auf der Hälfte des Weges befindet sich ein anderes grusinisches Dorf, Sion genannt, auf einem einzeln stehenden hohen Felsen, mit zwanzig Häusern und einer alten, recht hübschen Kirche. Von hier aus bis Kobi fort verengt sich die Schlucht und ist ganz ohne Wald. Die auf beiden Seiten emporsteigenden Kalkfelsen täuschen von fern das Auge, indem man bald Thurmzinnen, spitze Pyramiden oder Mauertrümmer verfallener Gebäude zu sehen glaubt.

Die Redoute Kobi ist ebenfalls in Form eines Quadrats erbaut; die Mauern sind nicht stark, niedrig und umschließen zwei Kasernen von Stein für die Soldaten, nebst einem Gebäude für die Offiziere, in welchem sich auch zwei Zimmer für Reisende befinden. Dicht bei liegt das Dorf der Osseten, Almas genannt, auf der Höhe der hier ziemlich breiten kaukasischen Schlucht an dem Fuße des Kreuzberges. Seinen Namen hat der Militärposten von einem andern ossetischen Dorfe: Kobi, das sich ihm gegenüber beim Anfange der uchatschen Schlucht befindet, wo diese sich in die östlichen Gebirge zieht. Der Terek, der von Westen her aus den Bergen kommt, fließt in diese Schlucht, wo er sich aber sogleich nach Norden wendet, nachdem er vorher das südlich heranströmende Flüßchen Barsamzage aufgenommen hat.

In Kobi erhielten wir noch einen Reisegefährten, nämlich einen grusinischen Geistlichen, dem Baron M. schon von früher bekannt, der in diesen Gegenden den Osseten das Christenthum gepredigt hatte, und sehr gut russisch sprach. Außer ihm wurde unsere Gesellschaft noch durch einige, in Handelsgeschäften nach

Tiflis reisende Armenier aus Kisliar vermehrt. Es war mir sehr angenehm, die Bekanntschaft jenes Geistlichen gemacht zu haben, da er den Weg, den wir bereits zurückgelegt hatten, so wie die ganze Gegend sehr gut kannte, und mir darum über Manches Auskunft geben konnte, was meiner Wißbegierde interessant erschien.

Die vielfachen Theile des Kreuzberges werden von den Grusiniern und Osseten in ihrer Sprache mit verschiedenen Namen belegt. Im Osten und Westen ziehen sich um diesen Berg nackte, hohe und spitze Felsen, zwischen welchen jetzt im Sommer noch der Schnee in den Vertiefungen lag. Vom Militärposten Kobi steigt der Weg nach diesem Berge, eine kurze Strecke weit, allmählich aufwärts, bis zur Quelle Bodoi-Don, die aus den westlichen Felsen hervorfließt. Von hier an ähnt der Weg noch dem vorigen bis an eine enge, sich in den östlichen Gebirgszweig verlierende Schlucht, durch die ein bedeutender Bach, Ssasele-Don genannt, strömt. Von jetzt ändert sich der Weg ganz und gar, indem er sich sehr verengt, von vielen Hohlwegen unterbrochen wird, und die Auffahrten sich steil erheben. Auf beiden Seiten der Straße findet man viele saure Mineralwasser-Quellen, an welchen der Kaukasus einen Ueberfluß hat, und von denen einige sehr viel Aether enthalten, orangegelben Ocker absondern und sich in vielen Krankheiten als sehr heilsam beweisen. Zwei dieser Quellen in von der Natur gebildeten Bassins, welche ebenfalls heilbringendes Mineralwasser in sich enthalten, sind deßwegen merkwürdig, daß sie, wie mir von mehreren versichert wurde, eine unergründliche Tiefe haben. Alle diese Gewässer, auch die süßen Quellen ergießen sich in das Flüßchen Barsawzage. Ungefähr eine Meile von Kobi liegen rechts von der Straße zwei schmutzige, elende Hütten mitten in einer wüsten, leblosen Natur. Trotz ihres traurigen Aussehens sind sie dennoch rettende Zufluchtsorte, in welchen die Reisenden, die von oder nach Grusien gehen, Schutz vor dem unabwendbaren Untergange finden, wenn im Winter furchtbare Stürme wüthen und dichtes Schneegestöber die Luft verfinstert und den Weg verschwinden macht. Die hier wohnende Familie der Osseten wurde wegen dieser Ursache von der Regierung eingeladen, ihren Wohnsitz in der trussowschen Schlucht zu verlassen und sich hier ansässig zu machen, wofür sie von der Krone einen jährlichen Gehalt, Nahrungsmittel und Holz erhält. Diese Niederlassung führt den Namen der sie bewohnenden ossetischen Familie, nämlich „Beidara.“ In der Nähe kommen von Westen her zwei große Quellen mit klarem, krystallreinem Wasser, Oliak-Urss-Don genannt, die besonders das Flüßchen Barsamzage vergrößern. Die erste Quelle dieses kleinen Flusses entspringt auf dem Gipfel des Kreuzberges, auf welchem, auf dem höchsten Gipfel, eine kleine Pyramide mit einem daraufstehenden Kreuze von Marmor errichtet ist. Von der Niederlassung Beidara bis zu diesem Kreuz-Monument beträgt die Entfernung eine Viertelmeile, wo es auf einem steinigten Lehmboden, jedoch nicht sehr steil, bergauf geht. Die Abfahrt an der südlichen Seite des Kreuzberges ist anfangs sehr abschüssig, fast immer von Wasserströmen ausgehöhlt, und darum nicht ohne Gefahr zu passiren. Dann gelangt man in eine Bergvertiefung auf eine ebene Anhöhe, auf welcher ein grüner Teppich mit kräftigen Kräutern blüht. Die Grusinier nennen diese kleine Hochebene Dshawar-take, die Osseten aber Pillia-Fes; sie erstreckt sich vom Kreuzberge bis zum Berge Gud in einer Länge von nicht einer vollen Viertelmeile. Zwei aus früherer Zeit herrührende große Aufwürfe von kleinkörnigem, sehr hartem Steine begränzen gegen Süden diese Ebene, zwischen welchen die vierzehnhundert Schritt lange beschwerliche, aus lehmigem Boden bestehende Auffahrt zum Berge Gud anfängt. Dann wird die Straße sechs bis acht Ellen breit, und leitet längs einem tiefen Abgrunde bis zur gudschen Schlucht, wo sich am Wege ein Geländer befindet, und einige Osseten wohnen. Dieß ist im Winter die gefährlichste Stelle, da sie zu der Zeit gewöhnlich von Schnee so verweht wird, daß nur ein schmaler Fußsteig übrig bleibt, in dem sich häufige Durchbrüche vorfinden. Nur mit schwindelndem Schauder vermochte ich in den Abgrund zu blicken. In der Ferne zeigen sich dem Auge blühende und grüne Hügel, auf welchen sich Dörfer der Osseten befinden, in deren Mitte sich große, graue Steinthürme erheben. Um jene Hügel windet sich die reißende Aragwa. Weit niederer als der Berg Gud ist der kaischaursche Berg, und von diesem senkt sich nun der Weg nach Grusien immer mehr berghinunter.

Am südlichen Abhange des Berges Kaischaur liegt der Militärposten gleichen Namens, dessen Gebäude niedrig und eng, und wenig haltbar auf Lehmunterlagen von Sandsteinen erbaut sind. Neben demselben steht das Dorf Kaischaursch-Kar mit ungefähr fünf bis sechs von Grusiniern bewohnten Häusern und einigen Buden, in denen ossetischer Käse, Eier, getrocknete Fische und schlechter Wein verkauft werden. Von dem Militärposten Kaischaur führt nach Osten zu ein abhängiger Hohlweg, durch den sich die für Reitpferde gangbare Straße in die von Grusiniern bewohnte Schlucht Chada zieht.

Kommodore Decatur und die Sicilianer.

Als Decatur sich mit der Eskadre unter seinen Befehlen zu Syrakus befand, machte er die Bekanntschaft einer schönen Sicilianerin und besuchte sie ziemlich oft. Eines Tages ward die Dame plötzlich unwohl und schickte nach ihrem Beichtvater. Inzwischen kam Decatur, die Dame fühlte sich etwas besser, und als der Beichtvater endlich anlangte, wurde er von Decatur, der nicht wußte, daß derselbe von der Schönen selbst herbeschieden sey, nicht zum freundlichsten empfangen, und mochte es nun aus angeerbter protestantischer Abneigung gegen Papisten oder aus irgend einem Verdachte seyn, genug er forderte ihn ohne Weiteres auf, sein tête-à-tête mit der Dame nicht zu stören. Der Geistliche, aufgebracht darüber, daß man ihn hatte rufen lassen und jetzt so schnöde abweise, wollte durchaus bleiben, und deutete an, wenn irgend jemand im Zimmer zu viel wäre, so möchte es wohl der tapfere Kapitän selbst seyn. Dieser verlor die Geduld, packte den geistlichen Herrn beim Kragen und warf ihn die Treppe hinab, von wo er mit blutender Nase hinaus lief auf die Straße und Mord! schrie. Polizei und Pöbel sammelte sich alsbald, und erhob, entrüstet über die ketzerische Gewaltthat, den Ruf: agli Americani! worauf die letztern, die sich eben in großer Anzahl in der Stadt befanden, von den frommen Sicilianern alsbald mit Stöcken, Steinen und Messern angefallen wurden, und so gut es ging sich in Masse vereinigten und Widerstand leisteten. Als Kommodore Decatur, durch den Tumult ans Fenster gelockt, sah wie die Sachen standen, eilte er hinab und stellte sich an die Spitze seiner Leute. Die Amerikaner zogen sich jeden Fuß breit Bodens streitig machend gegen den Hafen, um sich unter den Schutz ihrer Schiffe zu stellen. Wurfgeschosse aller Art wurden von Fenstern und Dächern auf die weichenden Yankees herabgeschleudert, die, fest zu-

sammenhaltend, sich endlich durch den mehr als fünfzigfach überlegenen Feind ihren Weg bahnten. Auf beiden Seiten gab es zerschlagene Köpfe und einige böse Wunden, so viel man aber weiß, auf keiner Seite einen Todten.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

„Die Erfahrung des Kommandeurs Roß war uns hier von großem Nutzen, und nachdem die Eskimos unterrichtet worden waren, daß wir Europäer (Kablunâ) seyen, erhielten wir zur Antwort, sie wären Innuit-Männer. Ihre Zahl belief sich auf 31; der älteste, Namens Illicta, war 56 Jahre alt, sechs andere zwischen 40 und 50, und zwanzig zwischen 40 und 20; vier Knaben machten die Zahl voll. Zwei der älteren waren lahm, und wurden nebst dem alten Mann von den übrigen in Schlitten gezogen. Einer der Gelähmten hatte, so viel wir verstehen konnten, durch einen Bär ein Bein verloren, und der andere war an der Hüfte beschädigt. Alle waren sehr gut, und zwar die meisten in schöne Rennthierfelle gekleidet; die Oberkleidung umschloß den ganzen Körper, und reichte vorn vom Kinn bis auf den halben Schenkel; hinten hing eine Kappe herab, die über den Kopf gezogen werden konnte, und das Kleid lief hier spitz zu, ungefähr wie die Schößen eines Fracks, und ging bis an die Waden. Die Finger waren von den Aermeln bedeckt, und von den beiden Fellen, aus denen alles dieses bestand, war das eine mit den Haaren nach Innen, das andere aber mit der rauhen Seite nach Außen gekehrt. Die Fußbekleidung bestand aus zwei paar Stiefeln, bei beiden die Haare nach Innen gekehrt, und darüber trugen sie weit herabreichende Beinkleider von Rennthierfell. Bei Einigen sahen wir Schuhe über den Stiefeln und Beinkleider von Seehundfell.

„In dieser Kleidung erschienen sie weit größer als sie in der That waren. Alle trugen Lanzen, einem Spazierstock nicht unähnlich, an dem einen Ende mit einem hölzernen oder elfenbeinernen Knopf und am andern mit einer Spitze von Horn versehen. Die Schäfte waren aus kleinen Holzstücken oder Knochen sehr schön zusammengesetzt. Die Messer bestanden aus Knochen oder Rennthierhorn, ohne Spitze und Schneide, und waren eine sehr nutzlose Waffe; wir bemerkten jedoch bald, daß jeder auf seinem Rücken noch ein anderes Messer mit eiserner Spitze oder Schneide hängen hatte. Eines derselben schien aus der Klinge eines englischen Einschlagemessers verfertigt zu seyn, da der Name des Messerschmieds noch darauf stand; der jetzige Besitzer hatte es in einen Dolch verwandelt. Dieser Umstand schien darauf zu deuten, daß dieser Stamm in Verkehr mit den Stämmen stehen mußte, die mit Europäern Handel treiben, oder vielleicht selbst zu einem solchen gehörte.

„Drei von den Eskimos nahmen wir mit uns in das Schiff. Die Kupferstiche, welche ihre auf frühern Reisen abgezeichneten Landsleute vorstellten, ergötzten sie nicht wenig, und sie erkannten deren Bedeutung auf der Stelle. Das größte Erstaunen zeigten sie jedoch bei dem Anblick der Spiegel. Auch die Lampen und Leuchter erregten ihre Aufmerksamkeit, doch äußerten sie kein Verlangen nach irgend Etwas, und nahmen nur das, was ihnen geboten wurde, mit unverkennbaren Zeichen des Dankes an. Unser Essen verschmähten sie, und nur Einer steckte, gleichsam aus Höflichkeit, einen Bissen in den Mund mit der Aeußerung, es sey sehr gut. Als ihn jedoch der Kommandeur Roß aufs Gewissen fragte, bekannte er, daß er gesagt habe, was nicht wahr sey, und nun legten Alle nach erhaltener Erlaubniß das, was sie genommen hatten, wieder hin. Derselbe Mann trank jedoch das ihm gereichte Oel mit sichtlichem Vergnügen, und sagte, dieß sey wirklich gut.

„Wir betrachteten diesen Tag als einen glücklichen, denn wir hatten bereits alle Hoffnung aufgegeben Eingeborne zu treffen, und doch durften wir nur von diesen geographische Nachweisungen erwarten, die uns für die Fortsetzung unserer Reise von Nutzen seyn konnten. Für den Philosophen bot diese kleine so abgesonderte, in einem wilden, unfruchtbaren Lande lebende, und dennoch aus gesunden und dem Anschein nach wohlhabenden Leuten bestehende Horde Stoff zu interessanten Beobachtungen; Alle waren reichlich mit Nahrungsmitteln und den ihnen nöthigen Gegenständen versehen.

„Am folgenden Tage machte ich mich auf, um den Eskimos einen Gegenbesuch abzustatten. Das Dorf lag bald vor mir, und bestand aus zwölf in einer Vertiefung am Ufer, ungefähr 2½ Meilen vom Schiff stehenden Schneehütten, die fast aussahen wie umgekehrte Schalen. Sie standen ohne alle Ordnung durch einander, und jede war mit einem langen gekrümmten Anhange versehen, der den Eingang bildete, an welchem die Weiber mit den Kindern saßen. Wir wurden eingeladen einzutreten, und die Geschenke an Glaskorallen und Nadeln, die wir austheilten, verscheuchten bald die Furcht, die unser Erscheinen erregt hatte.

„Der lange gekrümmte Eingang führte in das zirkelförmige gewölbte Hauptgemach, das zehn Fuß im Durchmesser hielt, wenn es für Eine Familie bestimmt war; wohnten aber zwei darin, so hielt es 15 Fuß in der Länge, 10 Fuß in der Breite und war oval. Der Thüre gegenüber befand sich eine Bank von Schnee, die fast ein Drittheil der ganzen Breite des Raums einnahm, ungefähr 2½ Fuß hoch, oben flach und mit verschiedenen Fellen bedeckt war; auf dieser Bank schläft die Familie. Auf dem Ende des Sitzes thront die Hausfrau der Lampe gegenüber, die, wie gewöhnlich in diesen Gegenden, aus Oel und Moos besteht, und eine hinreichende Flamme gibt, um Licht und Wärme zu verbreiten. Ueber der Lampe hängt der steinerne Kessel mit Rennthier- und Seehundsfleisch, woran, so wie an Thran, kein Mangel ist. Alles übrige, Kleidung, Geräthe und Mundvorrath, liegt durch einander umher, und zeigt, daß Ordnung nicht unter die Tugenden der Eskimos gehört.

„Von diesen ganz aus Schnee erbauten Hütten muß bemerkt werden, daß das Licht durch ein großes ovales Stück klares Eis einfällt, das gegen Osten in der Mitte des Daches oder der Kuppel befestigt ist. Später bemerkten wir auch, was uns früher wegen der in den Hütten herrschenden Dämmerung entgangen war, daß nämlich von der Mitte des Ganges aus ein Seitenweg nach einem für die Hunde bestimmten Gemach führt. Die äußere Oeffnung zum Eingange wird gelegentlich verändert, so zwar, daß sie immer nach der Leeseite gekehrt ist, damit der Wind nicht eindringen kann. Die Hütten, die wir hier sahen, waren eben gebaut worden und kaum einen Tag alt; die Bauanstalten nehmen mithin hier zu Lande nicht viel Zeit weg. Ihre Vorräthe an Rennthier- und Seehundsfleisch für den Winter, die sie im Sommer einthun, werden von den Eskimos in den Schnee vergraben, ein Verfahren, das man bei den Eingebornen dieser Gegend bisher noch nicht bemerkt hatte.

„Die Weiber waren nicht hübsch, standen jedoch wenigstens ihren Männern nicht nach; Alle über 15 Jahre schienen verheurathet zu seyn, und wir sahen drei bis vier in Einem Hause. Ob sie jedoch Alle zu einer und derselben Familie gehörten, konnten wir nicht mit Gewißheit erfahren, indeß befand sich bei den jungen Weibern auch immer eine Alte. Die Frauen waren klein, und weit schlechter gekleidet als die Männer; besonders befand sich ihr Haar in einem sehr ungeordneten Zustande. Ihre Gesichtszüge waren nicht unangenehm, und ihre Wangen gleich denen der Männer geröthet; das Gesicht eines der Mädchen von ungefähr 15 Jahren konnte für hübsch gelten. Alle waren mehr oder weniger tättowirt, besonders auf der Stirn und zu beiden Seiten des Mundes und des Kinns. Diese Verzierung bestand bloß aus Linien ohne andere Figuren, ganz so wie bei den von mehreren Reisenden geschilderten nordwestlichen Eskimos von Amerika.

„Dem Eskimo, der ein Bein verloren hatte, ließ ich ein hölzernes verfertigen, in dessen Gebrauch sich der Mann bald fand, und nun ganz entzückt umherstieg. Einen Andern, der an einem Halsgeschwüre litt und dem wir früher schon eine Arznei gegeben hatten, sahen wir jetzt das Fläschchen mit andern Zierrathen um den Hals tragen; es schien noch gar nicht geöffnet zu seyn, und wurde von dem Mann wahrscheinlich für ein Amulet gehalten. Um seine Dankbarkeit dafür zu bezeugen, behandelte er den Wundarzt, der an Zahnweh und einem geschwollenen Gesicht litt, nach der Weise des Landes, er berührte ihm nämlich dreimal die Wange und blies ihm eben so oft ins Gesicht. Seltsam genug wurde der Arzt bald wieder hergestellt, und wenn diese sympathetische Kur schuld daran war, so muß man bedenken, daß ja auch bei uns das Zahnweh auf ähnliche Weise zu heilen versucht wird.“

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 156. 5 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Le monde dramatique.

Es ist das Eigenthümliche der hiesigen neuen liteeaeischen Unternehmungen, daß niemals eines allein kommt. Dieß hat seinen Grund darin, daß alle diese Unternehmungen zugleich und hauptsächlich merkantilischer Natue sind, und die Konkurrenz wie die Neugier eine vorherrscheude Eigenschaft der Pariser ist.

Kaum ist das théâtre européen mit seinen eesten Lieferungen ans Licht getreten, so kündigt sich schon ein neues Werk an, unter dem Titel: „monde dramatique,“ welches sichtlich duech das Erscheinen des théâtre européen hervorgerufen worden, dennoch abee von demselben wesentlich verschieden ist.

Die monde dramatique wied den gegenwärtigen und den veegangenen Zustand, und die Peodukte der französischen und fremden Theater anzeigen, schildern und beurtheilen, er wied die Geschichte des Theatees, des neuen wie des alten, des fremden wie des inländischen, die Biographie großer Schauspielee und Theaterdichter, der ausländischen wie der eigenen, der ältesten wie der neuern geben, und jede seinee Lieferungen mit einer gewissen Anzahl von Stahlstichen bereichern. In der Folge seinee Lieferungen verspeicht er seinen Abnehmern die Stahlstiche zu Shakespear und Goethe in 8° von Retzsch; die Sammlung der Stahlstiche zum griechischen Theater von Flaxman; die Holzschnitte von Cruikshank zu den englischen Komödien; die ganze Sammlung der dramatischen Grotesken von Callot, Coppel, Hogarth, die weniger bekannten von Titian, und vielen andern englischen, deutschen, französischen und spanischen Malern, (Prospektus-Styl!) zudem alte und neue Theateranzüge, Bildnisse berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen u. s. w.

Man muß bekennen, halten die Herausgeber nur einen geringen Theil ihree Versprechungen, so schaffen sie eines der interessantesten Werke, welches besteht, denn was kann es Anziehenderes geben als die Geschichte der theatralischen Kunst, wie sie sich von iheen eesten lyrischen, rohen Anfängen zur metrischen Regelmäßigkeit, von dem Thespiskarren zu dem Kothurne gesteigert hatte, was Bunteres und Lehrreicheres als die Vergleichung dieser Fortbildung in den verschiedenen Ländern Europa's. Das Interesse diesee Ankündigung erhöht sich durch die Geringfügigkeit des Preises, welcher seyn soll: für einen Band von 13 Lieferungen, die Lieferung einen Bogen stark, groß 8° und von zwei Stahlstichen begleitet, 5 Fr. 50 C., oder die 4 Bände 13 Fr. Was übeigens beispiellose Wohlfeilheit, verbunden mit der ausgezeichnetsten Schönheit und mit dem bleibendsten Werthe angeht, so werde ich nächstens dem „Auslande“ die Beschreibung einer von dem Buchhändlee Paulin dahier veranstalteten Prachtausgabe des Gil-Blas, des Molieee und Donquixotte mittheilen, welche geeignet ist, die Aufmerksamkeit von ganz Europa zu erregen und dieselbe zuversichtlich erregen wird.

Möge nue die „monde dramatique“ ihrem Peospektus besser nachkommen, als das théâtre européen bisher gethan hat. Mich wüede besonders interessiren, wie die Herausgeber die Geschichte unseres deutschen Theaters darstellen würden, und die Urtheile über unsere Dramaturgen. Was mein Mißtrauen auch hiee zu begründen scheint, ist die Aufzählung dessen, was in den vier ersten Lieferungen vom Stapel laufen soll; natürlich verspricht man hier das Beste, was man hat. Unter dem Rubrum: „deutsches Theater“ lese ich: le théâtre de Mr. Heine. Wer kennt das Theater des Herrn Heine?

Lord Napier in Canton.

(Fortsetzung.)

Nach dee obigen Einleitung wird man das Benehmen des Gouverneurs von Canton sehr eeklärlich und zweckdienlich finden. Um auf die Dekrete und Verordnungen die er erließ, nicht den Schein des Lächerlichen zu weefen, wollen wir in den Stellen, die wie daraus anfüheen, die Ausdrücke **Barbarenauge** *) u. dergl., welche für Europäer, aber nicht für Chinesen, etwas höchst Komisches haben, weglassen, und den allerdings oft widerlichen Kanzleistyl mehr in europäische Form umschmelzen, wo sich dann bald zeigen wird, daß Lord Napier bei dee ganzen Verhandlung den Vortheil eben nicht auf seinee Seite hatte.

Lord Napiee kam am 14 Julius 1834 auf dem Keiegsschiff Andromache zu Macao an, zeigte aber, wie es scheint, seine Ankunft dem Gouverneur der Provinz Quangtong (Canton), wohin Macao gehöet, nicht an, denn in den Erlassen des Gouverneurs ist nie davon die Rede, und das Asiatic-Journal sagt ausdrück-

*) Siehe Ausland Nr. 104 v. d. J.

lich, daß diese offizielle Meldung unterlassen worden sey. Deßhalb erließ der Gouverneur am 21sten Julius ein Schreiben an die Hongkaufleute, durch welche bisher immer die Unterhandlungen mit den Engländern geführt worden waren, da man auf eine studirte Weise vermied, dem Verkehr mit denselben irgend einen politischen Anstrich zu geben, indem sie nur als geduldete Kaufleute betrachtet wurden, die, wenn sie eine Vorstellung an den Gouverneur bringen wollten, diese bittweise einreichen mußten. Der Inhalt dieses Schreibens ist kürzlich folgender: „man hat mir gemeldet, daß ein englischer Beamter zu Macao angelangt ist, da vorher doch nur Taipan's, d. h. Handelsagenten gekommen waren; die Hongkaufleute haben mir gemeldet, daß in diesem Jahre die englische Handelskompagnie aufgelöst wurde, der jetzt angelangte englische Beamte ist also nicht mit den ehemaligen Taipan's auf gleiche Linie zu stellen, und wenn er nach Canton kommen will, so ist vorerst die kaiserliche Willensmeinung einzuholen. Wenn die Umstände eine Veränderung der Handelsregulative nöthig machen, so muß eine Vorstellung eingereicht und von den Hongkaufleuten darüber berichtet werden." Demnach erhielten die Hongkaufleute Befehl, sich nach Macao zu begeben, und Lord Napier zu fragen, in welcher Absicht er gekommen sey, und welche Aenderungen in den Handelsregulativen zu treffen seyen. Eine Deputation der Hongkaufleute begab sich also nach Macao, um Lord Napier aufzufordern, in Macao zu bleiben, und die Befehle des Kaisers an den Gouverneur abzuwarten. Lord Napier war jedoch auf der Andromache bereits nach Chuen-pe abgegangen, und als eine andere Deputation sich dahin begeben wollte, war er schon im Kutter Louisa nach Canton abgesegelt, wo er am 25sten Julius eintraf, und am folgenden Tage ein Schreiben an den Gouverneur an den Thoren der Stadt abgeben wollte, was aber nicht angenommen wurde, weil die Form verfehlt war, da eine Bittschrift und nicht ein Brief hätte abgegeben werden sollen. Die chinesischen Diener der Engländer erhielten zugleich Befehl sich von den letztern zu entfernen, und Verbote wurden an die chinesischen Schiffer erlassen, Fremde zu führen.

Das ungewöhnliche Verfahren Lord Napiers wurde von dem Gouverneur in einem andern Befehl an die Hongkaufleute vom 27sten Julius für einen groben Bruch der bestehenden Gesetze erklärt; da aber derselbe erst neuangekommen sey, und wahrscheinlich die Gesetze nicht kenne, so wolle er das Unpassende dieses Benehmens nachsehen; er verlangte aber mit einer sehr höflichen Wendung, daß Lord Napier, sobald seine dringenden Geschäfte, die ihn wahrscheinlich so eilfertig nach Canton geführt hätten, beendigt seyen, nach Macao zurückkehre. Der Gouverneur entschuldigt seine Weigerung, den Brief anzunehmen dadurch, daß den Großbeamten von China nicht gestattet sey, Privatschreiben von Fremden zu empfangen. Er erinnert daran, daß alle Nationen ihre Gesetze und Gebräuche hätten, was ein Mann von Lord Napiers Rang und Stellung vor allen Andern zu beachten habe; „es ist der Wunsch des Kaisers," setzt er hinzu, „daß Fremde gut behandelt werden, und er habe durchaus keine Absicht, sie zu beleidigen, aber den Gesetzen müsse Folge geleistet werden, und er selbst wage nicht sie zu überschreiten. Ferner warnt er Lord Napier höflich, gegen indiskrete Rathgeber auf seiner Hut zu seyn, um nicht den Zweck, weßhalb er gekommen zu verfehlen, und entschuldigt sich schließlich noch, daß er die Hongkaufleute als Unterhändler zwischen ihm und Lord Napier benütze; diese seyen aber allein mit der Sprache und den Sitten der Fremden vertraut.

Wenn diese Erlasse gleich nicht direkt an Lord Napier gerichtet waren, so mußten sie ihm doch natürlicher Weise unter die Hände kommen, und ohne seine Befangenheit, die ihn veranlaßte, die Chinesen als halbe Barbaren zu behandeln, hätte er das Vernünftige und Gemäßigte in den Vorstellungen des Gouverneurs sicherlich nicht verkannt; es müßte dann seyn, er habe dasselbe absichtlich verkennen **wollen**, zu welcher Vermuthung freilich sein späteres Betragen Anlaß genug gibt. Er weigerte sich nämlich entschieden, Canton zu verlassen, worauf am 30sten Julius ein dritter Befehl an die Hongkaufleute erging, der in drohendem Tone abgefaßt war, und worin diese bei der strengsten Ahndung aufgefordert werden, dahin zu wirken, daß Lord Napier Canton alsbald verlasse. „Die Sache," bemerkte er darin, „betrifft die Nationalwürde; ich, der Gouverneur werde gegen die besagten Kaufleute einen Bericht erlassen, damit sie vor Gericht gestellt werden." Als auch dieß ohne Erfolg blieb, erschien am folgenden Tage ein vierter Befehl, den englischen Beamten zur sofortigen Abreise nach Macao zu nöthigen.

Es heißt freilich von Seite des Gouverneurs das Formenwesen etwas weit treiben, daß die Befehle immer an die Hongkaufleute gerichtet, und diese mit den strengsten Strafen, ja die Dolmetscher sogar mit dem Tode bedroht wurden, wenn sie nicht die Entfernung Lord Napiers bewirkten, doch thut dieß hier nichts zur Sache. Genug, die Hongkaufleute versuchten die Erlasse des Gouverneurs dem Lord Napier zu übergeben, der sie jedoch nicht annahm, sondern ihnen nur durch einen englischen Kaufmann wissen ließ, er könne die Erlasse nicht annehmen, wünsche aber Abschriften davon zu erhalten, um sie nach England senden zu können. Die Hongkaufleute waren in bitterer Verlegenheit, um so mehr als Lord Napier sich auch weigerte, sie als Mittelsmänner in seinem Streit mit dem Gouverneur zuzulassen: in dieser Lage wußten sie kein anderes Mittel, als die englischen Kaufleute am 12ten August zu einer Konferenz einzuladen, um mit diesen gemeinschaftlich zu besprechen, was unter den jetzigen Umständen zu thun sey. Auch diesen Schritt vereitelte Lord Napier, indem er auf denselben Tag die englischen Kaufleute zu einer Versammlung zusammen berief, und sie bewog, diese Konferenz abzulehnen. Die Sprache, die Lord Napier hier führte, ist zum mindesten gesagt, sehr auffallend, weßhalb wir aus seiner Rede einige Stellen ausheben: „Sie kennen wohl alle meine gegenwärtige Lage, meine Instruktionen und meine Vollmacht; ich bin nicht hier, um einen Handelstraktat abzuschließen, und ich habe keine Vollmacht direkt mit Peking zu unterhandeln, indem meine Aufträge nur an den Vicekönig gehen. **Es ist mir gelungen, gegen den Wunsch des Gouverneurs und der Hongkaufleute hieher in meine Wohnung zu gelangen**, und mein Geschäft beschränkt sich jetzt darauf, über Alles, was die britischen Inter-

essen in China betrifft, Nachrichten einzuziehen, die als Grundlage für meine künftigen Instruktionen dienen können. Ich rathe Ihnen, meine Herren, der Konferenz mit den Hongkaufleuten nicht beizuwohnen, da dieß nicht nur auf meine jetzigen Plane störend einwirken, sondern später auch Ihren eigenen Interessen nachtheilig seyn müßte. Zwar wird dadurch vielleicht für den Augenblick der Handel gesperrt, und der Gouverneur weist mich von hier weg; da aber die ganze Verantwortlichkeit auf mir ruht, so kann ich bloß sagen, daß man mich nur mit dem Bajonnett (on the point of the bayonet) aus diesem Hause treibt." Wenn Lord Napier glaubte, durch seine Hartnäckigkeit den Gouverneur zwingen zu können, ihn ohne weiteres als politischen Agenten anzuerkennen, so hat er sich, wie der Erfolg zeigte, sehr verrechnet. Die bei ihm versammelten Kaufleute unterschrieben auf seine Aufforderung einen von ihm abgefaßten Brief an die Hongkaufleute, in welchem sie die verlangte Konferenz abschlugen. Zu ihrer Willfährigkeit mögen nun freilich zwei Dinge wesentlich beigetragen haben, erstens daß sie sich mit Lord Napier nicht überwerfen wollten, und zweitens weil sie wußten, daß die schon oft gedrohte Einstellung des Handels ein wahres Hirngespinnst und eine ganz eitle Drohung sey, da der Handel größtentheils durch Schmuggel betrieben wird. Ein Brief aus Canton, den das Metropolitan-Magazine mittheilt, äußert sich darüber auf folgende Weise. „Der Handel und die Personen der Kaufleute erleiden hier die willkürlichsten, unnöthigsten und gewaltthätigsten Beschränkungen. Die Ein- und Ausfuhrzölle sind so lästig, daß der offene Handel fast zu Ende ist, und jede gewinnbringende Handelsspekulation durch Schmuggel betrieben wird. Die Mandarinen, welche die Zölle beaufsichtigen sollen, nehmen Theil an dem Unterschleife, und allenthalben ist nur Erpressung oder Betrug. So ist die Lage des Handels zu Canton. Bei Lintin, in der Nähe von Macao, hat jedes Haus ein Schiff, aus welchem die chinesischen Kaufleute, oder eigentlicher zu reden, Schmuggler, mit allen Waaren von einem Baumwollenballen bis zur Opiumpille versehen werden."

Unter solchen Umständen haben freilich die englischen Kaufleute von einem Handelsverbot nichts zu fürchten, und ein stärkeres Auftreten eines englischen Abgesandten gegen die chinesischen Behörden kann nur ihre Stellung dem Hochmuthe der Letztern gegenüber verbessern. Lord Napier aber, dessen Sprache beweist, daß er feindliche Schritte erwartete, und darauf vorbereitet war, konnte durch ein solches Benehmen seine Stellung nur erschweren.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen
über einige der Azoren und der kapverdischen Inseln.

(Nach Bartholomew, Kapitän in der englischen Marine.)

San Miguel.

Theils nach Traditionen, theils nach einzelnen Beobachtungen behauptet man, daß diese Insel ursprünglich mit einer prächtigen Vegetation bedeckt gewesen sey; jetzt aber bietet sie fast nur Berge, Hügel und Thäler dar, die sichtlich das Ergebniß vulkanischer Ausbrüche sind. Die konische Form der Berge, die kraterartige Aushöhlung auf dem Gipfel, die Lava, die Schlacken und der vulkanische Sand, Alles spricht für diese Ansicht. Die Vulkane scheinen erloschen, brennen aber innerlich fort; die heißen Quellen im Farnanthale und in andern Theilen der Insel beweisen dieß. Das genannte Thal ist etwa 25 (engl.) Meilen nordöstlich von Porto del Garbo, und in seinem südöstlichen Theil sieht man ein kleines Dorf, Carenis, auch Farnan genannt. Auf einer kleinen Anhöhe von etwa einer englischen Quadratmeile im Umfange bemerkt man eine große Menge kleiner Hügel, an denen die Wirkung des Feuers allenthalben sichtbar ist. Hier findet man Kies, Lava, Bimssteine, Marmor, Thon von verschiedenen Farben, Oker, Eisenerz und Kalkerde mit Alaun und Schwefel gemischt, auch eine Menge heiße und viele kalte Quellen. Die heißen bilden Bäche, welche auf ihrem Laufe Schwefeldämpfe ausstoßen, die bei ruhigem Wetter sich zu einer großen Höhe erheben. Die größte dieser siedenden Quellen, Caldeira genannt, hat etwa 50' im Durchmesser, und ihre Tiefe ist unbekannt. Ihr siedendes Wasser ist in fortwährender Aufwallung, ihr Dampf ist sehr schwefelartig, der Geruch gleicht verbranntem Schießpulver, ihr Geschmack ist scharf, und ihr Niederschlag eine thonichte Substanz von hellblauer Farbe.

Einige Klafter weiter hin, hinter einem Lavaflusse und am Fuße eines vorspringenden Felsen, ist die zweitgrößte Quelle, la Forga (die Schmitte) genannt; wegen ihres dicken Schwefeldampfes kann man nur selten die Oberfläche des stets heftig aufwallenden Wassers sehen, das außer dem Dampfe auch eine große Menge schönen klebrigen Thons von weißer Farbe ausstößt, der auf dem umherliegenden Boden inkrustirt.

Außer diesen beiden Hauptquellen gibt es noch mehrere andere, und an vielen Stellen sieht man Dampf aus den Felsenspalten hervorbrechen. Legt man das Ohr an einige dieser Spalten, so hört man deutlich das Aufbrausen, und manchmal springt auch das Wasser heraus, und verbrüht diejenigen, welche sich unvorsichtig nähern. Die Temperatur dieser Quellen ist nicht gleich: bei den einen ist sie auf dem Siedepunkt, andere sind sehr mäßig heiß, noch andere sehr kalt. In einigen ist das Wasser klar und durchsichtig, in andern hat es einen weißlichen, röthlichen Schimmer, und fast alle setzen eine rothe oder blaue thonichte Substanz ab. Man findet im Thale von Farnan Krystalle von Alaun und Schwefel, zum Theil sehr schön und merkwürdig, und wenn der Dampf sich durch Ritzen und Spalten des Bodens einen Ausweg bahnt, so finden sich Krystalle von ein bis zwei Zoll Länge.

Ein kleiner Bach läuft in diesem Thale, an dessen Rande sich hie und da heiße Quellen finden, und an einigen Stellen bemerkt man das Aufwallen solcher Quellen mitten im Flusse. Dieser setzt auf die Steine und Kiesel seines Bettes einen Okerniederschlag ab; manchmal aber hat dieser Niederschlag eine grüne Farbe und gleicht dem Eisenvitriol. Die Gebüsche in der Nähe sind mit Schwefel und Alaun inkrustirt.

Der Geschmack dieser Wasser wechselt: einige sind mit Schwefelsäure geschwängert, andere mit Kohlensäure, einige haben einen Alaun- und Eisengeschmack, während andere völlig geschmacklos sind. Die Anwohner benutzen diese Quellen, und ersparen dadurch Holz: sie stellen ihre Küchengefäße über eine heiße Quelle oder eine Spalte, aus welcher Dampf ausströmt; das Vieh nähert sich, vermuthlich durch den Instinkt geleitet, diesen Orten, und stellt sich in den Schwefeldampf, um sich von den stechenden Insekten zu befreien.

In einiger Entfernung von den heißen Quellen ist ein Bimssteinhügel, aus dem mehrere kalte Quellen hervorspringen, die an seinem Fuße einen Bach bilden. Auf ihrem kurzen Laufe setzen einige dieser Quellen ein bald blasseres, bald dunkleres Okergelb ab; ihr Geschmack ist herbe und säuerlich, ihr Geruch eisenartig: in einem Glase schäumt das Wasser von einigen wie Champagner. Eine Viertelstunde weiter gegen Westen sind eine Menge anderer warmer Quellen, in denen viel gebadet wird, und noch eine halbe Stunde gleichfalls gegen Westen ist ein kleiner Fluß, dem man wegen seiner rothen Farbe den Namen Sanguinolenta gegeben hat.

San Miguel handelt mit Lissabon, England, Amerika und Rußland. Es schickt nach Portugal Getreide, Erbsen, Geflügel, Vieh und Gemüse, und erhält dagegen Tabak, Zucker, Kaffee, Kinderspielzeug, Kirchendispensen, Indulgenzen, Heiligenbilder, Reliquien u. s. w. Man schickt alle Jahre etwa 60 Schiffe mit Früchten nach England, und diese bringen Tücher, Quincaillerie, Fayence u. dgl. zurück. Von Amerika erhält die Insel Bauholz, Bretter, Dauben, Reiß, trockne Fische, Harz, Pech und verschiedene indische Waaren, die mit Wein bezahlt werden. Derselbe Handel besteht mit Rußland. Ein weiterer Handel besteht mit Madera und den Kanarien, wohin Getreide, Vieh und Geflügel gebracht und mit baarem Gelde bezahlt werden.

San Miguel hat etwa 80,000 Einwohner; die Kriegsmacht besteht

aus 1250 Mann Infanterie, 100 Artilleristen, 3 Milizregimentern zu 1000 Mann jedes, und endlich aus der Ordenanza oder dem Aufgebot in Masse, das ungefähr 6000 Mann ausmacht. Die Kleidung beider Geschlechter in den Städten ist so ziemlich die englische, die Bauern tragen dagegen eine seltsame Kopfbedeckung: sie hat eine konvexe Form, wie einige Hüte aus englischem Leder, und einen breiten vorn schaufelförmigen Rand von 18 bis 20 Zoll Breite; ein zweiter Appendix wird unter dem Kinn zusammengeknüpft und bedeckt die Schultern. Diese Kleidung ist den Einwohnern von San Miguel eigenthümlich. Auf den Straßen sieht man nicht viel Frauen, doch sollen sie auch wenig zu Hause bleiben. Sie sind sehr gesprächig, aufmerksam für die Fremden und ungemein gastfrei.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

Am 20 Januar schien, nach einer Abwesenheit von 50 Tagen, die Sonne zum Erstenmal wieder. Um diese Zeit wurden die Reisenden inne, daß ihre Gäste nicht so streng ehrlich waren, als sie geglaubt hatten.

„Ein großes Glas, von der Art, deren sich blödsichtige Personen beim Lesen bedienen, war seit einigen Tagen verschwunden, und ich hatte deßhalb gegründeten Verdacht gegen den Beschwörer Otukiu, weil, als ich ihm eben den Nutzen dieses Glases in der Kajüte erklärte, das Licht erlosch. Noch mehr Bestätigung erhielt mein Argwohn dadurch, daß eben dieser Mann mir später bei einem Besuche, den ich im Dorfe abstattete, durchaus den Eintritt in seine Hütte verweigerte. Ich sagte ihm daher, daß der geschwollene Backen, von dem er geheilt zu werden wünschte, durch das magische Glas entstanden sey, und daß dieses durchaus zurückgegeben werden müsse. Hierauf bekannte er sogleich und versprach es am folgenden Tage zu bringen, wogegen ich ihn versicherte, wenn er dieß nicht thäte, würde auch der andere Backen aufschwellen. Das Glas wurde sammt einem Hammer, der gleichfalls abhanden gekommen war, richtig zurückgestellt, und dabei eingestanden, daß die Lichtputze nebst einem der Gläser meiner Brille, das herausgefallen und von einem Kinde gefunden worden war, sich im Besitze eines der Weiber befinde. Die Furcht des Beschwörers war so groß, daß er sogar einen Haken und eine Harpune zurückbrachte, gegen die ich einen Bogen von ihm eingetauscht hatte, die ich ihm jedoch, zufrieden ihm einen uns sehr nützlichen Schrecken eingejagt zu haben, wieder gab.

„Wir kauften einige Gegenstände von den Eingebornen, gestatteten ihnen aber nicht, an Bord zu kommen. Dieser Handel war indeß nicht der einzige Zweck ihres Besuchs, denn wir erfuhren, daß eine allgemeine Rückgabe aller entwendeten Gegenstände beschlossen worden sey, worunter sich auch ein Tischmesser, ein Stück Eisen, ein anderes von einem eisernen Reif und eine Scheibe von einer Winde befanden. Diese allgemeine Reue hatten wir den Kanonenschüssen zu verdanken, welche abgefeuert wurden, um Versuche hinsichtlich des Schalles anzustellen. Einer der Eingebornen, der den Kommandeur Roß nach dem Observatorium begleitete, fragte, was denn die Kanonen „sagten,“ und erhielt von diesem die Antwort, daß sie die Diebe namhaft machten, welche uns unser Eigenthum vom Schiffe entwendet hätten, worauf sogleich eine allgemeine Versammlung im Dorfe gehalten und beschlossen wurde, Alles zurückzugeben.“

Wir kommen jetzt zu den Berichten, welche der Kommandeur Roß über die verschiedenen Expeditionen mittheilt, die er unternahm, um Inseln, Kanäle und die nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen, die er indeß nicht fand, sondern das westliche Meer zu Lande und nicht zu Wasser erreichte. Alle diese Unternehmungen waren mit vielen Gefahren verbunden, und der Bericht über die letzte und erfolgreichste, bei der er bis auf 200 Meilen vom Kap Turnagain vordrang, ist von hohem Interesse.

„Meine Leute, von denen ich mich auf kurze Zeit getrennt hatte, verkündeten ihre Ankunft am westlichen Meer durch ein dreimaliges Freudengeschrei. Es war für sie, und für mich als ihren Anführer vielleicht noch mehr, ein interessanter Augenblick, der allerdings den seemännischen Jubelruf verdiente, denn der Ocean, das Ziel unserer Anstrengungen und Hoffnungen, der freie Raum, der uns, wie wir einst glaubten, um den amerikanischen Kontinent führen und uns den Sieg über alle unsere Vorgänger verschaffen sollte, lag vor uns. Er hätte auch alle unsere Hoffnungen erfüllt, wenn die Natur hier nicht hindernd in den Weg träte, wenn jene Kette von Seen ein Kanal wäre, und wenn dieses Thal eine freie Kommunikation zwischen den östlichen und westlichen Meeren bildete. Indessen hatten wir doch wenigstens die Unmöglichkeit erwiesen; das ersehnte Meer lag vor uns, und uns blieb nun zum mindesten der Trost, alle Zweifel beseitigt, alle Ungewißheit gehoben zu haben.

Zum Schlusse möge hier noch eine gedrängte Uebersicht dieses wichtigen Unternehmens folgen:

„Kap Isabella erhebt sich steil und oft senkrecht bis zu einer Höhe von ungefähr 500 Fuß über den Meeresspiegel, und besteht aus grauem Granit, hie und da mit Vegetation bedeckt, die für dieses Klima im letzten Sommer ungewöhnlich reich gewesen zu seyn schien. Fährten von Hasen, Füchsen und Haselhühnern waren die einzigen hier sichtbaren Spuren thierischen Lebens.

„Den Berichten der Eskimos zufolge hatte ich erwartet eine schmale Einfahrt in den Kanal jenseits des Kaps zu finden, dem sie den Namen It-te-rusch-yuk gaben, und das sie mir als aus einem niedern Vorgebirge gegen Westen und einigen Inseln gebildet beschrieben. Statt dessen behielt das Land, auf dem ich stand, seine westliche Richtung, während das gegenüberliegende Ufer abwich, woraus ich schloß, daß der erwähnte Kanal sich auf der dem Platz, auf dem ich mich befand, gegenüberliegenden Seite befinden müsse, die auf ihrem nördlichen Theil von mehrern nach Südwest laufenden Inseln eingefaßt war. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Beste, die Küste bis zu der Einfahrt in den Kanal zu verfolgen, der wahrscheinlich von dem Eis des Oceans begränzt war. Die genauesten Untersuchungen des Kaps wurden nun vorgenommen, allein indem ich zu meinen Leuten zurückkehrte, hatte ich das Unglück, meinen einzigen Kompaß durch einen Fall zu zerbrechen, ein Unfall, der jede weitere Beobachtung über die Abweichung der Magnetnadel unmöglich machte, und eine sehr zu beklagende Lücke in meinem Tagebuche herbeiführte.

„Unsere Anstrengungen hatten unsere Kräfte erschöpft; es wurde daher festgesetzt, daß wir künftig um 4 Uhr Nachmittags aufstehen, und nach eingenommener Mahlzeit zwischen 6 und 7 Uhr unsere tägliche oder vielmehr nächtliche Reise, deren Länge wir auf 10 Stunden festsetzten, antreten wollten. Das Aufschlagen des Lagers, das Nachtessen, Ausbessern der Kleider und anderer Beschäftigungen nahmen 3 bis 4 Stunden weg, so daß uns 7 bis 8 für den Schlaf übrig blieben.

„Die Richtung der Küste ist ungefähr zehn Meilen weit westnordwestlich, worauf sie mehr nördlich wird; es war nun vor Allem nöthig alle Buchten und Kanäle zu untersuchen, weil ich von den Eingebornen erfahren hatte, daß die Einfahrt des Kanals, den wir suchten, schmal sey. Allenthalben war das Wasser sehr seicht, so daß ich Alles genau untersuchen konnte, während meine schwer beladenen Leute zwischen den verschiedenen Vorsprüngen an der Küste hingingen.

„Nach einer sehr ermüdenden Tagereise von 20 Meilen machten wir bald nach 4 Uhr des Morgens Halt. Heute, so wie am vergangenen Tage, waren wir an mehrern mit Steinen bedeckten Kanots und einigen verborgenen, den Eskimos gehörigen Vorrathskammern vorüber gekommen, die wir unberührt ließen. Das Seetang, die Krabben und Schellfische, die wir zuweilen sahen, bestätigten unsere Vermuthung, daß wir uns wirklich an den Ufern des Oceans und nicht an einem Süßwassersee befänden, wie dieß Einige von uns anfänglich deßhalb glaubten, weil nirgends eine Fluthmarke zu sehen war.

„Wir setzten unsere Reise fort, und nachdem wir 5 bis 6 Meilen gegen Nordnordost zurückgelegt hatten, kamen wir an das Ende des Kanals, wo wir die Mündung eines Flusses sahen, dessen Ufer sich, gerade an seinem Ausflusse, bis auf einige hundert Fuß verengten, so daß sich eine Stromschnelle bildete, während er weiter oberhalb wenigstens eine Viertelmeile breit war. Die Menge von Kanots, die wir am westlichen Ufer eingegraben fanden, bewies, daß hier eine Fischerstation der Eskimos war, was überdieß auch aus den vielen Gränzzeichen und dem verborgenen Mundvorrathe ersichtlich war.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 157. 6 Junius 1835.

Indo-baktrische Monumente.

Die Denkmäler, welche die Reisenden der letzten Jahre in einem großen Theil des östlichen Afghanistan entdeckt haben, und welche für Grabmäler baktrischer und indo-scythischer Könige gelten, sind noch bei weitem nicht hinlänglich untersucht, beschrieben und bekannt, um uns zu berechtigen eine positive Meinung über ihr Alter, ihren Ursprung und ihre Bestimmung auszusprechen. Die Alterthümer, welche der deutsche Reisende Honigberger, und der französische, Masson, bei der Eröffnung einer großen Zahl dieser sonderbaren Bauwerke gefunden haben, werden vielleicht den Schlüssel zum Räthsel geben. Indessen ist es von Interesse, die Details, welche die Reisenden über die Monumente geben, weiter bekannt zu machen, und wir geben daher einige Auszüge aus einer Notiz, welche Dr. Gerard, der Reisegefährte von Burnes, in dem Journal der asiatischen Gesellschaft von Calcutta vom Julius 1834 gegeben hat. Der Verfasser zeigt sich darin von weit weniger vortheilhafter Seite als Burnes, seine Beschreibungen sind oft verworren, sein Styl affektirt, und seine Etymologien verdienen keine Beachtung; wir beschränken uns daher auf positive Data, die er aus eigener Anschauung, oder aus der Erzählung von Reisenden, die ihre Entdeckungen noch nicht selbst bekannt gemacht haben, kannte.

„Die Topen oder Grabmäler, welche man in der Umgegend von Kabul findet, stehen mit wenigen Ausnahmen auf dem Abhang der Gebirgszüge, welche sich aus der Hochebene erheben. Das vor ihnen liegende flache Land trägt sichtbare Spuren, daß es ehemals einen See gebildet hatte, der nach und nach durch Flüsse abgeleitet wurde, und noch jetzt ausgedehnte Sümpfe zurückgelassen hat. Die ersten Bewohner schienen den Abhang am Fuße der Gebirge zu ihren Wohnplätzen gewählt zu haben, und das Kabul, von dem noch Haufen von Ruinen sichtbar sind, liegt ebenfalls in dieser Linie. Die Topen stehen gewöhnlich dicht unter einer Felsenwand, oder in abgelegenen Schluchten, aber immer neben einem laufenden Wasser.

„Die Monumente, welche Honigberger untersucht, und von denen er etwa 30 geöffnet hat, stehen größtentheils in Dschellalabad und in der Umgegend; es ist wahrscheinlich, daß hier eine der baktrischen Dynastien ihre Hauptstadt hatte, und die Lage des Platzes auf der Gränze tropischer und gemäßigter Länder war dem Sitz eines Reiches sehr angemessen. Die Monumente stehen hier in großer Zahl an beiden Ufern des Stroms, der den nördlichen Theil der Ebene bewässert, und da, wo er dicht an der Basis der Sefid Kuh (des weißen Berges) hinfließt, erheben sich diese von Alter geschwärzten Grabmäler von Balabagh an bis zum Einfluß in den Kabulfluß bei Dronte, eine Strecke von 10 englischen Meilen einnehmend. Beim Vorbeireiten sahen wir mehrere, welche keine Spuren von Zerfall trugen, während andere, und zwar die Mehrzahl, zu bloßen Steinhaufen zusammengesunken waren; einige, aber nur wenige von diesen stehen in der Ebene, in der Mitte von Saatfeldern. Die größere Zahl derselben steht in langen Reihen auf dem aus Konglomeraten gebildeten Vorsprung des weißen Gebirges, das die Gränze des anbaufähigen Landes bildet; einige derselben stehen auf natürlichen Hügeln, andere auf künstlich erbauten Terrassen. Zwischen ihnen haben sich die Gebirgswasser tiefe Schluchten gerissen, deren Seiten von Höhlen durchbrochen sind, welche die Bewohner für die Wohnungen der Kafirs (der Ungläubigen) halten. Sie sind noch von nomadischen Stämmen bewohnt, welche nach den Jahreszeiten mit ihren Heerden wandern, und im Winter diese troglodytischen Wohnplätze beziehen. Die Topen beherrschen die Aussicht umher, und sehen auf der Einen Seite gegen die reiche Vegetation der engen Schluchten, und gegen Süden auf das 10 bis 12 englische Meilen breite Hochthal, das bis an den Fuß des weißen Gebirges mit Kieselsteinen und Geröll bedeckt und vollkommen wüste ist. Aber in den Biegungen der Gebirgsthäler, und an seinem Abhang hin, sieht man eine Menge von Dörfern, umgeben von reichen Gefilden hinauf, bis wo der Schnee den Anbau hindert. Wahrscheinlich hielt Alexander der Große in dieser Gegend seine bacchischen Feste, und besonders Ein Platz an dem Abhang des Schneegebirgs, wo sich auf der Gränzscheide der erstickenden Hitze der Ebene und des Schnees der Höhen eine unbeschreiblich thätige Vegetation zeigt, scheint der Beschreibung des Lokals jener Feste völlig zu entsprechen. Der Fürst von Dschellalabad hat hier seinen Sommersitz, allein da diese Gegend seine Autorität nur unvollkommen anerkennt, so wird sie selten besucht, und ich zweifle keineswegs, daß wenn sie besser bebaut wäre, sich eine Menge von Alterthümern an der prachtvollen schneebedeckten Gebirgsreihe hin entdecken ließen. In einer der Schluchten, tief in den Bergen, steht eine griechische Säule, ge-

nannt Surkh Minar, der rothe Thurm; ihre Lage ist ein isolirter und steiler Hügel umgeben von senkrechten Felsen. Ein anderes griechisches Monument sieht man auf dem Gipfel der Gebirgsreihe in einer großen Höhe, keines von beiden enthält Inschriften oder Sculpturen, aber ihr griechischer Ursprung scheint unzweifelhaft.

„Der Zerfall fast aller auf der Südseite des Thales von Dschellalabad stehenden Monumente erklärt sich leicht aus der Natur der Materialien, aus denen sie gebaut sind; diese bestehen nämlich fast allein aus großen Kieselsteinen oder Felsenblöcken, welche vom Rollen im Wasser gerändert worden, und bei dem Bau nur durch einen Mörtel von Lehm verbunden worden sind.*) Sie sind daher meistens zusammengefallen, und haben die Form gigantischer Ameisenhaufen angenommen. Alle, welche man bis jetzt an ihrer Basis geöffnet hat, enthalten eine kleine viereckige Kammer von behauenen Steinen, in welcher eingeschlossen ist, was das Grabmal enthalten sollte. Darin unterscheiden sie sich sehr wesentlich von den Topen von Manikyala und Osman Khatir, in denen die mittlere Kammer in Form eines Schachtes vom Gipfel bis auf die Basis hindurchgeht. Diese Form findet sich in keinem derjenigen, die ich oder Herr Honigberger geöffnet haben. Wenige unter ihnen sind vollkommen gleich, sondern die meisten unterscheiden sich in Größe, Verzierungen und Bauart, obschon die Form einen gemeinschaftlichen Typus hat, wie sich erwarten läßt, wenn man annimmt, daß sie die Mausoleen Eines Königsgeschlechtes sind.

„Die dreißig oder mehr Monumente, welche Hr. Honigberger geöffnet hat, haben ihm eine höchst merkwürdige Sammlung von Alterthümern geliefert, obgleich in manchen derselben gar nichts gefunden wurde, was zum Theil der Untreue der Arbeiter zuzuschreiben seyn mag, obgleich einige, bei deren Oeffnung man die genaueste Aufsicht veranstaltete, auch durchaus nichts lieferten. Der größere Theil derselben ist nicht von bedeutender Größe, 30 bis 50 Fuß hoch, und 80 bis 110 Fuß im Umfang. Nur in Einem derselben wurde eine Münze gefunden (ein goldener Soter megas), der in einem silbernen Gefäß eingeschlossen war, und ein ähnliches noch uneröffnetes Gefäß verspricht vielleicht einem ähnlichen Fund. Dieses besteht aus einem harten Metall, und scheint eine Flüssigkeit zu enthalten. Herr Honigberger ließ es aber geschlossen, um es erst bei seiner Rückkehr zu öffnen. Die übrigen Alterthümer finden sich in hohlen Cylindern, die aus einem weichen gestreiften Steine gedreht waren, von derselben Art, wie der, welcher in der Bomben- und Kugelfabrik von

*) Die Monumente von Manikyala und im Kheiberpaß dagegen sind von gehauenen Steinen gebaut, und in ihrer äußern und innern Konstruktion den andern weit überlegen. Wäre es daher nicht wahrscheinlich, daß sie von den griechischen Königen von Baktra errichtet wurden, und die von Dschellalabad von den indo-scythischen Dynastien, welche der griechischen folgten und ihre Bauwerke nachahmten, so gut die eingerissene Barbarei ihnen erlaubte. Woher indeß die Griechen diese von ihrer vaterländischen Bauart so sehr verschiedene Form entlehnten, ist noch keineswegs klar, es ist aber denkbar, daß sie die hohen Grabhügel der nordöstlichen asiatischen Völker zum Muster nahmen, und ihnen nur durch künstlichern Bau eine bestimmtere und eines civilisirten Volkes würdigere Form gaben. D. Uebers.

Abbas Mirza in Mesched gebraucht wurde. Der Cylinder ist durch einen Deckel mit einem Knopf geschlossen. Sie enthalten Gebeine und Aschen, Perlen, Rubine und Stücke von Ambra, und eines derselben enthielt ein beschriebenes Stück Papier, das wahrscheinlich Aufschluß über die Gründer des Gebäudes geben wird. Daneben fanden sich kleine Lampen aus gebrannter Erde, und länglichte Gefäße von derselben Materie, welche ebenfalls Gebeine und Juwelen, kleine Vögel aus Gold u. s. w. enthielten.

„In der Schlucht des Kheiberpasses, der von Peschawer aus in das Hochland führt, steht ein prachtvolles Monument, an Größe dem von Manikyala gleich oder überlegen. Honigberger schickte einen seiner Bedienter als Fakir verkleidet dahin, um diese und ähnliche Reste des Alterthums zu untersuchen. Der Mann suchte die Bewohner zu bewegen, nachzugraben, und machte ihnen Hoffnung daß sie darin Schätze finden würden. Glücklicherweise verlangten sie voraus bezahlt zu werden, und so unterblieb die Verwüstung der Grabmäler.

Lord Napier in Canton.

(Fortsetzung.)

Da nun Lord Napier keine Mittheilung von den Hongkaufleuten annehmen wollte, und eine Konferenz mit denselben den englischen Kaufleuten untersagte, so blieb den erstern nichts übrig, als sich schriftlich an die englischen Kaufleute zu wenden. Dieß thaten sie in einem Schreiben, worin sie höflich, aber unumwunden und einfach vorstellten, daß die Befehle des Gouverneurs mit den Reichsgesetzen völlig in Uebereinstimmung seyen, daß Lord Napier diesen Gesetzen sich fügen müsse, gerade wie ein Fremder, der nach England komme, den englischen, und endlich, daß sie, bei der ungesetzlichen Weigerung die Befehle des Gouverneurs anzunehmen, als amtlich aufgestellte Kaufleute mit den britischen Kaufleuten keinen Handelsverkehr mehr unterhalten dürften. Nach Empfang dieses Schreibens berief Lord Napier am 16ten August abermals eine Versammlung der Kaufleute, wobei sich indeß alsbald zeigte, daß die englischen Kaufleute unter sich selbst uneins seyen, denn Lord Napier erwähnte ihre Uneinigkeit als einer schon seit längerer Zeit bekannten Sache, und ermahnte sie zur Einigkeit. Es ist nicht schwer zu errathen, welcher Art diese Uneinigkeit seyn mag. Alle diejenigen Kaufleute, welche als Theilhaber oder Schützlinge der ostindischen Kompagnie vorher den Handel auf dem gewöhnlichen Wege getrieben hatten, konnten unmöglich mit denen, welche hauptsächlich Schmuggelhandel betrieben, in sonderlich gutem Vernehmen stehen. Die erstern sehen sich durch die letztern mehr oder minder beeinträchtigt, und diese konnten gegen den lang hergebrachten und wohlverdienten *) Ruf der erstern in Canton

*) Die Faktoren der Kompagnie waren in hohem Grade wachsam, daß ihre Waaren hinsichtlich Qualität und Quantität mit dem schriftlichen Verzeichniß des Inhalts der Ballen vollkommen übereinstimmen, so daß die chinesischen Kaufleute, wenn sie nur das Zeichen der Kompagnie auf einem Ballen sahen, unbedingt kauften, und die Waaren, ohne weiter nachzusehen, ins Innere sandten.

nicht recht aufkommen, sie waren es auch hauptsächlich, welche darauf drangen, daß man Alles aufbieten solle, den Chinesen größere Handelsfreiheiten und die Eröffnung einer größern Anzahl Häfen abzunöthigen. So erklärt sich, wie einer dieser Kaufleute nach England schreiben konnte: „Warum stellt man nicht an eine so jämmerliche Regierung, welche sich den Wünschen ihres Volks wie dem Handel der Fremden widersetzt, eine gebührende Forderung, und unterstützt diese mit der nöthigen Macht? Einer so unterstützten Forderung würde augenblickliche Gewährung folgen, sollte sie aber abgeschlagen werden, dann zerstört ihre Batterien und Kriegsdschonken längs der Küsten, laßt die Kauffahrer ungestört, unterbrecht nicht den Handel, und thut den Städten keinen Schaden. Besetzt irgend einen festen Punkt an der Küste, bis sie nachgeben, und die Frage ist für immer abgemacht. Das englische Volk muß und will die Häfen geöffnet haben. Gewiß wäre es ein unblutiger Sieg; man hat nur nöthig standhaft zu beharren, um diesen Tartargurgeln, welche das Vermögen des Volks verschlingen, von dem sie gehaßt und verabscheut werden, Civilisation mit Gewalt einzutränken (cramm civilization down those Tartar throats)."

Eine solche Sprache und solche Gesinnungen konnten den argwöhnischen Chinesen wohl nicht unbekannt seyn, und sie vermutheten sicher nicht mit Unrecht, daß Lord Napier derlei Rathgeber um sich habe, denn in der oben erwähnten Versammlung der Kaufleute*) am 16ten erklärte er, „die Schiffe Sr. Majestät, Imogene und Andromache, würden nach Whampoa kommen, **) und wenn diese Demonstration noch nicht zureiche, unter den Mauern der Stadt Anker werfen." Die Kaufleute erklärten auf seinen Vorschlag den Hongkaufleuten, daß sie das Schreiben derselben nicht annehmen könnten, indem es amtliche Gegenstände enthalte.

Als dem Gouverneur durch die Hongkaufleute die Anzeige davon gemacht wurde, erließ er alsbald, schon am 18ten August, ein Schreiben an die Hongkaufleute, das, in europäischen Styl übersetzt, ungefähr folgendermaßen lautet: „Während der langen Zeit, wo zwischen China und den Engländern in Canton Handelsverkehr bestand, wurden eine Menge heilsamer Regulative festgestellt und beobachtet. Ob Lord Napier ein Beamter oder ein Kaufmann ist, davon bin ich nicht offiziell in Kenntniß gesetzt worden, da er indeß gekommen ist, um die Handelsangelegenheiten seiner Nation zu beaufsichtigen, so ist es billig und recht, daß er die eingeführten Gesetze und Regulative beobachte. Wer ein fremdes Land besucht, namentlich in Handelsangelegenheiten, dem schreibt schon der gesunde Sinn vor, daß er die Sitten und Gebräuche kennen zu lernen suchen müsse, um nicht dagegen anzustoßen. Lord Napier (Lut Laopi, wie die Chinesen sagen), der angeblich von dem König von England abgesendet wurde, ist doch gewiß ein Mann von Verstand und Einsicht; indeß ist seine übereilte Reise nach Canton ohne irgend eine vorangegangene offizielle Ankündigung seiner amtlichen Stellung und der Verhältnisse, welche seine Reise nach China veranlaßten, eine Verletzung des Anstands. Da indeß Lord Napier in China fremd ist, und vielleicht dessen Gesetze und Gebräuche nicht kennt, so schickte ich die Hongkaufleute, die allein zu solchen Mittheilungen berechtigt sind, zu ihm, um ihm diese Gesetze zu erklären, und nach dem Zwecke seines Besuchs zu fragen. Wäre es durch die Auflösung der Kompagnie nöthig geworden, neue Regulative für den englischen Handel zu entwerfen, so sollten sie den Lord Napier um Mittheilung bitten, damit sie in aller Eile nach Peking gesandt und dem Kaiser vorgelegt würden; inzwischen sollte derselbe nach dem eingeführten Herkommen in Macao bleiben.

„Dieß Verfahren steht nicht nur mit den Sitten und Gebräuchen China's, sondern auch mit denen Europa's in Einklang; kommt z. B. ein Beamter eines fremden Landes mit einer Mission nach England, wäre es nicht eine Verletzung der guten Sitte und der der Nation gebührenden Achtung, wenn er seine Ankunft dem König des Landes nicht ankündigte, sondern statt dessen ganz nach seinem Gutdünken verführe? Da Lord Napier sich für eine offizielle Person ausgibt, so sollte er um so mehr die Gesetze des Anstands kennen, deren Verletzung deßhalb um so weniger entschuldbar ist. Es that mir leid, sein Schreiben an mich, als er nach Canton kam, zurückweisen zu müssen, da aber die Gesetze des Reichs mir verbieten Mittheilungen dieser Art anzunehmen, so konnte ich unmöglich anders handeln. Die Hongkaufleute sind die einzigen autorisirten Mittelspersonen, durch welche Briefe über Handelsangelegenheiten befördert werden können, ich machte in meinen Briefen an die Hongkaufleute wiederholt darauf aufmerksam, und kein fremder Kaufmann in Canton ist mit diesem Herkommen unbekannt; man kann also nicht sagen, daß ich Lord Napier oder seine Nation achtungswidrig behandelt hätte. Unterwirft er sich dem Gesetze, so kann er bleiben, wo nicht, so muß er gehen; es gibt kein Drittes.

„In dieser Lage der Dinge benachrichtigten mich die Hongkaufleute, daß Lord Napier sie hochmüthig behandelt habe, keinen Verkehr mit ihnen unterhalten, sich den eingeführten Gebräuchen nicht unterwerfen wolle, und darauf beharre, mit den öffentlichen Beamten direkt und offiziell zu korrespondiren, was diesen, wie er sich leicht überzeugen kann, verboten ist. Bisher ist zwischen den Engländern und den chinesischen Beamten keine solche offizielle Korrespondenz geführt worden. Die englischen Kaufleute zu Canton haben keinen politischen Verkehr mit dem Reiche; der Handel ist der Zweck ihres Hieherkommens, und die hohen Staatsbeamten China's bekümmern sich nicht darum, weil man ihn nach unsern Gesetzen als zu unbedeutend für ihre unmittelbare Beaufsichtigung betrachtet. Seit in Canton Handel getrieben wird, stehen die Handelsangelegenheiten und die fremden Handelsleute unter der unmittelbaren Aufsicht der für ihr Benehmen verantwortlichen Hongkaufleute. Eine direkte Verbindung mit

*) Er suchte in derselben auch eine Vereinigung der uneinigen Kaufleute zu bewerkstelligen durch Errichtung einer Handelskammer, wozu auch einige Parsis, die sich in Handelsangelegenheiten in Canton aufhielten, gezogen, und worin die Angelegenheiten und Interessen des britischen Handels gemeinsam berathen werden sollten. Vermuthlich war dabei auch der Zweck, den chinesischen Behörden eine Körperschaft, wie die ehmalige Faktorei der ostindischen Kompagnie, entgegenzustellen, wo dann im Fall von Zwistigkeiten der englische Agent als Vermittler dazwischen getreten wäre. Für solche diplomatische Feinheiten sind aber die Chinesen zu schlau.

**) Sie trafen auch in der That beide noch an demselben Tage ein.

den Beamten der Regierung wurde von keiner fremden Nation unterhalten, und wenn man sie Einer gestatten wollte, müßte man sie allen verwilligen, was eben so nachtheilig als unnöthig und mit unsern Begriffen von Würde und Anstand unvereinbar ist.

„Da die Hongkaufleute den Lord Napier nicht bewegen konnten, sich den bisherigen Regulativen zu fügen, machten sie den ganz angemessenen Vorschlag, den Handel mit den brittischen Kaufleuten einzustellen. Bei der Hartnäckigkeit, womit Lord Napier die Gesetze des Reichs und den gebührenden Anstand verletzte, wäre ein solcher Schritt völlig gerechtfertigt; da jedoch der König von England die chinesische Regierung nie muthwillig beleidigt hat, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er das Benehmen Lord Napiers billigen würde, und es wäre grausam, eine ganze Nation für den Fehler Eines Mannes büßen zu lassen. Die chinesische Regierung betrachtet die von den englischen Kaufleuten hiehergebrachten Waaren und die dafür bezahlten Zölle als eine Sache von untergeordneter Bedeutung; wir wissen aber wohl, daß unser Thee und unsere Seide von vergleichungsweise weit größerer Wichtigkeit für England sind. Diese Betrachtungen und der bekannte Wunsch des Kaisers, Fremde, eben so wie die Unterthanen von China, mit Güte behandelt zu sehen, veranlassen mich, die für die englischen Kaufleute so nachtheilige Maßregel der Einstellung des Handels noch zu verschieden, und die Hongkaufleute zu beauftragen, diese Bemerkungen dem Lord Napier zur ruhigen Ueberlegung mitzutheilen. Er soll ein Mann von Einsicht und mildem Benehmen seyn. Wenn er über die Sache nachdenkt, und nicht schlimmen Rathgebern Gehör gibt, so wird er die Nothwendigkeit einsehen, sich den bestehenden Gesetzen des Reichs zu fügen oder dasselbe zu verlassen. Im erstern Fall soll der Handel wie gewöhnlich fortgehen; weigert er sich aber, so ist dieß so viel als eine Erklärung, daß er nicht wünscht, daß die englische Nation Theil nehme an dem Handel, welchen die chinesische Regierung ihren Unterthanen im Hafen von Canton mit den Fremden gestattet, und der Handel wird demgemäß für die Zukunft eingestellt werden."

Dieß ist eine beinahe vollständige und zum Theil wörtliche Uebertragung des Schreibens, welches der Gouverneur an die Hongkaufleute erließ, und das in seiner chinesischen Form allerdings für europäische Ohren etwas Lächerliches hat. Allein das Raisonnement ist so verständig und methodisch, so frei von den ausschweifenden und grundlosen Anmaßungen, die man gewöhnlich der chinesischen Regierung schuld gibt, daß man beinahe auf den Verdacht kömmt, Se. Exc. der Gouverneur Ta-jin-loo habe sich bei Abfassung dieses Schreibens europäischer oder amerikanischer Hülfe bedient.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

„Da die Witterung sehr schön blieb, so erstieg ich einen Hügel von ungefähr tausend Fuß Höhe, wo ich eine weite Aussicht über eine Kette von Seen hatte, die sich in nordöstlicher Richtung durch einen Kalkboden hinzog; die Granitberge hatten eine nordnordwestliche Richtung.

„Ein frischer Wind machte unser Lager kälter als uns lieb war, obschon das Thermometer noch immer über Null stand. Der Regen und Nebel, von dem er begleitet war, hinderte uns vor 8 Uhr Abends aufzubrechen, wo wir unsere Reise längs der Küste fortsetzten, die sich von Nord zu West hinzog, und bald überzeugte uns der erfreuliche Anblick des mit Eismassen bedeckten Meeres, daß wir endlich die von den Eskimos mit dem Namen Ik-ke-rusch-yuk bezeichnete Straße erreicht hatten. Indem wir immer an der Küste hingingen, fanden wir, daß sie sich plötzlich nach Nordwesten wendete, während das stark ausgewaschene Meereis zu unserer Linken keinen Zweifel an der Richtung übrig ließ, die wir jetzt verfolgten.

„Ich beschloß deßhalb, wo möglich die gegenüberliegende Küste zu erreichen, und da wir eine gute glatte Eisstrecke fanden, so verließen wir noch vor Mitternacht die, auf der wir uns befanden. Indem wir so vorwärts gingen, stießen wir auf einen ungefähr 80 Fuß hohen Eisblock, der uns den Weg versperrte, so daß wir genöthigt waren, mit Aexten einen Pfad für unsere Schlitten auszuhauen. Diese Arbeit nahm mehr als eine Stunde weg, und da wir, als wir glücklich jenseits angekommen waren, gegen Südwesten einige Inseln gewahrten, die der Eisblock uns verborgen hatte, so gingen wir darauf zu. Nachdem wir einige der kleinern hinter uns hatten, die mit dem flachen Eis fast von gleicher Höhe waren, wurden wir durch einen plötzlich einfallenden Nebel genöthigt, nach einem Wege von ungefähr 16 Meilen, gegen 5 Uhr Morgens auf der Ostseite einer großen Insel Halt zu machen. Es war der 25 Mai, der Jahrestag unserer Abreise von England, den wir hier bei gefrornem Roastbeef und einem Glase Grog, unter den jetzigen Umständen eine Seltenheit, feierlich begingen.

„Zur gewöhnlichen Zeit setzten wir unsere Reise fort, fanden aber den Weg auf dem rauhen Eis sehr beschwerlich, und unsere Mühseligkeiten wurden noch durch einen dicken Reif vermehrt, der sich in solcher Masse auf unsere Kleider legte, daß wir uns unter ihrer Last kaum bewegen konnten. Die Mannschaft war so erschöpft, daß sie nur mit Mühe das Lager aufschlagen konnte, als wir um 6 Uhr Morgens Halt machten. Auf diesen beschwerlichen Tag folgte eine ruhelose Nacht; die gefrorne Kleidung wieder in einen brauchbaren Zustand zu setzen, war ebenfalls eine mühevolle Arbeit, doch wurde der Abend schön, und mit neuem Muthe machten wir uns wieder auf den Weg.

„Am nächsten Tage machten wir eine Reise von 20 Meilen, und als wir um 8 Uhr wieder aufbrachen, fanden wir, daß sich das Land in westnordwestlicher Richtung fortzog. Nachdem wir über einen breiten Kanal gegangen waren, änderte sich die Richtung nach Norden. Als ich hier die Einbiegungen der Küste, die wir theils gesehen, theils passirt hatten, betrachtete, begann ich zweifelhaft darüber zu werden, wo wir uns eigentlich befänden. Die Frage erhob sich, ob wir wirklich einen Kontinent bereisten, oder ob dieses unregelmäßige Land nicht vielleicht eine Inselkette sey. Die mit diesem Klima nicht Bekannten müssen sich, wenn ihnen eine solche Ungewißheit seltsam vorkommen sollte, daran erinnern, daß da, wo Alles Eis, Alles eine weiße glänzende Masse und das Meer selbst in Eisfelsen aufgethürmt ist, das Land dagegen flach erscheint, und überhaupt Land und Wasser nicht zu unterscheiden sind, es keine so leichte Aufgabe ist, eine Frage zu entscheiden, die sich in Worten so einfach darstellt.

„Wären wir fest überzeugt gewesen, uns auf dem Festlande zu befinden, so hätten wir einen Theil unserer Provisionen irgendwo verborgen, und wären dann im Stande gewesen, die Reise schneller und mit weniger Beschwerde fortsetzen zu können. Befanden wir uns dagegen auf einer Inselkette, so waren unsere Vorräthe, wenn wir sie hier niederlegten und dann die Rückreise auf dem Festlande machten, verloren. Es wurde daher beschlossen, die beschwerliche Last noch ferner fortzuschleppen. So sehr auch ihr Gewicht wegen der Lebensmittel, welche wir täglich verzehrten, abnahm, so wurde die Bürde doch schwerer als je, weil die Kräfte abnahmen. Die Hunde wurden durch die angestrengte Arbeit fast ganz unbrauchbar, und wir durften es nicht wagen ihnen einige Tage Erholung zu gönnen, weil das Ende der schönen Witterung nicht mehr fern war. Unter diesem Klima ist das Reisen im hohen Sommer eben so unmöglich als im tiefen Winter, nicht als ob die, wiewohl beschwerliche Hitze unerträglicher wäre als die Kälte, sondern weil die gefrorne Oberfläche so locker und naß wird, daß man unmöglich fortkommen kann. Zuletzt hatten wir nur noch zwei dienstfähige Hunde, von denen endlich auch einer starb, als wir eben den Lagerplatz erreicht hatten.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 158. 7 Junius 1835.

Die Ströme der Erde.

Nordamerika.

Fassen wir die Gestaltung des Landes im Allgemeinen auf, so müssen wir hier uns wiederum an die Cordillerenkette als den Hauptstamm der Landveste halten; die zweite nicht minder wichtige Linie bildet die Hochfläche, welche sich in geringer Breite zwischen 48° und 49° N. B. von der Cordillerenkette ostwärts zieht. Alle andern Züge im Bilde sind untergeordneter Art. Der erste unter diesen ist die Kette der Alleghanny und Apalachen, welche das Uferland des atlantischen Meeres von dem Mississippithale scheidet; der zweite wird durch die Wasserscheide zwischen Lorenzostrom und Baffinsbai, der dritte durch die Wasserscheide zwischen Baffinsbai und Eismeer gebildet. Diese letzte ist die am wenigsten bekannte, wie man überhaupt das Land nördlich und nordöstlich vom großen Sklaven-See genauere Aufschlüsse erst von Kapitän Back erwarten muß.

Weit bedeutender und eigenthümlicher als in Südamerika sind in Nordamerika die von der Westseite der Anden ins Meer fallenden Ströme. In Centralamerika sind diese Flüsse nicht nennenswerth, wohl aber in Mexiko. Einer der größten ist der Rio Tololotlan, auch San Jago genannt, dessen Quellen im Gebirge nur zum Theil bekannt sind; beinahe eben so bedeutend ist der Hiaqui, der schon von einem Arme des sich vom Meere entfernenden Gebirgs herabkommt. Tief im innern Lande entspringt der Gila *) in einer engen Schlucht, neben welcher sich eine der in diesem Gebirge zahlreichen Quellen siedenden Wassers befindet. Folgt man dem Laufe dieses Flusses, so stößt man auf einen von Ost nach West streichenden Gebirgsarm; hier stürzt sich der Fluß in eine Höhle, und erscheint wieder auf der andern Seite. Etwas tiefer unten mündet sich der Rio San Francisco ein, ein eben so bedeutender Fluß als der Gila selbst. Die Quelle desselben ist in hohen schroffen Gebirgen, wo auch der Rio Colorado und der westliche Arm des Gila entspringen. **) Aber auch unterhalb der Einmündung des San Francisco ist der Rio Gila noch nicht aus den Bergen getreten, noch einmal stellt sich ihm ein Gebirgsarm entgegen, und sein Wasser bahnt sich den Weg durch eine tiefe unzugängliche Schlucht, worauf er den von Südwest kommenden Biberfluß oder Ciotaro aufnimmt; man kann demnach sagen, daß der Gila drei verschiedene Bassins durchläuft. Diese Richtung des Laufes ist bemerkenswerth, weil sie das Verhältniß der Gebirgsbildung auf der Ost- und Westseite der Hauptkette zeigt. Der Rio Bravo del Norte läuft lange völlig südlich in einem etwas über eine geogr. Meile breiten Thal, nur Eine Beugung des Gebirgs lenkt ihn ab gegen Osten, worauf er bald seinen südlichen Lauf wieder beginnt, aber der Gila fließt, nachdem er auf seinem anfänglich südlichen Laufe die von Osten nach Westen streichenden Gebirgsausläufer durchbrochen, dennoch gegen Westen. Tiefer abwärts fällt, vor der Einmündung des Gila in den Colorado, nur noch der schwarze Fluß in den erstern.

Der Colorado, der eine Breite von 2 bis 300 Yards (6—900') hat, fließt in einem 2000 Schritt breiten, und von hohen Steilfelsen eingeschlossenen Thale; *) auch er betritt nach einem Laufe von etwa 60 g. Meilen im Gebirge die Ebene durch eine tiefe, ungangbare Schlucht. Ueber die einzelnen obern Arme ist man noch sehr im Ungewissen, wie nahe aber hier die Quellen der nach sehr verschiedenen Seiten fließenden Flüsse von einander sind, geht daraus hervor, daß die oben angeführten amerikanischen Handelsleute in wenigen Wochen die Quellen von sechs Flüssen besuchten, und auch ausdrücklich bemerkten, daß die Quellen derselben, nämlich des Colorado, Norte, Platte-Fluß, Arkansas, Pierre-jaune und Clarke **) sehr nahe bei einander sind.

Nordwärts vom Colorado ist das Land sehr unbekannt; nach Dr. Coulter und dem amerikanischen Handelsmann Pattie finden sich in Neukalifornien gegen die Berge hin Sandwüsten, die vermuthlich Schuld waren, daß das Land weniger bekannt wurde als weiter nach Norden hin; einige große Seen sollen sich dort finden, über den Lauf der an den Küsten bekannten Flüsse, del Sacramento, San Felipe aber weiß man nichts.

---

*) Berühmt in den Sagen der Azteken, als der Fluß, von dem ihre Züge ausgingen.

**) Diese, so wie ein Theil der folgenden Notizen sind den Nachrichten amerikanischer Handelsleute und Biberfänger entnommen, welche vom J. 1824 bis 1833 diese Landstriche bis ins Oregangebiet hinauf durchstreiften.

*) Weiter oben ist es aber 1 bis 2 geogr. M. breit. Merkwürdig ist, daß die Fluth sich mehr als 20 g. M. oberhalb der Einmündung des Rio Gila noch bemerkbar macht.

**) Wenn dieß keine Verwechslung mit dem Lewis ist, so sind unsere Karten in kläglichem Irrthume.

Bemerkenswerth ist das Gebiet des Columbia-Stroms: es ist ein reich bewässertes Becken, *) das nur dieser Strom gegen Westen geöffnet hat; der Saptin oder Lewis, in zwei Armen, ist der südliche, der Clarke und Oregon, der nördliche Arm desselben; zwei bedeutende Zuflüsse kommen aus Seen, der Multnomah aus dem Timpanogos, der Otchenankam aus dem See gleichen Namens. Nennen wir endlich noch den Caledonia River und den Tacoutche Tesse, welche parallel mit dem Otchenankam laufen, aber in den Georgia-Sund sich ausmünden: so sind wir mit der Kenntniß von den Flüssen der Westküste Nordamerika's zu Ende.

Den ganzen Strich nordwärts von dem Plateau, auf welchem der Mississippi entspringt, müssen wir übergehen, Wasser- und Stromscheiden sind hier allzu wenig bekannt, und die Aufführung einzelner Ströme nutzt wenig. Der Mackenzie, der ins Eismeer fällt, ist bei weitem der bedeutendste, und er gibt sich auch am meisten als selbstständige Strombildung kund; **) allein bei mehreren in die Hudsonsbai fallenden Strömen läßt sich so eigentlich nicht angeben, was für Gewässer sie ins Meer führen, denn der Winnipeg-See empfängt durch den nördlichen und südlichen Sakatschewa, den rothen und Winnipeg-Fluß, der eigentlich mehr eine Seenreihe ist, gewiß mehr Wasser als er durch den Nelson und die Severn ***) in die Hudsonsbai abführt. Diese ganze Gegend ist das Gebiet der Seen, nicht der Flüsse. Auf diesem weiten Landstrich herrscht durchaus Granitformation vor, und steht vielfach zu Tage an. Heftige Erschütterungen scheinen größere und kleinere Spalten und Risse in diesem einst von Wasser †) bedeckten Boden veranlaßt zu haben, denn anders läßt sich z. B. die Erscheinung des Flusses Saguenay nicht erklären; dieser seltsame Strom, der bei Tadousac in den Lorenzstrom fällt, hat nämlich auf einer Länge von etwa 60 engl. Meilen eine Tiefe, die von 600 bis 900 Fuß abwechselt, und ist bei der Vereinigung mit dem Lorenzstrom noch 600′ tiefer als dieser, so daß demnach die absolute Tiefe an dieser Stelle 840′ beträgt, denn der Lorenzstrom hat hier 240′ Tiefe. Ein solches Bett kann sich der Fluß niemals gegeben haben, sondern es muß eine Erdspalte seyn, was auch dadurch bestätigt wird, daß ansehnliche Gebirge von 2000′ Höhe dieses Thal begränzen.

Weit unbedeutender als die Flüsse der Westküste sind die der Ostküste; als bedeutendere Flüsse kann man nur aufführen Passamaquoddy, Penobscot, Connecticut, Hudson, Susquehannah, Potomak, Pimlico, St. Maria ††) und St. John (in Florida). Hinsichtlich der Gestaltung des Landes westlich von den Alleghannys ist zu bemerken, daß die nördlichen Flüsse bis zum Susquehannah herab fast gerade von Norden nach Süden strömen; die Flüsse vom Patapsco bis zum Pimlico von Westen nach Osten, vom Neuse an südöstlich, bis sie endlich mit den in den merikanischen Golf fallenden Gewässern wieder südlich fließen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auch ist das Bett des Flusses wandelbar; so fanden Clark und Lewis einen ganzen Fichtenwald aufrechtstehend unter dem Wasser des Stroms, und nach dem Ansehen der Bäume zu schließen, konnten sie erst seit etwa 20 Jahren überschwemmt seyn.

**) Auch der Kupferminenfluß; doch ist dieser viel unbedeutender.

***) Ob man behaupten kann, daß die Severn aus dem Winnipeg-See kommt, ist noch keineswegs ausgemacht.

†) So urtheilt namentlich Schoolcraft in seiner Reise an die Quellen des Missisippi, denn das Land ist dort theils mit Diluvialsand, theils mit Granittrümmern, welche das Wasser nach und nach abgerundet hat (bolsters), bedeckt; der Grund des Bodens ist aber allenthalben Granit

††) Durch seine große Tiefe bei kurzem Lauf bemerkenswerth.

Lord Napier in Canton.

(Fortsetzung.)

Lord Napier hatte die Sache auf eine Spitze getrieben, daß sie unmöglich günstig für ihn ausfallen konnte. Er hätte weder seinem Range, noch seiner Sendung etwas vergeben, wenn er ruhig zu Macao die förmliche Erlaubniß vom Vicekönig abgewartet hätte, und einige Umstände scheinen darauf hinzudeuten, daß sein Benehmen von Europäern und Amerikanern mit wenigen Ausnahmen mißbilligt wurde. Wir können die spätern Verhandlungen ziemlich kurz zusammenfassen.

Am 2ten September erließ der Gouverneur ein Edikt, worin die vorläufige Einstellung des britischen Handels bestätigt, jedoch eine freie Ausfuhr aller Waaren, über welche schon am 16ten August Kontrakte abgeschlossen waren, gestattet wurde. Zugleich erhielten die Hongkaufleute erneuerten Befehl, alle chinesischen Diener aus den Faktoreien zu entfernen. In Folge dieses Edikts wurden Lord Napier und sein Gefolge durch die Chinesen sowohl als durch sämmtliche anwesende Fremde von aller Zufuhr abgeschnitten, so daß sie von gesalzenem Rind- und Schweinefleisch leben mußten, die man ihnen von dem Schiffe aus zusandte. Am 5ten September schrieb Lord Napier an den Sekretär der britischen Kaufleute, beklagte sich über die Einstellung des Handels, nachdem durch den Befehl vom 18ten August Nachsicht und Aufschub verwilligt worden wäre, und erklärte dieß als einen „Grund zu schwerer Klage gegen den Gouverneur von Seite der Engländer.“ In Bezug auf den Befehl an die chinesischen Diener und Arbeiter, sich zu entfernen, bemerkt er, daß theils um den Mangel zu ersetzen, theils um die vorräthigen Gelder zu schützen, eine Wache von Marinesoldaten ans Land gesetzt werden solle, und daß die Kriegsschiffe Andromache und Imogene Befehl hätten in den Fluß einzulaufen, und bei Whampoa Stellung zu nehmen, um die englischen Unterthanen und ihr Eigenthum wirksamer zu schützen.

Nun waren die Feindseligkeiten so gut wie erklärt, am 6ten September erhielt Lord Napier eine Mittheilung von den Hongkaufleuten, daß der Gouverneur allen Forts und Wachtschiffen Befehl gegeben habe, alle englischen Boote und Schiffe hinaus-, aber keines hereinzulassen, eine Ankündigung, auf welche er antwortete, der Gouverneur solle sobald wie möglich erfahren, daß wenn man so weit gehe, die britische Flagge, bevor sämmtliche Waaren eingeschifft seyen, zu beschießen, eine solche Beleidigung gebührend werde geahndet werden. Indessen hatten schon am 2ten September mehrere englische Kaufleute bei dem Hoppo eine Bittschrift eingereicht um Erneuerung des britischen Handels, worauf dieser in seiner Antwort vom 7ten sich über das „unbesonnene und unwissende“ Benehmen Lord Napiers beschwert, die von dem Gouverneur bewiesene Nachsicht hervorhob, und erklärte,

daß noch jetzt, wenn Lord Napier Canton alsbald in Gemäßheit der Gesetze des Reichs verlasse, und sich nach Macao zurückziehen wolle, Befehle zur Wiedereröffnung des Handels gegeben werden sollten.

Lord Napier stritt sich noch in einem Schreiben vom 8ten September an den Sekretär der englischen Kaufleute um einige Einzelnheiten in Betreff der gegen den englischen Handel erlassenen Verfügungen, drohte aber dann dem Gouverneur sein falsches und hinterlistiges Benehmen an den Kaiser nach Peking zu berichten, und da die Hongkaufleute vielleicht nicht geneigt seyen, dieß Schreiben dem Gouverneur mitzutheilen, so werde er, wenn nicht bis zum 15ten eine Antwort eintreffe, Abdrücke dieses Schreibens in den Straßen unter dem Volke austheilen lassen. Auf diesen polternden Brief antwortete der Gouverneur am 11ten ganz gelassen, zählte alle Verstöße, die Lord Napier gegen das Herkommen und die Regeln des Anstands begangen, auf, und erklärte, daß die militärischen Vorbereitungen Lord Napiers und das Hereinbringen von Mannschaft und Waffen in die Faktoreigebäude ihn veranlaßt hätten, kein englisches Boot mehr in den Fluß einlaufen zu lassen; trotz der wiederholten Verletzungen des Gesetzes könne er sich immer noch nicht entschließen, ihn mit Gewalt hinauszutreiben, indeß habe Lord Napier durch den Befehl an die Schiffe, mit Gewalt einzulaufen und auf die chinesischen Truppen zu feuern, seinem ganzen Verfahren die Krone aufgesetzt. „Durch so unwissendes und abgeschmacktes Benehmen,“ bemerkt der Gouverneur, „ist er bereits in meiner Hand. Anstalten sind getroffen, daß sich eine starke Macht zur See und zu Land sammle.“

Inzwischen waren bereits zwischen den chinesischen Forts und den britischen Fregatten Gefechte vorgefallen. Den von Lord Napier erhaltenen Befehlen gemäß hatten die Imogene und Andromache am 7ten September die Anker gelichtet, um in den Fluß einzulaufen, wozu sie wegen widrigen Windes zwei Tage bedurften. Die Forts gaben Feuer auf sie, das von den Fregatten, wie es scheint, sehr wirksam beantwortet wurde; nach dem Verlaufe der beiden Gefechte am 7ten und 9ten, und nach den Aussagen einiger Engländer zu schließen, fochten die Chinesen nicht ohne Muth, wenn sie gleich schlecht schossen, und eine europäische Batterie die englischen Schiffe sicherlich in den Grund gebohrt, oder doch übel zugerichtet zum Rückzug genöthigt haben würde.

Während dieser Vorfälle blieben alle englischen Unterthanen ruhig in Canton, besuchten den Bazar wie gewöhnlich, niemand belästigte sie, und die chinesischen Dienstboten harrten ruhig bei ihnen aus, nur Lord Napier und sein Gefolge waren von Allen verlassen. Da erkannte er, daß er sich vergebens gegen den Willen der chinesischen Regierung sträube, und schrieb am 14ten an Herrn Boyd, den Handelssekretär, daß er „jede weitere Bemühung von seiner Seite, die Regierung zu einem geziemendern Benehmen zu bewegen, für ganz überflüssig ansehe,“ und da der Hoppo in seiner Antwort am 7ten erklärt habe, daß der Handel wieder geöffnet werden solle, sobald er, Napier, nach Macao abreise, so bitte er Hrn. Boyd, die nöthigen Schritte zu thun, daß der britische Kutter nach Whampoa kommen dürfe, „um dieß ins Werk zu setzen.“ Auf ähnliche Weise drückte er sich am folgenden Tage in einem Schreiben an die Kaufleute selbst aus, welche in ihrer Antwort zwar auf eine höfliche, aber unverkennbare Weise das Benehmen des Lords tadeln, indem sie sagen: „wir haben uns absichtlich enthalten, die Wirkung der Maßregeln Euer Herrlichkeit durch unzeitige Einmischung zu schwächen, indem wir weder Furcht noch Unzufriedenheit blicken ließen, und eben so wenig einen unverlangten Rath aufdringen wollten über eine Unterhandlung, deren Umfang wir nicht vollständig kannten. Wir bedauern ungemein, daß in diesem Falle nicht die Einigkeit der Gesinnung herrschte, welche bei solchen Streitigkeiten so wünschenswerth ist, namentlich in einem Lande, wo unsere Macht und unser Einfluß nur moralischer Art sind. (where our only power is reason and moral influence.)“ Schonender für den bereits erkrankten Lord Napier konnten sie ihre entschiedene Mißbilligung des ganzen Verfahrens nicht ausdrücken.

Lord Napier war am 11ten September, während eine furchtbare Hitze herrschte, und die Geschäfte ihn den ganzen Tag, selbst am Abend aufs dringendste in Anspruch nahmen, erkrankt, und hatte sich am 14ten, als er den Chinesen seinen Wunsch anzeigte, sich nach Macao zurückzuziehen, bereits zu Bette legen müssen. Der Aerger und Kummer über das Mißlingen seiner Plane, die schlechte, für die Jahrszeit wenigstens sehr ungesunde Nahrung mochten sein Unwohlseyn erschweren, und er befand sich am 18ten so schwach, daß ihm sein Arzt jedwede Arbeit entschieden untersagen mußte. Von jetzt an ist es nicht mehr Lord Napier, welcher handelt, sein unbesonnenes, hochfahrendes Benehmen hatte ihn in Schwierigkeiten gestürzt, aus denen er sich nicht mehr herauswinden konnte; die Freiheit des Handelns war ihm benommen, und er mußte erwarten, was die chinesischen Behörden über ihn beschließen würden.

(Schluß folgt.)

Inseln des grünen Vorgebirgs.

Fuego.

Diese Insel ist fruchtbar, und bringt eine große Menge Mais, Erbsen und alle Arten von Küchengewächsen hervor; auch wird Leinwand für den Guineahandel und den Bedarf der Einwohner und den der andern Inseln verfertigt. Das Klima, obschon heiß, ist doch wegen der durch den Vulkan bewirkten Verdünnung der Luft gesund. Es sind mehrere Stellen vorhanden, wo Kanots anlegen können, für Schiffe von starkem Tonnengehalte aber ist der einzige Landungsplatz die Bai Luz auf der Westseite der Insel. Der Leven warf hier Anker in einer Tiefe von 25 Faden auf einem Grunde von feinem Sande, fast in gleicher Linie mit dem Brunnen und 1½ engl. Meilen von der Küste entfernt. Das Wasser ist hier selten und schlecht, obschon es aus dem Felsen kommt; der Brunnen aber, aus dem man es zieht, ist in der Tiefe an dem mit feinem schwarzem Sande bedeckten Ufer. Wenn das Meer hoch ist, so tritt es in das Land hinein, geht über das Gestade und bringt auch durch den Sand, wodurch das Wasser im Brunnen salzig wird. Um zu diesem Brunnen zu gelangen, müssen die Einwohner sammt ihrem Vieh auf einem in den Felsen gehauenen Fußpfade eine Tiefe von 80 Fuß hinabsteigen.

Brava.

Diese Insel ist sehr hoch, und man würde sie schon in weiter Ferne sehen, wenn sie nicht stets in einen dichten Dunstkreis gehüllt wäre; das Klima ist indeß dennoch gesund und gemäßigt. Brava erzeugt ebenfalls eine große Menge Mais, Erbsen und Küchengewächse, Holz aber ist außerordentlich selten. Es gibt hier vier Landungsplätze, doch ist keiner von allen sicher für Schiffe, welche tief im Wasser gehen, weßhalb man auch nur kleine Fahrzeuge anlegen sieht, welche Färberflechte oder Getreide laden.

Gegen Nordost, ungefähr 5 bis 6 Meilen von Brava, sieht man

zwei kleine Inseln, die Inseln Rombo oder die runden Inseln genannt. Diese Inseln hängen fast mit andern kleinen Felsen zusammen, von denen einige über das Wasser emporragen und einen Halbmond bilden. Zwischen der westlichsten Insel (welche hoch ist und auf der sich ein Spitzfelsen erhebt) und den zunächst liegenden Felsen bildet sich eine ungefähr eine halbe Meile breite Durchfahrt, wo man 25 Faden Wasser findet. Die östlichste Insel hat eine Felsenkette, die sich nahe an zwei Meilen weit gegen Nordnordosten ausdehnt, und von der ein Theil unter Wasser steht. Gegen Süden befindet sich eine gute Durchfahrt zwischen der oben erwähnten Insel und dem nördlichen Theil von Brava. Am westlichen Ende dieses Kanals warfen wir das Senkblei aus und fanden 80 Faden Wasser. Das zweifelhafte Wetter gestattete nicht ihn ganz zu durchschiffen, doch kann ihn, so viel wir beobachten konnten, jedes Schiff im Nothfall passiren, wenn es sich nur in der Mitte hält.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Schluß.)

„An demselben Tage schoß ich zwei Rebhühner, die uns, eine Seltenheit für uns, ein Mahl von frischem Fleisch verschafften, und uns zugleich in den Stand setzten einen Theil unserer Vorräthe zu ersparen, was in unserer Lage von nicht geringer Wichtigkeit war. Da das Wetter hell und schön blieb, so konnten wir fortwährend die Küste unterscheiden, die sich noch immer gegen Nordwest zog, was mich bestimmte, unsere Reise wo möglich noch ein paar Tage fortzusetzen, in der Hoffnung, daß die Küstenlinie die Richtung nach Kap Turnagain nehmen werde, dessen Erreichung für uns ein Gegenstand von hoher Wichtigkeit war, weil wir dann diese ganze Küstenlinie bereist haben würden, und, hier wenigstens, für künftige Forschungen nichts mehr zu thun gewesen wäre. Meine Leute waren von dem gleichen Verlangen beseelt, und ich würde eine Ungerechtigkeit begehen, wollte ich nicht ihres Muthes und ihres Ehrgeizes gedenken. Um unsern Zweck zu erreichen, war es nöthig eine weitere Beschränkung in Austheilung der Lebensmittel vorzunehmen, was für den, der ohnehin nur schmale Bissen bekommt und sich dabei über seine Kräfte anstrengen muß, allerdings ein großes Opfer ist. Als ich jedoch einen von ihnen, Namens Abernethy, mit meinen Wünschen bekannt machte, eröffnete mir dieser, daß die Mannschaft bereits willens gewesen, mir denselben Vorschlag zu machen, und nur auf eine passende Gelegenheit gewartet habe. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß mich dieses Benehmen meiner Leute innig erfreute, und so wurde denn die nöthige Beschränkung sogleich vorgenommen.

„Wir machten uns um 8 Uhr Abends auf den Weg, und nachdem wir über einige kleine Seen gekommen waren, erreichten wir um 11 Uhr Nachts das Meer. Hier setzten wir unsere Reise längs der Küste in nordwestlicher Richtung bis nach Mitternacht fort, wobei wir viel von einem starken Nebel zu leiden hatten, endlich aber doch am 28 Mai um 2 Uhr Morgens ein Vorgebirge erreichten, das die eine Seite einer großen Bucht bildete. Wir nannten diese Bai nach dem Dr. Richardson, und da wir uns überzeugten, daß hier ein bequemer Platz für eine Niederlage sey, so beschlossen wir, da wir ohnehin denselben Weg auch rückwärts einschlagen mußten, einen Theil unseres Gepäcks hier liegen zu lassen. Wir ließen demnach Alles zurück, was wir nur immer entbehren konnten, nahmen Lebensmittel auf vier Tage in den Schlitten, gingen über die Richardsons-Bai und machten um 6 Uhr Halt. Als wir um 6 Uhr Abends wieder weiter zogen, behielt die Küste bis Mitternacht eine nordwestliche Richtung, wo wir dann zu einem Vorgebirge kamen, das wir dem Ausrüster unserer Expedition zu Ehren Kap Felix nannten; hinter demselben befand sich eine Anhäufung von Eismassen. Dieser Punkt ist das südwestliche Vorgebirge des Golfs von Boothia, nach jenem Manne so genannt, der dem Namen eines britischen Kaufmanns stets zur Ehre gereichen wird.

„Hier nahm die Küstenlinie eine südwestliche Richtung, während der vor uns liegende weite Ocean uns die Gewißheit gab, daß wir endlich die nördliche Spitze dieses Theils des Kontinents erreicht hatten, der uns nach Kap Turnagain führen sollte. Nachdem wir bis ungefähr 2 Uhr Morgens in südwestlicher Richtung fortgegangen waren, kamen wir an den nördlichen Vorsprung einer Bai, über die wir gingen, und nach einem höchst beschwerlichen Wege von zwei Stunden durch Eismassen glücklich zu ihrem südlichen Vorsprung kamen. Von hier aus lief die Küstenlinie Südwest zu Süd fort, und nach einer Reise von 20 Meilen machten wir gegen 6 Uhr Abends sehr ermüdet Halt. Die Breite war hier 69° 46′ 19″ und die Länge 98° 32′ 49″.

„Der Gedanke, daß wir jetzt die nördlichste Spitze dieses Theils des Kontinents umgangen und uns überzeugt hätten, daß die Küstenlinie in der gewünschten Richtung fortlaufe, gereichte uns zu nicht geringer Zufriedenheit. Das weite von keinem Lande begränzte Meer, das man vom Kap Felix aus übersah, diente ebenfalls dazu unsern Muth zu beleben, denn nun, da wir wußten, was wir vor uns hatten, durften wir hoffen, die Aufnahme der ganzen nördlichen Küste von Amerika vollenden zu können. Da mir vor Allem daran gelegen war, die Oertlichkeiten, so weit dieß möglich war, genau zu bestimmen, und nicht etwa durch einige große Einschnitte in der Küste getäuscht zu werden, widmete ich den ganzen Tag den genauesten Untersuchungen. Wie höchst verdrießlich es mir war, an dieser Stelle, von der aus der Zweck der Expedition erreicht werden konnte, umkehren zu müssen, kann man sich leicht denken. Die Entfernung, in der wir uns jetzt vom Kap Turnagain befanden, war nicht größer als die, die wir bereits zurückgelegt hatten; noch einige Tage und wir konnten triumphirend zur Victory zurückkehren, und Früchte, unserer Entbehrungen und Anstrengungen würdig, nach England bringen. Allein diese Tage standen uns nicht mehr zu Gebote, denn nicht um die Zeit, sondern um unsere Existenz handelte es sich. Wir hatten Mundvorrath auf 21 Tage vom Schiffe mitgenommen, wovon, aller Einschränkungen ungeachtet, ohne die wir nicht einmal bis dahin gekommen wären, wo wir uns jetzt befanden, schon mehr als die Hälfte verzehrt war. Es blieb mithin nichts übrig, als sich der Nothwendigkeit zu fügen und den Rückweg nach dem Schiffe anzutreten, der, wenn wir auch die kürzeste Richtung einschlugen, ungefähr 200 Meilen betrug, wozu wir, selbst bei der größten Einschränkung, nicht mehr als auf höchstens zehn Tage Lebensmittel hatten.

„Mehrere meiner Leute litten an den Füßen, ich benützte daher diese Gelegenheit ihnen einen Ruhetag zu gönnen, und verließ die Station in Begleitung Abernethy's um 8 Uhr Abends. Da es hell war, so schritten wir rasch längs der Küste nach Südwesten bis Mitternacht fort, wo wir von einer ungefähr 40 Fuß hohen gestrandeten Eismasse in einer Entfernung von etwa 15 Meilen gegen Südwesten ein Vorgebirge erblickten, dessen Zusammenhang, mit dem auf welchem wir standen, wir mit den Augen verfolgen konnten; diese Linie bildete eine weite mit mächtigen auf einander geschichteten Eisblöcken angefüllte Bucht. Eine genauere Untersuchung ließ uns jedoch in Zweifel, ob jenes entfernte Vorgebirge nicht vielleicht eine Insel sey, da ungefähr acht Meilen weit noch ein anderes dazwischen lag. Uns Ueberzeugung zu verschaffen, war jetzt unmöglich, da unsere Zeit zu Ende ging, und es großer Anstrengung bedurft hätte, um über das rauhe Eis zu kommen, das dazwischen lag.

„Wir pflanzten daher unter den gewöhnlichen Ceremonien die brittische Flagge auf, und nahmen Besitz von dem Lande bis zu jenem fernen Vorgebirge, während wir dem, auf welchem wir uns befanden, den Namen Victory Point beilegten, weil es das non plus ultra unserer Bemühungen war, und eine bleibende Erinnerung an die Mühseligkeiten seyn wird, welche die Mannschaft des Schiffes überwand.

„Wir errichteten auf Victory Point einen 6 Fuß hohen Steinhaufen, in welchem wir eine Büchse niederlegten, die einen kurzen Bericht verschloß über das, was die Expedition seit ihrer Abreise aus England erfahren hatte, wobei wir jedoch wenig Hoffnung hegten, daß diese kurze Erzählung unserer Abenteuer, wenn sie auch nicht in die Hände der Eskimos fiele, je von Europäern gelesen werden würde. Allerdings würden wir jedoch diese Arbeit mit ganz andern Gefühlen unternommen haben, wenn wir damals hätten ahnen können, daß man uns für verloren hielt, und daß unser treuer Back sich aufgemacht habe, um uns zu suchen; denn es ist ja nicht unmöglich, daß ihm sein Weg ostwärts vom Kap Turnagain zu dieser Stelle führen könnte, wo er dann auch den Beweis unserer „Umkehr" finden würde. Am Morgen des 30 Mai kehrten wir diesem letzten und fernsten Punkt unserer Reise den Rücken."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 159. 8 Junius 1835.

Lord Napier in Canton.

(Schluß.)

Nach einigen Bedenklichkeiten über mehrere Stellen in dem Brief Lord Napiers meldeten endlich die Hongkaufleute am 17ten September, daß wenn die englischen Kriegsschiffe den Fluß verließen und nach Lintin gingen, so würden die höhern Beamten den Befehl ausstellen, daß der Kutter Louisa nach Canton komme, um den Lord nach Macao zu führen. Am folgenden Tage schrieb Lord Napiers Arzt, Herr Colledge, an den Sekretär der Handelskammer, man möchte doch in Anbetracht der fortdauernden Krankheit desselben die Unterhandlungen einstellen, und seine Abreise nicht verzögern. Indeß kam der Kutter nicht, und es zeigte sich erst später, daß der widrige Wind seine Ankunft verhindert hatte; so lieferte endlich die Regierung zwei Boote, die der Lord und sein Gefolge am 21sten Abends bestiegen: er war indeß so schwach, daß er nicht ohne Hülfe nach dem Boote gehen konnte. Unmittelbar darauf schifften sich die 13 Mann Seesoldaten, welche der Lord nach den Faktoreigebäuden hatte kommen lassen, in einem dritten Boote nach Whampoa ein, und nahmen den Befehl an die Fregatten mit sich, die Anker zu lichten und in See zu stechen.

Hiemit waren indeß die Verdrießlichkeiten Lord Napiers noch nicht zu Ende. Wir wollen Hrn. Colledge, der die Fahrt mitmachte, selbst sprechen lassen. „Wir erwarteten nun, daß man Lord Napier und sein Gefolge nach Macao gehen lassen werde, wie dieß sonst bei Fremden gewöhnlich ist, nämlich so, daß nur an dem Paßhause von Hiang-shang angehalten werde. Kaum aber hatten wir Canton einige Stunden verlassen, als ich mit dem lebhaftesten Unwillen bemerkte, daß bewaffnete Boote uns geleiteten, daß man uns für diesen Abend nur wenige Meilen weit fahren lassen wolle, und endlich die Boote beim Pagodafort, von dem aus man noch einen Theil von Canton übersieht, Anker warfen. Am 22sten gingen wir wieder unter Segel, und fuhren mit unerträglicher Langsamkeit weiter unter der Begleitung von acht bewaffneten Booten: ferner waren drei Transportschiffe in der Nähe, von denen zwei Kriegsmandarine, das dritte einen Civilmandarinen an Bord hatte, der die ganze Escadre befehligte. Obgleich der Wind im Allgemeinen günstig war, kamen wir doch erst am 23sten um Mitternacht nach Hiang-shang, und hier habe ich eine Scene von Hinterlist zu beschreiben, die für Se. Herrlichkeit nicht nur im höchsten Grade verdrießlich, sondern in solchem Grade nachtheilig war, daß die Symptome seiner Krankheit sich verschlimmerten, und er einen Rückfall erlitt, nachdem er sich vor seiner Abreise von Canton kaum ein wenig erholt hatte. Wir wurden hier vom 23sten Abends bis 25sten Mittags aufgehalten, und dabei durch das Schlagen von Gongs und andern lauten Instrumenten ein solcher Lärmen gemacht, daß Se. Herrlichkeit es kaum aushalten konnte. Ich beklagte mich wiederholt hierüber, und schickte endlich am 25sten um Tagesanbruch einen Dolmetscher an den Civilmandarin, und ließ diesem erklären, daß ich für das Leben Sr. Herrlichkeit nicht mehr stehen könne, wenn man mit einem so unverantwortlichen Benehmen fortfahre. Der Mandarin empfing den Dolmetscher, gab ihm aber keine nähere Auskunft über die Zeit, wo man uns nach Macao würde abfahren lassen. Empört über diesen grausamen Mißbrauch der Gewalt forderte ich den Dolmetscher auf, mich zu dem Mandarin zu begleiten, was dieser auch ohne Widerstreben that, und als derselbe dem Mandarin meinen Namen sagen ließ, wurde mir augenblicklich eine Unterredung gestattet. Ich schilderte ihm Lord Napiers Leiden und die Gefahr der Verzögerung; der Mandarin erwiderte, er müsse sich mit den Behörden von Hiang-shang bereden, ehe er versprechen könne uns frei zu lassen, werde übrigens augenblicklich von meinen Vorstellungen Bericht abstatten. Keine weitere Mittheilung fand statt bis um ein Uhr Nachmittags, wo der besagte Mandarin begleitet von zwei andern niederern Ranges zu uns kam, und mir den Hiang-Shang-Paß einhändigte. Ich glaube, daß Lord Napiers Krankheit durch diese unverantwortliche Verzögerung sehr erschwert wurde." Lord Napier kam erst am 28sten September Morgens nach Macao, wo er endlich am 11ten Oktober starb.

So heftig sich manche Engländer über das Benehmen der chinesischen Behörden beschwerten, so entschuldbar und natürlich ist es doch. Lord Napier war ohne vorgängige Anzeige, und ohne Erlaubniß, — denn er hatte nicht einmal den gewöhnlichen Paß *) — nach Canton gekommen, und noch dazu in einem Kriegsschiffe,

*) Dieß ist in der Meldung des Zollaufsehers besonders angemerkt. In diesem komischen Aktenstück steht unter anderm: „wir bemerkten ein Schiffsboot, das vier englische Teufel nach Canton brachte."

dem Kutter Louisa, ein Umstand, der vermuthlich nach chinesischem Gesetze sehr verpönt war.*) Der Gouverneur wollte wahrscheinlich keinen zweiten Fehler begehen, und ließ deßhalb Lord Napier zwar abreisen, hielt ihn jedoch unterwegs auf, bis er Nachricht erhielt, daß die Kriegsschiffe wirklich abgesegelt seyen.

Lord Napier war noch nicht in Macao angekommen, so erschien bereits, am 27sten, ein Edikt, das den Handel wieder öffnete. Eine Stelle desselben lautet: „Sollte einer derselben (der englischen Kaufleute nämlich) Unruhe säen oder Störung veranlassen, so sollt ihr (die Hongkaufleute) mit vereinter Kraft ihn austreiben. Macht nicht, daß Alle darein verwickelt werden; dieß ist es, was ich, der Gouverneur, aufrichtig wünsche." Am 19ten Oktober erschien abermals ein Edikt desselben, worin die englischen Kaufleute aufgefordert werden, sich zu versammeln, und Einen aus ihrer Mitte zu wählen, der verantwortlich für das Betragen seiner Landsleute werden solle; ferner sollen sie alsbald nach England schreiben, damit ein anderer tai-pan, (Handelsvorsteher) nach Canton komme, „aber," bemerkt der Gouverneur, „es ist unnöthig, daß ein Barbarenauge oder Oberaufseher komme, da nur Hindernisse und Verlegenheiten dadurch bereitet werden." Dem zufolge war der von Lord Napier ernannte Oberaufseher, Hr. Davis, nicht anerkannt worden. Im Laufe des Novembers theilte das Canton Register den Bericht, welchen die Lokalbehörden über die ganze Verhandlung mit Lord Napier an den Kaiser sandten, mit, worin der Gouverneur räth, Lord Napier „gehörig zu bestrafen." Der Bericht ward aber ungnädig aufgenommen, denn es lief von Peking eine Proklamation ein, welche den Gouverneur von seinem Amte suspendirte und ihn der Pfauenfeder beraubte, weil er die ganze Sache schlecht geleitet, und die britischen Fregatten nicht „aus dem Wasser geblasen habe." Dieser wunderliche Ausdruck soll wohl nichts anderes bedeuten, als daß der Gouverneur nicht streng genug verfahren sey.

Wir können diesen Artikel nicht schließen ohne einige Worte über das Canton Register zu sagen, das die Hauptquelle aller Nachrichten aus China, aber im Sinne der heftigsten Feinde der chinesischen Regierung geschrieben ist, und es auch an Rodomontaden gegen dieselbe nicht fehlen läßt. Nachdem es aufs entscheidendste Napiers Ansichten und Benehmen vertheidigt, und sein lebhaftes Bedauern über dessen, keineswegs freiwilligen, Entschluß Canton zu verlassen ausgedrückt, behauptete es, die Hongkaufleute hätten an demselben Tage, wo Napier diesen Entschluß kund gegeben, nämlich am 14ten September, auf Privatwegen Vergleichsvorschläge gemacht, und die Zurücknahme der beleidigenden Edikte angeboten, wenn man die Fregatten alsbald entfernen wolle, da sie glaubten, die Boote der Kriegsschiffe würden ohne Verzug vor Canton erscheinen; da diese aber nicht erschienen seyen, hätten die Chinesen wieder Muth gefaßt, und ihre Eröffnungen zurückgenommen. Eben so behauptet dieses Blatt, nachdem es das Mißlingen von Napiers Ansichten der „unpatriotischen Widersetzlichkeit eines Theils der Handelsleute" zugeschrieben, „wenn man die chinesischen Forts an der Bogue und der Tiger-Insel in die Luft gesprengt, die Fregatten erleichtert und den Fluß hinauf gewarpt hätte, so würde Lord Napier eine Unterredung mit dem Gouverneur gehabt haben, und Alles glücklich abgelaufen seyn." Beide Behauptungen sind sehr zu bezweifeln. Am Tage wo Lord Napier sich einschiffte, hatten die Chinesen eine Anzahl Feuerflöße (fire rafts) in Bereitschaft gesetzt, und in die Nähe der Faktoreien gebracht. Auch war der Fluß tiefer unten bei einem der Forts durch drei Reihen Pallisaden vertheidigt, zwischen denen nur eine Durchfahrt von etwa 30' gelassen war, die noch überdieß bei Nacht durch eine Kette gesperrt wurde. Die untere Mündung des rechten Arms war gleichfalls durch eingerammte Balken und versenkte Dschonken tüchtig vertheidigt. Die weitere Behauptung des Canton Register, daß der Gouverneur während der Unterhandlungen 2000 Soldaten nach Macao habe wolle marschiren lassen, aber durch das muthige Benehmen des portugiesischen Gouverneurs daran verhindert worden sey, indem dieser gedroht habe, auf die chinesischen Truppen feuern zu lassen, diese Behauptung wollen wir ganz dahin gestellt seyn lassen, obwohl die sonstige Unterwürfigkeit der portugiesischen Behörden und der Umstand, daß es nicht das Erstemal wäre, daß chinesische Truppen nach Macao kamen, auch dieß ziemlich unwahrscheinlich machen.

Um eine Probe der Ansichten zu geben, von denen dieses Blatt ausgeht, wollen wir zum Schlusse noch folgende Stelle anführen. „Wir hoffen, die chinesische Regierung in Bälde durch kräftige Schritte des englischen Ministeriums zur Einsicht ihres barbarischen Benehmens gebracht zu sehen. Das Wegweisen des königlichen Bevollmächtigten und das Beschießen englischer Schiffe berechtigen zu einer Blokade des Hafens, die von einer hinlänglich starken Macht unternommen werden sollte, damit man alle fremden Flaggen nöthigen kann sie zu respektiren. Zugleich sollte ein Schreiben des Königs von England, — und nichts *weiter*, — nach Peking gesendet werden, worin die Beschwerden aufgezählt, und als Genugthuung für vergangene Unbilden und zum künftigen Schutze des Handels die Abschließung eines Handelsvertrags gefordert würde. Schlägt man diesen ab, dann hat die britische Nation größere Beschwerden zu rächen, als die „sieben Beschwerden," welche die Mandschus zum Kriege gegen Ming veranlaßten, und es sollte erklärt werden, daß die gegenwärtige Ta-tsing-Dynastie die Feindin des Menschengeschlechts, und daß es die Pflicht aller Menschen sey, gegen diese Unterdrücker aufzustehen und sie auszurotten!"

Wenn etliche englische Kaufleute einige Theekisten weniger aus-, und einige Opiumkisten weniger einführen, dann ist dieß ein Verbrechen gegen die Menschheit! es ist sehr zu bezweifeln, ob die englische Regierung diese Ansicht theilt; sollte dieß aber der Fall seyn, dann hat man allerdings in kurzer Zeit interessante

*) Eine Stelle in dem Schreiben Lord Napiers vom 8ten September weißt darauf hin, denn es wird darin unter anderem dem Gouverneur und einem andern höhern Beamten vorgeworfen, sie hätten einige Dolmetscher torquiren lassen, und einen achtungswerthen Hongkaufmann eingekerkert, weil diese in die Lüge nicht einstimmen wollten, daß Lord Napier in einem Kauffahrer gekommen sey. Wäre dieß der Fall gewesen, so fiel die Schuld auf die Hongkaufleute, da er aber in einem Kriegsschiff kam, so fiel sie auf die höhern Beamten. Die Sache zeigt indeß, daß es ziemlich paschamäßig von Seite der Gouverneure zugehen kann.

Nachrichten aus China zu erwarten. Indeß wird die englische Regierung sich doch die Sache überlegen, ehe sie ein so gewaltsames Verfahren einschlägt. Entweder die Rodomontaden der englischen Kaufleute in Canton über die Schwäche der chinesischen Regierung sind wahr oder falsch; im letztern Falle möchte England schwerlich geneigt seyn, einen kostspieligen und doch unnützen Krieg zu führen; im ersten Falle aber wird sie sich wohl besinnen, ehe sie China in Verwirrung stürzt, die Mandschu-Dynastie demüthigt, und dadurch einen großen Theil der Mongolei Rußland in die Arme wirft, abgesehen von den möglichen Folgen einer großen Erschütterung in Innerasien.

Die Ströme der Erde.

N o r d a m e r i k a.

(Fortsetzung.)

Bei weitem der merkwürdigste Zug in der Hydrographie Amerika's ist das Plateau, auf welchem der Mississippi, der Lorenz-Strom und der in den Winnipeg-See fallende Red River entspringen. Es ist das Tafelland zwischen den Gewässern der Hadsonsbai und des mexikanischen Golfs; auch entspringen hier die entferntesten Zuflüsse des St. Louis, der durch die ganze zusammenhängende Kette von Seen läuft, und als die Quelle des St. Lorenz-Flusses betrachtet werden muß. Man nennt den Landrücken, der das Mississippithal und den rothen Fluß scheidet, an Ort und Stelle *) da wo man vom Lac Plaie zum Ottertail-See hinübergeht, Hauteur des Terres; von diesem Punkte wendet er sich nördlich, und trennt die Zuflüsse des Rabenflusses (Riviere des Corbeaux) von denen des rothen Flusses. Endlich erstreckt er sich über beide Zweige des Mississippi, durchsetzt den westlichen bei dem Punkte der Kakabiconce oder der kleinen Felsen-Fälle (little rock falls), geht dann nordwestlich vom Lac Traverse und Turtle-See, und läßt sich abermals in der Wasserscheide zwischen dem Turtle-See und rothen See wieder erkennen.

Diese genaue Schilderung ist von Hr. Schoolcraft, der im J. 1832 in Auftrag seiner Regierung die Quelle des Mississippi aufsuchte. Im J. 1820 schon war der Gouverneur Caß eine bedeutende Strecke über die Fälle von St. Anthony (ungefähr 45° N. B.) hinaufgekommen bis zu einem großen See, zwischen 47° 30′ und 47° 40′, dem er seinen Namen gab. Mangel an Nahrungsmitteln und die Seichtigkeit des Wassers, — man befand sich im höchsten Sommer — hatten damals Hrn. Caß und seine Gesellschaft zum Umkehren veranlaßt. Im J. 1832 endlich gelangte man ans Ziel. In den Caß-See mündet sich von Nordwesten her der Turtle-Fluß **) ein, der aus dem unter 47° 50′ N. B. gelegenen Turtle-See kommt, und auf dem nur etwa 6 g. M. langen Laufe nicht weniger als 10 kleinere und größere Seen bildet. Von Westen her fällt der Mississippi aus dem Lac Traverse kommend in den Caß-See; vom Lac Traverse gelangt man in den Irving-See (unter 47° 38′ N. B.) und erst südwärts von diesem theilt sich der Fluß in zwei Arme, den westlichen oder Itasca-Arm *) und den südlichen oder Plantagenet-Arm, weil er auf seinem Wege noch diesen letztern von den Indiern Kubakunna genannten See bildet. Der Itasca-See und die Quelle des Plantagenet-Arms sind aber nur wenige Stunden von einander entfernt. Aus dem Itasca-See, der ein klares durchsichtiges Wasser hat, fließt der Fluß in einer Breite von 10 oder 12 Fuß und einer Tiefe von 12 bis 18 Zoll.

Dieß ist der schwache Ursprung des mächtigen Stroms, der vielleicht mehr Grade der Breite durchströmt als irgend ein anderer Fluß in der Welt, und dessen Länge man nicht unter 600′ g. M. anschlagen kann. Er entspringt in einem schweren und ausgedehnten Bette von Diluvialboden, der über Urgestein lagert, gräbt sich bald seine Bahn tiefer ein, und läuft gegen 60 g. M. weit über dieses hin, bis er in den Fällen von St. Anthony und Pukaigama, wo sein Strom zum Schaume gepeitscht wird, und den Schiffen Verderben droht, über die kohlenhaltige Kalksteinformation hinabstürzt, die unterhalb diesem Punkte so weit sich ausdehnt, und so reich an Mineralien ist. Bis hieher kann man seinen Oberlauf setzen. Merkwürdig ist der Boden, durch den dieser Oberlauf führt. Der Sand und das Gerölle von dem er bedeckt ist, sind die Trümmer von Granitfelsen und anderem Urgestein, die durch Meeresfluthen gebrochen, und in merkwürdige Landrücken und einzelne Erhöhungen aufgeschichtet wurden, die jetzt den äußeren Anblick des Landes bezeichnen. Man kann der Vermuthung sich nicht erwehren, daß diese Veränderungen nur durch die Wirkung des Wassers vor sich gehen konnten, das allein solche Massen zerreiben und zertrümmern kann. Die Forschung, in welcher Art und Weise das Wasser sich hier verlor, wäre gewiß nicht ohne Interesse, und einen Fingerzeig hierüber kann die Art geben, wie die größten und schwersten Trümmer aus ihrem ursprünglichen Orte fortgeführt wurden. Merkwürdigerweise nämlich werden diese Massen, je weiter man den Mississippi hinabgeht, immer kleiner; schon in den weiten Ebenen des Mittellaufs werden sie seltener und verschwinden ganz am untern Laufe.**) Diese Bemerkung stimmt völlig zu dem öden und unfruchtbaren Charakter dieser nördlichen Gegenden, von dem alle Reisenden sprechen.

Merkwürdiger als die Abdachung des oft erwähnten Plateau's gegen Süden ist die gegen Osten in der Seenreihe, die man als den unentwickelten Lauf des Lorenz-Stroms betrachten kann. Das Land fällt in dem kurzen Raume zwischen dem Itasca- und obern See um 900′ ab, denn der Itasca-See hat nach Schoolcraft etwa 1500′ absolute Höhe, der obere See nur 600′. Der zweite bedeutende Abfall ***) ist in den Niagarafällen, welche 330 Fuß hoch sind. †) Hiebei zeigt sich ein merkwürdiges Phänomen. Der

*) Die Namen auf dieser Strecke sind mit Ausnahme der indischen, meist französisch, weil man von Canada aus zuerst bis hieher drang; erst in neuerer Zeit mischen sich auch englische Namen ein.

**) Ein anderer etwas tiefer unten erst einfallender Zweig ist der Riv. des Corbeaux, der aus dem Blutegel-See (Leech lake) kommt.

*) Bei den Canadiern heißt dieser See la Biche.

**) Ein ganz gleicher Fall findet sich auf einem beschränktern Raume am Ararat. S. Parrots zweite Reise S. 207 und 208.

***) Der obere See ergießt sich durch den 20′ hohen Fall St. Marie in den Huron-See.

†) Nämlich den ganzen Fall zwischen Erie- und Ontario-See zusammengenommen.

Fluß führt die Gewässer des Erie-Sees nach dem 6 bis 7 g. M. entfernten Ontario, und füllt dabei sein Ufer fast vollständig aus, so daß er bei einem mäßigen Steigen seines Wasserstandes die flachen Gegenden in Oberkanada und im Staate New-York unter Wasser setzen müßte; er schießt hier reißend dahin, denn er hat auf einer Strecke von etwa 100 Fuß einen Fuß Fall. Die ungeheure Wassermasse — der Fluß ist oberhalb des Falles etwa 5000′ breit und 25 Fuß tief — stürzt über eine horizontal gelagerte Schichte von hartem Kalkstein, welcher auf einem noch mächtigern Schieferlager aufliegt. Dieses letztere wird durch den feinen Staubregen, den der Wind und das Aufschäumen der Wassermasse in die Höhe treibt, ohne Unterlaß zersetzt, so daß der seiner Unterlage beraubte Kalkstein in großen Felsenmassen nachstürzt. Dieß ist erst in diesem Jahre noch geschehen. Bekanntlich wird der Fluß oberhalb des Falls durch eine Insel in zwei Theile getheilt; der eine auf der Canada-Seite bildet den sogenannten Hufeisenfall, der ungefähr 1800′ weit ist und 158′ senkrechte Höhe hat; der amerikanische Fall hat 600′ Weite und 164′ absolute Höhe. Auf der Canada-Seite erstreckte sich ein ungeheurer Felsen, von dem aus man den Hufeisenfall mit der größten Bequemlichkeit sehen konnte, und den man wegen seiner ebenen Oberfläche den Tafelfelsen nannte, weit in den Strom hinein. Schon seit einiger Zeit war er beträchtlich unterwühlt, und einige Spalten auf der Oberfläche deuteten den baldigen Bruch an, der denn auch vor kurzer Zeit erst erfolgte, nachdem schon vor zwei oder drei Jahren ein Theil desselben eingestürzt war. Solche Fälle erfolgen mit einem donnerähnlichen Gekrache, und auf weite Strecken hin fühlt man den Stoß.

Durch diese fortdauernde Zerstörung ihres Bodens sind die Niagara-Fälle in den letzten 40 Jahren um etwa 150 Fuß dem Erie-See näher gekommen, und man hat Gründe zu glauben, daß die Fälle einst weiter unten bei Queenstown waren: um bis zu der jetzigen Stelle zu gelangen, waren, wenn das Verhältniß des Rückgangs stets dasselbe war, ungefähr 10,000 Jahre nöthig, und wenn dieß Verhältniß, wie nicht ganz wahrscheinlich, dasselbe bleibt, so müssen die Fälle innerhalb eines Zeitraumes von 30,000 Jahren bis an den Erie-See zurückweichen, und eine furchtbare Ueberschwemmung erfolgen, wenn nicht der Erie-See noch früher ausgefüllt wird, denn die in denselben sich mündenden Flüsse führen so viel Sand und Gerölle mit sich, daß sein Umfang und seine Tiefe sich gleichmäßig vermindern.

Nach dem Sturze ist der Charakter des Stroms mit Einemmale gänzlich umgeändert. Er strömt mit Wuth innerhalb eines tiefen von mauerähnlichen Abhängen eingeschlossenen Thals, das die fortwährende Einwirkung der Gewässer im Laufe von Jahrhunderten in die horizontalen Schichten eingegraben haben. Die Schlucht fällt so steil ab, daß man sie erst sieht, wenn man beinahe an ihrem Rande steht. Durch diesen tiefen und engen Schlund strömt der Fluß etwa drei Stunden weit fort, worauf das mit dem Erie-See fast gleich hohe Tafelland mit Einemmale bei der Stadt Queenstown abfällt, und der Strom in eine Ebene tritt, die sich bis zum Ontario-See fortzieht. Bei seinem Abfluß aus dem Ontario-See bildet derselbe den See der tausend Inseln, und erlangt unterhalb Quebek, nachdem er mehreremale sich zu kleinern Seen erweitert, die Breite eines Meeresarms. Er ist der einzig bedeutende Strom Nordamerika's, der sich ins atlantische Meer ausmündet. (Fortsetzung folgt.)

Notizen über Rußland.

Militärischer Ueberblick seiner Gränzen.

Nord- und Ostgränze. Rußland hat vermöge seiner geographischen Lage die nördliche Gränze vollkommen gedeckt, denn von den Küsten des nördlichen Eismeeres hat es wahrlich von keiner Seite eine Landung zu befürchten; eben so wenig ist es von den Küsten des ochozkischen Meeres zugänglich.

Die Gränzen gegen China und die Tatarei sind bewacht durch einige Militärposten und Kosakenpikete. Auch von dieser Seite wird das russische Reich nicht beunruhigt werden, so wenig als es in dieser Richtung sich zu vergrößern strebt.

Südgränze a. gegen Persien. Bevor Georgien mit Rußland vereint war, bildeten der Kuban und der Terek die natürliche Gränze dieses Reichs. Die erste dieser Linien war durch Nicolaia-Kaukaskaja, Ekaterinograd und Taman gedeckt, welche Plätze von den Quellen des Flusses bis zu seiner Mündung in das schwarze Meer liegen. Die Linie des Terek war durch Mosdok, Na-our und Kislar vertheidigt. Beide Linien hingen durch die Festung Gregoriew zusammen, welche sich über Ekaterinograd an den Terek und über Stawropol an den Kuban schloß. Die Festungen dieser beiden Linien darf man nicht mit den festen Plätzen Europa's vergleichen; sie bestanden größtentheils nur aus Lagern in viereckiger Form, welche mit einem Wall und Graben ohne Pallisaden umzogen und mit vier Geschützen ausgerüstet waren, die jedoch hinreichten, um die Tscherkessen abzuhalten, ein kriegerisches Nomadenvolk, das auf dem nördlichen Abhange des Kaukasus seine Wohnsitze hat.

Seit jedoch Georgien dem russischen Reiche einverleibt ist, bildet die Kette des Kaukasus, welche sich zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere hinzieht, eine zweite Vertheidigungsgränze, während die erste an den Araxes und den Bathys vorgeschoben wurde. Die Linie des Bathys hat nur die Festen Arnaudschi und Batum zu unmittelbaren Stützpunkten; sie kann aber 10 Myriameter rückwärts durch Akaltzik am Kur unterstützt werden. Die Linie des Araxes stützt ihren rechten Flügel an Erzerum, und wird durch Hassan Kale, Bairanlu, Eriwan, Abbasabad und Dschulfa vertheidigt. Die Wassermasse und die Schnelligkeit des Flusses bilden an sich schon eine hinreichende Schranke, vermöge welcher Rußland nichts von der Türkei und von Persien zu befürchten hat, während es seine Angriffsmittel gegen diese beiden Reiche hinter denselben vorbereiten und sammeln kann.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, welche politische oder Handelsinteressen Rußland haben kann, von seiner dominirenden Lage in Asien Nutzen zu ziehen, um eine Armee über Kleinasien nach Konstantinopel, oder durch Medien nach Teheran zu senden. Es ist hinreichend zu bemerken, daß in der einen oder der andern dieser beiden Hypothesen das Invasionsheer nur bei einigen Flüssen auf Hindernisse stoßen würde, indem die unterwegs liegenden schwachen Festungen selbst der Feldartillerie keinen dauernden Widerstand entgegen zu setzen vermögen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Kommunikationen aus dem diesseits des Kaukasus gelegenen Rußland mit Georgien nichts weniger als leichte sind; es führen nämlich nur drei Straßen dahin: die eine mitten über die Gebirgskette von Gregoriew nach Tiflis und Eriwan; die zweite entlang dem westlichen Ufer des kaspischen Meeres; die dritte endlich entlang dem Ufer des schwarzen Meeres. Die mittlere Straße führt über Abgründe, ist für Fuhrwerk sehr schwierig, steigt zu den Quellen des Terek hinauf, und wird durch die Festen Wladiskawkas, Darial, Kasbek, Koby, Passanova, Ananouri und Metzketh vertheidigt. Die Straße, welche dem kaspischen Meere entlang führt, ist in den Felsen gehauen und häufig überschwemmt; sie führt über Kislar und Derbend, ein schlechter Hafen, aber ein wichtiger Platz, der als einer der Schlüssel von Schirwan betrachtet werden kann, und dessen Werke durch eine auf den Bergen erbaute Citadelle beherrscht werden. Diejenige Straße endlich, welche entlang dem schwarzen Meere führt, wird auf ihrem nördlichen Theil durch den Kuban häufig unter Wasser gesetzt, und durch die Forts Anapa, Sudschuk-Kale, Gelindschik, Anakria, Redut-Kale und Poti an der Mündung des Phasis vertheidigt. Von diesen drei Straßen ist die von Gregoriew nach Tiflis die kürzeste, und für Truppen und Geschütz die geeignetste. Von der Hauptstadt Tiflis führen Straßen nach Eriwan und Kars. Von Eriwan führt eine Straße über Tauris nach Teheran und von Kars eine andere nach Erzerum. In dieser Stadt laufen die Straßen von Cesarea, Diarbekir, Mosul und Bagdad zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 160. 9 Junius 1835.

Dr. M. Lumsden.

Der bekannte Orientalist M. Lumsden starb vor einigen Wochen in Cheltenham. Er war im Jahre 1777 in Schottland geboren und begab sich frühe nach Indien, wo er sich in den neu eroberten Provinzen niederließ, und sich dem Bau und der Fabrikation des Indigo widmete. Er fühlte bald die Wichtigkeit, welche die Kenntniß der Landessprachen für ihn hatte, und sein vortreffliches Gedächtniß kam ihm bei ihrem Studium sehr zu Statten; er machte namentlich im Persischen bald ungewöhnliche Fortschritte, und der Ruf seiner Kenntnisse eröffnete ihm nun eine Laufbahn, an die er anfangs nicht gedacht hatte.

Der Marquis von Wellesley, damaliger Generalgouverneur von Indien, hatte angefangen, den Besitzungen der Kompagnie die Form eines politischen Reiches zu geben, er hatte die Kompagnie zum Protektor von Indien und zum Schiedsrichter über Krieg und Frieden unter den eingebornen Fürsten erklärt; die Größe, welche das indische Reich erlangen werde und mußte, zum Voraus bestimmt, und ihm den Anstoß gegeben, dem es noch heute folgt und folgen wird, bis es die Gränzen erreicht hat, die dieser große Staatsmann ihm gesetzt hat. Er fühlte, daß die Administration Beamte bei diesen neuen Verhältnissen nöthig habe, deren Erziehung nicht mehr wie bisher vom Zufall abhänge, sondern ihnen die Kenntniß und die Geistesrichtung geben könnte, deren sie in der Erfüllung ihrer wichtigen und schweren Pflichten bedürfen würden. Dazu wollte er eine große orientalisch-europäische hohe Schule gründen, worin die künftigen Administratoren und Staatsmänner von Indien in den gelehrten Sprachen des Orients, in seinem Staatsrecht, seiner Geschichte, Statistik und Literatur unterrichtet werden sollten; sie sollte ein geistiges Band zwischen Europa und dem Orient bilden, und jenes in die Kenntniß des Orients, diesen in europäische Wissenschaften einweihen. So wurde das College Fort William gestiftet, und die in den verschiedenen orientalischen Sprachen gelehrtesten Europäer mit liberalen Besoldungen (1600 Pf. St. jährlich) als Professoren berufen: Bailly für arabische, Carey für Sanskrit, Lumsden für persische Literatur. Ihnen wurden gelehrte Hindus und Muhammedaner beigegeben, eine Presse errichtet, und ein System freigebiger Unterstützung der von ihnen herauszugebenden Werke eingeführt. Die Anfänge der Anstalt waren überaus glänzend, die jungen Leute sahen ein gewisses Mittel einer fast unbeschränkten Carriere in ihre Hand gegeben, und die öffentlichen Examen unter den Augen des Generalgouverneurs, die glänzenden Belohnungen und das schnelle Avancement der Erstern jeder Klasse spornten sie zu den äußersten Bestrebungen an. Hätte der Marquis von Wellesley einen Mann gefunden, der die Anstalt in seinem Geiste geleistet hätte, so hätte sie für die politische Zukunft von Indien, für das Wiederaufleben der Gelehrsamkeit unter den Eingebornen, für die Verbreitung europäischer Kenntnisse unter ihnen, und für die Studien der Europäer über den Orient unberechenbare Folgen haben können. Allein es ist hier nicht der Ort die Fehler zu erzählen, die begangen worden sind, und die Interessen und Intriguen auseinander zu setzen, mit denen die Institution zu kämpfen hatte, bis sie endlich nach einer Existenz von 30 Jahren durch die beschränkten Ansichten, die gegenwärtig in Calcutta herrschen, zerstört worden ist.

Lumsden blieb 25 Jahre lang Professor am College, und füllte seine Stelle mit vielem Erfolg aus, er widmete sich ihr ausschließend, und gab eine beträchtliche Anzahl von Werken heraus. Es fehlte ihm weder an Scharfsinn noch an Gelehrsamkeit, allein er konnte sich doch nie auf die höchste Stufe als Gelehrter erheben, da es ihm an höherm literarischem Sinn fehlte. Er besaß die seine Landsleute charakterisirende Kälte, logische Ordnung und Bedürfniß von Zurückführen auf allgemeine Grundsätze, er war ein Mann etwa in der Kategorie von Dugald Stewart. Er hätte ohne Zweifel ein praktisches Leben und unmittelbar anwendbare Studien allem Andern vorgezogen, da ihn aber sein Interesse und sein Schicksal in eine literarische Laufbahn warfen, so suchte er darin einen seiner Geistesrichtung angemessenen Gegenstand. Weder Geschichte noch Poesie hatten irgend einen Reiz für ihn. Die Natur hatte ihn zu einem Benthamiten bestimmt, und wie diese ganze Klasse halb praktischer halb abstrakter Geister, zog er Logik und Psychologie allen andern Spekulationen vor. Daher zog ihn auch in seinen Sprachstudien vor Allem Grammatik an, nicht der analytische Theil, sondern allgemeine Grammatik, und die Zurückführung der Sprachformen auf die Formen der Intelligenz. Sein berühmtestes Werk ist seine persische Grammatik, die im Jahre 1810 in zwei Bänden Folio in Calcutta erschien. Er ließ sich die Beispiele für die verschiedenen Regeln durch die Munschis liefern, die unter ihm standen; er

selbst übernahm ihre logische Anordnung und ihre Zurückführung auf allgemeine Grammatik, wobei er die Definitionen des jetzt beinahe vergessenen Werkes von Horne Tooke zu Grunde legte. Diese Dissertationen schwellten den Umfang des Werkes so an, daß es zum Gebrauch höchst unbequem wurde, und es wäre zu wünschen, daß sich jemand fände, der diese wilden Auswüchse wegschnitte, und den reichen Schatz von positiven Daten, welche das Buch enthält, in eine brauchbare Form reducirte. Bei allen seinen Fehlern wird aber diese Grammatik immer ein Werk von großem Werth bleiben. Eine arabische Grammatik, von der er im J. 1812 den ersten Band in Folio herausgab, blieb unvollendet. Im J. 1811 ließ er den ersten Band einer Ausgabe des Buchs der Könige von Ferduſi erscheinen, die indische Regierung hatte dazu eine zahlreiche Kommission von Eingebornen niedergesetzt, welche Handschriften verglichen, und die Resultate zwei persischen Gelehrten übergeben, welche den Text festsetzten, und unter Lumsdens Aufsicht herausgaben. Dieser schrieb eine Vorrede dazu, scheint aber sonst wenig Hand dabei angelegt zu haben, auch ist die Kritik des Textes höchst mittelmäßig, der Druck fast unleserlich, und die Kosten desselben waren so ungeheuer, daß die Regierung die Arbeit nicht fortsetzen ließ.

Die gewöhnliche Art, wie die Regierung die Herausgabe orientalischer Werke beförderte, bestand jedoch nicht darin, daß sie die Kosten derselben direkt übernahm, sondern in einer Subscription auf 100 Exemplare. Der Preis derselben wurde gewöhnlich so von dem Herausgeber festgesetzt, daß sie die ganzen Kosten bezahlten, und ihm der Rest der Auflage in den Händen blieb. Die Folge war, daß die europäischen Professoren am College gewöhnlich ihren eingebornen Secretärs die Arbeit übertrugen, eine kurze Vorrede dazu schrieben, vielleicht einen Probebogen durchlasen, ihre Namen auf den Titel setzten, den Munschi in der Vorrede erwähnten, und sich so mit geringer Mühe und ohne Kosten einen Namen machten. Auf diese Art gab auch Lumsden nach und nach 4 Bände in Quarto, unter dem Titel Persian selections heraus, von denen wohl wenig mehr als der Plan ihm persönlich gehört. Sie bestehen aus beträchtlichen Theilen von 8—10 der populärsten hauptsächlich poetischen Werke der persischen Literatur, von denen aber keines ganz gegeben ist, was an sich ein großer Fehler ist, auch ist die Auswahl nicht besonders zweckmäßig; allein, wie schon gesagt, Lumsden legte wenig Werth auf Literatur und Geschichte, er fühlte das Bedürfniß von Textbüchern für das College, und benutzte die gebräuchlichen Mittel sie herausgeben zu lassen, und es läßt sich nicht läugnen, daß er auch so der orientalischen Literatur bei dem großen Mangel gedruckter Bücher einen annehmbaren Dienst geleistet hat.

Er kehrte ums Jahr 1826 nach Europa zurück, wo er sogleich seine orientalischen Bücher und Handschriften verkaufte, und anfing sich mit Chemie abzugeben; er lebte theils in London, theils in Cheltenham, besuchte bisweilen Paris und starb am 31sten März d. J. an Folge der Erschöpfung durch das tropische Klima, in dem er den größten Theil seines Lebens zugebracht hatte. In seinem Privatleben war er ein ehrenhafter und freundlicher Mann, und vollkommen frei von der krankhaften Eitelkeit, welche den Umgang so vieler Gelehrten ungenießbar macht.

Die Ströme der Erde.

N o r d a m e r i k a.

(Fortsetzung.)

Ehe wir den Mittellauf des Missisippi schildern, müssen wir die Flüsse, die auf dem Ostabhang der Cordillerenkette entspringen, von Süden herauf verfolgen.

Von den Flüssen im Staate Guatimala ist hauptsächlich nur der Usumasinta *) zu bemerken, wegen der Länge seines Laufs und der Vortheile, die er der Schifffahrt darbietet. Er entspringt im Distrikte Peten, einer Unterabtheilung der Provinz Verapas in Centralamerika, durchfließt das Gebiet der Mayas, das von Meriko durch eine Bergkette getrennt ist, und durchbricht diese, wobei er über eine große Katarakte hinabstürzt. **) Eine Strecke unterhalb dieser Katarakten, welche die Schifffahrt unterbrechen, fällt der San Pedro ein, dessen Wasser sich durch seine versteinernde Kraft auszeichnet, und mehrere andere bedeutende Flüsse, z. B. der Tuliga, der etwa 1200′ breit ist. Unterhalb der Katarakte trägt der Usumasinta schon bedeutende Schiffe, obwohl er sich in eine Menge Kanäle und Verzweigungen theilt; seine Hauptmündung aber ist der Hafen von Vittoria, wo er westlich vom See Terminos die Campeche-Bai erreicht.

In Meriko zeichnen sich der Panuco und der Rio del Norte, ehmals Rio Bravo genannt, aus. Der erste ist namentlich deßwegen zu beachten, weil er durch den berühmten Abzugskanal Desague de Huehuetoca die Gewässer der merikanischen Seen empfängt. Von dem Rio del Norte war oben schon die Rede; man kann ihn einigermaßen dem Cusu Leuvu in Südamerika vergleichen. Beide Flüsse aber, so wie die dazwischenliegenden Tigre und Santander bieten aber noch eine besondere Merkwürdigkeit dar. Wenn sie durch die tropischen Regen geschwellt sind, führen sie eine ungeheure Menge Steine und Erde herab ins Meer, aber die Meeresströmung an der Küste durchkreuzt die Strömung der Flüsse, und hindert die Bildung von Delta's, die hier schnell zu großer Ausdehnung gelangen müßten: so aber behält das Gestade hier fortwährend die gleiche Curve bei.

Auf der Ostseite des Missisippi sind unter den in den Golf von Meriko fallenden Gewässern nur der Apalachicola und Mobile zu bemerken, alle andern Flüsse des ungeheuren Beckens fallen in den gewaltigen Strom, der es von Norden nach Süden

*) Man kennt seinen Lauf eigentlich erst durch die Beschreibung, welche der Oberst Don Juan Galindo an die geographische Gesellschaft in London am Schlusse des Jahres einsandte.

**) In der Nähe dieses Falls finden sich noch in einer tiefen Höhle auf dem rechten Ufer einige eben so prachtvolle als seltsame Ruinen, und ein wenig unterhalb eine merkwürdige Denksäule mit Charakteren. Diese Gegenstände, die Ruinen von Palenque und eine Menge anderer Ueberreste, die sich in den vom Usumasinta und seinen Nebenflüssen bespülten Landstrichen finden, beweisen, daß in einer sehr frühen Periode, gewiß vor dem 14ten Jahrhundert, wo Tenochtitlan gegründet wurde, dieses Land eines der civilisirtesten war.

durchströmt; alle seine Zuflüsse, mittelbare und unmittelbare aufzuzählen, wäre eine lange und mühsame Arbeit. Sein Becken entwickelt im größten Maßstabe die Wirkung des fließenden Wassers auf der Oberfläche eines großen Kontinents. Kein Fluß erläutert das Gesetz, daß eine Vermehrung der Wassermasse keine verhältnißmäßige Zunahme der Breite zur Folge habe, ja oft von einer Verengerung des Betts begleitet sey, auf eine anschaulichere Weise, denn bei der Vereinigung mit dem Missouri ist er über 3000 Schritte breit, wovon etwa der dritte Theil auf den erstern kommt; von da an aber bis zur Mündung des Ohio beträgt seine Breite nur etwa 1500 Schritte; auch die Vereinigung mit dem Ohio, St. Francis, dem weißen, Arkansas und rothen Fluß bringt nur eine höchst unbedeutende Vermehrung der Breite hervor. Die Alluvialebene dieses großen Flusses ist von langen Gebirgszügen fast fachförmig eingefaßt. *) Unterhalb der Einmündung des Ohio ist die Ebene 6 bis 10 geogr. Meilen breit, unterhalb diesem Punkte erweitert sie sich aufs dreifache. Auf den Gränzen dieses weiten Landstrichs, der aus lauter Alluvialboden besteht, sind senkrechte Klippen **) von Kalksteinen und andern Felsarten; auf einer großen Strecke bespült der Mississippi das östliche Felsenufer, und unterhalb der Vereinigung mit dem Ohio kommt er niemals mit dem westlichen in Berührung. Die Gewässer werden nach der östlichen Seite getrieben, weil alle großen Nebenflüsse auf der Westseite einfließen, und diese Seite des weiten Thales mit einer abschüssigen Masse von Thon und Sand ausgefüllt haben. Aus diesem Grunde werden die östlichen Felsenufer fortwährend unterwaschen und der Mississippi dringt langsam aber unablässig gegen Osten vor.

Der Fluß beschreibt auf seinem Laufe ungeheure gleichmäßige Curven, und zwar auf eine so regelmäßige Weise, daß die Schiffer und Indianer die Entfernungen danach berechnen. Jeder solchen Krümmung gegenüber findet sich eine Sandbarre, deren auswärts gebogene Form der innern Seite der Krümmung genau entspricht. Indem nun der Fluß diese Krümmungen immer tiefer ausgräbt, kehrt er oft in seinem Lauf so weit gegen einen frühern Punkt desselben zurück, daß man nach einer Fahrt von 5—6 geogr. Meilen kaum eine halbe Stunde von dem Punkt entfernt ist, von dem man abfuhr. Wenn sich nun die Betten so nahe kommen, so geschieht es oft, daß bei hohem Wasserstande der Strom die schmale Landzunge durchbricht, den Landabschnitt ***) zur Insel machte, und mit reißender Schnelligkeit durch dieses neue Bett strömt.

Der Fluß hat zu verschiedenen Zeiten des Jahres ein ganz verschiedenes Ansehen. In den Monaten April und Mai, wo der Schnee in den Landstrichen schmilzt, von denen seine Hunderte von tributbaren Strömen herabkommen, gleicht der Mississippi einer bewegten Wasserwelt, und vielleicht gibt es auf der Welt nichts, das die „Majestät der Bewegung" auf eine großartigere Weise darstellte. Zu andern Jahreszeiten ist aber die Scene ungemein verändert, denn die Gewässer entrinnen, ungeheure Sandbänke *) bleiben trocken liegen, und langsam schleicht der Strom dahin, die Schifffahrt ist langweilig und schwierig, und wegen der Abwesenheit menschlichen Lebens auf seinen Wassern hat Alles einen melancholischen Anstrich. In diesem Zeitpunkt aber verändert sich oft das Flußbett am meisten. Wenn der Fluß in sein Bette zurückgetrieben ist, wirkt er mit zerstörender Gewalt auf den Alluvialboden an seinem Ufer, der durch die letzte Ueberschwemmung erweicht und versumpft wurde. Ganze dicht mit Wald bewachsene Jaucherte werden in den Strom gerissen und große Stücke der auf die oben beschriebene Weise gebildeten Inseln werden hinweggeschwemmt. „Vor einigen Jahren," bemerkt Kapitän Hall in seinen Reisen in Nordamerika, „als der Mississippi regelmäßig aufgenommen wurde, zählte man alle Inseln von der Einmündung des Missouri bis ins Meer, aber jedes Jahr macht solche Veränderungen nicht nur in der Zahl, sondern auch in der Größe und Lage dieser Inseln, daß diese Aufzählung jetzt schon ganz unbrauchbar ist. Manchmal sind große Inseln völlig weggespült, an andern Stellen hängen sie sich an das Hauptufer an, oder um es richtiger anzugeben, der Zwischenraum wird durch Myriaden von Baumstämmen ausgefüllt, die durch Sand und Schlamm mit einander verbunden werden." Wenn der Mississippi und manche seiner großen Nebenflüsse ihre Ufer überschwemmen, und das Wasser von den Bäumen und Büschen aufgehalten wird, so setzt es den Schlamm und Sand ab, den es in Menge mit sich führt. Inseln halten die schwimmenden Bäume auf, und sie werden auf diese Weise mit dem Lande verbunden, die Baumstämme bilden mit dem Schlamme endlich eine feste Masse. Aber eine spätere Fluth zerstört wieder das Werk der frühern, und so ist das Mississippithal unablässigen Veränderungen ausgesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man denke nur an die vier Chikasaw Bluffs und einige andere Kalkberge, die sich alle auf dem rechten Ufer gegen den Missouri heranziehen und steil abfallen. Siehe Erste Reise nach dem nördlichen Amerika von Herzog Paul Wilhelm von Würtemberg. S. 138. 140 und 164.

**) Von den Anwohnern „Bluffs" genannt.

***) „cutt off" bei den Anwohnern.

*) Besonders zwischen Kap Girardeau und St. Louis, wo es außer den zu Tage liegenden Sandbänken eine Menge Untiefen gibt, auf denen manchmal die Schiffe sitzen bleiben, und sich oft Wochen lang abmühen müssen, um loszukommen. Siehe die obenerwähnte Reise des Herzogs Paul von Würtemberg. S. 170.

Inseln des grünen Vorgebirgs.

St. Vincent.

Diese Insel ist sehr gebirgig und den Winden ausgesetzt; Vieh gibt es im Ueberflusse, nur ist es mager, und während der trocknen Jahreszeit stirbt vieles aus Mangel an Futter. Die Bodenerzeugnisse bestehen in Färberflechte und etwas Baumwolle; Getreide und Früchte aber müssen die Einwohner von auswärts, und zwar hauptsächlich von St. Antonio beziehen. Die Insel hat eine herrliche Bai, Porto Grande genannt, eine der größten und sichersten des ganzen Archipels des grünen Vorgebirgs. Die Schiffe können hier, vor dem Winde vollkommen geschützt, in jeder Tiefe, von 5 bis zu 18 Faden, vor Anker gehen und sehr gutes Holz im Ueberflusse erhalten. Das Wasser, das man aus einem Brunnen im nördlichen Theil der Bai zieht, ist weder gut, noch in bedeutender Menge vorhanden. Auch an der Südwestseite der Insel befindet sich eine Bai, San Pedro genannt, von mittlerer Größe und mit einem schönen Sandufer. Jedes Schiff kann hier, ungefähr in der Mitte der Bai, oder vielmehr ein wenig mehr nach Westen hin, in einer Tiefe von zehn Faden Anker werfen. Es ist dieß ein guter Ankerplatz während

der trocknen Jahreszeit, und die Einwohner versichern, daß man gutes Wasser und Holz im Ueberflusse haben könne. Die amerikanischen Wallfischfänger legen hier an.

Wir segelten, als wir hier vorüberfuhren, so schnell, daß ich diese Bai nicht genau untersuchen konnte. Die östliche Küste bietet ebenfalls noch einen Landungsplatz, do Pria da Gatta genannt; das Gestade ist sandig, und die Schiffe können nahe am Lande in einer Tiefe von sechs Faden Anker werfen. Der Grund ist rein, aber das Meer treibt gerade nach einwärts, der Wind mag nun von Nordost oder von Südost kommen, weil die Insel St. Lucie zwischen beiden Punkten eine Schutzwehr bildet.

San Nicolas.

Auf dieser hohen Insel befinden sich zwei merkwürdige Berge, die man schon in einer Entfernung von 15 Stunden sieht; der eine hat die Gestalt eines Zuckerhutes, wird der Pic du Commerce genannt und erhebt sich in der Mitte der Insel; der andere befindet sich am westlichen Ende derselben und wird mit dem Namen Monte-Gorbo bezeichnet. San Nicolas ist fruchtbar, und man kann frische Nahrungsmittel zu billigen Preisen haben; nur fehlt es an Holz und Wasser. An der südlichen Küste und ungefähr 8 bis 9 Meilen von der östlichen Spitze findet man eine Bai, von den Eingebornen Carrical genannt, und den Engländern unter dem Namen der „Süßwasserbai" bekannt. Auf einigen Karten findet sie sich auch unter dem Namen Porto Pregnica angegeben. Das Gestade dieser Bai besteht aus schwarzem Sande. In einer Schlucht sieht man mehrere Bäche und grünes Gebüsch. Die Schiffe finden in 10 Faden Tiefe Ankergrund und sind gegen die Nordostwinde geschützt. Einige Einwohner leben hier in kleinen Hütten; Wasser erhält man, wenn man an der Küste einbohrt. Hinter dem Strande befindet sich ein Teich aus dem man schöpfen kann, allein bei starker Fluth dringt Meerwasser hinein und macht ihn salzig.

Frische Lebensmittel kann man nur im alten Hafen bekommen, der acht bis neun Meilen Nordost zu Nord am Vorgebirge Vermelha, dem südlichsten Punkte der Insel, liegt. Hier befinden sich die königlichen Magazine und oberhalb ein kleines Fort. Vier Stunden von diesem Fort liegt die Stadt, wo der Gouverneur und der Bischof wohnen. Der Ankerplatz ist für kleine Schiffe bequem, nur können sie hier nicht genug Wasser bekommen. Ungefähr 200 Faden vom Meeresufer hat man zum Besten der Schiffe einen Brunnen gegraben, der jedoch nur wenig Wasser gibt.

Notizen über Rußland.

Militärischer Ueberblick seiner Gränzen.

(Fortsetzung.)

b. Gränze gegen die Türkei. Die Seegränze des schwarzen Meeres liegt außer unserem Plane. Es mag hinreichen zu bemerken, daß Rußland durch den Besitz von Taurien eine sehr vortheilhafte Stellung gegen das osmanische Reich gewonnen hat. Denn ehe es Herr dieser Halbinsel und des Küstenstriches war, der sich zwischen dem Dniester und dem Dnieper ausdehnt, durfte es an keinen Angriff des türkischen Reichs auf dem schwarzen Meere denken. Heutzutage aber hindert die Russen nichts, eine Flotte zu Sebastopol auszurüsten, und ein Landungsheer bei Varna, 6 bis 8 Märsche von Konstantinopel, ans Land zu setzen. Der Hafen von Sebastopol ist einer der besten Europa's; in der Mitte ist sein Grund schlammig, an den Ufern besteht er aus Kiesboden. Auf der südöstlichen Seite erstreckt er sich ziemlich weit landeinwärts; das Wasser ist allenthalben für die größten Schiffe tief genug. Der Hafen ist mit Höhen umgeben, welche ihn gegen alle Winde, ausgenommen die aus Westen, schützen. Beim Eingange befindet sich eine kleine Sandbank; sie wird durch Batterien vertheidigt, die auf einander gegenüberliegenden Erhöhungen errichtet sind; eine dritte Batterie liegt der Stadt gegenüber. Aus dieser Beschreibung geht hervor, daß der Hafen ziemlich schlecht vertheidigt ist. Bei günstigem Winde könnte man mit vollen Segeln in denselben einlaufen, ohne viel von dem Feuer der Batterien zu leiden. Eben so leicht wäre es in der Nähe von Sebastopol zu landen, indem die Stadt offen und nicht wohl einer Vertheidigung fähig ist.

So lange die Türken im Besitze von Groß-Abasien sind, haben sie auch die Mittel Taurien wieder zu erobern, weil durch die Steppen von Kertsch oder von der Südküste über Alontscha, Uskut und Sondag leicht dahin zu gelangen ist. Allein in dem jetzigen Zustande der Türkei ist nicht wohl an dergleichen zu denken.

Die Gränze gegen die Moldau wird durch die Linien des Pruth und des Dniester gebildet. Die Türken, welche seit langer Zeit genöthigt sind die Moldau zu verlassen, um ihre Streitkräfte hinter der Donau zu konzentriren, waren außer Stande eine Defensive zu behaupten, welche ihnen in diesem Fürstenthume einige Aussicht auf Erfolg gab. Diese Hoffnung hat noch mehr abgenommen, seit Rußland in Folge des letzten Vertrags seine äußersten Posten bis hieher vorgeschoben hat. In späterer Zeit vielleicht ist es möglich, daß Oesterreich, im vollständigen Besitze der Karpathen, sich in den Fürstenthümern der Moldau und Wallachei festzusetzen sucht, um den Russen an der Donau den Weg in seine Hauptstadt zu verschließen. Es ist bekannt, daß der Pruth von Czernowitz, wo er Galizien verläßt, bis zu seiner Mündung in die Donau oberhalb Jackzka von dem Dniester nur durch einen langen, aber schmalen Ausläufer der Karpathen getrennt ist. Die Linie des Dniester, die einzige, welche in einer Ausdehnung von 60 Myriametern befestigt ist, hat nur vier feste Plätze; diese sind Chotim, Bender, Akerman auf dem rechten Ufer und Olviopol auf dem linken. Chotim liegt am äußersten Ende der Karpathenkette auf dem Abhange eines Hügels, der das rechte Ufer des Dniesters verengt; es ist ein schlechter Platz, und für seinen Zweck viel zu enge; zwar liegt die Stadt Kaminiez auf dem linken Ufer nicht weit davon, wo man alle Magazine und sonstigen Etablissements für eine Armee errichten kann. Bender, das etwa in der Mitte der Linie liegt, hat alle Fehler einer von den Türken erbauten Festung; es ist nur von einem schlecht tracirten Umfange umgeben, wobei die Vortheile, welche das Terrain darboten, nicht besonders benutzt wurden. Es ist nicht möglich, sich gegen ein Kreuzfeuer in derselben zu behaupten.

Akerman ist auf einer Insel des Sees Ovidovo an der Mündung des Dniesters erbaut, und zwar am Fuße eines Felsens, auf welchem die Citadelle liegt. Zwei gemauerte Umfänge umgeben es; der untere ist für das Kleingewehr krenelirt, der obere für das Geschütz eingerichtet. Olviopol, von welchem Akerman der Brückenkopf zu seyn scheint, ist nicht so gut befestigt.

Die Linie des Pruth wird durch keine Festung gedeckt. Jassy, Falczy und Galacz auf dem rechten und Reni auf dem linken Ufer sind die einzigen beträchtlichen Städte an diesem Flusse. Durch die Linie des Pruth wird die Donau um etwa 10 Myriameter verlängert; innerhalb dieser kurzen Strecke besitzt Rußland die Festungen Ismail und Kilia; erstere liegt auf dem rechten Ufer des südlichen Armes der Donau, gegenüber den kleinen türkischen Festen Isakcza und Tulcza, die jedoch die Russen nicht an einem Uebergange zwischen denselben und Galacz zu hindern vermögen, wie dieß in den Jahren 1809 und 1828 der Fall war. Der unvermeidliche Fall dieser beiden Punkte setzt das russische Heer in den Besitz sämmtlicher Donaumündungen, und gestattet demselben sich auf dem rechten Ufer festzusetzen, und je nach Gutdünken entweder zwischen dem nördlichen Abfalle des Balkan und der Donau gegen Silistria und Rustschuk zu marschiren, oder direkt über Babadagh und Bazardschik auf Schumla zu rücken, oder auf der Straße entlang dem Ufer des schwarzen Meeres sich über Karaman und Mangalia auf Varna zu bewegen.

Auf dem linken Ufer des Dniesters von Olviopol bis zur Mündung der Kodema gibt es nur eine Straße. Hier trennt sie sich von dem Flusse, führt über Balta und Olgopol, nähert sich bei Jampol demselben wieder, und führt über Mogilew nach Kaminiez. Von Mogilew führt eine andere Straße über Kischenew und Bender nach Akerman. Zwischen dem Dniester und dem Pruth gibt es nur drei transversale Verbindungen, nämlich die Straßen von Jampol und Balta nach Jassy. Ganz schlechte Wege führen von Bender nach Kilia und von Akerman nach Ismail. Die Wege auf beiden Ufern des Pruth sind mit Ausnahme desjenigen, der von Chotim auf dem rechten Ufer nach Jassy führt, abscheulich, und für Truppenbewegungen und Artillerie unbrauchbar.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 161. 10 Junius 1835.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Dritter Artikel.*)

Ueber einzelne Nachtheile und Uebelstände des Dienstes, über Zurücksetzung der indischen Offiziere gegen die der königlichen Armee, über Vernachlässigung ihrer Interessen, und über die ungebührliche Anwendung des Sparsystems auf die Armee allein hatten Offiziere jenes zahlreichen Heeres, auf dessen Willfährigkeit und Diensttauglichkeit die englische Herrschaft in Indien beruht, ihre Klagen und Wünsche ausgesprochen. Diese Stimmen kamen vorzugsweise aus Indien selbst, sie waren vereinzelt, und kämpften gegen die Symptome eines Uebels, das seinen Sitz in London hatte. So wie man näher auf diese Klagen einging und ihren Grund untersuchte, so konnte es nicht fehlen, daß man endlich den rechten Fleck traf, und zuerst die Administration, dann die Zusammensetzung und endlich die Existenz des Rathes der Direktoren angriff. Die Art der Geschäftsführung dieses Rathes und sein Verhältniß zum Board of Controul, häufig auch bloß India-Board genannt, wird unsern Lesern noch aus der Schilderung vom vorigen Jahre **) erinnerlich seyn. Es läßt sich nicht läugnen, unter den jetzigen Verhältnissen ist der Rath der Direktoren ein hors d'œuvre. Seine Geschichte läßt sich mit wenigen Worten zeichnen. So lange die ostindische Kompagnie nur Handel trieb, konnte die Regierung sie unbesorgt sich selbst überlassen, sobald aber diese Kompagnie großen Landbesitz errang, und nicht nur mit indischen Fürsten, sondern auch mit europäischen Nationen auf indischem Boden Krieg führte, als Streitigkeiten in diesen fernen Besitzungen Veranlassung zu Kriegen in Europa abgaben, da konnte die Regierung die Ruhe und den Frieden des Staates nicht mehr dem Gutdünken der Direktoren einer Handelskompagnie überlassen. Darum führte Pitt den Board of Controul ein, der eigentlich dazu bestimmt war, alle diejenigen Verhältnisse des ostindischen Reichs zu beaufsichtigen, welche zu Zerwürfnissen mit europäischen Mächten führen konnten. Zwar sank die Macht der Franzosen in Indien noch im verflossenen Jahrhundert fast auf Null herab, dafür aber begann der Kampf mit den Besitzungen des mit Frankreich anfangs verbündeten und dann vereinigten Hollands, dessen Herrschaft in den malayischen Ländern seit Jahrhunderten begründet und viel tiefer gewurzelt war, so daß die letzte Besitzung desselben erst im Jahre 1811 von den Engländern genommen werden konnte. Während dieser Zeit waren die Kriege mit den indischen Fürsten ihren gewöhnlichen Gang gegangen, der unwandelbar damit endigte, daß diese in mehr oder minder drückende Abhängigkeit von den Engländern geriethen, welche, auf eine schonende Art durch Residenten und sogenannte Hülfstruppen ausgeübt, für die entnervten Fürsten wenig Zurückstoßendes hatte. Je mehr aber auf diese Weise das Reich in Indien sich ausdehnte, desto weniger konnte man dem Rath der Direktoren die Leitung allein überlassen, und mit jeder Erneuerung des Freibriefs wurde die Gewalt des India-Board vergrößert.

Seitdem nun aber die Kompagnie als Handelsgesellschaft ganz aufgehört hat, und der Rath der Direktoren, obgleich noch allzu zahlreich aus Handelsmännern zusammengesetzt, nur noch die politische Leitung der Geschäfte hat, wozu dann zweierlei Behörden, den India-board und den Rath der Direktoren? diese Frage mußte sich bald erheben, und die Zusammensetzung des letztern, so wie die Verwaltung wurden nun der Gegenstand bitterer Commentarien. Wer sind diese Direktoren? wie werden sie gewählt! welche Macht besitzen sie, und wie üben sie solche aus? das sind Fragen, die leicht und schwer zu beantworten sind, je nachdem man es nimmt; leicht, wenn man die geschriebenen Konstitutionen der Kompagnie zur Hand nimmt, schwer, wenn man auf die Sache selbst eingeht. Die Direktoren werden, ehemals 24, jetzt 30 an der Zahl gewählt von denjenigen Stockbesitzern, welche wenigstens 1000 Pfd. Kapital besitzen; wer 2000 Pfd. Kapital besitzt, ist wählbar. Die Zahl dieser Kapitalbesitzer beträgt über 2000, wovon ein starkes Drittheil wahlberechtigt ist. Die Mehrzahl dieser Wähler besteht aus Fremden, aus alten Jungfern und Wittwen, — der letztern waren bei der Wahl von 1831 nicht weniger als 343, — aus Kaufleuten, die sich von den Geschäften zurückgezogen u. dgl., und die Männer, denen eine solche Wählerschaft den Vorzug gibt, sollen nun ein weites Reich von 80 bis 100,000,000 Menschen beherrschen. Das ist ein innerer Widerspruch, dem man auf Umwegen abhilft, freilich auf Umwegen, die viel Geld kosten, das man bei einem solchen Reiche besser und nothwendiger verwenden könnte. Nicht mit Unrecht sagt der Verfasser eines Artikels in der Naval

*) Siehe Ausland von diesem Jahre Nro. 94 u. 97.

**) S. Ausland, Jahrgang 1834. Nro. 186 u. 187.

and Military Gazette: „der Rath der Eigenthümer (court of Proprietors) ist seit vielen Jahren, namentlich aber seit der letzten Erneuerung des Freibriefs (im J. 1833) eine Körperschaft ohne alle politische Bedeutung geworden. Zu welchem Zwecke man ihn fortbestehen ließ, geht über unser Fassungsvermögen. Seit sie nach dem neuen Freibrief ihrer Dividenden aus den Einkünften Indiens sicher sind, haben sie nicht Einmal die angenehme Formalität zu erfüllen, eine Dividende von 10½ Proc. aus den Ergebnissen des Handels sich in ihren halbjährigen Versammlungen zu votiren."

Mit den Direktoren ist es wo möglich noch schlimmer bestellt. Durchliest man den neuen Freibrief der Kompagnie, so wie die Verhandlungen zwischen dem Präsidenten des India-Board Hrn. Ch. Grant, und den Direktoren der Kompagnie, welche den Debatten im Parlamente vorangingen, so sieht man ohne alle Mühe, daß die Direktoren zur Annahme des neuen Freibriefs, der ihnen durchaus jede wirkliche Macht entzog, nur durch die deutlichen Drohungen Hrn. Grants bewogen wurden. *) Warum nahmen aber die Direktoren diesen für diese erniedrigenden Vorschlag an? weil ihr Privatinteresse es erforderte, und dieß Privatinteresse wird auf eine Weise gepflegt, welche für die Verwaltung Indiens im höchsten Grade nachtheilig seyn muß, nämlich in der Besetzung der Aemter in Civil und Militär, was die Engländer unter dem allgemeinen Namen patronage begreifen, und worein die Direktoren sich theilen. Freilich werden nicht die sämmtlichen Aemter verkauft, wohl aber die Anwartschaft dazu, indem sämmtliche writerships, Schreiberstellen, d. h. Civildiener untern Rangs, so wie alle Kadetten- und ärztlichen Stellen, nur gegen Geld oder sonstige Vortheile ertheilt werden. Vom Jahre 1796 bis 1832 wurden 10,388 Kadetten und Unterärzte nach Indien geschickt, im Durchschnitt also 282 jährlich. Ein Korrespondent der oben erwähnten Naval and Military Gazette rechnet jede dieser Stellen nur zu 500 Pf., was also ein jährliches Einkommen von 141,000 Pf. machte. Hiezu kommen noch ungefähr 40 writerships, wovon jede 1500 Pf. wenigstens kostet, was noch 60,000 Pf. weiter ausmacht, oder im Ganzen 200,000 Pf., ungerechnet eine Menge unbedeutenderer Stellen. Die Summe wäre gewiß groß genug, um die schmalen Pensionen der tapfern Männer etwas zu vergrößern, durch deren Anstrengungen das mächtige Reich im Osten erworben wurde und erhalten wird, und die gewiß gegründetere Ansprüche haben, als die Direktoren, in so fern Geschicklichkeit, Tapferkeit oder lange und gefahrvolle Dienste in einem fremden Lande den erstern einen Vorzug geben vor Leuten, deren Haupt-, wo nicht einziges Verdienst, in einem wohlgespickten Geldbeutel besteht.

Aus Furcht, die aus solcher Aemterverleihung hervorgehenden Vortheile zu verlieren, ließen die Direktoren jede andere Rücksicht unbeachtet, und die Regierung war schwach genug, die zahllosen Mißbräuche, die daraus hervorgehen, eben dadurch zu sanktioniren, daß sie die Direktoren im Besitz einer solchen Gewalt ließ, welche nur die Folge haben kann, die Mängel der Lokalverwaltung zu verewigen, und Indien wie England der großen Vortheile zu berauben, die aus einer freien Mitbewerbung um diese Civil- und Militärstellen entspringen müßten. Freilich möchte man jeden vernünftigen Mann fragen, weßhalb man überhaupt den Rath der Direktoren bestehen ließ, der durchaus keine Exekutivgewalt mehr besitzt, ungeheure Kosten verursacht, *) und noch überdieß nutzloser Weise die Verantwortlichkeit mit dem Board of Controul theilt, dessen Beschlüssen er sich nicht Einmal wirksam widersetzen kann? Allerdings mögen sich unter den Direktoren Männer von Erfahrung in indischen Angelegenheiten finden, diese könnte man aber gar wohl zu dem India-Board versetzen, da die Existenz des Direktoriums, als einer besondern, jedoch aller wirklichen Macht entkleideten Behörde eine Thorheit ist.

(Schluß folgt.)

*) Er warf ihnen die Drohung hin, „wenn sie die Vorschläge des India-Board nicht annehmen, so würde er dem Parlament einen Plan der Regierung von Indien vorlegen, wobei die Kompagnie gar nicht mit dazu gezogen würde. (without the instrumentality of the Company.)

*) Was die Beamten des Indiahouse kosten mögen, mag man nur unter anderm daraus abnehmen, daß von 1797 bis 1815. 9,094 Foliobände Korrespondenz nach England geschickt wurden; von 1814 bis 1819 stieg die Zahl sogar auf 12,411 Pf.; auf das Jahr kommen also 500 Foliobände, die durchlesen werden müssen, um darüber Bericht erstatten zu können. Dieß ist das Geschäft der India clerks, die von 12—2400 Pf. St. Besoldung haben.

Die Ströme der Erde.

Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Eine der größten Merkwürdigkeiten dieses Flusses ist die ungeheure Menge Holz, welche Jahr aus Jahr ein auf ihm herabschwimmt. Wie unglaublich groß diese Massen von Treibholz sind, werden wir weiter unten sehen, wenn vom Delta des Missisippi die Rede ist, hier wollen wir bloß bemerken, daß bei weitem der geringste Theil dem Missisippi selbst angehört, sondern hauptsächlich seinen Nebenflüssen, und unter diesen vor Allem dem mächtigen Missouri, dessen Lauf länger und dessen Wassermasse größer ist, als die des Missisippi selbst. Der Lauf des Missouri, der gleich mehreren seiner bedeutendern Beiflüsse, wie der Yellowstone und Kanzas, ein mit prachtvollen Urwäldern bedecktes Gebiet durchströmt, gibt einen augenscheinlichen Begriff von dem Abfall des Landes.

Bis jetzt kennt man nur seine südlichen Quellen, welche seit der Reise der Hrn. Clark und Lewis die Namen Jefferson, Madison und Gallatin tragen, und zwischen 44° und 45° N. B. liegen; die nördlichen noch unbekannten Quellen mögen von 50° wenig entfernt seyn. Sie vereinigen sich unter 47° ungefähr zu einem schon ziemlich beträchtlichen Flusse, der von hier an gerade gegen Osten strömt, und nachdem er etwa neun Breitegrade dieser Richtung gefolgt ist, sich plötzlich südwärts wendet, beinahe unter gleicher Breite mit den Quellen des Missisippi und der Wasserscheide zwischen dem merikanischen Golf und der Bafinsbai. Auf diesem Oberlaufe ist der Yellowstone, mit dem sich

der Bighorn vereinigt, sein Hauptzufluß; *) die bedeutendern Zuflüsse aber erhält er auf seinem südlichen Laufe von 48° bis 39° N. B., auf welcher Strecke er jedoch einen bedeutenden Bogen gegen Osten macht. Auf diesem Laufe empfängt er namentlich den weißen Fluß, den reißenden Fluß (eau qui courre) und den Platten Fluß, der sich durch eine seltsame Eigenthümlichkeit auszeichnet: trotz seines langen, ununterbrochen von Ost nach West gerichteten Laufes ist er doch sehr flach, daher sein Name, und wegen einer Menge Stromschnellen und Untiefen unschiffbar; es scheint, als ob er beinahe auf seinem ganzen Laufe über ein Felsenbett dahinströme. Seine Quellen sind tief im Gebirge, wie schon oben bemerkt wurde. Der nächste bedeutende Fluß, der sich in den Missouri einmündet, ist der Kanzas, der zwar bei der Mündung nur etwa 600′ breit, aber ungemein tief ist; sein Lauf ist hier träge, und man glaubt beinahe er ströme rückwärts, diese Erscheinung ist aber durch den langsamen Lauf des Kanzas und die reißende Strömung des Missouri sehr erklärlich. Der Lauf dieses letztern Flusses auf dieser ganzen Strecke ist äußerst unregelmäßig, man möchte sagen, nicht ausgebildet, er verändert oft sein Bette, setzt Land an, und reißt es wieder ab, wie der Missisippi, auch finden sich an mehrern Stellen große Massen von Treibholz. Das linke Ufer ist häufig flach, und leicht überschwemmt, während das rechte sich in steilen Felsen erhebt. An seiner Einmündung in den Missisippi findet sich, wie bei fast allen Einmündungen der bedeutendern Flüsse in denselben eine Insel, eine Folge der heftigen Gegenströmungen beider, und der großen Masse von Erde und Steinen, die sie fortwälzen.

Von den übrigen Zuflüssen des Missisippi auf der rechten Seite ist außer dem rothen Flusse (rio roxo de Natchitoches), dessen wir beim Delta des Missisippi gedenken werden, namentlich noch der Arkansas bemerkenswerth. Dieser Fluß, dessen Quellen gleichfalls tief im Gebirge sind, hat 250 geogr. Meilen von seiner Mündung eine Breite von mehr als 1000 Schritten, sein Wasser ist süß und trinkbar, 200 Meilen tiefer unten aber ist es brakisch und ungenießbar, und der Fluß hat nicht an Breite zugenommen, was um so mehr zu verwundern ist, da auch er immer bedeutend anschwillt, und in der Nähe der Mündung die Ufer überströmt.

Auf dem linken Ufer des Missisippi ist außer dem Wisconsin, Illinois und Kaskaskia hauptsächlich nur der Ohio zu bemerken, der in der Nähe von Pittsburg in Pennsylvanien durch die Vereinigung des Alleghany mit dem Monongahela entsteht, und auf seinem langen Laufe den Muskingum, Scioto, Miami, Wabash, Kentucky, Green River, Cumberland und Tenessee aufnimmt, lauter Flüsse, die durch Landschaften strömen, welche vor 40 Jahren noch Wildnisse waren, und jetzt in wunderbarem Aufblühen begriffen sind. Die Ufer des Ohio an seiner Mündung bestehen nicht aus festen Felsmassen, sondern aus niedrigem, weichem, aufgeschwemmtem Boden. Die von dem Wasser an den Bäumen hinterlassenen Spuren bestätigen die Behauptung, daß der höchste Wasserstand an der Mündung dieser riesenhaften Stromgebiete eine Höhe von 15′ über dem mittleren Wasserstand erhalten könne, und die Bemerkung mehrerer Reisenden, daß die Ufer des Ohio in der Nähe seiner Mündung sich seit einigen Jahrhunderten sehr verändert haben müssen, ist deßhalb nicht zu verwundern. Auch werden die Ufer häufig durch den bloßen Gegendruck der Strömung des Missisippi, welche den Abfluß der Gewässer des Ohio hindern, weithin überschwemmt, und eine ziemliche Strecke hinauf sind dieselben mit Rohr bewachsen, aber je höher man hinaufkommt, desto lieblicher wird die Scenerie; die Franzosen hatten nicht Unrecht, den Fluß la belle rivière zu nennen, und der Deutsche glaubt sich oft in die reizenden Gegenden der Elbe und Donau versetzt. „Malerische Felsen," sagt Herzog Paul von Würtemberg, „zeigen sich an dem nördlichen Ufer des Stroms oberhalb der Horrikan-Insel, und bilden schroffe thurmförmige Gestalten, welche, sich aus dem Bette des Ohio erhebend, in grünen und wilden Gruppen dem Auge des Beobachters sich darstellen. Unter diesen Kalkmassen sah ich auch das allgemein bewunderte Höhlengebilde, welches unter dem Namen Cave in rock (la grande Caverne) von mehrern Reisenden beschrieben worden ist. Sie ist in einer Höhe von mehr als 100 Fuß ausgeschweift und besteht aus parallel laufenden Kalkschichten, welche Ueberbleibsel versteinerter See- und Schalenthiere enthalten." Eben diese Felsen bilden aber auch zahlreiche Schnellen, die nicht immer ohne Gefahr zu beschiffen sind.

Die Apalachen beugen sich hier auf der linken Seite des Stroms von Osten gegen Westen; von ihnen kommen der Cumberland und Tenessee herab, doch ist das Gebirge schon so stark gegen Westen gebogen, daß sie nicht mehr in den Missisippi, sondern nach langem parallelem Laufe in den Ohio fallen. So kommt es, daß unterhalb des Ohio sich kein auch nur einigermaßen bedeutender Fluß in den Missisippi ausmündet, und dieser Strom, der bisher einen südöstlichen Lauf verfolgte, sich von jetzt an mehr gerade gegen Süden wendet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die linken Zuflüsse des Missouri in seinem obern Laufe fließen fast nördlich wenigstens nordöstlich, und werden von den Zuflüssen des gegen Süden gerichteten Mittellaufs durch die Kette der sogenannten schwarzen Berge (black hills) geschieden.

Notizen über Rußland.

Militärischer Ueberblick seiner Gränzen.

(Schluß.)

— Westgränze. Die Westgränze Rußlands bietet kein geringeres Interesse dar, sey es nun, daß man denjenigen Theil betrachtet, der an Oesterreich gränzt, oder denjenigen, der gegen Preußen und Schweden Front macht.

Gränze gegen Oesterreich. Die Gränze gegen Oesterreich hat von dem Freistaate Krakau bis nach Kaminiez eine Ausdehnung von 80 Myriametern, und macht gegen Gallizien Front. Obwohl sie ihrem Umrisse nach auf den ersten Anblick für Rußland vortheilhaft zu seyn scheint, so ist sie in der Voraussetzung eines Koalitionskriegs gegen Rußland doch noch günstiger für Oesterreich. Denn das weite Land zwischen dem Bug und dem Dnieper ist ziemlich fruchtbar, offen und gänzlich von Festungen entblößt, und könnte daher leicht von einem Heere besetzt werden, das von Lemberg oder von Tarnopol ausmarschirt. Die einzigen Stützpunkte der Russen wären alsdann im Nordwesten die kleine Festung Zamosk, und im Südosten Kaminiez und Chotim, welche beide kaum gegen einen Handstreich gesichert sind. Zum Rückzuge hätten sie nur die Straßen nach Pinsk, Mozyr, Kiew und Czerkassy. Nach einer Niederlage könnten sie das Feld nicht mehr behaupten, und müßten sich

entweder hinter den Sumpf des Prypeß oder hinter den Dnieper zurückziehen.

Gränze gegen Preußen. Die Gränze gegen Preußen beginnt bei Polangen, engt die Küste in der Nähe der Niemenmündung ein, überschreitet diesen Fluß unweit Johannesburg, zieht sofort über Schirwind, Oletsko, Willenberg nach der Weichsel bei Thorn und von da nach Kalisch; hier wendet sie sich südlich bis nach Krakau, wo sie eine östliche Richtung nimmt.

Der Umriß dieser Gränze ist ganz zum Vortheile von Rußland. Gegenwärtig hat dieses zwar nur die Festung Modlin und die Citadelle von Warschau, allein seine centrale Lage macht es ganz zum Herrn der Oder, und obgleich Preußen im Besitze von Danzig, Colberg, Graudenz und Posen ist, wird es doch nie mit Vortheil gegen die Massen kämpfen können, welche von Plock und von Warschau debouchiren. Es muß sogar gleich beim Beginne der Feindseligkeiten auf Alt-Preußen Verzicht leisten, um nicht gegen die Ostsee gedrängt und von der Weichsel abgeschnitten zu werden.

Gelänge es bei einem Koalitionskriege, das russische Heer auf das rechte Ufer der Weichsel zurückzudrängen, so ließe sich ohne große Hindernisse eine große Strecke Landes erobern; denn von der Weichsel bis zur Dwina begegnet man nur noch dem Niemen, der jedoch durch keinen festen Platz gedeckt ist. Daher beeilt sich auch die umsichtige russische Regierung, Brzesz zwischen der Weichsel und der Beresina zu befestigen, um für alle Fälle einen Waffenplatz gegen Preußen und Oesterreich zu haben, der zugleich Polen und Litthauen imponirt. Sie erweitert ferner die Werke von Bobruisk am rechten Ufer der Beresina, so wie auch die Werke von Dünaburg, welches die untere Dwina vertheidigt.

Allein auch dabei bleibt die russische Regierung nicht stehen; seit längerer Zeit wird erwogen, ob nicht südlich von Brzesz, etwa zu Ostrog oder Lutsk, ein Waffenplatz gegen Oesterreich, und nördlich davon, etwa bei Kowno oder Olita, ein zweiter gegen Preußen erbaut werden soll.

Gränze gegen Schweden. Vor 33 Jahren begann die Gränze gegen Schweden 5 Myriameter vom weißen Meere, deckte die Provinz Oloney, ging 5 Myriameter am Ladoga-See vorbei und fiel 13½ Myriameter von Petersburg in den finnischen Meerbusen. Diese Gränze hat sich seit 1817 geändert. Sie umfaßt jetzt Norwegen bis an den Torneo, folgt diesem bis zu seiner Mündung in den bottnischen Meerbusen, geht sofort über die Alands-Insel und erreicht den Kontinent in Liefland wieder. Dadurch kamen die Häfen Abo und Sweaborg, Schwedens wichtigste See-Etablissements, an Rußland. Auch auf dieser Gränze ist Rußland im großen Vortheile gegen Schweden. Die Insel Aland ist von der schwedischen Küste nur 5 Myriameter, und der Archipel, welcher die Zugänge zu Stockholm von Seite Rußlands maskirt, nur 4½ Myriameter von Kronstadt entfernt. Häufig gefrirt der ganze Meerbusen so fest, daß Truppen über das Eis marschiren können. Hieraus geht hervor, wie mißlich Schwedens Lage einem solchen Nachbar gegenüber ist.

— Etablissements am baltischen Meere. An derjenigen Küste des baltischen Meeres, welche Schweden gegenüber liegt, findet man die meisten und besten Plätze des russischen Reichs. Es sind ihrer vier. Riga hat einen bastionirten verkleideten Umfang mit Halbmonden und einem bedeckten Wege. Die Gräben sind breit und mit Wasser gefüllt. Die Zugänge sind durch detaschirte Lünetten von Erdwerk vertheidigt, welche 400 Meter vor dem Glacis liegen. Zahlreiche Vorstädte, welche sich bis an den Fuß des Glacis ausdehnen, maskiren den Platz. Die Citadelle ist ein regelmäßiges Sechseck von gutem Tracé, mit Halbmonden und bedecktem Wege; sowohl die Escarpe als die Contrescarpe sind verkleidet.

Das Fort Dünamünde, an der Mündung der Dwina, auf dem linken Ufer und einer von diesem Flusse und der Aa gebildeten Insel erbaut, ist ein Sechseck mit verkleideter Escarpe und Contrescarpe, Halbmonden und bedecktem Wege.

Die Linie der Dwina, durch Riga, das Fort Dünamünde und andere leicht zu befestigende Punkte vertheidigt, bildet für die Russen eine defensive Stellung, welche die Straße von Königsberg und Warschau nach Petersburg deckt.

Reval, Hauptstadt von Esthland, liegt in einer Bucht des finnischen Meerbusens. Ihr Hafen faßt einen Theil der russischen Flotte. Die Rhede ist geräumig und gut. Es befindet sich hier ein Seezeughaus, es werden jedoch nur Briks und Kanonierschaluppen daselbst gebaut. Die Werke dieser Stadt bestehen in einem bastionirten Umfange von unregelmäßigem Tracé, wovon nur ein Theil verkleidet ist. Die bedeckten Wege sind beinahe ganz verschwunden und von Vorstädten umgeben.

Narva liegt auf dem linken Ufer des Flusses gleichen Namens; es vertheidigt die große Straße von Riga nach Petersburg. Dieser Platz hat einen bastionirten Umfang mit unregelmäßigem Tracé, mit Halbmonden und bedecktem Wege. Escarpe und Contrescarpe sind verkleidet. Narva ist ein Brückenkopf, der die defensive Stellung vom Peipus-See bis ans Meer deckt.

Jamburg, eine kleine Stadt auf dem rechten Ufer der Luga, liegt 11 Myriameter von Petersburg und 3 vom finnischen Meerbusen; sie hat eine kleine Citadelle von Erdwerken, welche die Straße von Reval nach Petersburg deckt.

Kronstadt liegt am östlichen Ende der Insel gleichen Namens, im hintersten Theil des finnischen Meerbusens, und vertheidigt den Zugang zu der Hauptstadt, so wie den Kanal, durch welchen die Kriegsschiffe passiren. Auf der Westseite ist dieser Platz durch einen schlechten Erdumfang geschlossen; ein Wassergraben und Pallisaden umgeben ihn. Letztere würden selbst Feldgeschützen nur geringen Widerstand leisten. Die Nordseite ist von einem Erdwerke umschlossen, das leicht verbessert werden könnte. Im Osten und Süden ist der Platz durch einen Damm geschlossen, auf welchem sich eine Brustwehr erhebt. Drei Forts von Mauerwerk und mit mehrern Batterien über einander vertheidigen den Kanal. Die beiden äußersten Forts sind nicht gut angelegt und könnten durch Schiffe zusammengeschossen werden. Das dritte, Cronslot genannt, erfüllt seinen Zweck besser.

Petersburg ist eine offene Stadt; sie hat eine Citadelle, die jedoch nur zu Aufbewahrung politischer Gefangenen dient, und keinen ernsten Widerstand zu leisten vermag.

Auf dem neuerworbenen Antheil von Finnland befinden sich noch Sweaborg, Helsingfors und Frederiksham, alle drei feste Plätze und wichtige Militär-Seehäfen.

Vermischte Nachrichten.

Zu Bony, einem kleinen Dorfe des Departements du Nièvre, hat man in einem eisernen Gefäße, das in einem alten Gebäude vergraben war, 12,000 römische Münzen gefunden. Sie sind nicht gerade selten, bieten indeß eine merkwürdige Mannichfaltigkeit dar. Man kann sie nach folgender Ordnung klassifiziren: 1) Julia Mösa Augusta, Urgroßmutter Heliogabals. 2. 3. 4) Die Kaiser Volusianus, Valerianus, Vater, Gallienus. 5) Salonina, Frau des letztern. 6) Saloninus (Cäsar), sein Sohn. 7) Valerianus Cäsar. 8) Posthumus, Vater. 9) Victorinus, Vater. 10) Claudius II Gothicus. 11. 12) Quintillus, Aurelianus, Kaiser. 13. 14) Tetricus, Vater und Sohn, Gegenkaiser.

*

Die nordische Biene vom 6 Mai a. St. enthält nachstehende wunderliche Nachricht: „Man spricht viel von einer neuen Entdeckung, vermittelst deren man einige tausend Kopien von Büchern, Planen, Zeichnungen, Gemälden u. s. w. in sehr kurzer Zeit erhalten kann. Diese Operation erfordert, wie man sagt, weder Kenntniß der Schreibe-, noch der Zeichenkunst, und gibt also auch dem Blinden Gelegenheit dem Originale getreu zu schreiben und zu zeichnen, denn zu der ganzen Operation sind nur die Hände nöthig. Wir wollen sehen, was herauskommt. Der Erfinder sammelt Subskriptionen zu 25 Rubel für die Person, und will sein Geheimniß bekannt machen, sobald er 200 beisammen hat.“

*

Das Taunton Chronicle, und nach diesem die Litterary Gazette, erzählt folgenden, wenn er wahr ist, sehr merkwürdigen Umstand: „Kürzlich fand man in der Nähe von Taunton eine dunkelfarbige Viper von etwa 19 Zoll Länge; sie hatte aber 2½ Zoll vom Schweife zwei weiße Füße, die in sechs scharfe weiße Klauen, jede von einem halben Zoll Länge, ausliefen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 162. 11 Junius 1835.

Die Ströme der Erde.

Nordamerika.

Das Delta des Missisippi.

(Mit einer Karte.)

Wir fügen diesem Abschnitte die Karte von Louisiana bei, welche der ersten Reise des Herzogs Paul Wilhelm von Würtemberg nach dem nördlichen Amerika angehängt ist. Der Verfasser widmete diesem Theile von Louisiana eine besondere Aufmerksamkeit, und ließ diese Karte nach den besten amerikanischen entwerfen; sie ist äußerst geeignet, das merkwürdige Delta des Mississippistroms in seiner eigenthümlichen, von andern sehr abweichenden Bildung zu zeigen. Lyell bemerkt in seinem bekannten Werke,*) das Delta des Mississippi gleiche eher denen, die sich in Binnenseen bilden als im Meere, indem Ebbe und Fluth in dem mexikanischen Golf sehr schwach seyen. Wenn dieser Strom seine Ufer überschwemmt, setzt er Schlamm und Sand ab, den er in Menge mit sich führt; der gröbere Theil fällt zuerst nieder, und der stärkste Absatz findet sich in der Nähe der Ufer, wo er am sandigsten ist. Feinere Theilchen werden weiter fortgeführt, und bilden einen harten, fettigen, schwarzen Boden. Daher ist das von diesem Fluß angeschwemmte Land unmittelbar am Ufer am höchsten, und fällt wie ein natürliches Glacis nach beiden Seiten ab. So erklärt es sich, weßhalb der Mississippi, ganz im Gegensatz gegen andere Flüsse, welche mit ihren getheilten Armen eine weite Landstrecke umfassen, vielmehr eine große Landzunge ins Meer vorschiebt, die, nur seit Neuorleans gebaut wurde, sich schon um mehrere Meilen verlängerte. Die Höhe der Uferränder hat auch zur Folge, daß sich der Fluß immer tiefer in den Boden eingräbt, und seine Tiefe in der Nähe von Neuorleans bei hohem Wasserstande 168 Fuß beträgt. Dabei ist seine Breite nicht sehr beträchtlich, denn er hat bei Neuorleans nur etwa 1200, bei Fort Plaquemine 1500 Schritt Breite.

Die Ablagerungen des Flusses gehen indeß, wie im obern Lande, so auch hier an der See vor. Die lange, schmale Landzunge, die nur aus den Sandbänken des Flusses besteht, hat genau dasselbe Ansehen, als die Ebenen im Lande während der periodischen Ueberschwemmungen, wenn nichts über dem Wasser erscheint, als die höhern Theile der oben beschriebenen Abdachung; auch unter dem Meere sind diese Abdachungen im Fortschreiten begriffen, und sie dehnen sich weit und breit auf dem Meeresboden aus, so daß das Meer sehr seicht geworden ist, und höchstens 10 Faden Tiefe hat. *) Auf diese Weise wurde nach und nach das ganze Land gebildet, das zwischen dem See Pontchartrain und dem Meere liegt, denn gerade oberhalb jenem See an dem Flüßchen Iberville ist die erste Hügelreihe des innern Landes. So äußert sich an mehrern Stellen Herzog Paul v. W. in seinem Werke, und weist diese Behauptung unter Anderm auch durch den Pflanzenwuchs nach, denn erst oberhalb Plaquemine ist der obwohl noch morastige Boden an einigen Stellen schon fest genug für einen kräftigen Pflanzenwuchs, und die Weide geht allmählich aus dem Strauch in den Baum über; meist aber ist dieß an die See anstoßende Flachland nur mit hohen Gräsern, krautartigen Pflanzen, und kaum mannshohen Sträuchen bewachsen.

Die ungeheure Wassermasse des Mississippi findet aber zur Zeit der Ueberschwemmungen einen regelmäßigen Abfluß in die zahlreichen Nebenflüsse und Seen, welche das Delta einnehmen. Da die beigegebene Karte jede genauere Auseinandersetzung der See- und Stromverbindungen unnöthig macht, so wollen wir uns auf eine allgemeine Schilderung dieses Landstrichs beschränken, der so gut wie das Thal Aegyptens, ein Geschenk des Flusses ist. Das ganze Gebiet zwischen dem Mississippi und Achaffalaya bis zu den Ausflüssen beider Ströme, die Seeküste mit eingerechnet, wird durch eine Menge Seen und Kanäle, die diese unter einander verbinden, durchzogen; alle diese gehören zum Innundationssystem des Mississippi und ihr höherer oder niedrigerer Wasserstand hängt von dem des Hauptstroms ab. Die vielen Moräste, welche innerhalb des vom Achaffalaya und Mississippi gebildeten Delta's liegen, hängen beinahe alle eben so wie die Seen durch Kanäle mit einander zusammen. So ist der Lac des Allemands, der durch

*) Principles of geology. third edit Vol. III. pag. 558.

*) Die viele Thonerde, die der Strom mit sich führt, färbt das Wasser desselben gelb; etwa eine halbe Meile von der Mündung stößt das Flußwasser mit dem schwarzen Salzwasser des Golfs zusammen, und die Entfärbung des letztern findet so schnell statt, daß der Vordertheil des Schiffs im gelben, der Hintertheil noch im schwarzen Wasser zu schwimmen scheint. Reise des Herzogs Paul v. W. S. 19.

einen Kanal mit dem Mississippi verbunden ist, mit den Seen Conache, Petit und Bond durch Zuflüsse in Verbindung, welche sämmtlich durch den Lac des Flets sich ins Meer ergießen. Die Seen Verret und Poulourde hängen, außer dem Berwikskanal, noch durch andere Zuflüsse mit dem Achaffalaya zusammen. Die kleinen Flüsse Boeuf und Crocodile, welche in gleicher Richtung mit dem rothen Fluß von Nord nach Südost aus dem Gebiet der Fälle dieses letztgenannten Stroms entspringend, dem Mississippi zufließen, vereinigen sich in dem Opelousas, trennen sich aber bald wieder, und fließen in vier Abtheilungen nach dem Achaffalaya. Man kann aus allem diesem abnehmen, wie ungemein niedrig das ganze Land umher seyn muß. Die Meeresufer sind mit Rohr und Schilf bewachsen, dann kommen mannichfache Grasarten in dem immer noch sehr feuchten Boden, worauf die Savannen beginnen, die sich beinahe ununterbrochen bis an die Hochgebirge Neuspaniens ausdehnen.

Die geringe Abdachung nach dem Meere bildet das zwischen dem Mississippi und Achaffalaya eingeschlossene Land in ein von unzähligen Kanälen durchströmtes sumpfiges Festland um, das als ein vom Meere gleichsam abgetretenes Gebiet zu betrachten ist; dieses Gebiet entzieht bei hohem Wasserstande, wo der Hauptstrom seine Ufer überschwemmt, diesem eine Menge Wasser, das durch mancherlei Hindernisse aufgehalten, langsam in Abtheilungen das Meer erreicht, große Strecken in grundlose Sümpfe oder seeartige Wasserspiegel umbildet, und die rasche Strömung, die selbst den Hauptarmen des Stroms bei ihrem Entstehen von dem heftigen Drucke des Hauptbettes mitgetheilt wird, in einen beinahe unmerkbaren Lauf umwandelt, so daß der Achaffalaya manchmalwie ein todter Kanal erscheint.

Einen gleichen Ursprung wie dieser halbtodte Kanal und die mannichfachen Seen in der Nähe des Mississippi haben auch die Nebenkanäle und Seen, die der rothe Fluß oder Rio Colorado de Nachitoches bildet, nach dem Mississippi bei weitem der bedeutendste schiffbare Strom im Gebiete des Louisianastaats. Er entspringt in der Gebirgskette, welche die Ebene von Neumexiko von dem Rio bravo del Norte trennt, und seine Quellen sind von denen dieses jetzt genannten großen Stroms nur wenige Meilen entfernt. Er nimmt mehrere andere Flüsse und Waldwasser auf, unter denen der Washitta der bedeutendste ist; bei dem wunderlichen Wassersystem dieses letztern, das auf unserer Karte sehr genau verzeichnet ist, könnte man ihn indeß ebensowohl zu den Nebenflüssen des Mississippi rechnen. Zahlreich sind die Seen, welche der rothe Fluß auf seinem Laufe bildet, der größte darunter, Bistinean genannt, ist über 6 g. M. lang, und hat eine mittlere Tiefe von 15 bis 20 Fuß; in seinen tiefsten Stellen erblickt man zahlreiche abgestorbene Cypressen von jeder Größe, deren Gipfel meist durch den Wind abgebrochen sind, die aber noch aufrecht unter dem Wasser stehen. *) Die Seen Bistineau, Cado, Nachitoches, der schwarze und spanische See und viele andere entstanden dadurch, daß die Alluvionen das Bette des rothen Flusses allmählich so sehr erhoben, daß seine Gewässer während der Ueberschwemmung in die Mündungen seiner Zuflüsse eindrangen und einzelne Theile ihres Laufs in Seen umwandelten. Im Herbst dagegen, wo das Niveau des rothen Flusses wieder gesunken ist, entweichen die Gewässer und einige Seen werden üppige Wiesen, durch die sich ein Strom schlängelt. Demnach findet ein periodisches Steigen und Fallen des Wassers zwischen dem rothen Flusse und mehreren von diesen Becken statt. Zuweilen war es jedoch der Fall, daß der rothe Fluß vor einigen dieser Kanäle durch Treibholz, Sand und Schutt einen Damm aufgeführt hat, und dann werden diese Seen, wie der Bistineau, konstante Wasserbehälter. Selbst aber auch in diesem Falle ist ihr Niveau dem jährlichen Wechsel ausgesetzt, weil die Fluth, wenn sie den höchsten Stand erreicht hat, auch die Dämme überströmt. Daß übrigens bei diesem Prozesse der Wechsel nicht nur in der Tiefe, sondern auch in der Lage der Seen überhaupt groß seyn muß, läßt sich erwarten.

(Schluß folgt.)

*) Ein ähnlicher Fall ist oben beim Columbiastrom bemerkt.

Die Beschwerden der englisch-ostindischen Armee.

(Dritter Artikel.)

(Schluß.)

Dieß ist das Raisonnement der Leute, die unter dem jetzigen kostspieligen Systeme leiden, und man muß gestehen, sie haben guten Grund sich zu beklagen. Börsenmänner, die in den Fonds spekuliren, und aus solchen besteht größtentheils das Direktorium, sind eben nicht geeignet, die Ansprüche einer Armee gehörig zu berücksichtigen, und sie sehen immer nur die freilich großen Kosten, die eine solche Armee von 200,000 Mann verursacht. Der jetzige Sekretär für das Kriegsdepartement im India-House ist ein Oberst Salmond, der Indien schon vor 30 Jahren verließ, selbst damals wenig Regimentsdienste that, und sich durch manche Unbesonnenheit, die geeignet war, die gegenseitige Abneigung zwischen königlichen und Kompagnieoffizieren zu vermehren, verhaßt gemacht hat; zudem war er einfältig genug, im Parlament, als er über den Zustand der indischen Armee befragt wurde, zu erklären, „es könnte in einem so fernen Lande von Nutzen seyn, wenn zwischen den Offizieren des Königs und der Kompagnie eine gewisse Eifersucht bestände.“ Nimmt man noch dazu, daß ihm mit Recht und Unrecht ein kleinliches System von Angeberei und Begünstigung der Angeber schuld gegeben wird, so darf man sich nicht wundern, wenn alte gediente Offiziere eine solche Verwaltung, welche ihre gerechten Klagen nicht hört, und die Klagenden nur noch härter behandelt, verabscheut.

In England sind wenigstens 200 Generale oder Stabsoffiziere der indischen Armee, auf Urlaub oder als Pensionärs, die über alle Verhältnisse derselben die gründlichste Auskunft geben könnten. Man hat deßhalb vorgeschlagen, eine Committee von Offizieren dieser Armee niederzusetzen, um ihre Organisation hinsichtlich der Bezahlung, der Rangverhältnisse, die Urlaubsbewilligungen, Pensionen u. dgl. zu untersuchen. Diese Committee soll aus Offizieren bestehen, die durch lange Diensterfahrung in Indien selbst befähigt sind, über diese Gegenstände ein

richtiges Urtheil zu fällen; sie soll Zugang zu den Archiven des Direktoriums haben, sich mit dem Kriegsministerium und dem India-Board in Verbindung setzen, und Vorschläge über die gesammte Organisation machen dürfen. Die Veranlassung zu dieser Forderung scheint die Art zu seyn, wie ausgezeichnete und verdiente Offiziere der Armee, welche den Direktoren Mittheilungen machen wollten, von diesen geldstolzen Aristokraten aufgenommen wurden. Unverschämte Portiere mit goldbordirtem Hute antworteten auf die Frage nach diesem oder jenem Direktoren kurzweg mit einem: „sie sind beschäftigt,“ und wenn auch der Besuch angenommen wurde, war der Empfang so kalt und stolz zurückhaltend, daß solche im Dienste der Kompagnie ergraute Offiziere es schmerzlich empfanden, wenn sie diese Behandlung mit der Achtung und zuvorkommenden Höflichkeit verglichen, womit Offiziere der königlichen Armee und sie selbst von den Ministern des Königs aufgenommen wurden.

Indeß hat diese Forderung wohl auch noch einen tiefern Grund als das gekränkte Ehrgefühl. Oberst Salmond und sein Sekretär besorgen im India-House alle militärischen Gegenstände ohne irgend einem Menschen verantwortlich zu seyn, als den mit militärischen Dingen meist unbekannten Direktoren, und ohne durch die Furcht vor öffentlichen Rekriminationen in Schranken gehalten zu werden, da ihre Befehle und Anordnungen die Armee eines weit entfernten Landes betreffen. Darum verlangt man, daß diese militärische Committee nicht aus Leuten zusammengesetzt sey, deren Hauptverdienst in Unterwürfigkeit gegen die Direktoren besteht, und daß sie nicht bloß eine berathende Behörde seyn soll, sondern daß sie ihren Vorschlägen zum Wohle der indischen Armee Kraft geben können. „Wenn eine solche Einrichtung,“ sagt der obenerwähnte Korrespondent der Nav. and Milit. Gazette, „sich mit der Fortdauer des Direktoriums nicht verträgt, dann je bälder dieses letztere aufhört, desto besser.“

Es ist unschwer zu errathen, wohin diese ganze Argumentation zielt, der Schlußsatz ist kurz dieser: „alle noch vorhandenen Ueberreste des alten kaufmännischen Kompagniewesens passen für die neueren Verhältnisse nicht mehr, kosten nur Geld, und hemmen den raschern Gang der Verwaltung. Wer hauptsächlich darunter leidet, ist die indische Armee, der erste, wichtigste und kostspieligste Zweig der indischen Verwaltung. Wir indischen Offiziere, namentlich die der Sipahiregimenter, die wir mehr Arbeit, Beschwerden und Gefahren erdulden, als die der königlichen Regimenter, und der Sache nach im Dienste desselben Landes stehen, wollen nicht schlechter behandelt seyn, als diese. Schafft den ganzen Plunder von Kompagnieverwaltung, die doch nur noch ein Schein und ein kostspieliger Schein ist, vollends ab, und stellt uns direkt unter die königliche Regierung.“ Dieß scheint auch in der That schon von Seite der Regierung beabsichtigt gewesen zu seyn, und man kann die Nichtausführung dieses Plans nur dem allgemein bisher gegen die Kompagnie befolgten Verfahren zuschreiben, dem zufolge keine Veränderungen in Betreff derselben vorgenommen werden sollten, als wenn sie sich völlig unabweisbar aufdringen. Dieser Fall wird indeß, wie es scheint, ziemlich bald eintreten, denn der Unwille, der in den Gemüthern herrscht, zeigt sich in der gegen früher beispiellosen Sucht der Regimentsoffiziere, ihre Stellen bei der geringsten Veranlassung aufzugeben, und in den zahllosen Kriegsgerichten über Dienstvergehen, eine Klage, die man früher nie vernahm, als noch zu den Zeiten eines Cornwallis, Hastings und Wellesley die mühseligen Dienste des Soldaten von diesen kompetenten Richtern anerkannt wurden, und welche eine sehr bedenkliche Erschlaffung der Disciplin andeutet.

Italien.

(Von Mery.)

9. Livorno. — Das Thal des Arno.

Bestände Livorno nicht bereits in Italien, so müßte man es erbauen. Es ist dieß die neutrale Stadt, in welcher man anlangt, um Athem zu schöpfen; es gleicht einem Vorsaale im Schauspielhause, wohin man sich zwischen zwei allzu ergreifenden Akten eines fieberhaften Drama's flüchtet, um einen Augenblick in das reelle Leben zurückzukehren. Livorno hat, wie alle neuen Handelsstädte, nichts aufzuweisen als seine geraden Straßen, eine thätige Einwohnerschaft und eine große Anzahl von Handelsleuten. Livorno ist eine reizende Stadt, welche den Reisenden durch nichts in seiner Eigenliebe als Mensch erniedrigt. Hier findet man keine erdrückenden Monumente, man erröthet nicht über seinen eigenen Namen, vor den imposanten Namen des Ruhms, welche durch fünf Jahrhunderte der Bewunderung gekrönt sind. Die Hauptstraße ist eine immerwährende Börse, wo jeder seine Geschäfte abmacht, seine Handelsverträge schließt, vom reichen Millionär an, den man an dem Gefolge seiner Klienten erkennt, bis zum einzelnen Hausirer, der seinen Lebensunterhalt mit sich trägt. Alle Sprachen der Welt mischen sich in dieser Straße; man wähnt sich eben so wenig in Italien, als in irgend einem andern Lande. Allein nähert man sich dem großen Platze, wo der ambulante Handel aufhört, so ertönt der toskanische Dialekt. Alle Kondukteure der Calessini, welche sogleich den Fremden an seiner ungewissen Haltung erkennen, rufen einstimmig: Pisa, Pisa, Firenze, Firenze! Beide Städte liegen so nahe! Man entschließt sich selten zum Uebernachten in Livorno, wenn man weiß, daß ein leichter Calessino einen durch die Allee eines englischen Gartens in wenigen Stunden nach Florenz trägt.

Also nach Florenz! Die Pferde eilen mit staunenswerther Schnelligkeit davon, als wären sie glücklich, ihre Brüder von Johann von Bologna auf dem Platze des alten Palastes begrüßen zu dürfen. Der Weg ist hinreißend und der Stadt Florenz würdig. Der reizende Namen steht überall geschrieben; es ist nicht nöthig, daß Meilenzeiger ihn dem Reisenden verkündigen. Die Landschaft ist rein, heiter, harmonisch, wie ein Gesang der Georgica. Der Anblick der Dörfer ist sanft, die Aussprache ihres Namens wohlklingend; dort liegt Viarello, Pian di Pisa, Caschina, dort Ponto d'Era, Empoli. Ein weiches duftiges Licht umhüllt seine leichten Wohnungen; kleine Flüsse benetzen sie; auf leichten Hügeln stehen blumenreiche schattige Haine. Frieden herrscht jetzt zwischen den einst feindlichen Städten Pisa und Florenz; beide Nebenbuhlerinnen reichen sich die Hände, und bauen gemeinschaftlich ihre an einander gränzenden Gärten. Diese beiden glücklichen Städte haben endlich die Aufgabe des Lebens begriffen: sie singen, sie lieben, sie schlafen. Wenn man Ponto d'Era verläßt, stößt man links auf einen herrlichen Fluß, der seinen mit Azur geschriebenen Namen auf seinen weichen Wellen trägt, es ist der Arno. Freudig pocht das Herz, wenn es diesen Namen aussprechen hört. Man kommt an dem Kloster San Romano vorüber, dessen Marmorgalerie sich mit den Eichen vermählt, um den glücklichen Franziskanern Schatten zu geben. Man kommt nach Empoli und an dessen prächtigen Brunnen vorbei. Empoli ist das Thor des Arnothales.

Alfieri hat dieses Thal und die jungen Mädchen, die es bewohnen, besungen. Nie hat sich die Natur irgendwo so viele Mühe gegeben, um eine Landschaft zu bilden, nie hat sie die Wirkung des Lichts, ihre durchsichtigen Tinten, ihren vergoldeten Horizont so trefflich berechnet. Der Arno fließt in diesem Thale, der Fluß ist rührig, wie ein fortgesetztes Wasserbecken. Pinienwälder von bewunderndwerthem Grün scheinen von

allen Hügeln herabzusteigen, um sich in dem Flusse zu baden. Toscanische Villa's, lustige Klöster entschleiern sich von Zeit zu Zeit dem Reisenden mitten in einem Garten, wie ein liebeathmender Traum, oder auf dem Gipfel eines Berges, wie ein Gedanke des Himmels. Hier flechten junge Bäuerinnen das Stroh, welches sich, zu Hüten gebildet, auf allen Damenköpfen Europa's findet. Es sind grazienhafte, elegante Arbeiterinnen, an denen nichts die bäuerische Abkunft verräth. Endlich gelangt man nach Florenz. Man verläßt das Thal; blaue Berge begränzen den Horizont; sie bilden die Krone von Florenz. Noch sieht man die Häuser der Stadt kaum; allein die Thürme und Kuppeln beherrschen die Bäume der Gärten, und verkünden dem Fremden schon von weitem die Stadt der großen Gebäude, die mütterliche Königin der Künste. Nur noch eine kleine Anstrengung der Pferde, und man gelangt an das Gitter des Thurmes Michel Angelo. Ich begrüßte das goldene Wappen über dem Thore der Stadt; es ist das Wappen der Medicis.

Terceira.

Eine herrliche Insel, und, eben so wie die übrigen Azoren, von vulkanischer Formation. Das Klima ist vortrefflich, die Luft größtentheils heiter und rein, und die Erde so fruchtbar, daß sie fast alle europäischen und tropischen Gewächse hervorbringt. Die vulkanischen Berge geben der Insel mannichfaltige Ansichten, und die Scenerie wird durch Gärten, Wiesen, Weinberge und Orangenpflanzungen verschönert. Gute Straßen führen nach allen Punkten der Insel, und man reist auf ihr weit gemächlicher als auf jeder der andern. Terceira sagt, wie mir scheint, Kranken weit mehr zu als Madeira, oder irgend eine andere Insel des Archipels der Azoren, denn sie finden hier mehr Gelegenheit sich Bewegung zu machen und zu zerstreuen. Die Hauptstadt der Insel und der gesammten Azoren ist Angra, die Residenz des Civilgouverneurs; der Bischof hat seinen Sitz zu St. Michael. Die Bevölkerung von Terceira wird auf 40,000 Seelen geschätzt; ein Zehntheil derselben besteht aus Geistlichen, und 2000 von der gegebenen Anzahl kommen auf Angra. Die Menge Wein, welche jährlich auf der Insel gewonnen wird, gibt man auf ungefähr 4000 Pipen an; es wird Branntwein daraus bereitet, und der zum Verbrauche erforderliche Wein von Fayal bezogen. Angra hat sechs Nonnenklöster und außerdem noch eines für verheurathete Frauen, deren Männer abwesend sind. Terceira hat 22 Kirchspiele, 50 große Kirchen und noch eine Menge kleinerer, über deren Zahl ich nichts Zuverlässiges erfahren konnte. Der jetzige Gouverneur hat der Insel wesentliche Dienste geleistet, indem er Straßen baute, und die Eigenthümer nöthigte, jene Ländereien, welche sie nicht anbauten, den Armen zur Benutzung zu überlassen. Diese Anordnung hat die Insel seit einigen Jahren bereichert; die Getreide-Ernten sind ergiebiger geworden und der Gewerbfleiß hat zugenommen. Die Einwohner sind höflich und zuvorkommend gegen Fremde, und halten mehr auf Reinlichkeit als die von Madeira. Sie beleidigen nicht leicht jemand, sind gut und rechtlich, und suchen sich, des drückenden Einflusses der geistlichen Anstalten ungeachtet, doch mehr durch Gewerbfleiß als unter den Waffen auszuzeichnen. Die Häuser von Angra sind gut gebaut, die Straßen breit und wohl gepflastert; nur findet sich der Fremde von der großen Menge Schweine, die darin herumläuft und von dem Geräusche belästigt, das die vielen Karren machen. Fast in jedem Hause werden Schweine gehalten, und da es keine Hintergebäude gibt, so bleibt nichts übrig als sie auf der Straße herumlaufen zu lassen. Die Karren ruhen auf Rädern, welche sich nicht um die Achsen drehen, sondern an denselben befestigt sind, so daß wenn das Fuhrwerk im Gange ist, das Reiben der Achse am Kasten des Karrens ein sehr unangenehmes Geräusch hervorbringt, welches aber die Eingebornen gern hören, weil sie glauben, es treibe die Ochsen an schneller zu gehen. Dem Fremden fällt dieß jedoch höchst unangenehm auf, denn wenn, was oft geschieht, zwei oder drei solche Fuhrwerke mit einander fahren, so hört man sein eigenes Wort nicht.

Die Insel Terceira hat eine Hauptstadt, nämlich Angra, und drei Nebenstädte: Praya, St. Sebastian und Villanova, und zwei und zwanzig Kirchspiele mit 40,456 Einwohnern.

An Mais, Weizen und Gerste, von letzterer jedoch nur eine unbedeutende Menge, werden jährlich ungefähr 710,000 Schäffel geerntet; der Weinbau bringt 4000 Pipen ein, und außerdem gewinnt man noch 50 Tonnen Orleans (Färberflechte). Gäbe man sich hinsichtlich dieses letztern Artikels mehr Mühe, so könnte eine weit beträchtlichere Quantität gewonnen werden.

Das Militär besteht aus 1200 Mann regelmäßiger Truppen und aus 2000 Milizen. Im Fall eines feindlichen Angriffes sind alle männlichen Einwohner von 15 bis 60 Jahren verpflichtet, sich mit der ungefähr 10 Fuß langen Pike zu bewaffnen, welcher sie sich bedienen, um ihre Ochsen zu leiten.

Die Grundeigenthümer und Kaufleute nebst deren Frauen kleiden sich nach englischer Mode; die Männer der niedern Klassen tragen kurze Jacken und bis ans Knie reichende Beinkleider; ihre blautuchenen braun oder roth eingefaßten Hüte haben eine seltsame Form. Die Weiber tragen Hemden von schwarzem Bombasin mit einer daran befestigten Kapuze, die sie über den Kopf ziehen, wenn sie ausgehen; im Hause lassen sie sie hinten hinabhängen. Das weibliche Geschlecht ist im Ganzen mehr hübsch als häßlich, hat aber einen langsamen schwerfälligen Gang.

Hinsichtlich des Speisens herrscht dieselbe Sitte wie in Portugal; alle Gerichte werden zerlegt und dann auf Schüsseln vertheilt, die man nach einander aufträgt. Jeder bedient sich selbst, und ich habe oft gesehen, daß sich Einer vier oder fünf verschiedene Speisen auf denselben Teller herausnahm. Das Glas oder den Becher füllt man ebenfalls selbst, und trinkt ganz nach Belieben. Das Tischtuch bleibt auf dem Tische bis die Gesellschaft aufsteht; nach dem Essen wird wenig mehr getrunken.

Die Küste in der Umgegend der Hauptstadt von Terceira ist hoch und steil, einige Stellen ausgenommen, und die zugänglichen sind gehörig durch Batterien geschützt. Die Stadt und der ganze Umkreis der Bai von Angra ist mit starken und gut angelegten Befestigungen versehen.

Kommt man von Osten her, so sieht man zuerst das Land in der Nähe von Porto Praya, und so wie man gegen Angra vordringt, stößt man auf die Moines, vier Felsen, welche über das Wasser und die Ziegeninsel emporragen. Die Ziegeninsel scheint ursprünglich ein vulkanisches Erzeugniß gewesen zu seyn; durch ein Erdbeben verschwand aber später die Mitte derselben, und es bildete sich ein enger Kanal von der Breite einer Kabellänge und 24 Faden Tiefe. Daß beide Theile einst zusammenhingen, zeigt sich deutlich aus der Beschaffenheit der Schichtungen zu beiden Theilen des Kanals, denn sie sind sich hinsichtlich der Auflagerung der verschiedenen Substanzen, des Gesteins, der Farbe, Dicke und ihrer Richtung vollkommen gleich. Zwischen diesen Inseln und dem Lande läuft ein sehr sicherer Kanal von mehr als zwei Meilen Breite und fünfzehn Faden Tiefe hin, mit einem Grunde von reinem Sande; im Nothfall kann hier jedes Schiff vor Anker gehen. Zwischen den Moines und der Ziegeninsel ist der Kanal zwei Meilen breit und neun Faden tief; auch hier ist es vollkommen sicher, und nur etwa ¾ Meilen gegen Süden befindet sich ein Felsen unter dem Wasser, den man vermeiden muß. Die Bai von Angra ist den Südsüdostwinden ausgesetzt; die Monate, in welchen man am sichersten hier vor Anker gehen kann, sind Junius, Julius, August und September, während welcher Zeit der Nordwestwind herrschend ist. Im October, November und December findet man wegen der Ernte der Früchte eine Menge von Schiffen hier, die nördlich vom Fort St. Anton vor Anker gehen, das auf der westlichen Seite und nördlich von der Bai liegt. Diese Schiffe sind genöthigt drei, oft auch vier Anker auszuwerfen, und jene, welche weiter außerhalb liegen, laufen sogleich in das offene Meer, sobald sich nur der mindeste Anschein von Wind zeigt.

Literarische Notiz.

In Philadelphia ist ein Roman erschienen: Calavar oder der Ritter der Eroberung, von dem alle amerikanischen Journale mit Enthusiasmus sprechen. Die Erzählung ist in die Geschichte der Eroberung von Mexiko verflochten, aber der Verfasser scheint geschickter Charaktere zu erfinden, als sie ihren Ansichten und ihrer Stellung gemäß handeln zu lassen. Zumal bildet die morisch-ritterliche Liebesgeschichte einen wunderlichen Kontrast zu den sentimental-puritanischen Klagen des Verfassers über den Untergang der eingebornen amerikanischen Race.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Karte von Louisiana.)

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 163. 12 Junius 1835.

Das Gold der Pinheiros

(Nach Lacordaire.)

Die letzte Hälfte des 16ten Jahrhunderts bildet, nächst der Zeit seiner Entdeckung, die wichtigste Periode in der Geschichte Brasiliens. Wer diese Geschichte gründlich studirt, oder auch nur Southey gelesen hat, weiß, welcher Muth dazu gehört, sich durch diese unendliche Monotonie hindurch zu arbeiten. Die Portugiesen befanden sich keineswegs einer widerstandsfähigen Halbcivilisation gegenüber, wie Cortes und Pizarro in Mexiko und Peru, und die reiche Beute, welche Spanien zum Herrn von Europa erhob, war ihnen nicht beschieden. Schritt vor Schritt mußten sie den brasilianischen Boden gewinnen, und mehr dem Ackerbau als den zu weit vom Littoral entfernten Minen Reichthümer abringen. Hieraus erklärt sich die Leere ihrer amerikanischen Annalen: kleine, nie endende Gefechte mit den wilden Stämmen, von denen jetzt nichts mehr als der Name übrig ist, einige abenteuerliche Züge in die Wildniß, einzelne große, edle Thaten, und endlich das alles weit überragende Schauspiel einer unaufhörlichen Bedrückung und der Gewaltthaten, die der Starke sich gegen den Schwachen nur immer erlauben kann, dieß ist mit kurzen Worten die historische Skizze der ersten Jahre Brasiliens.

Man muß indeß den Portugiesen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihr Benehmen in Amerika im Ganzen weder verletzender noch grausamer war, als das der Franzosen, Engländer und anderer europäischen Nationen, der Spanier gar nicht zu gedenken. Nicht immer waren sie in ihren Kriegen gegen die Eingebornen der angreifende Theil, und ihr Zweck war kein anderer als diese zu civilisiren. Martin Alfonso de Souza, Mendez de Sa, Albuquerque und Coutinho sind Männer, die ihren Namen mit Ehren auf die Nachwelt gebracht haben, und es dürfte schwer halten, selbst unter den ersten portugiesischen Kolonisten so blutdürstige Verheerer zu finden, die sich denen an die Seite stellen ließen, die Spanien zu jener Zeit in so großer Anzahl gegen das unglückliche Amerika losließ.

Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts waren die ersten Hindernisse, die sich der Kolonisation in Brasilien entgegensetzten, überwunden. Die Stämme des Littorals leisteten zwar immer noch auf mehrern Punkten Widerstand, indeß waren doch die gefürchtetsten unter ihnen, als die Tapuyas, die Goytacazes, die Tupinambas, theils ausgerottet, theils hatten sie sich ins Innere des Landes zurückgezogen. Schon damals begann unter diesen wilden Nationen jene große Auswanderung, die sie von den Küsten des atlantischen Oceans bis an die Ufer des Amazonenflusses führte, wo ihre Ueberreste sich noch bis auf unsere Tage erhalten haben. Diejenigen von mildern Sitten hatten sich auf Aufforderung der Missionäre entweder in Dörfern gesammelt, oder trugen geduldig das Joch der Portugiesen, die jetzt freier zu athmen begannen. Dennoch hatte die Civilisation, gleich einer auf ungereinigten Boden versetzten Pflanze, kaum Wurzel gefaßt, und nur ein schmaler Landstrich des Littorals zeigte deren unverkennbare Spuren.

Was diesem Landstrich an Breite, oder vielmehr Tiefe, abging, das ersetzte er durch seine Länge, denn wenn ein Schiff in einer Strecke von 600 Stunden an der Küste hinfuhr, so sah die Mannschaft hie und da lichte Stellen in den Waldungen, Rauchsäulen, die von den werdenden Pflanzungen emporstiegen, Zuckersiedereien in voller Thätigkeit, und einzelne Fahrzeuge, welche europäische Produkte von einem Punkte zum andern trugen. Dann tauchten, durch weite Zwischenräume getrennt, einige kleine Städte empor, zwar von noch sehr beschränktem Umfang, aber doch schon blühend genug: gegen Norden Itamarica, Olinda, Pernambuco, Bahia, damals die Hauptstadt der ganzen Kolonie; weiter unterhalb Porto-seguro, Rio-Janeiro, das damals am Gestade seiner herrlichen Bai zu entstehen begann, und endlich, an den äußersten Gränzen des schon kolonisirten Gebiets, Santos und S. Vincente, einander gegenüber; einer Menge anderer Punkte nicht zu gedenken, wo gleiche europäische Thätigkeit sich regte.

Vom Innern des Landes wußten die Kolonisten damals so viel als nichts; zwar waren einige Missionäre und kühne Abenteurer ziemlich tief eingedrungen, allein die meisten derselben wurden entweder von den Wilden ermordet, oder erlagen den Beschwerden der Reise und des Klima's; auf einige Meilen von der Küste war der Reisende nicht mehr sicher. Nur so viel war bekannt, daß, so weit man auch gegen Westen vordringe, die Ansicht der Wüste stets dieselbe bliebe: Wälder reihten sich an Wälder, Gebirge an Gebirge, und, einmal in diese unbegränzte Einöde gerathen, befand sich der Mensch, gleich dem Schiff auf dem weiten Ocean, Seinesgleichen entrückt und nur unter der Hand Gottes stehend.

In den ersten Jahren des 17ten Jahrhunderts machte die Kolonisation noch immer Fortschritte; immer mehr indianische Stämme verschwanden oder wurden doch mindestens unschädlich gemacht, eine große Anzahl neuer Ansiedelungen stieg empor, die im vergangenen Jahrhundert gegründeten Städte ersetzten ihre mit Stroh gedeckten Hütten durch regelmäßige Gebäude, und in den bedeutendern Städten wurden Kirchen gebaut, deren Italien sich nicht hätte schämen dürfen; so erhielt Bahia unter Anderm später eine Kathedrale, die lange Zeit in ganz Amerika nicht ihres Gleichen hatte. Die Kenntniß vom innern Lande nahm im gleichen Verhältniß zu; goldhungerige Abenteurer zogen nach allen Richtungen aus, und nicht selten wurden ihre Unternehmungen, welche die Regierung auf alle Weise ermunterte, mit glücklichem Erfolg belohnt.

Vor allen übrigen zeichneten sich die Bewohner von St. Paul, damals San Vincente aus. Vor Kurzem noch hielt man die damaligen Paulisten, auf Treu und Glauben Charlevoir's und anderer Schriftsteller, welche den jesuitischen Missionären von Paraguay nachgeschrieben hatten, für zusammengelaufenes Gesindel, Deserteurs von allen Nationen und Verbrecher, welche sich der verdienten Strafe durch die Flucht entzogen hätten. Erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts unternahm es ein brasilischer Mönch, Fray Gaspar de madre de Deos, die Ehre seines Landes zu retten, und seine Landsleute gegen die wider ihre Vorfahren erhobenen Verunglimpfungen zu vertheidigen;*) indeß gelang es dem Frater Gaspar doch nur, die Ehre der ersten Begründer von St. Paul zu retten, die in der That den bösen Leumund nicht verdienten, der sich ihnen angehängt hatte.

Im J. 1555 reisten zwei Missionäre von exemplarischem Lebenswandel, die Väter Nobrega und Anchieta, von Santos ab, um das Innere des Landes zu untersuchen. Nachdem sie eine rauhe Gebirgskette überstiegen hatten, deren Pfade selbst jetzt noch kaum gangbar sind, dehnte sich eine weite wellenförmige, von Hügeln durchschnittene Ebene mit Savanen und Waldungen vor ihnen aus. Gegen Westen bildeten die steilen, schwärzlichen Felsenwände der Serra de Montiqueira gleichsam den Rahmen der Landschaft. Gott dankend für das was sie gesehen, beschlossen die beiden Missionäre von hier aus ihre Arbeiten zu beginnen, und da sie thätige Männer waren, so legten sie sogleich Hand ans Werk. Auf dem Gipfel einer in der Mitte gelegenen sanft abhängigen Anhöhe, deren Fuß der Piartininga bespülte, erbauten sie eigenhändig, von einigen bekehrten Indianern unterstützt, einige Hütten von Zweigen und Erde. Dreizehn andere nach Bahia gesandte Missionäre stießen bald zu ihnen, und die neue Stadt wurde nach dem Fluß Piratininga genannt, ein Name, den sie später gegen den von St. Paul vertauschte, den sie jetzt noch führt. Vasconcellos, der das Leben Anchieta's beschrieb, hat uns eine interessante Schilderung von der Lebensweise dieser ersten Missionäre hinterlassen. Ihre Kleidung bestand aus grobem Baumwollenstoff, ihre Sandalen waren aus den rohen Fasern einer Art wilder Distel geflochten, und eine vom Dach der Hütte herabhängende Strohmatte vertrat die Stelle der Thür. Auf der Erde ausgebreitete Pisangblätter dienten als Tische und Tischtücher, und das frugale Mahl lieferten die Indianer, die ihnen die Beute ihres Fischfanges oder ihrer Jagd brachten, es ihnen aber auch oft an dem Nöthigsten fehlen ließen. Zugleich mit der Religion bahnte sich indeß doch auch der Luxus der Civilisation seinen Weg in diese ärmlichen Hütten. Anchieta, der in Coimbra gute Studien gemacht hatte, unterrichtete die Kinder einiger benachbarten Kreolen und selbst einige Indianer im Latein. Da es an Büchern fehlte, so schrieb er bei Nacht seine Lectionen auf, und fertigte so viele Abschriften davon, als er Schüler hatte, Er selbst lernte die Sprache der Indianer bald so weit, daß er Gesänge dichten konnte, die schnell Eingang fanden. Man verdankt ihm eine der besten Grammatiken dieser Sprache und ein Gedicht von 5000 Versen, das er während eines mehrmonatlichen Aufenthalts unter den Indianern im Kopf ausarbeitete und bis zu seiner Rückkunft nach St. Paul im Gedächtniß behielt, wo er es dann niederschrieb.

(Fortsetzung folgt.)

*) Memorias para a historia da capitania de San Vincente etc. 1 Vol. in 4°. Lisboa, 1797.

Die Ströme der Erde.

Nordamerika.

Das Delta des Mississippi.

(Schluß.)

Einen Umstand können wir nicht unerwähnt lassen, weil dadurch manche Seen entstanden, andere verschwanden. Dieß sind die Erdbeben, welche namentlich im Jahre 1812 das ganze Thal des Mississippi von der Mündung des Ohio bis zu der des St. Francis erschütterten; neue Inseln entstanden im Flusse, und Seen in dem angränzenden Alluvialboden, wovon einige drei bis vier Meilen lang waren. Auch auf die Configuration des Bettes des rothen Flusses scheinen Erdbeben eingewirkt zu haben, denn Darby erwähnt in seiner geographischen Beschreibung des Staats von Louisiana, daß sich Lager von Seemuscheln an seinen Ufern finden, wonach also die Erhebung dieses Landes über den Meeresboden von neuerer Zeit zu seyn scheint. In wie weit Erdbeben zur Formation des Bodens im untern Mississippithale und zur Bildung von Seen oder Inseln mitgewirkt haben, könnte freilich nur eine genaue Untersuchung an Ort und Stelle ermitteln.

Indeß gehen Veränderungen in Menge fortwährend vor, welche sich nur durch die Kraft des strömenden Wassers erklären lassen, und die vielleicht im Lauf von wenigen Jahrzehnten noch weit bedeutendere Veränderungen nach sich ziehen. Es ist oben schon bemerkt, daß der Strom eine ungeheure Masse Bäume, deren Wachsthum zum Theil Jahrhunderte erforderte, alljährlich herabführt; manche senken sich in dem Bette des Flusses ein, und gefährden die Schifffahrt, so daß bei den amerikanischen Dampfschiffen, welche den Mississippi befahren, eine eigenthümliche Vorrichtung getroffen ist, um die Schiffe vor dem Untergang zu retten; ein anderer Theil, und wahrscheinlich der größte, wird

freilich hinausgeführt in den merikanischen Golf, dort von der Strömung ergriffen, und gegen die Küste von Neufundland getrieben, aber eine Menge dieser Baumstämme, welche zum Theil aus dem Missouri herabkommen, setzen sich in einzelnen Kanälen, die der Fluß gegraben, fest, das Wasser führt Erde und Sand darüber hin, und so bilden sich Barren, die manchmal sogar dem Wasserlauf wieder einen andern Weg anweisen.

Die merkwürdigste Anhäufung dieses Treibholzes ist der sogenannte raft (Floß) im Achaffalaya, *) welche vielleicht dadurch halb und halb zum todten Kanal geworden ist. Darby maß im Jahre 1826 diese Holzmasse, und fand sie hier 10 englische Meilen lang, etwa 220 Yards (200 Metres) breit und 8 Fuß tief. Das Ganze wurde durch irgend ein unbekanntes Hinderniß innerhalb 38 Jahren angehäuft. Der Achaffalaya ist in einer geraden Linie mit der Richtung des Mississippi, und fängt so einen großen Theil des jährlich herabkommenden Treibholzes auf, dessen Masse demnach fortwährend zunimmt. Obgleich dieselbe noch schwimmt und mit dem Wasser steigt und fällt, so gleicht sie doch einem schönen Landstrich, und ist im Herbst mit den schönsten und verschiedenartigsten Blumen bedeckt.

„Diese Masse von Treibholz," sagt Lyell, „ist ein Gegenstand von hohem Interesse, da sie auf eine einleuchtende Weise darthut, wie durch das Bestreben der Flüsse ihren Lauf zu verändern, der Boden fortwährend zerstört, und die Materien nach tiefer gelegenen Gegenden fortgeschafft werden. Ein jeder von diesen Bäumen erfordert viele Jahre, mancher mehrere Jahrhunderte, um zu der Größe zu gelangen; der Boden auf dem sie standen, muß demnach Jahrhunderte unangetastet geblieben seyn, bis er endlich aufgerissen und fortgeschwemmt wurde. Und ungeachtet dieser unaufhörlichen Zerstörung des Landes und dem Entwurzeln von Bäumen ist die Gegend, welche diese ungeheure Menge Treibholz liefert, dennoch mit dicken Forsten bewachsen, in denen zahllose Heerden von Wild und Büffeln ihre Nahrung finden. Der Schaguar, Wolf und Fuchs sind unter den Raubthieren, die Gewässer sind voll von Alligatoren und Schildkröten, und ihre Oberfläche ist mit Millionen von wanderndem Wassergeflügel bedeckt, welche ihre jährliche Reise zwischen den kanadischen Seen und den Küsten des merikanischen Meerbusens machen. Durch tausend Flüsse werden jährlich Felsen und Bäume aus den Gebirgen den Ebenen, und Sand und feinere Materien zusammen mit den Trümmern unzählbarer Wälder und mit den Knochen von Thieren, die bei den Ueberschwemmungen untergegangen sind, durch einen großen Strom dem Meere zugeführt."

Es geht hieraus hervor, daß die Masse von Erde und Schlamm, die jährlich aus den obern Gegenden den untern und dem Meere zugeführt wird, noch viel erstaunenswerther ist, als die des Treibholzes, wenn gleich sie bei weitem minder auffällt. Die Berechnungen, die man bisher über diesen Punkt anstellte, haben noch immer zu keinem sichern Ergebniß führen wollen, und sind auch mannichfach angefochten worden. Wir werden beim Ganges und Hoangho anführen, bis zu welcher ungeheuren Zahl sich dieser Niederschlag der dem Meere zugeführt wird, steigert, und inzwischen nur bemerken, daß, nach Verhältniß geschlossen, und den Mississippi eben so mit erdigen Bestandtheilen gesättigt *) angenommen, wie den Hoangho, der erstere 16 bis 1,800,000 Kubikfuß Erde, in einer einzigen Stunde ins Meer führen müßte. Bei so ungeheuren Zahlen war der Widerspruch zu erwarten, und mehrere Physiker haben durchaus geläugnet, daß selbst das trübste Wasser so viel Schlamm enthalte.

So viel man aber auch immer von jenen ausschweifenden Rechnungen abziehen mag, der Augenschein ergibt, daß die Masse von Erde, welche die Flüsse mit herabbringen, ungeheuer seyn müsse, denn wenn man auch von den Alluvionen des obern und Mittellaufs der Flüsse völlig abstrahirt, so bietet doch der Lauf allzu vieler Flüsse und namentlich der des Mississippi überzeugende Beweise dar, daß ihre Deltas durch ihren Niederschlag gebildet wurden, da wir das Schauspiel, daß Untiefen auf diese Art in trocknes Land umgewandelt werden, noch jetzt jeden Tag vor uns sehen.

*) Dieser soll ehmals, wie gar nicht unwahrscheinlich, das Bett des rothen Flusses gewesen seyn, ehe sich dieser mit dem Hauptstrom vereinigte. Daß sich überhaupt der Rio Colorado de Natchitoches und der Mississippi hier um die Herrschaft gestritten, geht auch aus den Schichtungen des Bodens hervor, die abwechselnd aus bläulichem Thon und aus rother Ockererde bestehen; der erste ist aus dem Niederschlag des Mississippi, der letztere aus dem des rothen Flusses gebildet.

*) Sir G. Staunton glaubte nach wiederholten Beobachtungen annehmen zu können, daß das Wasser des Hoangho 1/[illegible] Erdtheile enthalte.

Der Geistliche Caleb Colton.

Im December des Jahres 1834 befand sich in einer elenden Herberge zu Fontainebleau ein Mann, geschwächt durch wüstes Leben und Leidenschaften, und mit Zügen, aus denen weder Schwermuth noch Erfahrung, sondern nur Unruhe und Ausschweifungen sprachen. Er hatte kaum die Hälfte der Jahre zurückgelegt, die der Schöpfer dem Menschen zugemessen hat. Mehrere seiner Landsleute fanden sich während des Tages bei ihm ein, die ihn, obschon er in Lumpen gehüllt war, obschon er alle Spuren eines zügellosen Lebens an sich trug, und sich oft sehr unedel ausdrückte, dennoch mit Interesse und Schonung, ja man könnte fast sagen mit Achtung behandelten. Er war ruhig, sprach von seinen literarischen Arbeiten, von dem Rufe, den er sich erworben, von dem Gewinn und Verlust, den man im Spiele erleiden könne, und von der englischen Politik, und zwar von alle dem so, daß der Mann von Welt, der Gelehrte nicht zu erkennen war. Der Abend ging ruhig vorüber, und seine Freunde verließen ihn mit der Ueberzeugung, daß die Krankheit, die ihn befallen hatte, dem heilsamen Einflusse ländlicher Zurückgezogenheit weichen werde.

Der Kranke schloß um 9 Uhr Abends seine Thüre, schrieb noch einige Zeit, legte sich aber nicht nieder; um 4 Uhr Morgens hörte man einen Pistolenschuß, man öffnete mit Gewalt, und fand in der elenden Kammer einen in Blut gebadeten Leichnam, einige Spiele Karten, auf dem Nachttische ein Buch und auf einem andern Tische einige Verse, die er kurz vor seinem Tode niedergeschrieben hatte.

Dieser Unglückliche war ein ausgezeichneter Gelehrter, einer der vorzüglichsten Schriftsteller Englands. Um den Ruf Caleb Coltons, dieß ist sein Name, zu verdunkeln, bedurfte es der Laster, von denen sein Leben und seine Seele befleckt waren. Die Erscheinung seines unter dem Titel Lacon herausgegebenen Werkes machte in der literarischen Welt fast eben so viel Aufsehen, als die besten Schriften Walter Scotts und Coleridge's, denn es vereinigte eine Kraft der Ueberzeugung und eine klassische Reinheit des Styles in sich, welche England neuen Ruhm verhießen. Warum mußte dieser hohe, umfassende Geist seine Schwingen besudeln, seinen Lauf hemmen und im Pfuhle der Gemeinheit versinken! Auf eine hoffnungsvolle Jugend folgte ein bejammernswerthes Mannesalter, und Colton konnte auf sich anwenden, was Shakespear einen seiner

dramatischen Charaktere sagen läßt: „Mein Leben war zu lang, meine Blätter verwelken, meine Säfte vertrocknen. Ehre, Freundschaft, Achtung, ach! auf euch darf ich nicht mehr rechnen, auf euch nicht mehr zählen, die ihr den sinkenden Menschen aufrecht haltet. Um mich thut nichts mehr als Fluch und Verwünschung, lang nachhallender, dumpf murrender Haß.“

Im Kollegium zu Eton erzogen, erhielt er einen Platz auf der Universität Cambridge, und wurde bald zur geistlichen Würde befördert. Das Glück, das ihn stets begünstigt hatte, schien sich von ihm zu wenden, denn er gab sich alle Mühe mit eigener Hand seine Wohlfahrt zu untergraben. Als Vikar der Kirche von Tiverton mystifizirte er seine Gemeinde durch irgend eine kindische Gaukelei, welche in England unter dem Namen des Phantoms von Tiverton viel Aufsehen erregte. Ein Todtenschädel wurde an einem gothischen Fenster sichtbar, und die erschrocknen Bauern flohen. Am folgenden Tage hielt er eine treffliche Predigt, und benutzte die Gaukelei, um zu persönlichen Zwecken die Leichtgläubigkeit der Andächtigen zu täuschen, denen er dann einige Monate später den gespielten Betrug selbst entdeckte.

Seine Ausschweifungen in Wirths- und Spielhäusern erschütterten endlich seinen guten Ruf, und bald sah er sich von seinen Freunden verlassen. Jeden Abend erschien er in den Kneipen von St. James, spielte hohe Spiele, fluchte, trank und trat allen Anstand mit Füßen, den der Geistliche doch nie verletzen sollte. Der Erfolg des Lacon hob ihn zwar wieder etwas in der öffentlichen Meinung, bald aber entfremdete er sich diese aufs Neue durch Ausschweifungen, und war endlich genöthigt nach Amerika zu gehen, wo er einige Zeit blieb. Armuth und Mangel an Grundsätzen verleiteten ihn bald zu jenen entehrenden Kunstgriffen, durch die man leichtgläubigen Menschen Geld ablockt, und deren er sich mit gutem Erfolge gegen mehrere amerikanische Kaufleute bediente. Als diese Quelle versiegt war, wendete er sich nach Paris, und trat hier dem Orden der Glücksritter bei; Rouge et noire war jetzt seine Losung. Bald galt er für den unbändigsten Spieler, und diese Auszeichnung schien ihm zu gefallen. Unter den Arkaden der Straße Rivoli, oder den hohen Bäumen der Tuilerien, sah man den hagern Engländer mit den durchlöcherten Ellenbogen und tief ins Gesicht gedrücktem Hut, wenn er verloren hatte; war ihm aber das Glück günstig gewesen, so flog er im Kabriolet von dem Platze der Revolution nach der Porte Maillot. Eines Tages gewann er bei Frascati 96,000 Franken. Ein um den Leib gebundenes Tuch enthielt bald sein ganzes Vermögen, bald gar nichts; oft umhüllte es 30 Billets zu 1000 Franken jedes. Zu so glücklichen Zeiten begab er sich ins Café de Paris, und breitete seine Schätze, die er als den Lohn seiner Geschicklichkeit und nicht als ein Geschenk des Glücks ansah, auf einem Tische aus, wobei er jedem, der es hören wollte, ein träumerisches System mittheilte, auf das er seine Hoffnung gebaut hatte.

Bei mehrern Gelegenheiten gewann er in der That bedeutende Summen, und seine Anwesenheit machte in den Spielhäusern, die er zu besuchen pflegte, stets Sensation. Hatte er Alles verloren, so nahm er nicht selten seine Zuflucht zu den gewohnten Betrügereien, wobei ihn ein Schotte, Namens Hamilton, der Geld auf wucherische Zinsen auslieh, unterstützte. Sobald ein Britte von einiger Bedeutung in Paris ankam, wurde Colton durch diesen Menschen davon benachrichtigt, und dann sogleich ein Brief voller Lobeserhebungen an denjenigen geschrieben, den man hinters Licht führen wollte. Hamilton, schwarz gekleidet, ein Exemplar des Lacon in der Tasche, begab sich zu dem Reisenden, und machte ihm eine rührende Schilderung von der elenden Lage, in der sich Caleb Colton in diesem fremden Lande befände. Einige Pfund Sterling waren gewöhnlich der Ertrag dieser Gaunerei, von dem Hamilton die Hälfte erhielt. Der Herzog von Bridgewater und der Herzog von Northumberland wurden auf diese Weise hintergangen, durch die Colton oft 2 bis 300 Pfd. St. jährlich gewann. In der Rue de Chartres, dem Vaudevilletheater gegenüber, lebte dieser Mann von Geist und Talent im dritten Stock; einige lateinische Verse von seltener Eleganz waren die einzige literarische Frucht seines Aufenthalts zu Paris.

Als er endlich den Giftbecher, der ihn berauschte, bis auf die Hefen geleert hatte, und sich der Verfasser des Lacon (so unterschrieb er sich stets) der Verachtung, dem Elend und dem Siechthum gegenüber befand, ging er nach Fontainebleau und machte seinem Leben ein Ende. Die merkwürdigen Verse, welche er hier auf dem Tische zurückließ, zeigen auch nicht eine Spur von Gewissensbissen oder Reue; er beklagt sich nur über die Ungewißheit, in der er lebte, und die dichte Finsterniß, welche den Augen des Menschen die Geheimnisse des Lebens und des Todes verschleiere. Hoffahrt, der Grund von so vielen Selbstmorden, spricht auch aus dem Scheiderufe Caleb Coltons.

Ein französisches Journal gibt folgende kurze Nachricht von dem Leben des Unglücklichen: Caleb Colton wurde im Jahre 1780 geboren, und versah abwechselnd Vikariatsdienste in Tiverton und Kew. Obschon seine Amtsverrichtungen ihm einen sehr anständigen Gehalt eintrugen, so versetzten ihn seine Verschwendungssucht und seine regellose Lebensweise doch sehr oft in einen an das tiefste Elend gränzenden Zustand. Auf dem Kornspeicher eines armen Kaufmanns zu Petersham schrieb er seinen Lacon, ein philosophisches Werk, in welchem sich Stellen der größten Geister Englands würdig finden. Des bedeutenden Erfolgs und des Gewinns ungeachtet, den die Herausgabe dieser Schrift ihm einbrachte, wurde er dennoch von seinen Gläubigern so hart bedrängt, daß er sich genöthigt sah nach Amerika zu entweichen. Von da begab er sich nach Paris, wo er nach einander als Spieler von Profession, als Gemäldetrödler, Weinhändler, Dichter und Korrespondent des Morning Chronicle auftrat. Während seines Aufenthalts in Frankreich schrieb er ein Gedicht unter dem Titel Napoleon, eine Rede in Versen über die Seele, Bemerkungen über Byron und die Tendenz seiner Werke, und endlich ein Gedicht: der Brand von Moskau. Das Aeußere Coltons war Achtung gebietend; die Augenbrauen zog er stets zusammen, und seine grauen Augen glänzten gleich Karfunkeln. Man hätte ihn eher für einen vormaligen General als für einen Geistlichen gehalten. Auch pflegte er, wenn man ihn fragte, ob er gedient habe, stets zu antworten: „Nein, aber ich bin Offizier der streitenden Kirche.“ Auf der Kanzel entwickelte er zuweilen eine hinreißende Beredsamkeit; besonders wird eine seiner Reden gerühmt, die er nach dem Begräbnisse eines seiner Pfarrkinder über den Tod hielt. Leider aber ließ dieser herrliche Vortrag, der auf die versammelte Gemeinde so tiefen Eindruck machte, bei dem Prediger selbst nicht den geringsten zurück, denn kurz darauf sah man ihn in einer Schenke sich in Portwein berauschen.

Jahresversammlung

der geographischen Gesellschaft zu London.

Diese Sitzung fand am 18 Mai statt. Die jährliche Prämie, welche der König zur Verfügung der Gesellschaft stellt, wurde für das vergangene Jahr dem Lieutenant Burnes für seine bekannte werthvolle Reise zuerkannt. Zugleich ergab es sich, daß die Gesellschaft die Summe von 500 Pfd. St. zu Ausrüstung und Unterhaltung von zwei Entdeckungsreisen bewilligt hatte, die eine in das Innere von Südafrika von der Delagoa-Bai aus, und die andere bis hinter britisch Guiana. Zu Beförderung dieser so wünschenswerthen Unternehmungen hat die Regierung 1000 Pfd. St. angewiesen. Kapitän J. E. Alexander vom 42sten Regiment ging schon vor einiger Zeit auf eine afrikanische Expedition aus, und Herr Schomburgk, ein wissenschaftlich gebildeter Mann in Westindien, befindet sich bereits in George-Town, um sich zu einer Entdeckungsreise nach Guiana vorzubereiten. Es wurde zugleich bekannt gemacht, daß keine neuern Nachrichten von Kapitän Back eingelaufen seyen, daß man jedoch deren im August oder September erwarte und seiner Rückkunft gegen Ende des Jahres entgegen sehe. Der Bericht besagte ferner, daß die Gesellschaft zu den Kosten der Herausgabe einer Grammatik der Cri-Sprache beigetragen habe, die von Herrn Howse, der sich mehrere Jahre auf dem Gebiet der Hudsonbaikompagnie aufgehalten hatte, ausgearbeitet worden ist. Gleicher Gunst erfreut sich eine Uebersetzung der Reise des Kapitäns Graah an die Ostküste von Grönland aus dem Dänischen ins Englische. Aus dem Bericht des Kassiers ergab sich, daß die Fonds der Gesellschaft sich im besten Stande befinden, denn ungeachtet der erwähnten außerordentlichen Ausgaben befanden sich, außer einem ansehnlichen Ueberschusse in den Händen des Bankiers, noch 4800 Pfd. St. in Kassa.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 164. 13 Junius 1835.

Reisen eines Hindu.

(Erster Artikel.)

Nichts ist seltener als einen Hindu von hoher Kaste außerhalb der Halbinsel reisen zu sehen; einige Braminen sind nach England gegangen, um Prozesse vor dem geheimen Rath zu betreiben, und Ram Mohun Roy ging als Agent des Mogul nach London, allein jene unterwarfen sich bei ihrer Rückkehr der von dem Kastengesetz vorgeschriebenen Pönitenz, und bezahlten große Summen, um sich wieder aufnehmen zu lassen, es war bei ihnen eine Spekulation und keine Reise für die Vermehrung ihrer Kenntnisse. Der Fall von Mohun Lal ist anders, er ist aus einer braminischen Familie aus Caschmir, welche sich in Dehli niedergelassen hat, er wurde in dieser Stadt in dem englischen Gymnasium erzogen, und seine frühe geweckte Intelligenz und Wißbegierde trieb ihn an, Gelegenheit zu suchen, sich durch Reisen in fremde Länder ferner auszubilden. Er schloß sich daher an Burnes und Dr. Gerard auf ihrer berühmten Reise durch Mittelasien an, und blieb bei der Trennung der beiden Freunde bei dem letztern, reiste mit ihm nach Mesched, Herat, und zurück nach Indien durch Afghanistan und Sind, wobei er seinem europäischen Beschützer durch seine Kenntniß der persischen Sprache große Dienste leistete; er scheint ein aufgeweckter, unaffektirter und liebenswürdiger junger Mensch zu seyn, der sich für Alles was er sah interessirte, und sich die Gunst von allen, mit denen er in Berührung kam, zu erwerben wußte. Mehrere der persischen und afghanischen Großen wünschten ihn als englischen Sekretär bei sich zu behalten, und die sichtbare Ueberlegenheit seiner Erziehung über die ihrer eigenen Kinder bewog mehrere von ihnen, ihre Söhne nach Dehli und Ludiana in die englischen Schulen zu schicken, und es ist möglich, daß seine Reise auf diese Art bedeutende indirekte Folgen haben werde. Bei seiner Rückkehr wurde er jedoch von seinen Verwandten und Bekannten in Dehli als eine Art von Paria behandelt, weil er den verbotenen Fluß Indus überschritten, und in muhammedanischen Ländern gereist hatte, sie wollten nicht mehr aus demselben Becher mit ihm trinken, noch aus derselben Schüssel mit ihm essen, und hätten ihn aus der Kaste ausgestoßen, wenn ihn nicht der Einfluß eines englischen Beamten, Namens Heave, dagegen beschützt hätte. Er hat seit seiner Rückkehr sein Tagebuch drucken lassen: es ist englisch verfaßt, und obgleich seine Phrasen einen fremdartigen Zuschnitt haben, und er oft die Worte in sonderbaren Bedeutungen braucht, so ist es doch vollkommen verständlich, und durch die Einfachheit und Naivetät des Ausdrucks anziehend. Wir geben einige Auszüge, die sich auf ein Paar der interessantesten Punkte der Reise beziehen.

Cabul.

8 bis 11 Mai. Cabul bietet aus der Entfernung keinen auffallenden Anblick dar, und seine grauen Erdwälle bereiten den Reisenden keineswegs auf die Scenen vor, die ihn im Innern der Stadt erwarten. Wie soll ich Worte finden den Bazar zu beschreiben, mit seiner Masse von Besuchern und ihren Physiognomien, ihrer Kleidung, ihrer Sprache und allen ihren Sitten, die einem Hindu so völlig fremd sind, während alle ihre Waaren und Produkte ein mir eben so ungewohntes Schauspiel darbieten. Die ganze Scene ist so neu für mich, daß ich mich wundern muß, wie eine so kurze Reise einen so sonderbaren Kontrast darbieten kann. Ich dachte dabei an Dehli und seine Paläste, seine hohen Minarets, seine prachtvollen Gebäude und seine reich gekleideten Bewohner, ihre fließenden Gewande, ihren flitternden Schmuck, die Haarlocken und die Armbänder, den Rosenduft, die glänzenden Augen und das schwarze Haar, und sah mich umsonst nach den Scenen meiner Jugend, und ihren wahren und falschen Freuden um. Alles umher war mir fremd.

Die Buden waren angefüllt mit Früchten, *) welche ich gewohnt war als kostbare Leckereien anzusehen, die Theile des Bazars, welche überwölbt sind, bieten einen Anblick dar, der die Einbildungskraft übersteigt. Die Buden erheben sich eine über der andern stufenweise, mit ihren glänzenden Zierrathen, bis wegen der Höhe des Gebäudes das Ganze in eine konfuse und blendende Masse anschwimmt, und die Menschen wie Nachkommen eines Zwerggeschlechts erscheinen. Dieser Bazar wurde vom Ali Mardan Khan gebaut, dessen Liberalität Afghanistan und Indien so manches Prachtwerk verdankt.

*) Die Früchte der gemäßigten Zone, welche Indien nicht hervorbringt, sind die Haupthandelsartikel zwischen Cabul und den Ländern jenseits des Indus; sie werden in allen Theilen von Afghanistan in größtem Ueberfluß gebaut und getrocknet nach Indien ausgeführt. D. Ueb.

Doch ich hätte eigentlich von dem Bazar von Dost Muhammed Khan,*) dem Regenten von Cabul, sprechen sollen, der nicht nur als Fürst, sondern auch als Mann ganz besonders Erwähnung verdient. Ich könnte in persischer Sprache meinen Eindruck über ihn aussprechen, aber ich verstehe nicht genug englisch, um ihm in dieser Sprache Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daher will ich mich mit wenigen Worten begnügen. Seine hohe Statur, seine stolze Miene, seine hochfahrende Rede und seine einfache Tracht zeigen in Allem seine hohe Geburt und seine souveräne Macht. Wenn wir ihn nur als Staatsmann und Beförderer des Handels betrachten, so verdient er großes Lob, allein sein Charakter ladet nicht zum Vertrauen in Privatfreundschaft oder in politische Verbindung ein. Er hat viele der Häupter des Landes hinrichten lassen, und einen großen Theil der Priesterschaft ihrer Güter beraubt, nachdem er siebenmal auf die Religion des Propheten und auf den Koran das Gegentheil geschworen hatte, und nachher erklärt, daß die Blätter des Korans nichts Anderes als Seiten eines Buches seyen. Er wünscht sich zum einzigen Herrn von Afghanistan zu machen, aber es fehlt ihm an Geld; gegen die englische Regierung scheint er nicht freundlich gesinnt, aber ohne Zweifel wird er sich auf die Seite der Macht schlagen, welche die größte Armee besitzt. Er hat viele Frauen und Kinder. Drei seiner Söhne stehen an der Spitze von Gouvernements, aber er läßt ihnen keine große Macht, da er ihnen mißtraut. Zur Zeit, da er Sultan Muhammed Khan aus Cabul vertrieb, bemächtigte er sich dessen Lieblingsfrau, was den Haß unter diesen beiden Brüdern sehr vermehrt hat.

Die Bewohner der Stadt Cabul bestehen aus Sunniten, Schiiten und Hindus. Die Masse der Afghanen besteht aus Sunniten. Die Schiiten sind Perser, welche Nadirschah mit sich brachte und in der Stadt kolonisirte; sie wohnen in einer durch Mauern von der übrigen Stadt getrennten Straße, welche Murad Khani heißt; ihre Zahl beträgt etwa 5000, aber trotz dieser numerischen Schwäche haben sie gewöhnlich wegen ihrer Einheit unter sich die Oberhand in ihren ewigen Streitigkeiten mit den Sunniten. Ihre Kleidung und Lebensart sind anständiger als die der Afghanen, welche ein häßliches und sinnliches Volk sind, geheime Trinkgelage haben und ihre Zeit in Intriguen mit Weibern zubringen. Die Frauen hohen und niedern Rangs haben ebenfalls den Weg der Tugend nicht gewählt und leben ausschweifend, wie folgendes Sprüchwort bestätigt: „das Mehl von Peschawer ist nicht ohne Beimischung von Gerste, und die Frauen von Cabul haben keinen Mangel an Freunden." In der Stadt wird gewöhnlich Persisch, auf dem Lande ein barbarischer Puschtudialekt gesprochen. Die Hindus belaufen sich auf etwa 2000, und viele unter ihnen gehören zu den vornehmsten Bewohnern von Cabul, sie haben zahlreiche Familien und besitzen das Recht ihren Kultus beizubehalten. Man erkennt sie an ihren Kleidern und an den Zeichen, die sie auf die Stirne malen. Man findet ihre Buden in allen Straßen und Bazars, und obgleich die Muhammedaner sie nicht lieben, so werden sie doch mit großer Toleranz behandelt.

*) Der Regent von Cabul ist einer der sieben Söhne von Fattih Ali, dem Vezier der letzten Könige von Afghanistan aus der Dynastie der Duranis, die ihn aus Verdacht über seine Treue verriethen und aufopferten. Seine Söhne vertrieben hierauf Schah Schudschah und bildeten die abgesonderten Regentschaften von Cabul, Candahar und Peschawer; sie sind in diesem Augenblick begriffen, einen Einfall von Schah Schudschah zurückzuschlagen, und es ist möglich, daß Dost Muhammed Khan aus diesem Kriege als einziger Herrscher von Afghanistan hervorgeht. D. Ueb.

Das Gold der Pinheiros.

(Fortsetzung.)

Die Ebene von Piratininga war indeß doch nicht so ganz öde, als die Missionäre sich da niederließen. Seit einigen Jahren schon hatten sich einige Kolonisten da angesiedelt, die hier ein Mittelleben zwischen Indianer und Europäer führten, allen Anbau, den des zu ihren Bedürfnissen unumgänglich nöthigen Maniok ausgenommen, vernachlässigten, hauptsächlich von der Jagd sich erhielten, in beständigem Kampfe mit den Wilden lebten, die sie zu Sklaven machten, obschon sie Weiber von ihnen nahmen und immer nur nach edeln Metallen suchten. Der Schutzschrift des Fray Gaspar ungeachtet bleibt es doch fast ausgemacht, daß diese ersten Kolonisten eine Mischung aus allen Nationen, und durch ein zügelloses Leben veranlaßt waren, sich in diese Wildniß zurückzuziehen.

Die entstehende Stadt zog eine Menge anderer Kolonisten hieher, die größtentheils den eben erwähnten glichen. Es scheint sogar, daß nach einem Angriff, den die Paulisten auf dem Lande im Jahre 1590 gegen die in der Stadt wohnenden unternahmen, ein bitterer Haß zwischen diesen beiden Klassen der Bevölkerung herrschte, von dem die Missionäre die indirekte Ursache waren. In St. Paul, wie in dem ganzen übrigen Amerika, machten die Missionäre stets die Vermittler zwischen den Indianern und ihren Bedrückern; da ihnen allein die Civilisation der erstern aufrichtig am Herzen lag, so mußten sie immer die Hand der andern zurückhalten, die durch eine Gewaltthat in wenigen Augenblicken die Früchte langjähriger Arbeit zerstörten. Zwiste dieser Art waren nicht immer ohne Gefahr für die Diener der Religion, die, trotz der Achtung in welcher damals ihr Ordenskleid stand, doch nicht selten Gefahr liefen, das Leben zu verlieren. Der Angriff, dessen eben gedacht wurde, war hauptsächlich gegen sie gerichtet, und ein indianischer Häuptling zeichnete sich bei ihrer Vertheidigung aus.

Wie dem indeß auch sey, so bildete sich dennoch binnen weniger als einem halben Jahrhundert in der Provinz St. Paul eine gemischte Bevölkerung, aus Portugiesen, welche die Reinheit ihres Blutes erhalten hatten, Indianern und Blendlingen beider Racen bestehend. Diese letztern, welche bald so zahlreich wurden als die übrigen, erhielten den Namen Mamelucos oder Mameluken, den die amerikanischen Geschichtschreiber zuweilen allen Paulisten jener Zeit ohne Unterschied beilegen.

Die Sitten dieser eisernen Menschen, ihr unerschütterlicher Muth, ihr Haß gegen jede Art von Joch und ihre abenteuerlichen Züge in das Innere des Landes bilden einen eigenen Abschnitt in der Geschichte Brasiliens. Die Paulisten waren durch

anderthalb Jahrhunderte zu Lande das, was zur nämlichen Zeit die Flibustier an den Küsten des Oceans und des spanischen Amerika waren; Sklaven fangen und edle Metalle aufsuchen, war fast ihre einzige Beschäftigung. Als sie die in ihrer Umgebung wohnenden Stämme fast aufgerieben hatten, dehnten sie ihre Züge weiter aus; um das Jahr 1620 begannen sie die berühmten seit ungefähr 40 Jahren von den Jesuiten an den Gränzen von Paraguay gegründeten indianischen Reduktionen zu überfallen, und ein halbes Jahrhundert hindurch verging nicht leicht ein Jahr, ohne daß sie sich nicht einstellten, die reichen Kirchen der Missionäre plünderten und alle Indianer, deren sie nur immer habhaft werden konnten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, gefangen fortschleppten. Dieß war eine der Ursachen, welche die Jesuiten veranlaßten, ihre Neophyten zu bewaffnen, und die Paulisten mit so schwarzen Farben zu schildern. Später drangen die letztern bis an die Gränzen von Hochperu vor, und erlaubten sich gleiche Gewaltthaten gegen die aufkeimenden Missionen von Chaco und Santa Cruz de la Sierra; ja einige erreichten sogar auf ihren abenteuerlichen Zügen die Ufer des Amazonenflusses, ein Weg, der ungefähr eben so viel sagen will, als wenn man, Europa sich ganz von Wäldern bedeckt denkend, von Frankreich aus bis ins Innere von Sibirien vordringen wollte.

Auch hinsichtlich der Art und Weise ihre Expeditionen zu organisiren, und in jener Mischung von Aberglauben, Todesverachtung und Wildheit, welche die Grundlage ihres Charakters bildeten, glichen die Paulisten den Flibustiern. So wie bei den Küstenbrüdern *) entwarf auch bei ihnen irgend ein alter an Leib und Seele geschwärzter, und in alle Geheimnisse der Wüste eingeweihter Waldläufer, oder irgend ein junger Anfänger den die Begierde trieb sich auszuzeichnen, den Plan zu dem Unternehmen, dem es nie an freiwilligen Theilnehmern fehlte. Die Bedingungen hinsichtlich der Theilung der zu machenden Beute wurden festgesetzt, und waren alle Vorbereitungen getroffen, so schloß jeder seine Rechnung mit dem Himmel, und bat um seinem Segen zu dem Vorhaben, was durch eine Messe, der alle Theilnehmenden beiwohnten, abgemacht wurde. Die Andächtigsten reinigten sich meist vorher noch bei einem Priester von ihren alten Sünden, der ihnen gewöhnlich das Gelübde abnahm, einen Theil der Beute dem Altar zu weihen. Strengrechtliche Mönche forschten zwar sorgfältig nach dem Zweck der Expedition, und verweigerten die Absolution, wenn ein anderer als Aufsuchung von edeln Metallen angegeben wurde, allein der größere Theil überging klüglich solche Fragen, und begnügte sich damit, in allgemeinen Ausdrücken Schonung und Sanftmuth gegen die Indianer anzuempfehlen, damit diese der Kirche gewonnen würden. Der Beichtende machte im Augenblick natürlich keine Einwendung, befand er sich aber einmal unterwegs, so waren seine Versprechungen bald vergessen.

Endlich brachen die Verbündeten zu Lande oder zu Wasser auf; ihre Verwandten und Freunde begleiteten sie eine Strecke Wegs unter frommen Gelübden für glücklichen Erfolg, denn alle wußten gar wohl, wie wenig man mit Gewißheit auf Wiedersehen zählen konnte. Jetzt begann der Kampf menschlicher Kraft und Ausdauer mit allen Schrecknissen der Natur und der Wüste; oft mußte man sich mit der Axt in der Hand einen Weg durch undurchdringliche Waldungen bahnen, ganze Wochen lang auf sumpfigem, pestilenzialische Dünste aushauchendem Boden lagern, ausgetretenen Flüssen, Wasserfällen, dem Pfeil des im Hinterhalt lauernden Indianers, der brennenden Sonne oder sündfluthartigen Regen, dem Hunger und Krankheiten Trotz bieten, kurz gegen alle Gefahren kämpfen, welche die ausschweifendste Einbildungskraft nur immer zu erdenken vermag. Allenthalben wo die Erde roth war, und gewisse den Abenteurern bekannte Kennzeichen trug, ließ der Anführer nachgraben, und erkannte der gierige Blick etwas Gold, so waren alle Beschwerden vergessen und die Ausbeute wurde sogleich unternommen; im entgegengesetzten Fall zog man weiter. Monate, ja ganze Jahre vergingen auf diese Weise, und endlich sah man einige armselige, ausgehungerte Gerippe, selbst ihren nächsten Verwandten nicht mehr kennbar, als die Ueberreste der längst schon vergessenen Expedition nach St. Paul zurückkehrten. Brachten sie Gold und glänzende Verheißungen mit, so kümmerte man sich wenig um Entfernung und Gefahren; eine allgemeine Aufregung ergriff die Provinz und ganze Familien, selbst Weiber und Kinder nicht ausgeschlossen, machten sich auf den Weg nach dem neuen Eldorado. Wer die Reise glücklich überstand, ließ sich an dem Orte der Verheißung nieder, und eine neue Kolonie war gegründet. Oft bestanden solche Expeditionen nur aus einigen Wenigen, von denen man gewöhnlich nie mehr etwas vernahm; doch waren deßhalb nicht immer alle umgekommen, sondern hatten sich, durch einen unermeßlichen Raum von der Heimath getrennt, an einer oder der andern Küste, wo es ihnen gerade am besten gefiel, niedergelassen. So trifft man denn in den fernsten Provinzen Brasiliens noch oft ganze Familien, die, weit entfernt ihren Ursprung vergessen zu haben, noch mit einem gewissen Stolz erzählen, daß das Blut der Paulisten in ihren Adern fließe.

An seinen Herd zurückgekehrt, brachte der Paulist eine ganz veränderte Gemüthsart, eine Liebe zu wilder Unabhängigkeit, ein feindliches Anstreben gegen alle geselligen Bande mit. Gewöhnlich hatte er mit einem seiner Nachbarn, entweder wegen geraubter Sklaven, oder wegen sonst irgend einer Beleidigung abzurechnen, und dann wußte der Gegenstand seines Hasses schon, daß eine Begegnung des Abends oder an einem abgelegenen Orte gefährlich sey. Ein langes, in einem der Stiefel oder unter dem Leder des Sattels verborgenes Messer wurde dann unfehlbar, und nicht vergebens, gezogen. Bot sich keine günstige Gelegenheit dar, so konnte der Rachsüchtige, seiner Reizbarkeit ungeachtet, lange warten, und oft kamen Fälle vor, daß nach Jahren unthätigen Harrens zwei Feinde dieser Art sich unverhofft, weit von menschlichen Wohnungen entfernt, im Walde trafen. Einer von beiden mußte dann seine Rechnung mit dem Leben schließen; der Sieger grub dem Gefallenen gewöhnlich die letzte Wohnung in den Boden, kniete dann auf das Grab, sprach einige Gebete, setzte dem Erschlagenen ein aus zwei Stücken Holz eilig zusammengefügtes Kreuz, und entfernte sich ohne weiter des Vorfalles zu

*) So nannten sich die Flibustier.

gedenken. Die schweigsame Wüste bewahrte das Geheimniß treulich in ihrem Schoße und Alles war vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Socotra.*)

Socotra, unter 12° 10′ nördlicher Breite und 54 bis 55° östlicher Länge v. Gr. gelegen, ist ungefähr 140 englische Meilen vom Kap Guardafui, der östlichsten Spitze von Afrika, und 180 Meilen von dem nächsten Theil der gegenüberliegenden Küste von Arabien entfernt. Es liegt mithin auf der geraden Straße nach und von dem rothen Meere, und scheint deßhalb den Geographen früherer Zeiten bereits bekannt gewesen zu seyn. Ptolemäus gedenkt der Insel unter dem Namen Dioscorides, und Arrian sagt, sie sey den Königen des Weihrauchlandes unterworfen. Marco Polo besuchte sie im 13ten Jahrhundert, und im Anfange des 16ten wurde sie von den Portugiesen besetzt. Als jedoch die Macht dieser Nation in Indien in Verfall gerieth, wurde auch Socotra von ihnen geräumt, und kam wieder unter die Herrschaft der frühern arabischen Besitzer. Als im Jahre 1798 eine britische Expedition von Indien in das rothe Meer kam, wurde sie von einer Eskadre unter Kommodore Blanket auf einige Zeit in Besitz genommen, seit dieser Zeit aber ganz unbeachtet gelassen, obschon diese Insel, namentlich im Fall eines ausgedehnten europäischen Handels durch das rothe Meer, viele Vortheile bietet.

Die Insel Socotra ist von Osten nach Westen 71½ engl. Meilen lang und hält in der größten Breite 21½ Meilen; sie hat fast die Gestalt eines sphärischen Triangels, dessen Scheitelpunkt die äußerste östliche Spitze bildet. Die nördliche Seite ist konkav, und die Hauptrichtung von Nordost nach Südwest, jedoch durch mehrere kleine Buchten unterbrochen. Die westliche Seite ist ebenfalls von einer tiefen Bucht eingeschnitten, und nur die südliche ist ohne Einbiegung und konvex. Längs der nördlichen und westlichen Seite finden sich Ankerplätze, jedoch kein eigentlicher Hafen, und die allenthalben flache, sichere Küste läßt sich fast immer erreichen, wenn man auf die Monsuns Acht hat.

Socotra läßt sich am anschaulichsten mit einem aus Gebirgen von fast gleicher Höhe zusammengesetzten Pfeiler vergleichen, der von einer flachen Ebene von verschiedener Breite von 2 bis zu 4 Meilen umgeben ist, die rund herum eine Art Ufer bildet, mit Ausnahme einer Stelle gegen Südost, wo die Berge senkrecht aus dem Meere emporsteigen. Der erste Anblick der Insel ist nicht einladend. Einige wenige Stellen ausgenommen, wo ein Gebirgsstrom Mittel zur Bewässerung bietet, ist die Ebene hart, unfruchtbar und keiner bedeutenden Verbesserung fähig, während hinter derselben die kahlen Kalksteinklippen emporsteigen. Das Innere verspricht indeß mehr. Der mittlere Gebirgsrücken, von dem einige Spitzen sich bis zu einer Höhe von 5000 Fuß erheben, ist Granit; längs der Seitenwände läuft eine zusammenhängende Kalksteinformation von 1500 bis zu 2000 Fuß Höhe fort, und von dieser ziehen sich quer durchlaufende Höhen von gleicher Formation und Charakter hauptsächlich nach Süden hin. Auf diese Weise bilden sich eine Menge Thäler, deren Urboden, der bekanntlich nicht zu den fruchtbarsten gehört, doch einige Ertragsfähigkeit zu besitzen scheint, weil er in seinem jetzigen Naturzustande mit einer üppigen Vegetation bedeckt ist.

Unter den bedeutendern Produkten nimmt die Aloe (Aloe spicata vel socotrina) den ersten Platz ein. Sie wächst hauptsächlich an den Wänden und auf den Gipfeln der Kalkgebirge, und wird nur selten in geringerer Höhe als 500 Fuß von der Ebene aus gefunden. Die Blätter werden zu jeder beliebigen Zeit abgepflückt, und nachdem man sie getrocknet hat eingepackt und nach Mascat ausgeführt, wo ihr Preis je nach Umständen und Jahreszeit sehr verschieden ist. In Hinsicht auf Qualität gehört die Aloe von Socotra zu den vorzüglichsten, sie verliert aber nur zu oft durch schlechte Zubereitung. Die Produktion geht in das Unendliche, da aber die Nachfrage nur gering ist, so wird jetzt nur die geeignete Quantität eingesammelt. Vormals sprach der Sultan die Aloe-Ernte als Monopol an, jetzt aber sammelt jeder der nur Zeit und Lust dazu hat. Besonders im westlichen Theil der Insel sind alle Anhöhen meilenweit mit der Pflanze bedeckt.

Das bedeutendste Produkt nächst der Aloe ist der Drachenblutbaum (Pterocarpus Draco), dessen Gummi ebenfalls zu allen Jahreszeiten eingesammelt wird. Es schwitzt von selbst aus, ohne daß man nöthig hätte Einschnitte zu machen, und auch von ihm bietet die Natur wohl zehnmal mehr, als wirklich Absatz findet. Der Baum ist 10 bis 20 Fuß hoch, der Stamm hält ungefähr 12 Zoll im Durchmesser, und die zahlreichen, aber kurzen Zweige sind dicht in einander geschlungen. Die aufsitzenden, lederartigen und schwertförmigen Blätter sind ungefähr 12 Zoll lang und denen des Pinienapfels ähnlich. So wie die Aloe, wächst auch der Drachenblutbaum hauptsächlich auf den Kalkgebirgen.

Auf der Insel wachsen außerdem noch andere Gummibäume, von denen besonders einer, von den Eingebornen Amara genannt, ein wohlriechendes Gummi liefert, das dem Weihrauch nicht viel nachsteht und an der arabischen Küste sehr gesucht ist. Ferner gibt es noch die in Aegypten und Syrien wohlbekannten Nebetbäume (Lotus Nebea), die eine wohlschmeckende Frucht von der Gestalt einer Kirsche tragen, welche die Eingebornen zwischen zwei Steinen zerquetschen und mit Butter zu einem Teige kneten, den sie sehr gern essen. Dattelbäume findet man ebenfalls in Menge, doch decken ihre Früchte den Bedarf nicht, weßhalb von diesem Artikel eine bedeutende Quantität aus Arabien eingeführt wird. Außer den genannten scheint jedoch keiner der Bäume, welche auf der Insel wachsen, von Werth zu seyn, örtliche Zwecke ausgenommen; eben so wenig scheint es hier eine bedeutende Menge von Brennholz zu geben.

An Thieren findet man auf Socotra vorzüglich Kamele, Esel, Hornvieh, Schafe, Ziegen und Zibetkatzen. Die Kamele sind von der gewöhnlichen Art; stark, fest auf den Füßen, aber nicht schnell. Die Esel leben größtentheils wild, und man glaubte sie anfänglich von dem gewöhnlichen Hausthiere dieser Gattung verschieden, was sich jedoch später nicht bestätigt hat. Sie sind meist herrenlos, und weiden zu 10 oder 12 mit einander im Gebirge. Als Lastthiere werden größtentheils Kamele verwendet. Die Ochsen sind meist von dunkelbrauner Farbe, feist, glatt und von vorzüglicher Art. Die Insel besitzt ungefähr 1600 Stück, und die Eingebornen verkaufen sie nicht gern; der gewöhnliche Preis ist 10 spanische Thaler. Die Schafe sind klein, mager und von geringer Qualität; sie werden insbesondere der Wolle wegen gehalten, aus der man ein starkes Tuch verfertigt, und alle zwei oder drei Monate sorgfältig gewaschen, um sie vor der Raute zu bewahren, der sie sehr unterworfen sind. Weit schöner sind die Ziegen, und besonders geschätzt werden die milchgebenden. Es gibt mehrere Arten, von denen eine in abgelegenen Thälern und auf den Gipfeln der höchsten Berge im Stande der Wildheit lebt. Die Zibetkatzen sind sehr zahlreich, doch sammelt man ihren Moschus nicht. Hyänen, Schakals, Affen und andere Thiere des benachbarten Kontinents sind hier unbekannt; sogar Antilopen findet man nicht, was um so auffallender ist, da sie doch auf den meisten andern Inseln längs der arabischen Küste zu treffen sind. Der Hund ist so gänzlich unbekannt, daß die Eingebornen einen an Bord des Schiffes befindlichen für ein Schwein hielten. Skorpionen, Tausendfüße und eine große Spinne der giftigen Art gibt es in Menge; Schlangen sind nicht häufig. Auch an Ameisen fehlt es nicht, und der Biß einer besondern Art dieser Thiere ist fast eben so schmerzhaft, als der Stich einer Wespe. Von Vögeln finden sich besonders Kraniche, Flamingos, Wildenten, Holztauben (in großer Menge), Schwalben, Kibitze, Eulen und vier Abarten von Geiern, von denen eine deßhalb sehr nützlich ist, weil sie Aas und andere Abfälle verzehrt. Ferner gibt es noch einen kleinen Vogel mit rothem Schnabel und dunkelpurpurfarbenem Gefieder, der ein lautes, der menschlichen Stimme nicht unähnliches Geschrei hören läßt. Auch soll es Kasuars geben, doch sah weder Lieutenant Wellstead, noch einer seiner Leute einen solchen Vogel.

(Schluß folgt.)

*) Die vorstehende Skizze ist einer Denkschrift des Lieutenants Wellstead von der englisch-ostindischen Marine entnommen, die in der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 11 Mai vorgelesen wurde. Die fast ganz vergessene Insel Socotra hat die Aufmerksamkeit der britischen Regierung aufs Neue auf sich gezogen, weil sie bei der in Antrag stehenden neuen Straße nach Ostindien über Aegypten (S. Ausl. Nr. 85 u. f. v. d. J.) der bequemste Platz ist, wo die Dampfschiffe anlegen und Kohlen einnehmen können. Lieutenant Wellstead wurde daher abgeschickt, um die Insel aufzunehmen, und sich mit den Eingebornen und Produkten derselben bekannt zu machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 165. 14 Junius 1835.

Notizen
über die Abschaffung der Sklaverei in den Kolonien.

Ueber diesen Gegenstand hat Macaulay, der Nachfolger des berühmten Wilberforce, eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: Haiti, oder authentische Nachrichten über die Abschaffung der Sklaverei und ihre Folgen auf St. Domingo und Guadeloupe, mit mehreren Angaben über den gegenwärtigen Zustand von Haiti und den emancipirten Schwarzen, welche dessen Bevölkerung bilden.

Das erste Aktenstück dieser Sammlung ist ein nach authentischen Dokumenten verfaßtes Memoire, das von Hrn. Burton der Kommission der Lords übergeben wurde, welche im Jahre 1822 mit Untersuchung der Sklaverei in den Kolonien beauftragt war. Das Ackergesetz, welches Polverel, Kommissär der französischen Republik, am 28sten Februar 1794 bekannt machte, hat allen spätern Gesetzen dieser Art auf St. Domingo zur Grundlage gedient. Die Resultate dieser seit 40 bestehenden Gesetze führen zu belehrenden, merkwürdigen und überzeugenden Nachweisen hinsichtlich der Möglichkeit, unter den Schwarzen eine auf die Freiheit der Arbeit basirte civilisirte Gesellschaft zu begründen.

Polverel hatte je nach den verschiedenen Abstufungen verschiedene Arten von Arbeiten eingesetzt. Die später eingeführten polizeilichen Verordnungen Toussaints über diesen Gegenstand unterscheiden sich nur wenig von denen Polverel's. General Vincent, der St. Domingo im Jahre 1801 verließ, berichtete an Bonaparte, daß unter jenen Gesetzen Alles so gut als möglich gehe, daß die weißen Eigenthümer in friedlichem Besitze ihrer Güter seyen, daß die Kultur des Bodens reißende Fortschritte mache, und daß unter den Schwarzen Ordnung, Industrie und Wohlfahrt herrsche.

Die spätern von Christoph gegebenen Gesetze waren auf dieselben Grundsätze basirt, und das von Roger im Jahre 1826 bekannt gemachte Feldgesetz war nichts Anderes, als eine neue Bestätigung der frühern Gesetze.

Unter dem Einflusse derselben hat sich die Bevölkerung von St. Domingo in 20 Jahren verdoppelt. Im Jahre 1824 fand nun eine offizielle Volkszählung der 33 Arrondissements der Republik statt, sie ergab 935,335 Individuen; im Jahre 1804 hatte sie kaum 400,000 betragen.

Man hat kürzlich in öffentlichen Blättern behauptet, die Seelenzahl betrage nur 423,042 Individuen; dieß ist jedoch ein Irrthum; jene Ziffer drückt nur die Zahl der aktiven Bürger aus, welche an der mit Frankreich stipulirten Steuer Theil zu nehmen bestimmt waren.

Außer diesem Memoire über die Gesetzgebung Haiti's werden in dem angeführten Werke neue wichtige Dokumente über die Civilisation mitgetheilt. Sie sind aus der Korrespondenz eines Reisenden gezogen, der die Insel in den Jahren 1830 und 1831 bereiste, und sich längere Zeit an den verschiedenen Orten aufhielt, wo er sich am besten über den wahrhaften Zustand des Landes zu unterrichten vermochte. Dieser Reisende ist Hr. Richard Hill, ein Farbiger, zu Jamaika geboren, dessen Vater ihm eine treffliche Erziehung geben ließ; er ward von Lord Mulgrave zum Vorstand eines Kirchspiels von 24,000 Seelen auf Jamaika ernannt, um die Ausführung der Emancipations-Akte zu übernehmen.

Nach den langwierigen Unglücksfällen, welche St. Domingo seit dem ersten republikanischen Aufstande bis zur Expedition des Generals Leclerc und bis ans Ende des Bürgerkriegs verheerten, war voraus zu sehen, daß diese mächtige Kolonie sich nicht plötzlich aus ihren Ruinen erheben könne. Eine freie, muthige, mächtige Bevölkerung hatte sich mitten unter den blutigen Ereignissen gebildet, deren Schauplatz die Insel geworden war. Allein die Kultur, die Industrie, der Handel und alle sonstigen Ursachen einer materiellen Wohlfahrt bedurften längerer Zeit zu ihrer Entwicklung. Diese fruchtbaren Ebenen haben selbst jetzt noch nicht den Wohlstand wieder erreicht, und in den blühendsten Gegenden findet man noch heutzutage die Spuren der frühern Verwüstungen. Minder zugängliche Gegenden wurden vorzugsweise von einem Volke angebaut, das stets die Invasion seiner ehmaligen Herren zu befürchten hatte. So ist z. B. die Hügelkette, welche sich gegen Lamentin hinzieht, angebaut, wie sie es nie früher war. Eine Menge kleiner Pflanzungen bedecken diese Hügel; hier werden Kaffee, Früchte, Gemüse gebaut und die verschiedenen Gewässer, welche von den Höhen herabkommen, sind sehr zweckmäßig in besondern Wässerungsgraben gefaßt.

Ein Beispiel wird die Art und Weise, nach welcher die Be-

wohner von Haiti den Anbau betreiben, am klarsten darthun. Wie wählen die schöne Pflanzung Chateaublond, welche dem General Lereboues gehöet. Die Bewohner theilen sich in Familien, bauen einen Theil der Pflanzung an, und erhalten als Lohn einen Theil der Eezeugnisse ihrer Arbeit, nach den Bestimmungen des Feldgesetzes. Es kommt häufig vor, daß die Zahl der auf diese Weise verbundenen Personen nicht hineeichend ist, und daß die Arbeit nach Verhältniß der Ausdehnung des Terrains nicht rasch genug von Statten geht; in diesem Falle läßt sich die Gesellschaft duech die Nachbarn oder duech Arbeiter einer andern Truppe helfen. Die Arbeiter wählen ihren Obmann, wie nur immer eine Gesellschaft ihren Präsidenten wählen kann; ee ist ihr Organ, und wacht übee die Interessen Aller gegenüber dem Eigenthümee des Bodens.

Zu Chateau-blond ist Alles neu: Mühlen, Stampfwerke, Siedereien, Wasserleitungen, selbst die Wohnungen sind die Früchte einer kleinen Zahl von Jahren, einee langsamen, aber andauernden Arbeit, ohne Anleihe, und ohne daß dee Boden mit irgend einer Hypothek belastet wurde; die mit großen Kosten zu Chateaublond erbauten Maschinen werden solchen geliehen, die derselben bedürfen, gegen eine mäßige, vom Gesetze bestimmte Abgabe des Erzeugnisses.

Der Reisende hat den häuslichen und ökonomischen Gebräuchen der arbeitenden Klasse dieser Pflanzung seine Aufmerksamkeit gewidmet; er fand sie arbeitsam und in ihrem Benehmen musterhaft.

In einem besondern Kapitel beleuchtet Hr. Macaulay den von Hrn. Mackenzie * an Hrn. Canning erstatteten Bericht, der auf Befehl der Kammer der Gemeinen im Jahre 1829 gedruckt wurde. Er weist die Ungenauigkeiten und Widersprüche desselben nach und zeigt, daß der Bericht, trotz des übeln Willens des Berichterstatters, immer noch eine geoße Autorität gegen das System der Sklaverei ist.

Das Gold der Pinheiros.

(Fortsetzung.)

Von den Einzelnen ging dieser unauslöschliche Haß auf ganze Familien über, die sich, der Grad der Verwandtschaft mochte seyn welcher er nur immer wollte, getreulich der Sache ihrer Mitglieder annahmen. Der Unruhen und Streitigkeiten war kein Ende in der Stadt, und was jetzt noch die Vendetta in Korsika übt, sah man damals in St. Paul, nur mit dem Unterschied, daß ihr dort die rauhen Sitten des Jahrhunderts eine Kraft gaben, deren unsere Zeit nicht mehr fähig ist.

Diese flüchtige Skizze der Paulisten jener Zeit paßt indeß in keiner Hinsicht auf die unsree Tage. Diese letztern haben von ihren Voraltern nur einen edlen Stolz, eine Tapferkeit, die sie um so mehr auszeichnet, als diese Eigenschaft keineswegs bei den Brasiliern heerschend ist, und einen Hang zu Abenteuern geerbt, der sich sehr oft durch lobenswerthe Unternehmungen Luft macht.

*) Dem englischen Generalkonsul zu Haiti.

St. Paul gleicht in mancher Hinsicht einer andalusischen Stadt, denn man findet hier dasselbe heitere, milde Klima, dieselbe Leidenschaft für den Tanz, und dieselbe offene Fröhlichkeit bei geselligen Vereinen. Eben so wie in Cadix hört man auch hier bei Nacht sehe oft die Töne der Guitarre unter einem vergitterten Fenster, das von zitterndee Hand halb geöffnet wird, und die Frauen, welche diese Huldigungen empfangen, sind durch *ganz* Brasilien ihrer Anmuth wegen berühmt.

Die ersten Paulisten verstanden sich besser darauf den Degen und den Fäustel des Bergmannes zu führen, als die Feder, und deßhalb sind auch keine ähnlichen Berichte ihrer Thaten auf uns gekommen, wie einige Flibustier, Raveneau und Lussan unter andeen, uns hinterlassen haben. Mangel an genauen Nachrichten wae daher auch Ursache, daß die Geschichtschreiber Brasiliens nur in allgemeinen Ausdrücken von den Zügen der Paulisten sprechen; und nur aus der Menge von Minen, deren Entdeckung ihnen zugeschrieben wird, läßt sich auf die Größe ihres Unternehmungsgeistes schließen. Das Uebrige findet sich in der Geschichte der Missionen, die, wie bereits erwähnt, sehr oft von ihnen überfallen wurden. Genügende Angaben irgend eines Wegs, den sie auf ihren Zügen verfolgten, sucht man jedoch vergebens, und noch weniger findet man Berichte von persönlichen Abenteuern; nur aus Gefahren, welche die Natur solchen Unternehmungen in den Weg legte, läßt sich vermuthen, wie reich an romantischen Episoden sie gewesen seyn müssen.

Sehr glücklich muß ich mich demnach schätzen, während *meines* Aufenthalts in Brasilien die Bekanntschaft eines Geistlichen des Klosters von San Bento von Rio-Janeiro, eines sehr unterrichteten Mannes, gemacht zu haben, der sich mit besonderer Vorliebe damit beschäftigte, alte Berichte aus den ersten Jahren seines Vaterlandes aufzusuchen. Unter den Beweisen von Wohlwollen, die ich von ihm empfing, hatte die freie Benutzung einer ziemlich umfassenden Bibliothek, die er von seinen mäßigen Einkünften nach und nach angeschafft hatte, den größten Werth für mich. Der größte Reichthum derselben bestand aus einee bedeutenden Anzahl meist von Missionäeen aufgesetzter Manuscripte. Nur wenige unter denselben hatten zwar verdient auf die Nachwelt zu kommen, denn es waren größtentheils weitschweifige, nie endende Geschichten von Bekehrungen, Wundern und ähnlichen Dingen, die nur für das Kloster von Interesse seyn konnten, dem der Verfasser angehöete; endlich aber stieß ich doch auf einen Schatz, ein dünnes Heft von 100 Seiten, eine Art Cheonik der Provinz St. Paul in lateinischer Sprache. Der Mangel an jedem Datum erregte mir anfänglich Zweifel, indeß erkannte ich doch bald, daß diese Chronik aus dem ersten Viertel dee 17ten Jahrhundeets stamme, denn es war darin die Rede von der ersten Expedition der Holländer nach Brasilien, die im Jahre 1624 statt hatte. Ferner wurde des Paters Anchieta sehr oft gedacht, der, wie bekannt, im Jahre 1596 starb, und den der Verfasser gekannt zu haben schien; ich glaube auch daher nicht zu irren, wenn ich dieses merkwürdige Manuscript vom Jahre 1630 datire.

Als Ausnahme von der Regel enthielt es nur wenig von Wundern, dagegen aber um so mehr Nachrichten von dem Privatleben der Paulisten und von einigen iheer Expeditionen. An

vielen Stellen hat der gute Pater, der diese Geschichte niedergeschrieben hatte, so oft er irgend eine Gräuelthat berichtete, den Himmel, sich mit Bestrafung dieses verderbten Geschlechts nicht zu übereilen, sondern zu warten bis es zur Erkenntniß gekommen sey. Ein Faktum überraschte mich unter Anderm ganz besonders, weil es mir Aufschluß über mehrere Volkssagen gab, von denen ich oft schon gehört hatte, ohne mir ihren Ursprung erklären zu können. Man sagt nämlich zu St. Paul, und selbst in der Provinz Rio Janeiro, von einem Manne der plötzlich und ohne auffallende Umstände reich wird, daß er das Gold der Pinheiros gefunden habe, und von jedem der irgend etwas Schwieriges unternimmt, daß er das Gold der Pinheiros suche. Das tragische Ereigniß, welches zu dieser sprüchwörtlichen Redensart Anlaß gegeben hat, möge hier ganz so folgen, wie es, mit wenigen Ausnahmen, das Manuscript erzählt, und wie mein treues Gedächtniß es wiederzugeben gestattet.

Seit ihrer Kolonisation war die Provinz St. Paul noch nie ein Schauplatz größerer Unruhen gewesen, als zu der Zeit, von der hier die Rede ist. Zwei Familien, die mächtigsten des Landes, die Ramalhos und die Pinheiros, setzten durch ihre Zwietracht und ihre Privatstreitigkeiten Alles in Flammen. Man hörte von nichts als von Angriffen auf Personen und Eigenthum, und höchst unvorsichtig wäre es gewesen, hätte man sich, selbst am hellen Tage, irgend wohin begeben wollen, ohne bis an die Zähne bewaffnet, und von gleichfalls bewehrten Sklaven umgeben zu seyn. Eine seltene Gleichförmigkeit der Verhältnisse herrschte bei beiden Familien; beide reichten bis zu den ersten Zeiten der Kolonie hinauf; das Haupt der erstern war ein Sohn von demselben Joao Ramalho, der sich schon vor Ankunft der Missionäre in der Ebene von Piratininga niedergelassen hatte, und der seit 1553 zum Alcaide Mor der Stadt Santander ernannt worden war. Das Haupt der Pinheiros rühmte sich seinerseits, daß sein Vater nach den Missionären das erste Haus zu St. Paul erbaut habe. Beide hatten indianische Frauen geheurathet, eine zahlreiche Nachkommenschaft gehabt, ihre kräftigen Jahre mit Streifzügen in den Wäldern hingebracht, und gleiche Reichthümer an Gold, Diamanten und Sklaven erworben.

Die Ursache, welche den Haß der beiden Alten erzeugte, mußte sehr tief gewurzelt und von sehr ernster Art seyn, denn hartnäckig hatten sie alle Versuche, die man zu ihrer Aussöhnung machte, zurückgewiesen. „Der Baum der Vergessenheit kann da nicht gedeihen, wo Blut geflossen ist;“ dieses den Indianern entlehnte Sprüchwort war die einzige Entgegnung auf alle ihnen gemachten Friedensvorschläge. Zudem mußte, den Gesetzen der Vendetta zufolge, die Todtenrechnung zwischen beiden Parteien gleichstehen, und es scheint, daß die Ramalhos in dieser Hinsicht ihren Gegnern noch einen bedeutenden Saldo schuldeten. In den ersten Jahren einer Kolonie pflegen die Bande des Blutes fast alle ihre Bewohner zu umfassen; die von St. Paul waren demnach, der Eine mehr, der Andere weniger, mit den beiden Familien verwandt, so daß die in zwei feindliche Lager getheilte Stadt, den Worten des Manuscripts zufolge, weniger einem Verein von Christen, als einer Horde von Tapuyas glich.

(Fortsetzung folgt.)

Inseln des grünen Vorgebirgs.

San Antonio.

Diese sehr hohe Insel besitzt mannichfache Hülfsquellen; ihre zahlreichen Gebirge sind reich an Wasser, auch erntet man viel Getreide, Küchengewächse aller Art, Baumwolle und Färberflechte. Die Baumwolle ist ein vortheilhafter Handelsartikel, der nach der Küste von Guinea ausgeführt wird, die Verbindung im Innern aber wird durch die Gebirge sehr erschwert und fast unmöglich gemacht. Die Küste rings um die ganze Insel ist gesund, und obschon kein Hafen hier ist, so finden sich doch mehrere Landungsplätze, von denen die nachstehenden die vorzüglichsten sind.

Do Porto da punta do Sol. — Man kann diesen Landungsplatz keinen Hafen nennen, obschon die Portugiesen jeder Stelle, wo auch nur das kleinste Fahrzeug vor Anker gehen kann, den Namen Hafen (Porto) beilegen. Es ist nichts als eine Stelle der Küste, wo der Grund gut ist, und wo alle Schiffe, welche die Insel besuchen, ihre Geschäfte abmachen. Die Douane und Magazine befinden sich auf einem Vorsprunge, und westlich von diesem, ungefähr ¾ Meilen von der Küste, ist der Landungsplatz. Er ist von Westen nach Osten gegen die Winde geschützt, und obschon er den Nordnordost- und Nordostwinden völlig ausgesetzt ist, so spürt man sie der hohen Gebirge wegen fast gar nicht, und sie haben keine andere Wirkung, als daß die See stark hohl geht und die Schiffe hin und her wirft, oder, wie der Seemann sagt, schlingert. Der Löschplatz ist herrlich, denn er ist ein von der Natur in den Felsen gehöhltes Bassin, am Anfange von 18 bis 20 Fuß Breite, das aber dann so schmal wird, daß man die Ruder einziehen muß, um mit dem Kanot durchzukommen. Man empfängt hier treffliches Wasser, nebst allen Arten von frischen Lebensmitteln zu billigen Preisen, und kann sich auch mit Holz versehen, das jedoch sehr weit hergebracht werden muß. Die Stadt, wo der Gouverneur wohnt, ist ungefähr drei Meilen von diesem Platze entfernt, und der Weg, der dahin führt, an mehrern Stellen in den Felsen gehauen. Westlich von dieser Stadt, in einer Entfernung von einigen Meilen, befindet sich eine Bucht, nach einem hohen hinter derselben gelegenen Berge, der Hafen des Getreidegebirgs (le Port de la Montagne du Blé) genannt, deren Grund aus Sand und kleinen Kieseln besteht. Die Schiffe finden hier zu jeder Zeit in einer Tiefe von 11 bis 12 Faden Ankergrund, und man empfängt hier wohl Holz und Wasser, aber wegen großer Entfernung vom Dorfe und wegen Mangel an Bewohnern keine Lebensmittel, weil diese Gegend nur zuweilen von Hirten besucht wird.

Die Bai von Tarafal. Diese Bai ist groß und geräumig, und hat einen schwarzen Sandgrund. Die Schiffe finden in einer Tiefe von 20 Faden und ¾ Kabellängen vom Ufer Ankergrund. Sie sind hier gegen die Nordost- und Südwinde und auch gegen die Wogen geschützt, und weht der Wind von Nord- oder Südwest, so ist die Bai doch ruhig, und die See geht nur hohl, weil die große Höhe des Landes hinlänglichen Schutz gewährt.

Der Leven warf ¾ Kabellängen von der Küste in einer Tiefe von 40 Faden Anker. Man findet hier das beste Wasser unter allen Inseln des grünen Vorgebirgs; es kommt aus den Bergen und läuft das ganze Jahr hindurch in einer Schlucht abwärts. Man hat drei Wasserbehälter gebaut, welche durch eigens dazu aufgestellte Leute immer voll erhalten werden, um im Fall einer außerordentlichen Dürre versehen zu seyn. Auch ein kleiner Brunnen ist am Strande gegraben worden, und wenn ein Schiff Wasser einnehmen will, so schafft man die Fässer hieher, und läßt dann das in dem am niedrigsten gelegenen etwa ¾ Meilen entfernten Behälter befindliche Wasser durch eine in den Felsen gehauene Rinne in den Brunnen ablaufen, um die aus demselben gezogene Menge wieder zu ersetzen. Ein Linienschiff kann sich hier in Einem Tage mit dem erforderlichen Wasser versehen. Da ich zu diesem Behuf mit einem Befehl des Gouverneurs versehen war, so durfte ich den dieses Geschäft besorgenden Leuten nur zu essen geben; die Kauffahrteischiffe müssen diese aber außerdem noch bezahlen, doch sind die Kosten nicht bedeutend. Die Eingebornen schaffen auch Holz herbei, man sagt, es sey gut, doch kann ich hierüber nicht urtheilen, weil ich keines gesehen habe. Man kann auch frische Lebensmittel haben, jedoch nicht in bedeutender Menge, weil die Entfernung bis zum Dorfe 14 Stunden beträgt. Legt ein

Schiff hier an, so muß es sich in dieser Hinsicht nach Punta-Sol wenden, wo man Hornvieh, Schafe, Geflügel und Früchte zu billigen Preisen haben und mit einem Erlaubnißschein wegen des Wasserversehen hieher gelangen kann, ohne zu Punta-Sol anlegen zu dürfen. Auf diese Weise kann sich ein Schiff in einem einzigen Tage mit Allem versehen, was es bedarf. Es sind zwar auch zu Tarafal frische Lebensmittel zu bekommen, aber weit langsamer und nur zu hohen Preisen. Noch nie habe ich Wasser eingenommen, das sich so klar und gut erhalten hätte, als das, welches ich hier bekam.

Santa-Lucia.

Diese Insel ist von mäßiger Höhe; sie hat auf ihrer südwestlichen Seite eine Bai, wo kleine Fahrzeuge vor Anker gehen können und wo sie gegen die Winde geschützt sind, jedoch mit Ausnahme des Süd- und Südostwindes; die Küste ist sandig, und der Grund besteht aus Sand und Kies. In der Mitte der Bai befindet sich eine kleine Insel mit den Ruinen eines Dorfes; jetzt ist sie ganz verödet und wird nur noch von Fischern besucht. Man findet hier eine Menge Schildkröten, sammelt eine bedeutende Quantität Färberflechte und baut auch etwas Baumwolle. Vormals gab es hier mehrere Pflanzungen von diesem Gewächse, die man jedoch jetzt gänzlich aufgegeben hat. Die Durchfahrt zwischen dieser Insel und St. Vincent ist nicht so gesperrt, als man sie auf den Karten angegeben findet; ich bin an beiden Enden eingefahren und habe Boote nach allen Richtungen hin ausgeschickt, aber nirgends fand sich auch nur ein einziger Felsen. In der Mitte des Kanals, in gleicher Entfernung von den beiden Einfahrten, betrug die geringste Tiefe 14 Faden.

Branco.

Der Leven blieb, als wir Brava besuchten, zwischen dieser Insel und St. Lucia mehrere Tage lang auf einem festen weißen Sandgrunde in einer Tiefe von 11 Faden vor Anker.

Branco ist hoch und der Boden ungleich; es ist ein Brunnen hier, und man kann etwas Holz, aber nur von schlechter Qualität haben. Auf der Südostseite der Insel läuft eine lange weiße Sandbank in das Meer hinaus, an welche die Wogen so heftig anschlugen, daß keine Untersuchung möglich war; zweimal versuchte ich zu landen, war aber genöthigt mein Vorhaben aufzugeben.

Razo.

Diese Insel ist niedrig, der Rand der Küste aber steil und mit Felsen besetzt, was die Landung sehr erschwert, wenn auch der Wind nicht heftig weht. Sie ist unfruchtbar und nur von Vögeln bewohnt. Zwischen Razo und Branco, ungefähr ein Drittel der Entfernung von der erstern, befindet sich eine Korallenbank, die wie das Dach eines Hauses gestaltet ist, und von Südsüdost nach Nordnordost läuft. Glücklicherweise ist ihre höchste Stelle noch mit sechs Faden Wasser bedeckt, und die Tiefe nimmt gegen Westen bis auf 15 und gegen Osten bis auf 18 und 20 Faden zu. Das Meer bricht sich indeß der starken Fluth wegen, die zwischen diesen beiden Inseln durchgeht, mit großer Gewalt an dieser Bank. Die Fahrt ist jedoch vollkommen sicher.

Die Insel Socotra.

(Schluß.)

Die Bewohner von Socotra theilen sich in zwei Klassen, nämlich in solche, welche die Gebirge und das Hochland gegen das westliche Ende der Insel bewohnen und die wahrscheinlich ein eingebornes Geschlecht sind, und endlich in jene, welche in Tamarider, Golonseir und andern kleinern Dörfern längs der nördlichen und westlichen Küste hausen; diese letztern sind eine gemischte Race: Abkömmlinge von Portugiesen, Arabern, afrikanischen Sklaven und andern, welche die Insel besuchten. Die Gesammtzahl der Einwohner beläuft sich auf 4000, doch ist dieß nur eine ungefähre Schätzung. Fast zwei Drittel derselben sind Beduinen, so werden sie nämlich ihres einfachen Hirtenlebens wegen gewöhnlich genannt. Es sind schöne Leute, hochgewachsen, muskelkräftig, wohl proportionirt, mit leicht gebogener Nase, lebhaften, ausdrucksvollen Augen, wohlgeformtem Munde, und langen, natürlich gekräuselten, durchaus nicht wolligen Haaren. Sie tragen gewöhnlich Kinn- und Backenbart, aber keinen Schnurrbart, und ihre Gesichtsfarbe ist theils licht, theils so dunkel als die der Hindus. Ihr Gang auf den Bergen ist leicht, rasch und aufrecht, jedoch gehen sie, weil sie an das Klettern gewöhnt sind, mit den Füßen einwärts, wodurch ihr Gang auf der Ebene etwas Linkisches erhält. Die Frauen sind in der Jugend sehr hübsch, doch schwellen ihnen im Alter gewöhnlich die Füße stark an, wiewohl mehr auf dem Flachlande als im Gebirge. Die Kleidung beider Geschlechter besteht in einem wollenen Mantel von verschiedenem Schnitt und mit mannichfachen Zuthaten. Das Benehmen der Weiber ist bescheiden und ihr Betragen meist tadellos. Sie werden nicht so eingesperrt, wie in andern muhammedanischen Ländern; im Gegentheil bewohnen häufig mehrere Familien nur Ein Haus, und den Weibern liegt es größtentheils ob, die Pflichten der Gastfreundschaft gegen Reisende zu üben.

Da das Klima von Socotra feucht ist, so wird es mehrere Monate im Jahre unmöglich unter Zelten zu wohnen, weßhalb auch die nomadischen Beduinen ihren Wohnplatz öfter wechseln müssen. Die hieraus entspringende Schwierigkeit wird dadurch zum Theil beseitigt, daß sie die Höhlen erweitern, welche sich allenthalben im Kalkfelsen finden, sie durch niedere Mauern für mehrere Familien abtheilen und dann bewohnen. Ihre sonstigen Wohnungen bestehen gewöhnlich aus an den Felsen angelehnten Schupfen mit einem steilen Dach aus Schilf oder Baumzweigen und leicht mit Mörtel überzogen, um den Regen abzuhalten. Diese Wohnungen werden eben nicht rein gehalten, weßhalb es auch von Flöhen in ihnen wimmelt. Die Betten bestehen aus Fellen, und Schafe und Ziegen wohnen oft mit den Eigenthümern unter demselben Dache.

Die Männer bringen ihre Zeit damit hin, die Heerden zu warten, Drachenblut und Aloe zu sammeln und gelegentlich die Dörfer an der Küste zu besuchen, um diese Artikel nebst ihrer Schmelzbutter gegen Datteln, Hirse und Tücher zu vertauschen. Die Weiber machen Butter, krämpeln Wolle, spinnen, weben und besorgen die Haushaltung. Feldbau wird nur wenig getrieben; etwas Hirse und Tabak zu eigenem Gebrauche ist Alles, was sie bauen, und säen, ernten und die nöthige Bewässerung dieser beiden Artikel ihre ganze landwirthschaftliche Arbeit.

Das politische Leben der Bewohner von Socotra ist eben so einfach als ihr geselliges. Sie erkennen ihre Abhängigkeit von den Arabern an, und dulden es von diesen, als ein untergeordnetes Volk angesehen und behandelt zu werden. Sie entrichten einen kleinen Tribut, den sie selbst unter sich einsammeln, und sind im Ganzen friedliebend, und jede kleine Gemeinde ihrem eigenen Scheikh oder Häuptling unterwürfig, dessen Würde jedoch nicht erblich, sondern von dem Sultan oder dessen Abgeordneten abhängig ist, und bei der auf den persönlichen Charakter des Individuums Rücksicht genommen wird. Außer einem Messer und einem Stock, den sie stets bei sich haben, besitzen diese einfachen, von der ganzen übrigen Welt abgeschlossenen Leute sonst keine Waffen, und eben so wenig ist eine Münze unter ihnen im Umlauf, obschon sie deren Gebrauch durch ihren Verkehr mit den Arabern kennen gelernt haben. Unter sich bestimmen sie im Handel und Wandel den Werth ihrer Artikel nach gewissen Maßen oder Quantitäten Butter.

Als die Portugiesen zum Erstenmal nach Socotra kamen, sollen sie bei den Eingebornen Manuskripte in chaldäischen Schriftzügen gefunden haben; Herr Wellstead konnte jedoch nichts der Art entdecken, so viele Mühe er sich auch gab. Es finden sich jedoch Spuren einer höhern Civilisation als die jetzt herrschende, eine Erscheinung, die in vielen Gegenden vorkommt, ohne daß deßhalb gerade immer eine diesen Umstand erklärende Sage bestünde. In der Nähe von Ras Mani, dem östlichen Vorsprunge der Insel, wurde auf einem Kalkfelsen am Meere von fast 100 Schritten im Umkreise, fast auf gleicher Höhe mit dem Boden, eine merkwürdige Inschrift entdeckt. Die Buchstaben gleichen denen anderer in Arabien gefundenen Inschriften, und sind wahrscheinlich äthiopische. Neben dieser sehr gut erhaltenen Schrift befinden sich unzählige rohe Abbildungen von Füßen von Menschen, Kamelen, Schafen, Ochsen, Eseln u. s. w., einige klein, andere in natürlicher Größe und mehrere kolossal. Alle stehen paarweis, jedoch in keiner Hauptrichtung, und sind so eingehauen, als ob diese Füße sich in eine weiche Masse abgedrückt hätten. So viel bekannt, sind Abbildungen wie die eben beschriebenen einzig in ihrer Art, und es ist ein merkwürdiger Umstand, daß die hier entwickelte Kunst nicht mehr Ehrgeiz besaß, und auch die Nachbildung ganzer Figuren versuchte. Der Fels, in den diese Abbildungen gehauen sind, ist ein sehr harter Sandstein.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 166. 15 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Carl ou le chatiment.

Drama in vier Akten von A. Bourgeois und Lockroy.

Keinem Dichter ist es wohl unglücklicher ergangen, als dem armen Müllner. Nicht genug, daß er im Vaterlande einen Schwarm wüthender Kritik-Moralisten sich auf den Hals gezogen, die so laut und heftig schrien, daß die Stimme seiner Bewundrer in dem wilden Lärm verhallte, wiewohl ihre Zahl nicht gering war; es mußte ihm noch der Affront geschehen, „für die französische Bühne bearbeitet" über die Bretter der Porte St. Martin zu gehen.

Elvire ist hier wirklich Mitschuldige und in Kenntniß der an ihrem Gatten verübten Mordthat. Hiemit ist plötzlich all das ergreifend Leidenschaftliche und doch so Bedauernswürdige in dem Charakter Elvirens vernichtet, und diese Person sinkt zur gemeinen Ehebrecherin herab. Die Rolle der Jerta ist ganz gestrichen, — mit Recht, was sollte die Porte St. Martin mit einer Jerta anfangen? Otto ersticht selbst seinen Vater, denn Karl ist wirklich sein Vater. Und das heißt man: arrangé pour la scène française! am Tage nach der ersten Aufführung sagte ein hiesiges Blatt: die französische Bearbeitung sey so glücklich und meisterhaft vollbracht, daß sie das Original vergessen mache. Die Kritiker Müllners in Deutschland und die französischen Bearbeiter der Schuld stehen doch wohl nicht im Bunde?

Angelo, Tyrann von Padua.

Drama in drei Tagwerken (trois Journées) von Victor Hugo.

Angelo ist der von der erlauchten Republik Venedig bestellte Podesta in Padua; das Drama spielt im 16ten Jahrhundert, so steht es auf dem Zettel und auf dem Titelblatt des Stückes, und Namen und Einzelnheiten, Geschichte und Schicksal der darin vorkommenden Wohnungen und Paläste sind mit Genauigkeit beschrieben.

Angelo hat den Fuß auf Padua, und Venedig hat den Fuß auf ihm, denn wer im Dienste des Rathes der Zehn steht, hängt an einem Faden — (Styl-Hugo.)

Angelo ist nicht glücklich, er ist unablässig von Angst und Furcht gefoltert, die Besorgniß irgend eines Hinterhaltes von Seiten des Rathes der Zehn ängstigt ihn, er ist nicht glücklich, weil er selbst eben so sehr tyrannisirt wird, in Wirklichkeit, als er dem Scheine nach Padua tyrannisirt.

Angelo ist verheurathet an eine ausgezeichnet schöne und vornehme Venetianerin, Katharina, die er aber nicht liebt, und die ihn nicht liebt.

Angelo liebt eine Schauspielerin, Tisbé, schön und jung, und betrachtet sie als seine Geliebte; im Publikum gilt sie als seine Maitresse. Dieser Tisbé erzählt Angelo im Anfange des Drama's seine Stellung und seine Schicksale, und versichert ihr seine Liebe.

Tisbé liebt Angelo nicht, ihr Herz gehört einem jungen Verbannten, Rodolfo (woher, warum?), welchem sie mit aller Gluth einer leidenschaftlichen Neigung anhängt. Sie ist die Tochter einer armen herumziehenden Schauspielerin, welche eines Tages gehängt werden sollte, weil ein vorübergehender Nobile in ihren Straßenspäßen eine Anzüglichkeit bemerkt hatte. In diesem verhängnißvollen Augenblick war die Mutter von der kleinen Tisbé begleitet, der Nobile hatte seine Tochter bei sich, ein schönes, junges Mädchen; dieses bat für die Unglückliche, und ihre Bitten erweichten den Vater, der die Bänkelsängerin losließ. Aus Dankbarkeit gab die Mutter der Tisbé der Tochter des Nobile ein kupfernes Crucifix zum Andenken mit den Worten: Nehmt, es ist Alles, was ich habe, es wird Euch Glück bringen. Tisbé hatte sonst mit diesem Crucifix gespielt, sie wird es nie vergessen, und ewig wird ihre Dankbarkeit der Empfängerin verpfändet bleiben. Dieß erzählt sie uns im ersten Akt. Behalten Sie gefälligst dieses Kreuz im Sinne, lieber Leser, es ist ein wesentlicher Hebel in dem Drama von Hugo, wir werden es wieder finden.

Tisbé, welche den Fremdling Rodolfo so heiß liebt, wird von diesem nicht geliebt. Rodolfo liebt eine Unbkannte, die er einst in Venedig in einer Kirche gesehen, und die er späterhin nach langem, treuem Harren und Aushalten wieder gefunden, deren Liebe er erlangt, die er aber seit geraumer Zeit wieder spurlos verloren hat. Er liebt diese Frau wie ein Idol, und betet sie an, träumend und wachend. Auch sie liebt ihn gleich innig, aber rein, und ohne daß Rodolfo sich einer andern Gunst als der engelmilden Liebe seiner Dame rühmen kann. Diese Reinheit der Liebe wird mit Nachdruck betont, denn die Dame seines Herzens, was er übrigens noch nicht weiß, ist verheurathet, sie ist Katharina, die Frau des Podesta, des Tyrannen Angelo.

Auch das erfahren wir im ersten Akt, durch die Monologe von Rodolfo, und durch sein Zwiegespräch mit einem Unbekannten, der, von allen bisher aufgetretenen Personen wohl bemerkt aber nicht weiter beachtet, vor dem Palaste Angelo's geschlafen oder zu schlafen sich gestellt hatte. Dieser Mann, der als Blödsinniger im Publikum bekannt ist, heißt Omodei (Homo dei, der Mann Gottes), der Schicksalsmann, und in der That, er ist der Deus ex machina in dem neuen Melodrama von Hugo, welches ohne diese mechanische Vorrichtung schwerlich Halt und Gang haben würde; der Undankbare, kaum braucht er seine Werkzeuge nicht mehr, so läßt er sie ruhmlos in der Vergessenheit zu Grunde gehen, Sie werden sogleich hören wie? Rodolfo, der, man weiß nicht recht in welcher Weise, mit Tisbé im genauen Freundschaftsverhältnisse und so zu sagen mit ihr lebt, während sie von und mit dem Podesta lebt, hat endlich seine zudringlich-zärtliche Freundin entfernt und steht allein mit seinem Liebeskummer und mit seiner Sehnsucht nach der theuern Unbekannten, da tritt Omodei vor ihn und sagt ihm: Du bist nicht, wofür du Dich ausgibst, Du heißt nicht Rodolfo u. s. w., eine ganze lange Litanei, welche dem Rodolfo erzählt, was er und wir schon wissen, und die ihm entdeckt, daß der Gegenstand seiner Flamme hier in Padua in der Nähe sey, und daß er sie sehen könne, wenn er wolle; Rodolfo nimmt den Vorschlag an und wird auf den Abend an einen bestimmten Ort bestellt, von wo aus Omodei ihn zu seiner Geliebten geleiten werde.

Nachdem diese Verabredung getroffen, wendet sich Omodei an Tisbé, streut dieser das Gift der Eifersucht in den Busen und erbietet sich, sie von der Untreue ihres Geliebten zu überzeugen; auch sie soll den nämlichen Abend in die Gemächer der Frau des Podesta eingeführt werden. Um jedoch dahin zu gelangen, muß sich Tisbé vorher eines kleinen Schlüssels bemächtigen, welcher zu dem Schlafzimmer von Katharina führt, und den Angelo an einer Kette um den Hals trägt. Tisbé, durch allerlei Liebeskünste, lockt dem argwöhnischen Podesta diesen Schlüssel ab.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gold der Pinheiros.

(Fortsetzung.)

Vergebens hatte die Civilbehörde sich bemüht, diesem innern Zwist zu steuern. In einem Augenblick der Aufwallung wollte der Gouverneur einen der Pinheiros, der auf einer Mordthat betreten worden war, hängen lassen, aber die Verwandten befreiten den Verbrecher mit gewaffneter Hand und zwei Tage lang sah sich der Gouverneur in seinem Hause belagert, wo ihn der Hunger getödtet haben würde, hätte nicht eine alte Sklavin Mittel gefunden, ihn mit Früchten zu versorgen. Der Bischof hätte wohl gern den Bann gegen die Urheber dieser Unruhen geschleudert, wäre er nur der Wirksamkeit der Waffen der Kirche so recht sicher gewesen. Das Uebel wurde indeß so unerträglich, daß man darauf denken mußte um jeden Preis ein Gegenmittel zu finden. Der Gouverneur wußte kein besseres, als den beiden Parteien eigenen Hang nach Abenteuern zu benützen, und ihnen eine doppelte Expedition ins Innere des Landes vorzuschlagen, in der Hoffnung, daß doch vielleicht wenigstens einige der Unruhigsten nicht mehr nach St. Paul zurückkehren würden.

Die Unterhandlung mit den Häuptern der beiden Familien wurde einem wegen seiner Tugend allgemein geachteten Mönch, dem Pater Rafael Macedo, einem Gefährten Anchieta's bei seinen letzten Missionsarbeiten unter den Indianern, übertragen. Die Unterhandlung dauerte lange, und war mehrmals nahe daran zu scheitern; endlich aber gelang es der Beredsamkeit des Paters dennoch, die beiden Alten zu bestimmen, die immer irgend eine versteckte Hinterlist des Gouverneurs argwohnten. Beide schwuren feierlich, in ihrem und der Ihrigen Namen jede Feindseligkeit bis zur Abreise und Zurückkunft von den beiden Expeditionen einzustellen. Als dieß in Ordnung war, zog man das Loos hinsichtlich des Wegs, den beide einzuschlagen hätten. Um jedes Zusammenstoßen in der Wüste zu vermeiden, sollte die eine nach Westen, die andere nach Norden ziehen ohne sich, bis sie einen gewissen bestimmten Punkt erreicht haben würde, von dieser Richtung zu entfernen. Jene Partei, welche die erstere der gedachten Richtungen einschlagen würde, verpflichtete sich außerdem noch, bei Strafe der Exkommunikation, die Indianer der Missionen, welche ihr etwa aufstoßen könnten, nicht zu beunruhigen, und diese fiel den Ramalhos zu.

St. Paul athmete freier als der Pater Macedo den glücklichen Erfolg seiner Unterhandlungen verkündete. Einen ganzen Monat dauerten die Zurüstungen zur Abreise, und wirklich hörte man nichts mehr, weder von vergossenem Blut, noch von Angriffen auf Eigenthum. Die Ramalhos rüsteten 75 Mann und die Pinheiros gegen 80 aus; die letztern standen unter dem Befehl eines Neffen des alten Pinheiro, und dieser ist der einzige, dessen Namen die Chronik aufbehalten hat; er nannte sich Jose Manoel Cabral.

Als Alles in Stand gesetzt war, verließen die beiden Parteien St. Paul. Die Ramalhos begaben sich an das Ufer des Tiete, der einige Stunden von der Stadt fließt, und schifften sich an einer damals noch unbewohnten Stelle, wahrscheinlich derselben wo jetzt Porto Feliz steht, ein. Aus dem Tiete sollten sie in den Parana gelangen, in den der erstere sich ergießt. Dann begannen unbekannte Wüsten, deren Durchforschung den Abenteurern oblag. Die Pinheiros dagegen zogen zu Lande aus, und nahmen ihren Weg in das weite Gebiet, welches jetzt die Provinz Minas bildet.

Die Ruhe, welche nach der Abreise der beiden Expeditionen in St. Paul herrschte, war ein vortheilhaftes Zeugniß für den Scharfsinn des Gouverneurs. Monate verflossen, ohne daß eine Nachricht aus dem Innern des Landes den Zurückgebliebenen zugekommen wäre, worüber man sich indeß, an dergleichen gewöhnt, eben nicht beunruhigte. Ein Jahr, 15, ja 18 Monate verflossen und immer noch dieselbe Ungewißheit. Jetzt wurde die Sache bedenklicher; waren alle todt, und keiner mehr übrig, der Nachricht gebracht hätte? War das Gold, das sie doch unfehlbar gefunden haben mußten, auf immer verloren? Dumpfe Gerüchte begannen allgemach umzulaufen und Eingang zu finden; bald

hieß es, weit, weit im Innern habe man in den Händen irgend einer indianischen Horde Dinge gesehen, die den Weißen gehört hätten; bald wollte ein Mönch einen furchtbaren Traum gehabt haben, der sich offenbar auf die beiden Expeditionen bezog, und endlich ereignete sich sogar öffentlich ein Wunder, das auch die Unerschrockensten mit Furcht erfüllte. Die Neger sangen eines Abends, der Landessitte gemäß, vor einer Madonne an einer Straßenecke, und sahen deutlich wie das heilige Bild mehreremale die Farbe veränderte, und endlich Thränen vergoß. Die ganze Stadt lief herbei um das Wunder zu sehen, das eine ganze halbe Stunde anhielt.

Kaum gewannen diese Gerüchte Bestand, so erwachte der Haß der beiden Parteien glühender als jemals; die Waffen, welche sie seit der Abreise ihrer Brüder bei Seite gelegt hatten, wurden aufs neue hervorgesucht, und ein Pinheiro durchstach einen Ramalho auf offener Straße, in Folge eines Wortwechsels, mit seinem Dolch. Von diesem Augenblick an standen beide Familien erbitterter als je gegen einander.

Drei Jahre waren verflossen, und jede Hoffnung die Abwesenden jemals wieder zu sehen verschwunden, als plötzlich gegen Ende eines jener herrlichen Tage, die man nur unter den Tropen kennt, in dem Augenblick, wo die Sonne hinter dem Palmenhain hinabsank, der den Gipfel der Sierra von Montiqueira bekränzt, ein indianisches Kanot am südlichen Ufer des Tiete an derselben Stelle anlegte, wo die Ramalhos sich vor Jahren eingeschifft hatten. Auf dem Boden des Fahrzeugs lag ein Kranker ausgestreckt, den man seiner Kupferfarbe und seiner fast gänzlichen Nacktheit halber für einen Indianer gehalten haben würde, hätten nicht seine Gesichtszüge, einige Lumpen, welche seinen Körper noch bedeckten und sein langer Bart seine europäische Abkunft beglaubigt. Als das Kanot die Erde berührte, schien er aus seinem Hinbrüten zu erwachen, mühsam hob er den Kopf, und sagte den ihn führenden Indianern einige Worte. Auf die Antwort derselben schienen seine Kräfte plötzlich wiederzukehren, er sprang aus dem Kanot, warf sich auf die Knie, umfaßte in Thränen zerfließend den Boden, und verlor das Bewußtseyn. Als er wieder zu sich kam, legten ihn die Indianer in eine Hängematte, die sie zwischen zwei Bäumen befestigt hatten, und gingen fort um Wildpret und Fische zum Abendessen zu holen. Die kleine Truppe wollte, wie es schien, die Nacht an diesem abgelegenen Ort zubringen.

Am andern Morgen erregte dieses an sich so unbedeutend scheinende Ereigniß eine befremdliche Bewegung in St. Paul. Eine zahlreiche Menschenmenge versammelte sich auf dem großen Platz der Stadt; auch die beiden feindlichen Familien waren gegenwärtig, und es schien als sollte ein entscheidendes Gefecht dem lange verhaltenen Grimm Luft machen. Ungeachtet der Verwirrung, die man auf den ersten Blick unter den Gruppen zu gewahren glaubte, geriethen doch die Anhänger der beiden Parteien nicht an einander; alle Blicke waren vielmehr auf den Mittelpunkt des Platzes gerichtet, wo die Pinheiros einen entfleischten und entkräfteten Mann umstanden, der sich kaum auf den Füßen halten konnte. Dieser Mann war Jose Manoel Cabral, der am Abend zuvor an den Ufern des Tiete gelandet hatte. Der Anblick der heimischen Erde und das Verlangen die Seinigen wieder zu umarmen, hatten so lebhaft auf ihn gewirkt, daß er sich nach einer Ruhe von einigen Stunden stark genug fühlte, den Weg anzutreten. Von den Indianern in einer Hängematte getragen, hatte er während der Nacht die 9 Stunden bis nach St. Paul zurückgelegt. Die Nachricht seiner Ankunft verbreitete sich mit Blitzesschnelle, und ehe er sich nach dem Hause seines Oheims begeben konnte, sah er sich schon von Freunden und Feinden umringt, alle gleich begierig die Erzählung seiner Abenteuer aus seinem Munde zu hören. Offenbar hatten seine Verwandten allein ein Recht hierauf, allein die Ramalhos scheinen entschlossen es ihnen streitig zu machen, und eine öffentliche Erklärung über das zu verlangen, was in der Wüste vorgegangen war.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen. Von Kapitän Roß.

(Rückkehr.)

Wir verließen die Reisenden als sie von ihrer Exkursion, auf welcher sie bis auf 200 Meilen vom Kap Turnagain vorgedrungen waren, im Junius 1830 wieder zurückkamen. Der Sommer rückte langsam vorwärts, indeß begann doch der Schnee zu schmelzen, Rennthiere und Hasen ließen sich zuweilen sehen, und eine große Menge Wasservögel zogen gegen Norden. Dennoch konnte man selbst am 25 Julius vom höchsten Berge herab noch kein freies Wasser erblicken, und die ganze sichtbare Fläche war nichts als eine feste Eismasse. In den letzten Tagen des August, als noch ungefähr vier Wochen von diesem zweideutigen Sommer übrig waren, hielt es der Kapitän für gerathen, das Schiff in einen anstoßenden Pfuhl ziehen zu lassen, um, wenn das Eis bräche, gerüstet zu seyn; aber erst am 17 September konnten sie wieder unter Segel gehen und in das freie Meer auslaufen.

„Unter Segel: (ruft der Kapitän aus) wir wußten nicht, wie uns geschah, noch ob wirs wirklich glauben sollten. Nur der Seemann ist innig von dem Gefühl durchdrungen, daß das Schiff, welches unter seinen Füßen schaukelt, kein unbeholfener Körper, kein bloßes Spiel des Windes und der Wogen, sondern so zu sagen ein lebendes Wesen ist, das sich seinen Wünschen fügt und der kleinsten Bewegung seiner Hand gehorcht. Man kann sich daher denken, was der Schiffer empfindet, wenn er, so wie wir, den treuen Gefährten, der ihn über den Ocean trug, fast ein ganzes Jahr lang unbeweglich, hülflos, todt, zwischen Eis und Klippen liegen sieht. Es war uns jezt als sey das Schiff zu neuem Leben erwacht, es gehorchte uns wieder wie vormals, und wir waren frei.“

Nachdem die Reisenden von den Eingebornen die Gewißheit erhalten, daß das Land, das sie gesehen, wirklich ein Theil des Kontinents von Amerika sey und Buthia genannt werde, was auch durch die Untersuchungen bestätigt wurde, welche Kommandeur Roß auf seinen Ausflügen anstellte, so wurde beschlossen eine Durchfahrt unter einer nördlichern Breite zu suchen. Dieses Unternehmen wurde jedoch durch widrige Winde vereitelt, und man war genöthigt eine schützende Stelle zu suchen. Hier waren die Reisenden bald wieder von Eis umgeben, und am 30 September, dem Tage, an welchem sie im vergangenen Jahre ihre Winterquartiere aufschlugen, hatten sie während des ganzen Sommers nicht mehr als drei Meilen zurückgelegt.

„Jezt, sagt Kapitän Roß, war das ganze Meer mit Eis bedeckt; Hoffnung und Furcht hatten ein Ende, und die Gewißheit einer langen winterlichen Gefangenschaft lag vor uns. Alles, was uns jezt zu thun übrig blieb, war, unser amphibisches Haus wieder einzurichten, und, den einen Fuß auf der See, den andern auf dem Lande, uns in Geduld zu fassen.“

Dieses „Wintergefängniß“ zu erreichen, erforderte jedoch die größten Anstrengungen; man versuchte eine Bahn durch das Eis zu hauen, allein dieses war so dick, daß man, nachdem man den ganzen Oktober hindurch

gearbeitet hatte, nur 850 Fuß weit gekommen, und endlich genöthigt war, zu bleiben, wo man sich befand. Kapitän Roß war jedoch sehr zufrieden, um so viel weiter nördlich von dem Hafen gekommen zu seyn, in welchem sie den vergangenen Winter zubrachten.

„Es wird, sagt er, Manchem komisch dünken, wenn er von zwei oder drei Meilen als von einem großen Raum sprechen hört; weiß man aber, daß wir binnen einem Monat kaum dreihundert Schritte weit vorwärts kamen, und daß eine oder zwei Stunden darüber entscheiden konnten, ob wir frei werden oder abermals zwischen diesem dicken Eis festsitzen sollten, so wird man zugeben, daß wir uns immer noch Glück wünschen konnten, drei Meilen zurückgelegt zu haben.“

Da die Reisenden jetzt die Aussicht auf eine abermalige Gefangenschaft den ganzen Winter oder vielmehr das ganze Jahr hindurch hatten, so war es vor Allem nöthig, das Schiff wohnlich einzurichten, Verschanzungen aufzuwerfen, eine regelmäßige Vertheilung der Rationen festzusetzen und alle sonst nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Von der Lebensweise in solcher Lage gibt das Tagebuch unterm 11 December folgende kurze eindringliche Schilderung:

„An diesem und vielen andern Tagen verfolgten wir die Fährten mehrerer Thiere, konnten aber nichts ansichtig werden; wir hatten Flinten, feuerten sie aber nicht ab. Mit Verlangen harrten wir auf die unsichtbar gewordene Sonne, um nur zu wissen, ob sie wirklich noch am Himmel stehe, und hatten keinen andern Kummer als nur den Tag hinzubringen, um uns wieder ins Bett legen zu können, wiewohl von eigentlichem Tage keine Rede seyn konnte, denn es war fast immer Nacht.“

Es ist in solcher Lage wohl nicht auffallend, wenn unsere Einsiedler Dinge vornahmen, welche der Kapitän „Kinderspiel“ nennt, und so finden wir denn angegeben, daß sie einst mit einer Kugel von gefrornem Quecksilber durch ein Zoll dickes Brett schossen, und ein andermal in einer Kugelform Mandelöl gefrieren ließen, und damit gegen ein Schild feuerten, von dem die Kugel unzerbrochen abprallte.

Am 21 April (1831) erhielten die Reisenden Besuch von ihren alten Bekannten, die in einem andern Theil des Landes überwintert hatten. Ihr Freund Tiagasche war während ihrer Abwesenheit gestorben, doch hatte die Wittwe, wie der Berichterstatter sagte, sogleich einen andern Mann bekommen, „weil sie fünf Kinder habe.“ Diese fünf Kinder vertraten mithin die Stelle eines Vermögens, und werden bei den Eskimos überhaupt als ein Vortheil und keineswegs als eine Last angesehen. Mit acht Jahren schon leisten sie Dienste, und einige Jahre später sind sie schon im Stande sich und andere zu erhalten. Werden die Eltern alt, so sind die Kinder, sie mögen nun Waisen, oder ächte, oder Adoptivkinder seyn, verbunden, für das hülflose Alter zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Der Engländer John Philips hat so eben zu London einen „Leitfaden der Geologie“ herausgegeben, in welchem er Folgendes als allgemeine Ansicht aufstellt: „Indem wir die ursprüngliche Anhäufung und innere Einrichtung des Erdballs den Astronomen und die Gesetze der atomischen Konstitution der Mineralien dem philosophischen Chemiker und Krystallographen überlassen, können wir aus den vorangegangenen Angaben hinlängliche Gründe für eine allgemeine Uebersicht der Struktur der äußern Kruste oder Schale des Globus schöpfen. Bei weitem der größere Theil der Oberfläche der Erde wird von Felsen eingenommen, welche in Form von Schichten vom Wasser abgesetzt, sich mehr oder minder der horizontalen Lage nähern, in einer gewissen Ordnung der Auflagerung auf einander folgen, in Folge eben dieser Ordnung von verschiedenem Alter sind und auf größere oder kleinere Entfernungen zusammenhängen. In diesen Schichten liegen zahllose Ueberreste von Pflanzen und Thieren begraben, welche sich größtentheils von den Pflanzen und Thieren unserer Tage unterscheiden, obschon sie zu denselben Arten gehören und nach demselben allgemeinen Plan, der bei den Geschöpfen des Landes und des Wassers zum Grunde liegt, gebildet sind. Dieses System der Felsenschichtung erstreckt sich bis in verschiedene Tiefen, die jedoch nicht über einige (englische) Meilen betragen, und unter und zwischen dieser Schichtung stößt man auf ein Felsenlager, welches nicht geschichtet ist und keine organischen Ueberreste enthält, sondern aus solchen Mineralien besteht und von solchen Umständen begleitet vorkommt, welche nicht verkennen lassen, daß sie das Produkt der Wirksamkeit des Feuers sind. Diese vom Feuer erzeugten (pyrogenen) Felsen dringen an vielen Stellen so durch die Schichtung, daß es scheint als würden sie von unten nach oben emporgedrängt. Zuweilen sind auch die Wirkungen der Hitze in den geschichteten Felsen selbst sichtbar, und in Folge dessen findet man oft, daß sie entweder ganz oder zum Theil das den vom Feuer erzeugten Felsen eigenthümliche Aussehen angenommen haben. Die trockne Oberfläche der Erde ist an den Rändern und auf den Oberflächen der Schichte und auf den Spitzen der emporgehobenen pyrogenen Felsen auf solche Weise gebildet, daß während große Ebenen und mäßig hügelige Gegenden fast ganz aus geschichteten Felsen bestehen, die Gebirge gewöhnlich einen Kern von pyrogenem Gestein enthalten, der mit geschichtetem Fels bedeckt ist. Beide Gruppen senken sich allenthalben von den Gebirgsketten herab bis in verschiedene Tiefen der mehr ebenen Gegenden, und streichen bis auf verschiedene Entfernungen fort. Feuer und Wasser waren bei Bildung der Erde gleich thätig. Wasser hat von oben in geordneter Reihenfolge viele ausgedehnte mit den Ueberbleibseln von Pflanzen und Thieren, welche es in den verschiedenen Zeiträumen gab, angefüllte Schichten abgesetzt, und die Hitze hat diese Schichtung von unten erweitert und mehrere Reihen von Felsen aus den tiefern Theilen der Erde emporgehoben. Es ist das Geschäft des Geologen, die Wirkungen dieser Agentien genau zu verfolgen, zu unterscheiden und zusammenzustellen, sie in chronologische Ordnung zu bringen, und so eine genaue, wenn auch nicht vollständige Geschichte der Revolutionen zu liefern, welche der Erde ihre jetzige Gestalt gaben, sie mit jenen wundervollen animalischen, vegetabilischen und mineralischen Formationen ausfüllten, und sie zum Wohnplatze eines Wesens befähigten, dessen Wißbegierde und göttliche Vernunft es antreibt und in den Stand setzt, die Werke der Natur zu erklären, und durch sie sich in eine erhabene Gemeinschaft mit dem Schöpfer des Universums zu setzen.“

*

Ein Herr Grigorieff hat in Petersburg eine Uebersicht der Geschichte der Chasaren herausgegeben, und in dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung eine Darstellung ihrer Regierungsweise. Schon früher hatte er eine Geschichte der Mongolen aus dem Persischen übersetzt, und jetzt hat er Frähns Arbeit: de Chazaris, excerpta ex scriptoribus arabicis, vervollständigend, aus armenischen, byzantinischen, arabischen und russischen Geschichtschreibern, welche von den Südrußland bewohnenden Völkern handelten, alle oft flüchtigen und gelegentlichen Nachrichten über die Chasaren zusammengestellt. Die Arbeit, so klein sie ist — die oben angeführte „Uebersicht (obsor) der politischen Geschichte der Chasaren“ umfaßt nur 54 Oktavseiten — ist dennoch beachtenswerth, weil Grigorief in seinen Arbeiten, die schwerlich schon zu Ende sind — denn er ist noch ein junger Mann — eine Art Vorschule der russischen Geschichte zu bezwecken scheint, indem er nach und nach die Geschichte derjenigen Völker schreibt, die mit Rußland in engen Verhältnissen standen. Die Chasaren haben bis jetzt die ausschließliche Aufmerksamkeit noch keines einzigen Schriftstellers auf sich gezogen, ihre Herkunft sogar ist unbekannt, allein sie sind in der Geschichte des Mittelalters bemerkenswerth durch den vergleichungsweise bedeutenden Kulturgrad, den sie erreichten, und ihre eigenthümliche Regierungsform.

Vermischte Nachrichten.

In einer der jüngsten Sitzungen der königlich asiatischen Gesellschaft zu London schlug der Präsident vor, Se. Majestät Muhammed Schah, Schahin Schah, König von Persien, und Se. Hoheit Maharadschah Randschit Singh, Radscha des Pendschab, zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft zu erwählen, was einstimmig angenommen wurde.

*

In Nordamerika scheint das verflossene Frühjahr nicht besser gewesen zu seyn als in Europa. Eine Nachricht aus Quebek vom 20 April sagt: Dieser Frühling überbietet alle übrigen, gestern und heute fiel 6 Zoll tiefer Schnee. Das Eis steht noch, und gestern Morgen fahren mehrere Wagen über den St. Lorenzstrom bei Carouge, wo das Eis so fest ist als je im Winter.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 167. 16 Junius 1835.

Das Gold der Pinheiros.

(Schluß.)

Dem alten Pinheiro war es indeß, von den Seinigen umgeben, gelungen, sich für den Augenblick seines Neffen zu versichern. Unter diesen rauhen Männern war es nicht Sitte, die Zeit mit langen Umarmungen zu verlieren, sondern rasch nach einander richtete der Greis die drei Fragen an Manoel: „Wo sind deine Gefährten? Habt Ihr Gold gefunden? Wo ist es?"

„Alle sind todt," antwortete Manoel," nach achtzehnmonatlichem Umherlaufen, ungewiß wo wir uns befanden, und theils durch Krankheiten, theils durch die Indianer zur Hälfte aufgerieben, hatten wir Minen entdeckt, wie sie Brasilien bis jetzt noch nicht kennt. Mit Reichthümern beladen kehrten wir zurück, als wir den Ramalhos begegneten, wie wir bis auf die Hälfte geschmolzen, verirrt und wüthend nichts gefunden zu haben. Sie griffen uns an, und das Gefecht endete nur als auch der lezte von ihnen gefallen war. Allein mit sechs der Unsrigen übrig geblieben, vergrub ich unsere Schäze an einen Ort, den ich unter tausenden wieder erkennen würde. Meine sechs Gefährten starben später, und auch ich bin dem Tode nahe; in des Himmels Namen bringt mich fort von hier!"

Der Greis wendete sich jezt zur Menge, und redete die Ramalhos folgendermaßen an: „Seit wann können die Pinheiros nicht mehr von ihren Angelegenheiten sprechen, ohne daß das Ohr Fremder ihre Geheimnisse belausche? Gebt Raum, und kein Ramalho wage es sich unserm Abzug zu widersetzen!"

Diese Worte waren das Signal zu großem Getöse; mit lautem Geschrei nahmen die Ramalhos die indirekte Drohung des Greises auf, und weit entfernt Raum zu geben, umschlossen sie vielmehr ihn und die Seinigen immer dichter. Mehr bedurfte es von beiden Seiten nicht, um zu Thätigkeiten zu schreiten; hundert Klingen flogen aus den Scheiden und blizten in der Sonne. Wer seine Waffen vergessen hatte, lief eilig sie zu holen, denn ein Paulist jener Zeit hätte sich geschämt, bei einem Kampf, wie der, welcher sich jezt verbreitete, ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Der Pater Macedo, der sich in einem benachbarten Hause bei einem Kranken befand, errieth bald was vorging und trat, ein Krucifix in der Hand, sogleich auf die Straße. Unerschrocken stürzte er sich in das Getümmel, in der Hoffnung diesen Rasenden durch sein heiliges Gewand mildere Gesinnungen einzuflößen. Ihre Wuth war indeß rascher gewesen als der ehrwürdige Pater, denn als dieser auf dem Plaz anlangte, war Manoel bereits durch einen Büchsenschuß in die Brust getroffen und dem Oheim in den Arm gesunken, der sich bemühte ihn aus dem Getümmel zu bringen.

Die Wunde war tödtlich; der Mönch, als er einen verscheidenden Menschen sah, wollte diesem zunächst beispringen, wurde aber von dem Alten heftig zurückgestoßen. „Einen Augenblick noch, Pater, rief er ihm zu, dieser Mensch besizt ein Geheimniß das das Himmelsreich aufwiegt; er möge es entdecken, und dann überlasse ich ihn dir."

„Erst der Himmel und dann das Irdische," erwiederte der Mönch; „bei dem Bild des Gekreuzigten das ich in meinen Händen trage, wage es nicht dein Gewissen mit der Verdammniß deines Neffen zu belasten!"

„So schicke dich, Pfaff, versezte Pinheiro, ich gebe dir fünf Minuten, und will indeß für seine Seele beten."

Der Pater neigte sein Ohr zu dem Sterbenden, indem er ihm den Kopf mit der einen Hand unterstüzte, und ihm mit der andern das Krucifix an den Mund drückte. Er sprach ihm zu wie gewöhnlich, Manoel aber strengte sich vergebens an zu antworten; ohne Zweifel hatte er auf seinen Zügen mehr als eine That begangen, von der er jezt sein Gewissen zu entlasten wünschte, allein das Todesröcheln unterbrach seine Worte, und machte sie unverständlich.

Der alte Pinheiro, das eine Auge auf den Sterbenden und das andere auf die Kämpfenden gerichtet, ließ die Korallen eines ungeheuren Rosenkranzes durch die Finger laufen, und murmelte sein Paternoster und Ave Maria mit Flüchen der Ungeduld untermischt. Nur ein Einzigesmal hatte er diese fromme Beschäftigung unterbrochen, um mit der flachen Klinge einen Ramalho zurückzutreiben, der allzu nahe kam; da er aber endlich sah, daß sein Neffe kaum noch athme, so konnte er sich nicht länger mäßigen, und obschon die fünf Minuten noch nicht vorüber waren, so zupfte er den Pater doch am Kleide, und unterbrach ihn in seiner heiligen Verrichtung.

„Manoel! mein Kind!" rief er dem mit dem Tode Ringenden zu, „das Gold! Sprich mein Sohn, wo hast du das Gold gelassen? Er hat geantwortet, wenn mir recht ist! — Sagtest

du nicht an den Ufern des Parana? Ha! verflucht! Er verscheidet! Ohne dich, du höllischer Pfaff, wüßte ich jetzt das Geheimniß! — Diese Hunde dort haben ihn getödtet. Zu mir Pinheiros! Blut und Rache den Ramalhos!"

Wie ein Rasender stürzte sich der Greis bei diesen Worten in das dichteste Gewühl, wo er bald von einem Degenstoß getroffen zusammensank.

Der Tod eines so angesehenen Mannes hatte auf die Kämpfenden eine Wirkung, die alle Beredsamkeit des Paters Macedo nicht hervorzubringen vermocht hätte. Der blutige Streit, der außerdem noch lange gedauert hätte, war auf der Stelle zu Ende; leider aber hatte Manoel sein Geheimniß mit sich genommen. Ein Dutzend Todte lagen auf dem Platz, der Verwundeten nicht zu gedenken. Ihres Anführers beraubt, konnten die Pinheiros gegen den stolz wachsenden Einfluß ihrer Gegner sich nicht mehr behaupten; nach und nach verließen sie St. Paul und als lange nachher, dreißig Stunden von da, die kleine Stadt Taubate gegründet wurde, suchten die meisten ihrer Nachkommen dort eine Zuflucht. Lange noch nährten die Bewohner von Taubate den bittersten Haß gegen die Paulisten, den jedoch die Alles mildernde Zeit in eine Abneigung umgewandelt hat, von der beide Städte jetzt wohl kaum die wahre Quelle anzugeben wissen.

Das Gold der Pinheiros liegt noch immer da wo Manoel es vergraben hat, und wird von den Geistern der Wüste so gut bewacht, daß noch kein Sterblicher sich rühmen kann, es entdeckt zu haben. Fast ein Vierteljahrhundert lang war dieses neue goldene Vließ für eine Menge Abenteurer der Gegenstand eifriger Nachforschung; wie viele auch auf solchen Zügen ihr Grab in der Wüste fanden, und wie wenige die Piratininga wiedersahen, kann man leicht denken. St. Paul wäre am Ende noch durch diesen Golddurst entvölkert worden, hätten die Behörden sich nicht mit aller Macht ihres Ansehens gegen solche Züge erhoben, und schwerlich hätten auch sie sich eines glücklichen Erfolgs erfreut, wäre ihnen nicht der Aberglaube zu Hülfe gekommen. Da man fast keinen zurückkehren sah, der nach diesem Schatz ausgezogen war, so glaubte das Volk endlich, er sey bezaubert, und noch jetzt erzählt man, gewisse Vögel, welche den Reisenden im Walde mit ihrem Geschrei verfolgen, seyen die Geister der bei diesen Untersuchungen Umgekommenen, die jetzt die Vorübergehenden vor ähnlichen Unternehmen warnten.

Neue französische Literatur.

Angelo, Tyrann von Padua.

(Fortsetzung.)

Diese nächtliche Zusammenkunft hat statt, Omodei führt den Rodolfo auf eine sehr abenteuerliche Weise in die Gemächer von Katharina, sie treten durch die Mauer ein, an einer Stelle, an welcher kein Mensch eine Thüre gesucht hätte, durch eine Thüre, von welcher selbst die Bewohner des Hauses, die Kammerfrauen der Katharina nichts ahneten. So waren die Paläste der Podesta's im 16ten Jahrhundert — und Omodei war Spion des Rathes der Zehn, er mußte die Wohnungen besser kennen als die Bewohner selbst. Omodei gibt sich der bestürzten Kammerfrau als ein geheimer Diener der Republik zu erkennen und schickt sie schlafen mit dem Gebote, bei Gefahr ihres Lebens das strengste Stillschweigen zu beobachten. Die Kammerfrau geht schlafen und schweigt.

Während Rodolfo und Katharina sich der unerwarteten Zusammenkunft erfreuen, entdeckt Katharina auf dem Tische *einen* Brief des kurzen Inhaltes: „der Diener des Rathes der Zehn mag zur Liebe zu klein seyn, aber er wird groß durch die Rache." Wir sind verloren, sagt Katharina, dieser Brief ist von einem Elenden, welcher mich mit seiner Liebe verfolgt und mir Rache geschworen hat. Dieser Brief war von Omodei. Omodei, der Spion, hatte seine Augen zu Katharina, der Gattin des Podesta, erhoben, und um seiner beleidigten Eigenliebe eine Genugthuung zu verschaffen, er, der Verschmähte, veranstaltete er die Zusammenkunft Rodolfo's mit Katharina in dem Hause des Podesta selbst und verrieth das Geheimniß an Tisbé, Alles in der sichern Hoffnung den Gegenstand seiner Verfolgung zu verderben. Omodei hat sich entfernt und alle Thüren verschlossen, aber Katharina auch besitzt ihren geheimnißvollen Schlüssel, sie gibt ihn Rodolfo, schiebt diesen in ein Gemach und unterweist ihn, wie er von da weiter vorschreiten solle. Es war die höchste Zeit, man klopft. Tisbé tritt ein, in Wuth, in Verzweiflung; sie sucht ihren Rodolfo und nichts soll sie von dem Entschlusse abbringen, ihn zu finden und sich an ihrer Nebenbuhlerin zu rächen, sie kommt im höchsten Affekt und spricht, *wie eine* Maitresse der rechtmäßigen Gattin gegenüber *sprechen mag*, sie ist rücksichtslos und kennt keine Schranken mehr, denn sie liebt Rodolfo, und Rodolfo ist ihr verloren. Ueber diesem lauten Zwiegespräch kommt Angelo, sich zu erkundigen, was geschehen, woher der Lärm? Katharina zweifelt nicht mehr an ihrem Elende. Da wendet sich Tisbé gegen Angelo und erzählt ihm, wie daß man ihr einen Anschlag auf das Leben des Podesta entdeckt habe, und daß sie gekommen sey, um gemeinschaftlich mit Katharina dieses Unglück abzuwenden und ihn zu warnen. Katharina begreift nicht. Tisbé, indem sie sich zur Thüre wandte, durch welche Angelo eintrat, hatte das Krucifix ihrer Mutter über dem Betstuhl Katharina's erblickt. Von diesem Augenblick an war sie umgewandelt, und daher ihre Geistesgegenwart und die Rettung Katharina's. „Schafft ihn in Sicherheit," sagt sie zu Katharina im Weggehen, und läßt sich von Angelo fortführen. Angelo ist es zufrieden.

Rodolfo war wirklich gerettet, und unterwegs hatte er dem verrätherischen Omodei begegnet. Da sich dieß gerade so fügt, so erdolcht er ihn und schreibt die ganze Geschichte seiner geliebten Katharina. Nicht aber von ihr, sondern von Angelo erfahren wir sie. Angelo hat diesen Brief, ich erinnere mich nicht mehr wie, in Händen erhalten und hat bereits alle Anstalten getroffen, seine treulose Gattin zu strafen, sie muß sterben, dieß ist kein Zweifel. Er läßt den „Archiprêtre" kommen und ordnet selbst den Leichenzug an, mit Fahnen, Wappen, Glocken und Trommeln, er läßt in dem Gemache seiner Gattin das Bett durch einen Henkerblock und ein Beil ersetzen, zur Augenweide des Publikums, welches diese Artigkeiten gewahrt, und kündigt

der Unglücklichen an, daß sie in einer Stunde sterben müsse; den Mitschuldigen kennt er nicht. In diesem Augenblicke erscheint Tisbé, das Herz voll Gram und Kummer. Kaum ist sie in Kenntniß gesetzt von dem, was hier vorgeht, so ist ihr Entschluß gefaßt, sie wird ihre Nebenbuhlerin retten. Das Henkerbeil, das Blut sind anstößige Zeichen, die Aufsehen erregen, und der Podesta hat Interesse, dieß zu vermeiden. Tisbé schlägt ihm vor, Gift statt des Beiles zu wählen; Angelo hat kein Gift, Tisbé wird solches schaffen: im ersten Akt hat sie erzählt wie ein Liebhaber ihr zwei zierliche Flaschen geschenkt, die eine gefüllt mit dem stärksten Gifte, die andere mit einem Schlaftrunke, welcher Scheintod hervorbringt. Sie erbietet dem Podesta das Gift zu bringen, und hofft die Verurtheilte durch den Schlaftrunk und Scheintod dem wirklichen Tode zu entreißen. So geschieht es. Nach langem Hin- und Herreden, wobei Tisbé der Gattin gegenüber eine Hauptrolle spielt, ihr jedoch nicht sagt, warum sie ihr so sehr zuspreche, das Gift zu trinken, entschließt sich endlich Katharina und trinkt. Der Podesta geht ab, fortan ist von ihm nicht mehr die Rede, so wenig als von Omodei.

Kommt nun die Entwicklungsscene. Tisbé, die im Palaste des argwöhnischen Angelo schaltet wie ihr beliebt, läßt die eingeschlafene Katharina in ihre Wohnung bringen, so daß sie den Augen des Podesta ganz entrückt, für diesen todt, für ihren Rodolfo gerettet ist. Schon hat sie alle Anstalten zur Flucht getroffen, Pferde und Wegweiser stehen bereit, da kommt Rodolfo hereingestürzt, er weiß Alles, eine Kammerfrau Katharina's hat im Nebenzimmer die Unterredungen zwischen Tisbé und Katharina mit angehört, Tisbé hat seine Geliebte vergiftet, und er kommt um Rechenschaft zu fordern und sich zu rächen. Um den gezückten Dolch von sich abzuwenden, braucht Tisbé nur auf das Bett zu zeigen, auf welchem Katharina ausgestreckt liegt, sie braucht nur ein Wort zu sagen, um Rodolfo zu beruhigen, sie braucht ihn nur thun zu lassen, was sie, sehr naiv, so eben selbst gethan, der Eingeschlafenen einen Spiegel vor den Mund halten (— das Publikum könnte sonst glauben, Katharina sey wirklich todt! —) und aller Kummer, aller Zweifel wäre vernichtet. Aber nein, Tisbé wird nicht geliebt von Rodolfo, und sie will sterben, sie nimmt den Verdacht ihrer Mitschuld an der Ermordung ihrer Nebenbuhlerin hin, und läßt sich geduldig erdolchen. Kaum hat sie den Todesstreich empfangen, so erwacht Katharina und erklärt ihrem Geliebten in Ausdrücken von Dankgefühl, daß sie durch den Edelmuth der Tisbé gerettet worden sey. Tisbé stirbt, der Vorhang fällt.

(Schluß folgt.)

Die Seehäfen und Wälder

an der Küste von Malabar.

In der Sitzung der königlich asiatischen Gesellschaft zu London am 16 Mai wurde über diesen Gegenstand eine Denkschrift gelesen, die mit einer Beschreibung des Hafens von Cochin begann, der, während er sich im Besitz der Holländer befand, die ihn von 1663 bis 1796, wo er an die Engländer kam, inne hatten, von hoher kommerzieller Bedeutung gewesen seyn muß. Seit 1796 ist er in Verfall gerathen, weil es die brittische Regierung der Klugheit gemäß fand, alle Befestigungen zu zerstören, wobei durch das Sprengen derselben die Häuser der Stadt so sehr beschädigt wurden, daß jetzt kaum eines von einiger Bedeutung mehr steht. Die Stadt wurde demnach von den angesehenen Familien verlassen, und ist jetzt nur von sehr armen Leuten, größtentheils Abkömmlingen von Europäern und freigelassenen Sklaven, bewohnt, die von den Hindus als Parias betrachtet werden. Der Hafen von Cochin ist der einzige Platz an der malabarischen Küste, südlich von Bombay, wo Schiffe von einiger Größe gebaut werden können. In den Jahren 1820 und 1821 wurden hier drei Fregatten für den Dienst der Regierung gebaut, und früher liefen mehrere Kauffahrer von 5 bis 800 Tonnen hier vom Stapel. Das beste Teckholz wird in den Wäldern der Ghats gefällt, und während der Regenzeit, wenn der Südwest-Passatwind weht, nach den verschiedenen Niederlagen an der Küste geflößt. Die Art, wie die Eingebornen hiebei zu Werke gehen, ist gewöhnlich folgende: die Baumstämme werden oberhalb der Stromschnellen in Bereitschaft gehalten und mit Seilen von Palmried an die an den Ufern der Flüsse stehenden Bäume angebunden; erreicht dann das Wasser eine gewisse Höhe, so haut man die Seile ab und das Holz wird dann mit großer Geschwindigkeit den Fluß hinabgetrieben. Die Denkschrift gibt eine genaue Beschreibung von den unermeßlichen Wäldern an der Küste von Malabar und von den verschiedenen Dörfern und Stationen. In einem der Wälder sah der Verfasser (Herr Edye) einen Baum von ungeheurer Größe, Cheene Marum genannt, der mehr als 120 Fuß hoch war und 45 Fuß im Umfange hielt. In den westlichen Ghats gibt es wilde Thiere aller Art; man war immer der Meinung, die Elephanten auf Ceylon seyen die größten. Herr Edye erkennt jedoch denen von Südindien diesen Vorzug zu. Nur wenn der Landwind weht, kann man die Ghats sehen, außerdem sind sie mehrere Monate im Jahre in Wolken gehüllt. Gegen den November hin werden sie sichtbar, und von Allen bewundert, die während dieser Zeit an der Küste von Malabar vorüber fahren.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt zu einem Auszuge aus dem Berichte des Kommandeurs Roß über seine Exkursion nach dem Magnetpol, auf der er von einem Eingebornen mit einem Schlitten von ganz neuer und eigener Bauart begleitet wurde. Dieser Schlitten hatte die gewöhnliche Form, bestand jedoch, Kufen nebst allem Uebrigen, aus Eis. Da er sehr hübsch gearbeitet und durchsichtig war, so sah er aus als ob er von Krystall wäre, und war doch stark genug Alles zu tragen, was sein Eigenthümer darauf geladen hatte. Der Weg, den die Reisenden einschlugen, führte quer durch die Halbinsel, und brachte sie nach Kap Isabella, das als die östlichste Spitze des westlichen Meeres angesehen werden kann. Bei einer frühern Gelegenheit hatte Kommandeur Roß seine Untersuchungen längs der südlichen Küste verfolgt, und nun beschloß er, durch eine Reihe magnetischer Beobachtungen bestimmt, die er im Winterquartier angestellt hatte, seine Aufmerksamkeit der nördlichen zuzuwenden, in der Hoffnung, jene geheimnißvolle Stelle, den Magnetpol nämlich, aufzufinden. Wir folgen seinem Bericht von dem Nachtlager aus unter 69° 54′ 45″ n. Br. und 94° 54′ 25″ w. L., wo die Neigung der Magnetnadel bis auf 92° 41′ nach Norden zugenommen hatte, und das Nordende der horizontalen Nadel 57° westlich zeigte.

„Durch diese Beobachtungen, heißt es weiter, war ich in den Stand gesetzt, sowohl die Richtung, in welcher wir vorzudringen hatten, als auch den Raum, der zwischen uns und dem Gegenstand unserer Wünsche lag, wenigstens so weit zu bestimmen, als dieß durch Instrumente und auf deren Angaben gegründete Berechnungen möglich war. Zu großem Glück fiel, wenn auch nur theilweise, heiteres Wetter ein, das uns doch wenigstens immer den rechten Weg erkennen ließ und den Müden ermuthigte, indem es ihm in die Ferne zu sehen und das Endziel des Tages zu erblicken gestattete. Die Küste nahm eine westliche Richtung; wir gingen an einem niedern Kalksteingestade hin und machten wegen gänzlicher Ermüdung zweier unserer Leute unter 69° 40′ 27″ Breite und 95° 22′ 55″ westlicher Länge Halt.

„Nachdem wir an einem der folgenden Tage endlich ungefähr 12 Meilen in gerader Richtung zurückgelegt hatten, hielten wir am 10 Mai

Morgens 8 Uhr unter 69° 16′ 25″ Br. und 95° 49′ 11″ w. L. abermals an. Nach 8½ Uhr Abends brachen wir wieder auf, wo ein dicker Nebel und zeitweise eintretendes Schneegestöber mich nöthigte, meine Leute längs aller Krümmungen der Küste hinzuführen, weil es außerdem bei solchem Wetter nicht möglich gewesen wäre, sie richtig aufzunehmen. Am Morgen des 31 machten wir Halt, nachdem wir 15 Meilen zurückgelegt hatten.

„Unsern Berechnungen zufolge befanden wir uns jetzt noch 14 Meilen vom Magnetpol, und meine Begierde, den lang ersehnten Punkt zu erreichen, gestattete nicht den geringsten Verzug. Ich beschloß daher, den größten Theil des Gepäcks und Mundvorraths zurückzulassen und nur das unumgänglich Nöthige mitzunehmen, damit nicht ungünstige Witterung oder andere unvorhergesehene Umstände unser Fortkommen hindern und eine unwillkommene Verzögerung herbeiführen möchten.

„Verhältnißmäßig erleichtert, schritten wir jetzt rasch vorwärts, und so erreichten wir denn am 1 Junius Morgens 8 Uhr die ersehnte Stelle. Ich muß es dem Leser überlassen, sich das Gefühl zu denken, das uns Alle beseelte, als wir uns endlich am Ziel unseres Strebens befanden; es war uns, als ob nun Alles zum glücklichen Ende gediehen sey, als ob unsere Reise und alle Beschwerden ihr Ende erreicht hätten, und nun nichts mehr übrig sey, als nach Hause zurückzukehren und uns für den Rest unserer Tage den beseeligendsten Gefühlen zu überlassen. Das Land zunächst der Küste ist hier sehr niedrig, steigt aber, ungefähr eine Meile weit einwärts, in Erhebungen von 50 bis 60 empor. Wir hätten sehr gewünscht, daß ein so bedeutungsvoller Platz sich durch irgend ein äußeres Merkmal ausgezeichnet hätte, denn das Interesse, das sich an ihn knüpfe, ist so groß, daß ich selbst die ausschweifendsten, romantischsten Begriffe derer nicht tadeln konnte, die hier ein Gebirge, dem Sindbads *) gleich, oder wohl gar einen Magnetberg so groß als den Montblanc zu finden erwartet hatten. Die Natur hat sich indeß hier, an einem der großen Mittelpunkte ihres geheimnißvollen Wirkens, kein Denkmal errichtet, und da wir selbst nicht die Mittel zu einem solchen besaßen, so mußten wir uns damit begnügen, mathematische Ziffern und Zeichen niederzuschreiben.

„Zu großem Glück fanden wir einige Hütten der Eskimos, die noch nicht lange verlassen worden waren; wir nahmen Besitz von ihnen, und waren nun in den Stand gesetzt, Beobachtungen mit dem größern Kompasse anzustellen. Gegen 6 Uhr Abends lagerten wir auf einer Landspitze, ungefähr eine halbe Meile westlich von diesen Schneehütten, und begannen sogleich unsere Arbeit, die wir diesen und den größten Theil des folgenden Tages fortsetzten. **) Unser Beobachtungsplatz war dem magnetischen Pol so nahe gerückt, als die beschränkten Mittel, welche mir zu Gebot standen, dessen Bestimmung gestatteten. Die Neigung, wie meine Inklinationsnadel sie angab, war 89° 59′, mithin eine Minute von der Vertikallinie. Die Nähe des Pols, wofern wir uns nicht auf der Stelle selbst befanden, wurde ferner noch durch die gänzliche Unthätigkeit oder Bewegungslosigkeit der beiden Horizontalnadeln angezeigt, die ich bei mir hatte; wir hingen sie, so fein es nur immer möglich war, auf, aber weder die eine noch die andere bewegte sich auch nur im geringsten aus ihrer Lage, was, wie bekannt, einer der Beweise ist, daß die Nadel sich in der geringsten Entfernung vom Anziehungspunkte oder auf demselben selbst befindet.

„Sobald ich völlige Ueberzeugung gewonnen hatte, machte ich meinen Begleitern den lohnenden Erfolg unserer Bemühungen bekannt, und dann pflanzten wir unter gegenseitigen Beglückwünschungen die englische Flagge auf, und nahmen von dem Gebiet des Magnetpols im Namen Großbritanniens und König Wilhelms IV Besitz. Da sich Kalksteine genug in der Nähe befanden, so thürmten wir ein Viereck auf, in das wir eine Büchse legten, in welcher sich eine Schrift über das interessante Unternehmen befand. Wir bedauerten sehr außer Stand zu seyn, eine Pyramide errichten zu können, stark genug der Zeit und den Eskimos widerstehen zu können. Die Stelle, auf der wir uns befanden, lag unter 70° 5′ 17″ der Breite und 96° 46′ 45″ westlicher Länge.

„Um die Mitte des Junius kamen wir wieder zu unserem Schiffe zurück, wo wir mit Kälte, Hunger und Beschwerden aller Art zu kämpfen hatten. Obschon keiner von uns starb oder ein Glied verlor, wie dieß in diesen Gegenden oft geschieht, so hatten wir doch von mannichfachem Uebelbefinden zu leiden. Härter als Alles aber fiel uns der Mangel an Beschäftigung, an geistiger Anregung und Thätigkeit, die ewige Einförmigkeit, und, warum sollte ich es nicht sagen, der Mangel an Gesellschaft.

„Erst am 29 August wurden wir der Eisbande wieder ledig, die uns umfangen hielt. Das Schiff ward jetzt eine Viertelmeile gegen Südwesten an eine Stelle gewarpt, wo man das erste Aufgehen des Eises benutzen konnte. Sobald dieß geschehen war, gingen wir unter Segel, geriethen jedoch unglücklicherweise bald auf den Grund. Obschon sich im Boden des Schiffs keine Beschädigung zeigte, so war doch etwas am Steuerruder zerbrochen, und wir mußten das Weiterfahren für heute einstellen. Früh am andern Morgen wurde das Steuerruder sogleich wieder ausgebessert; bald erhob sich ein starker Westwind, gerade dessen wir bedurften, zuweilen von Schneegestöber begleitet, und nach vieler Sorge und mannichfachen Zweifeln fühlten wir uns endlich frei, wiewohl noch nicht ganz befreit. Bald nach 4 Uhr steuerten wir mit eingerefftem Marssegel durch die Inseln, welche uns schwimmendes Eis schienen; kaum aber waren wir ungefähr bis auf zwei Drittheile durch sie hindurch, so erhob sich der Wind aus Nordwest, und bald darauf trieb ein Windstoß aus Norden das Eis an die nördliche Küste. Wir waren daher genöthigt den Wind zu kneifen; da er jedoch gegen 9 Uhr wieder in Nordwest umsetzte, so befanden wir uns nach einer Fahrt von vier Meilen dicht am Ufer. Wir waren an zwei Buchten und zwei ausgezeichneten Felsen vorübergekommen, als sich ein heftiges Schneegestöber erhob, daß uns zwang in eine kleine Bai einzulaufen, wo ein widriger Wind uns beinahe an die Felsen geworfen hätte. Der Himmel drohte mit Sturm.

„Dieß war die ganze Reise, welche wir während dieses Sommers zurücklegten; nach wenigen Tagen schon sah man gegen Norden nichts als eine unendliche Eismasse, die sich um die westliche Bai herum ausdehnte und unsern vormaligen Hafen gänzlich versperrte. Es schien, daß wir ihn gerade noch zu rechter Zeit verlassen hatten, ehe uns dieß ganz unmöglich geworden wäre. Weiter vorwärts zu kommen, war bei dem Winter, der uns umgab, unausführbar, eine Aussicht, die durch die noch im Hintergrunde lauernde, daß wir wohl am Ende genöthigt seyn würden, das Schiff sammt Allem, was es am Bord hatte, zu verlassen, nur noch düsterer wurde. Die Wirkung, welche diese Aussicht auf die Mannschaft äußerte, konnte nicht anders als niederschlagend seyn, denn als wir aus unserem letzten Hafen ausliefen, hoffte jeder nach dreijährigem Wagnisse endlich wieder nach England zu seiner Familie und seinen Verwandten zurückzukommen.“ (Fortsetzung folgt.)

*) Sindbad der Weitgereiste, in Tausend und Einer Nacht.

**) Das Resultat dieser Beobachtungen wurde der königlichen Gesellschaft mitgetheilt und dem Werke in einem Anhange beigegeben.

Vermischte Nachrichten.

Der Observateur d'Avesnes erzählt, daß man im Gehölze von Belim, Gemeinde von Folleries, in der Tiefe von 2 Fuß unter dem Boden auf ein Pflaster stieß; bei näherer Nachforschung fand sich, daß diese etwa 10′ breite Straße einst von der Feste Ramousies, von der nur noch einige schwache Spuren übrig sind, nach Solre-le-Chateau führte. Bis sich aus zerstörten vegetabilischen Stoffen eine Erdschichte von 2 Fuß bildete, muß eine sehr lange Zeit vergangen seyn.

*

Am 25 Januar vernahm man über ganz Neugranada und Ecuador hin von Sta. Martha und Carthagena bis Quito von 1 Uhr bis 8 Uhr Morgens ein Getöse wie von einem Artillerie- und Musketenfeuer. Um Bogota her sammelten sich am folgenden Tage die Landleute in Waffen, indem sie glaubten es hätte eine Revolution stattgefunden; dießmal aber hatte das Bersten von Meteoren den Lärmen veranlaßt.

*

Nach französischen Blättern erhalten die St. Simonisten nach und nach immer mehr öffentliche Anstellungen in Aegypten, und kommen an die Spitze aller Institutionen, welche spezielle Kenntnisse erfordern. Die Sekte ruft nach Bedarf Brüder herbei, andere kommen auch proprio motu, und sind sicher angestellt zu werden, wenn sie nur irgend in einem Fache spezielle Kenntnisse haben. Namentlich soll durch ihre Bemühungen die Musik in großer Gunst stehen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 168. 17 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

Erster Brief.

Odessa.

Wer das Reisen in Rußland mit dem im übrigen Europa vergleichen will, dem fehlen eine Menge Punkte, welche er einander gegenüber stellen könnte. Charakteristisch ist die Schnelligkeit, mit welcher man hier fortgebracht wird, und wodurch die ungeheuren Räume, welche man zu durchreisen hat, gleichsam verengt werden.

Ich nahm meinen Weg über Lemberg, und betrat eine gute Tagreise jenseits dieser Stadt das russische Gebiet. Bemerken muß ich aber, daß eine Tagreise, wie ich sie hier meine, immer 20 bis 24 deutsche Meilen bedeutet. Da ich im Auftrage der russischen Regierung reiste, und mit einem russisch-kaiserlichen Postpasse versehen war, so ging meine Beförderung überaus rasch, und ich durfte meinen Paß nur vorzeigen, als auch im Augenblick Pferde vor meinem Wagen waren. Man rechnet hier durchgehends ein Gespann zu dreien, indem man fast allezeit drei Pferde neben einander spannte. Ist der Wagen des Reisenden schwer, so wird noch ein viertes hinzugegeben, ohne daß es noch extra berechnet würde. So wie die Pferde angespannt sind, geht es fort im gestreckten Trabe, mitunter wohl auch im Galopp. Ich traf auf einigen Stationen nicht sogleich Postpferde, zeigte alsdann dem Beamten ganz ruhig meinen Paß, und bemerkte ihm, daß ich alle Verantwortlichkeit, die aus meiner Verzögerung entstünde, ihm zuschöbe, und sogleich war er in vollem Athem, und ich bekam, wenn im Augenblick keine andern aufzutreiben waren, zuweilen Kourierpferde. Es stehen nämlich dergleichen auf allen Stationen der Hauptstraßen, dürfen aber bei Cassation und Kettenstrafe zu keinem andern Gebrauch als zur Beförderung von Kourieren verwandt werden. Zwischen zwei Feuer getrieben, wagten es denn die Postbeamten, wenn sie sich gar nicht anders zu helfen wußten, mir dergleichen Kourierpferde zu geben. Wessen Wagen aber nicht sehr solid gebaut ist, und äußerst sicher im Geleise geht, der mache gleich beim Aufsitzen sein Testament, denn er kommt in offenbare Lebensgefahr. Vom ersten Augenblicke des Abfahrens bis zur nächsten Station gehen die Thiere, im vollsten Sinne des Wortes, durch; denn darauf sind sie förmlich abgerichtet. Auf diese Art wird man denn, wenn der Weg nicht sehr gut abgefahren ist, auf eine unbarmherzige Weise gerüttelt und geschüttelt, und man macht eine Station von 15 bis 18 Wersten (2—2½ deutsche Meilen) in etwa fünf Viertelstunden.

Ich muß hier ein Paar Worte über die Wege in Rußland, wenigstens in den Gouvernements, durch welche ich gekommen bin, sagen. Von Steinen und Kies, um sie damit regelmäßig zu bauen und zu beschütten, ist keine Rede. Diese Materialien sind so selten, daß ich einst im Scherz mir selbst gelobte, den ersten Stein, welchen ich auf der Straße finden würde, aufzuheben, und mir in einen Ring fassen zu lassen. Ich ward meines Gelöbnisses entbunden, denn ich fand keinen. Bei nasser Jahreszeit, d. i. im Frühjahre und Herbste, sind diese Wege grundlos, und man windet sich nur mit der größten Anstrengung und mit Lebensgefahr durch den Koth. Lasten werden um diese Zeit nicht transportirt und außer einem unglücklichen Reisenden, welchen die Noth zwingt, zu solcher Jahreszeit sich auf die Straße zu wagen, sieht man fast kein Fuhrwerk, wenn nicht etwa ein Bauer (Leibeigener) eine leichte Fuhre von einem Orte zum andern zu machen hat.

So wie aber der Weg abgetrocknet und alsdann abgefahren ist, gibt er auch ein Geleis, welches glatt ist wie eine Eisenbahn und auf welchem es sich unglaublich leicht fährt. Die meisten Fuhren werden jedoch im Winter, und zwar auf dem Schnee und Eise zu Schlitten gemacht. Denn es ist der Winter in diesen Gegenden, trotz der südlichen Breite, in der Regel überaus streng, und er zeigte seinen Grimm selbst in den letzten zwei Jahren, wo er doch in Deutschland so milde war. Einen gelinden Winter achtet man hier für eine Art von Unglück, weil er eine Menge Arbeiten und besonders den Transport von Waaren und Produkten aller Art hindert, und dem Verkehr nachtheilig wird.

Auf solchen Wegen nun fliegt man, so zu sagen, mit den russischen Postpferden hin, und was das Schönste bei der Sache ist, man zahlt dafür so wenig, daß eine Station, wie ich sie eben angab, mit drei Pferden nicht höher kommt, als auf etwa 1 Reichsthaler preußisch Courant.

So rasch aber wird man nur befördert, wenn man einen kaiserlichen Postpaß hat. Wer dessen ermangelt, dem bleiben nur zwei Mittel übrig, den Postbeamten Leben in die Glieder zu bringen, und diese sind, entweder höhere Bezahlung oder eingejagter Schreck. Weiß man Bescheid in diesem sonderbaren Lande,

wo die Knute eine überaus wichtige Rolle spielt: so wird man fast ohne jenen Paß eben so schnell befördert, wie mit demselben. Man kommt an, nimmt eine trotzige Miene an, zeigt seinen Paß, wenn es auch ein fremder (preussischer oder österreichischer) ist, aus einiger Ferne, beruft sich auf den Befehl des Kaisers und des Gouverneurs, und schüchtert damit die meisten Beamten dermaßen ein, daß man augenblicklich befördert wird. Wo man aber weder dieß, noch eine höhere Bezahlung anwenden mag, da kann man zuweilen Stunden lang auf einer Station warten, ehe man weiter geschafft wird.

(Fortsetzung folgt.)

Neue französische Literatur.

Angelo, Tyrann von Padua.

(Schluß.)

In diesem armen Melodrama welches, als Theaterstück, als Handlung, als Begebenheit mit Hacken und Stricken, Klammern und Nägeln, d. h. mit Krucifixen und Schlüsseln, geheimen Thüren und Eingängen, unsichtbaren Treppen und Wachen, zusammengehalten wird, welches als Dichtung, als Schaffung der Einbildungskraft und Würdigung der menschlichen Natur sich in dem ausgefahrensten Gleise unserer Tragödien- und Melodramenbahn bewegt, in welchem der Verfasser die ganze Welt, zunächst Shakespear, Dumas und sich selbst kopirt, in welchem er der Gemeinheit in Poesie und Sprache immer tiefer verfällt, ist kein Stoff für eine eigentliche Kritik. Victor Hugo hat sich durch dieses neueste Produkt nachgerade über oder vielmehr unter die Kritik gesetzt. Ich bin der Meinung, wie es in diesen Tagen endlich ein geschätzter Aristarch ausgesprochen, daß die einzige aber die tödtende Kritik der hugo'schen Dramen fortan das Stillschweigen sey, und daß nur der Kampf der Kabale bisher noch seinen Dramen einige Beachtung zugezogen habe. Sicherlich, wenn Hugo einmal unter einem fremden nicht bekannten Namen eines seiner Dramen erscheinen ließe, nach acht Tagen würde kein Mensch mehr davon sprechen.

Dieses Urtheil ist gerecht, aber es überrascht mich nicht. Wer, um Hugo zu beurtheilen, nicht die Blätter und die Kritiken der Freundschaft auf der einen, und der leidenschaftlichen Feindschaft auf der andern Seite, sondern nur die Werke betrachtet, wird bald ins Reine kommen. Er wird den Dichter Hugo würdigen und den Verfasser von Notre Dame de Paris bewundern, er wird den Dramatiker bedauern und ihm den Rath geben, von diesem Wege abzustehen, der ihn nur zur Unehre führen kann. Weder Victor Hugo, noch Alexander Dumas sind große Geister, besitzen wahrhaftes Genie, wenn man ihnen auch Talent nicht absprechen kann. Wer zweifelt, vergleiche ihre Werke mit jenen von Shakespear, Schiller, Goethe! daß man aus Hugo einen Adler machen wollte, mag vielleicht viel die Schuld des Publikums selbst seyn, welches als meisterhafte Vollendung in den Olymp erhob, was nur als hoffnungsvoller Anfang einer reicher zu entfaltenden Zukunft gelten sollte. Hugo hat in seine Werke manchen eigenthümlichen Gedanken, manche neue Idee und den guten Willen einer heilsamen Reform gebracht; seine so oft genannte Vorrede zu „Cromwell" ist nicht ohne tiefe Blicke in die Geschichte und in das Wesen der Kunst und des Theaters, allein Hugo hatte in sich nicht Stoff genug, um das Haupt einer neuen Schule zu werden, und als der Augenblick herannahte, wo er in der Praxis bewähren wollte, was er als theoretisches Gesetz verhängt hatte, als er selbst Dramaturg seyn wollte, nachdem er als Kritiker den Organismus des Drama zergliedert hatte, da kamen Verstand und Dichtung in Zwiespalt, und die Phantasie, die Philosophie des Herzens, die unerläßliche tiefste Kenntniß der menschlichen Natur, der unerschöpfliche Reichthum stets neuer Gebilde und Schaffungen fehlten, die gehegten Erwartungen wurden nicht erfüllt. Hernani und Marion Delorme waren weit entfernt den Bedingungen vollendeter Dramen zu genügen. Gleichwohl enthielten sie große Schönheiten, kühne Gedanken und an manchen Orten eine edle, erhabene Sprache. Aber was hat der Dichter seitdem geleistet? Le Roi s'amuse, Lucrece Borgia, Marie Tudor, waren dieß nicht eben so viel Stufen abwärts und nun Angelo, der Tyrann von Padua, ist das nicht eine berechnete Zerstörung des früheren Ruhmes? Nehmen Sie Lucrece Borgia, Marie Tudor und Angelo neben einander, sehen sie dieselben einige Zeit an und Sie werden sie nicht mehr von einander unterscheiden können, so sehr fließen der Herzog von Este, Maria Tudor und Angelo, Lucrecia Borgia und Tisbé; der Jude in Maria Tudor, Gubilla in Lucrecia und Omodei in Angelo, die Vergiftungsscene in Lucrecia und jene in Angelo, die Leichenzüge in den drei Dramen und das bunte Gemeng von Krucifixen und Briefen, Schlüsseln und Pergamentrollen, Geheimtreppen und beweglichen Wänden, Gift, Dolch und Schwertern, die unvermeidlichen Gegensätze der Buhlerin mit der reinen Frau, die Reinigung der fleischlichen Liebe durch die Gefühle der Mutterliebe, in einem angenehmen Meere von Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit zusammen, daß Sie auf den Zufall hin in dem Strudel fischen, und mit den ausgezogenen Stücken nach Belieben eine Lucrece Borgia, eine Marie Tudor oder einen Angelo zusammenkleistern können; jedes dieser Dramen wird mindestens eben so gut zusammenpassen, als die drei Originale, jedes wird mindestens so neu seyn, als Marie Tudor es war nach Lucrece Borgia, und Angelo es ist nach Marie Tudor. Charakteristisch in den Dramen Hugo's ist besonders die Ungroßheit seiner Gedanken, seiner Gefühle, seiner Erfindungen wie der Mittel, um den Maschinen Gang und Schwung zu verleihen. Lassen Sie mich dieß mit dem ausdrucksvollern Fremdworte Puerilität benennen: Pueril ist schon der Titel dieses neuen Drama's und bedeutungslos oben drein. Was soll das heißen: Angelo, Tyrann von Padua? Verschone uns Herr Hugo mit seiner gelehrten Nachweisung des Namens Tyrann, niemand der zum Erstenmal diesen Titel vernimmt, wird etwas Anderes als ein politisches Drama erwarten; statt dessen findet er eine ganz gewöhnliche Liebes- und Eifersuchtsintrigue. Warum nicht Tisbé oder Katharina? So war es bereits mit Lucrecia Borgia, deren Namen an die Gräuelthaten der Familie Borgia und an ihren Vater Alexander VI erinnerte; statt dessen gab uns Victor Hugo eine fantastische Mutterliebe der Lucrecia Borgia, von welcher die Geschichte

schweigt, und fünf schöne neue Särge, welche die Zierde der Porte St. Martin wurden. Marie Tudor's geschichtlicher Name ließ an eine der Scenen ihrer Regierung und ihrer Religionsverfolgungen denken; statt dessen bekamen wir eine groteske Liebe Mariens für einen Italiener, der mich unwillkürlich an Bergami denken machte, und einen schönen, wohlausgedachten Leichenzug mit rothem Scharfrichter und weißem Beile. Und das nennt Victor Hugo in der Vorrede „Historische Dramen!" Einer seiner galvanischen Anbeter machte sich diesen Tag anheischig, demnächst in einem eigenen Artikel zu beweisen, wie daß diese „Stücke," trotz des Abgangs aller Geschichte, gleichwohl mit Recht den Namen historischer Dramen führten. Diesen Unsinn zu lesen werde ich mich wohl hüten. Pueril sind die Personen und ihre Zeichnung in dem neuen Drama, die von einer gänzlichen Unkenntniß des menschlichen Gemüthes zeugen; pueril sind die Kettenringe, welche das Ganze fügen und halten und mit denen Hugo verfährt wie die Knaben in ihren Spielen: keine Verlegenheit, ein Stuhl wird zur Kanone, ein Baum zum Elephanten, ein Strumpf zum Fluß, Hugo läßt seine Personen durch die Mauern gehen wie in der guten alten Zeit der Zauberer und der verwünschten Prinzen, stets ist irgend eine mysteriöse Person vorhanden, die im ersten Momente wieder verschwindet und welcher der Schauspieler sogleich auf den ersten Blick ansieht, daß sie ein Stuhl, ein Baum oder ein Strumpf ist. Pueril ist endlich die Sprache dieser Personen, und selbst trivial, da wo sie sublim seyn sollte, d. h. in den Augenblicken des größten Affektes. Als Tisbé voll Eifersucht in das Schlafgemach der Katharina stürmt, und diese die Gegenwart Rodolfo's läugnet, erwidert ihr Tisbé: Läugne nicht, hier ist der Beweis, ich sehe noch die Formen Eurer Sitze auf dem Ruhebette ausgedrückt . . .! Sollte man nicht meinen, Hugo hätte den Parodien seines Stückes vorgreifen wollen? Tisbé wird von Rodolfo erdolcht, und wendet sich noch einmal voll Liebe zu ihm, der jetzt von Reue und Verzweiflung gemartert wird, Tisbé spricht also zu dem Unglücklichen: Je vais mourir, moi, tu penseras à moi, quelquefois, n'est-ce pas? et tu diras: Eh bien, après tout, c'était une bonne fille, cette pauvre Tisbé. Oh, cela me fera tressaillir dans mon tombeau! Wenn dieß Natur ist, wie Hugo und seine Seiden behaupten, so muß man anerkennen, daß sie die Natur beinahe übertrifft; die erste beste bonne fille von den Boulevards würde nichts Anderes gesprochen haben. Das ist das Unglück, daß Hugo die Bühne mit der Straße und ästhetische Einfachheit mit Trivialität verwechselt, und die philosophische Empfänglichkeit oder Unempfänglichkeit der Bühne gänzlich mißkennt. Daher geht er auf Stelzen statt auf dem Kothurn, daher eine Dirne statt eines natürlichen Mädchens, daher eine Groteske statt eines Scherzes, daher eine Verzerrung statt Rührung, daher Spott statt Thränen. Nichts bricht unwiderruflicher den Stab über die Dramen Hugo's als die Kälte, in welcher sie den Leser und Zuschauer lassen. Mag der Autor sich geißeln und schäumen um zu ergreifen, wir bleiben kalt, wir empfinden nichts bei diesem mühsamen Bau von Phrasen und Bombast, weil der Autor selbst nichts dabei empfunden, sondern nur gekünstelt hat.

Wenn man nach solchen Machwerken wie Angelo und seine Vorgänger, die Vorrede Hugo's liest, in welcher er von dem neuen Plan seines Drama's, von dem großen Ziele, welches er dabei im Auge gehabt, und von dem nebenbeigegebenen Gemälde eines ganzen Geschlechtes, eines ganzen Jahrhunderts spricht, so muß sich die ernstliche Unzufriedenheit, die man empfinden mochte, in Bedauern umwandeln; diesem Manne fehlt es, Gott verzeihe mir diesen Frevel, am Verstande, denn er wird nicht gewahr, daß er mit allen großartigen Ankündigungen und Versprechungen nichts als eine einzige Form mit den verschiedenen Namen Marion Delorme, Lucrecia Borgia, Marie Tudor und Angelo zu Wege bringt. Stets und immer wieder ein rother Löwe! Hugo sagt dießmal „die Idee seiner Dramen sey groß und sein Ziel erhaben, schade daß keine berufenern Kräfte die Ausführung unternommen." Ich bin zu höflich, um dieser Meinung zu widersprechen, und indem ich dem Autor auf das Wort glaube, mag ich leicht aufrichtiger seyn als er.

Die neuesten Preise für Reisende
auf englischen Dampfschiffen und Packetbooten.

Die englische Admiralität hat vor einigen Wochen ein neues Regulativ für Reisende von Falmouth nach den verschiedenen Punkten des Mittelmeeres, nach Westindien, nach Süd- und Nordamerika bekannt gemacht. Dieses offizielle Dokument, das man längst erwartete, dürfte manchen unserer Leser erwünscht seyn; wir geben es daher, wie es im Aprilhefte des United Service Journal erschienen ist.

Dampfschiffe.
Portugal.

	Kabinet.	Hintertheil des Schiffs.	
Von Falmouth nach Lissabon oder Oporto	12 Pfd.	6 Pfd.	10 Sch.

Dampfschiffe im Mittelmeere.

Von Falmouth nach Cadiz oder Gibraltar	17 —	9 —	10 —
— — nach Malta	29 —	16 —	— —
— — nach Corfu	36 —	20 —	— —
Von Gibraltar nach Malta	14 —	8 —	— —
Von Malta nach Patras	8 —	5 —	— —
— — nach Corfu über Patras	10 —	6 —	— —
— — direkt nach Patras . .	8 —	5 —	— —
— — nach Alexandria . .	10 —	6 —	— —
Von Corfu nach Falmouth	36 —	20 —	— —
Von Malta nach Falmouth	29 —	16 —	— —
Von Gibraltar oder Cadiz nach Falmouth	17 —	9 —	10 —

Segel-Packetboote nach Brasilien und Buenos-Ayres.

Von Falmouth nach Madeira	25 —	15 —	— —
— — nach Teneriffa	27 —	14 —	— —
Von Falmouth nach Pernambuco . .	29 —	25 —	— —
Von Falmouth nach Bahia	62 —	27 —	— —
Von Falmouth nach Rio-Janeiro über Pernambuco und Bahia	57 —	30 —	— —
Von Falmouth nach Buenos-Ayres auf demselben Wege	76 —	38 —	— —
Von Falmouth direkt nach Rio-Janeiro	63 —	27 —	— —
Von Falmouth nach Buenos-Ayres und Rio-Janeiro (direkt)	70 —	36 —	— —
Von oder nach Buenos-Ayres und Rio-Janeiro	20 —	12 —	— —

Nordamerika.

	Kabinet.	Hintertheil des Schiffs.
Von Falmouth nach Halifax	50 Pfd.	16 Pfd.
— — über Halifax nach Bermuda .	40 —	21 —
Nach oder von Halifax und Bermuda . .	12 —	7 —
Von Bermuda nach Falmouth über Halifax .	55 —	18 —
Von Halifax nach Falmouth	28 —	15 —
Westindien, Carthagena und Mexico.		
Von Falmouth nach Barbados	55 —	18 —
— — nach Dominica oder Guadeloupe	57 —	19 —
— — nach Antigua oder Montserrat	58 —	20 —
— — nach Nevio oder St. Kitt .	59 —	21 —
— — nach Tortola, St. Thomas oder Jamaica	40 —	22 —
— — nach Havannah	45 —	22 —
— — nach Carthagena oder Honduras	46 —	25 —
— — nach Vera-Cruz oder Tampico	52 —	27 —
Von St. Thomas nach Falmouth	40 —	20 —
Von Havannah oder Jamaica nach Falmouth	52 —	27 —
Von Carthagena nach Falmouth	58 —	29 —
Von Vera-Cruz nach Falmouth	60 —	30 —
Dampfschiffe.		
Von Barbados nach Jamaica	10 —	8 —
Von Jamaica nach St. Thomas	10 —	6 —
Von St. Thomas direkt nach Barbados .	5 —	5 —

Reisen nach Zwischenstationen, die hier nicht erwähnt sind, werden nach obigem Fuße im Verhältnisse der Zeit und der Entfernung berechnet.

Weibliche Dienerschaft bezahlt ein Drittel des Preises im Kabinet. Männliche Dienerschaft ein Drittel des Preises des Hintertheils.

Kinder unter drei Jahren sind frei.

Kein Passagier darf mehr Gepäck mitnehmen als 100 Pfund.

Passagiere, welche nicht abfahren, nachdem sie einen Platz genommen haben, verlieren die Hälfte ihres Passagiergeldes.

Auf den Packetbooten muß das Bettzeug von den Passagieren mitgebracht werden.

Die Packetboote nehmen keine Fuhrwerke auf.

Alle frühern Regulative sind aufgehoben.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Fortsetzung.)

Jetzt begannen die Vorbereitungsarbeiten für den Winter, und dieselbe traurige, einförmige Lebensweise trat wieder ein, die wir bereits kennen gelernt haben. Der einzige bemerkenswerthe Umstand war der, daß unsere Reisenden am Christtage ein Stück Rindfleisch auf ihrer Tafel hatten, das vor acht Jahren zu den Vorräthen der Fury gehörte, und ihnen nebst etwas Kalbfleisch und dem gewöhnlichen Schiffsgemüse trefflich schmeckte.

Am 10 Januar 1832 starb einer von der Mannschaft, der seit längerer Zeit schon gekränkelt hatte, und bald darauf ein anderer, der blind geworden und vorher schon von der Epilepsie befallen worden war. Der Gesundheitszustand begann überhaupt sehr abzunehmen; Alle waren schwach und kränklich, ohne daß sich jedoch eine eigentliche Krankheit gezeigt hätte. Obgleich nicht erwähnt wird, daß die Reisenden jetzt schon den festen Entschluß gefaßt hätten, das Schiff zu verlassen, so läßt sich dieß doch aus einzelnen Bemerkungen schließen, denn bereits unterm 12 Oktober wird erwähnt, daß es ihre Absicht gewesen sey das Schiff zu versenken, was der Lecks wegen, die es bekommen hatte, um so eher geschehen konnte, und dann dafür zu sorgen, daß ein anderes Fahrzeug, das vielleicht später hieher kommen könnte, es auffinden und emporziehen könne. Gegen Ende Februars wurde das Eis rund um das Schiff so dick, daß alle Hoffnung, es ferner noch zu benutzen, schwand, was ohnehin wegen Mangels an Mundvorräthen und des Gesundheitszustandes der Mannschaft halber unmöglich gewesen wäre.

Anfangs April wurden Vorbereitungen zur Abreise getroffen. Es ward beschlossen, mit Mundvorräthen und den Booten bis auf eine gewisse Strecke vorwärts zu dringen, und diese dort niederzulegen, um dann um so schneller weiter kommen zu können. Das Ziehen und Tragen über das rauhe Eis war, wie man leicht denken kann, eine fast unerträgliche Arbeit, und mehr als einmal machten die Matrosen dem Kapitän den Vorschlag, die Boote lieber auch im Stiche zu lassen, was jedoch nicht geschah.

„Wir traten, sagt der Kapitän, unsern Weg mit dem zweiten Boote und dem Schlitten mit den Vorräthen sehr früh am Tage an, gegen Wind und Schneegestöber kämpfend. Endlich erreichten wir das am Tage vorher schon fortgeschaffte Boot, und schleppten nun beide bis 8 Uhr vorwärts, wo wir dann unser Lager aufschlugen. Das Fleisch war so hart gefroren, daß wir es mit einer Säge aus einander schneiden mußten. Ein von starkem Winde begleitetes Schneegestöber bedeckte unsere Hütte bald ganz, und zu unserem größten Leidwesen wurden wir auch noch gewahr, daß wir durch ein bis in die See reichendes Felsenriff abgesperrt waren, auf dem sich das Eis bis zu einer Höhe von 50 Fuß aufgethürmt hatte.

„Am folgenden Tage konnten wir wegen Sturm und Schneegestöber abermals nicht weiter, und da das Wetter bis zum Sonntage schlecht blieb, so beschlossen wir, die Boote in Sicherheit zu bringen und nach dem Schiffe zurückzukehren, was wir um so eher ohne Gefahr auszuführen hofften, als wir auf diesem Wege den Wind im Rücken hatten. Wir erreichten die erst am Abend zuvor gebauten Hütten, und nachdem am folgenden Tage auch hier ein Theil unserer Vorräthe verborgen worden war, langten wir gegen Mittag bei dem Schiffe an. Alles, was wir durch diese Reise gewannen, war, daß wir, obschon 110 Meilen gegangen, doch in der That nur 18 zurückgelegt hatten, weil man von Stelle zu Stelle dreimal hin und her gehen mußte, bis Alles vorwärts geschafft war.

„Am 29 Mai verließen wir endlich das Schiff, und beschlossen zuerst den Weg nach der Fury-Bai einzuschlagen, in der Hoffnung, dort noch Mundvorrath zu finden. Alles, was uns im Fall der Rückkehr noch von Nutzen seyn oder von den Eingebornen entwendet werden konnte, ward sorgfältig am Ufer verborgen, und dann brachten wir dem Schiffe den Abschiedstrunk. Als die sämmtliche Mannschaft herausgetreten war, ging ich noch einmal zurück, und sagte der Victory, die ein besseres Schicksal verdient hätte, Lebewohl. Sie war das erste Schiff, das ich während meiner 42jährigen Dienstzeit verlassen mußte, und es ging mir zu Herzen als sollte ich mich von einem alten Freunde trennen. Ich konnte den Platz nicht verlassen, ohne eine Skizze von der traurigen Gegend aufzunehmen, wo sie zwischen ewigem Eis begraben zurückblieb, bis auch sie einst der Zeit ihre Schuld abtragen wird.“

Am 1 Julius lagerten die Reisenden an der Fury-Bai, nachdem sie noch genöthigt gewesen waren, einen ihrer Gesellschaft während der letzten zwei Tage zu tragen. Sie richteten eine Hütte auf, und machten sich dann daran, die Boote der Fury auszubessern. Am 1 August ging das Eis auf; die Boote wurden mit Mundvorrath auf zwei Monate, Betten und andern Bedürfnissen versehen, und dann trat man die Reise an. Die Fahrt ward mit abwechselndem Glücke fortgesetzt, und gegen Mitte Septembers gelang es den Reisenden, die Vereinigung der Barrowstraße und des Prinz-Regents-Kanals zu erreichen. Hier fanden sie jedoch abermals eine zusammenhängende Eismasse, die sie in dieser späten Jahreszeit nicht mehr brechen zu sehen hoffen durften, und nach allen nur möglichen Anstrengungen sahen sie sich endlich genöthigt, ihre Boote in der Batty's-Bai unterzubringen und wieder nach der Fury-Bai zurückzukehren, um dort abermals einen Winter oder vielmehr ein ganzes Jahr zuzubringen.

Auch dieser Winter verging wie die frühern. Am 10 Februar (1833) starb der Zimmermann, und zwar, wie der Kapitän sagt, eigentlich nur aus Mangel an Beschäftigung, hinlänglicher Nahrung, und jener Melancholie, welche der ewige Anblick dieser düstern traurigen Schneewüste erzeugt, und die auch die übrigen in einen schwankenden Gesundheitszustand versetzt hatte. Herr Thom war ebenfalls krank, der Kapitän hatte viel an alten Wunden zu leiden, und zwei von der Mannschaft litten so heftig am Scharbock, daß man an ihrer Genesung verzweifelte.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 169. 18 Junius 1835.

Schreiben aus Nordamerika.

Neu-York 3 December 1834.

Zwei Uebel sind es, unter denen die sonst so glücklichen und durch ihre Lage politisch gesicherten Vereinigten Staaten vorzugsweise leiden, und die ihnen wahrscheinlich in Zukunft noch schwere Leiden und Zerwürfnisse bereiten werden. Diese beiden Uebel sind die Menge und Feindseligkeit der religiösen Sekten unter einander, und die Zusammensetzung der Bevölkerung aus Weißen und Farbigen, welche letztere den fünften Theil der gesammten Volkszahl ausmachen, und in einigen der südlichen Staaten sogar ein numerisches Uebergewicht über die erstern behaupten.

Bei dem Systeme der jetzt am Ruder stehenden Partei, welche, da ihre Gegner ihnen für die nächste Präsidentenwahl (von 1836 bis 1840) keinen hinreichend angesehenen Mann entgegen zu setzen haben, wahrscheinlich durch den gegenwärtigen Vice-Präsidenten und künftigen Präsidenten van Buren im Besitze der Macht bleiben wird, müssen solche Uebel, wie ich erwähnt habe, unausbleiblich fühlbar werden. Dieses System der Regierungspartei, welche hier wie in England Tories heißen, obgleich sie von den Grundsätzen der englischen Tories weit entfernt sind, besteht darin, durch die Masse des Volkes, welches im Besitze eines fast allgemeinen Wahlrechtes ist, zu wirken, und ihre Gegner, die Whigs, fast lauter Männer von Vermögen und Kenntnissen, aber deßhalb minder zahlreich, zu erdrücken. Diese Herrschaft der Menge, welcher von der Regierung auf jede Weise geschmeichelt wird, hat sich in den letzten Monaten durch zwei Begebenheiten besonders fühlbar gemacht, und die Unrichtigkeit der bisherigen Angabe, als gebe es in diesem Lande keinen Pöbel (mob), nur allzu sehr gezeigt.

Die beiden obengedachten Begebenheiten sind in den beiden Städten der Vereinigung vorgekommen, welche durch Reichthum und Kenntnisse in derselben oben an stehen. In Neu-York, wo die Farbigen nur einen sehr geringen und unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung bilden, zeigt sich ein Geist der Verfolgung. Diese hat sich, obgleich die freien Farbigen es nicht wagen dürfen, ihr gesetzliches verfassungsmäßiges Stimm- und Wahlrecht auszuüben, durch deren Mißhandlung auf Spaziergängen, durch Plünderung und Erstürmung ihrer Häuser, durch Zerstörung der für sie bestimmten Kirchen, so wie durch Verfolgung von Predigern gezeigt, welche bei diesen Kirchen angestellt waren. Selbst die höhern Klassen haben bei dieser Gelegenheit einen so unverhohlenen Widerwillen gegen die Farbigen gezeigt, daß ein aus Großbritannien anlangender wohldenkender Mann, Hr. Thompson, der dort Vorlesungen über die Befreiung der Schwarzen hielt, hier bei seiner Landung genöthigt war, ein Gasthaus wo er wohnte, eilig zu verlassen, weil die andern Gäste wegen seiner Gesinnungen nicht mit ihm unter Einem Dache weilen wollten, und sich aus dieser Stadt auf das Land zu flüchten. Alle diese Handlungen, welche die Aufrufung der freilich unthätig zuschauenden Miliz zur Folge hatten, sind ungeahndet darüber gegangen, weßhalb denn auch deren Erneuerung bei irgend einer Veranlassung nur allzu sehr zu befürchten steht.

Das andere Ereigniß, welches den bedenklichen Zustand der Volksstimmung und die Ohnmacht der Gesetze nur allzu deutlich an den Tag gelegt hat, fiel in Boston vor, der reichsten, durch Sitte, Bildung, Unterrichtsstufe ihrer Bewohner, England am nächsten stehenden Stadt, welche freilich von strenggläubigen, und deßhalb einst in England verfolgten Puritanern gegründet, dennoch jetzt eine Bevölkerung enthält, deren gebildetste und unterrichtetste Mitglieder, unter dem Einflusse des beredten Dr. Channing, zur Religionspartei der Unitarier gehören. Dieses in Boston statt gefundene Ereigniß besteht in der vor ein paar Monaten eingetretenen Zerstörung und Verbrennung des Klosters der sich bloß mit dem Unterricht der weiblichen Jugend beschäftigenden Ursulinerinnen, über welche ich aus dem amtlichen Berichte eines unter dem Vorsitze des Mayors von Boston, Hrn. Lyman versammelten Untersuchungs-Ausschusses von 38 der angesehensten Bürger jener Stadt folgende merkwürdige Umstände ausziehe.

Das Kloster der Ursulinerinnen wurde im Jahre 1820 vom katholischen Bischofe Chevens, einem Manne, für den, als er zum Erzbischofe von Bordeaux ernannt nach Frankreich gehen sollte, viele protestantische und katholische Einwohner Bostons (unter andern die ganze unitarische Geistlichkeit) eine Bittschrift an den König Ludwig den Achtzehnten richteten, diesen frommen und milden Prälaten dort zu lassen, zuerst in der Stadt Boston gegründet, und 1826, der Gesundheit der Lage halber, auf eine Anhöhe vor der Stadt verlegt. Der Ruf dieses unter zehn Nonnen stehenden Klosters, welches einem lange gefühlten Bedürf-

nisse für gute weibliche Erziehung abhalf, wuchs bald so, daß es mehrmals vergrößert werden mußte, und bei seiner Zerstörung 60 Schülerinnen, fast sämmtlich Kinder protestantischer Eltern, aus der gesammten Vereinigung so wie aus Canada, wo der nämliche Orden auf gleiche Weise für Kinder jedes Glaubens wohlthätig wirkt, innerhalb seiner Mauern enthielt. Nach dem Berichte des bloß aus Protestanten bestehenden Untersuchungs-Ausschusses, der über 140 Zeugen verhörte, ist niemals ein nichtkatholisches Kind in dieser Erziehungsanstalt zum katholischen Glauben bekehrt, oder gar zur Nehmung des Schleiers im Kloster verleitet worden. Auch bestanden die einzigen Religionsübungen der protestantischen Zöglinge in Morgen- und Abendgebeten, in allen Christen gemeinschaftlichen Ausdrücken, so wie in sonntäglichen Predigten des Bischofs über praktische Wahrheiten und Religionspflichten, die keiner Sekte ausschließend angehören.

Die, wie es scheint, von den Feinden der Anstalt zur Aufregung des Volkes benutzte Veranlassung bestand darin, daß eine den Musikunterricht ertheilende Nonne aus Philadelphia, seit 1822 Novize und seit 1824 Nonne, aus einer Familie welche mehrere wahnsinnige Mitglieder zählte, wahrscheinlich in Folge zu vieler gegebener Musikstunden, am 28sten Julius das Kloster in einem Wahnsinnanfalle verließ, und am folgenden Tage, alle Kenntniß ihres am vorhergegangenen Tage gethanen Schrittes läugnend, mit ihrem in Boston wohnenden Bruder und dem Bischofe, freiwillig wieder dahin zurückkehrte. Von den Gegnern der Anstalt wurden nun emsig Gerüchte verbreitet, die Nonne sey im Kloster ermordet oder versteckt worden. Nichts vermochte hiegegen eine am 11ten August von dem gesammten Magistrate des Ortes angestellte Haussuchung im Kloster vom Keller bis zum Dache, noch deren Abhörung der Nonne, welche die Behörden selbst allenthalben umherführte. Vielmehr beschleunigte dieser obrigkeitliche Schritt noch des Klosters Zerstörung. Denn nach vollendeter Untersuchung, die den Nachmittag des 11ten Augusts einnahm, setzten die Behörden einen Bericht auf, der in den Zeitungen des folgenden Tags erscheinen sollte. Damit dieser aber seine augenblicklich beruhigende Einwirkung auf die Volksstimmung nicht ausübe, wußten die Feinde der Anstalt schon um 9 Uhr Abends einen kleinen Haufen Leute um das Gebäude zu versammeln, der in dessen Nähe um 11 Uhr ein Feuer aus den Zäunen u. s. w. der Gärten anzündete, um die Bevölkerung von Boston und diejenigen, welche vermuthlich auf ein solches Signal warteten, herbeizuziehen.

Diese Absicht gelang nur zu wohl, es versammelten sich große Haufen um das Gebäude, warfen Steine in die Fenster und Thüren, worauf die zehn Nonnen und sechzig Kinder während einer Pause des Angriffes aufs benachbarte Feld flüchteten, brachen alsdann von Neuem vordringend, die Thüren ab und drangen ins Kloster ein. Alles darin gefundene Hausgeräth wurde zerbrochen, zerstört, aus dem Fenster geworfen, und um 1 Uhr mehrere Haufen angezündet, die man aus Geräthe, den gottesdienstlichen Kleidern und Gefäßen, aus dem Krucifix und der Bibel bildete, bis Alles in Flammen stand. Auf gleiche Weise wurde in einem andern Gebäude verfahren, welches die Büchersammlung des Bischofs enthielt, ferner in dem zum Kloster gehörigen Pachthause, und zur Krönung des Ganzen, wurden die Grabstätten erbrochen, die gottesdienstlichen Gefäße zerstört, die Platten von den Särgen gerissen, so wie die Leichname, welche in denselben ruhten, zur Schau gelegt. So dauerte diese Scene der Zerstörung sieben Stunden, ohne daß es, wie der Untersuchungsausschuß sagt, möglich wäre, viele durch die öffentliche Theilnahme geschützte Thäter zu entdecken oder gar zu bestrafen.

Am gestrigen Tage hat die gerichtliche Untersuchung dieser Gräuel vor dem Gerichtshofe von Massachusetts begonnen, aber die Richter selbst sind der Meinung, daß es unmöglich seyn wird, die Veranlasser und die Hauptwerkzeuge dieses Ereignisses ans Licht oder zur Strafe zu ziehen.

Briefe aus Russland.

Odessa.

(Fortsetzung.)

Sie fragen vielleicht, wie es um das Vergnügen und um so manche Bequemlichkeit unterwegs stehe? ich will Ihnen genau berichten, wie ich es in dieser Art fand. Man hatte mich darauf aufmerksam gemacht, wie wenig Lebensmittel und Bequemlichkeiten man auf einer solchen Reise fände, und ich hatte mich, um diesem Uebelstande zu entgehen, mit Allem versehen, was nur etwa mein Reisewagen aufnehmen konnte. Da man nun so sehr rasch reist, und doch immer nach einigen Tagen wieder in eine Gouvernementsstadt kommt, so ist man keineswegs in Gefahr, zu verkümmern oder wohl gar zu verhungern. Wirthshäuser sind unterwegs freilich wenige, sie würden auch, wenn deren mehrere wären, schlechte Geschäfte machen, weil es ihnen an Gästen fehlen würde. Denn der Bauer, welcher auch mit seinen Produkten oder mit Fuhren anderer Art auf die Straße kommt, führt Alles was er bedarf bei sich, und fremde Reisende gibt es wenige, und die auch des Weges kommen, bedienen sich, außer den Juden, fast alle der Post, reisen mithin sehr rasch und kehren auch in keinem Wirthshause ein, da von Seiten der Regierung die Veranstaltung getroffen ist, daß in jedem Posthause ein Zimmer mit Bettstellen und den nöthigsten Möbeln für die Reisenden vorhanden ist.

Das Land ist zwar größtentheils eine weite Ebene, aber man irrt gewaltig, wenn man glaubt, es sey eine Wüste. In den polnischen Provinzen, welche an Rußland gefallen sind, namentlich in Podolien, findet man einen ungemein reichen Boden, welcher, bei nur einiger Kultur, die man ihr hier angedeihen läßt, die reichlichsten Früchte trägt. Ich sah hier Getreidefelder, wo der üppigste Weizen und der geilste Roggen, so wie die andern Getreidefrüchte auf unabsehbaren Ebenen in einer Fülle standen, die das Herz erfreute, und die mich an die fruchtbaren Elbgegenden Deutschlands erinnerte.

Man spricht so viel von den russischen Leibeigenen, und da diese beim Landbaue ganz besonders angewandt werden, so will ich hier über deren Verhältnisse Einiges sagen, was Ihnen vielleicht zur Berichtigung manches Vorurtheils und mancher irrigen Meinungen dienen kann.

In den ehemaligen polnischen Provinzen ist das Verhältniß der Leibeigenen kein anderes, als das, was in vielen Gegenden Deutschlands ebenfalls noch besteht. Sie sind Glebæ adscripti, und können nie aus dem Dorfe oder von der Herrschaft, auf welcher sie Einmal sind, nach andern Gegenden oder Ortschaften nach Willkür des Herrn versetzt werden. Eine Aufsicht über deren Betragen und über die Bewirthschaftung ihrer Grundstücke, die ihnen eigentlich nur als Nutznießern gehören, steht ihm zu, auch müssen sie pünktlich alle Dienste und Lasten, die ihnen als solchen zukommen, übernehmen und leisten. Wie in Deutschland, sind diese Lasten auch nicht allenthalben gleich und sie dürfen auch nicht weiter ausgedehnt werden, als wie es die frühern Verhältnisse und Institutionen mit sich bringen und gestatten.

Anders aber verhält sich die Sache in den eigentlichen, d. i. den alten russischen Provinzen. Dort sind die Leibeigenen noch ziemlich den Sklaven ähnlich, denn es kann der Herr ganz über sie verfügen, sie von einem Orte auf den andern versetzen, verschenken, zu Diensten aller Art, sey es um seine Person oder auf seinen Grundstücken verwenden, mit Einem Worte, mit ihnen verfahren wie mit einer Sache. Sie können auch nie frei werden, als lediglich nach dem Willen ihres Herrn, und wenn sie sich auch mit Gelde loskaufen wollten, so können sie dieß nie ohne dessen besondere Einwilligung durchsetzen, weil in Rußland kein Gesetz besteht, was sie dazu berechtigte. Mit besonderer Bewilligung seines Herrn ist es jedoch einem solchen Leibeigenen gestattet, einen Andern an seine Stelle zu bringen, und so lange es dem Herrn gefällt, sich anderwärts aufzuhalten und Gewerbe zu treiben. So trifft es sich denn, daß dergleichen Leibeigene zu reichen Kaufleuten werden, dabei aber in steter Gefahr und Sorge schweben, es möchte sie ihr Herr reklamiren und in ihr Dienstverhältniß zurückrufen. So soll unter Andern in St. Petersburg in der demidow'schen Straße eine große Anzahl der reichsten Kaufleute wohnen, welche Leibeigene des Grafen Demidow sind, und die sich gerne mit großen Summen freikaufen würden, wenn dieser Herr sich dazu verstehen möchte.

Auf dem Lande haben mehrere derselben nicht unbedeutende Ländereien in Besitz oder vielmehr in Nutznießung. Diese haben wieder Dienstboten, welche keine Leibeigene, sondern freie Leute sind, und hingehen und Dienste nehmen können, wo es ihnen beliebt. Durch diese treiben sie gewöhnlich Fuhrwerk, wobei sie nicht unbedeutend gewinnen. Ein Hauptartikel, mit dessen Transport sie sich befassen, ist das Salz, welches sie von Odessa am schwarzen Meere holen, und auf weite Strecken in das Innere der Gouvernements verführen. Es wird dabei die Ablohnung gewöhnlich in Natura geleistet, und wenn z. B. drei Fuhren in Odessa geladen werden, so gehört dem, der es auf eine gewisse Strecke ins Land geschafft hat, die eine davon als Fuhrlohn. Zuweilen bekommt er auch, wenn die Entfernung sehr groß ist, die Hälfte. Nun aber kostet den Eigenthümer des Fuhrwerks der Transport wenig. Denn die Ochsen, welche vor den Wagen gespannt werden, haben geringen Werth und unterhalten sich unterwegs ganz umsonst, weil man sie wo man Ruhe hält, ausspannt, weiden und sich satt fressen läßt, und alsdann wieder weiter fährt. Der Knecht oder Fuhrmann nimmt sich den größten Theil seiner Bedürfnisse mit, und bedarf auf Zehrgeld eigentlich nichts. Ein Stück Rauchfleisch und eine große Portion gestampfte Hirse sind fast seine einzigen Nahrungsmittel. Es ist sonderbar, daß man bei allen slavischen Volksstämmen die Hirse als ein Lieblings- und Hauptgericht wieder findet. Denn die Polen, Böhmen und Slawaken haben sie auch als eine ihrer liebsten Speisen.

(Schluß folgt.)

Erdbeben in China.

Herr Stanislaus Julien, Professor der chinesischen Sprache am Collège de France, theilt aus der Zeitung von Peking nachstehenden für die Geologie interessante Nachrichten enthaltenden Auszug eines Schreibens in chinesischer Sprache vom 15 Januar 1835 datirt mit. „In dem Departement Tschang-te-fu in der Provinz Ho-nan brach ein furchtbares Erdbeben aus. Es begann am 22sten Tage des fünften Mondes (28 Junius 1835), endete erst am 15ten Tage des sechsten Mondes (19 Julius), und dehnte sich nach Westen bis in die Provinz Pe-tschi-li und nach Osten bis in die Provinz Tschang-tong aus. In dem Hauptorte des Distrikts von Wu-ngan wurden viele Menschen von den einstürzenden Häusern getödtet und 195 Pachtungen in den dem Hauptorte zunächst liegenden Dörfern zerstört. Die Zahl der eingestürzten Häuser wird auf 100,000 und die der unter ihren Trümmern begrabenen Personen auf 4000 angegeben; 700 Menschen wurden gefährlich verwundet. — In dem Bezirk von Tse-tschena wurde man nicht nur ebenfalls von einem Erdbeben heimgesucht, sondern die Erde öffnete sich auch an mehrern Stellen und verschlang ungefähr 4000 Personen. Der Gouverneur des Distrikts, sammt Frau, Kindern, Beamten und Dienerschaft kamen ums Leben. Die Zahl der in den Distrikten Thang-In, Lin-tschang, Ngan-Yang, Wu-Tschi u. s. w. zerstörten Häuser und verunglückten Personen ist unberechenbar. Die Felder waren mit Todten bedeckt, an deren Beerdigung niemand dachte; die Lebenden hatten kein Obdach mehr, und lagen unter Thränen und Wehklagen unter freiem Himmel. Im Lande Pong-Tschin öffnete sich die Erde und spie einen großen Fluß (einem andern Briefe zufolge von schwarzem Wasser) aus, der Pachtungen, Ernte, Menschen, Vieh und alle Wohnungen, die er auf seinem Laufe fand, fortschwemmte. Dieser Fluß ist bis jetzt noch nicht versiegt.

Chronik der Reisen.

Reise nach den arktischen Regionen.

(Schluß.)

Im April erfolgten neue Vorbereitungen zur Reise, und bis Ende Junius hatte man Zelte und Vorräthe einige und dreißig Meilen weit fortgeschafft. Am 8 Julius war Alles bereit, und die Reisenden rüsteten sich ihren traurigen Aufenthaltsort, wie sie hofften für immer, zu verlassen. Drei Personen, und zwar unglücklicherweise die schwersten der ganzen Mannschaft, waren so krank, daß sie nicht gehen konnten; drei andere kamen zwar noch fort, waren aber außer Stand beim Ziehen der Schlitten Hülfe zu leisten. Am 12 erreichten die Reisenden ihre Boote in der Batty's-Bai, wo jedoch jeder Wechsel des Windes, Regenschauer und das berstende Eis eben so viele Quellen der Angst und der Sorge für sie wurden.

„Am 14 August, berichtet Kapitän Roß, sahen wir das erste freie Wasser, das nach Norden strömte, und die meisten von uns gingen mit der Sorge schlafen, was wohl der kommende Tag bringen werde. Alle waren bis 4 Uhr Morgens beschäftigt das Eis auszuhauen, welches das Ufer versperrte, und da bald nachher die Fluth mit einem frischen Westwinde eintrat, so brachten wir die Boote ins Wasser, schafften Vorräthe und Kranke hinein und befanden uns um 8 Uhr auf dem Wege. Wir kamen bald um das Nordkap der Batty-Bai herum, fuhren um Mitter-

nacht durch die Elwins-Bai, und erreichten am 16 jene Stelle, wo wir am 28 August des vergangenen Jahres unsere Zelte aufgeschlagen hatten.

„Wir fanden hier keine Durchfahrt nach Osten, sondern das freie Wasser dehnte sich immer noch nach Norden aus, so daß wir nicht länger anhielten als unumgänglich nöthig war, um auszuruhen. So wie wir weiter vorwärts kamen, nahm auch das freie Wasser an Breite zu, und um 8 Uhr erreichten wir die Stelle am nordöstlichen Kap von Amerika, wo wir schon früher gewesen waren. Ein Ueberblick von dem hier befindlichen Berge überzeugte uns, daß das Eis gegen Norden und Nordosten so beschaffen, daß die Durchfahrt zu wagen sey; da jedoch der Wind zu heftig wehte, als daß man dieß bei Nacht hätte unternehmen können, so wurden die Zelte aufgeschlagen.

„Um 3 Uhr Morgens schifften wir uns wieder ein, nachdem wir einen Bericht über unsere Erfolge an derselben Stelle niedergelegt hatten, wo der frühere sich bereits befand. Das Meer war ruhig, und wir hielten uns mit Hülfe der Ruder östlich, bis wir gegen Mittag, immer durch schwimmendes Eis steuernd, das feste Eis erreichten, dessen äusserstes Ende sich nur eine Meile weit nach Norden erstreckte. Ein Südwind, der sich jetzt erhob, gestattete uns es zu umschiffen; wir fanden hier freies Wasser, und gelangten um 5 Uhr Nachmittags an das östliche Ufer der Straße. Binnen wenigen Stunden vollbrachten wir jetzt, worauf wir früher so viele Tage vergebens gewartet hatten.

„Wir kämpften einige Tage gegen das Eis und schliefen des Nachts am Ufer, als plötzlich der auf der Wacht stehende Mann ein Segel auf hoher See signalisirte. Es war keine Zeit zu verlieren, die Boote wurden flott gemacht und durch Anzünden feuchten Pulvers Zeichen gegeben. Um 6 Uhr waren wir mit dem Einschiffen zu Stande gekommen und liefen sogleich aus unserem kleinen Hafen aus. Die Fahrt war der abwechselnd eintretenden Windstille halber mühsam, doch kamen wir in die Nähe des Schiffs, und hätten, wäre es ruhig geblieben, gewiß bald an demselben angelegt. Unglücklicherweise sprang aber der Wind in demselben Augenblick um und das Schiff war uns bald aus dem Gesicht. Gegen 10 Uhr erblickten wir ein anderes Segel gegen Norden, das uns glücklicherweise bemerkte, und ein Boot aussetzte, das gerade auf uns zusteuerte.

„Bald trafen wir zusammen, hatten den Kommandanten mit unserem Unglück bekannt gemacht und um Aufnahme an Bord gebeten. Auf meine Frage, wie das Schiff heiße, erfuhr ich, es sey die Isabella von Hull, einst von Kapitän Roß befehligt, worauf ich erwiderte, der Mann, welcher um Aufnahme bitte, sey Kapitän Roß selbst mit der Mannschaft der Fury. Der Kommandant wollte mir nicht glauben, sondern sagte mir vielmehr gerade heraus, Kapitän Roß sey schon seit zwei Jahren todt. Ich überzeugte ihn jedoch bald, daß er mit keinem Betrüger zu thun habe, und nun erfolgte die herzlichste Begrüßung, und später die freundlichste Aufnahme an Bord des vom Kapitän Humphreys befehligten Schiffs. Man kann sich leicht denken, wie groß unsere Freude war, uns jetzt am Ziel unserer Leiden zu befinden; mit der größten Bereitwilligkeit wurde für unsere Bedürfnisse Sorge getragen, und seit so langer Zeit an ein hartes Lager auf dem Schnee gewöhnt, konnten wir uns anfänglich nicht an die Bequemlichkeit gewöhnen, die uns jetzt umgab; ich selbst mußte in der ersten Nacht mein Bette verlassen und mich auf einen Stuhl setzen. Nur nach und nach lernten wir den schnellen Wechsel ertragen und uns aufs Neue an die Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnen."

N a c h t r a g.

Dieß sind die interessantesten Züge dieser vielbesprochenen Reise. Man wird ohne Mühe bemerken, daß derjenige, von dem am häufigsten die Rede ist und der die wissenschaftlichen Unternehmungen, als allein dazu befähigt, sämmtlich leitete, nicht Kapitän Roß, sondern der ihn begleitende Kommandant Roß war, der, anderweitigen Nachrichten zufolge, keineswegs zum Besten mit seinem Oheim stand. Das Urtheil, das man jetzt in England über Kapitän Roß fällt, ist nicht sehr schmeichelhaft. Man gibt ihm, und nicht ganz mit Unrecht, Schuld, daß er der zur Erreichung des Zwecks, nämlich der Auflösung der Frage, ob eine nordwestliche Durchfahrt stattfinde, oder mit andern Worten, ob zwischen dem nördlichen Amerika und Grönland eine Landverbindung bestehe oder nicht, weit weniger als Parry und Franklin that, diese aber dennoch herabzusetzen suchte, und sich in hohem Grade als Großsprecher und als Charlatan benahm, wobei unter Anderem die Litter. Gazette (siehe die Nummern vom 9, 23 und 30 Mai d. J.) ihm seine Reisen und Subskriptionssammlungen auf dem Kontinent und in England vorwirft, und ihn besonders darüber tadelt, daß, nachdem er von seinen Subskribenten ein theures Geld (2 Pfd. St.) eingetrieben, er doch in dem vorliegenden Werke nur seine dürren Journalauszüge gegeben, und die wissenschaftlichen Erörterungen auf ein andermal verschoben habe, um noch mehr Geld herauszuschlagen. „Wir haben uns durchgearbeitet," sagt die Litter. Gazette, „und eine schwere Arbeit war es. Siebenhundert und vierzig Quartseiten, um kaum eine Sylbe mehr oder weniger zu sagen, als was jeder Leser im Lande durch einige mäßig lange Briefe und Berichte öffentlicher Gesellschaften bereits wußte, das ist in der That die Acme von Büchermacherei." Wir können uns hier auf die einzelnen Vorwürfe, die man ihm und seinem Werke macht, natürlich nicht einlassen, müssen aber doch Einzelnes aus einem Werke ausheben, welches der Proviantmeister des Schiffs, William Light, herausgab, und das zwar in sehr schlechtem Geschmacke geschrieben ist, aber über die Expedition bessere Nachrichten enthalten soll, als das Werk von Roß selbst. Kapitän Roß soll sich äusserst habsüchtig und despotisch gezeigt haben, indem er der Schiffsmannschaft allen und jeden besondern Handel mit den Eskimos mit geringen Ausnahmen versagte, und den armen Menschen ihre Kleider, Waffen u. dgl. um einen Spottpreis abzwang, und sie sogar betrog. Den fortwährenden Streitigkeiten zwischen Kapitän Roß und seinem Neffen werden das Unglück und die Leiden der Expedition größtentheils zugeschrieben. Die angeführte Schrift sagt, der Kapitän Roß und sein Neffe hätten vor der Committee des Unterhauses über mehrere wesentliche Punkte nicht nur in Betreff der allgemeinen Leitung des Unternehmens, sondern auch über die Ausdehnung der gemachten Entdeckungen so diametralisch verschiedene Angaben gemacht, daß beide unmöglich vor dem Publikum als gänzlich frei von Betrug (falsification) erscheinen könnten. Was es hiemit für eine Bewandtniß habe, können wir nicht entscheiden, doch darf es jedenfalls denjenigen, der das Buch zur Belehrung über die Erweiterung geographischer Kenntnisse zur Hand nimmt, sehr vorsichtig machen. Kommandant Roß bemerkt in seinen Aussagen vor der Committee unter Anderem, der Erfolg dieser Reise sey die Entdeckung von etwa 6 bis 700 (englischen) Meilen Land, von denen etwa der vierte Theil von der gesammten Schiffsmannschaft, die übrigen drei Viertheile nur auf den von ihm selbst entworfenen und ausgeführten Expeditionen entdeckt worden seyen. Auch sey er der Einzige gewesen, der überhaupt die nöthigen Kenntnisse besessen habe, um Beobachtungen über Geologie, Naturgeschichte und Botanik anzustellen. Ueber den magnetischen Pol, den Kapitän Roß, der sich jedoch nach seiner eigenen Angabe 40, nach der seiner Leute über 100 Meilen von dem bezeichneten Punkte befand, sehr peremtorisch auf 96° 47′ w. L. v. Gr. feststellt, wollen wir Kapitän Beauforts Meinung gelten lassen, welcher sagt: „Die Angaben des Kapitän Roß stimmen ziemlich nahe mit denen der Kapitäne Franklin und Parry zusammen, indeß ist es auf einen Grad oder einen halben Grad nicht möglich einen genauen Punkt zu bestimmen." Die Aufrichtung einer Flagge zu Ehren Williams IV, von dessen Thronbesteigung sie nichts wissen konnten, dürfen wir also kecklich dahingestellt seyn lassen, um so mehr, als die Schrift des Proviantmeisters Light ausdrücklich angibt, die Mannschaft hätte von der Entdeckung des magnetischen Pols gar nichts gewußt.

Literarische Notizen.

Der dänische Schiffskapitän und Generalkonsul Falbe hat unter dem Titel: Recherches sur l'emplacement de Carthage, ein kleines Werk herausgegeben mit einem Plane der alten Stadt und einigen Skizzen der noch stehenden Ruinen, so wie einiger andern Denkmale, namentlich Vasen, Inschriften u. dgl. Auch ist dem Ganzen eine Karte der tunesischen Küste angehängt von Porto Farina bis Mahadia.

*

Ein Schüler des bekannten Geistlichen Irving, in dessen Kirchen die unsinnigen Proben der unbekannten Sprache von einigen Begeisterten geliefert wurden (s. Ausland J. 1832. Nr. 321), hat nun die Lebensgeschichte dieses Mannes herausgegeben, der eigentlich durch seine überspannten religiösen Ansichten in ein frühes Grab sank.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 170. 19 Junius 1835.

Skizzen aus Irland. *)

Reise durch die Grafschaften Wicklow und Wexford.

Ich verließ Dublin Nachmittags und fuhr nach Inniskerry, einem kleinen Dorfe etwa 9 (engl.) Meilen von Dublin an der Gränze der Grafschaft Wicklow; der Weg führt durch ein angenehmes Land, das anfangs fruchtbar und waldreich war, näher gegen die Berge zu aber einen wildern Charakter annahm. Als ich am andern Morgen weiter fuhr, hatte ich einen protestantischen Geistlichen zum Begleiter, mit dem ich bald in ein Gespräch kam. Er sprach mir von seinem bedeutenden Landbesitz, und von der Unannehmlichkeit katholische Pächter zu haben; er thue auch sein Möglichstes, sich derselben zu entledigen. Dieses Probestück aus der Klasse der Landgeistlichkeit gehörte nicht zu den besten, und ich erwiderte ihm bloß, er dürfe froh seyn, überhaupt Pächter zu haben, und wenn sie zahlten, so sey es doch sehr gleichgültig, ob es Protestanten oder Katholiken wären.

Das Land zwischen Inniskerry und Roundwood gewährt an verschiedenen Orten einen sehr verschiedenen Anblick, bald ist es gut angebaut, bald öde und uninteressant, doch scheint es auf dem Wege zur Besserung, und ich bemerkte auch mehrere neue gut gebaute Pachthäuser. Eben so wechselnd ist der Anblick des Landes zwischen Roundwood und Avoca, wo ich am folgenden Abend ankam, und einige Tage zu bleiben gedachte. Ich durchwanderte die Thäler und Berge dieser romantischen Landschaft, deren Anblick mir mehr Vergnügen gewährte als die Lage des Volkes; troß der Nähe von Dublin, troß der zahlreichen Villas und Landsitze, und troß der Minen, die etwa 2000 Menschen beschäftigen, ist die Lage des Volks in der Grafschaft Wicklow doch schlecht. Die Pachtzinse sind meistens so, daß sie nicht aus den Erzeugnissen des Landes bestritten werden können, und die kleinen Pächter sowohl als die Taglöhner bringen höchstens das Leben durch, Katholiken wie Protestanten. Fragt man sie, warum sie Land zu so hohen Zinsen pachten, so ist die unwandelbare Antwort: wie wollen wir sonst leben? Die Konkurrenz um die Pachtungen ist in Irland nur ein Ueberbieten der Verzweiflung.

*) Es ist dieß wie Dublin (s. Ausl. Nro. 87 v. d. J.) aus Inglis' Reise in Irland, die man als einen praktischen Kommentar zu den vielen Abhandlungen über Irland ansehen kann. Sie hat auch bereits die dritte Auflage erlebt.

Auch die Lage der Taglöhner, die man mir in Dublin als sämmtlich beschäftigt und in erträglichen Umständen schilderte, fand ich mitleidswerth. Ich trat in eine Lehmhütte, sie bestand aus einem einzigen Gemach, war weder luft- noch wasserdicht, und der Boden ungemein feucht. Das ganze Ameublement bestand aus einer kleinen Bettstelle mit einem schlechten Bett, einer hölzernen Bank und einem eisernen Topf, auf dem Boden glimmte Asche von etwas Gestrüpp, und weder Kamin noch Fenster war zu sehen. Die Miethe für dieses elende Häuschen, zu dem auch nicht ein Fuß breit Land gehörte, betrug zwei Pfund Sterling; Ich trat in eine zweite Hütte, die nicht besser war, als die erste, und fand darin eine Frau mit vier Kindern. Das Ameublement bestand aus zwei kleinen Bettstellen, einem Stuhl, einer kleinen Bank und einem Topf. Auch hier brannte die Asche von etwas Gestrüpp, dem einzigen Feuerungsmittel der Armen in der Nachbarschaft. Die Kinder waren in Lumpen, und die Mutter bedauerte, daß sie dieselben deßhalb nicht in die Schule schicken könne. Der Mann dieser Frau war ein Taglöhner um 6 Pence (18 kr.) täglich; er verdient seine Pachtsumme mit Arbeit ab, und da diese 2 Pfd. St. beträgt, so sind hiezu 80 Arbeitstage nöthig, dann bleiben ihm noch 5½ Pfd. St. (66 fl.) jährlich, um eine Frau und vier Kinder zu ernähren, und dabei kostet der Stein (20 Pfd.) Kartoffeln 4 Pence (12 kr.).

Ich trat in eine dritte Hütte, die schlechteste von allen; sie war weder luft- noch wasserdicht, hatte keine Bettstelle, und überhaupt außer einem Stuhl und einem Topfe kein Möbel, auch war keine Spur von Feuer zu sehen. In dieser elenden Wohnung befand sich eine anständig gekleidete Frau mit fünf Kindern: ihr Mann war gleichfalls Taglöhner. Diese Familie hatte ein kleines Schwein besessen, das ihr vor wenigen Tagen wegen des Pachtschillings entrissen worden war. Sie hatten gehofft, die gesammten sechs Pence (18 kr.) auf ihren täglichen Unterhalt verwenden, und den Pachtschilling durch den Verkauf des Schweins decken zu können, aber durch den hohen Preis der Kartoffeln waren sie in Rückstand gekommen, noch ehe das Schwein groß genug war, um verkauft zu werden. Ihr Pachtherr war nicht zu tadeln, denn er war selbst ein kleiner Pächter in dem bergigten Theile des Landes, und bezahlte ein Pfund Sterling für den Acre, so daß er gleich viel Mühe hatte, wie seine Afterpächter, den Pachtschilling zu bezahlen.

Ich bin jetzt erst am Anfang meiner Reise, und man hatte mir gesagt, ich würde in dieser Grafschaft Alles wohlhabend finden, ich sollte mich daher hüten, von der vergleichungsweise glücklichen Lage des hiessigen Landvolks einen Schluß auf das Ganze zu machen. Ich kann demgemäß jetzt schon mit Recht die Behauptung unwillig verwerfen, daß alle fleißigen Armen Irlands Beschäftigung finden könnten. Und welche Beschäftigung? Der Mann gewinnt damit so viel, um seiner Frau und vier Kindern 20 Pfd. trockene Kartoffeln des Tags zu schaffen.

Ein Taglöhner in diesem Lande fühlt sich glücklich, wenn er das Jahr hindurch fortdauernd Beschäftigung zu sechs Pence den Tag hat; einige erhalten nur fünf, und es gibt viele, die gar keine dauernde Beschäftigung erhalten können, und diese finden gelegentlich einige Wochen lang Arbeit zu 10 Pence oder einem Schilling. Die kleinen Pächter leben wenig besser als die Taglöhner: etwas Buttermilch zu den Kartoffeln macht den Hauptunterschied aus.

Ueber einen Punkt mußte ich, statt selbst zu sehen, Nachfragen anstellen, nämlich darüber, ob in den letzten Jahren sich die Lage des Volks gebessert habe. Man kann zum Voraus behaupten, daß keine Besserung eingetreten seyn könne bei einem Volke, das in Lumpen gekleidet ist, in Lehmhütten ohne Möbel und Fenster und manchmal ohne Kamine wohnt, und kaum genug Kartoffeln zu essen hat. Alle Nachfragen führten mich auch hierauf zurück, und wenn schon die Bearbeitung der Minen von Glendalure, die etwa 2000 Menschen beschäftigen, die Anzahl der völlig unbeschäftigten Arbeiter um etwas verminderte, so hat der höhere Arbeitslohn doch viele Leute aus andern Grafschaften angelockt, und die Minenarbeiter sind dem Trunke ergeben, und denken nicht an die Zukunft. Einer der die Woche vorher 30 Schillinge erarbeitet hatte, kam in das Gasthaus wo ich war, und ich hörte ihn sein Bedauern ausdrücken, daß er nicht die ganze Summe vertrinken könne.

Mit lebhaftem Bedauern sah ich zu Avoca eine Probe des Hasses, der zwischen der protestantischen und katholischen Bevölkerung herrscht. Ich saß am Sonntag Abend am Fenster des Gasthauses, als ein betrunkener Mensch die Straße daher kam, und laut ausrief: „zum Teufel mit dem Boynewasser, und denen, die es trinken!" Augenblicklich standen drei Leute, die auf der Brücke saßen, auf, warfen ihn nieder, schlugen und stießen ihn auf eine brutale Weise, traten ihm auf das Gesicht, und ließen ihn endlich in einem Zustande von Besinnungslosigkeit liegen. Die Erklärung dieses Vorfalls ist folgende: bis vor Kurzem war nur Eine Brauerei zu Rathdrum, und diese war das Eigenthum von Katholiken. Seit einiger Zeit wurde nun eine neue Bräuerei in derselben Stadt von Protestanten errichtet, und das darin gebraute Bier von den Katholiken „Boyne-Wasser" *) genannt.

(Schluß folgt.)

*) Boyne, der Fluß, an dem die Anhänger Jakobs II von Wilhelm III eine entscheidende Niederlage erlitten, ist immer eines der Parteischlagwörter.

Briefe aus Russland.

Odessa.

(Schluß.)

Hier in Odessa wimmelt es stets von Fuhrwerken der Art, die aus weiten Fernen kommen und deren Heimath, wollte man bei allen nachforschen, einen Halbkreis bilden würde, welcher sich an der einen Seite ans schwarze, an der andern ans azow'sche Meer lehnt, und der wohl in seiner ganzen Ausdehnung mehr als hundert deutsche Meilen beträgt. Wer überhaupt einen Begriff vom russischen Treiben bekommen will, der muß hieher kommen. Denn es bringen die Landleute aus einem so weiten Kreise, wie der oben angeführte, fast alle ihre übrigen Erzeugnisse nach Odessa, um sie hier in Geld umzusetzen. Man denke sich nun die Hunderttausende von Fuhrwerken aller Art, für welche glücklicherweise um die Stadt herum Raum genug ist; man füge dazu das Leben, Treiben und Geräusch eines Hafens, wie der hiesige, in welchem die Geschäfte nie ruhen, und wo Alles in so großem Maßstabe betrieben wird. Im Anfange ist man betäubt, bis man sich an den ungeheuern Wirrwarr gewöhnt, welcher sich, wie man bald inne wird, doch stets in eine gewisse Ordnung auflöst.

Ich kam auf meiner Reise hieher durch einen Theil de otschakowschen Steppe. Es ist nicht etwa eine bildliche Redensart, wenn man sagt, daß auf dieser das Vieh bis an den Bauch im Grase geht. Kleines Vieh, als Schafe, Ziegen u. s. w. sieht man nur an den Bewegungen, welche sie in diesem hohen Grade hervorbringen. Die Eigenthümer dieser Steppen haben die besondere Politik, daß sie keine Ansiedler in denselben aufnehmen mögen, vielleicht weil sie dieselben durch die darauf erhaltenen Viehheerden höher nutzen zu können glauben. Alle aus Deutschland und sonsther einwandernden Menschen werden gewöhnlich tiefer ins Land, und jetzt meistentheils bis gegen den Kaukasus hin gewiesen. Im Ganzen genommen haben bis jetzt die Ansiedler in Rußland noch kein sonderliches Glück gemacht, und dieß wohl auch hauptsächlich darum, weil sie mit zu wenigen Mitteln bei ihrer Ankunft versehen sind, und weil bei ihrer Unbekanntschaft mit allen hiesigen Verhältnissen ihnen das Leben nicht gefällt. Erzeugen sie auch Produkte, so ist deren Verwerthung schwierig. Als Leibeigene mögen sie sich nicht hingeben, und zur gewöhnlichen Selbstständigkeit fehlen ihnen die Mittel.

Man muß aber ja nicht glauben, daß kein Ausländer Glück in Rußland mache. Alle diejenigen, welche mit besondern Kenntnissen und Talenten begabt sind, und von diesen zum Besten des Landes Gebrauch machen wollen, werden auf alle Weise ausgezeichnet, und auf die anständigste Art belohnt. Wie Viele gibt es nicht, welche sich auf diese Art in wenigen Jahren ein nicht unbedeutendes Vermögen erwarben, damit in ihr Vaterland zurückkehrten und es in Ruhe und Frieden genießen. Nur muß ein solcher Fremder die Vorsicht gebrauchen, erstens immer nur als Fremder in Rußland zu bleiben, und sich nie naturalisiren zu lassen, weil er nur so lange alle jene Rücksichten und Auszeichnungen erfährt; und zweitens muß er sich auch nur auf eine gewisse und bestimmte Zeit zum Bleiben verpflichten. Welche

ganz besondere Rücksichten man gegen einen solchen Fremden nimmt, das erfahre ich selbst bei einer Menge von Gelegenheiten. Man bleibt in dem gedachten Falle immer auf den Paß seiner vaterländischen Regierung hier, und ist alsdann auch den hiesigen Landesgesetzen nur in so fern unterworfen, als sie die allgemeine Landespolizei betreffen. Bei jedem Vergehen oder gar bei einem Verbrechen wird ein dergleichen Fremder über die Gränze gewiesen. Ich habe auffallende Beispiele erlebt, wo ein Ausländer sich Sachen zu Schulden kommen ließ, die an einem Russen nach dem Gesetz hart bestraft worden wären, und wo er nur mit einer geringen Rüge durchschlüpfte. Hiedurch sucht man die Fremden anzulocken und im Lande zu erhalten, um sich ihre Kenntnisse zu Nutze zu machen, weil der Regierung an der Civilisation des Volks und an der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, so wie an dem Emporkommen der Manufakturen und Fabriken und des Gewerbfleißes überhaupt, Alles gelegen ist. Unter Anderm wird auch der Bergbau und das Hüttenwesen auf alle Weise begünstigt, und Ausländer, welche hierin erfahren sind und sich von Seiten der Regierung brauchen lassen, werden außerordentlich begünstigt. Man wird es auffallend finden, daß junge Deutsche, welche sich auf einige Jahre als Beamte in diesem Fache anstellen lassen, eine Rolle spielen, wie sie in Deutschland die ersten Beamten dieses Fachs nicht spielen können. Sie haben zu ihrer Assistenz, wenn sie auf einem einzelnen Bergwerke als Oberbeamte angestellt sind, einen Offizier, welcher ihnen untergeordnet ist und ihren Befehlen gehorchen muß, wenn Disciplinarstrafen auszuüben oder polizeiliche Anordnungen aufrecht zu erhalten sind.

Ich ging gestern an der Meeresküste spazieren. Der Wind blies heftig und verstärkte sich allmählich zu einem Sturme. Das Meer wogte hoch und thürmte sich wie ein terrassirtes schwarzes Gebirge auf. Ich begriff jetzt auf Einmal, warum es das schwarze Meer heißt, denn seine Gewässer hatten von weitem ein Ansehen wie Dinte. Es lagen mehrere Schiffe vor Anker, die alle Augenblicke in Gefahr waren, losgerissen und in die See getrieben zu werden. Es hat nämlich das schwarze Meer das Eigenthümliche, daß es beim Sturme wie bis auf den Grund aufgewühlt wird, und daß es das Ansehen gewinnt, als öffne Aeolus seine Windlöcher unter dem Wasser und stürme durch dieses nach oben. Daher sind auch Stürme den Schiffern auf diesem Meere in der Regel sehr gefährlich, und es kommen hier ungleich mehr Schiffbrüche vor, wie auf andern Meeren. In der Ferne sah man die Schiffe bald wie in den Himmel schweben, bald wie in den Abgrund versinken. Hätte man sich des Gedankens der Gefahr entschlagen können, so trug das Schlickern und Schlendern der Schiffe im Hafen, und das Hin- und Hergeworfenwerden auf der hohen See Vieles zur Erhöhung dieses einzigen Schauspiels bei. Auf den schwarzen Wogenbergen kräuselte sich der weiße Schaum, und sie gewannen dadurch das Ansehen eines entfernten Schneegebirgs. Im Hafen arbeiteten und lärmten die Matrosen, und neben demselben wimmelte und tummelte sich ein Heer von russischen Bauern. Ich habe diesen Anblick schon Einigemal während meines hiesigen Aufenthalts genossen, aber er gibt mir immer wieder neue Scenen, die das lebendigste und charaktervollste Bild darstellen. Ich reise Morgen ab, aber nicht zur See, sondern zu Lande und gebe Ihnen vom Ufer des azowschen Meeres wieder Kunde von mir.

Untergang des Schiffes Earl of Eldon durch Feuer.*)

Am 24 August 1834 schiffte ich mich zu Bombay auf dem Schiffe Earl von Eldon (von London, 600 Tonnen, Kapitän Theaker) ein, in der Absicht, mit Urlaub in mein Vaterland zurückzukehren. Es war dieß eines der schönsten und stärksten Kauffahrteischiffe, so daß es außer allem Zweifel schien, dasselbe werde dem Wechsel des Wetters und den Wellen zu widerstehen vermögen. Allein wer kann auch nur das Schicksal eines Tages voraussehen? — Das Schiff war mit Baumwolle beladen; da sich nur wenige Passagiere an Bord befanden, so wurde der Raum zwischen den Verdecken mit dicht zusammengeschnürten Ballen Baumwolle ausgefüllt, welche gewaltsam in und auf einander geschichtet waren. Unglücklicherweise hatte man die Wolle feucht an Bord gebracht, ohne daß sie vorher in dem Magazine getrocknet worden war. Da das Verpacken mittelst Anwendung eines starken Druckes geschieht, so ereignet es sich zuweilen, daß sich Feuer erzeugt, wie dieß auch bei feuchtem Heu schon der Fall war. Die Zahl der an Bord befindlichen Personen betrug 45, mit Einschluß von drei Damen und einem Kinde, dem Kapitän und seiner Schiffsmannschaft.

Am 26 September, nachdem Windstille mit heftigen Stößen gewechselt hatte, befanden wir uns unter dem 9° 27′ südlicher Breite und zwischen 70 und 80° östlicher Länge, der Passatwind schien endlich unsere Segel zu schwellen, und wir hofften uns dem Kap zu nähern. Am Morgen des 27 stand ich gegen 5½ Uhr auf und begab mich auf das Verdeck, wo ich bereits einen der Passagiere antraf. Wir gewahrten einen Rauch, der aus den Luken aufzusteigen schien. Ich bemerkte meinem Gefährten, der Rauch müsse wohl von einem Feuer herrühren. Als der Kapitän auf das Verdeck kam, fragte ich ihn, was es sey; er antwortete mir, es sey Dampf, was bei Schiffen, welche Baumwolle führen, häufig der Fall sey, wenn die Luken geöffnet würden. Ich erwiderte nichts; als aber der Geruch stärker wurde und der Dampf verschiedene Farben annahm, kam es mir vor, es gehe nicht mit richtigen Dingen zu. Während der Zimmermann Löcher in das Verdeck hieb, gerade an der Stelle, wo sich der Dampf zu erzeugen schien, begab ich mich in mein Gemach, um mich anzukleiden. Um 6½ Uhr pochte der Kapitän an meine Thüre, und sagte mir, ein Theil der Baumwolle habe Feuer gefangen, und er wünsche, sämmtliche Passagiere möchten sich auf dem Verdecke versammeln. Augenblicklich entsprachen wir seinem Gesuche, worauf er uns erklärte, ein Theil der Ladung müsse sich von selbst entzündet haben; man müsse daher die Ballen untersuchen, bis man diejenigen gefunden, welche brennen, um sie sofort über Bord zu werfen, so wie auch alle diejenigen Ballen, bei welchen eine ähnliche Gefahr zu befürchten sey; er halte es daher für nöthig, dieß in unserer Gegenwart auszuführen. Wir überließen natürlicherweise Alles seinem Urtheil, worauf er der Mannschaft so schnell als möglich zu frühstücken und hierauf zu untersuchen befahl, wo sich der Herd des Feuers befinde. Hierauf erklärte er uns, die Gefahr scheine ihm nicht dringend zu seyn, und er hoffe des Feuers noch Meister zu werden. Allein gegen 8 Uhr ward der Dampf dicker und drang zu allen Oeffnungen heraus. Mehrere Ballen wurden von ihren Stellen genommen; unten ward aber die Hitze bald unerträglich, und oben wirbelte der Dampf in dichten Wolken empor, und noch vor 9 Uhr entdeckten wir, daß ein Theil des Verdecks Feuer gefangen habe; kurz die Mannschaft sah sich genöthigt, die vergebliche Arbeit aufzugeben. Sofort befahl der Kapitän, die Luken zu schließen, in der Absicht, dem Feuer den Ausweg zu versperren, ferner alle Boote auszusetzen und sie für den Nothfall auszurüsten. Nachdem dieß geschehen war, wurden um 1½ Uhr die drei Frauen, zwei kranke Passagiers, ein Kind und ein weiblicher Dienstbote in das große Boot gebracht, und ihnen 216 Gallonen Wasser, 20 Gallonen Branntwein, Zwieback auf einen Monat und Töpfe mit Eingemachtem, so viel man hinüberschaffen konnte, beigegeben.

Es war jetzt etwa 2 Uhr; die Luken wurden wieder aufgemacht, und Alles legte Hand ans Werk, um das Feuer wo möglich zu löschen. Als man die Hauptluke öffnete und ein Theertuch hinwegnahm, so ward die Hitze so groß, daß man es kaum anfassen konnte. Da der Anblick ergab, daß sich das Feuer unter diesem Theil befinde, so ward befohlen, von den Ballen so viele hinwegzunehmen, bis man zu denjenigen gelangt wäre, welche brannten; als aber die Mannschaft sie mit dem Krahnen fassen wollte, so zeigte es sich, daß sie von unten herauf angebrannt waren.

Jetzt stand die Sache schlimm; gleichwohl schnitten wir einen Ballen auf und suchten die Wolle mit den Händen herauszunehmen, allein der

*) Mitgetheilt durch Herrn Ashton von der Artillerie zu Madras.

Rauch und die Hitze nahmen so sehr zu, daß man es in der Nähe nicht aushalten konnte, und selbst das zugegossene Wasser beide noch zu vermehren schien. Als aber der Kapitän auf gut Glück Wasser in das Schiff pumpen ließ, um das Feuer zu löschen, so schwollen die Ballen dergestalt auf, daß sie das Verdeck zersprengten, und die Zerstörung sich auf allen Seiten Bahn brach. Unter diesen Umständen sah der Kapitän das Aeußerste voraus; er versammelte uns daher auf dem Hintertheil des Schiffs, und fragte, ob einer von uns ein Mittel kenne, das Feuer zu löschen und das Schiff zu retten, in welchem Fall er den Vorschlag mache zu bleiben, so lange noch ein Schein von Hoffnung vorhanden sey. Alle waren der Meinung, es sey Alles geschehen, was hätte geschehen können, und alle Hoffnung, das Schiff zu retten, sey verloren. Die Hitze hatte unterdessen so sehr zugenommen, daß es gefährlich schien, auf dem Hintertheil des Schiffes zu bleiben; daher schickte der Kapitän die Passagiere in die Boote und verließ mit seiner Mannschaft das Schiff; er selbst war der letzte; kaum befand er sich gegen 5 Uhr in dem Boote, als die Flammen aus dem Verdeck hervorbrachen; wir segelten davon; die beiden Boote nahmen das lange Boot ans Schlepptau. Nachdem wir etwa eine Meile von dem Schiffe entfernt waren, stand es gänzlich in Flammen, und seine Masten begannen zu sinken. Der Anblick war großartig, aber schauerlich. Zwischen 8 und 9 Uhr hatte es keine Masten mehr und war bis auf den Wasserspiegel herabgebrannt. Plötzlich fuhr ein glänzender Blitz auf, dem eine dumpfe Explosion folgte; die Pulverkammer hatte Feuer gefangen. Etwa zwei Sekunden lang flogen des Schiffes Trümmer durch die Luft, dann folgte Dunkelheit und die Gewässer schlossen sich über dem Earl von Eldon.

Jetzt lag eine traurige Zukunft vor uns. In dem großen Boote befanden sich der Kapitän und 25 Personen, darunter ein Kind von vier Monaten. Das Boot war 23 Fuß lang und 7½ Fuß breit. In jedem der andern Boote befanden sich 10 Individuen; jedes hatte etwas Zwieback an Bord, der Hauptvorrath befand sich jedoch auf dem großen Boote. Nach einer oberflächlichen Berechnung waren wir etwa 1000 Meilen von Rodriguez und 450 Meilen von Diego Garcias, der größten der Chagos-Inseln, entfernt; um aber dahin zu gelangen, mußten wir die stürmischen Breitengrade passiren, welche wir eben verlassen hatten, und waren bald Stürmen, bald gänzlicher Windstille ausgesetzt, welchen wir unmöglich in die Länge zu widerstehen vermochten. Als sich nach vorgenommener Untersuchung unsere Vorräthe hinreichend zeigten, beschlossen wir auf Rodriguez loszusteuern. Um 11 Uhr hatten wir unser Takelwerk hergestellt und gingen unter Segel, nachdem wir unser Schicksal der Vorsehung anheimgestellt hatten, die uns allein zu retten vermochte. Wir befestigten eine Laterne an den Mast des großen Bootes, damit die andern Boote sich während der Nacht vor Stößen in Acht nehmen konnten; als der Tag anbrach sahen wir diese in allen Richtungen aus, um Schiffe zu entdecken. So lange der Wind mäßig war, konnten sie leichter segeln als wir, als aber die See unruhig wurde, war der Vortheil auf unserer Seite wegen des größern Gewichts des großen Bootes.

Am dritten Tage dieser gefährlichen Schifffahrt näherte sich die Mondesveränderung und das Wetter schien bedrohlich zu werden; doch waren uns die Passatwinde immer noch günstig. Die Nacht hindurch blies der Wind heftig, auch fiel Regen ein. Wir waren ohne allen Schutz; das Meer schlug seine Wellen über uns her, durchnäßte uns und verdarb einen Theil unseres Zwiebacks, obwohl wir dieß glücklicherweise erst bemerkten, als die Noth bald vollends zu Ende war. Das Elend unserer Lage läßt sich leichter denken als beschreiben. In dem Boote befand sich ein großes Wasserfaß, auf dessen obern Boden ich mit genauer Noth schlafen konnte, so lange ich mich auf dem Boote befand. Die Frauen hielten sich in dem Hintertheil des Boots auf. Die Uebrigen, nebst dem Aerzte und einem Lieutenant aus Bombay, in dem Schiffsraume.

Im Laufe des folgenden Tages ward das Wetter schlimmer, und eines unserer kleinen Boote, in welchem sich Herr Simpson, der Unterarzt, mit neun andern Individuen befand, ward von dem Meere verschlungen. Bald kam es wieder umgekehrt zum Vorschein; der Zimmermann setzte sich auf dasselbe, und that sein Möglichstes, um es auszubessern, jedoch ohne Aussicht auf Erfolg. Hierauf errichteten wir eine Segelstange auf unserem Boote und befestigten an diese ein langes Tuch, das uns dachförmig schützte; ohne dieses wären wir im Wasser geschwommen; fortwährend waren vier Mann beschäftigt, das eingedrungene Wasser herauszuschöpfen. Gegen Abend ging ein heftiger Wind und wühlte die See auf. Da das andere Boot gleichfalls beschädigt war, so nahmen wir die Mannschaft in unseres auf, und überließen es den Wellen. Wir waren jetzt unserer 36 Personen, dicht auf einander gepfropft, und dadurch genöthigt, alles Ueberflüssige über Bord zu werfen. Der Rand unseres Bootes ragte nur noch 8 Zoll über den Wasserspiegel hervor.

Die jetzt folgende Nacht werde ich nie vergessen, obschon ich außer Stande bin sie zu beschreiben. Unsere Lage war wahrhaft schauervoll. Eine Welle wäre hinreichend gewesen, uns zu verschlingen. Wir Alle waren auf einen sichern Tod gefaßt. Durchnäßt, zerquetscht und elend fand uns endlich der Morgen, und obgleich das Wetter immer noch sehr übel war, so kehrte doch mit ihm die geschwundene Hoffnung wieder zurück; das bewegte Meer schlug hohe Wellen; mit Schrecken hielt ich den Athem an. Eine Woge schlug über das Hintertheil unseres Bootes, durchnäßte die armen Frauen bis an den Hals und riß dem Steuermann den Hut weg. Der Kapitän sprach uns Muth ein, allein später gestand er mir ein, daß er in jenem Augenblicke alle Hoffnung aufgegeben habe. Er war der Meinung, wir würden die Nacht nicht erleben; allein so sehr er angegriffen und erschöpft war, ließ er sich nicht das Geringste merken.

Endlich nach eingetretenem Mondeswechsel ward das Wetter besser, wodurch auch unsere Lage sich um Vieles verbesserte. Jeden Tag erhielten wir drei kleine Stücken Zwieback mit etwas Eingemachtem, und drei halbe Pinten Wasser nebst Branntwein, so viel wir bedurften. Auch an Tabak fehlte es der Mannschaft nicht. Die Frauen befanden sich in einem jammervollen Zustande, sie konnten sich kaum rühren, und gaben keinen Laut von sich.

Am dreizehnten Abende begannen wir endlich Rodriguez zu suchen. Der Kapitän ermahnte uns, wir möchten uns nicht allzu freudigen Hoffnungen hingeben, indem er sich nach so manchen Stößen *auf seinen* Chronometer nicht mehr verlassen könne. Die Nacht brach ein, ich hatte mich bereits zum Schlafen niedergelegt, als ich gegen 12 Uhr durch den Ruf aufgeweckt ward, rechter Hand gewahre man Land. Ich blickte auf und sah durch den Nebel ein Stück Land zum Vorschein kommen. Um 2½ Uhr hatten wir uns demselben genähert. Wir hielten uns ruhig bis zu Tagesanbruch. Ich suchte mich dem Schlafe zu überlassen, allein meine Nerven waren zu sehr aufgeregt. Mit dem ersten Lichtstrahle gewahrten wir Rodriguez rechter Hand in einer Entfernung von etwa sechs Meilen; um 8 Uhr Morgens hatten wir glücklich gelandet. Ein Fischer, der uns den Weg durch die Felsenriffe zeigte, nahm uns in seine Wohnung auf; er gab uns zu essen, während er den Herrn der Insel von unserer Ankunft benachrichtigte. Diesem erzählten wir unsere Geschichte, und wurden gastfreundlich von ihm aufgenommen. Die Mannschaft ward unter die übrigen Bewohner vertheilt, und von diesen mit Allem, was sie nur auftreiben konnten, überhäuft.

Vermischte Nachrichten.

Herr Jomard hat einen Brief von Clot Bey aus Kairo vom 21 Januar erhalten, worin dieser sagt: „Ich habe endlich die Errichtung eines anatomischen Theaters, in der Moschee von Moristan selbst, durchgesetzt. Ein Skelett und anatomische Präparate, die dem Dr. Auzoux gehörten, haben bei anatomischen Vorlesungen als Vorlagen gedient. So macht also jetzt die Anatomie Fortschritte in einem Lande, dessen Religion dieser Wissenschaft am meisten entgegen war."

Nach einer offiziellen Angabe finden sich in Frankreich nachstehende Hängebrücken: sechs über die Rhone; drei über die Vienne; drei, bei Paris, Neuilly und Rouen über die Seine; drei über die Loire; zwei über die Durance; zwei über die Ardeche; zwei über die Saone; zwei über die Garonne; über den Ain eine; über die Marne eine; über den Tet eine und über die Mosel eine. Diese Brücken sind nach dem von den Herrn Seguin vorgeschlagenen Grundsatze gebaut.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 171. 20 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

Zweiter Brief.

Taganrog.

Ohne Zweifel denken Sie bei der Ueberschrift dieses Briefes zuerst an den hier in Taganrog erfolgten Tod des Kaisers Alexander. Man fabelte damals in Deutschland viel davon, daß er kein natürlicher gewesen wäre, aber sehr mit Unrecht. Es ist und bleibt nun einmal alte Sitte, daß man, wenn ein Regent plötzlich stirbt, sogleich an eine Vergiftung denkt. Alexander starb auf die natürlichste Weise von der Welt, und zwar in Folge einer plötzlichen und heftigen Erkältung, die hier leichter und gefährlicher ist, als sonst irgendwo. Wenn ich Ihnen eine kurze Darstellung vom hiesigen Klima gebe, so werden Sie dieß leicht begreifen. Es ist nichts Seltenes, daß beim Landwinde eine Temperatur von 28—30 Grad herrscht, und diese kühlt sich zuweilen durch das Umsetzen des Windes nach Nordwest, wo er zum Theil vom Meere herbläst, so ab, daß in einer Stunde kaum acht Grad mehr sind. Ich habe dieß anfangs nicht geglaubt, und kam bei einer kleinen Lustfahrt in große Gefahr, mich zum Tode zu erkälten, wenn mir nicht glücklicherweise einer meiner Gastfreunde mit einem Mantel ausgeholfen hätte. Alexander machte einen Ausflug auf dem azowschen Meere, hatte sich, da die Luft bei der Abfahrt überaus schwül war, leicht angekleidet, und ward von einer solchen plötzlichen Abkühlung betroffen. Man rieth zur Annahme eines Mantels, der Kaiser verschmähte es, fuhr überdieß vom Landungsplatze aus noch eine Strecke auf offener Droschke, und fühlte, als er in seinem Quartier anlangte, schon die Folgen einer heftigen Erkältung. Alle angewandten Mittel kamen zu spät, und der Tod erfolgte, wie bekannt, in kurzer Zeit. Wie heftig die nach solcher Erkältung folgenden Fieber hier werden, davon sieht man täglich Beispiele. Daher hüten sich auch die Einwohner davor wie vor der Pest, und versehen sich auf allen ihren Ausflügen mit warmen Kleidern, die Luft mag so warm seyn, wie sie immer will.

Ich habe das Haus besucht, in welchem Alexander starb. Es ist von der Krone angekauft und wird als ein Heiligthum gehütet. Das Zimmer in welchem der Tod erfolgte, ist wie eine Kapelle eingerichtet, in welcher stets Kerzen brennen und immerwährende Gebete gehalten werden. Es hat dieses Haus die herrlichste Lage von der Welt. Von seinem Balkon aus sieht man das Meer vor sich ausgebreitet, und an beiden Seiten ziehen sich die über alle Beschreibung malerischen Ufer hin. Die Stimmung eines solchen Aufenthalts zieht über Alles einen düstern Flor, hier aber zerreißt diesen die herrliche Natur und gießt etwas Ueberirdisches über das Ganze. Man glaubt im Elysium angelangt zu seyn, und sieht sich gleichsam nach den Abgeschiedenen um.

Wie wunderbar schnell hier die Luft, so wie ihre Temperatur wechselt, davon erlebte ich ein merkwürdiges Beispiel. Ich war zu einem Diner eingeladen, und da es ein ungewöhnlich heißer Tag war, so ward nach demselben eine Lustfahrt auf dem azowschen Meere beschlossen. Drei Uhr Nachmittags war die Parole zur Abfahrt, und es lagen schon zwei Gondeln hiezu bereit. Ein Schiffskapitän, einer der Gäste, veranstaltete die Fahrt. Drei Uhr rückte heran, aber mit dieser Stunde fanden sich einige kleine Wolken am fernen Horizonte. Der Kapitän rieth zur Eile, wenn wir nicht durch einen Sturm von der Fahrt abgehalten, oder, im Fall wir sie zu spät antraten, von demselben überfallen und in Gefahr gesetzt werden wollten. Glücklicherweise hatten die Damen noch Einiges an ihrer Toilette zu ändern, worüber denn etwas über eine Viertelstunde Zeit vergangen war. Eben waren wir auf dem Wege nach den Gondeln, als uns der Kapitän entgegen kam, und auf den entfernten Horizont deutete. Von dort her kam es in bleifarbigen zerrissenen Wolken angezogen wie ein Pulk schwärmender Kosaken, und kaum fünf Minuten später wühlte der Orkan von Nordwesten her das Meer in seinem Grunde auf, und peitschte es in allen Richtungen mit einer Wuth, als wenn ein Heer von Furien auf dasselbe losgelassen worden wäre. Wir eilten unter Dach, und hier geschützt sahen wir das grause Schauspiel mit Ruhe an, und fühlten das Glück, welches uns der Himmel geschenkt hatte, daß wir nun nicht mit unserm zerbrechlichen Fahrzeuge auf den tobenden Wellen umhertrieben. Wer dieß Schauspiel nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich auch mit der lebhaftesten Phantasie keine Vorstellung davon machen. Ich habe in meinem vorigen Briefe von dem Toben des schwarzen Meeres gesprochen. Auf diesem ist es weit greller, und es wird der Grund des Meeres im eigentlichsten Sinne des Wortes aufgewühlt, denn es trübt sich das Wasser und wird so gelb, als wenn es ganze Lagen von

Lehm hinweggeschwemmt hätte. Schiffbrüche sind häufig, weil die Stürme gewöhnlich unerwartet und urplötzlich losbrechen.

Ich machte meine Reise von Odessa hieher über Cherson, welches in einer Gegend liegt, die man das Paradies im vollsten Sinne des Wortes nennen könnte. Der hier in einem majestätischen Strome ins schwarze Meer ausmündende Dnieper bildet eine Hauptpartie eines Gemäldes, würdig des Pinsels eines Vernet. Und das Leben in dieser Stadt! der Ueberfluß von allen Heerlichkeiten! — Will man alle Schönheiten des südlichen Rußlands, und namentlich des Theils, welcher sich am schwarzen und azowschen Meere hinzieht, darstellen, so verliert man sich in ein Labyrinth und man ist wie geblendet.

So wie man den Dnieper überschreitet, ist man in Taurien, dessen Gebiet mehr als die eigentliche Haibinsel, die Krimm, umschließt. Dieser Landstrich hat das Schicksal manches Menschen, welcher sich schnell aus der Dunkelheit erhebt, oder auch eines Bades, welches durch besondere Umstände zu einer großen Celebrität gelangt. Es gehört jetzt zum Luxus der russischen Großen, eine Besitzung in Taurien, besonders aber auf der Halbinsel zu haben; der daselbst seit Kurzem im Großen eingeführte und sehr verbesserte Weinbau hat hieran einen großen Antheil. Dieses Drängen nach dem Kaufe von Ländereien in dieser Gegend hat denn deren Preis ungemein gesteigert, und man bezahlt gegenwärtig die Dessätine (ungefähr 4½ preußische Morgen) mit 4—500 Bankrubel, wo man noch vor wenigen Jahren kaum den zehnten Theil dieses Preises dafür zahlte. Daß unter solchen Umständen die Kultur und Verschönerung des Landes reißende Fortschritte machen müssen, das folgt wohl von selbst. In Taurien, als einer später eroberten Provinz, herrschen andere Gesetze und Institutionen, wie in Alt-Rußland, daher finden auch beim Ankaufe von Grundstücken andere Verhältnisse statt. Denn in den alten russischen Gouvernements gehört alles Landeigenthum entweder der Krone oder den Magnaten. Es ist jedoch meistentheils veräußerlich, und Güter, wie bei uns die Majorate, sind selten. Wird nun ein Gut oder eine Herrschaft verkauft, so frägt man zunächst weder nach deren Größe noch nach den mit demselben verbundenen Realitäten, sondern bloß nach der Zahl der Leibeigenen, und nach diesen wird denn auch der Preis bestimmt. Natürlich und von selbst zu schließen ist es zwar, daß man die Lage und Güte der Ländereien, so wie manche andere damit verbundene Realitäten zwar kennen lernt, und sich darnach beim Preise richtet. Dieser wird jedoch, als nehme man auf jenes gar keine Rücksicht, lediglich nach den Leibeigenen gefordert und bewilligt. Ein sehr niedriger Preis ist es in den südlichen Gouvernements, wenn für einen männlichen Leibeigenen (versteht sich immer als Zubehör zum Gute) 40 Dukaten gezahlt werden. Der gewöhnliche ist 70 Dukaten. Wenn also eine Herrschaft an männlichen Leibeigenen z. B. 1000 zählt, so wird sie gewöhnlich mit 70,000 Dukaten bezahlt. Sonderbar ist es, daß hiebei bloß alle männlichen Individuen gezählt werden, und daß der Knabe gleich nach seiner Geburt in die Zahl aufgenommen wird, während von den weiblichen anscheinend gar keine Notiz genommen wird, obgleich sie so gut wie die männlichen leibeigen sind, und von ihrem Herrn zur Arbeit gebraucht werden.

Oftmals läßt ein Herr junge Leibeigene besonders ausbilden, und sie zu irgend einem Fache vorbereiten. Auf diese Art erzieht er sich sein Haus- und Hofpersonale, welches alsdann hohen Werth für ihn hat, und von welchem nur in seltenen Fällen einzelne Individuen entweder als ein besonderes Geschenk, oder für sehr hohen Preis an Andere überlassen werden.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Irland.

Reise durch die Grafschaften Wicklow und Wexford.

(Schluß.)

Ich reiste von Avoca nach Gorey und Wexford mit der Post, welche am Wirthshause vorüberfährt. Der Weg geht am Flusse fort, unterhalb schön bewaldeten Ufern, fast bis nach Arklow, einem der ärmlichsten Dörfer, das man sehen kann. Sein ganzer Unterhalt beruht auf der Häringsfischerei, so lange diese dauert, das ganze übrige Jahr hindurch sind die Leute elend daran. Bald nachdem man Arklow verlassen, kommt man in die Grafschaft Wexford, und nach einer Fahrt durch ein ärmliches, uninteressantes und schwach bevölkertes Land erreichte ich Gorey, wo ich auf einige Tage Halt zu machen gedachte.

Hier gefiel mir manches, viele Landeigenthümer sind auf ihren Gütern anwesend, und die der Abwesenden sind gut verwaltet; die Lage des Volks, namentlich der Pächter, ist *besser als in* Wicklow, obwohl die Taglöhner auch hier nicht fortwährend beschäftigt und der Taglohn nicht höher ist. Auf meinem ersten Spaziergang in der Nachbarschaft besuchte ich einige hübsche Häuschen, die durch Zwischenmauern in zwei Zimmerchen abgetheilt und mit Töpfergeschirr ziemlich gut versehen waren. Eines derselben war von dem Inhaber selbst erbaut worden, der für den Boden 30 Sch. Pacht bezahlte; die Baukosten waren ihm von einer Anlehengesellschaft, die sich in Gorey bildete, vorgestreckt worden. Diese hat viel Gutes gestiftet; Handwerker und Taglöhner bedienen sich ihrer gleichmäßig. Der Schuhmacher z. B. erhält Geld, um Leder zu kaufen, der Landmann, um sich ein Schwein anzuschaffen oder ein Häuschen zu bauen, oder sein Fleckchen Land anzupflanzen. Die ausgeliehenen Summen betragen 1 bis 5 Pfd. und werden durch wöchentliche Einzahlungen von 1 Sch. per Pfd. zurückgezahlt; auch werden 6 Pence vom Pfd. Interessen *) gezahlt. Jeder Entleiher muß zwei Bürgen stellen, und von zwei Hausbesitzern ein Zeugniß für Redlichkeit und Mäßigkeit beibringen. Die Anlehen wurden mit ausgezeichneter Pünktlichkeit zurückgezahlt, und die Gesellschaft hatte auch nicht einen Penny verloren. Außer den materiell guten Folgen sind namentlich auch die moralischen zu berücksichtigen, da Ordnung und Mäßigkeit dadurch befördert werden.

Die meisten Häuschen in der Nachbarschaft besaßen ein Schwein, häufig mit Hülfe eines Anlehens erkauft; gewöhnlich befanden sie sich in Ställen, viele aber auch im Zimmer selbst, wozu

*) Sehr milde, denn dieß beträgt nur 2½ Proz.

das Schweinchen, wie Paddy*) meint, das beste Recht hat, since it is he that pays the rint (da es den Pachtschilling zahlt). In der Umgegend waren die Häuschen ungemein reinlich, da die Ackerbaugesellschaft für die reinlichste, wohlunterhaltenste Hütte eine Prämie von 10 Sch. bis 2 Pfd. ausgesetzt hat, die man zu erhalten sich äußerst bemühte. Abgesehen hievon ist indeß die Lage des Landvolks auch hier nicht besser, im Gegentheil sind größere Entbehrungen nöthig, um die wöchentlichen Zahlungen zu leisten.

Auch in diesem Theile von Werford sind die Pachtzinse zu hoch: ein Mann, der ausgedehnte Güter zu verwalten hatte, gestand mir, daß er die Ländereien nicht den Meistbietenden verpachte, aber dennoch mehr Geld dafür erhalte, als sie werth seyen; dieß müsse er indeß thun, um nicht von dem in der ganzen Nachbarschaft üblichen Verfahren allzu sehr abzuweichen. Wo man Pachtungen an den Meistbietenden vergab, sind die Pächter sehr elend daran; ich fand Pachtungen von 60 bis 70 Akres, wo der Akre zu 25 Sch. verpachtet war, dennoch befanden sich die Pächter in ziemlich guten Umständen: hätte man das Land dem Meistbietenden zugeschlagen, so hätte es 35 Sch. per Akre eingebracht, aber der Pächter wäre dann nicht besser als ein Taglöhner daran gewesen.

Der Religionshaß ist hier schrecklich, und hauptsächlich der neuern Errichtung einer Oranienloge zuzuschreiben. In Gorey ist ein katholisches und ein protestantisches Wirthshaus, eine protestantische und eine katholische Postkutsche, deren Eigenthümer, Fuhrleute und Kunden Leute von den verschiedenen Konfessionen sind: selbst die Kinder auf der Straße sind in Sekten abgetheilt. Das haben die Gründer der Oranienloge zu verantworten.

Als ich durch die Straßen von Gorey ging, fiel mir auf, daß die ganze Bevölkerung ein weit nachlässigeres, minder fleißiges Ansehen hat, als in England. Fast über jede Halbthüre lehnte sich jemand mit übereinander geschlagenen Armen, und viele saßen unthätig an der Thüre. Allerdings haben Krämer immer einige freie Zeit, in England aber würden Männer und Weiber sich irgend etwas zu thun machen, und wenn man die zerrissenen Kleider sieht, die man mit Nadel und Faden in zehn Minuten zuflicken könnte, so wird man geneigt, ungünstige Vergleichungen anzustellen.

Nach zweitägigem Aufenthalt zu Gorey ging ich über Ferns und Enniscorthy nach Werford weiter. Die Umgebung von Enniscorthy hat etwas Imposantes, und einige graue Thürme geben ihm ein alterthümliches Aussehen; der schiffbare Fluß, seine bewaldeten Ufer und die Brücke machen einen guten Eindruck. Enniscorthy besitzt große Vortheile, und sollte ein höchst blühendes Städtchen seyn, denn das Korn des größten Theils der Grafschaft Werford kommt hier auf den Markt, und wird hier verschifft. Aber diese Stadt ist ein Opfer des schlimmsten Absenteeism, denn selbst der Agent von Lord Portsmouth, dem die Stadt gehört, lebt in Dublin, und kommt nur nach Enniscorthy, um die Pachtgelder zu erheben; vermuthlich läßt er nur einen untergeordneten Menschen da, um die unbedeutendern Posten einzukassiren, zu denen er sich nicht Zeit nimmt. Obwohl es Feiertag war, als ich durch das Städtchen kam, fand ich doch einen lebhaften Kornmarkt hier.

Das Land zwischen Enniscorthy und Werford ist sehr freundlich, die Ufer des schiffbaren Slaney sind fruchtbar, die Umgegend ziemlich dicht mit Landsitzen besäet, und der Boden sehr gut angebaut. Die Häuschen sind nicht von der schlechtesten Art, die meisten hatten Fenster und Kamine, und die Kinder vor den Thüren waren „mehrere Grade über der Nacktheit." Werford besteht aus einer sehr langen und sehr engen Straße mit einem beinahe eben so langen, parallellaufenden Kai, die Seitenstraßen sind kurz, aber etwas breiter als die Hauptstraße; hieran schließt sich eine lange von armen Fischern bewohnte Vorstadt. Man klagte nicht über Mangel an Verkehr, und ich ward in den zwei Tagen, die ich daselbst zubrachte, nicht Einmal angebettelt, so daß man Werford verhältnißmäßig wenigstens eine blühende Stadt nennen kann. In der ganzen Grafschaft soll das Volk unmäßig geldsüchtig seyn, was auch aus der Art der Heurathen auf dem Lande hervorgeht: die Töchter der Pächter werden regelmäßig verhandelt, Akre für Akre, Pfund für Pfund, und so schwer ist es, unvermögliche Mädchen zu verheurathen, daß man häufig Pächter in ganz erträglichen Vermögensumständen wie gemeine Taglöhner leben sieht, um einige hundert Pfund zu ersparen und ihre Töchter auszustatten (fortune off).

Zu Werford ist Alles sehr wohlfeil. Rindfleisch kostet 4 Pence (12 kr.) das Pfund, Hammelfleisch 5 P., Kalbfleisch 2 P., Schweinefleisch $2^1/_2$, ein Paar schöne Hühner 1 Schill. (36 kr.), Butter 9 P.; andere Lebensmittel in Verhältniß; auch ist hier ein sehr reichlich versehener und wohlfeiler Fischmarkt. *)

Ehe ich Werford verließ, machte ich noch einen Ausflug in die Baronie Forth, die ursprünglich von einer Kolonie aus Südwales angebaut wurde, dessen Sprache noch vor 50 Jahren fast allgemein war, und auch jetzt noch von ältern Personen gesprochen wird. Die Leute unterscheiden sich von den eigentlichen Iren auffallend durch Fleiß, Sparsamkeit, Friedensliebe, Reinlichkeit und Mäßigkeit, aber auch sie konnten sich dem allgemeinen Loose nicht entziehen: der Arbeitslohn ist nicht höher als anderswo, und die Lebensweise darum nur wenig verschieden; Kartoffeln sind nicht so ausschließliche Nahrung, man ißt auch Gerstenbrod, und unter den Frauen ist Thee ein ziemlich allgemeiner Luxus.

*) Der Spottname der Irländer; St. Patrik ist der Schutzheilige Irlands, und dieser Name, der in Pad und Paddy abgekürzt wird, ungemein häufig.

*) Diese Stelle sagt mehr als manches Buch. Diese Preise sind, namentlich für einen Engländer, sehr mäßig, in Vergleich mit dem Preise der Arbeit aber muß man sie hoch nennen. Wenn Hr. J. diese Preise sehr nieder findet, so müssen sie also an andern Orten ziemlich höher stehen, und das Mißverhältniß zwischen Arbeitspreis und Lebensmitteln steigt. Dieß ist hauptsächlich eine Folge der Union oder vielmehr der damit verbundenen freien Einfuhr aller Bodenerzeugnisse Irlands in England. Bei den gänzlich verschiedenen Verhältnissen beider Länder mußte diese freie Einfuhr, so bald kein Krieg mehr einen außerordentlichen Verbrauch nöthig machte, beiden zum Nachtheil gereichen, indem sie den Preis der Bodenerzeugnisse in Irland zu sehr hob, in England zu sehr niederdrückte. Die Folge war, daß in Irland die Grundbesitzer ungeheuer gewannen, das arbeitende Volk aber in noch tieferes Elend versank; in England fiel der Hauptverlust auf die Pächter, von denen die Mehrzahl halb oder ganz ruinirt wurde.

Mit den Pachtungen aber steht es nicht besser als anderswo: sie halten von 10 bis zu 60 Akres, die von 30 bis 40 sind die zahlreichsten, zahlen jedoch einen Pachtzins von 2 bis 2½ Pfund (24 bis 30 fl.) für den Akre, so daß der Pächter höchstens das Leben durchbringt, und seinen Pacht zahlen kann. Ich traf einen dieser Pächter bei der Mahlzeit: sie bestand aus Kartoffeln, Buttermilch, süßer abgerahmter Milch, Gerstenbrod und Butter. Die Pachtung war seit vier Generationen in der Familie: der Urgroßvater hatte sechs, der Großvater 10 Schill., der Vater ein Pfund bezahlt, er selbst zahlte zwei Pfund, und sagte, er könne so leben, wie ich sehe, mit Hülfe seiner und seiner Söhne Arbeit den Pachtschilling bezahlen, und eine Kleinigkeit für seine Töchter zurücklegen.

Dazu mag wohl der äußerst genügsame Charakter dieses Völkchens beitragen, das auch von einer andern Geißel Irlands, dem religiösen Hasse, frei ist; Leute von verschiedenen Konfessionen leben hier in größter Eintracht mit einander, und auch die Faktionskämpfe *) sind hier unbekannt.

*) S. Ausland Nr. 76 v. d. J.

Das Gouvernement und die Hauptstadt Havannah auf der Insel Cuba.

(Nach den neuesten Nachrichten.)

Diese große Insel, welche mehr denn 2310 Quadratmeilen beträgt, und den Spaniern gehört, die vermöge ihrer argwöhnischen Politik das von nicht viel bekannt werden lassen, ist die große und fast allgemeine Waarenniederlage und der Sammelplatz alles Goldes und Silbers, so wie auch vieler edler Steinarten aus Mexico und den angränzenden Ländern. Sie ist auch der große Markt von europäischen Fabrik- und Manufakturwaaren, welche die Spanier und Engländer in großen Vorräthen hierher bringen, und gleichsam der Schlüssel zu allen spanisch-amerikanischen Besitzungen.

Die Eintheilung geschieht nach Gouvernements, welche unter einem Generalkapitän stehen, der die Regierung der ganzen Insel in den Händen hat. Der Boden und die Fruchtbarkeit ist vortrefflich, und der erstere wird für den besten in ganz Amerika gehalten, nur von den Spaniern im Ackerbau vernachlässigt. Mehrere Berge enthalten sehr ergiebige Kupfergruben, auch Gold, Silber und andere Metalle, und einige Flüsse Goldsand.

Bei dem fruchtbaren Erdreiche dieser Insel sind die Ernten an sehr mannichfaltigen Erzeugnissen, ein Jahr wie das andere, überaus ergiebig. Am besten angebaut ist die Havannah, oder das westliche Gouvernement, weniger die Cuba, das östliche, wiewohl es auch an vortrefflichen Produkten nicht leer ausgeht. Die Felder liefern eine Menge der nützlichsten und edelsten Früchte, wohlriechender Pflanzen, herrlicher Blumen, und die Wälder sind mit Cedern, Akazien, Eichen, Tannen, Palmen, Granaten, Krabas, Rosen- und Mahagoniholz, Guajak, Eben- und anderen Holzarten bedeckt. Yukas oder Maniok, Kaffee, Zuckerrohr, Mais, Baumwolle, Reiß, Kakao, vortreffliche Sorten von Tabak, welcher viele andere amerikanische Arten dieses Krautes weit übertrifft, aber nicht viel nach Europa kommt, Aloe, Ingwer, langer Pfeffer, Mastix, Weinstöcke, Kassia, mehrere andere Gewürzarten, Kokosnüsse, Platanen, Bananas, Sassaparille, Limonien, Küchengewächse, Apothekerwaaren u. a. m. sind im Ueberfluß vorhanden. Außerdem Honig, Wachs, Seide, Rindvieh (welches mehr der Häute wegen, die in großer Menge verschifft werden, als des Fleisches halber benutzt wird), Pferde, Esel, Maulthiere, Schafe, zahme und wilde Schweine, Seevögel, Wildpret, zahmes Geflügel, Papagaien, blauköpfige Rebhühner, Kolibris, Schildkröten, Welse, Barben und andere See- und Flußfische, aber auch Alligatoren (eine Krokodilart). Hingegen findet man auf der ganzen Insel weder wilde noch giftige Thiere. Gold, Silber, Kupfer und andere Metalle, wie schon erwähnt worden ist, auch Magnete, süße mineralische Quellen, Salzquellen, Konchylien u. s. w. werden in Menge gefunden.

Der Handel ist, wie sich aus den eben angeführten Produkten vermuthen läßt, und weil Cuba die Hauptwaarenniederlage der meisten frühern spanischen Kolonien in Amerika nicht nur, sondern auch der europäischen Fabrikate ist, sehr bedeutend. Es pflegen auch beinahe alle spanischen und amerikanischen Schiffe bei ihrer Hin- und Zurückreise hier anzuhalten. Die Hauptgeschäfte machen jedoch die Engländer. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus Tabak, Zucker, Kaffee, Kassia, Ochsenhäuten, Wachs, Baumwolle, Holz, allerlei Arten von Gewürze, Gold, Silber und Kupfer, welche 3 letzten Artikel bloß ins Mutterland kommen. Der Hafen von Havannah ist der Hauptstapelplatz des Handels der Insel. Im Jahre 1790 wurden für

1,295,570 Livres Tabak,
200,000 Ctr. Zucker, von 600 Mühlen, im Werthe 8 Mill. Livres,
20,000 Arroben Wachs,
6,000 Arroben Baumwolle, für
158,800 Livres Ochsenhäute, und für
1,064,500 Livres Gold, Silber und Kupfer

ausgeführt. Die vornehmsten Einfuhrartikel sind: Neger (sonst alle Jahre 12—1400), europäische Fabrik- und Manufakturwaaren aller Art, in Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen, Metallen, Luxus- und Galanteriewaaren, Hausgeräthe, Papier, Bilder, Spiegel und andere Glaswaaren, allerlei Lebensbedürfnisse, Wein, Oel, Getreide, holländischen und englischen Käse, Mehl, Butter, englisch Bier u. s. w.

In dem Hafen von Havannah liegen zu jeder Zeit des Jahres eine Anzahl spanischer Gallionen und Registerschiffe, die aus Amerika nach Spanien abgehen. Unter jenen versteht man solche, welche der König von Spanien ehedem alle Jahre nach Amerika abschikte, um das Gold, Silber, die Diamanten und andere Edelsteine, die man dort gesammelt hatte, abzuholen. In den neuesten Zeiten hatte diese Art von Schifffahrt sehr abgenommen. Registerschiffe senden spanische Kaufleute, welche die Erlaubniß dazu erkauft haben, mit europäischen Waaren befrachtet, nach den spanischen Höfen in Amerika, um ihre Ladung daselbst gegen amerikanische Landesprodukte zu vertauschen. Den Namen Registerschiffe haben sie deßhalb erhalten, weil Alles, was auf diesen Schiffen aus Europa nach Westindien geht, vorher genau aufgezeichnet, oder in ein Register eingetragen werden muß, damit man gewiß wisse, daß die Kaufleute nicht mehr Waaren laden lassen, als ihnen der König gegen eine bestimmte Summe Geldes nach dem spanischen Amerika zu versenden erlaubt hat. Ehe man die Einrichtung mit den Registerschiffen machte, wurde jährlich eine Flotte, unter dem Namen der Silberflotte, theils auf Rechnung des Königs, theils mehrerer reichen und angesehenen Kaufleute, nach Westindien geschikt, sowohl um Gold, Silber, Diamanten und andere Edelsteine, auch Perlen, abzuholen, als auch Stückgüter dahin zu führen und von da wieder nach Europa zurückzubringen. Da aber schon seit mehreren Jahrzehnten zu beiden die Registerschiffe ohne weiteren Unterschied gebraucht werden, so ist der in der früheren spanischen Geschichte so glänzende Name Silberflotte jetzt ganz außer Gebrauch gekommen.

(Schluß folgt.)

Hr. Texier, von dessen Reisen in Kleinasien wir wiederholt (s. Ausland v. d. J. Nr. 16, 17, 19, 60, 61, 96, 97) Nachricht gegeben, hat auch eine Menge seiner Zeichnungen nach Paris geschickt, zu deren Beurtheilung von der Akademie eine Kommission, bestehend aus den Herren Quatremère de Quincy, Dureau de la Malle und Hase, niedergesetzt wurde. Diese hat denn auch einen Bericht abgestattet (s. Moniteur vom 29 und 30 Mai d. J.), der damit schließt, daß man den Reisenden dem Wohlwollen und der Unterstützung des Ministers empfiehlt, die Ansichten aber namentlich über die Skulpturen zu Bogazkeui, welche manches mit denen von Persepolis gemein haben, doch aber weit roher und auch ohne alle Schriftzüge sind, haben noch sehr viel Schwankendes, und das Resultat derselben ist eigentlich, daß sie nicht wußten, was sie daraus machen sollten. Wenn sich nicht aus spätern Untersuchungen ergibt, daß diese Denkmäler gleichfalls persischen oder wenigstens medischen Ursprungs sind, so möchte wohl wenig sich herauserklären lassen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 172. 21 Junius 1835.

Die Börse von London.

Die Londoner Börse, dieser große Geld- und Wechselmarkt, auf dem die meisten und bedeutendsten Geldanlehen von beinahe allen civilisirten Staaten der ganzen Welt gemacht, und wo der Kredit und die Kourse der inländischen und fremden Staats-Effekten regulirt werden, — der Versammlungs- und Berathungsplatz, wo eine kleine Anzahl in den höheren Ständen und der politischen Welt unbekannte Namen darüber entscheidet, ob den fremden Nationen die Kassen der britischen Kapitalisten geöffnet werden oder verschlossen bleiben sollen, je nachdem die politischen und finanziellen Zustände jener Völker mehr oder weniger Vertrauen einflößen, — dieser der Geldgier und Gewinnsucht seit langen Jahren weit geöffnete Kampfplatz ist wenig mehr als dem Namen nach bei uns bekannt, was wahrscheinlich von dem Begriff, den man sich im Allgemeinen von einer Bank als einer bekannten Sache zu machen pflegt, herzurühren scheint. Es wird nämlich unter „Börse" der Versammlungsort von Kaufleuten und Banquiers zu einer gewissen Stunde des Tags verstanden, wo Handelsgeschäfte eingeleitet und abgeschlossen werden. Dieses ist zwar auch der Zweck der Londoner Börse, aber außer dem, daß in einer Handelsstadt wie London die Menge der Anwesenden außer allem Vergleich zu der Zahl der Mitglieder von andern Anstalten dieser Art steht, hat auch die Börse von London so vieles ihr ganz Eigenthümliche, und die Geschäfte ihrer allmählichen Entwicklung bis zur ihrer gegenwärtigen Einrichtung, besonders aber der unermeßliche Einfluß, den sie auf die Finanzen und die Politik zu erlangen wußte, alles dieses ist so anziehend und merkwürdig, um die Aufmerksamkeit eines jeden zu fesseln, wenn er auch durch seinen Stand mit ähnlichen Instituten in keine Verbindung gebracht werden sollte.

Lange Zeit hatten die von allen Nationen verabscheuten Juden einen sichern Aufenthalt in Spanien gefunden, als auch hier nach der Eroberung von Granada und der darauf folgenden Vereinigung der Königreiche, der Verfolgungsgeist eindrang und sich verbreitete. Die dem israelitischen Volke eigenthümliche Thätigkeit, Vorsicht und Gewandtheit in Geschäften hatte manchen von ihnen zu den ersten Stellen bei der Schatzverwaltung erhoben. Sie waren die ersten Räthe in Sachen des Finanzwesens bei den maurischen Königen und den Königen von Spanien; allein da sie während des Krieges die Mauren begünstigt hatten, nahm man von Seite Spaniens diese Parteinahme zum Vorwand, um das jüdische Volk aus dem Lande zu vertreiben. Religionshaß, Aberglaube und Unwissenheit der Spanier sind übrigens die hauptsächlichsten Ursachen zu jener unpolitischen Maßregel gewesen, den reichsten und thätigsten Theil der Bevölkerung zu verjagen, der nunmehr seine Industrie und seine Reichthümer in andere Länder mitnahm, wo er namentlich in Italien, den Niederlanden und in Holland zum Aufblühen des Handels ungemein Vieles beitrug.

Amsterdam, der Centralpunkt, wo diese geschäftserfahrenen und geldreichen Kapitalisten sich niederließen, erhob sich bald zum ersten Wechsel- und Handelsplatz der Welt. Als König Wilhelm nach England zur Thronbesteigung überging, benutzten mehrere jener Vertriebenen diese Gelegenheit unter dem Schutz desselben auch in diesem Lande Etablissements zu gründen.

Die Leidenschaft dieses Monarchen für den Krieg versetzte ihn häufig in Geldverlegenheit, und nöthigte ihn zu verschiedenen finanziellen Operationen, um sich dasselbe zu verschaffen. Eine beträchtliche Anleihe gab die erste Veranlassung (im Jahre 1694), die Bank von England zu gründen. Aber das diesem Institut ertheilte Privilegium, auf Juwelen, edle Metalle und andere werthvolle Gegenstände, welche als Unterpfand gegeben wurden, ausschließlich Geldvorschüsse machen zu dürfen, würde für dasselbe ohne den Beistand und Vermittlung von intelligenten und in diesen Geschäften erfahrenen Personen nutzlos gewesen seyn. Einen solchen Beistand fand die Bankdirektion bei den eingewanderten Israeliten, die sich bald der Bank als Rathgeber, Unterhändler ꝛc. unentbehrlich zu machen wußten. Der Freibrief der Bank enthielt unter Anderm eine Klausel, daß das Kapital der Bank und die jährliche Dividende übertragen und angewiesen werden könnten, zu welchem Zweck auf dem Büreau des Gouverneurs der Kompagnie der Bank von England Register, worin alle dergleichen Transaktionen einzutragen, geführt werden sollten. Es war folglich unmöglich in Ansehung der Fonds eine Vermehrung oder anderweitige Veränderung vorzunehmen. Die Erfahrungen und Kenntnisse der Juden in gleichen Geschäften mußten hier aushelfen, und so nahm die Agiotage im Schoße der Bank selbst ihren Ursprung.

Unter den nachfolgenden Regierungen vermehrten sich die Kriege,

mit diesen zugleich die Staatsschulden und auch die Agiotage. Jede Schlacht, sie mochte gewonnen oder verloren seyn, gab den Börsenmännern eine erwünschte Gelegenheit zu neuen Kombinationen; alle Arten von Betrug und Hinterlist wurden dabei in Bewegung gesetzt. Der reiche Jude Medina begleitete den großen Marlborough auf seinen Feldzügen, und ward so in Stand gesetzt, die ersten Nachrichten von den Schlachten von Oudenarde, Malplaquet und Blenheim nach London zu senden, wodurch ungeheure Summen gewonnen wurden, eine Verfahrungsweise, welche in neuerer Zeit nach den Schlachten in Spanien, Deutschland, Frankreich, namentlich nach dem Sieg von Waterloo, und bei vielen andern wichtigen Ereignissen, Nachahmung gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Russland.

Taganrog.

(Schluß.)

Nach den Landesgesetzen dürfen Leibeigene mit nicht mehr als 25 Ruthenstreichen von ihren Herrn gezüchtigt werden. Diese Art der Bestrafung achtet man in Rußland für weit schimpflicher, als die Knute, welche eigentlich mehr für die schon höher stehenden Klassen ist. Ob man jene Zahl gerade immer genau inne hält, davon will ich ein Beispiel erzählen. Ich war zugegen, als ein Deutscher, welcher als Beamter angestellt war, in Untersuchung kam wegen Ueberschreitung des Maßes einer solchen Bestrafung. In der Klage hatte der Bestrafte angegeben, es seyen ihm mehr als 300 Streiche gegeben worden. Konnte der Beamte überführt werden, so mußte er, den Landesgesetzen zufolge, nach Sibirien wandern. Die Untersuchung ging vor sich, wie sie aber ungefähr durchgeführt wurde, werden Sie errathen, wenn ich Ihnen sage, daß dem Richter zuvor angedeutet worden war, nicht außer Acht zu lassen, daß der Verklagte ein Ausländer sey. Der Leibeigene brachte nun seine Klage vor. Auf die Frage des Richters: wie viel Streiche er erhalten habe, antwortete er, es könnten wohl über 300 gewesen seyn. Also Du kannst es nicht genau angeben, wie viel deren waren, hast sie auch wohl nicht gezählt? Nein! war die Antwort, aber hiezu kam die Wiederholung von der Zahl 300. Jetzt wurden die Zeugen verhört. Ihre Aussage war ziemlich dieselbe, kein Einziger aber konnte eine genaue Zahl angeben. Jetzt trat der Verklagte vor und behauptete ohne alle Umschweife, er habe nicht mehr als 20 Streiche geben lassen; der welcher sie ertheilt hatte, sagte dasselbe aus, und beide stimmten darin überein, daß, da der Bestrafte die Streiche nicht gezählt habe, er auch gar nicht Einmal wisse, ob er 10 oder 20 erhalten habe; der Schmerz möge ihn wohl verwirrt gemacht haben, daß er immer anstatt eines mehr denn zehn erhalten zu haben glaubte. Kein Zeuge konnte zu Gunsten des Bestraften etwas Bestimmtes über die Zahl angeben, und der Verklagte ward ohne weiteres freigesprochen.

Dieß scheint allerdings eine Gerechtigkeit, welche uns Deutschen hart und ungerecht erscheint. Man muß jedoch alle Nebenumstände erwägen. So gelehrig auch der Russe ist, und so bereitwillig er sich zu Allem zeigt, was ihm als vortheilhaft einleuchtet, und so gewiß man von ihm erwarten kann, er werde im wörtlichen Sinne für uns durchs Feuer gehen, wenn er uns Einmal gänzlich ergeben ist; eben so halsstarrig und aufsätzig ist er auch, wenn er etwas thun soll, was gegen seine Neigung ist. Nun begünstigt, wie ich schon bemerkte, die Regierung die Ausländer auf alle Weise, was aber diese gerade dem *gemeinen* Russen verhaßt macht. Zudem ist dieser von Natur etwas träge und liebt, wie der Italiäner, das Dolce far niente. Dieß macht denn dem fremden Beamten einen schweren Stand, und wenn dieser jung ist und warmes Blut hat, so ist es wohl kein Wunder, wenn er in der Bestrafung zuweilen das Maß überschreitet. Hiezu kann man noch durch den Umstand hingerissen werden, daß gewöhnlich diejenigen Leibeigenen die ergebensten und tüchtigsten Arbeiter werden, welche Einmal so recht exemplarisch bestraft worden sind.

Im Auslande bildet man sich gewöhnlich ein, es sey der gemeine Russe ein Trunkenbold, und hiezu wird man durch den Umstand veranlaßt, daß er die starken Getränke liebt, und diese in der Regel gar nicht geistig genug haben kann. Man irrt aber in dieser Meinung. Im Gegentheil ist der Russe mäßig, nüchtern und sparsam, und hat eine besondere Neigung etwas zu erübrigen und zu sammeln. Trunkenbolde, wie z. B. zuweilen unter den Einwanderern sich zeigen, werden verachtet und man flieht ihren Umgang.

Taganrog liegt ungefähr mit Wien unter gleicher *nördlicher* Breite, hat aber in der Regel den Winter strenger, *so wie* den Sommer heißer. Dieß gilt jedoch mehr von der Umgegend, denn an der Meeresküste wird die Luft in beiden Fällen gemäßigt. Ob nun gleich Südfrüchte zunächst hier nicht erzeugt werden, so fehlt es keineswegs daran, weil öfters ganze Schiffsladungen derselben aus Smyrna und zwar so frisch und schön ankommen, als wären sie erst des Tages zuvor von den Bäumen abgenommen worden. Man entbehrt überhaupt hier wenig, was zum höhern Lebensgenusse gehört.

Wenn ich Ihnen von hier aus Mehreres über die russische Leibeigenschaft schrieb, so hat dieß keinen Bezug auf das Land, in welchem ich mich gerade befinde. Denn es ist dieß der *Distrikt* der donischen Kosaken, oder das eigentlich sogenannte *Donland*. Dieß hat eine Menge von Privilegien und Freiheiten, wie nur irgend eines in Europa haben kann. Der donische Kosak ist freier und unbeschränkter Herr seines Eigenthums, er erwirbt was er Lust hat, übt Jagd und Fischerei so weit sein Eigenthum geht, und hat wenig oder gar keine Abgaben. Man findet daher viel Wohlhabenheit bei ihm, zumal er, wie ich eben vom Russen überhaupt sagte, haushälterisch und sparsam ist. Er liebt den Putz und macht bei feierlichen Gelegenheiten nicht geringen Staat.

Wie muthig er sey und welches Vergnügen er an der Jagd finde, besonders wenn einige Gefahr damit verbunden ist, davon will ich hier ein Beispiel erzählen. Ich war bei einem Gastfreunde an der Gränze des ekaterinoslawschen Gouvernements und des Donlandes. Zwischen beiden fließt der Donetz (kleine Don), welcher ins azowsche Meer mündet. Wir waren gerade am Ufer, als wir einen Kosaken einen Wolf jagen sahen, den

er in einem Eisen gefangen hatte, aus welchem sich das Thier zu befreien wußte. Jedoch war es dabei an einem seiner Läufe (Beine) so verwundet, daß es nur auf dreien ging, der Kosak verfolgte ihn mit einer Axt, konnte ihn aber nicht einholen und der Wolf suchte über den Fluß zu entfliehen. Der Kosak hatte schnell keinen Kahn bei der Hand. Zufällig befand sich einer von meinem Gastfreunde am jenseitigen Ufer. Er rief einige Entschuldigungen herüber und bat um die Erlaubniß, sich dessen bedienen zu dürfen, während er ihn schon losband und bestieg. Nun ruderte er aus Leibeskräften dem Wolfe nach, holte ihn mitten im Flusse ein und versetzte ihm mit seiner Axt einen solchen Hieb über den Kopf, daß er auf der Stelle todt war. Triumphirend zog er ihn aus dem Wasser und brachte ihn auf unsere Seite, um für den Kahn zu danken und das erlegte Thier zu zeigen.

Ein Anderer erzählte mir mit funkelnden Augen, wie er in ein Paar Wolfslagern in dem einen drei, im andern vier Junge gefunden habe. Ich bemerkte ihm, er habe sie doch sogleich weggenommen und getödtet! Da sah er mich ganz verwundert an, ungefähr wie ein recht eifriger Jagdliebhaber den ansehen würde, welcher ihn fragen wollte, ob er junge Hasen und Rebhühner, oder junge Rehe weggenommen und getödtet habe. Denn es ist die Wolfsjagd eine der Hauptvergnügungen der Kosaken.

Nachrichten von der Küste von Afrika.

Die Naval and Military Gazette theilt nachstehendes aus der Kapstadt vom 21 Januar d. J. datirte Schreiben mit, dessen Verfasser zwar nicht genannt, der aber höchst wahrscheinlich kein anderer ist, als der in diesen Blättern bereits öfter erwähnte, auf einer Reise in Afrika begriffene Kapitän Alexander.

„Ich erfülle mein Versprechen Ihnen von den Antipoden aus zu schreiben. Der Krieg mit den Kaffern erregt hier viel Lärm und Unruhe. Nach einer langen Reise hoffte ich, ehe ich nach der Ostküste aufbreche, hier einiger Ruhe zu genießen, als gerade in dem Augenblick, wo wir in der Simons-Bai vor Anker gingen, die Nachricht an Bord kam, daß die Kaffern in großer Anzahl über den großen Fischfluß gegangen seyen und einen verheerenden Einfall auf das englische Gebiet gemacht hätten; daß das Militär der verschiedenen Gränzposten sich auf Grahamstown zurückgezogen habe; daß die Kaffern die wehrlosen Pflanzer ermordet, ihre Pflanzungen angezündet, 80,000 Stück Hornvieh nebst 1500 Pferden und unzähligen Schafen weggetrieben hätten, und daß der Gouverneur nebst seinem ganzen Stab nach Grahamstown abgegangen sey. Da ich besondere Geschäfte mit N. abzumachen habe, so rüste ich mich mit Sr. Majestät Sloop Wolf nebst einigen Artilleriestücken zu Befestigung der jetzt ganz offenen und bloßgestellten Algoa-Bai abzufahren.

„Die Reise mit der Fregatte Thalia, dem Flaggenschiffe des Gegenadmirals Campbell, Marine-Oberkommandanten an der Küste von Afrika, war wegen der Menge von Punkten, die sie auf ihrer Fahrt nach dem Kap berührte, von besonderem Interesse. Es war eine Beobachtungsreise rund um die westliche Küste von Afrika, und wir kamen nach Madeira, Teneriffa, dem Gambia, Sierra Leone, Cape Coast Castle und Accra (an der Goldküste), Prinzen-Insel (Bucht von Biafra), St. Helena, Ascension und dem Kap.

„Wir verließen England am 10 September, und da wir allenthalben drei oder vier Tage verweilten, so war unsere Reise nichts weniger als ermüdend. Auf Madeira fanden wir die Landleute mit der Weinlese beschäftigt und ihre Füße mit Traubensaft gefärbt, weil man hier die Trauben mit den Füßen keltert. Wir besuchten den Coral, oder die große Schlucht, fanden den nördlichen Theil der Insel im Aufstande und die Konstitutionellen wegen Don Pedro's Tod muthlos. Zu Madeira trafen wir auch den Gouverneur von Bombay (Sir R. Grant) und das Dampfboot Dee, das wegen eines Gerüchts von einem Aufstande der Neger zu Tabago, Antigua u. s. w. nach Westindien eilte. Auf Teneriffa fanden wir den Handel stockend; auf der Insel herrschte wegen Mangel an Bäumen auf den Anhöhen eine allgemeine Dürre, und die Armen lebten seit vier Monaten von den Früchten der Opuntia, und aßen sogar die Rinde des Feigenbaums. Das Militär benahm sich sehr unhöflich gegen uns, denn seit der Zurücktreibung des unsterblichen Nelsons halten sie sich hier für Helden. Sechs unserer Offiziere und der Pfeifer des Admirals sprangen am Ende des Dammes (wo Nelson den Arm verlor) in das Wasser, und bemühten sich das Boot zu erreichen, das hier scheiterte, doch kam niemand ums Leben.

„Zu Bathurst am Gambia, wo Admiral Warren mit Admiral Campbell die Flaggen austauschte, war ich der einzige Offizier von der Fregatte, der ans Ufer kam. Ich erfuhr hier, daß auf dem 500 Meilen weit schiffbaren Gambia ein bedeutender Handel getrieben werden könne. Zu Bathurst fand ich nur 26 Engländer, worunter einige recht gute Leute, andere aber schon um 5 Uhr des Nachmittags betrunken waren, und die dann ihr Fieber und sonstiges Uebelbefinden wie gewöhnlich dem „höllischen Klima Afrika's" schuld gaben. Die von den Sklavenschiffen befreiten Neger werden jetzt am Gambia, und, befremdlich genug, mitten in Sümpfen untergebracht. Ich fand hier den einzigen noch lebenden Gefährten der Reisenden Oudney, Denham und Clapperton, den Zimmermann Hilman, ebenfalls am Gambia, der auch das Grab Bowdichs, des Reisenden nach Ashantee, ist.

„Zu Sierra Leone fand ich 50,000 freie und verhältnißmäßig gewerbfleißige Schwarze; doch fehlt es der Kolonie an einem bequemen Stapelplatze. Der Holzhandel lag dieses Jahr fast ganz danieder, weil den Vorsteher desselben, Herrn M'Cormick, ein Unglück betroffen hatte, und an dem kleinen Flusse Mitumba kein Holz mehr zu fällen übrig war. Der Gouverneur, Major Temple, war eben gestorben; er hatte den Meridian seines Lebens bereits überschritten, als er vor neun Monaten hieher kam, und wurde vom Fieber befallen, weil er während der Regenzeit beständig umherritt, und gegen den Rath der länger hier Lebenden sich mit dem Trinken nicht gehörig in Acht nahm. Ich besuchte die Gräber der fünf Gouverneurs, welche die Kolonie seit 1825 gehabt hat: Denham, Turner, Lumley, Sir P. Campbell und Temple.

„Die britischen Forts und Niederlassungen von Cap Coast, Dixcove, Annemaboe und Accra an der Goldküste befinden sich unter ihrem Gouverneur Maclean im besten Zustande, und der schlechte Ruf, den sich die Goldküste wegen der großen Sterblichkeit unter dem ausschweifenden afrikanischen Korps erworben hat, kommt den wenigen hier lebenden englischen Kaufleuten gut zu Statten, denn ihr Gewinn muß ungeheuer seyn. Von Cap Coast Castle allein betrug der Werth der Ausfuhr im vergangenen Jahre an Goldstaub, Palmöl, Elfenbein u. s. w. mehr als 200,000 Pfd. St. Zu Cap Coast Castle leben zwölf englische Kaufleute, vier zu Accra und ungefähr dieselbe Zahl zu Dixcove und Annemaboe. Die Ashantees sind ruhig, und wegen des trefflichen Benehmens des Gouverneurs Maclean den Engländern geneigt.

„Die Prinzen-Insel ist eine sehr fruchtbare Besitzung der Portugiesen; hohe malerisch und phantastisch geformte Felsen erheben sich inmitten einer üppigen Vegetation, allein man überläßt die Insel fast ganz der Natur, und der schlechten Verwaltung wegen bezieht das Mutterland keine Einkünfte von ihr. Die Bevölkerung beläuft sich auf 5000 Seelen, mit Ausnahme von 12 Lissabonern, lauter Negersklaven von der Küste. Ich ging baarfuß durch die Insel, von West-Bay bis nach Port Antonio, eine Entfernung von 10 Meilen, auf einem Pfade, der bergauf, bergab und durch Wasser führte, um mit dem Gouverneur zu sprechen. In St. Helena fanden wir die Bewohner in einem sehr zerrütteten und unbehaglichen Zustande, worüber eben an den König berichtet werden sollte. Die Insel wäre bedeutender Unternehmungen fähig, da aber die Bewohner von der ehrenwerthen Kompagnie ernährt und dadurch verwöhnt werden, so bringen sie nur wenig vor sich. Im Jahre 1829 kamen 500 und im Jahre 1831 600 Schiffe nach St. Helena. Im vergangenen Jahre kostete die Insel der Kompagnie 100,000 Pfd. St., ein ganz nutzlos verschwendetes Geld.

„Die Kolonie Ascension, unter dem Kommandant Bate, zählt 500

Seelen, theils befreite Sklaven, theils Weiße. Die Befestigungen sind sehr gut angelegt, und man arbeitet noch täglich daran. Das Klima ist gesund, weil es trocken ist; die Insel liegt bekanntlich nur 7° von der Linie entfernt. Wenn die Kasernen, Offiziersquartiere, Cisternen, Vorrathshäuser und Alles fertig seyn wird, so sollen 60 Marinesoldaten und 40 Neger die Besatzung bilden. Der Preis der Schildkröten auf Ascension ist 2 Pfd. 10 Sch. für das Stück; man fängt nichts als Weibchen, und alle sind im Durchschnitt 4 bis 500 Pfund schwer. Wo die Jungen eine solche Größe erreichen ist ein Geheimniß.

„Einen Monat lang erhielt ich ein Gemach unter dem untern Verdeck, unter Wasser, wo ich die Temperatur heiß und feucht fand; am Gambia zeigte das Thermometer 86° F.; später wurde mir jedoch eine Kajüte angewiesen.“

Das Gouvernement und die Hauptstadt Havannah auf der Insel Cuba.

(Schluß.)

Fabriken und Mannfakturen findet man sehr sparsam, so wie überhaupt der Gewerbfleiß auf dieser Insel noch auf seiner niedrigsten Stufe steht. Kaum trifft man (und auch dieß nur höchst nothdürftig) die unentbehrlichsten Künste und Handwerke an. Beinahe alle Lebens- und Kleidungsbedürfnisse werden aus Europa eingebracht, und nur wenige Zweige für den inländischen Erwerb bearbeitet. Gegen 400 Zuckermühlen sind jedoch fast beständig im Gange, welche vortrefflich raffinirten Zucker liefern, der dem holländischen und Hamburger gleichkommt, und wovon alle Jahre mehr denn 200,000 Centner nach Europa ausgeschifft werden. Auch gibt es einige Wachsbleichen, in denen weißes Wachs von der besten Güte verfertigt wird. In der Hauptstadt Havannah sind auch einige Tabaksfabriken, Schiffswerfte und Webereien in groben Zeugen. Die hiesigen Kolonisten sind unter allen spanischen in Amerika noch die fleißigsten und arbeitsamsten, besonders treiben sie den Handel mit dem unermüdetsten Fleiße und führen dabei eine sehr luxuriöse Lebensart, wozu ihnen ihre erworbenen Reichthümer hinlängliche Mittel an die Hand geben.

Wie wir schon vorhin bemerkten, wird die Insel Cuba in 2 Gouvernements getheilt, in das Gubernio de la Havannah, den westlichen Theil der Insel, und das Gubernio de la Cuba, oder den östlich liegenden Theil. Beide stehen unter einem Generalkapitän oder Gouverneur, welcher ehedem auch mit über Louisiana und Florida zu gebieten hatte, jetzt aber bloß über Cuba gesetzt ist und seinen Wohnsitz in der Hauptstadt Havannah hat.

Das Menschenkapital der ganzen Insel an Europäern, Negern, Kreolen, Mulatten, Mestizen und andern farbigen Leuten beträgt etwas über eine halbe Million. Indianer, oder ursprüngliche Bewohner, sind nur noch wenige mehr vorhanden. Ihre Vorfahren waren, wie aus Columbus Entdeckungsgeschichte bekannt ist, gutmüthige, furchtsame, friedliche, gastfreundliche Menschen, welche die verabscheuungswürdige Gewohnheit, die Gefangenen und überhaupt ihre Feinde zu essen, nicht kannten, folglich hierin von den häßlichen Karaiben sehr unterschieden waren. Sie verabscheuten den Diebstahl, Luxus, die Unkeuschheit und Falschheit, wurden aber von den Spaniern, wie überall, auf eine treulose und grausame Art behandelt und fast gänzlich ausgerottet. Die jetzigen Einwohner sind ganz andern Stammes und lauter fremde Ankömmlinge. Es leben unter ihnen sehr viele Spanier, auch Engländer und Franzosen. Die Zahl der Neger steigt über 50,000, und ihr Loos ist, wie allenthalben in Amerika, sehr traurig.

Die Einkünfte der Insel betragen, nach Abzug der Verwaltungskosten für die Krone beinahe 2½ Millionen Livres. Die Regierung gibt zum Anbau und Aufkauf des Tabaks auf der Insel jährlich 2,272,000 Livres aus; 1,550,000 Livres gehen für die Unterhaltung der Festungswerke auf, und 2,160,000 für die gewöhnliche Besatzung, welche nicht mehr als höchstens 10,000 Mann beträgt; 5,780,000 Livres endlich für die Marine, welche aus einigen Kriegsschiffen und mehreren Transportschiffen besteht.

Die Hauptstadt der ganzen Insel ist Havannah. Sie liegt unter dem 23 Gr. 12 Min. der Nordbreite, in dem gleichnamigen Gouvernement, der südlichen Spitze von Florida gegenüber, an der Nordwestküste, eine ansehnliche, feste und regelmäßig gebaute Stadt mit 2000 Häusern und mehr als 87,000 Bewohnern. Ihr Hafen ist einer der schönsten und geräumigsten in ganz Amerika, indem mehr als 1000 Schiffe in demselben sicher und bequem Platz haben. Er wird durch mehrere starke Batterien hinlänglich geschützt. Die Häuser sind alle von Stein, aber nur 1 Stockwerk hoch, wahrscheinlich zur Sicherheit bei etwa entstehenden Erdbeben. Die Straßen, welche des Nachts erleuchtet werden, sind gepflastert und nach der Schnur gezogen. Hier ist der Mittelpunkt des spanisch-amerikanischen Handels, der große Marktplatz für europäische und westindische Waaren aller Art, der Hauptsitz der Schifffahrt in diesen Gewässern, weßhalb auch große Magazine und Werfte hier angelegt sind, der Sitz des Generalkapitäns, so wie einer Generaladministration des Correos, d. i. des Oberpostamts. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich vornehmlich die Kathedralkirche, der Palast des Gouverneurs, das Findelhaus, das große See- und Landhospital, ein ansehnliches Schauspielhaus, das Coliseum zu Stiergefechten, welche, so wie die Hahnenkämpfe und Bäder, zu den vornehmsten Vergnügungen der Einwohner gehören, das Zeughaus, das Fort la Fuerza, so wie auch einige schöne Klöster und Magazine, nebst der Börse aus. Die Einwohner sind theils Europäer, theils Neger und Mulatten, welche guten Tabak verfertigen. Es werden hier nicht nur Kauffahrtei-, sondern auch Kriegsschiffe gebaut, zu welchem Ende ein besonderes Departement der Marine mit einem Kommandeur eingerichtet ist, welcher die Eskadre, Barlovento genannt, befehligt, die beständig hier liegt, theils zur Sicherheit der Küsten, theils zur Begleitung der abgehenden und ankommenden Flotten. Es ist hier auch eine sogenannte Universität — weiter nichts als eine gelehrte Schule — ein Seminarium, eine patriotische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Industrie und Künste, auch einige Armenanstalten. Der liebste Ergötzungsort der Einwohner ist die Almeda, eine schöne Gegend außerhalb der Stadt. Zur Vertheidigung der Stadt sind mehrere Kastelle und Batterien angelegt. Die vielen vornehmen und reichen Familien dieses blühenden Handelsplatzes machen einen großen Aufwand und vielen Staat. Der Hafen ist zu allen Zeiten mit vielen Schiffen besetzt, und der Handel beträchtlicher, als irgendwo in Amerika, weil er der Sammelplatz aller aus Mexiko nach Spanien zurückkehrenden Schiffe, so wie die Niederlage von allem Gold, Silber und Edelsteinen aus Mexico ist; daher findet eine starke Konkurrenz statt, und die Reichthümer dieser Stadt sind groß. So lange sonst die spanisch-amerikanischen Flotten im Hafen lagen, war hier eine immerwährende Messe.

Literarische Notizen.

Die durch die Reise des Kapitäns Roß neu angeregten Untersuchungen über den nördlichen Magnetpol haben einen Herrn Rudge veranlaßt, die bisherigen Beobachtungen über den südlichen Magnetpol fortzusetzen. Tasman bemerkte auf seinen Entdeckungsreisen in den Jahren 1642 und 1643 unter 42° 25′ s. Br. und 160° L. von Paris eine anhaltende Unruhe der gewöhnlichen horizontalen Magnetnadel. Nehme man nun an, daß der südliche Magnetpol damals in der Nähe dieser Stelle sich befand und seitdem gegen Osten zurückwich, so müsse derselbe sich, meint der Verfasser, jetzt etwa unter dem 43° s. Br. und südöstlich von Madagascar finden.

*

In Frankreich hat man kürzlich die Akten einer Untersuchung über den Stand des Handels aufgefunden, die im Jahre 1604 auf Befehl Heinrichs IV unternommen wurde.

*

In London ist von einem Herrn Lord eine Schrift über Algier und die benachbarten Staaten erschienen, welche die Geschichte der französischen Okkupation und die später erfolgten blutigen Gräuel mit starken Farben schildert, und die Folgen nachweist, welche die unkluge tyrannische Behandlung der Eingebornen bereits gehabt hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 173. 22 Junius 1835.

Reisen eines Hindu.

(Zweiter Artikel.)

Die Türkisminen in Nischapur.

Wir wählen aus einem andern Theil des Tagbuchs von Mohun Lal die Beschreibung der Türkisminen in der Nähe von Nischapur, die bis jezt nur aus der Reise von Fraser in Khorasan einigermaßen bekannt sind.

2ten Oktober. „Wir verließen das Dorf Maaden, und besuchten die Türkisgruben, welche zwei englische Meilen davon an dem Abhange eines Berges liegen. Der Weg steigt zuerst gelinde auf, und geht dann plözlich steil an die Oeffnung einer Höhle herab, welche durch die Ausgrabungen von Türkisgestein gebildet worden ist. Wir stiegen zwischen Haufen von Schutt und Felsstücken bis wir uns in völliger Dunkelheit befanden, man brachte bald Licht, und wir konnten die sonderbare Höhle untersuchen. Die Lage der Türkise in dieser Mine war nicht reichhaltig, und man sah sie nur an einigen Orten in kleinen Streifen im Gesteine hinlaufend, vermischt mit vielen Metallen, besonders mit Eisen. Wir sammelten einige Specimen und begaben uns dann nach andern Minen, die jenseits eines steilen Hügels in einem Thale liegen, in welchem man große Haufen von Schutt sieht, aus dem man die Edelsteine schon ausgesucht hat. Wir kamen in ein großes Zimmer von bedeutender Höhe, das mich an die arabischen Mährchen von Tausend und Eine Nacht erinnerte. Die Türkise fanden sich hier in großer Menge, theils in Adern an den Wänden hin, theils in Klumpen wie Trauben, und an der Deke war der Felsen in alle Farben des Lapislazuli von Badakschan gefärbt; diese blaue Farbe kommt vom Kupfer und gibt dem Stein einen scharfen Geschmack, wahrscheinlich kommt von dem Kupfer auch die Farbe der Türkise; wir bemerkten auch Alaun und eine gelbe Substanz wie Schwefel.

„Diese Mine ist seit einiger Zeit nicht bebaut worden, die Bewohner von Maaden begnügen sich unter den alten Fragmenten früherer Ausgrabungen zu suchen, um sich die Mühe und Kosten neuer Gänge zu ersparen. Wir besahen eine Menge alter Minen, und fanden endlich Eine die gerade bebaut wurde. Das Verfahren dabei war sehr barbarisch, die Arbeiter zerschlugen eine Menge von Edelsteinen oder übersahen sie, und auch hier begnügten sie sich fast immer mit den Resten aller Ausgrabungen, deren Schutt aus der Mine gebracht und untersucht wurde. Die Stücke, welche Edelsteine zu enthalten schienen, wurden ausgeschieden, und in einen Bach getragen, wo sie gewaschen und ausgetreten wurden; nach einigen Stunden erschien die blaue Farbe der Türkise, man kehrte den Schutt um und um, sammelte die Stücke die einigen Werth hatten, und warf sie in einen alten Schuh. Wir sahen keine von großem Werthe, und der ganze Ertrag war unbedeutend, obgleich für die Arbeiter, welche sie aus dem Gestein scheiden und poliren, der Gewinn noch ansehnlich genug ist.

Die Gruben sind gänzlich in den Händen der Bewohner von Maaden, welche keine Fremden zulassen, um den Ertrag unter sich allein zu theilen. Ihre Instrumente sind schlecht und unwirksam, so daß der wahre Werth der Minen sich nicht beurtheilen läßt, bisweilen werden die Gruben von Grundwasser überschwemmt und dann aufgegeben. Wenn man die Felsen mit Pulver sprengte und europäische Bergleute dazu anstellte, so könnte die persische Regierung einen bedeutenden Gewinn daraus ziehen; allein die Besitzer scheuen sich viele Kosten darauf zu verwenden, aus Furcht, daß der König und die Gouverneurs von Khorasan ihren Theil an dem Gewinn verlangen möchten; sobald ein Edelstein von großem Werthe entdeckt wird, schickt man ihn auf fremde Märkte, um ihn der Habsucht der Regierung zu entziehen, daher findet man auch in den Bazars von Meschhed nur selten einen guten Türkis. Die Bergleute kennen den Werth der Steine sehr gut, und wissen, daß ihre Farbe von dem Einfluß des Wetters leidet, so daß ein Türkis heute die beste Farbe haben und morgen ganz trüb seyn kann. Wenn sie ins Wasser getaucht werden, so nehmen sie eine schöne blaue Farbe an, und durch dieses Mittel werden Reisende oft betrogen. Die Steine werden immer in Partien verkauft, welche gute und schlechte Stücke enthalten, und deren definitiver Werth ungewiß ist. Die Bewohner von Maaden sind so eifersüchtig auf Fremde, daß sie sich verbergen, wenn jemand kommt, der die Gruben zu sehen wünscht, wie wir selbst erfahren haben. Die Art die Steine zu schneiden, ist sehr einfach, sie werden mit Einer Hand auf ein kleines Rad gedrückt, das mit der andern gedreht wird, bis sie hinlänglich polirt sind. Dann werden sie auf einen kleinen Stab mit Siegellack geklebt, und so zum Verkauf ausgesezt."

Die Börse von London.

(Fortsetzung.)

Bereits im Anfange des 18ten Jahrhunderts hatte sich die Zahl der Börsespekulanten und ihrer Unterhändler so sehr vermehrt, daß der ihnen zu den Zusammenkünften überlassene Raum in dem Bankgebäude zu enge und beschränkt geworden war, es mußte daher ein geräumigerer Vereinigungsplatz gewählt werden: zu diesem Zweck erhielt der sogenannte „Wechseldurchgang" die Beistimmung der Mitglieder dieser Börsenkorporation. Der außerordentliche Gewinn, der auf diesem neuen Mittelpunkt der Agiotage gemacht wurde, die eben nicht ehrenvollen Mittel, welche die Meisten zur Erreichung ihres Zweckes anwandten, und die Anmaßung und das insolente Benehmen der reichen Emporkömmlinge mußten um so mehr Aufsehen machen und Erbitterung erregen, als eine ähnliche Geschäftsbehandlung und Handlungsweise dem ernsten, überlegenden Charakter des Engländers bisher fremd geblieben war. Auch findet man in den Schriftstellern der damaligen Zeit genugsame Beweise, mit welchem Abscheu und Verachtung man diese Gesellschaft betrachtet. Der Eine nannte sie „eine teuflische Korporation," ein Anderer sagt: „das von dieser Gesellschaft befolgte System bestehe in der Kunst zu hintergehen und zu betrügen, und alles Gute was man allenfalls von ihren Mitgliedern sagen könne, wäre, daß sich vielleicht zwei rechtliche Männer darunter befänden;" ein Dritter macht den Vorschlag, das Nest zu zerstören und alle Lebende über die Klinge springen zu lassen. Dieses sind freilich Uebertreibungen im Geiste des Zeitalters, jedoch ist so viel ausgemacht, daß die Börsenspekulanten allgemein verachtet, und ihre Operationen der öffentlichen Wohlfahrt für sehr nachtheilig gehalten wurden.

Alle diese Angriffe dienten aber zu nichts, und nach Maßgabe der zunehmenden Verschleuderung öffentlicher Gelder, welche schon damals die Minister sich zu Schulden kommen ließen, erweiterte sich die Börse. Die Regierung sah sich zwar zuletzt durch die so laut als ernst ausgesprochene Volksmeinung gezwungen, die Operationen der Gesellschaft, welche im Geheimen von ihr begünstigt wurde, in gesetzliche Schranken zurückzuweisen, allein der Geiz, die Begierde, schnell und auf eine leichte Art Reichthümer zu erwerben, diese Leidenschaften sind zu erfinderisch und sinnreich, um nicht Mittel aufzufinden, die Gesetze des Landes zu umgehen, so daß alle jene angeordneten Beschränkungen erfolglos blieben. Die Gesellschaft vergrößerte sich fortwährend, und wählte ein anderes Lokal, den Passage-Sweeting zum Orte ihrer Zusammenkünfte. Das Kaffeehaus Gearaway hielt man besonders geeignet und passend zu Geschäftsverhandlungen; hier war der Eintritt gegen Erlegung eines kleinen Beitrags gestattet.

Diese aus so vielen reichen Geschäftsleuten bestehende Korporation hatte demnach ein sehr bescheidenes Lokal für ihre wichtigen Verhandlungen gewählt; als aber in dem denkwürdigen Jahre 1802 der Staat eine Anleihe von der ungeheuern Summe von 49 Mill. Pf. St. (über 580 Mill. Gulden) eröffnete, schien es denn doch diesen Männern, welche jener großen Finanzoperation zur Stütze dienten, endlich an der Zeit, aus der abgelegenen und dunkeln Stätte ihrer bisherigen Wirksamkeit hervorzutreten, und einen der Wichtigkeit und Größe ihrer Geschäftsverhandlungen würdigen Vereinigungsort zu wählen. Unter diesen Umständen und bei den veränderten Ansichten der Gesellschaftsmitglieder wurde die Aufführung eines Börsengebäudes in Vorschlag gebracht, dieser angenommen, Subscribenten gesammelt, und noch im nämlichen Jahre mit dem Bau an der gegenwärtigen *Börse* der Anfang gemacht. Zugleich ernannte man eine Kommission und einen Ausschuß von 30 Mitgliedern, und so gestaltete sich die ehemalige Gesellschaft zu einer regelmäßigen Korporation und zu einem wahrhaften Monopol. Es erfolgte nunmehr auch eine öffentliche Erklärung des Inhalts: „das Komité für die öffentlichen Geschäfte wird denjenigen Personen, welche es zur Aufnahme für geeignet betrachtet, den Zutritt zur Börse von London gegen Erlegung eines durch das Komité der Administratoren zu fixirenden Betrags gestatten, um daselbst die Geschäfte der Agiotage zu betreiben." (Siehe das Grundgesetz Nr. 37.)

Das Grundgesetz enthält ferner folgende Bestimmungen: es wird ein Präsident und ein Vicepräsident gewählt und ein Komité ernannt, dem die Verwaltung, Regie und Leitung der Geschäfte übertragen ist, mit Ausnahme jedoch der Geldverwaltung und der Aufsicht über die Börsegebäude. Die Börse hat auch ihre Reglements, deren Bestimmungen zum Theil sehr strenge sind. So ist jedes Mitglied dieser Korporation verpflichtet, den Berathungen über allgemeine Gegenstände, wenn es dazu aufgefordert wird, beizuwohnen; das Komité kann jedes *Mitglied* schlechter Aufführung wegen ausschließen; Fremden, *welche nicht* naturalisirt sind, ist die Aufnahme versagt, es sey denn, daß sie sich fünf Jahre lang ununterbrochen in England aufgehalten haben; ein Mitglied, das andere Geschäfte als diejenigen der Börse übernimmt, hört auf ein Mitglied der Börsegesellschaft zu seyn.

Mit der Aufnahme sind viele Förmlichkeiten verknüpft. Der neu Aufzunehmende erscheint vor dem Präsidenten des Komités, ist es ein Engländer mit drei oder vier, Fremde mit fünf Mitgliedern der Gesellschaft; der Präsident richtet mehrere Fragen an den Kandidaten, dessen Antwort in das Protokoll eingetragen wird, als: „Ist dieses Ihre Unterschrift?" — der Präsident *zeigt* ihm seinen Brief, worin er sich zur Aufnahme meldet; — „*Sind* Sie ein Eingeborener? Sind Sie majorenn? Sind Sie bereits Mitglied einer Gesellschaft." — An die Begleiter des Kandidaten werden ebenfalls verschiedene durch das Reglement vorgeschriebene Fragen gerichtet, z. B.: „Haben sie von dem Empfohlenen eine Entschädigung direkt oder indirekt angenommen, oder werden sie in der Folge eine solche von ihm annehmen?" — In dem Empfehlungsbriefe der Börsemitglieder verdient folgende Stelle bemerkt zu werden: „wir empfehlen den Hrn. N. als einen Mann, der würdig und fähig ist zur Aufnahme in die Gesellschaft der Börse von London, und verpflichten uns, im Fall derselbe seine Verbindlichkeiten, sey es gegen diese Börse oder gegen jede fremde Börse nicht werde erfüllen können, zwei Jahre vom Tage der Aufnahme gerechnet, seinen Gläubigern 300 Pf. St. (3500 fl. Rhein.) zahlen zu wollen."

Die meisten durch das Reglement vorgeschriebenen Förmlich-

keiten, wovon hier nur wenige mitgetheilt sind, mögen immerhin kleinlich und lächerlich erscheinen, so hat dessen ungeachtet die Börse von London durch ihre Statuten, Reglements, und die Art und Weise der Aufnahme sich zu einem ausschließlichen und politischen Verein von hoher Bedeutung erhoben, und troß dem, daß die öffentliche Meinung dieser Korporation stets entschieden entgegen war, hat sie nicht aufgehört sich und ihren Einfluß fortwährend zu vergrößern, so daß sie in der That bei der Regierung in einigem Ansehen steht, und sogar im Hause der Gemeinen ihrer günstig Erwähnung geschah. Bei Gelegenheit der Zinsenreduktion der britischen Nationalschuld begab sich die mit diesem Geschäft beauftragte Kommission mit einer gewissen Feierlichkeit in das Börsenlokal, und die Bank von England sandte einige Abgeordnete, um die Börsekorporation von allen Einzelnheiten der projektirten Finanzoperation in Kenntniß zu setzen. Aus den großen Summen, welche seit dem Jahre 1802 bis zu dem Frieden von Paris von der Regierung vermittelst der Bank von England angeliehen wurden, läßt sich der Antheil abnehmen, den diese Korporation von ungefähr 700 Mitgliedern daran gehabt haben mag, alle vermögende Klassen der Gesellschaft in England dahin zu vermögen, ihr baares Geld herzugeben, um Staatspapiere dagegen einzutauschen.

Man hätte erwarten sollen, daß nach dem Frieden, wo die Finanzoperationen der Regierung und der Bank beendigt waren, der Einfluß der Börse abnehmen würde; dem geschah nicht also, vielmehr wurde dieser Gesellschaft ein unermeßliches Geld, durch das neue System der Anleihen und Renten, welches die Kontinentalmächte angenommen hatten, eröffnet. Geschäftsleute, die vormals nicht weiter als von ihrer demüthigen Wohnung auf die Börse, und von da wieder nach Hause gekommen waren, durchflogen nun mit Kourierpferden die Räume, welche London von Paris, Madrid von St. Petersburg trennen. Die französischen Renten und die Cortesbons von Spanien, die Obligationen von Rußland, Oestreich, Preußen und Portugal verkauften sich in London eben so leicht als früher die englischen Konsols und andere Staatseffekten des Landes. Die angesehensten und einflußvollsten Mitglieder der Börse versicherten, daß alle jene fremden Schuldverschreibungen vollkommenes Vertrauen verdienten, und daß sie für Zahlung der Dividende hafteten. Was war unter solchen Umständen natürlicher, als daß die Spekulanten und Käufer den fremden Effekten, wobei der Gewinn sehr groß war, gegen die weit geringeren Dividenden der englischen Fonds, den Vorzug gaben. Also wurden in dem kurzen Zeitraume von sieben Jahren, 1822 bis 1829, die ungeheure Summe von 72,694,571 Pf. S. (848,103,328¹/₃ fl.), welche die Staaten des Festlandes in London angeliehen hatten, durch die Vermittelung und den Einfluß der Gesellschaft der Londonerbörse, negociirt.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

Kein Reisender, der je in Vermont (Nordamerika) war, wird die „Grünen Berge" vergessen haben; eine lange Gebirgskette, die sich von Norden nach Süden durch die ganze Länge des Staates hinzieht, und von ihren grünen Abhängen viele tausend perennirende Flüsse und Bäche herabsendet, um das schöne Land zu bewässern, und den obern Connecticut und den Champlain-See zu speisen. Hie und da längs des wellenförmigen Rückens der Kette sieht man eine hohe, scharfe Spitze von grauem Granit über die abgerundeten, waldbedeckten Gipfel sich erheben, sonst aber bietet das ganze Gebirge den Anblick einer ungeheuren Waldmasse, wo jeder Abhang, jedes Joch und jede Schlucht von üppiger Vegetation verschleiert ist. Auf und ab fällt der Blick wohl auf Stellen, welche die Anwesenheit des Menschen verrathen, doch sind deren nur sehr wenige; so schaut z. B. gegen Süden ein kleines hinter den Bäumen halb verstecktes Dorf mit seinen weißen Häusern und seinem Kirchthurm aus dem düstern Wald wie ein Stern in dunkler Nacht hervor, gegen das nördliche Ende des Staates aber findet der Reisende nichts als die einsame Blockhütte des Ansiedlers, von einem Maisfelde und einem Dutzend mit geschwärzten Baumstöcken besetzten Acres Landes umgeben, wo sich ein Dutzend flachsköpfiger Kinder herumtummelt, die wie aus den Wolken herab in diese undurchdringliche Wildniß gefallen zu seyn scheinen.

Die wilden Thiere des Landes sind durch die Jäger und den immer weiter um sich greifenden Anbau aus ihren frühern Schlupfwinkeln an den Ufern der Flüsse und in den Niederungen vertrieben worden, und haben Schutz in den dunkeln Waldungen der grünen Berge gesucht. Hier hausen in Dickichten, die noch nie der Fuß des Menschen betreten, der Bär, der Panther, der Wolf und der Damhirsch, und ganze Heerden von Füchsen verbreiten auf den Hühnerhöfen, ja wohl auch unter den Lämmern der Ansiedler Verwüstung und Schrecken. Bären und Panther sind minder häufig, die Wölfe aber haben sich so furchtbar vermehrt, daß die Regierung einen Preis für jeden bezahlt, der erlegt wird.

Vor einigen Jahren brachte ich die schöne Jahreszeit mit einem Ausfluge auf das Land hin, und hielt mich in einem kleinen Dorfe an der westlichen Seite dieser Gebirge auf. Die wilde Scenerie der Gegend hatte einen ganz eigenen Reiz für mich, und ich ergötzte mich mehrere Tage lang damit umher zu streichen, um diese ungeheuren Waldungen und die riesigen Schatten zu betrachten, die sie in das Thal warfen, wenn die Sonne hinter ihnen hinabsank.

Da es Rothwild im Ueberflusse in der Gegend gab, so erwachte endlich meine Jagdlust, und ich entschloß mich einen weidmännischen Zug auf das Gebirge zu unternehmen, an dessen Fuß das Dörfchen lag. Du mußt, dachte ich, einen Hirsch schießen, und sollte dir etwa ein Bär aufstoßen, dann wehe ihm! Das Fell nimmst du dann mit nach Boston. Kommt dir etwa gar ein Wolf in den Schuß, um so besser, dann entschädigt dich die Prämie der Regierung für deine Auslagen für Pulver und Blei. Mit diesen Gedanken entlehnte ich von meinem Wirth eine Flinte und machte mich an einem schönen Morgen auf den Weg. „Gar Mancher, sagt Sancho Pansa, schwatzhaften Andenkens, geht aus um Wolle zu holen und kommt geschoren nach Hause;" ob es mir auch so ging, will ich jetzt noch nicht verrathen.

Die Hirschjagd in diesen Gegenden ist bekanntlich ein ganz anderes Ding als bei uns in England; da stolzirt man nicht zu Pferde einher, sondern muß sich vielmehr auf steilen Pfaden mühsam durch dichte Wälder arbeiten und im Gebüsche versteckt lautlos harren, bis das Thier vorüberzieht. Ja nicht einmal einen Hund darf man bei sich haben, denn das Geräusch, das dieser macht, würde das Wild unfehlbar verscheuchen; ich ließ demnach den meinigen bei meinem Wirth zurück und nahm nichts mit mir als meine Flinte.

Das Gebirge, welches ich zum Schauplatz meiner weidmännischen Thaten ausersehen hatte, war eine regellos auf einander gethürmte Masse von Anhöhen, deren Gipfel sich ziemlich weit über alle Höhenpunkte der Kette erhob. Der ganze Berg war, mit Ausnahme des felsigen Gipfels und der steilen Wände einiger Schluchten, in denen Waldströme brausten, dicht mit Waldung bedeckt. Auch fanden sich am südlichen Abhange einige lichte Stellen, wohin die Ansiedler ihr Vieh auf die Weide trieben, und zu denen ein durch das Dickicht gehauener Fußpfad führte. Oberhalb derselben war Alles dichte Wildniß, obschon kaum noch kennbare Spuren zeigten, daß der Gipfel, der eine weite Aussicht über das Land bot, schon vor mir besucht worden war.

Die Sonne war zwar aufgegangen, aber noch nicht sichtbar als ich aufbrach; noch lag sie hinter der östlichen Seite des Gebirgs verborgen.

das vor mir emporstieg, und eine dunkle Schattenmasse bildete die scharf abgeschnittene Gränzlinie des Glanzes, der am Horizont hinter dem Berge aufzutauchen begann. Nicht eine einzige Wolke war an dem reinen Himmel sichtbar, und nur ein dünner Nebelschleier, von der warmen Morgenluft aus den Niederungen aufwärts gezogen, ballte sich in weiße Flocken zusammen, die an den düstern Abhängen des Gebirgs hinschwammen. Als die Sonne höher stieg, sammelten sich diese Flocken um den Gipfel und glühten in dem Feuer der goldenen Scheibe, die jetzt am Saume der Höhe sichtbar wurde; im nächsten Augenblick aber trat die Sonne vollends hervor, die dunkeln Schatten der Wälder flohen, die Abhänge glänzten in frischem Grün und die goldene Krone des Gipfels zerrann in der Luft.

Noch war es früh am Tage und immer noch stieg ich aufwärts. Glücklich über die Schlucht gelangt, verfolgte ich emsig meinen Weg zum Gipfel, fand jedoch den Pfad immer steiler und rauher. Die gewaltigen Eichen, Buchen und Ahornbäume, welche den mittlern Gürtel des Bergs bedeckten, begannen allmählich zu verschwinden, und nichts war zu sehen als vorragende scharfe Felsen von niedern Birken, Tannen und Fichten umhüllt. Durch diese unwegsame Wildniß bahnte ich mir einen Pfad von einer Felsenspitze zur andern; weder Wild noch Vögel waren in diesen Höhen zu sehen, die Bäume schwanden, je höher ich stieg, zu bloßem Zwergholz zusammen, der Boden wurde immer kahler, und bald war der Felsen von nichts mehr als Moos und einzelnen Grasflecken bedeckt. Nach vieler Anstrengung erreichte ich endlich den Gipfel des Bergs, der, obschon er von unten betrachtet eine scharfe Spitze zu seyn schien, sich dennoch hier als ein glatter, abgerundeter grauer Granitblock von fast einem Acre Flächeninhalt darstellte.

Die Aussicht war so herrlich, daß ich lange in ihrem Anschauen versunken da saß, bis endlich die sinkende Sonne mich erinnerte, daß es Zeit sey den Heimweg zu suchen. Als ich den Gipfel hinabstieg, wurde ich von dem Anblick einer dünnen weißen Wolke überrascht, die sich in diesem Augenblick auf gleicher Höhe mit der Spitze des Bergs in der Luft zu sammeln begann. Während ich so auf sie hin blickte, wurde sie immer größer und dunkler, und bewegte sich gerade auf mich zu. Ich eilte abwärts, die Wolke überholte mich aber, und ehe zwei Minuten vergingen, war der ganze Gipfel des Bergs in einen dichten Nebel gehüllt. Jetzt konnte ich kaum auf zehn Schritte vor mich sehen, und Alles, was mir jetzt zu thun übrig blieb, war, auf einem Pfade fortzutasten, der sich kaum bei hellem Wetter deutlich unterscheiden ließ. Es war natürlich, daß ich ihn bald verlor, und einer Oeffnung im Gehölze folgend, die ich für den Pfad hielt, die mich aber bald an das Bett eines Waldstroms führte, das in einen Abgrund auslief, eine andere Richtung einschlug. Ich versuchte wieder umzukehren, da jedoch der Nebel immer stärker wurde, so gerieth ich immer tiefer ins Dickicht, und konnte bald nicht mehr unterscheiden, ob ich mich an der östlichen oder westlichen Seite des Bergs befände. Jede Anhöhe, die mir in den Weg kam, klimmte ich empor, in der Hoffnung, von ihr aus irgend eine bekannte Stelle zu erblicken, die mich auf den rechten Pfad führen könnte, aber vergebens; der Nebel war so dick, daß alle meine Mühe ohne Erfolg blieb.

Meine Lage wurde jetzt sehr unbehaglich, und bald begannen düstere Gedanken in mir aufzusteigen. Der Abend nahte mit starken Schritten, und entdeckte ich den rechten Weg nicht bald, so blieb nichts übrig als die Nacht auf dem Gebirge zuzubringen. Ich war sehr leicht gekleidet, und eine Nacht auf den Bergen pflegt nicht warm zu seyn; schon jetzt wurde es ziemlich kühl, und mein Appetit stieg in diesen hohen Regionen fast bis zum Heißhunger. Ach, dachte ich, indem ich um mich blickte, du befindest dich da an einem Orte, wo du nicht essen wirst, wohl aber gegessen werden kannst, und legst du dich hier schlafen, so könnte es leicht kommen, daß dich ein hungriger Bär unsanft aufweckte. Ich ging also vorwärts, in der Hoffnung, der Nebel werde sich endlich zerstreuen, aber vergebens; er lag fest auf dem Gebirge. Ich lief hin und her, war jedoch meines Weges nicht sicher, und wußte nur so viel, daß ich bergab ging.

Die Dämmerung brach jetzt herein, die Schatten des Abends umhüllten mich und jede Hoffnung zur Heimkehr war für heute verschwunden. Ich sah mich daher endlich nach einem bequemen Platze um, wo ich mein Nachtlager aufschlagen könnte. Zuerst fiel meine Wahl auf einen Baum, wo ich zum mindesten Schutz gegen wilde Thiere zu finden hoffte, allein der kalte Wind, der sich erhob, mahnte mich dringend ein heimlicheres Plätzchen zu suchen. Endlich entdeckte ich eine schmale von Bäumen freie Vertiefung im Felsen, und tief genug mich vor dem Winde zu schützen. Die Höhlung war mit Moos und abgefallenem Laube bedeckt, und hier beschloß ich die Nacht bei einem Feuer hinzubringen.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug eines Schreibens
des Herrn August Sakakini an Herrn Jomard.*)

Tunis, den 24 December 1831.

Seit meiner Ankunft zu Tunis habe ich die Bekanntschaft des Herrn J. B. Hanegger gemacht, Architekten und Professor der Alterthumskunde aus Donaueschingen im Großherzogthume Baden.

Dieser in Europa wohlbekannte Reisende hat sich nach der Regentschaft begeben, um die allgemeine Statistik derselben und topographische Plane aufzunehmen. Er befindet sich seit 2½ Jahren zu Tunis.

Gewissenhaft und unermüdlich, wie Herr Hanegger ist, wollte er nichts niederschreiben, was er nicht selbst gesehen, gehört und beurtheilt hätte. Am 12 Mai (1831) reiste er, von einigen Personen seiner Gesellschaft und sechs Soldaten des Beys begleitet, mit dem Entschlusse ab, die ganze Regentschaft zu besuchen; allein vier Monate nach seiner Abreise war er genöthigt nach Tunis zurückzukehren, ohne seinen Plan ganz ausgeführt zu haben. Er war bis zu den Gebirgen des Atlas gekommen, die gegen Osten den Staat Tunis, gegen Westen aber das Gebiet von Constantine begränzen, und von den Arabern Gebel Memsche (ohne Zweifel eine Verstümmlung des ihnen von den Römern beigelegten Namens Mampsaris) genannt werden. Ungefähr 500 Meilen **) von Tunis entfernt, und unter dem 28° der Breite, liegt am Fuße des gedachten Gebirges eine kleine Stadt mit etwa 3000 Einwohnern, Themuhkça genannt, in welcher Herr Hanegger lateinische Inschriften fand, die ihn vermuthen ließen, daß sie dem alten Themisa angehörten, dessen ehemalige Stelle er aus Trümmern und Gräbern erkannte, die sich westlich von der neuen Stadt befinden. Der Name dieser letztern, der mit dem Worte Themisa fast identisch ist, scheint diese Vermuthung zu bestätigen.

Um sein statistisches Werk, das aus sieben mit vielen Zeichnungen von Pflanzen, Vögeln u. s. w. bereicherten Foliobänden bestehen wird, zu vollenden, wird Herr Hanegger bald eine zweite Reise unternehmen. Sobald er seine Arbeit, die er gegen die Mitte des nächsten Jahres zu Stande zu bringen hofft, nach Europa abgesendet hat, will er, so viel möglich in gerader Richtung, von Tunis aus durch Afrika nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung reisen.

Seiner ausgebreiteten Kenntnisse und seiner Liebe zu den Wissenschaften ungeachtet hat Herr Hanegger dennoch die Unterstützung der geographischen Gesellschaft für diese lange beschwerliche Reise nöthig, die, wenn er sie glücklich zurücklegt, eine große Lücke in der Geographie ausfüllen und von allgemeinem Nutzen seyn würde. Ich wende mich deßhalb an Sie, um Sie zu bitten, der geographischen Gesellschaft das Gesuch zu stellen, meinem Freunde mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Herr Hanegger hat mir versprochen, der Gesellschaft noch vor Herausgabe seines Werkes einen gedrängten Auszug desselben zu übersenden, dem er einige Karten, Plane und Zeichnungen beifügen wird.

Literarische Notiz.

Eine Frau Ellet aus New-York hat kürzlich eine Tragödie Teresa Contarini herausgegeben, die günstig aufgenommen wurde, und viele interessante Scenen und poetische Schönheiten enthalten soll. Die Dame wird überhaupt als eine der talentvollsten Schriftstellerinnen in Amerika geschildert.

*) Mitgetheilt im Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris.

**) Diese Zahl ist entschieden zu hoch, wenn nicht englische Meilen darunter zu verstehen sind, dann aber ist die Angabe zu gering. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 174. 23 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

Dritter Brief.

Ekatherinoslaw.

Wenn man ein russisches Gouvernement durchreisen will, so bedarf man gewöhnlich viele Tage, und dennoch sind die hiesigen, im Vergleich zu den nordöstlichen nur ganz kleine Distrikte. Das, aus dessen Hauptstadt ich Ihnen hier schreibe, gehört zu den größern des hiesigen Theiles der ungeheuren russischen Monarchie, und es hat vom südöstlichsten Winkel an bis in den nordwestlichsten eine Ausdehnung von ungefähr 100 deutschen Meilen. Seine größte Breite beträgt etwas über 50 deutsche Meilen, und es ergibt sich hieraus ein Quadratinhalt von nahe an 3000 Meilen, so daß, wenn dieses Gouvernement so bevölkert wäre, wie es der Lage und dem Reichthum seines Bodens gemäß seyn könnte, es eine Bevölkerung von wenigstens neun Millionen zu ernähren im Stande wäre, wogegen es jetzt kaum den dritten Theil so viel zählt, obgleich es zu den stark bevölkerten Gouvernements zu zählen ist. Es bildet also ein solches gleichsam einen großen Staat für sich, und man bekommt, wenn man dieß bedenkt, einen Begriff von der Macht des Gouverneurs eines solchen Landstrichs, zumal wenn man bedenkt, wie unumschränkt in manchen Fällen diese Macht ist, da er das Staatsoberhaupt vertritt, und wegen der Entfernung vom Throne nur schwer zur Rechenschaft zu ziehen ist. Jedes Gouvernement hat als höchste Gerichts- und Regierungsbehörde einen Civilgouverneur, zwei, oftmals auch drei stehen in militärischen Angelegenheiten unter einem Militärgouverneur, dessen Macht in seiner Art fast noch ausgedehnter ist, wie die des erstern.

Da ich eben vom Militär spreche, so sage ich Ihnen auch ein Paar Worte über die Stellung der Mannschaft für dasselbe. In Beziehung auf die Leibeigenschaft stellen Sie Sich wohl schon von selbst vor, daß die Grundherrn einzig und allein es in ihrer Willkür haben, wen sie von ihren Leibeigenen zum Rekruten geben wollen. Von Seiten der höchsten Landesbehörden ergeht an die Militärgouverneurs der Befehl, wie viel Rekruten auf eine gewisse Seelenzahl zu stellen sind. Nun ist es aber überaus schwierig, bei der bestehenden Verfassung in Rußland die Seelenzahl genau auszumitteln. Denn da jeder Leibeigene für einen Besitzer, wie ich Ihnen früher geschrieben habe, einen bedeutenden Werth hat, so liegt es in der Natur der Sache, daß er ihn nicht gerne zum Soldaten hergibt, weil er ihn dadurch auf immer verliert. Nun werden zwar zuweilen Zählungen vorgenommen, die aber, wie Sie aus Nachfolgendem wohl leicht entnehmen werden, in hohem Grade unbestimmt bleiben. Der Gutsherr in Rußland ist in seinem Eigenthume fast eben so Souverän, wie der in Ungarn, und wenn er auch von Seiten der Landesregierung Befehle entgegennehmen und sich nach den Landesgesetzen fügen muß, so nimmt er es damit nicht allzu genau. Hat nun die Kommission, welche aus einigen Offizieren und einem oder zwei Civilbeamten besteht, den Auftrag, die Seelenzahl aufzunehmen, und kommt bei einem dergleichen Gutsherrn an, so läßt sich dieser wenig aus seiner Ruhe und aus seinem Gleichmuth bringen. Man fragt ihn, wie viel Seelen er habe. Er antwortet ganz gleichgültig: das weiß ich nicht. Man dringt weiter in ihn und nun läßt er seinen Oberbeamten kommen, welchem die gleiche Frage vorgelegt wird. Dieser hat gleiches Interesse wie sein Herr, und entschuldigt sich ebenfalls mit Unwissenheit. Wird nun diese Verweigerung einer bestimmten Auskunft hartnäckig fortgesetzt, so erfolgen Drohungen, die aber wenig fruchten. Nun werden die Ortsvorsteher (bei uns Schulzen genannt) vorgefordert. Diese behaupten ebenfalls nicht genau zu wissen, wie viel Seelen in ihrem Dorfe sind. So bleibt denn endlich nichts übrig, als das Volk sich auf einem Platze versammeln zu lassen, zu dem Ende die Häuser zu durchsuchen und die Zählung selbst vorzunehmen. Mittlerweile aber sind eine Menge männlicher Individuen entfernt und in den Wald auf Arbeit oder bloß ins Versteck geschickt worden. Das Volk bietet dazu gern die Hand, da es hierin das Mittel sieht, von dem so sehr gefürchteten Soldatenstande befreit zu bleiben. Aus allem dem geht klar hervor, wie unzuverlässig in Rußland die Volkszählungen sind, und daß das Land unstreitig bei weitem mehr Einwohner zählt, als die statistischen Nachrichten angeben.

Ich muß, da ich unvermerkt wieder auf die Leibeigenen gekommen bin, noch etwas von ihnen sagen. Bei dem eben nicht beneidenswerthen Loose welches sie haben, ist es nicht sehr zu verwundern, wenn sie sich demselben zu entziehen suchen. Dieß kommt häufig vor, und sie entlaufen ganz auf dieselbe Art, wie ehemals, als noch die strenge Disciplin herrschte, bei uns die Soldaten. Gelingt es einem solchen Individuum bis in ein

anderes Gouvernement zu entkommen, so kann es sich ziemlich für gesichert halten. Indeß währt diese Sicherheit doch auch nicht immer, und sie werden oftmals noch nach mehrern Jahren entdeckt und ausgeliefert. Denn man hat bestimmte Auffpüerer, welche eine Art von Gendarmerie im Lande bilden, und die alle entflohenen Leibeigenen, wenn sie entdeckt werden, an ihre Herrn ausliefern und dafür eine gewisse Prämie bekommen. Diese ist ziemlich hoch und reizt jene Auffpüerer zum Suchen und Nachforschen. In der Regel verdingt sich ein solcher Entflohener, sobald er sich sicher glaubt, an einen Landmann, der auch, wie ich früher schrieb, Leibeigener ist, als Knecht, und genießt während dieser Zeit dem Namen nach das Recht eines Freien. Wird er aber entdeckt und ausgeliefert, so folgt nicht allein die gewöhnliche Ruthenstrafe, sondern sein Loos ist auch ungewöhnlich hart, und er wird zu Allem angewandt, was nur von Arbeit Schweres und Drückendes vorkommt.

(Schluß folgt.)

Die Börse von London.

(Schluß.)

Den Handel mit fremden Staatspapieren, der von geachteten Mitgliedern der Börse sowohl als von einer großen Menge Spekulanten aus allen Ständen an der Londoner Börse betrieben wurde, hatten die Gründer derselben unmöglich vorher sehen können, daher war denn auch hinsichtlich der Operationen keine reglementarische Bestimmung vorhanden, die als Richtschnur hätte dienen können. Um diesen fühlbaren Mißstand aus dem Wege zu räumen, ergriffen einige thätige Mitglieder von Einfluß die Initiative, und entwarfen einen Plan, dessen Zweck dahin gerichtet war, den Gewinn von den Fremden-Anleihen zu monopolisiren. Dieser Plan ward vorgelegt, und dann in wenigen Stunden durch die Subscribenten beschlossen und angeordnet, daß neben dem bestehenden Börsengebäude noch eine Fremden-Börse, gänzlich von jener ältern Anstalt abhängig und im Interesse derselben, errichtet werden sollte. Die Fremden-Börse erhielt nunmehr ihre Statuten, ihre Reglements und ihr eigenes Comité, das in Betracht von allgemeinen Geschäften dem großen Comité untergeordnet ist. Durch diese gemäßigten und klugen Maßregeln fanden sich alle unvorhergesehenen, aber auch die gewinnvollen Operationen unter die einsichtsvolle Censur des alten Comité's gestellt.

In Folge dieser Einrichtung hat die Korporation der englischen Börse jenen unermeßlichen Einfluß erlangt, den man ihr heute zugestehen muß, nämlich den Papiermarkt nicht nur in England, sondern in allen Wechsel- und Handelsstädten der Welt zu reguliren und zu beherrschen. Es ist jetzt nicht möglich, irgend eine bedeutende Finanzoperation zu vollziehen, ohne vorher sich mit dem Comité der Börse darüber zu berathen, und dessen Beistimmung erhalten zu haben. Die ehemaligen Agenten der Bank von England sind nunmehr ihre Obern geworden, und die einfache Entscheidung eines Comité, dessen Mitglieder außerhalb ihrem Geschäftskreise völlig unbekannt sind, hat mächtigern und größeren Einfluß auf den Erfolg von projektirten Anlehen und beabsichtigten Finanzmaßregeln, als alle Decrete der europäischen Souveräne zusammengenommen.

Die mächtige Einwirkung der Londoner Börsenkorporation beschränkt sich nicht allein auf Europa, sie dehnt sich auch auf Amerika aus. Die Kriegsheere der Bolivar, San Martin, O'Higgins u. a. wurden gekleidet, ausgerüstet, bewaffnet und besoldet durch Hülfe dieser Börsengesellschaft, wie denn auch die spanischen Amerikaner dieser Korporation sowohl ihre Unabhängigkeit als auch ihre beständige Anarchie zu verdanken haben.

Es ist unbestreitbar, England würde niemals in diese weit entfernten Ländereien nahe an 54 Mill. Pfd. St., ungerechnet 6,215,870 Pfd. St. für die Bergwerksunternehmungen, ohne die Dazwischenkunft und den unermüdlichen Eifer dieser Börsengesellschaft gesandt haben. Was die Letztere (die Bergwerke) betrifft, hatte die Schwindelei und die Hirngespinnste der unerschöpflichen Reichthümer, welche im Schoße der amerikanischen Berge verborgen seyen, deren Auferstehung durch die kraftvolle Wünschelruthe des englischen Goldes bewirkt werden sollte, seinen Culminationspunkt im Jahre 1824, also zu einer Zeit erreicht, als die Zahl der Mitglieder der Londoner Börse auf eintausend Personen gestiegen war. Ueberall in der Stadt, auf dem Bureau und in den Salons der Pairs, unter dem Säulengange des Hauses der Gemeinen und in der Sacristei der Kirche, von einem Ende der Stadt zum andern, kaufte und verkaufte man die von der Börsen-Committee emittirten Coupons. Die Schwindelei war zuletzt auf den Punkt gestiegen, daß man willig den ursprünglichen Subscriptionspreis fünffach bezahlte. Wer hätte es sich vor 100 Jahren träumen lassen, jene Gesellschaft der Passage Sweeting werde in einer Entfernung von 1000 Stunden von England Armeen gegen Armeen ins Feld rücken lassen, und in Folge der nämlichen Operationen, wodurch sie dieses bewerkstelligte, ihr Privateigenthum von 100 auf 500 zu erhöhen!

Zu was haben nun alle Angriffe und Anschuldigungen von Immoralität, Hinterlist und Betrug, mit denen man die Korporation der Londoner Börse zu vernichten wähnte, genutzt? Die Gesellschaft verfolgte nichts desto weniger mit Beharrlichkeit und Konsequenz den von ihr eingeschlagenen Weg, ohne jene leidenschaftlichen Angriffe weiter zu beachten, und die Regierung konnte nicht umhin, bei dem einmal angenommenen System der Anleihen, sich ihres Einflusses und Beistandes zu bedienen. Viel reiche und unabhängige Familien sind übrigens aus dieser Gesellschaft hervorgegangen, wovon Einige geadelt wurden, als diejenige der Lords Eardley, Dudley ꝛc., der Lady's Say und Sele, die Enkel des berühmten Juden Gideon u. a.; die Namen Ricardo, Bailey, Gomportz sind auch in der Gelehrten-Welt sehr vortheilhaft bekannt.

Seitdem die übertriebenen Spekulationen jenseits des atlantischen Oceans einen so unglücklichen Ausgang nahmen, ist die Börse im Vertrauen des Publikums gesunken; die Zahl der Gesellschaft-Mitglieder verminderte sich auch dermaßen, daß deren eine Zeit lang nur noch gegen vierhundert blieben. In diesem Augenblick zählt man wieder beiläufig 600 Mitglieder. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Mitglieder jüdischer Nation

sich stets gut an der Börse erhalten, und verhältnißmäßig ihrer sehr Viele die eingegangenen Verpflichtungen ehrenvoll erfüllt haben. Uebrigens hat die Korporation der Börse von London nicht aufgehört einen außerordentlich großen Einfluß auf alle finanzielle Transaktionen und ein absolutes Monopol auszuüben. Die Gründer und Administratoren dieses Instituts haben demselben mit ausgezeichneter Umsicht und großer Geschicklichkeit ein Privilegium auf den Genuß eines unermeßlichen Monopols gesichert, ohne genöthigt zu seyn, an den Staatslasten des Landes Theil zu nehmen.

Barbados mit Bridgetown und Charlestown.

Dieß ist eine zu den kleinen Antillen gehörige englische Insel, gegen 10 Geviertmeilen groß, 5½ Meile lang und 2½ Meile breit, unter dem 13 Gr. 5 Min. der Breite und 59½ Gr. der Länge. Sie ist vortrefflich angebaut und enthält über 100,000 englische Morgen (zu 40 Ruthen lang und 4 Ruthen breit). Dabei ist sie überaus fruchtbar und ein sehr wichtiger Stationsplatz der Engländer in den Inseln unter dem Winde; daher auch regelmäßig alle Monate zwei Postschiffe aus England dahin ab- und zurückgehen. Die ganze Insel ist jetzt bebaut und angepflanzt, und zwar scheinen die ausländischen Produkte die einheimischen (die vielen wilden Feigenbäume) ganz verdrängt zu haben. Sie ist sehr stark bevölkert. Schon unter Cromwell zählte man gegen 40.000 Weiße und 80,000 Schwarze und farbige Leute. Der Handel beschäftigte um diese Zeit mehr als 400 Schiffe von verschiedener Größe, meistens aber zu 150 Tonnen. Die jährliche Ausfuhr an Ingwer, Baumwolle, Reiß, Citronen und Indigo beträgt 8½ Millionen Livres, und das auf der Insel roulirende Geld schlug man zu 5 Millionen Livres an. Bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts war ihre Bevölkerung, ihr Handel, ihre Schifffahrt und Reichthümer im Steigen begriffen; allein von der Zeit an gerieth sie in Verfall, welches daher kam, weil mehrere französische Kolonien, zum Theil auch neue englische Niederlassungen auf den Nachbarinseln entstanden, die äußerst schnell zunahmen. In der Folge erholte sie sich jedoch wieder, und steht jetzt als eine der blühendsten englischen Kolonien da.

Das Klima ist im Ganzen genommen gesund und viele Europäer werden hier sehr alt. Orkane, die sonst die Insel stark heimsuchten, besonders in den Jahren 1675 und 1780, scheinen jetzt nachgelassen zu haben. Von 1751—1780 hat man keinen von Bedeutung gehabt; doch wurde durch einen spätern Bridgetown, der Hauptort der Insel, sehr beschädigt. Die häufigen Regen erzeugen eine Menge Quellen und kleine Bäche, die um so wohlthätiger und schätzbarer sind, da es der Insel beinahe ganz an Flüssen fehlt und sie überhaupt Wassermangel leidet, daher man auch das Regenwasser vielfältig in Cisternen sammelt.

Die schönen Anlagen und Pflanzungen, auf die man überall stößt, besonders in der Nachbarschaft von Bridgetown und Charlestown, die dabeiliegenden Güter und Wohnhäuser der Besitzer machen mit den Hütten der Neger eine sehr reizende Landschaft, aber auch den barockesten Kontrast. Ueberall ruht das Auge auf den schönsten Kokosbäumen, indianischen Feigen, der prächtigen Aloe, hohem Zuckerrohr, Kaffee-, Citronen- und Pomeranzenbäumen, dazwischen die Aussicht in die herrlichsten Thäler, die mit Baumwolle und indischem Korn bedeckt sind, und von Hügeln umgeben werden, auf denen Wind- und Zuckermühlen zwischen hohen Kohlpalmen und Kokosbäumen malerisch daliegen.

Die wichtigsten Naturerzeugnisse dieser ergiebigen und reichen Insel sind: Zucker, wovon jährlich mehr als 16.000 Oxhoft, am Werthe 800.000 Pf. Sterl., nach England gehen, Kaffee, Orangen, Citronen, mit einem jährlichen Gewinn von 40,000 Pf. St., Indigo, Ingwer, Aloe, Baumwolle, Pomeranzen, Nüsse die als Medicin gebraucht werden, Arum, eine vortreffliche Nahrungspflanze, Pataten, oft 6—8 Pfund schwer, Manzinell-, Eisen-, Rothholz-, Palmöl-, Bergamotten-, Kokos-, Lebens-, Guave-, Kohlpalmen-, Melonen- und andere Bäume, indisches Korn, Kardamom, medicinische Kräuter; ferner: Hausthiere, als Pferde, Kühe, Schafe, Schweine, Esel, Hunde, Katzen, Ziegen, auch Affen, Guineavögel, Papageien, Kolibris und andere tropische Vögel, Skorpione, Fische in erstaunlicher Menge und Mannichfaltigkeit, Purpurschnecken, Krabben, Seekrebse und andere Schalthiere u. s. w. Auch an Mineralien fehlt es nicht, denn man findet Erdpech, Steinöl, Tropfstein u. a. m.

Der sehr bedeutende Handel erhellet aus folgenden, von 1788 hergenommenen Angaben, da neuere fehlen. Ausgeführt wurden:

151.766	Centner Zucker,
415,489	Gallonen Rum,
2,106,875	Pfund Baumwolle,
5561	Centner Ingwer,
245	Tonnen Atajou.
Zusammen am Werthe 15 Millionen Franken.	

Eingeführt werden dagegen eine Menge europäischer, besonders englischer Luxusartikel, Fabrik- und Manufakturwaaren aller Art (da Barbados selbst nur die nothdürftigsten Handwerker hat), Kunstsachen, Lebensmittel, Lederwerk, Wein, Metallwaaren, musikalische Instrumente, Bücher, Kupferstiche, Musikalien, Schreibmaterialien, Uhren u. a. m.

Das Menschenkapital steigt jetzt über 90,000 Köpfe, unter welchen 25,000 Weiße, 900 Mulatten, Mestizen, Quarterons u. s. w. und 65,000 Schwarze sind. Die Weißen sind theils Engländer, Schotten und Irländer, theils auch Franzosen, Holländer, Portugiesen und Kreolen, auch findet man viele Juden unter ihnen. Die meisten sind Pflanzer, Kaufleute, viele Geistliche, Aerzte, Rechtsgelehrte, Schreiber u. s. w. Alle sind überaus gastfrei, aber auch, wie überall in Amerika, hart und grausam gegen ihre schwarzen Brüder. Die Neger werden theils zur Feldarbeit, theils zu Handwerken oder Hausdiensten, hauptsächlich aber in den Plantagen, Zuckersiedereien und Zuckermühlen gebraucht. Ihre Wohnungen sind elende Hütten, und ihre Nahrung besteht in Brod aus Kassavemehl, in Mais und getrockneten Fischen.

Die beiden Haupthandelsplätze sind Bridgetown und Charlestown. Jene liegt an der südwestlichen, diese an der südlichen Spitze, ist aber ein unbedeutender Ort, wenn man auf seine Häuser- und Menschenzahl sieht. Bridgetown hingegen zählt über 1200 Häuser und 10- bis 12.000 Einwohner, ohne die 1000 Mann starke Besatzung. Sie liegt an der großen Carlisle-Bai, in welcher 500 Schiffe Raum haben. Hier ist der größte Sklavenmarkt in ganz Westindien, denn alle Sklavenschiffe von den afrikanischen und nordamerikanischen Häfen legen hier an, um sich nach dem Zustande der Sklavenmärkte in den Inseln unter dem Winde zu erkundigen, wodurch der Hafen in der Carlisle-Bai, selbst zu der Jahreszeit, da die Einwohner der Insel wenig Handelsgeschäfte machen, voller Leben und Thätigkeit ist. Dieser leider noch immer fortdauernde, so bedeutende westindische Sklavenmarkt ist für die seelenlosen Sklavenhändler unstreitig die reichste Messe, indem sie hier ihre Menschenwaare im Ganzen verkaufen, worauf die Unglücklichen erst theilweise nach den übrigen Inseln verhandelt werden. Die Stadt selbst hat breite, aber größtentheils ungepflasterte Straßen, und ihre Bewohner treiben beinahe alle Handel. Sie ist der Sitz eines Statthalters. Von diesem Platze aus wird der Handel in das Ausland von allen Gegenden der Insel getrieben. Es sind hier viele ansehnliche Vorrathshäuser und reiche Waarenniederlagen. Den ausgebreiteten Handel befördern sehr gute Schiffswerfte und ein vortrefflicher Hafen. Sowohl dieser, als die Stadt selbst wird durch mehrere Forts und Batterien geschützt, so daß Bridgetown unstreitig der festeste Ort in dieser Weltgegend ist. Hier kommt auch alle Monate ein Postschiff aus England an, und ein anderes geht von hier nach den übrigen englischen Lewardsinseln. Da Bridgetown der Hauptsitz des Handels in diesen Gewässern ist, so findet man daselbst auch eine Menge sehr begüterter Kaufleute, Kommissionäre, Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Uhrmacher u. s. w. Die Umgebungen der Stadt sind mit den angenehmsten Gärten, Spaziergängen, Anlagen und Lusthäusern geziert, und alle Reisende versichern, daß der Aufenthalt in diesem reichen Handelsorte ungemein viel Anziehendes habe, und daß sich Mancher daselbst ein schönes Vermögen erwerbe.

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

(Fortsetzung.)

Mit Hülfe meiner Flinte gelang es mir einen Haufen dünner Blätter und Fichtenreis anzuzünden, und bald stieg eine helle Flamme in die nebelige Luft empor, die mir Schutz gegen den Besuch wilder Thiere versprach. Es war noch nicht ganz finster; die Sonne sank zwar hinter die Berge hinab, aber der Mond war schon im Westen am Horizont emporgestiegen, und verbreitete durch den dichten Nebelschleier ein zweifelhaftes Licht über die mich umgebende Scenerie. So wie die Nachtluft frischer wurde, schwand auch der Nebel immer mehr, und bald genoß ich des herrlichen Schauspiels eines Hofes, der den Mond, in den Farben eines Regenbogens glänzend, umgab. Bald schwand aber auch dieses nächtliche Phänomen, der Mond sank hinab, das Firmament wurde dunkel, und nur einzelne Punkte des düstern Waldes waren noch durch die flackernden Flammen meines Feuers beleuchtet.

Troz aller Müdigkeit dauerte es doch noch lange, ehe mich Neigung zum Schlafe befiel; nicht als ob ich mich sehr in Gefahr geglaubt hätte — mein Feuer und die geladene Flinte waren ja Schutz genug gegen wilde Thiere — aber Nacht und Einsamkeit hielten mich in Aufregung. Ich fuhr fort starke Aeste in das Feuer zu werfen, denn es wurde immer kälter und die Neigung zum Schlafe immer stärker; dennoch konnte ich mich nicht entschließen in dieser traurigen Einsamkeit jener Erquickung zu genießen. Ich lauschte dem Rauschen der von der Nachtluft bewegten Fichten, und glaubte zuweilen das ferne Geheul eines Wolfs zu hören, war jedoch bis jezt glücklich von jedem Besuche dieser Waldbewohner verschont geblieben.

Der Schlaf überwältigte mich indeß bald so sehr, daß ich ihm nicht mehr widerstehen konnte; ich legte daher noch mehr Holz zum Feuer, und streckte mich, mit den Füßen gegen dasselbe gekehrt, auf dem Boden der Höhlung aus. Die Augenlieder wurden mir immer schwerer, endlich schlossen sie sich, und, von wunderlichen Träumen umgaukelt, schlief ich ein. Es war mir unter Anderm, als stünde ich auf dem Gipfel des Berges, eine Wolke hüllte mich ein, und führte mich fort; wie aus einem Luftballon schaute ich auf das Land unter mir herab, als plözlich die Wolke borst, und ich in den Champlain-See hinabstürzte.

In diesem Augenblick erwachte ich, und das erste Gefühl, dessen ich mir bewußt wurde, war, daß ich heftig mit irgend etwas kämpfte, das mich ergriffen hatte. In einem Augenblick fühlte ich mich umgedreht, und im nächsten erhielt ich einen Schlag, der mich fast betäubte. Wohl eine Minute verstrich, bevor ich ganz zu mir gekommen war. Ich blickte um mich; Alles war finster; die Vorstellung, daß ich von dem Orte, wo ich mich schlafen gelegt hatte, fortgeschleppt worden, stand lebhaft vor mir, und dennoch konnte ich kein wildes Thier in meiner Nähe entdecken. Ich blickte verstört um mich, und suchte die dichte Finsterniß mit den Augen zu durchbohren, als ich, diese nach Oben richtend, einen seltsamen Lichtschimmer über meinem Haupte erblickte; es kam mir vor, als sey eine Oeffnung im Firmament, durch die dann und wann ein rother Schein herableuchtete. Ich sprang auf, und versuchte, mich zu bewegen, konnte aber zu meinem Erstaunen die Arme nicht ausstrecken, da diese an eine senkrechte Felsenwand stießen. Ich sah nochmals zum Lichte empor, und machte nun die Entdeckung, daß ich mich auf dem Boden einer tiefen Felsenspalte befand, und daß das Licht durch eine schmale Rize von Oben einfiel. Dieses Licht konnte kein anderes, als das meines eigenen Feuers seyn, und nach weiterer Untersuchung und den Schmerzen, die ich jezt zu fühlen begann, wurde mir klar, daß ich im Schlaf durch die Oeffnung oberhalb herabgefallen sey.

Dem war auch wirklich so. Die Höhle, in welcher ich mein Nachtlager aufgeschlagen hatte, war von zwei ungeheuern Felsenmassen gebildet, die wahrscheinlich durch irgend eine Erderschütterung so nahe zusammengerückt worden waren, daß sie jene Schlucht bildeten, deren Oeffnung mit so dichtem Moos überwachsen war, daß dieses wohl das Gewicht eines Mannes tragen konnte. Solche Stellen gibt es in den grünen Bergen mehrere, und auf einer solchen hatte ich auch mein Feuer angezündet und mich schlafen gelegt, mir nicht träumen lassend, daß mein weiches Bett einen Abgrund bedecke. Ob das Feuer diese Decke mürbe machte, oder ob sie endlich unter meinem Gewichte nachgab, konnte ich nicht ausmitteln, nur so viel wußte ich gewiß, daß sie gebrochen und ich hinabgefallen war.

Ich rieb mir die Augen aus und befühlte meine gequetschten Knochen und meine krachenden Gelenke. Wunden hatte ich nicht, wohl aber mehrere schmerzhafte Stellen. Der Boden der Höhle war mit Laub, lockerer Erde und Genist bedeckt, die mein Fall mit hinabgerissen hatte, sonst hätte ich mir wahrscheinlich den Kopf zerschmettert, da die Höhe mindestens 15 bis 20 Fuß betrug. Ich tappte hin und her, und fand, daß ich die Wände der Höhle mit ausgestreckten Armen berührte; in dichter Finsterniß ging ich auf dem schmalen Pfad fort, in der Hoffnung, irgend einen Vorsprung zu finden, auf dem ich emporklimmen könnte; allein die Wände waren senkrecht und glatt, und gar nichts vorhanden, woran ich mich hätte halten und vom Boden emporschwingen können. Vier bis fünf Schritte weiter stießen die Felsen zusammen, und ich konnte nicht weiter. Ich kehrte um, und suchte an dem entgegengesezten Ende; allein hier bot sich eben so wenig eine Hoffnung zum Entkommen, denn auch hier schlossen sich die Felsen dicht in einander.

Als ich so in Gedanken verloren dastand, und überlegte, was nun zu beginnen sey, hörte ich plözlich ein Geräusch, als ob etwas gegen mich herabkomme, und im nächsten Augenblicke schon glänzten mir vom entgegengesezten Ende der Höhle ein Paar feurige Augen entgegen. Mein Blut wurde bei diesem Anblicke zu Eis, das Haar sträubte sich, kalter Schweiß trat mir vor die Stirne, und vom Schrecken gelähmt wurzelten meine Füße im Boden. Unwillkürlich, bewußtlos starrte ich auf die feurigen Augen, und erwartete jeden Augenblick, daß ein wildes Thier auf mich springen und mich zerreißen würde.

Wie lange ich so stand, weiß ich nicht, da die feurigen Augen mich alles Bewußtseyns beraubt hatten, und gewiß würde auch der Furchtloseste hier gebebt haben, denn ich befand mich in einer Wolfshöhle.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In einem Briefe aus Canton vom 20 November 1851 heißt es: „Ein Herr G. ist von der bengalischen Regierung hieher gesendet worden, um sich Theepflanzen, Theesamen und Chinesen zum Bau des Thees zu verschaffen. Ich habe ihm 120 sehr schöne Pflanzen Pekoe, Bohea und Hyson verschafft. Er fuhr etwas ostwärts von dem Hafen von Amoy, wo eine tiefe Bai in die Berge von Ancoi hineinführt, mit einem schnellsegelnden Schiffe längs der Küste fort, und landete dann mit dem deutschen Missionär Güzlaff, einem Offizier des Schiffs und einem chinesischen Führer. Sie gingen zwei Tagreisen weit ins Land hinein, er ließ sich (so weit sein Geld reichte) im Palankin tragen, verschaffte sich Samen vom Ancoi-Thee und sah dessen Behandlung. Die Chinesen behandelten ihn ganz artig, und er machte seinen chinesischen Führer beinahe zum reichen Manne, da er demselben gestattete ihn sehen zu lassen, und jeder der herkam eine gewisse Summe Geldes zahlen mußte."

*

Das Asiatic Journal führt nachstehende Stelle eines Briefes aus Sydney an: „Ich hoffe, daß wenn man wiederum, wie man Lust zu haben scheint, uns Ladungen von Frauenzimmern schickt, diese besser seyn werden, als die, welche man uns bisher auf den Hals lud. Die Kolonie, namentlich Sydney, ist voller Freudenmädchen, als ob der ungehängte Auswurf der englischen Gefängnisse noch nicht genug abgefeimte Spizbüberei in unsere Gesellschaft gebracht hätte. Gleich dem alten Rom stammen wir von Banditen und anderem Gesindel von ungewisser Herkunft (promiscours intercourse) ab, und durch die lezten Ladungen Frauenzimmer hat man Sorge getragen, daß kein Weiberraub nöthig ist, um die Vergleichung voll zu machen."

*

Die durch einen Damm mit Bombai verbundene Insel Salsette ist in der lezten Zeit auf eine so furchtbare Weise von Tigern heimgesucht worden, daß nur allein im Monat November 15 Personen von ihnen getödtet wurden, und man Sipahis gegen sie aussenden mußte, um einen allgemeinen Zug gegen sie zu machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 175. 24 Junius 1835.

Reiseskizzen aus der Levante.

(Im Auszug mitgetheilt aus den Papieren eines Reisenden.)

Es war im Frühjahre des verwichenen Jahres, als ich während meines Aufenthalts in der Levante am Bord eines russischen Kriegsschiffes nach den Dardanellen und Konstantinopel segelte. Unsre Fahrt ließ sich sehr glücklich an: von Poros, einer kleinen griechischen Insel, wo wir die Anker lichteten, gelangten wir in einem Tag nach Tenedos. Wir gingen zwischen der Insel, an deren Nordostende die Stadt Tenedos mit einem Kastelle liegt, und dem trojanischen Ufer, ungefähr 10 Seemeilen vom Fort Asia oder Janizzari, dem ersten Dardanellenschloß auf der asiatischen Seite, vor Anker. Hier schon hatte ich Gelegenheit, auf der sogenannten Ebene von Troja, die fast gänzlich mit Wald besetzt am Fuße des Ida sich ausbreitet, mit Hülfe eines vortrefflichen Fernrohres ziemlich genau die vermeintlichen Ruinen des alten Troja, d. h. nicht des homerischen, sondern des viel später von Alexander dem Großen erbauten Troja's zu betrachten. Sie erschienen höchst unbedeutend, einige zerfallene Mauern und Thürme zeigten sich meinem bewaffneten Auge, ohne Ordnung und Symmetrie durch einander geworfen; nur eine hohe und große Pforte, die sogenannte Burg des Priamus, zeichnet sich aus. Die beiden Grabhügel, welche nach Einigen die Ueberreste des Achilleus und Patroklus, nach Neuern aber die des Antilochus und Peneleus verschließen sollen, besuchte ich selbst. Sie liegen auf einem Vorgebirge, eigentlich mehr einer Landzunge, Sigäum, und gewähren weiter nichts als den Anblick eines völlig conischen, zwischen 23 bis 30 Fuß hohen Grabhügels, und sind mit Gras dicht bewachsen. Von Denkmälern, Steinen und Inschriften u. dergl. keine Spur. Nicht weit davon, dicht am Ufer liegt das Dorf Keni Jeni.

Die Zeit, ehe wir Erlaubniß erhielten, bis zum zweiten Dardanellenschloß oder Abydos zu segeln, benutzten wir zu fortwährenden Ausflügen. So fuhren wir nach dem ersten Dardanellenschloß auf der asiatischen Seite, dem Fort Janizzari. Wir machten daselbst dem Pascha unsern Besuch, der uns auch ungemein höflich aufnahm, mit Kaffee, Sorbet und Tabak bewirthete, aber troß dem uns sehr bestimmt den Eingang ins Innere der Festung verweigerte. Es blieb uns also nur übrig, dieses berüchtigte Bollwerk Konstantinopels von Außen zu betrachten. Hohe, sehr fest und gut gebaute Mauern, mit Brustwehren und Schießscharten versehen, aus denen die Mündungen von ziemlich großen Kanonen drohend hinunterschauten, machten den Haupttheil der Befestigung auf der Landseite aus. Rings um läuft noch ein breiter, ausgemauerter, trockner und nicht sehr tiefer Wallgraben.

Dieß war Alles, was von Außen zu sehen war. Da wir demnach unsre Absicht, das Innere der Festung zu besichtigen, nicht erreichen konnten, so machten wir noch einen Spaziergang an den Ufern des Skamandros. Er ist hier sehr seicht, und gleitet langsam zwischen Wiesen und Gebüschen dahin. Eine sehr schlechte hölzerne Brücke führte uns auf das jenseitige Ufer, und hier kamen wir an die Stelle, wo fast allgemein angenommen wird, daß das alte Ilium gestanden hat. Auch besahen und bestiegen wir den Grabhügel, der gleichfalls für den des Achilleus gehalten wird. In der That spricht die ganze Beschaffenheit der Gegend, verglichen mit Homers Beschreibung von der Stellung des griechischen Lagers und der griechischen Flotte, fast überzeugend dafür. Nach Homer (Ilias XVII 432 und XVIII 145) lagerte das ganze griechische Heer am Hellespont. Das Ufer ist an der so eben besprochenen Stelle sehr flach; die Griechen konnten daher ihre leichten, platten und daher wenig Wassertiefe bedürfenden Schiffe mit geringer Mühe ans Land ziehen. Dagegen ist unterhalb des Forts der Dardanellen, Tenedos gegenüber, das Ufer sehr steil, und mußte ihnen bei den geringen Mitteln, die sie besaßen, das Ausschiffen ganz ungemein erschweren, wo nicht unmöglich machen.

Auch dieses Grabmal des Achilleus bildet, wie das schon oben besprochene, einen conischen Grabhügel, und auch hier war keine Spur von alten Denkmälern zu erblicken.

Das Vorgebirge, worauf Janizzari, das erste Dardanellenschloß steht, müßte nach dieser Ansicht das Kap Sigäum seyn, nicht also jene Landzunge Tenedos gegenüber. In der Nähe liegt ein beinahe ganz von Griechen bewohntes Dorf; dessen Name mir jedoch entfallen ist.

Den Tag nach dieser Ausflucht erhielten wir die großherrliche Erlaubniß; lichteten die Anker und kamen sehr bald, da der Wind ausgezeichnet günstig war, bei den alten berühmten Dardanellenschlössern Sestos und Abydos an. Das Fahrwasser ist hier schmal, die Strömung sehr stark (drei Meilen in einer

Stunde), und um so erstaunenswerther, daß Leander hier in einer Nacht herüber- und hinüberschwamm. Hier ist ferner die Stelle, an welcher Xerxes sein ungeheures Heer nach Griechenland übergesetzt haben soll. Wir versuchten hier abermals das Dardanellenschloß von Abydos zu besehen, in welchem sich die ungeheuren Kanonen befinden, die Marmorkugeln von 11 Fuß Umfang schießen. Unsere dießfallsigen Versuche waren auch hier vergeblich. Auf der Landseite unterscheidet sich das Fort von Abydos fast in nichts von dem des ersten, des Janizzari; Bauart und Befestigung sind gleich.

Auf der Wasserseite hat es doppelte Mauern; die vordere ist niedriger und enthält statt der Schießscharten runde Pforten, die mit der Wasserlinie gleich stehen, und bei hohem Wasserstande durch eiserne Thüren verschlossen werden können. In diesen Pforten befinden sich die berühmten kolossalen Kanonen, die aber ohne Lavetten auf der Erde liegen, und mit dem hintern Theile an eine dicke Mauer stoßen. Sie können also nicht gerichtet werden, und der Kanonier muß warten, bis das Schiff, welches er treffen will, vor die Mündung seiner Kanone tritt.

Hier sah ich zum Erstenmal reguläres türkisches Militär; es ist nicht gut gekleidet, und gewährt im Ganzen einen widerlichen Anblick. So sah ich die äußere Schildwache an der Festung, das Gewehr an die Mauer gelehnt auf einem Ecksteine sitzend, Baumwolle spinnen. Dabei war besagter Soldat ohne Strümpfe, in zerrissenen Schuhen und Hosen; seine nach französischem Schnitt verfertigte Montirung halb zerrissen, unordentlich geknöpft, und seine rothe Mütze (feska), wie eine Nacht- oder Pelzkappe tief über die Ohren gezogen. Endlich erhielten wir nach Verlauf von 6 Tagen, die wir ganz nutzlos hier zubringen mußten, den großherrlichen Firman nach Konstantinopel zu gehen, und lichteten auch sogleich, da der Wind günstig war, die Anker. Im Vorbeisegeln sahen wir noch die dritten Dardanellenschlösser, die indeß bei weitem kleiner und unbedeutender sind, als die beiden ersten, und beim Eingang in das Marmormeer, die alte Stadt Gallipoli. Nachdem wir das Marmormeer ziemlich schnell durchsegelt hatten, erblickten wir am Abend desselben Tages das ungeheure Häusermeer von Konstantinopel.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Russland.

Ekatherinoslaw.

(Schluß.)

Ehe ich Ihnen eine genauere Beschreibung von Ekatherinoslaw gebe, will ich Ihnen noch ein Paar Notizen mittheilen, welche etwas den hiesigen Gegenden Charakteristisches enthalten. Das Eine sind die Militärkolonien. Wer das Gränz-Militär von Oestreich an der dalmatischen Gränze und dessen innere Einrichtung kennen gelernt hat, der hat den deutlichsten Begriff von den russischen Militärkolonien. Aufs Innigste ist in diesem das bürgerliche Leben mit dem des Soldaten verschmolzen, und die strenge Disciplin, die Subordination und die pünktliche Ordnung, welche allenthalben hier beobachtet wird, machen, daß diese Kolonien, welches eigentlich recht niedliche Dörfer sind, einen überaus freundlichen Anblick gewähren. Alles wird hier mit militärischer Pünktlichkeit beobachtet und vollzogen. Dabei zeigen die Häuser und die Gassen der Kolonie eine Eleganz, wie man sie in diesen Gegenden nicht sucht, und in den civilisirtesten Ländern kaum findet. Die Besoldung dieser Truppen besteht *in dem*, was sie dem ihnen angewiesenen Boden abgewinnen: sie *kosten* also dem Staate nichts, und es hat dieser dabei noch den Nebengewinn, daß er einen nicht unbedeutenden Landstrich in musterhafte Kultur versetzt bekommt. Da nun diese Soldaten neben ihrer Arbeit auch ihre Exercitien fortsetzen, so kommen sie nie aus der Uebung und gewöhnen sich nebenbei noch an eine ununterbrochene Thätigkeit.

Das zweite sind die Wolfsjagden, welche zu wahren Lustpartien werden. Es fangen nämlich zuweilen die Kosaken Wölfe in Eisen und sperren sie in sichere Behälter, worin sie aufbewahrt werden, bis man eine Jagd auf sie veranstalten will. Außer den alten Wölfen, welche man zu diesem Zwecke einfängt, nimmt man auch zuweilen junge aus dem Lager und erzieht sie, um sie auf gleiche Art zu brauchen. Auf solche ist denn die Jagd mit gar keiner Gefahr verbunden, da sie während ihrer Erziehung in der Gefangenschaft einen großen Theil ihrer Wildheit verlieren. Zu solchen Jagden werden denn auch Damen, die Frauen von vornehmen Kosaken, oder auch Russinnen aus den benachbarten Gouvernements eingeladen. Man hat dabei lange Wurstwagen, eine Art von Char à banc, *worauf 12—18* Personen Platz haben und die von 6—8 Pferden gezogen werden. Diese sind denn mit einer Menge von geladenen Gewehren versehen und man feuert von denselben herab auf die flüchtigen Wölfe. Wird nun auch gleich zuweilen eines dieser Thiere wüthend, so ist für die Jäger keine Gefahr, da deren auf einem Punkte so viele beisammen und diese auch mit Schießgewehr im Ueberfluß versehen sind. Die Damen brennen dabei so manche Flinte ab und haben eine solche Fertigkeit im Schießen, daß sie selten ihr Ziel verfehlen.

Es ist nun Zeit, daß ich Ihnen von der Stadt, von wo aus ich Ihnen hier schreibe, ein Bild entwerfe, welches zugleich auf die meisten größern Städte dieses Theils des russischen *Reichs* paßt.

Zuvörderst müssen Sie Sich die hiesigen Städte nicht so denken, wie die im Abendlande, d. h. mit dichten Häuserreihen, und wie einen ungeheuern, überall zusammenhängenden Häuserklumpen. An Ausdehnung würde Ekatherinoslaw wohl mehr *als* das Doppelte von Breslau betragen, ob es gleich bei weitem nicht so viel Einwohner hat. Folgen Sie mir nun ein wenig vom Anfange bis zu Ende. Wir kommen an, sehen schon von *weitem* eine Menge großer und imposanter Häuser, so wie auch mehrere Kirchen, an denen es in Rußland nirgends fehlt. Wir glauben noch auf dem Lande oder in einer entfernten Vorstadt zu seyn, während wir uns schon in der Stadt befinden. Ein Straßenpflaster ist nicht da, indem es an Steinen hiezu fehlt. Zwischen hohen, palastähnlichen Gebäuden stecken kleine niedrige Hütten, alle aber sind von einander getrennt, und zwischen vielen derselben sind nicht unbedeutende Gärten. Die Häuser in eine

gerade Linie zu bauen, den Zwang thut man sich hier nicht an, und ein jeder rückt das seine dahin, wo es ihm am bequemsten zu stehen scheint, mag es nun vor den andern oder auch zurück stehen. Steht es weit zurück, so legt man sich wohl allenfalls einen kleinen Garten vor demselben an. Daß dieses bunte Gemisch von schönen und häßlichen, großen und kleinen Häusern keinen erfreulichen Anblick gewähren könne, läßt sich denken, so wie man sich auch von selbst einen Begriff von dem Kothe in den Straßen bei nassem Wetter machen wird. Was jedoch zu verwundern, das ist eine ziemlich gute Straßenbeleuchtung.

Etwas Charakteristisches dieser russischen Städte sind ihre großen öffentlichen Plätze und die auf denselben befindlichen Bazars. Es ist nämlich hier nicht Sitte, die zum Verkauf gestellten Waaren in seinem eigenen Hause auszustellen, und es geschieht dieß auch nicht von einem Einzigen. Denn es sind zu dem Behufe rings um den öffentlichen Platz Bazars erbaut, worin ein jeder, mag er nun in einem Theile der Stadt wohnen, in welchem er wolle, seinen besondern Laden hat, und worin den ganzen Tag eine Person sich als feilhabend befindet. Ich habe durchaus nicht begreifen gelernt, wie es möglich ist, daß diese Menschen dabei ihre Rechnung finden, da ich Stunden lang auch nicht eine Seele vor den Hunderten dieser Laden sah. Wie groß die Menge derselben seyn müsse, das erräth man daraus, daß alle Handwerker und Krämer der ganzen Stadt ein jeder den seinigen hat. Indeß ist der Platz so groß, und das Gevierte, welches dieser Bazar bildet, so ausgedehnt, daß mehrere Hunderte von solchen Läden darin angebracht sind. Diese Bazars kehren sämmtlich ihren Rücken gegen die den Platz umgebenden Häuser, und gewähren, da dieser Rücken aus schwarzen Brettern besteht, eben keinen freundlichen Anblick.

Der Kaufmann spielt in Rußland eben keine glänzende Rolle, und ich möchte die Art und Weise, wie ihn die höhern Stände behandeln, mit der vergleichen, wie man in Deutschland sich gegen die jüdischen Handelsleute benimmt. Das kommt daher, daß, wie ich schon Einmal bemerkte, eine Menge von Kauf- und Handelsleuten zum Stande der Leibeigenen gehören. Schwingt sich jedoch der Kaufmann höher empor und gelingt es ihm, den Titel eines Commerzienrathes zu bekommen, dann rangirt er sogleich höher und genießt aller der Achtung und Auszeichnung, welche dieser Klasse zusteht, denn es wird wohl nirgends mehr wie in Rußland auf die verschiedenen Abstufungen der Stände gehalten.

Bekannt ist die Achtung, in welcher der Gelehrte in Rußland steht. Jeder Ausländer welcher dahin kommt, um irgend eine nützliche Einrichtung zu machen, wenn er nämlich von der Regierung dazu berufen worden ist, tritt sogleich in die Klasse der Gelehrten, und genießt daher die hohe Achtung und die vielen Rücksichten, von denen ich schon Einmal sprach.

Im Ganzen genommen ist der Aufenthalt in einer russischen Stadt nicht gerade der angenehmste, und er wird es erst dann, wenn man Zutritt und Bekanntschaft in Familien hat. An Artigkeit und Zuvorkommenheit läßt es da der Russe nicht fehlen.

Die Insel St. Thomas.

(Nach den neuesten Nachrichten.)

Sie gehört zu den kleinen Antillen und liegt unter dem 67° 8′ 24″ der Länge und unter dem 18° 20′ 42″ der Breite. Ihre größte Länge von Osten nach Westen beträgt etwa 5 Meilen und ihre größte Breite von Süden nach Norden etwas weniger als 2 Meilen. Sie wurde 1671 von den Dänen in Besitz genommen. Gleich nach der Einnahme suchten sie sich festzusetzen und anzusiedeln, zu welchem Ende sie einen Theil der Waldungen abbrannten und allerlei Arten von Pflanzungen anlegten, zu welchen ihnen der Boden tauglich schien. Diese Anlagen würden einen weit größern Umfang erreicht haben, wenn nicht mehrere der reichen Pflanzer ihre Thätigkeit mehr auf den Handel gerichtet hätten, um von den natürlichen Vortheilen Gewinn zu ziehen, welche ihnen eine sichere, vor den Winden geschützte Rhede darbot, die eine Flotte von 150 Segeln fassen kann.

Die Flibustier, bekannte Seeräuber in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, kamen öfters hieher, um daselbst die Früchte ihrer Raubzüge zu verkaufen oder in Sicherheit zu bringen. Die Ruinen von zwei Thürmen, welche sie als Zeichen hier errichteten, sind noch zu sehen. Seitdem eine kluge Politik den hiesigen Hafen für neutral erklärt hat, ist er in Kriegszeiten immer die reichste Niederlage für die amerikanischen Waaren gewesen. Während des Kriegs der Freistaaten mit England rechnete man dort 200 große Schiffe ohne die kleinen. Seit den Kriegen des koalisirten Europa's mit Frankreich haben sich der Handel, die Bevölkerung und die Schätze von St. Thomas ungemein vermehrt. Die Hauptstadt ist gegenwärtig eine der reichsten an Waaren aller Art in Amerika. Sie ist dicht an der Rhede am Fuße eines Berges erbaut, bildet nur eine einzige ¼ Stunde lange Straße und hat in einer kleinen Entfernung das Fort Christian zur Vertheidigung. Den Häusern, deren man etwa 520 zählt, fehlt es an Eleganz und Geschmack, die andern Kolonien so vorzüglich eigen sind.

Das Flüchten der Einwohner von vielen andern antillischen Inseln hieher hat den Zuwachs der Bevölkerung ungemein befördert. 1775 belief sich die Einwohnerzahl nur auf 356 Weiße und 4296 Negersklaven, zusammen auf 4684 Köpfe; 1797 zählte man schon 750 Weiße, 240 freie Neger und 4769 Sklaven, zusammen 5759 Individuen, und jetzt mag die Menschenmenge leicht auf 6000 steigen. Die Weißen bestehen dort aus Engländern, Holländern, Deutschen, Franzosen und Dänen. Die letztern sind die wenigsten. Der gesellschaftliche Ton ist im Ganzen hier schlecht: Alles ist merkantilisch, Alles wird nach dem Gelde geschätzt. Der durch die Mischung einer so großen Menge fremder Nationen geweckte Handelsgeist hat einen unglaublichen Dünkel und Egoismus erzeugt und die Sitten verdorben. Die meisten verheuratheten oder ledigen Weißen leben hier öffentlich mit Mulattinnen, welche vollkommen die Kunst verstehen, alte Wüstlinge zu reizen und sich ihre Reichthümer zu eigen zu machen. Doch sind die Dänen hievon ausgenommen.

Selten genießt man auf St. Thomas jene Vergnügungen der bürgerlichen Gesellschaft, wodurch der Reichthum erst seinen wahren Werth erhält, denn nur wenige Einwohner legen sich auf die Wissenschaften. Alles athmet den Kaufmannsgeist, und mancher Kaufmann, ein Millionär, würde sein Magazin nicht gegen alle Bibliotheken Europens vertauschen, da er die geringste Faktur von London, Amsterdam oder Hamburg den Meisterstücken Goethe's, Wielands, Schillers, Voltaire's, Shakespears, Tasso's oder Geßners vorzieht. — Die herrschende Sprache ist das holländisch-kreolische; dänisch hört man nur selten in vertraulichen Cirkeln. Die Mischung von holländischen, deutschen, französischen, dänischen, englischen, selbst einigen spanischen Familien bringt eine auffallende Verschiedenheit im Hauswesen nicht nur, sondern auch in Sitten und Gebräuchen hervor. Die Dänen trennen sich von den übrigen und erhalten unter sich mit vorzüglicher Vertraulichkeit den wahren dänischen Ton, der in Kopenhagen in den Cirkeln des Mittelstandes herrscht. Sie besuchen sich fleißig, halten Familienklubs, wo sie die Zeit mit freundschaftlichen Vergnügungen hinbringen und sich jedesmal mit neuer Freude zu sehen scheinen.

Uebrigens sind die Einwohner gastfrei, ungezwungen und angenehm im Umgange. Die meisten Bedürfnisse sind sehr wohlfeil, weil der Freihafen fremde Schiffe herbeizieht, die Zufuhr vergrößert und den Preis

der zollfreien Waaren vermindert. Man sieht daher in der Stadt Sankt Thomas nichts als Läden mit europäischen Waaren aller Art angefüllt, wozu noch die Niederlagen von den Produkten verschiedener Kolonien kommen, die verkauft oder nach Europa verschifft werden sollen.

In Friedenszeiten ist der Handel von St. Thomas von geringer Bedeutung. Mit Dänemark hat es fast gar keine unmittelbare Verbindung, als die durch vier bis fünf Altonaer Schiffe betrieben wird. Doch gehen zuweilen dänische Schiffe von der Insel St. Croix nach St. Thomas, um eine Ladung einzunehmen.*) In Kriegszeiten hingegen senden Bristol, Liverpool und Lancaster der Kolonie in zwölf bis fünfzehn Fahrzeugen Tücher, Zeuge, Juwelen, Steingut, Quincaillerie, Metall- und andere englische Manufakturwaaren für mehr als 1½ Millionen Franken zu. Dagegen nehmen diese Schiffe etwas Kaffee, Zucker, vielen Indigo, Färbe-, Bau- und Tischlerhölzer, und fast alle die Baumwolle zurück, welche im Handel auf St. Thomas niedergelegt wird. Man kann die Ladung von 50 bis 60 Schiffen, welche die Insel aus Bremen, Hamburg, Altona, Christiania und Kopenhagen erhält, auf 10 bis 12 Millionen Franken anschlagen. Seit geraumer Zeit liefert ihr der letzte Ort viele eingesalzene Waaren, Bau- und Tischlerholz, Tauwerk, russische Seife u. s. w. Seit einigen Jahren werden ihr auch von dorther die indischen Gewürze, Leinwand u. s. w. zugeführt.

Auch Venedig, Genua und Ragusa schicken nach St. Thomas auf 30 bis 40 Schiffen für 4 bis 5 Millionen Waaren, die in Livorno oder in französischen Häfen geladen werden. Ihre Rückfrachten bestehen in Kolonialprodukten.

Aus Amsterdam zieht die Insel einige Gegenstände von holländischem und niederländischem Erzeugniß; aus den Freistaaten Fleisch, gesalzene Fische, französische Weine, viele Eßwaaren, einige geradezu aus Afrika gebrachte Neger; verarbeitetes Holz, unter Anderm ganze Häuser, wovon die verschiedenen numerirten Stücke so richtig und genau geschnitten sind, daß ein Baumeister in 25 Tagen ein oder auch wohl etliche Zimmer zu Stande bringt. Diese Artikel, welche auf 90 bis 100 Fahrzeugen mit amerikanischen Flaggen hieher kommen, bringen 4 bis 6 Millionen ein. Ihre Verkäufer nehmen dafür wieder vielen Zucker, Rum und Kaffee. Alle auf St. Thomas niedergelegten Waaren werden von dort nach den übrigen Kolonien und in Europa verbreitet. Ihr ganzer Werth steigt zusammen auf 25 bis 30 Millionen. — Auch zieht sie aus Portorico durch den starken Schleichhandel viel frisches Fleisch, Gemüse, Früchte, Bretter, Tabak, Piaster u. s. w., und gibt für diese verschiedenen Artikel seidene Zeuge und Metallwaaren, Quincaillerien u. a. m.

In den Jahren 1804 und 1806 ward diese Kolonie, eine der reichsten in der neuen Welt, durch drei schreckliche Feuersbrünste beinahe gänzlich zu Grunde gerichtet. Man rechnet den bei der zweiten (am 1 Oktober 1806) erlittenen Verlust auf 5 Millionen Piaster, und daß 250 Häuser in Flammen aufgegangen sind.**) Das Meiste ist jetzt wieder hergestellt.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer auf den grünen Bergen.

(Schluß.)

Der Wolf und ich staunten einander noch immer an, doch zum Glück bewegte er sich nicht. Nach einiger Zeit kam ich wieder etwas zur Besinnung; was kannst du thun? war mein erster Gedanke. Entkommen konnte ich nicht, also mußte ich entweder den Wolf tödten, oder mich zerreißen lassen. Ich hatte nichts bei mir, als ein großes, scharfes Messer, das ich jetzt hervorzog, es fest packte, und mich anschickte, auf meinen Gegner loszustürzen. Es war eine Handlung der Verzweiflung, aber doch noch immer besser, als wenn ich abwartete, bis das Thier auf mich sprang. Der Wolf bewegte sich noch immer nicht, und schien am andern Ende der Höhle auf dem Boden zu liegen. Während ich so überlegend da stand, kam es mir doch sonderbar vor, daß er so lange mit seinem Angriff zögerte. Mehrere Minuten schon waren verstrichen, und noch hatte er nichts gethan, als daß er mich mit seinen feurigen Augen anstarrte. Dieß gab mir wieder einige Hoffnung; ich unterbrach meine Betrachtungen, und schaute den Wolf mit etwas kälterem Blute an. Er lag dicht am Boden, die feurigen Augen, in denen ich jedoch jetzt einigen Ausdruck von Furcht zu erkennen glaubte, auf mich gerichtet. Je mehr ich das Thier betrachtete, um so höher stieg mein Vertrauen, doch blieb ich immer auf meiner Hut, um ihm, wenn es etwa auf mich springen sollte, gehörig zu begegnen.

Es verhielt sich ganz so, wie ich vermuthet hatte; der Wolf war wahrscheinlich halb im Schlaf, als ich in diese Höhle herabfiel; man kann sich also leicht den Schrecken vorstellen, den ihm dieser plötzliche Fall verursachte. Wie sich später zeigte, lag er im tiefsten Theil der Höhle, mit Laub und Erde bedeckt, und ich hatte eine dunkle Erinnerung, daß ich im ersten Augenblick meines Erwachens mit irgend etwas Beweglichem kämpfte; ganz gewiß hatte er sich also in den äußersten Winkel der Höhle zurückgezogen, und war da, von Furcht überwältigt, liegen geblieben. Stunde und Stunde verstrich, während ich so meinem Gegner gegenüber stand, der nicht den geringsten Angriff auf mich versuchte, und als das erste Licht des anbrechenden Tages in die Höhle fiel, sah ich ihn noch immer mit allen Zeichen der Furcht in eine Felsenspalte zurückgedrängt liegen. Des größten Schreckens war ich jetzt zwar ledig, allein der anbrechende Tag überzeugte mich nur um so mehr von der Unmöglichkeit, ohne Hülfe von Außen aus meinem Gefängnisse zu kommen. Empor zu klettern war ganz unmöglich, da die Felsenmassen an beiden Enden dicht zusammenstießen, und nur an dem einen Ende, dicht am Boden, eine schmale Oeffnung sich befand, durch die der Wolf sich aus und ein drängte. Wäre er im ersten Schrecken zu diesem Ausgange gekommen, so würde er entkommen seyn, so flüchtete er aber in der Verwirrung nach der entgegengesetzten Seite, und wagte aus Furcht nicht seinen Schlupfwinkel zu verlassen.

Was war jetzt zu thun? ich mußte irgend ein Mittel aussinnen aus dieser verzweifelten Lage zu kommen, denn daß mir hier in dieser Wildniß irgend ein menschliches Wesen zu Hülfe kommen könnte, durfte ich nicht erwarten. Was für Mittel standen mir aber zu Gebote? man pflegt zwar zu sagen: der Hunger bricht Mauern; das kann wohl seyn, aber nicht Felsenwände wie diese waren. So viel ich aus den in die Höhle fallenden Sonnenstrahlen erkennen konnte, war es Mittag, und ich fühlte mich jetzt vor Ermüdung, Hunger und überstandener Angst von einiger Schwäche befallen. Ganz in mein Schicksal ergeben, setzte ich mich auf dem Boden der Höhle nieder, und dachte schon an die seltsamen Gedanken, die der sich machen würde, dem es beschieden sey, einst meine Gebeine an dieser Stelle zu finden. Aus diesen Betrachtungen schreckte mich plötzlich ein dumpfes Knurren meines Gefährten auf; schon glaubte ich, er bereite sich zu einem Ueberfalle, und gab mich verloren, denn ich fühlte mich zu schwach zum Widerstande. Im nächsten Augenblick aber schlug das ferne Gebell eines Hundes an mein Ohr; Worte sind nicht im Stande die Gefühle zu schildern, von denen ich mich jetzt ergriffen fühlte. Hülfe war nahe, und bald vielleicht sollte ich aus meinem Grabe befreit werden. Neues Leben ergoß sich in meine Adern; das Gebell kam immer näher, und nun war kein Zweifel mehr, meine Freunde suchten mich, und befanden sich auf der rechten Spur. Der Wolf schien eben so beunruhigt als ich erfreut war; er schmiegte sich noch dichter in seinen Winkel, und schrak zusammen, so oft Hundegebell sich hören ließ; sein feines Ohr hatte dieses schon früher als ich unterschieden.

Nach einigen Minuten schon hörte ich Menschenstimmen über mir, die ich mit einem lauten Geschrei begrüßte, das sie bald an den Rand der Grube führte. Man kann sich ihr Erstaunen denken, als sie mich auf dem Boden derselben erblickten. Aus zusammengebundenen Baumzweigen war bald eine Art von Leiter verfertigt, mit deren Hülfe ich wieder zur Oberwelt emporstieg. Ich erfuhr jetzt, daß ich meine Befreiung meinem treuen Hunde zu danken habe, der meine Spur im Gebirge verfolgt und meine Befreier glücklich bis zu meinem Kerker geführt hatte. Mein wilder Gefährte, der Wolf, stürzte, sobald ich oben war, aus seiner Höhle hinaus, wurde jedoch vom Sohn meines Wirths durch einen Schuß erlegt, ehe er noch hundert Schritte weit gekommen war.

Mein Haar wurde zwar von dem überstandenen Schrecken nicht weiß, doch weicht die Erinnerung an diese Schauerscene nicht von mir, und oft noch sehe ich in fürchterlichen Träumen die feurigen Augen durch dichte Finsterniß leuchten, und fühle dann immer wieder aufs Neue alle in der Wolfshöhle überstandenen Schrecken.

*) Seit mehrern Jahren hat indessen der Handel nach Kopenhagen beträchtlich zugenommen.

**) Man sehe im Pariser Moniteur vom 19 Dec. 1806 und vom 16 Febr. 1807.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 176. 25 Junius 1835.

Reisen eines Hindu.

(Dritter Artikel.)

Herat.

Herat ist gegenwärtig ein Ort von bedeutendem Interesse für Mittelasien. Bei der Auflösung der Dynastie der Duranis in Cabul im Jahre 1809 flüchtete sich einer der Prinzen dieser Familie nach Herat, der Gränzstadt des Reichs gegen Persien, und behauptete die Stadt und Provinz gegen die neuen Regenten von Cabul. Er starb im Jahre 1832, und seitdem hat sein Sohn Kamran Schah den Titel König von Herat angenommen. Er wurde im Anfang des nächsten Jahres von Abbas Mirza von Persien mit einer Belagerung bedroht, aber der Tod des Prinzen rettete ihn; seit dieser Zeit hat er seine Ansprüche auf den Thron von Cabul erneuert, und sich mit seinem Oheime Schah Schudscha bei dessen Einfall in Candahar zu vereinigen versucht. Ein neuer Einfall, mit dem er aber indessen wieder von Persien aus bedroht ist, hat ihm nicht erlaubt an den innern Kriegen von Afghanistan Theil zu nehmen, und sobald Persien und Cabul einige Ruhe und ihre Gouvernements einige Festigkeit erlangt haben werden, so wird Herat ohne allen Zweifel der Streitapfel zwischen diesen beiden Staaten werden. Dr. Gerard und Mohun Lal sind die einzigen Reisenden, welche den diminutiven Hof des Königs von Herat besucht haben, und wir geben daher einige Auszüge darüber.

Herat, 1 Mai. Es war ein schöner Frühlingsmorgen und ein Festtag, wir ritten vor das Thor Malik hinaus und sahen die Mauern, Dächer und Straßen voll Menschen. Der König, begleitet von seinen Söhnen und Großen, ritt auf einem prachtvollen Pferde durch die Stadt, allein der übrige Theil seines Aufzuges war sehr armselig in Vergleichung mit dem der Prinzen in Dehli. Die armen und hungrigen Bettler, welche ihn ansprachen, erhielten nichts als Stöße und Schläge von seinen Begleitern. Ein altes Weib meinte, er habe ihr eine Rupie zugeworfen, es fand sich aber, daß es nur eine Kupfermünze war. Der König sah uns von ferne und erwiderte unsern Gruß. Er kehrte in seinen Palast zurück, der nur eine Karikatur von königlichem Hofe darbot; er setzte sich auf einen hölzernen Thron, der mit Brokat bedeckt war, und auf jeder Seite vier sammtene Kissen hatte. Sein Anzug war keineswegs königlich, und er fühlte seine Armuth, so daß er die Augen niederschlug. Vor dem Thron lief ein gewöhnlicher Fußboden hin, auf dem einige Schüsseln mit Zuckerwerk standen, die von den Mollahs umgeben waren, hinter welchen die Großen standen. Wenn diese den König begrüßen wollten, liefen sie, begleitet von dem Ceremonienmeister, gegen ihn, die Scepterträger riefen dann „Duran," (stehe still), sie beugten sich und blieben, bis der Ceremonienmeister sagte: gehe! der ganze Hof zeigte wenig Pomp, und in Vergleichung mit dem von Dehli, war er sehr armselig. Die Mollahs fingen an mit einander zu streiten, fielen über die Zuckerwaaren her, rissen sich darum, und ihre Turbane fielen im Gemenge von ihren Köpfen; dieß geschah absichtlich den König lachen zu machen, und so endigte die Audienz.

Das Volk von Herat, obgleich durch schlechte Regierung verarmt, ist sehr vergnügungssüchtig. Die Männer gehen täglich hinaus auf die Wiesen, wo sie ihre Zeit im Schießen zu Pferde, im Wettrennen, Singen, Tanzen und Trinkgelagen zubringen. Sie sind von weißerer Gesichtsfarbe als die Bewohner von Mesched; ihre Kleidung besteht in einem rothen Hemd, offenen rothen Hosen, einem Kaftan und Turban von einem Stoff, der in Peschawer verfertigt wird. Sie binden eine dünne Binde um den Leib und tragen in diesem Gürtel einen Dolch, theils zur Zierrath, theils zum Angriff. Sie geben sich für sehr religiös aus, aber nur wenige von ihnen verrichten ihr tägliches Gebet. Die Frauen haben feine Gesichtszüge und einen eleganten Wuchs; sie sind weit weniger zurückhaltend als in Mesched: so lange sie innerhalb der Stadt sind, halten sie ihr Gesicht, ihre Hände und ihre Füße sorgfältig verborgen, sobald sie aber außerhalb den Thoren sind, werfen sie ihren Schleier über den Kopf zurück und beginnen über die Vorbeigehenden zu lachen; einige singen Balladen, andere reden die Vorübergehenden an, und brechen plötzlich in ein großes Gelächter aus, so daß diese ihr Haupt vor Scham niederhängen. Sie verstehen Alle zu singen und zu tanzen, allein sie thun dieß nie für ihre Männer, sondern im Geheimen für ihre Freunde.

Herat ist berühmt wegen seiner Seidenzeuge und Reitgerten, welche nach englischer Art und so dauerhaft und elegant verfertigt werden, daß man sie weit und breit ausführt. In dem Land der Hazaras, in der Nähe von Herat, wird Wolle im Ueberfluß hervorgebracht, und wenn sie nach Bombai und von da

nach England ausgeführt werden könnte, so würde man dort Shawls fabriciren, welche denen von Caschmir weit vorstünden. Die Provinz von Herat ist der fruchtbarste Theil von Khorasan, die Umgegend der Stadt ist mit reichen Obstgärten bedeckt, welche unter dem Namen der neuen Balaks berühmt sind, und deren jeder von einem besondern Bache bewässert wird. Die Provinz ist in vier Distrikte getheilt, Obeh, Gurian, Karach und Sabsawer, deren erster ein Bergwerksland ist, das fast alle Metalle liefert, und eine heiße Mineralquelle enthält, die von vielen Kranken besucht wird. Karach ist hauptsächlich von den Eimaks bewohnt, einem nomadischen Räuberstamm.

Reiseskizzen aus der Levante.

(Fortsetzung.)

Eine höchst widerwärtige Windstille machte es uns an diesem Tage leider unmöglich einzulaufen, und wir mußten in einer Entfernung von etwa 3 Meilen vom äußersten Ende der Stadt vor Anker gehen. Glücklicherweise war der andere Morgen uns günstiger, wir konnten den Anker wieder aufnehmen, und fuhren um Konstantinopel in der Entfernung einer halben Seemeile vorbei. Hier sahen wir zuerst am äußersten Ende der Stadt die bekannten sieben Thürme; an die Mauer derselben schließt sich unmittelbar die eigentliche Stadt, an deren nördlichem Ende, am Ausgange des Hafens, das Serail liegt, dessen Gärten, Kiosks und Mauern bis dicht an den Bosporus sich erstrecken. Auf der rechten Seite des Bosporus (dem asiatischen Ufer), dem Serail gegenüber, erblicken wir Scutari, eine Vorstadt von Konstantinopel, ferner den Thurm des Leander, ein auf einer kleinen Insel im Bosporus erbauter Thurm, der neuerdings wieder mit einem Dach versehen worden ist, und auf der andern Seite des Hafens, dem Serail und dem eigentlichen Stambul gegenüber (auf der europäischen Seite), Topchana, Galata und Pera, ebenfalls drei Vorstädte. Wir fuhren nun weiter die verschiedenen Krümmungen des Bosporus hinauf, wo uns zu beiden Seiten eine fast ununterbrochene Reihe von Landhäusern und Dörfern, die am Ufer sich hinziehen, einen ungemein anmuthigen Anblick gewährte. Zu beiden Seiten erblickten wir sanft sich erhebende Anhöhen, mit dem mannichfaltigsten Grün geschmückt. Wir ankerten bei Bujukdere.

Schon am folgenden Tage fuhren wir den Bosporus hinab nach Konstantinopel. Vom Bospor ist weiter nichts nachträglich zu bemerken, als die vielen und wirklich schönen Kiosks (Sommerhäuser) des Sultans, und das große, aber ganz im europäischen Styl erbaute Sommerpalais desselben. Gleich bei der Einfahrt in den eigentlichen Hafen von Stambul sieht man zur Rechten die Vorstadt Topchana und das Arsenal, weiter zurück Galata, und höher hinauf Pera, links das Serail und das eigentliche Stambul sich ausbreiten. Der Hafen ist groß und geräumig, und sehr belebt theils durch die Menge der Kauffahrteischiffe, die hier stehen, theils durch die Unzahl von Gondeln (diese sind von ganz eigenthümlicher Form, sehr lang, schmal, niedrig, ganz aus Nußbaumholz, sehr reinlich und leicht gearbeitet), die sie schnell und zierlich nach allen Richtungen durchkreuzen; selbst dem, der die größten europäischen Häfen kennt, gewährt er einen ganz ungemein anziehenden Anblick.

Wir stiegen nicht weit vom Arsenale an das Land. Dieses Arsenal ist zwar sehr lang und groß, jedoch weder schön noch ausgezeichnet gebaut.

Ganz nahe an der Stelle, wo wir gelandet waren, betraten wir einen kleinen offenen Platz, mit einigen Barbier- und Kaffeebuden umgeben, und in der Mitte desselben stand ein sehr schöner und großer Brunnen. Es ist dieß eine schon oft erwähnte Eigenthümlichkeit der Türken, überall, wo nur Platz sich vorfindet, springende Brunnen zu bauen, oder einige Bäume zu pflanzen: beide halten sie heilig, und werden selbst im Krieg und gegen ihre Feinde diese nie beschädigen oder verderben.

Auch dieser Brunnen ist ein schönes, viereckiges Gebäude, ganz von Quadersteinen erbaut, mit einem weit überragenden Dach, auf dessen blau angestrichener unterer Seite eine Menge Sprüche aus dem Koran in der eigenthümlichen schönen Zeichenschrift der Türken angebracht waren. An jeder der vier Seiten sahen wir eine Menge Hähne, Schöpfkellen und Marmorbecken; zu jeder Stunde des Tages sieht man hier eine Menge Türken, die theils ihren Durst löschen, theils die durch ihre Religion gebotenen Waschungen und Reinigungen vornehmen. Von da stiegen wir schnell die meist engen und schmutzigen Gassen von Galata bergauf, oft aufgehalten von Heerden von Eseln, mit Steinen und Kalk beladen (es ist die Art und Weise, wie man fast im ganzen Orient den Transport der Baumaterialien bewirkt), oder einer Heerde Kamele, die mit ihren Waarenballen oft die ganze Breite der Straße einnahmen, bis wir endlich nach langem Hin- und Herfragen, auf das äußerste ermüdet, in dem uns bezeichneten Hotel in der Strada pescaria anlangten. Wir gönnten uns hier kurze Ruhe, und besahen sodann die beiden Vorstädte Pera und Galata. Die erstere ist seit dem großen Brande von 1831 größtentheils wieder neu aufgebaut, und gewährt eben nicht mehr Interesse als jede andere Stadt — auf asiatische Originalität hat sie keinen Anspruch zu machen. Der Weg war schlecht und beschwerlich, die Hitze und der Staub beinahe unerträglich; doch für Alles entschädigt das lebendige Gewühl der verschiedenartigsten Nationen, die dem beobachtenden Auge wie in einem Kaleidoskop vorbeiziehen. Treten wir, um bequemer beobachten zu können, in ein Fenster unsers Gasthofes, dem gegenüber eine türkische Garküche (eigentlich eine griechische, denn alle diese und eine Menge andere Geschäfte werden fast bloß von Griechen besorgt, der Türke achtet sie seiner für unwürdig). Eine solche Garküche, deren es in Konstantinopel unzählige gibt, ist stets ebener Erde, nimmt den unteren Stock beinahe ganz ein, ist indeß äußerst einfach möblirt. Eine drei bis vier Fuß hohe Mauer, mit einigen Marmorplatten bedeckt, ist hinreichend, für den Wirth als Anrichte, für die Gäste als Eßtisch. Der ganze Kochapparat besteht in einem großen Kessel, der fortwährend eine Suppe von Rindsmagen, Leber u. dgl. enthält, und außerdem noch in einer luxuriösen Pfanne zum Schmoren der Fische (diese werden in der ganzen Levante nie anders als geschmort und gebraten,

gegessen). Um 11 Uhr Mittags wird es lebhaft in der Garküche. Zuerst zeigte sich uns ein zerlumpter griechischer Junge, der nach dem Kalkstaub, mit dem er bedeckt ist, zu schließen, als Handlanger bei einer der vielen Bauten dient. Es war ein munterer Bursche und schien ein bedeutender Gourmand zu seyn. Gleich neben der Garküche saß ein Mann mit einem Brodkorbe, dem er für zwei Para (eine kleine türkische Münze, im Werthe eines Pfennigs) Brod abkaufte, brockte dieß mit vielem Anstand in eine ihm vom Koch gereichte Schüssel, während dieser ihm für zwei Para Rindsmagen klein schneidet; dieses Alles wurde mit etwas Brühe aus besagtem Kessel begossen, und das solchergestalt bereitete Gericht vom Käufer ganz ruhig und mit allen Anzeichen von Befriedigung auf der Straße verzehrt. Gleich darauf sahen wir einen türkischen Offizier, erkennbar an seiner braunen Merinojacke und weißen Leinwandhosen dieselbe Suppe verzehren (das türkische Militär, besonders die Offiziere, sind sehr schlecht bezahlt, so daß sie kaum auskommen können). Jetzt kömmt ein Tatar (türkischer Kourier), einen zwei Fuß hohen, steifen, schwarzen Cylinder mit einem orangefarbenen Deckel auf dem Kopfe, und kauft sich ein Gericht Fische. Schnell sind diese abgewaschen, mit Mehl bestreut, in die Pfanne, die fortwährend siedendes Oel enthält, gelegt und fertig. Neben diesem stellt sich ein dem Ansehen nach reicher Türke mit weißem Turban und einem Kaftan von rothem Scharlachtuch, und genießt ebenfalls hier sein bescheidenes Diner. Jetzt sahen wir einen ganz demüthig hereintretenden Armenier, mit seinem dunkelfarbigen Kaftan, und rothen Pantoffeln, auf dem glatt geschornen Kopfe seine schwarze, einem umgekehrten Kochtopfe nicht eben sehr unähnlich sehende Mütze, und fordert seine Suppe für 2 Paras. Gleich darauf kömmt ein Derwisch mit seinem rund zugestutzten Bart, seiner ungeheuer hohen weißen Filzmütze, ganz wie ein großer Filtrirsack gestaltet, seinen weiten Pluderhosen und grünem Kaftan, und verlangt ebenfalls sein Gericht. So drängte Einer den Andern in buntem, ergötzlichem Wechsel.

Während dem sieht man auf der andern Seite der Straße leicht gekleidete Italiäner, französische Stutzer, schmutzige Barfüßermönche, griechische Papas, konstantinopolitanische Griechen in ihren schwarzen kurzen Beinkleidern, blauen Strümpfen, schwarzen Röcken und griechischen Mützen dahin eilen. Einer jagt den andern in schnellem Wechsel. Mitunter schreitet auch zuweilen graziös und etwas geziert eine schöne Griechin, geschmackvoll gekleidet, den weißen Schleier zierlich und etwas kokettirend zurückgeschlagen, über die Straße; während auf der andern Seite eine fette Türkin dahin schwankt, bis unter die Augen dicht verschleiert, und durch ihren ungeheuern Mantel von braunem Tuch zu einer Unform verunstaltet. Für einen Europäer haben solche Scenen, so lange sie ihm neu sind, und man wird ihrer nicht leicht überdrüssig, einen ganz ungemeinen Reiz.

Wir besuchten von da aus ein türkisches Bad, theils uns zu erholen, theils auch hauptsächlich, um diese uns so oft gerühmte Badeweise kennen zu lernen. Das Aeußere eines solchen Badehauses ist fast durchgängig höchst unscheinbar; zwei bis drei gewölbte Kuppeln von 25 bis 30 Fuß Höhe, mit einigen Illuminatoren versehen, und einige kleine ganz ohne Kunst erbaute Nebengebäude bilden ein solches Badehaus, für den Türken und Griechen gleich nothwendig. Durch eine kleine, niedrige Pforte geht man in den An- und Auskleidesaal. Es ist dieses ein hohes, geräumiges Zimmer, und erhält sein Licht von oben, durch Illuminatoren, die in die Decke eingemauert sind. Je nachdem das Bad mehr oder minder elegant ist, bestehen die Wände und die Kuppel des Saales aus Marmor, Stein oder Kalk. Dasselbe gilt von den an den Wänden hinlaufenden Sophas oder besser Diwans, von denen jeder Eintretende sogleich eines einnimmt, und sich seiner Kleider entledigt, mit Hülfe eines Badedieners, der völlig nackt und nur mit einem baumwollenen Schurz um die Lenden bekleidet ist.

Nachdem wir mittelst seines Beistandes das lustige Geschäft des Entkleidens beendet hatten, gab er uns einen weißen baumwollenen Schurz, um unsere Lenden zu gürten, und hölzerne Sandalen, und führte uns durch mehrere kleine Gemächer, deren Hitze allmählich stieg, in den eigentlichen Badesaal. Dieser ist ebenfalls aus Stein und Marmor gebaut, der Fußboden regelmäßig von Marmor. Auch dieser Saal ist gewölbt und erhält sein Licht durch Illuminatoren. Die Hitze war durchaus nicht unerträglich, sie mochte höchstens einige 30° R. betragen. Rings an den Wänden laufen Hähne, die warmes und kaltes Wasser in ein Marmorbecken sprudeln.

In der Mitte des Saales war eine lange und breite, ebenfalls mit Marmorplatten bedeckte Bank, so groß, daß wohl sechs Menschen bequem sich auf ihr ausstrecken konnten. Unter dieser war der Ofen. Auf diese Erhöhung mußten wir uns legen, worauf wir bei der ungleich größern Hitze sogleich in einen etwas mehr als sanften Schweiß geriethen. Hiemit fing auch die Geschicklichkeit unserer Badediener an sich in vollem Glanze zu entfalten. Anfangs strich er mit seinen Händen ganz sanft jede unserer Muskeln, bald aber wurden seine Bewegungen lebhafter, er drückte und knackte die Finger und Fußzehen, knetete, reckte und streckte Arme, Schultern, Beine, so daß fast kein einziger Muskel am ganzen Leib bei dieser Operation verschont blieb. Uebrigens ist sie für den Badenden äußerst angenehm, unsere ganze Müdigkeit war verschwunden, und unsere Glieder schienen neue Kraft und Beweglichkeit erhalten zu haben. Ist diese Operation vollendet, so verschwindet der Diener, während der Badende noch liegt und schwitzt. Jetzt wurden wir abermals mit einem Handschuh von grobem Tuche abgerieben, dann mit Seifenschaum und einem Bastwische abgewaschen, und mehrmals mit warmem Wasser abgegossen. Die ganze Ceremonie dauerte dreiviertel Stunden. Nun empfingen wir einen neuen weißen Schurz, ein anderes Tuch wurde um unsere Schulter gehängt, und ein drittes, in Form eines Turbans um den Kopf gewunden; wir wurden dann in den Ankleidesaal zurückgeführt, legten uns abermals auf unsern Diwan nieder, um auszuruhen, rauchten eine Pfeife Tabak, und nahmen eine kleine Tasse Kaffee. Endlich wurden wir noch Einmal abgetrocknet, zogen uns an und von dannen, um auch die Reize eines türkischen Kaffeehauses zu genießen.

Diese Kaffeehäuser sind alle zu ebener Erde, mit großen Thüren und Fenstern nach der Straße zu, die meist immer offen

stehen. Rings an den Wänden herum laufen Diwans oder Bretters̈itze, mit Teppichen bedeckt, auf denen die Gäste Tage lang mit untergeschlagenen Beinen schweigend sitzen, und entweder aus ihren langen mit Bernsteinspitzen versehenen Pfeifen, oder aus sogenannten Nargile's, bei denen der Rauch durch Wasser geht, rauchen, und bedächtig ihre kleine Tasse Kaffee dazu trinken. Diese Täßchen sind äußerst klein, nie, d. h. in einem ächt türkischen Kaffeehaus, wird mehr als eine Schale gekocht, damit der Kaffee sein ganzes Aroma behalte; daher auch in den besuchtesten Kaffeehäusern nie mehr Kaffee gebrannt wird, als eben für den Bedarf des Tages hinreichend scheint.

Wir besuchten von hier aus das Kloster der Derwische in Pera, um den Tanz dieser Menschen zu sehen. Das Kloster dieser Mewlewis (Mewlewichane) hatte für uns vor andern Klöstern des Derwischordens den Reiz der Nähe, da es in Pera liegt. Eben dem Kloster gegenüber befindet sich ein türkischer Begräbnißplatz, angefüllt mit langen, schmalen Leichensteinen von weißem Marmor, bald mit einem Turban gekrönt, als Zeichen, daß ein Mann, bald mit einem fruchttragenden goldnen Weinstock geziert, als Zeichen, daß ein Weib darunter begraben liegt. Auf diesem Begräbnißplatz ist das einfache Grab Bonnevals (bloß durch ein eisernes Gitter erkennbar), eines französischen Chevaliers, der, nachdem er mit Eugen sich überworfen, den östreichischen Generalshut mit dem Turban vertauschte, und zu Konstantinopel der Gründer und Chef eines Artilleriekorps wurde. Er trat später in den Orden der Derwische, daher auch sein sonst ganz einfacher Grabstein mit der hohen Derwischmütze geziert ist.

Des Nachmittags streiften wir noch in Pera und Galata umher, besahen die noch aus den Zeiten der Venetianer herrührenden Thürme und Mauern, die jetzt sehr verfallen sind, sahen auch von weitem die berüchtigte Vorstadt St. Dimitri, wo es selbst am Tage bedenklich ist, sich zu zeigen, wo alles mögliche liederliche Gesindel wohnt, und bei den nächtlichen Orgien sehr oft Mord- und Todschlag vorfällt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel St. Thomas.

(Schluß.)

Die Pflanzungen sind von jeher sehr blühend gewesen. 1775 befanden sich derselben 69 (jedoch nur mittelmäßig unterhaltene) hier, wovon 27 mit Zucker und 42 mit andern minder wichtigen Produkten bestellt waren, die indessen viele Heerden Schafe ernährten. Im Jahre 1792 zählte man 71 Plantagen, 40 zum Anbau des Zuckers und 31 für Baumwolle. Der jährliche Ertrag hievon hat sich nicht höher als auf 1100 große Fässer Zucker, 450 Fässer Rum (ungefähr à 1000 Pfund) und 6 bis 7000 Pfund Baumwolle belaufen.

Die Auflagen nebst den beim Zoll erhobenen Abgaben reichen in Friedenszeiten für die Verwaltungskosten, den Sold der Besatzung und den Gehalt der Civilbeamten hin, sie geben selbst noch einen Ueberschuß von 2 bis 3000 Thaler zum Vortheil des Fiskus. In Kriegszeiten wird diese Balance ungewiß, weil man die festgesetzten Abgaben alsdann unmöglich allemal richtig erheben kann; ferner durch die vielen Betrügereien der Agenten und Pächter, welche oft in dieser Hinsicht mit den Kaufleuten gemeinschaftliche Sache machen; dann durch die Vermehrung der Verwaltungskosten und endlich noch durch den Schleichhandel. Hieraus folgt, daß die mit außerordentlich großen Magazinen, deren Werth sich zu Zeiten auf 55 Millionen Franken beläuft, und welche fremden Kaufleuten gehören, angefüllte Insel Dänemark wenig Vortheil bringt, während Santa Cruz, mit blühenden Kulturen bedeckt, dem Mutterstaate weit mehr einträgt, indem derselbe beinahe alle ihre Produkte erhält. Die geringere Fruchtbarkeit des Bodens auf St. Thomas macht es auch den Eigenthümern unmöglich, die Pflanzungen in den Stand zu setzen, worin sie sich auf St. Cruz befinden. Nur drei Plantagen haben Windmühlen, die übrigen bloß Roßmühlen. Die Neger leben auch dort von den Erzeugnissen des Landes, wenn sie nicht selbst etwas dadurch erwerben, daß sie Kräuter, Früchte, Gemüse, Gras und andere Sachen zu Markte bringen. Seit mehrern Jahren trägt die so zahlreiche Mission der mährischen Brüder auch nicht wenig zum Anbau und Flor der Insel bei. Die Juden treiben auch hier, wie überall, den Schacher oder Handel im Kleinen. —

Die Bergigkeit des Landes nöthigt die Einwohner beiderlei Geschlechts zum Reiten, da die Wege an den meisten Orten zu steil sind, um befahren werden zu können. Die Folge davon ist, daß die Pflanzungen hier bei weitem nicht so in Verbindung stehen, wie auf der Insel Santa Cruz. Der Boden ist durch die vieljährige Nutzung schon ziemlich erschöpft, besonders auf der Ostseite, die auf allen Inseln von den Passatwinden ausgetrocknet wird, und nie so fruchtbar ist, als die Westseite. Die Menge des dürren Lehms und der viele untermischte Eisenocker erregt neben dem felsigen Boden nur zu sehr die Vermuthung, daß der Landmann daselbst von seiner Arbeit die Früchte nicht einerntet, die er nach den darauf verwendeten Kosten billig erwarten könnte. Indessen liefern doch die nördlichen Berge bei guter Kultur und schöner Witterung vortrefflichen Zucker, der wohl an Menge, aber nicht an Güte dem besten Zucker von St. Cruz nachsteht, ja demselben bisweilen vorgezogen wird.

Viele sehr romantische Gegenden gereichen der Insel St. Thomas zur besondern Zierde. Unter allen aber ist keine so schön, so malerisch, als die Plantage Sorgenfrei an der Carethal. Der Weg dahin geht von der Stadt über die höchsten Berge. Ganz oben liegt das Wohnhaus, überaus kühl und angenehm, und gewährt eine weite Aussicht über das Meer. Inwendig herrscht die schönste Eleganz und der ausgesuchteste Geschmack. Gleich neben dem Hause ist ein niedlicher Garten angelegt, worin verschiedene fremde Gewächse in natürlicher Freiheit ihrem eigenen Wachsthume überlassen sind. Einen ziemlich steilen Hügel hinab gegen das Meer führt ein anmuthiger Fußsteig den Wanderer zur Bai selbst, wo die Natur die Kunst zur Verherrlichung der Scene eingeladen hat. Prächtige Alleen von fächerndem Kokos, sich stolz brüstenden Palmen und schattenreichen Drabeltibäumen füllen das ganze Thal, und schützen durch ihre dickbelaubten Gipfel vor der Sonnenhitze. Fremde und einheimische Pflanzen nehmen die Ebene ein und bedecken die umherliegenden Hügel, aus deren Spalten im Hintergrunde ein Wasserfall hervorbricht, der mit plätscherndem Geräusche durch Felsenstücke das ganze liebliche Thal entlang sich fortwirbelt, bis er mit stärkerer Fluth sich ins Meer ergießt. Mit Entzücken verweilt der Wanderer in diesen reizenden Gefilden, und segnet den edlen Dänen Schmalz, der diesen Ort durch seine Anlagen verschönerte. —

Die Insel selbst wird durch das Fort Christian, das mit 100 Mann europäischen Truppen besetzt ist und durch 860 Mann von der Kolonialmiliz vertheidigt, die hinreichend sind, jedem fremden Schiffe im Nothfall den Zugang zu verwehren.

Vermischte Nachrichten.

Die Nachrichten aus Neuseeland sind fortdauernd ungünstig. Die Eingebornen, die kein so zahmes und schwaches Geschlecht sind, wie die von Neusüdwales, setzen ihre Angriffe gegen die Europäer auf die keckste Weise fort. In Cloudy-Bai nahmen sie Alles, was ihnen gefiel, und drohten die ganze weiße Bevölkerung zu ermorden und ihr Eigenthum unter sich zu theilen. Man macht Anstalten diesen Platz ganz aufzugeben.

•

Die dänische Marine besteht jetzt aus 7 Linienschiffen, 8 Fregatten, 5 Sloops, 5 Schooners und 5 Kutters; die „Rudder-Flotilla" aus 8 Kanonierböten, 2 Kanonenstößen (jöllen) und 4 Bombardierschiffen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 177. 26 Junius 1835.

Bilder aus Paris. Nr. 5.

Börne und Heine.

Börne und Heine sind im offenen Zwiespalte; die französische Presse hat diese Feindseligkeit ohne Schleier gezeigt. In der Thatsache an sich liegt nichts Befremdendes. Börne und Heine waren niemals und in Nichts gleichgesinnt, und die Unwissenheit des Publikums allein oder eine gleiche Verfolgung gegen Beide von Seite der Gewalt konnte diese Schriftsteller während einiger Zeit als in Wahlverwandtschaft stehend, erscheinen lassen. Diese Stellung war auf die Länge unerträglich und mußte durch die unbegränzte Eitelkeit und Eigenliebe Heine's zerstört werden, hätte auch Börne nach wie vor fortgefahren, ein noch freundliches Urtheil über Heine auszusprechen, ein Urtheil, welches entschuldigte, weil es noch hoffte, wie er in den Briefen aus Paris gethan. Selbst diesen Tadel aber wollte Heine nicht ertragen, da er niemanden das Recht zugesteht ein Urtheil zu fällen über seine Person, deren Vorzüge in dem Abspiegel seiner eigenen Anbetung ihm riesenmäßig erscheinen. Heine hat unklug gehandelt, wie er troß seiner furchtsamen Berechnung stets thun wird. Heine, der um eine hohle Nuß eine Schale von Goldflitter klebt und sich mit kindischer Freude an seinem Kunststück ergötzt wie an einem großen Werke; Heine, der in allen Dingen darüber weg und nebenvorbei geht, vorab wo Charakter, Glauben, Ueberzeugung und männliche Biederkeit erhelscht werden; Heine, der die Liebe besingt, wie eine Lais, der von der Freiheit spricht, wie von einer Buhlerin, Heine, der in seinem Kopfe nie Platz gefunden hat für einen ernsten Gedanken, für ein würdiges Streben, in seinem Herzen nie eine Regung von reinem, aufrichtigem Gefühle für Etwas, was an sich schön und groß ist, und es noch bleibt, auch wenn das Tagesglück ihm den Rücken zeigt; Heine, der nie den Muth hatte, eine Ueberzeugung zu hegen, die einer gefahrvollen Vertheidigung bedürfen kann, und der zu jeglicher Stunde selbst seine halbe Ueberzeugung verläugnen wird, sobald Furcht eines Nachtheils, sobald Hoffnung eines Gewinnes, sobald Eitelkeit und Selbstliebe es gebieten; Heine, der nur die oft eintretenden und öffentlich bekannten Nachtheile der Unehrlichkeit, nicht die Unehrlichkeit selbst haßt; fand sich in der solidarischen Gemeinschaft mit Börne nicht behaglich. Der Unvorsichtige! Er vergaß, daß einem nicht einmal mehr zweideutigen Charakter, wie dem seinigen, vor Allem der Schild eines Biedermannes und reinen Charakters Noth thut, und daß dieses Zeugniß dem Börne von Allen, wie verschieden sie auch über seine politische Meinung denken mögen, gegeben wird.

Börne, der unter allen Verhältnissen redlich und offen aufgetreten ist, konnte seinem Landsmanne anfänglich eine warnende Stimme senden, ihm die Gefahren zeigen, welche ein so richtungsloses und frivoles Treiben umgeben, wie dasjenige ist, welches Heine seit seinem literarischen Auftreten in Frankreich befolgt hat; er mußte ihm zuletzt den Fehdehandschuh hinwerfen, offen und ohne Rücksicht, nachdem er ihm vergeblich zugerufen: „selbst aus Klugheit würde ich vorziehen ehrlich zu seyn, wenn ich es nicht schon aus Ueberzeugung wäre;“ nachdem er ihn umsonst gewarnt, daß auf dem Wege, welcher die eigne und des Vaterlandes Ehre zu Grabe trage, kein wahrhafter ächter Ruhm zu ernten sey. Dieser unwiderrufliche Bruch ist nun geschehen, und wir zweifeln keinen Augenblick, daß Heine bereits begriffen hat, von welch schwerem Gewichte das verdammende Urtheil eines solchen Richters seyn muß; ich sage Richter und nicht Gegner, denn so wird das Publikum die Sache ansehen, und so hat Heine selbst durch sein Benehmen den Stand der Parteien bestimmt; Heine liebt nicht die Gegner, weil er den Kampf fürchtet. Dieß mag seiner kindlischen Natur mehr zusagen, und läßt ihm die ungefährliche Freude, die Zunge nach seinem Widersacher auszustrecken. Aber wer vor dem großen Richterstuhle der öffentlichen Meinung sich nur auf diese Weise vertheidigt oder gar nicht, dessen Sache ist verloren; ein spöttisches Achselzucken für den unartigen Jungen; eine endliche Verwerfung dessen, welcher im Stillschweigen seine Argumente suchen muß.

Und glauben Sie nicht etwa, daß in dem unerbittlichen und mit außerordentlicher Schärfe geführten Angriffe Börne's gegen Heine die bloße politische Meinungsverschiedenheit den Grund abgegeben habe, oder daß die Schriftsteller-Eitelkeit dabei im Spiel sey. Börne ist niemals Nebenbuhler von Heine gewesen und hat von jeher gelächelt, wenn Heine mit kaum verhaltenem Grimme auf ihn blickte, und auf die Achtung, welche ihm die französische Presse erzeigte.

Es liegt dem Tadel Börne's ein edles, schönes un von allen Parteien in gleichem Maße zu würdigendes Motiv zu

Grund; er will nicht dulden, daß unser deutsches Vaterland, daß unsere ehrliche deutsche Natur, unser aufrichtig Wollen, unser gewissenhaftes Studium von der Frivolität eines oberflächlichen Spekulanten in der Literatur zur Waare und zum Industriemittel gemißbraucht, und daß nach einem unwürdigen Sohne die ganze Familie beurtheilt werde; Börne hat mit all dem Strome von Witz und Satyre, die er so meisterhaft handhabt, vor die Augen Heine's gebracht, wie werthlos und aller Haltung entgegen das Beginnen sey, um des schnöden Beifalls einer leichtsinnigen Menge willen das innere Bewußtseyn zu opfern, das Gefühl des Tadels zum Lob, zur Bewunderung umzulügen, und auf das Vaterland zu schmähen, damit der gütige Beherberger sich belustige und klatsche. Börne hat nicht übersehen, daß in dem Spotte der französischen Kritik über deutsche Metaphysik und Mysticismus weit mehr Nothhülfe der gefühlten Inferiorität als Wahrheit liege, und daß wenn dieser Gesichtspunkt die französischen Unbilde entschuldige, der Deutsche selbst, der auf dem Eitelkeitsaltar seiner Wirthe opfert, zum verächtlichen Hofnarren mit vollem Bewußtseyn herabsinkt.

Mögen alle Parteien sich vereinigen, und jede ihre verschiedene Glaubensfahne aufstecken; alle werden in Börne willig ihr Organ und den achtungswerthen Vertreter ihrer deutschen Gesinnung erkennen, wenn er sagt: „Es ist überall Sache eines Ehrenmannes, den Beifall seiner Bewirther zu verdienen, möge er ihm nun thatsächlich zu Theil werden oder nicht.“ Der Deutsche, welcher die vergängliche Freundschaft des Pariser Publikums höher achtet, als die Erinnerung an sein Vaterland und die heilige Stimme der Wahrheit, ist am Ende mehr noch zu bedauern als zu tadeln, denn er erniedrigt sich selbst, und betrügt sich um die Anerkennung und Achtung, welche ihm die gewissenhafte Ausbildung der verliehenen Kräfte und Talente hätten erwerben können.

Es war ein Unglück für Heine, daß die politischen Umwälzungen der neuern Zeit dem frivolen Poeten die Lust eingaben, sich als Politiker zu zeigen, und einige Lobpreißungen der Freiheit zu radbrechen. Durch die falschen Töne und Discordanzen, welche er in seine Hymnen der Freiheit eingemischt, hat er gezeigt, daß es ihm hier an Beruf, an Sinn und Stimmumfang fehle, und er hat mit fleißiger Hand begründet das Urtheil, welches heute von ihm sagt: „Herr Heine ist Dichter von Natur und Politiker aus Zufall oder Bedürfniß, und wenn er die Farben aller Parteien annimmt oder versucht ohne Ruhm in irgend einer, so beweißt er, daß er weder Geist genug besitzt, um sich über Alle zu erheben, noch Muth und innern Werth genug, um einer Einzigen anzugehören, auf jeden Fall aber braucht niemand zu bezweifeln, daß er sein Talent willig derjenigen zu Gebot stellen würde, welche ihm den größten Gewinn böte, entfernt von aller Gefahr.“

Reiseskizzen aus der Levante.

(Fortsetzung.)

Des andern Morgens gingen wir von Pera, wo wir übernachtet hatten, wieder hinab zum Strand, und setzten uns in eine der langen, schmalen Gondeln, die in Menge hier liegen. Eine solche Gondel wird gewöhnlich von zwei Männern gerudert, deren Kopf bis auf einen kleinen Haarbüschel, der auf dem Scheitel stehen bleibt, glatt geschoren, und mit einer kleinen rothen Feska geziert ist. Ihre von der Sonne verbrannten Gesichter und Gestalten stechen grell ab gegen die Weiße ihres nesseltuchenen Hemdes. Schnell wurden wir durch die Unzahl von Gondeln auf der andern Seite, oder in das eigentliche Stambul, die Türkenstadt, gerudert. Hier sieht man wenig Europäer, aber desto mehr Türken und Türkinnen, Armenier, Juden, Tataren. Durch eine Reihe von kleinen schmutzigen Gassen gelangten wir unter Anderem auch in das Judenquartier, wo bloß Juden, die leicht an ihrem kleinen blauen Turban mit einem violetten Bund kenntlich sind, ihre Kaufläden haben, und von da an den Sklavenmarkt.

Wir hatten zufällig Gelegenheit, dem Verkauf oder vielmehr dem Feilbieten zweier Sklavinnen, einer weißen und einer schwarzen zuzusehen, und mit Hülfe unsers Dragomans auch die dabei vorfallenden Verhandlungen zu verstehen. Der sogenannte Sklavenmarkt ist ein nicht sehr großes von drei Seiten geschlossenes einstöckiges Gebäude; er enthält nach allen drei Seiten Reihen von Zimmern oder besser Käfigen, in welchen die zum Verkauf bestimmten Sklavinnen inne gehalten werden. Das Dach des Gebäudes ist weit vorspringend, unter ihm sitzen auf erhöhten Diwans die Käufer, rauchen ihre Pfeifen und machen mit den Verkäufern ihr nobles Geschäft ab. Zwischen diesen Diwans und den eigentlichen Gebäuden läuft ein Weg rings herum für diejenigen, welche diese unglücklichen Geschöpfe hinter ihren Gittern sehen wollen. Wir ließen uns auf eine Bank nieder, und es wurden alsbald zwei Sklavinnen, eine weiße und eine schwarze vom Ausrufer zum Verkauf vorgeführt. Die weiße war ein recht hübsches, junges Mädchen von ungefähr 16 Jahren. Beide waren unverschleiert; der einzige Fall, wo es den Frauenzimmern gestattet ist, sich auf der Straße unverschleiert zu zeigen.

Tausend siebenhundert Piaster für die Weiße! (ungefähr 85 spanische Thaler; etwas mehr als 170 Kaisergulden) „ein schönes Mädchen! eine Perle! ein Edelstein! wer kauft es?“ so lauteten ungefähr die Worte des Ausrufers, die er, während er vor den Bänken der Käufer einherschritt und das Mädchen ihm folgte, laut ausrief. Einige lachten, andere spotteten über den enormen Preis und frugen; warum er nicht lieber 2000 Piaster verlangt habe. Jetzt trat ein alter Türke, dessen rothe, hervorgequollene Augen, hageres gelbes Gesicht und zahnloser Mund ihm das Ansehen eines Opiumessers gaben, herzu, hielt das Mädchen in ihrem Gange auf, und begann sie auf das Genaueste zu untersuchen; erst die Hände, dann die Zähne, die Brust ꝛc., hierauf that er sein Gebot, sie wurde ihm aber nicht zugeschlagen. Eben so wurde mit der Schwarzen verfahren, die für 1000 Piaster ausgeboten wurde. Wir hatten indeß genug gesehen, und verließen diesen Platz ohne das Ende des Handels abzuwarten. Während wir über den freien mittlern Raum eilten, sahen wir auf der andern Seite eine Schaar von 10 bis 15 Knaben und Jünglingen, in einem Alter von 12 bis 15 Jahren, mit starken eisernen Ketten geschlossen, die eben erst, wie man uns sagte,

aus Syrien angekommen, hier ihr beklagenswerthes Schicksal erwarten. Es dauerte lange, ehe der widerwärtige Eindruck, den diese Scene auf uns machte, ausgelöscht wurde.

Von hier gingen wir nach dem Bazar. Es ist dieß ein ungeheures Gebäude, das unter seinem gigantischen Dach eine Menge Straßen enthält, in denen zu beiden Seiten die Waarenmagazine befindlich sind.

Bemerkenswerth ist, daß fast jede einzelne Straße nur Einen Waarenartikel enthält; so haben die Pelzhändler, die Pfeifenrohrhändler, die Posamentirer ꝛc. ihre eigene Straße. Die Menge und der Reichthum der aufgehäuften Waaren ist unglaublich, besonders schön sind die Waffenmagazine; diese herrlichen Damascener Säbel, Pistolen u. s. w., verführen fast jeden, sich etwas zu kaufen. Auch ist das Gedränge und das Gewühl auf diesem Markte ganz unglaublich; oft muß man sich mit dem Ellenbogen Platz machen, welches, ganz abgesehen, daß man sich dadurch einer Ansteckung von der Pest aussetzt, welche doch Jahr aus Jahr ein, bald mehr bald weniger, in Konstantinopel herrscht, uns auch das Vergnügen gewährte, eine gleiche Anzahl von Stößen und Püffen zurück zu erhalten. Ehe wir jedoch den Bazar verließen, passirte mir noch eine lustige Geschichte. Wir standen vor einer Seidenbude, um ein Tuch zu kaufen; eine Türkin redete mich an; ich verstand sie begreiflich nicht, und fragte unsern Dragoman, was sie wolle! Dieser rieth mir, mich ja ganz passiv zu verhalten, da sie mir Schuld gebe, sie zu zärtlich angesehen zu haben, und mir daher die prächtigsten Ehrentitel, ungläubiger Hund, Giaur beilegte. Ich befolgte diesen weisen Rath, worauf sie nach einer abermaligen Salve abzog.

Nach dem wir über die Höflichkeit unsrer unbekannten Schönen herzlich gelacht hatten, zogen wir von dannen, und ließen uns nach Scutari übersetzen, um den Gottesdienst und das Kloster der Rufayi, eines Derwischordens, daselbst zu sehen. Dieses Kloster ist berühmt wegen der Taschenspielerkünste seiner Bewohner, und einer Immoralität der Sitten, die sich selbst im Orient bemerkbar macht. Ihre Andachtsübungen beginnen mit dem gewöhnlichen Gebete, nur daß jedem der Betenden statt des gewöhnlichen Teppichs ein Lammfell untergebreitet wird, worauf sie knien und sitzen. Nach dem gewöhnlichen, gesetzmäßig von jedem Moslem fünfmal des Tages zu wiederholenden Gebete setzen sie sich in einen Kreis und beten die Fatiha, d. i. die erste Sure des Korans, worauf mehrere Anwünschungsformeln folgen, als: Heil über unsern Propheten, den Herrn der Abgesandten, über seine Familie und seine Gefährten insgesammt, so wie Heil über Abraham, über seine Familie und Gefährten insgesammt. Diese Formeln werden eintönig und langsam abgebetet. Hierauf stehen sie alle im Kreise auf, und fangen langsam das Glaubensbekenntniß: La ilah ill'-allah herzusagen an, welches sie regelmäßig in die sechs Sylben „La-i-lah-il-la-lah" trennen. Indem sie die erste Sylbe aussprechen, beugen sie sich vorwärts, bei der zweiten richten sie sich wieder auf, und bei der dritten beugen sie sich rückwärts; dieselbe Bewegung wird bei den drei folgenden Sylben in derselben Ordnung wiederholt, oder sie verändern die Richtung der Beugung, indem sie den Leib bei der ersten Sylbe rechts neigen, bei der zweiten wieder in aufrechter Stellung stehen, und bei der dritten sich links neigen. Dieser Chor fängt langsam an, und wird mit wachsender Schnelligkeit wiederholt, so daß die Bewegung mit dem Geschrei immer gleichen Schritt hält. Bald aber wird die Bewegung so schnell, daß die Sprache gezwungen ist, zwei Sylben auf eine Beugung zu legen, so daß man bald nur ein verwirrtes Geschrei von Il und lah hört. Je schneller die Beugung im $^3/_4$ Takte, desto größer die Wuth der Bewegung. Das Ganze artete zuletzt in einen Orgientanz aus. Während dieses wüthenden Chorals sangen zwei Sänger mit wohllautender Stimme Stellen aus der Borda (dem berühmten Lobgedichte auf den Propheten), oder aus andern Gesängen zum Lobe des großen Scheikhs Abdol-Kadir Gilanis oder Seit Ahmed Rufayis. Dieser ruhige Gesang tönt in den wilden Choral, wie Glockengeläute in das Toben der Windsbraut und des Donnergewitters. Das Signal des höchsten Grades, der schnellsten Bewegung ist, wenn der Scheich zu stampfen anfängt. Sie gebärden sich dann wie Besessene, man hört bloß einen einzigen Laut, nämlich das lah vernehmlich aus diesem Wogengetümmel verschlungener Sylben hervorschallen, welches zuweilen durch einen Gluthausruf von Hah unterbrochen wird. Im Anfange, wo es langsam geht, ist dieser Gesang noch etwas verständlich, später aber würde es unmöglich seyn, zu errathen, was dieses einsylbige Brüllen zu bedeuten hätte, wenn man nicht von der ersten Entstehung desselben Zeuge gewesen ist. Während der Chor im $^3/_4$ Takte gleichgehalten sich vor- und rückwärts oder seitwärts beugt, machen einige andere Derwische die Kunststücke ihrer Unverbrennlichkeit. Sie nehmen glühende Eisen in den Mund, lassen sich mit glühenden Zangen packen, tragen feurige Kugeln in den Händen, ohne Spur von Schmerz oder von Verletzung. Während dieser Kunststücke vermehrt sich das Geschrei, die Lendenschnellkraft mit ungemeiner Heftigkeit; manche stürzen schäumend von Begeisterung nieder, andere werden ohnmächtig weggeschleppt; die einen schreien: Ja hu (Jehova), die andern ja meded (o Hülfe), während der Hymnengesang ganz ungemein lieblich und angenehm dazwischen tönt: O Fürsprecher, o Geliebter, o Seelenarzt, o Auserwählter, o Fürsprecher am Tage des Gerichts, wo die Menschen rufen werden: o meine Seele, o meine Seele! und wo Du sagen wirst: o mein Volk, o mein Volk. So wüthend die ganze Versammlung scheint, so sind, ein Paar Fanatiker vielleicht ausgenommen, welche gluthträumend und wuthschäumend hinstürzen, die Andern alle vollkommen kaltblütig und klar besonnen, und die ganze Wuth der heiligen Begeisterung ein bloßes Gaukelspiel, das, wie auch das Wunder der Unverbrennbarkeit, den in Menge herzuströmenden Zuschauern und Hörern zum Besten gegeben wird. Das Almosen, das die zuschauenden Europäer geben, ist durchaus freiwillig, und wird von keinem Moslem gefordert. Man würde sich also irren, wenn man das ganze Gaukelspiel ursprünglich auf reichliches Almosen der Zuschauer berechnet glaubte; eher dürfte es auf das fromme, weibliche Geschlecht berechnet seyn, welches sich stets in Menge hinter den sorgfältig vergitterten Galerien einfindet, nicht sowohl das Wunder von unverbrennbaren Händen als von der unbesiegbaren Schnellkraft kräftiger Lenden anzuschauen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

(Vom Professor Rafinesque zu Philadelphia.)

Die Reise Pattie's zu Lande bis nach Californien macht uns mit einer eigenen Gattung von Abenteurern bekannt, die unter dem Namen von Traders und Trapers*) seit ungefähr zwanzig Jahren das ganze Innere von Nordamerika besuchen. Als Halbwilde und oft im Krieg mit den Eingebornen, denen sie als geschickte Jäger das Wildpret und das Pelzwerk wegnehmen, sind sie nicht gebildet genug ihre Reisen und Entdeckungen niederzuschreiben und herauszugeben, wenn sie auch aus allen den Gefahren einer solchen Lebensart glücklich mit dem Leben davon kommen. Herr Flint, der Herausgeber der Reise Pattie's, hat sich daher durch diese Arbeit um die Geographie und verwandte Wissenschaften ein Verdienst erworben. Die Abenteuer Pattie's, obschon oft höchst romantisch, tragen dennoch den Stempel der Wahrheit; dieser Mann hat eine fast noch gänzlich unbekannte Gegend zwischen Neumexico und Neucalifornien durchreist, und ist den Rio-Gila bis zu seiner Mündung hinabgegangen, ein Weg, auf dem er Volksstämme kennen lernte, von deren Existenz man bis jetzt so viel als nichts wußte. Er befand sich von 1824 bis 1830 auf der Reise.

Das Journal des Dr. Willard, der sich von 1825 bis 1828 in Neumexico aufgehalten, und den Rio del Norte von seiner Quelle bis zu seiner Mündung bereist hat, wurde der zweiten Ausgabe von Pattie's Reisen beigegeben, und enthält die beste Beschreibung von Neumexico.

Kapitän Wyeth und sein Bruder reisten im Jahre 1831 mit einer Bande Abenteurer nach Oregon ab; der Bruder, der Beschwerden müde, kehrte schon 1832 vom Oregongebirge zurück, und gab eine Broschüre über seine Reise heraus. Kapitän Wyeth kam mit dem Dr. Ball, der Nachrichten über diese Reise und die Geologie des Landes herausgegeben hat, bis zu den englischen Niederlassungen am Columbia. Kapitän Wyeth kehrte gegen Ende des Jahres 1833 zurück, und reiste 1834 im März mit dem Botaniker Mettall, der sich vorgenommen hat zwei oder drei Jahre lang den Bezirk Oregon zu durchforschen, abermals ab.

Diese verschiedenen Reisen liefern das Neueste, was man über diese weiten Länder weiß; wir theilen daher nachstehend das Interessanteste aus ihnen im Auszuge mit.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

Im Frühlinge des Jahres 1824 versammelte sich eine Karawane von 116 Menschen mit 500 Pferden und Maulthieren, mit Waaren für Neumexico beladen, am Platte-Flusse, angeführt vom Kapitän Sylvester Pattie, Vater unseres Reisenden Jakob O. Pattie, der damals erst 18 Jahre alt war.

Diese Karawane bestand wie gewöhnlich aus Handelsleuten, Trapers und Jägern, die sich in so bedeutender Anzahl an einander schlossen, um sich auf der Reise gegenseitig Beistand zu leisten. Die beiden Pattie, welche am Missouri wohnten, gingen diesen Fluß aufwärts bis zu den Council Bluffs, wo sich ein Fort befindet, das letzte gegen Westen. Von da zogen sie durch das Land der republikanischen Panis, welche in drei großen Dörfern von kegelförmigen Hütten leben; das eine dieser Dörfer, an dem kleinen Flusse Platte gelegen, zählt 600 Hütten und Familien. Die Wolf-Panis haben ein noch größeres Dorf von 800 Hütten und Familien am Platte. Sie leben mit den weiter entfernten Stämmen im Kriege, die Schayons ausgenommen, mit denen sie Friede geschlossen haben, und ziehen oft bis nach Neumexico, um zu plündern und Krieg zu führen. Eine Abtheilung von ihnen kehrte mit Pferden und Skalpen heim. Die Panis haben sich beritten gemacht, und sind mit Lanzen, Bogen, Flinten und Schilden bewaffnet. Um ihre Gedanken schriftlich auszudrücken, bedienen sie sich grüner Stäbe, in deren Rinde sie schachbrettförmige Figuren einschneiden, und Häute, auf welche sie mit Farbe allerhand Zeichen malen. Sie sind das civilisirteste Volk gegen Westen und nahmen die Karawane sehr gut auf. Nachdem die Reisenden die Panis verlassen hatten, kamen sie in die weiten Ebenen oder Steppen, welche sich bis zu den Oregongebirgen ausdehnen; auf diesen Ebenen schweifen zahllose Heerden von Büffeln oder Bisons umher, deren Stiere und Kühe sich stets in eigenen Heerden abgesondert halten, ausgenommen im Winter, wo sie sich begatten. Eine wichtige Station, die vielleicht mit der Zeit eine wichtige Stadt werden könnte, führt den Namen Boiling Spring, von einer herrlichen Quelle, von 400 Ruthen im Umkreise, deren Wasser in der Mitte zu sieden scheint und 5 bis 6 Fuß hoch in die Höhe springt. Unweit davon erhebt sich ein ziemlich hoher Hügel, ein altes Grabmal der Ureinwohner des Landes.

Die Arikaris griffen die Karawane während der Nacht an, wurden aber zurückgeschlagen. Die Rabenindianer wurden, nachdem sie zwei Amerikaner erschlagen hatten, gleichfalls bei Nacht überfallen und 50 von ihnen getödtet.

Rockcastle Spring ist eine andere Quelle und Station an einem 90 Fuß hohen Felsen, der sich frei und ganz einzeln stehend in der Ebene erhebt. Die Reisenden sahen hier viele weiße Wölfe; eine Heerde von wohl 1000 Stück schien sich versammelt zu haben, um auf die Bisons Jagd zu machen.

Die Karawane ging am Flusse Smokehill, einem Beiflusse des Platte, bis zu seiner Quelle aufwärts, und fand eine siedende Quelle von 600 Fuß im Umkreise und 5 Fuß Tiefe. Die Ebene war mit wilden Pferden, Elens, Büffeln und Antilopen bedeckt. Die weißen oder grauen Bären wurden jetzt sichtbar, und man zählte deren an einem Tage 220, hatte auch während der Nacht einen Angriff von ihnen auszuhalten.

Am Flusse Arkansas und in der Nähe der Gebirge angekommen, begegneten die Reisenden 800 Cumanches und 1000 Jotans, die mit einander darum kämpften, wer ausschließlich mit der Karawane handeln solle. Da die Jotans Sieger blieben, so verkauften sie für 1500 Dollars Pelzwerk. Diese beiden Stämme waren früher mit einander verbündet, da aber die Cumanches den Nabakos gegen die Jotans Beistand geleistet hatten, so entspann sich hieraus ein Krieg. Haben die Feindseligkeiten ihr Ende erreicht und ist der Friede geschlossen, so bringt die Sitte mit sich, daß man für jeden erschlagenen Mann vier Pferde gibt.

Die Taosgebirge sind der südliche Zweig der Oregonkette; im September waren sie schon mit Schnee bedeckt. Man brauchte drei Tage, um hinüber zu kommen, und gelangte dann nach San Fernando, dem ersten Dorfe westlich von diesen Gebirgen, auf deren Gipfeln ewiger Schnee liegt.

Man kam durch Albuquerque und dann nach St. Thomas am Flusse Norte; das Thal dieses Flusses ist 5 bis 6 (engl.) Meilen breit. Endlich gelangten die Reisenden nach Santa-Fé, Hauptstadt von Neumexico, die in einer Ebene an einem Bache gelegen ist und 4 bis 5000 Einwohner hat. Hier zerstreuten sich die Amerikaner, um Handel zu treiben oder zu jagen; ehe dieß jedoch geschah, hatten die Cumanches das Dorf Pacus überfallen, und hundert Amerikaner 400 Mexicanern geholfen, die Feinde zu vertreiben. Die Amerikaner hatten bei dieser Gelegenheit das Glück mehrere Gefangene zu befreien, unter denen sich auch die Tochter des letzten Gouverneurs des Landes befand. Diese wurde von Pattie in Freiheit gesetzt, was diesem die Gunst des Vaters und die Erlaubniß verschaffte, am Flusse Gila (von Pattie Helay genannt), der von den Trapers noch nicht besucht worden war, einen Zug zu unternehmen. Er vereinigte sich also mit seinem Vater und noch einigen andern der Gesellschaft, ging über Nutely, Pichacheh, oder Picach, St. Philipp, wo es Weinberge gibt, St. Lucie u. s. w. den Rio-Norte hinab, dann westwärts in vier Tagen über die Gebirge bis zu den Kupferbergwerken, und von diesen aus in drei Tagen über die Hügel, welche sich bis zu dem Flusse Gila oder Helay hinziehen, den sie fast bis zu seinen Quellen im Gebirge verfolgten. Auf diesem Zuge fingen sie viele Biber. Der Rio-Gila bricht durch eine enge Schlucht aus dem Gebirge, in deren Nähe sich eine siedende Quelle befindet.

Geht man diesen Fluß abwärts, so findet man fruchtbares Land, und kommt endlich zu einer Gebirgskette, die von Osten nach Westen zieht; hier verliert sich der Fluß in eine Höhle und kommt jenseits der Berge wieder zum Vorschein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Traders Handelsleute; Trapers nach den Schlingen oder Fallen so genannt, in denen sie die Biber fangen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

// Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 178. 27 Junius 1835.

Briefe aus Russland.

(Vierter Brief.)

Kiew.

Ich kam an dem Festtage eines Heiligen nach Kiew, und war beinahe taub von dem Geläute der Glocken, welche mir von allen Seiten her entgegen tönten. Es ist des Russen Hauptvergnügen, recht viele Glocken zu haben, und die kleinsten Ortschaften erfreuen sich, wenn sie auch sonst noch so schlecht sind, wenigstens eines kleinen Glockenthurmes. Bei diesem entsetzlichen Getöne von so unzählig vielen Glocken erinnerte ich mich unwillkürlich einer ähnlichen Qual, die ich einst auf dem Jahrmarkte zu Mariampol ausgestanden hatte. Ich wohnte nicht fern von dem Marktplatze, und hörte ein fortwährendes Geläute, welches ich mir, da ich sonst etwas Aehnliches nichts vernommen, gar nicht erklären konnte. Endlich fühlte ich mich gedrungen, nachzuforschen, woher solches komme, und da fand sich eine ganze Reihe Gestelle, welche mehrere Glockengießer aufgebaut hatten, und an welchen Glocken von allen Größen, von dem Gewichte von einigen Pfund bis zu vielen, ja bis zu 50—60 Centnern hingen. Wenn nun um eine solche Glocke gefeilscht wurde, so untersuchte der Kauflustige erst gewöhnlich die ganze Reihe und schlug mit seinem Stabe an dieselben. Zu ihrem besondern Vergnügen schlugen auch gewöhnlich die Vorübergehenden daran, was dann ein ununterbrochenes, das Ohr zerreißendes Geläute verursachte. Aber wer kauft denn diese vielen Glocken und wozu gebraucht man sie? — Jeder wohlhabende Landmann errichtet gern seinem Schutzheiligen eine Kapelle, und stattet selbige mit einer Glocke aus; auch hängt man gern eine solche auf seinem Hause auf. Es ist in der That wunderbar, mit welcher Schnelligkeit eine reiche Sammlung aufgebracht wird, wenn es sich darum handelt, eine oder mehrere Glocken bei einer Kirche anzuschaffen. Rußland ist das rechte eigentliche Land der Glocken, und hat zum Sinnbilde dessen auch die größten bekannten Exemplare in Moskau und St. Petersburg.

So hätten mich denn die Glocken beinahe wieder aus Kiew hinausgeläutet. Diese alte, durch ihre vielen großen und prachtvollen Kirchen höchst ehewürdig aussehende Stadt machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich, auf welchen ich zwar durch Erzählungen, die ich früher von den hiesigen Katakomben, die mit den Bildern einer Menge von Heiligen geschmückt sind, gehört hatte, schon vorbereitet worden war. Es war daher wohl sehr natürlich, daß ich, sobald ich nur ein klein wenig hier heimisch geworden war, sogleich ging, um diese Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Ich betrat diese unterirdischen Gewölbe mit einem heiligen Schauer, welcher sich beim Anblick ganzer Reihen mumienartiger Leichname, welche alle in metallenen Särgen lagen, noch sehr vermehrte.

Mein Cicerone nannte mir jeden Heiligen einzeln, und fügte bei jedem noch etwas zu seinem Lobe bei. So wenig mich deren Lebensgeschichte, so wie die Wunder, welche sie schon thaten, auch wenn man nur ihren Sarg berührte, interessirten, so blieb mir doch nichts übrig, als eine ernste und andächtige Miene zu behalten, was mir übrigens an diesem Orte und unter solchen Umgebungen eben nicht schwer wurde. Die Andacht des zwischen den Särgen wandelnden Volkes war groß und sie küßten nicht allein jeden Sarg, sondern wo sie nur dazu kommen konnten, selbst die Leichen der Heiligen. Gelang ihnen dieß, so strahlte eine wahre Glorie von ihrem Gesicht, und sie waren wie beseeligt. Daß sie aber solche Schätze nicht umsonst hinnehmen konnten, war natürlich, und es legte ein Jeder nach seinen Kräften am Fuße eines jeden Sarges eine Gabe nieder, die oftmals nur einen Kopeken betrug, wenn der Geber zu arm war, um mehr spenden zu können. Indeß sammelt sich durch diese kleinen Gaben das Jahr hindurch etwas Beträchtliches, da diese Gewölbe stets und zur Zeit der Heiligentage immer sehr zahlreich besucht werden.

Man rieth mir, auch die andern Kirchen zu besuchen, um dort ähnliche Mumien, nächst dem aber auch sehr kostbare Reliquien zu sehen, ich war jedoch von dem, was ich bereits gesehen, so befriedigt, daß ich lieber zu Hause blieb, als mich in modrigen Gewölben ermüdete.

Schon in Charkow, noch mehr aber hier in Kiew lernte ich das recht eigentliche russische Leben kennen. Auffallend fand ich es überall, daß man den Offizieren, besonders den Subalternen, in großen Gesellschaften nicht gerade besondere Rücksichten bewies. Damit will ich zwar keineswegs sagen, man setze sie zurück, aber ich fand doch einen bedeutenden Unterschied zwischen hier und Deutschland. In allen Fällen stehen Civilbeamte in höherem Ansehen nur muß freilich ihr Stand sie nach der russischen

Rangordnung wenigstens in die Klasse des Adels stellen. Bei Gastereien läßt man es in Rußland ziemlich breit hergehen, auch wird dabei fast eben so flott getrunken, wie in Norddeutschland. Der Champagner spielt dabei gewöhnlich eine Hauptrolle, indeß hat er meistentheils nur den Namen und besteht aus einem Gebräu von inländischem Gewächs: Tout comme chez nous. Die taurischen Weine eignen sich sehr zur Bereitung von moussirenden Weinen, und von ihnen werden eine Menge in Champagner umgewandelt. Im Ganzen aber trinkt man leichte Weine, und bekommt diese theils aus Taurien, theils aus dem kaukasischen Gouvernement. Sollte ich die russischen Weine mit andern vergleichen, so würde ich viele von den weißen den guten und aromatischen östreichischen Bergweinen gleich schätzen; auch könnte man manche derselben für leichte französische halten, wofür sie denn auch häufig genug ausgegeben und getrunken werden. Punsch und Grog trinkt man nur an den Meerküsten, mitten im Lande ist er kaum gekannt. Der Preis der inländischen Weine ist sehr mäßig, und man bekommt für einen Bankrubel schon eine Flasche recht guten Tischwein. Zu den Herrlichkeiten der russischen Tafel gehören die vortrefflichsten Fische. Wie vorzüglich diese sind, das ist bekannt. Der Dnieper liefert sie in großer Menge und Mannichfaltigkeit, und am schwarzen und azowschen Meer schwelgt man in deren Genusse. Besonders rühmen muß ich den Kaviar, welchen man hier ganz frisch ißt und welcher einen Geschmack hat, den ich mit dem von vorzüglichen Schälnüssen vergleichen möchte; der, den man im Auslande bekommt, schmeckt, so frisch er auch immer heißen mag, dagegen wie ranzige Butter gegen ganz frische Maibutter.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus der Levante.

(Schluß.)

Wir fuhren von Scutari zurück nach Konstantinopel, um den sogenannten Hippodrom zu besehen. Auf dem Wege dahin besuchten wir auch den Thurm des Seraskiers, von welchem aus man die herrlichste und entzückendste Aussicht über ganz Konstantinopel genießt. Auch sahen wir in der Nähe die ungeheuren Cisternen (mille colonne), ein ungeheures unterirdisches Gewölbe, auf angeblich 1000 Säulen ruhend, die in regelmäßigen Reihen neben einander stehen. Sowohl die Form der Bogen des Gewölbes, als auch die der Säulen zeigt deutlich, daß dieses Werk aus den Zeiten der byzantinischen Kaiser herrührt. Früher war es eine Cisterne, jetzt ist es trocken, und dient wegen seiner Kühle und der Länge seiner Gänge, Seilern und andern Handwerkern als Arbeitsplatz. Sein Licht erhält es durch vergitterte Oeffnungen von oben. Der Hippodrom selbst, ein ehemaliger Circus, bildet ein längliches Viereck von ziemlich großen Dimensionen; an der einen Seite ist es von einer Moschee, von der andern durch unansehnliche Gebäude eingeschlossen. In der Mitte des Platzes, seiner Länge nach, steht die Säule des Konstantin, ein aus vielen Stücken zusammengesetztes Werk; der Sockel ist mit Basreliefs, die aber meist verwittert und verstümmelt sind, geziert. Ihre Höhe schien mir 50 bis 60 Fuß zu betragen. Von alten Inschriften keine Spur. Weiterhin sahen wir eine abgebrochene, gewundene Säule von Bronze, inwendig hohl; der Ueberrest von zwei gigantischen bronzenen Schlangen, die sich an einander aufgewunden haben, eine Idee, deren Ausführung, in solchem gigantischen Maßstab vollführt, gewiß Effekt gemacht haben muß. Endlich sahen wir noch einen kleinen ägyptischen Obelisk von Granit, etwa 50 Fuß hoch, und mit Hieroglyphen bedeckt, die begreiflich uns allen unverständlich waren.

Von der berühmten Sophienmoschee ward uns bloß die äußere Ansicht, da ohne besondern Firman des Sultans es niemand erlaubt ist, das Innere zu betreten. Eben so gings mit dem Serail. Auf einem ungemein angenehmen Weg ritten wir spät Abends bei Mondenschein von Pera nach Bujukdere zurück.

Auch die Umgebungen Konstantinopels sind schön und herrlich. Wenn wir von Konstantinopel nach Bujukdere den Bosporus hinauffuhren, sahen wir nördlich von Scutari das neue Sommerpalais des jetzigen Sultans, höchst geschmackvoll gebaut, das platte Dach mit einem Geländer von vergoldeten Knöpfen und prächtigen, die schönsten Blumen einer tropischen Zone enthaltenden Vasen geschmückt. Auch die europäische Seite des Bosporus weist eine lange Reihe von Sommerhäusern (Kiosks) des Sultans auf; doch sind sie alt und nicht mehr bewohnt. Auf diesem Ufer liegt auch das prächtige Dorf Therapia (das von der gesunden Luft seinen Namen entlehnt haben soll). Die Sommerhäuser der meisten europäischen Gesandten sind hier; die Einwohner sind fast alle Griechen und Armenier.

Auch sieht man auf dem Wege von Therapia nach Bujukdere auf einer herrlichen grünen Wiese die 7 berühmten gigantischen Platanen. Sie sind eben so ausgezeichnet durch ihre enorme Größe, als durch ihr Alter. Obgleich schon öfters vom Blitze getroffen, so daß der untere Stamm fast ganz ausgebrannt ist, strecken sie doch jedes Jahr frisch und neubelaubt ihre ungeheuern Riesenarme über die Erde hin. Gottfried von Bouillon, sagt man, hätte unter ihrem Schatten mit seinem Heere übernachtet. Vermuthlich sind ihrer damals mehrere gewesen.

Bujukdere ist schön und reich an großen und gut gebauten Palästen; hier sind die Häuser der fremden Gesandten und Konsuln, hier finden wir die herrlichsten Anlagen und Gärten, die an einer Anhöhe sanft hinan gelehnt, die entzückendste Aussicht über den Bosporus gewähren. Ungefähr eine Viertelstunde von Bujukdere ist ein kleines türkisches Dorf, hinter welchem sich das berühmte Rosenthal befindet. Ein langer Weg zieht sich zwischen einer ununterbrochenen Reihe von Gärten hin, und führt zu einem ausgemauerten Bassin, in das mehrere Springbrunnen ihr Wasser ergießen. Sowohl das vortreffliche Wasser, als auch die angenehme Kühle, welche die rings um gepflanzten Platanen mit ihrem Schatten verbreiten, machen diesen Ort zu einem Lieblingsplatz der Türken. Dicht dabei hat sich eine kleine Kaffeeschenke angesiedelt, wo man Kaffee und Tabak bekommen kann. Zu allen Zeiten des Tages findet man hier Türken, Armenier und Europäer, auf Teppichen sitzend, ihre Pfeifen rauchen, und mit langsamen Zügen, vielem Wohlbehagen und tiefem ernstem Schweigen ihren Kaffee oder ihr Wasser trinken. Dieß aber

muß bemerkt werden, daß die Türken, obgleich jetzt schon viele von den Gebräuchen ihrer Vorfahren und dem Gebote des Korans abwichen, eben so gut ihre Wassertrinker und Wasserschmecker, als wir unsere Weinzüngler und Biertrinker haben.

Ich kann nicht von Bujukdere scheiden, ohne eine Anekdote von einem Derwische, einem Wunderthäter, zu erzählen. Dieser Wundermann wohnte in Belgrad, einem kleinen Dorf bei Konstantinopel, und machte großes Aufsehen durch seine Wunderkuren mit Talismanen. Wie schon im Mittelalter (man denke an die Geschichte der Kreuzzüge, wo Richard Löwenherz den Sultan Saladin durch einen Talisman geheilt haben soll), so haben auch noch heute die Türken ein unbedingtes Zutrauen auf die Heilkraft dieser wunderthätigen Amulette und Zeichen. Wir beredeten einen jungen Mann in Bujukdere, der uns zuerst von diesem Derwisch erzählte, ihn mit uns zu besuchen, und in der Nähe seine Künste anzuschauen. Wir traten in ein kleines Haus, wo der Mann des Heils ernsthaft auf einem Teppich saß, und mit andächtiger Miene Gebete aus dem Koran hermurmelte. Auf unser Gesuch, daß er an mir, der ich krank sey, seine Wunderkur verrichten möchte, sah er uns ernsthaft an, machte dann sein Buch zu, und frug, welcher Religion wir zugethan wären; wir belehrten ihn darüber, er aber sprach mit der Miene eines Weisen: wir glauben Alle an Einen Gott und haben Alle Einen Vater: Allah läßt seine Sonne aufgehen über Gläubige und Ungläubige! als er hierauf mich über meine angebliche Krankheit examinirt, und ich ihm verschiedene Krankheitssymptome angegeben hatte, frug er mich endlich, auf welche Weise ich kurirt seyn wolle? durch Erbrechen oder Laxiren? ich zog das letztere vor, und mein heiliger Wunderdoktor zog hierauf einen etwa Daumen breiten und sechs Zoll langen Streifen weißes Papier aus dem Koran (deren viele als Merkzeichen, wie es schien, in demselben lagen), und schrieb mit einer Feder aus seinem messingenen Schreibzeug, das er bei sich trug, einen Vers aus dem Koran auf den Zettel, und befahl mir solchen des Abends in ein Glas mit Wasser zu werfen, und den andern Morgen die Flüssigkeit auszutrinken. Wir untersuchten zu Hause das Papier genau, konnten jedoch nichts entdecken, sondern fanden es völlig geruch- und geschmacklos. Wir schnitten also, da wir in der Dinte ein Drasticum vermutheten, die Worte aus, und warfen beide Stückchen Papier in zwei verschiedene Gläser. Am andern Morgen trank ich zuerst das Wasser, in welchem die ausgeschnittenen Worte lagen, aus, spürte und schmeckte jedoch nichts, als einen kaum merklichen Dintengeschmack. Einige Stunden darauf trank ich auch das andere Glas, und siehe da, die beabsichtigte Wirkung trat in einem solchen Grade ein, daß es mir höchst unangenehm war. Das Geheimniß offenbarte sich uns auf dem Wege nach dem Derwische, den wir um Aufklärung zu erhalten, noch Einmal besuchen wollten. Wir sahen nämlich auf einem Hügel am Wege eine Menge Wolfsmilch (euphorbia major) stehen, und ein Apotheker, der mit uns ging, gerieth auf den Gedanken, ob dieß nicht der Talisman, das wunderthätige Drasticum des Derwisches sey. Die Probe wurde gemacht und hielt Stich. Charlatanerie findet überall Stoff und Leichtgläubige; nicht leicht aber öfters als im Orient: so habe ich Italiäner gekannt, verlaufene Handlungskommis, die dort mit Erfolg ihr Unwesen trieben; doch hat die neueste Zeit heilsame Verbesserungen bewirkt.

Einige Tage darauf mußten wir die Anker lichten, salutirten noch dem Sultan, an dessen Fenster wir vorbeifuhren, der uns auch mit einer gleichen Anzahl von Schüssen vom Arsenale aus antworten ließ, und setzten unsere Reise durch das Meer von Marmora fort. In derselben Nacht aber überfiel uns ein solcher Gewitter-Sturm, wie ich noch nie einen erlebt habe. Wild tobte der Wind in unsern Segeln, die nicht schnell genug eingerefft werden konnten; 20 bis 30 Fuß hoch wurde unsere arme Brick in die Höhe geschleudert, Blitz erfolgte auf Blitz unter einem furchtbaren Regengusse, und das Brüllen des Donners vereinigte sich mit dem Sausen des Meeres in ein ununterbrochenes Gedröhne, so daß wir nicht anders glaubten, als daß alle Elemente zu unserm Verderben sich verschworen hätten. In der That schlug der Blitz zwanzig Faden weit von uns grimmig in die empörten Meereswogen, so daß wir alle Ursache hatten, der Anziehungskraft des Wassers zu danken. Doch verloren wir nichts, da unsere Matrosen mit einem Eifer, einer ruhigen Kaltblütigkeit und einem Gehorsam arbeiteten, die bewunderungswürdig waren. Während des wüthendsten Sturmes standen sie hoch oben auf den äußersten Raaen; die Pfeife des Bootsmanns erschallte, und eben so schnell waren sie wieder auf Deck, um da zu befestigen, dort locker zu machen, wie es die Umstände heischten. Ein armer Kauffahrer, der mit uns segelte, kam jedoch übel davon; er büßte fast alle seine Segel und Raaen ein.

Sechs Tage darauf gingen wir schon bei Napoli di Romania vor Anker.

Wichtige Erfindung für das Militärgewehr.

Ein Herr Heurteloup aus Paris hat eine Vorrichtung erfunden, wodurch das Abfeuern ungemein erleichtert wird. Er hat bewiesen, daß wenn man chlorsaures Kali in eine Röhre von weichem Metall füllt und diese gefüllte Röhre der Wirkung einer schneidenden Klinge aussetzt, unter keinerlei Umständen eine Detonation stattfindet. Erhält dagegen die Röhre auf einer flachen Unterlage einen Schlag, so detonirt sie jedesmal. Auf diese Erfahrung gestützt, hat Herr Heurteloup ein Instrument verfertigt, das aus einer Klinge und aus einem Hammer besteht. Dieses Instrument, das er Koptipteur nennt, von koptein, schneiden, und typtein, schlagen, ist an dem Kolben eines Gewehres nebst der obenbeschriebenen Röhre angebracht. Die Klinge durchschneidet die Röhre, ohne das Pulver zu entzünden, und der Hammer bringt es zum detoniren. Nach jedem Schusse wird die Röhre, welche das Zündkraut bildet, um etwas vorgeschoben, worauf das Instrument dieselbe Verrichtung wiederholt, und somit eine große Anzahl Schüsse geschehen kann.

In einer der letzten Sitzungen der französischen Akademie der Wissenschaften hat General Rogniat einen überaus günstigen Bericht über den Koptipteur erstattet. Seiner Ansicht nach haben die Pistongewehre mehrere Nachtheile; gleich den Gewehren mit Steinschlössern leiden sie hauptsächlich daran, daß man mit denselben eine kostbare Zeit verliert. Der Soldat, beunruhigt durch die Hitze des Gefechts, setzt das Zündhütchen schlecht auf, auch wird der nebenstehende Mann häufig durch dasselbe beschädigt. Daher ist auch das Pistongewehr noch bei keiner europäischen Macht durchgängig eingeführt.

Die Erfindung des Herrn Heurteloup wird bald weiter um sich greifen und ihre Brauchbarkeit sich bestätigen. Das Gewehr, welches General Rogniat übergeben wurde, hat dessen Beifall erhalten. Der gewöhnliche Piston ist durch den Koptipteur ersetzt. In der Schwanzschraube ist die mit chlorsaurem Kali angefüllte Röhre in einer Länge von 3 bis 4 Decimeter angebracht. So oft man den Koptipteur spannt, schiebt sich diese Röhre durch einen höchst einfachen Mechanismus um einige Millimeter vor, worauf beim Abdrücken der Koptipteur sie zu gleicher Zeit abschneidet und zur Detonation bringt. Die Schüsse können sich sehr rasch folgen, weil nichts dabei zu thun ist, als das Gewehr zu

laden. Die Röhre ist so lang, daß sie zu 80 Schüssen hinreicht, und diese Zahl scheint zu genügen, weil der Soldat selten mehr Patronen in der Tasche trägt. Auch wegen der umherspringenden Funken des Knallpulvers ist Fürsorge getragen durch eine einfache Verrichtung, die um so leichter anzubringen war, weil die Zündung vermöge eines innern Mechanismus auf die Pfanne kommt, und nicht, wie bei den gewöhnlichen Pistongewehren, mit den Fingern aufgesetzt zu werden braucht.

General Rogniat ist der Meinung, daß die Erfindung des Herrn Heurteloup, angewendet auf das Militärgewehr, von großem Nutzen werden könne, und empfiehlt sie daher der Aufmerksamkeit der Akademie.

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden erreichten mit Anfang des Jahres 1825 den Rio San Fernando, einen nördlichen Beifluß des Helay und eben so breit als dieser; sie gingen an demselben aufwärts bis zu seiner aus steilen Felsen entspringenden Quelle, und fingen auf diesem Wege 250 Biber; auch sahen sie Argalis oder Gebirgsschafe.

Bis jetzt hatten die Reisenden den Lauf der Flüsse verfolgt, ohne auf Indianer zu stoßen, die sie erst am Deserted Fork fanden, wo es keine Biber mehr gab, weil diese schon von andern Trapers verjagt worden waren. Pattie kehrte hier mit seinen Leuten wieder um nach dem Rio Gila, den er bis zu einer dritten Gebirgswand verfolgte, wo der Fluß durch eine tiefe unzugängliche Schlucht bricht. Die Reisenden gingen auf höchst gefährlichen Wegen über die Gebirge, und erreichten nach drei Tagen die Ebene, wo der Gila die Berge gänzlich verläßt und den Biberfluß aufnimmt, der von Südwesten kommt. Es scheint demnach, daß der Gila in den Gebirgen durch drei verschiedene Bassins zieht.

Pattie ging mit seinen Leuten am Biberflusse aufwärts und fing 200 Biber; die Reisenden wurden jedoch von den Ciotaros angegriffen, die ihnen ihre Pferde wegnahmen, wodurch sie genöthigt wurden, ihr Pelzwerk einzugraben, und über die Gebirge, auf denen sie viel auszustehen hatten, an den Rio Gila zurückzukehren. Der Ciotaro- oder Biberfluß ist eine neue Entdeckung; sein Thal ist von Schneegebirgen begränzt. Die Reisenden sahen hier Alterthümer: steinerne Mauern, Gräben, irdenes Geschirr u. s. w., und fanden auf den Gebirgen Kupfer-, Blei- und Silbergänge.

Pattie kehrte auf demselben Wege, den er gekommen, nach Santa-Fé zurück und begab sich nach den Kupferminen. Fünfzehn Amerikaner gingen dann an den Biberfluß, um das eingegrabene Pelzwerk zu holen, allein die Indianer hatten es bereits entdeckt und weggenommen, und so mußten sie unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Don Juan Unis verwendete die Reisenden, um die Bergwerke gegen die Apaches-Indianer zu schützen, mit denen jedoch bald ein Waffenstillstand geschlossen wurde, und nach getroffener Uebereinkunft mit den Mexicanern durfte Pattie die hier befindlichen Minen ausbeuten lassen.

Auf einem Raume von drei Meilen findet man Kupfer-, Gold-, Silber- und Magnetbergwerke, doch werden nur die beiden erstern bearbeitet, und das Kupfer liefert die beste Ausbeute. Pattie besuchte eine Salzgrube, hundert Meilen gegen Norden, im Lande der Apachen; er fand einen einzeln stehenden Hügel mit einem zehn Schuh dicken schwarzen Salzlager.

Im Jahre 1826 ließ Pattie seinen Vater bei den Bergwerken zurück, und schloß sich einer Gesellschaft von 15 canadischen Jägern an. Sie gingen am Rio Gila hinab und begegneten den Ciotaros, welche sie zwangen 8 Pferde und 160 Stück von den im vergangenen Jahre gestohlenen Fellen herauszugeben. Sie besuchten ein indianisches Dorf, drei Tagreisen nördlich vom ersten Fort von Sonora; die Bewohner desselben bauen Weizen, Mais und Baumwolle und weben Zeuge.

Eine Meile vom schwarzen Fluß, der vom Norden kommt, und so breit als der Gila ist, wohnten die Papawars, welche durch Ueberfall zehn von den Canadiern tödteten; es entkamen nur zwei, die sich nebst Pattie in die südlichen Gebirge flüchteten, wo sie einer Gesellschaft von 50 amerikanischen Trapers begegneten, mit denen sie wieder umkehrten, die Papawars überfielen, 110 tödteten und das Dorf plünderten und anzündeten. Dann gingen sie 80 Meilen am schwarzen Fluß hinauf, bis zu der Stelle, wo er sich in zwei Arme theilt, die von Norden und Nordwest kommen.

Die Gesellschaft trennte sich, um diese beiden Arme bis zu ihren Quellen zu verfolgen. Am nördlichen wohnen die Motis, ein friedlicher Stamm, der keine andern Waffen als Schleudern hat.

Die Trapers kehrten zum Gila zurück, und gingen an diesem Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Rio Colorado hinab, wo die Yumas oder Umeas wohnen, ein großer, schöner Menschenschlag mit platten Köpfen, von dem sie freundschaftlich aufgenommen wurden.

Hier gingen sie am Rio Colorado aufwärts, der 200 bis 300 Ruthen breit, und von hohen, steilen Abhängen eingefaßt ist; das Thal in dem er fließt, ist eine Meile breit und wird von mehreren indianischen Stämmen bewohnt; Bären gibt es in dieser Gegend in Menge. Im ersten Dorf der Mohawa wurden die Reisenden angegriffen, und tödteten 16 Indianer. Der zweite Stamm der Correra führt ein nomadisches Leben in einem schönen Lande; der dritte Stamm der Shuenas wohnte in einem Dorf, kannte den Gebrauch der Feuerwaffen noch nicht, und ergriff nach der ersten Salve die Flucht. Der vierte Stamm besteht aus Menschenfressern, denn er verzehrte die erschlagenen Amerikaner, wurde aber in die Gebirge verjagt.

Unweit von da, wo die Reisenden sich jetzt befanden, tritt der Rio Colorado, nachdem er ungefähr 300 Meilen in einer tiefen unwegsamen Schlucht geflossen, aus dem Gebirge heraus. Die Trapers waren genöthigt auf der Höhe am Fluß hinzugehen. Jenseits der Gebirge fanden sie eine schöne Ebene, reich an Wildpret und Elenthieren, wo der Fluß sich theilte; sie folgten dem nördlichen Arm, wo sie mit Indianern zusammenstießen. Eine Bande Schoschonis, mit Feuergewehren bewaffnet, die sie den am Platte ermordeten Trapers abgenommen hatten, griff die Reisenden an, ein Kampf entspann sich und acht Schoschonis wurden getödtet.

Der Fluß theilte sich von Neuem; am nordöstlichen Arm hausen die Nabahos, und am nördlichen die Pewis (Pihuis), zwei verbündete Stämme, die in Dörfern wohnen und mit den Schoschonis im Krieg, mit den Trapers aber im Frieden leben. Hier sind die eigentlichen Oregongebiege; die Reisenden kamen im Monat Mai an und gingen binnen sechs Tagen im Schnee über den Paß von Pewi. Diese Gebiege streichen von Nord-Nord-West nach Süd-Süd-West. Die Pferde wurden auf diesem Uebergang mit Baumrinde gefüttert, die man in den Thälern gesammelt hatte.

Die Reisenden langten an der südlichen Gabel des Flusses Platte, in der Nähe des Pik Long an und gingen von da an den Fluß Bighorn, wo sie mit den Plattköpfen (Tschopunisch) genannten Indianern zusammentrafen, von denen sie freundlich aufgenommen wurden. Später kamen sie an den Fluß Pierre-Jaune, gingen bis zu seiner Quelle aufwärts, dann über das Oregongebirge und gelangten endlich an den Fluß Clarke, (?) *) den sie ebenfalls bis zu seiner Quelle am Pik-Long verfolgten. Es ist dieß ein schöner Fluß mit klarem Wasser von 100 Ruthen Breite und sehr fischreich, doch gibt es nur wenig Biber an demselben. Hier fanden die Reisenden einen armseligen Indianerstamm, der von getrockneten und gepulverten Grillen lebte, weßhalb diese armen Leute auch Grillen genannt werden.

Nachdem unsere Trapers die Quellen des Arkansas im Rücken hatten, geriethen sie in einen Kampf mit den Schwarzfüßlern (Pattis), den bittern Feinden der Amerikaner; 15 Indianer und 4 Amerikaner blieben auf dem Platze. An der Quelle des Rio-Norte fanden die Reisenden ein großes Dorf der Nabahos, die große Viehheerden halten und Wolle spinnen; früher waren sie Feinde der Spanier, leben aber jetzt im Frieden mit ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Soll wohl Lewis heißen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 179. 28 Junius 1835.

Die Ströme der Erde.

Afrika.

Afrika, obwohl verhältnißmäßig arm an Flüssen, enthält doch zwei, die zu den merkwürdigsten der Erde gehören, theils wegen der Länder, die sie durchströmen, theils in Hinsicht auf die Geschichte ihrer Entdeckung, den Nil und den Niger. Der erstere gehört dem östlichen Hochlande von Habesch, der letztere dem Hochsudan an, diesen beiden Vorposten des südlichen afrikanischen Hochlands. Von diesem südlichen Hochlande ist das Kap beinahe inselartig abgesondert, und bildet durch den Einschnitt des Oranje Rivier oder Gariep im Westen eine besondere Abtheilung. *)

Dieses Südende von Afrika besteht aus Granitmassen, denen ungeheure Sandsteinschichten aufgelagert sind; die Granitformation senkt sich von Westen gegen Südosten, so daß der darüber lagernde Sandstein, welcher im Westen in einer Höhe von 2000 bis 2500′ vorkommt, gegen die Mossel- und Plettenbergs-Bai sich schon in einer Höhe von 50′, und am großen Fischfluß mit dem Meeresniveau gleich zeigt. Da wo der Granit mehr zu Tage ansteht, finden sich Quellen; wo der Sandstein vorherrscht, ist Dürre und Unfruchtbarkeit, die sich oft über weite Landstriche ausdehnt, und das Haupthinderniß eines größern Gedeihens der Kapkolonie ist. Auf der ersten und zweiten Hochterrasse so wie auf der mit Sandtrümmern überschütteten Westküste herrscht die größte Wassernoth; manche Quellen versiegen oft plötzlich, und auch diejenigen Flüsse, die zur Regenzeit anschwellen, verlieren häufig den größten Theil ihrer Wasser, indem dieses in der Tiefe der Sandmassen einsickert und oft ganz verschwindet. So ist es mit allen Wassern der Karroo-Terrasse und überhaupt mit den meisten Flüssen Südafrika's, wovon drei Viertheile in der warmen Jahreszeit völlig leer sind. Den Sackfluß, einer der linken Zuflüsse des Gariep, fand Lichtenstein ganz trocken, und er hatte seit sechs Jahren kein Wasser gehabt, eben so erreicht der Kuruman im Norden den Gariep nicht, ja dieser selbst, der größte Fluß Südafrika's, ergießt sich nicht ins Meer, sondern verschwindet gegen die Küste im Sande. *) Gegen Süden und Südost ist die Zahl der Flüsse größer, aber auch sie bleiben in so fern dem allgemeinen Charakter getreu, als ihr Wechsel im Steigen und Fallen ungemein rasch und groß ist, und daß sie tief eingeschnittene Thalschluchten bilden.

Indeß ist dennoch in diesem Landstrich von keinem absoluten Wassermangel die Rede, sondern nur die Natur des Bodens trägt die Schuld, daß die Flüsse in demselben verschwinden, und sich nicht leicht Stromsysteme bilden wie anderswo. Die Quellen sind oft ungeheuer, aber die Zuflüsse fehlen, weil sich in dem Sandsteinboden keine Bäche sammeln. Der Kuruman und der Cumberlandsfluß entspringen beide als vollständige Flüsse aus einem Felsenbett, aber nach einem ziemlich langen Laufe sind sie noch nicht größer geworden, und der Kuruman verliert sich endlich, wie oben schon bemerkt, gar im Sande.

Das Stromsystem des Gariep, obgleich noch bei weitem nicht ausgebildet, ist immerhin sehr zu beachten, und sein Gebiet im Vergleich mit der Gesammtausdehnung des Landes sehr groß. Zieht man von den Kopper- und Roggevelds-Bergen über die Nieuweveld-, Sneeuw-, Katriviers- und Winter-Berge eine Linie, so hat man den südlichen Halbkreis seines Gebiets, der nördliche ist noch unbekannt, und die Unternehmung des Dr. Smith ist bestimmt, wo möglich diese Lücke zu ergänzen; jedenfalls muß sie sich von den Winterbergen in nordwestlicher Richtung fortsetzen, und es handelt sich, außer der Kenntniß der Zuflüsse des Gariep zwischen seinen beiden Quellströmen, dem südlichen schwarzen oder Nu-Gariep, und dem nördlichen gelben oder Ky-Gariep, um die Bestimmung der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Gariep und denjenigen Gewässern, welche sich an der Ostküste ausmünden, und hauptsächlich in die Delagoa-Bai fallen. Man kann den Oberlauf des Flusses dahin setzen, wo sich die beiden Hauptarme vereinen, etwa 42° 10′ O. L. Nimmt man seinen Mittellauf bis dahin an, wo die Kopperberge sich gegen ihn senken unter 37° 20″ O. L., so ist dieß ein Lauf von 130 bis 140

*) Ueber die ostwärts in die Delagoa-Bai fallenden Flüsse sind wir noch sehr wenig unterrichtet, jedenfalls ist aber die Entfernung der Quellgebirge des Gariep vom östlichen Ocean nicht sehr bedeutend.

*) Man muß indeß nicht glauben, als ob der Fluß so unbedeutend sey. Lichtenstein fand ihn, da wo er übersetzte, 1720′ breit und 20′ tief: Truter, der ihn etwa unter 40° O. L. übersetzte, fand ihn in zwei Arme getheilt, von denen jeder 1800′ breit war; zur Zeit des hohen Wasserstands soll er eine geogr. Meile breit und 50′ tief seyn.

geogr. Meilen, und auf dieser ganzen Strecke hat er einen einzigen Zufluß, und zwar von Süden her, nämlich den Triendly. Von den auf der nördlichen Seite zum Gebiet des Gariep gehörigen Flüssen kennt man von Ost gegen West gezählt nur den Malalarin, den Kuruman, Moschowa und Malopo: der erste erreicht den Gariep, der zweite verliert sich im Sande, der Lauf der beiden letztern ist unbekannt. Außerdem soll auch noch der Konnp oder Fischfluß *) nach Campbell's Meinung in den Gariep fallen, aber nur in geringer Entfernung vom Meere.

Das Land zwischen dem Oberlauf der genannten vier Flüsse und diesem letztern Konnp kennt man gar nicht, nur hat in ganz neuester Zeit der auf eine Entdeckungsreise in Südafrika ausgesandte Kapitän Alexander die freilich sehr unbestimmte Nachricht **) mitgetheilt, daß mehrere Tagreisen nordwestlich von Litaku sich ein großer See befinde, daß die Eingebornen sechs bis acht Stunden zur Ueberfahrt brauchen, und daß der See so groß sey, daß man lange Zeit auf keiner Seite ein Ufer erblicke. Also auch hier ein See, wie auf der Ostseite der gleichfalls noch unbekannte Zambre. Es sollen mehrere bedeutende Flüsse sich in ihn einmünden, vielleicht der Cunene und Dumbo, die auf dem Südostabhang der Gebirge von Benguela entspringen, und südwärts fließen, ohne daß man bis jetzt hätte erfahren können, wohin.

Die Quellen des Cunene liegen nahe an denen des Copororo, Catumbela und Cuvo, welche zwischen 13 und 11° S. B. ins atlantische Meer fallen; die nächst folgenden Gango, Cutato und Cunhinga fallen bereits in den großen Coanzo, und zwar auf der Mittelterrasse. Der Coanzo entspringt in den unbekannten Theilen des Innern, und wird auf der Mittelterrasse ***) zum breiten mächtigen Strome. Dann zwingt er sich in schmalem Bette durch zahlreiche Yellala's (Stromschnellen) hinab in die Küstenterrasse, und erweitert sich an der Küste so sehr, daß er einem Meeresarm gleicht. Ein Gleiches, nur in noch höherem Grade †) läßt sich vom Zaire sagen, dessen Quellen man gleichfalls noch nicht kennt; man weiß jedoch, daß er aus drei Hauptflüssen besteht, die sich noch auf dem Gebirgsrand über der Mittelterrasse ††) vereinigen, nämlich dem Bancaor, Wambre und Barbola, woher wohl der einheimische Namen kommt: Mojenzi-Enzaddi, d. h. der Strom, der alle andere verschlingt. †††) Zu welchen Irrthümern hinsichtlich der Geographie Afrika's man noch vor Kurzem befangen war, mag aus dem Umstande hervorgehen, daß mehrere angesehene Geographen noch vor 10 Jahren den Zaire für die Ausmündung des Nigers hielten.

*) Zu unterscheiden von dem auf der Ostküste.

**) Er fragte sie einem Eingebornen ab, der aus jener Gegend gekommen war. Die Nachricht selbst ist wohl außer Zweifel, auch über die Richtung kann man wohl kaum in Ungewißheit seyn, wohl aber über die Entfernung. Auch ist eine wichtige Frage, ob sich Flüsse von Süd und Nord, oder bloß von Norden und Osten her einmünden.

***) Dieses ebene Zwischenland, wie auch das gleichfalls ebene Küstenland nennen die Portugiesen raso paese, die Eingebornen Loanda.

†) Wie oft die Yellala's, die bei dem Zaire von dem sogenannten Fetischfelsen aufwärts beginnen, die Schifffahrt unterbrechen, darüber sehe man Tuckey's Expedition.

††) Es zeigt sich nämlich hier eine dreifache Abstufung des Landes.

†††) Der Name Zaire bedeutet bloß großes Wasser; die portugiesischen Chroniken nennen ihn auch Zembere, d. h. Mutter der Wasser.

Auf derselben Hochterrasse wie der Zaire, doch gegen Osten strömend, entspringt der Zambeze, der einzige bedeutende Strom *) auf Afrika's Ostküste vom Kap der guten Hoffnung bis zum Kap Guardafui, auch ist er am tiefsten ins Land hinein von allen Flüssen Südafrika's, den Oranjefluß ausgenommen, bekannt, über seine Quellen aber weiß man gleichfalls nichts, und ob der Aruapura, Murusuru und der eigentliche Zambeze sich in einen Strom vereinen, steht auch noch dahin. Aus alten portugiesischen Nachrichten kennt man seinen Lauf mit geringen Unterbrechungen von 45° O. L. an; bei Chicaronga (etwa 49° 10' O. L.) bricht er aus der Hochebene Chicowa hervor, aber dieser Uebertritt aus dem Hochlande in die Mittelterrassen geschieht durch zahlreiche Strudel und Katarakte, die auf 18 Meilen weit die Schifffahrt unmöglich machen, da viele Felsketten den Strom durchsetzen, und häufig verengen. Dann durchfließt er eine herrliche Ebene bis zum eigentlichen Lupatagebirge, das er in fürchterlichen Engpässen abermals schäumend durchbricht, und einen Ausgang zum tiefen Küstenlande sucht. Hier wo es eben so wenig regnet, als im untern Nilthal, bewässert er gleich dem Nil das Land, und ergießt sich durch ein breites Delta ins Meer.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber den Quilimanse sind wir allzu wenig berichtet, der ist nicht so bedeutend als der Zambeze.

Briefe aus Russland.

Kiew.

(Schluß.)

Die Rechnung ist allgemein nach Bankrubeln, deren vier einen Silberrubel machen. Ersterer gleicht sich genau mit einem französischen Franken aus, und da er wiederum in 100 Kopeken getheilt wird, so ist ein Kopeke ganz gleich mit einem Centimen. Klingendes Silbergeld ist beim gemeinen Volke selten, dagegen das Kupfergeld in Menge vorhanden. Rechnet man aber den geringen Werth von den meisten Produkten, und bedenkt man, welch eine Menge man von den meisten derselben für weniges Geld bekommt, so kann man sagen, daß nach diesem Verhältnisse viel Geld in Cirkulation sey. Dieß wird man am besten gewahr auf den Jahrmärkten der kleinen Städte, und ich kann wohl sagen, daß ich in Deutschland ein solches Leben und eine solche Thätigkeit im Verkehre selten oder nie gesehen habe.

Ich muß eine kleine Skizze von einem solchen Jahrmarkte geben. Wie ich schon bemerkte, so haben die russischen Städte fast alle einen großen öffentlichen Platz. Dieser aber genügte im vorliegenden Falle nicht; sondern es bildete sich außerhalb der Stadt noch ein förmliches Lager. Der Russe liebt nämlich die Bequemlichkeit, und wer nur irgend ein Zugthier hat, sey es nun Pferd oder Ochse, der bedient sich dessen, um zu fahren. So kommen denn Tausende solcher kleinen Fuhrwerke zusammen, welche sich außerhalb der Stadt im Freien postiren, und sehr bald

ein großes Lager bilden. Da dieß Volk verhältnißmäßig ziemlich viel Geld hat, so herrscht auf einem dergleichen Jahrmarkte vieles Leben und ein sehr reger Verkehr. Aber es spielen auf demselben nicht, wie in Deutschland, die Juden eine Hauptrolle, da man ihnen in Rußland wenig Freiheit gestattet.

Das Handeln und Feilschen erregt, da der Russe ziemlich lebhaft ist, ein großes Geräusch, und das bunte Gemisch des Volks bietet ein mit allen Tinten ausgestattetes Gemälde dar. Besonders anziehend wird es durch die mancherlei Völkerschaften, welche man hier vereinigt sieht. Denn in den südlichen Gouvernements trifft man in allen Städten von nur einiger Bedeutung Individuen aus fast allen Ländern von Europa, und daneben eine Menge Asiaten. Dieses Gemisch bildet sich durch die vielen Einwanderungen, welche nach diesen Gegenden allmählich statt gefunden haben, und durch die Menge von Fremden, welche des Handels wegen hieher kommen. Fast alle behalten ihre Nationaltracht und ihre Sitten bei, was dann zum bunten Kolorit des Gemäldes ganz besonders wirkt.

Vergleicht man auf einem dergleichen Markte die Produktenpreise mit denen von Deutschland, so findet man einen sehr auffallenden Unterschied. Denn alle Manufaktur- und Fabrikwaaren sind bedeutend theurer, und alle rohen Produkte dagegen ungleich wohlfeiler. Da jedoch der Russe auf Solidität sieht, und, wo er diese findet, die Waaren auch theurer bezahlt, so finden leichte und schlechte Fabrikate, wenn sie auch wohlfeiler sind, dennoch schwerer Absatz, wie gute und solide.

Zu den Vergnügungen und zum Luxus der Reichen gehören im Sommer Reisen in die Bäder. Wer es nicht daran wagen mag, oder nicht kann, ins Ausland zur Befriedigung dieser Liebhaberei zu reisen, der besucht die Bäder im Lande. Eine große Menge derselben befindet sich im kaukasischen Gebirge, und man trifft dort eine Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit derselben, welche der in den schlesischen und böhmischen Gebirgen gleichkommt. Nur fehlt es noch an den gehörigen Einrichtungen und Bequemlichkeiten, obschon dafür in neuerer Zeit unendlich viel gethan wird. Dieß ist eine Folge davon, daß die Russen auf ihren Feldzügen in Deutschland und Frankreich mit der Civilisation dieser Länder bekannt wurden, und sie nun auch in ihrem Vaterlande einführen.

Der Reichthum der russischen Magnaten ist ungeheuer, besonders wenn man ihn aus dem Gesichtspunkte betrachtet, aus welchem man ihn eigentlich betrachten muß, nämlich aus dem, daß der am reichsten ist, welcher am meisten Produkte besitzt, die zur Befriedigung aller Bedürfnisse, der wirklichen wie der eingebildeten, dienen.

Im Ganzen lebt der Fremde, insbesondere aber der Deutsche, welchem man den Vorzug vor fast allen übrigen gibt, in Rußland angenehm, wenn er nämlich erst die Sehnsucht nach der Heimath überwunden und sich in manche Eigenthümlichkeiten des Landes, die ihm anfangs nicht gefallen, gewöhnt hat.

Ich gehe von hier in mein deutsches Vaterland zurück, und nehme einen günstigen Eindruck von Rußland mit, in welchem mir es wohl ging, und wo ich so viele Beweise von ächter Gastfreundschaft und Herzensgüte empfing.

Statistische Notizen über Moskau.

Nach einem offiziellen Berichte betrug im Jahre 1834 die Einwohnerzahl von Moskau 192,220 E. männlichen und 123,635 weiblichen Geschlechts; zusammen also 315,855. Der bedeutende Unterschied zwischen beiden Geschlechtern ist nicht bloß dem Militär zuzuschreiben, denn davon werden nur 17,377 mit 2250 Soldatenfrauen aufgeführt, sondern es befinden sich auch in der Stadt

	männlichen Geschlechts	weiblichen Geschlechts
Leibeigene Bedienten von Edelleuten	31,427	24,470
Kronbauern	38,068	14,043
Andere leibeigene Bauern	43,657	18,559
	113,153	57,072

Bei diesen verhält sich also die weibliche zur männlichen Bevölkerung wie 1 : 2. Ueberhaupt ist es ein sonderbarer Umstand, daß über die Hälfte der Einwohner aus Leibeigenen und ein starkes Sechstheil aus adeligen leibeigenen Bedienten besteht. Die eigentlichen Bürger (mjeschtschanin) zählen nur 36,161; rechnet man hiezu noch Bürger anderer Städte 6690, die sogenannten zünftigen Einwohner 9601, und die Kaufleute 13,491, so ist zwar die Gesammtzahl dieser Einwohner größer, aber die Anzahl der männlichen Einwohner noch immer kleiner als die der leibeigenen männlichen Bedienten.

Der Verbrauch in Moskau im J. 1834 war folgender. An Vieh wurde nach Moskau getrieben: Großes Vieh 81,701 Stück, Kleines Vieh 19,677 —

Ferner wurden zugeführt:	Zu Lande. Fuhren	Zu Wasser. Tschetwerts	
Roggen	11,601	2,303	
Weizen	9,434	137,728	
Gerste	3,562	572	
Graupen von Buchweizen	9,600	45,990	
Graupen von Weizen	1,610	996	
Hafer	38,210	151,465	
Roggenmehl	34,527	153,780	
Backmehl	27	199	
Weizenmehl	3,189	110	
Buchweizenmehl	1,018	—	
Kartoffelmehl	89	200	
Weizengraupenmehl	2,495	1,659	
Gefrornes Fleisch	12,297	—	Pud
Gesalzenes Fleisch	10,826	9,600	—
Kalbfleisch	525	—	—
Federvieh: Indian, Gänse, Enten, Hühner; ferner Spanferkel und verschiedenes Wildpret	5,368	—	
Frische und gesalzene Fische	19,422	19,422	Stück
Baumöl	2,042	50	Pud
Leinöl	3,638	65,445	—

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

(Fortsetzung.)

Nachdem unsere Reisenden so den Weg über die Oregongebirge und zu den nahe beisammenliegenden Quellen der Flüsse Colorado, Nette, Platte, Arkansas, Pierre-Jaune und Clarke gemacht hatten, kamen sie, mit vielem Pelzwerk versehen, nach Santa-Fé, wo ihnen, weil sie keine Erlaubniß aufweisen konnten, von der Regierung Alles weggenommen wurde, obschon sie es außerhalb der mexikanischen Gränzen erworben hatten. Dieß hätte beinahe eine Empörung veranlaßt.

Pattie, verdrüßlich über dieses Mißgeschick, unternahm eine Handelsreise in Sonora, auf der er die Kupferbergwerke seines Vaters besuchte, von wo aus er sich nach Hanco in Neubiscaya begab. Die Bevölkerung dieses Ortes beläuft sich auf etwa 700 Seelen; man findet große, schöne Ebenen, auf denen das Hornvieh im Stande der Wildheit lebt. Hat man das Gebirge überstiegen, so befindet man sich auf dem Gebiet von Sonora. Barbisca ist das erste Dorf am Fluß Jago, an dessen Mündung sich der Hafen von Ymas befindet. Pattie besuchte die Goldgruben von Tebec, wo das Gold zu 10 Dollars die Unze verkauft wird. Die Jago-Indianer hatten ihre Missionäre erschlagen, waren in Folge davon von den Mexikanern überfallen worden und hatten viele Menschen verloren; die am Leben Gebliebenen wurden zur Arbeit in den Bergwerken verurtheilt.

Von hier aus ging Pattie nach Tschihahua; auf seinem Wege dahin kam er zu den Goldminen von Carocho, welche zwischen zwei Gebirgen liegen und 600 Arbeiter beschäftigen. Tschihahua ist eine schöne und eben so große Stadt als Santa-Fé. Auf seinem Rückweg nach den Kupferbergwerken kam Pattie, durch St. Bonaventura und Casas-Grande, nach Passo del Norte, ein angebautes acht Meilen langes und drei Meilen breites Land am Rio-Norte. Dieses Gebiet ist sehr bevölkert, und man findet daselbst Getreide und Wein. Pattie kehrte dann über die Apaches-Gebirge zu den Kupferminen seines Vaters zurück.

Im Jahre 1827 wurde unser Abenteurer abermals von der Lust ergriffen das Land zu besehen; er verließ daher seinen Vater und schloß sich 15 amerikanischen Trapers an, die in das Thal des Pacos zogen, wo der Fluß Pacos strömt, der nordöstliche Arm des Rio-Norte. Dieses schöne Thal war vormals von Spaniern bewohnt, die jedoch von den Indianern daraus verjagt wurden.

Hier hatten die Reisenden ein Gefecht mit den Muscallaros-Indianern zu bestehen, von denen sie 28 tödteten; ein Amerikaner blieb auf dem Platze und Pattie wurde verwundet. Diese Indianer sind ein kriegerischer Stamm der Nabahos, von denen sie sich getrennt haben; sie tragen lange Haare und sind von gelblicher Farbe. Die Frauen kommen an Schönheit oft den Mexikanerinnen gleich, sind dabei fleißig, spinnen Wolle und weben Tücher. Pattie wurde von den Nabahos geheilt und kehrte über Perdido und Tepec, wo das erbeutete Pelzwerk verkauft wurde, nach den Kupferminen zurück. Hier blieb er jetzt, um seinen Vater zu unterstützen, der schon eine schöne Maierei am Flusse Membry besaß. Ein Agent seines Vaters, der nach Santa-Fé geschickt worden war, um Waaren einzukaufen, entwich mit dem Golde, und Pattie setzte ihm vergebens bis nach Tschihahua nach. Dieser Diebstahl brachte eine bedeutende Aenderung in den Planen der beiden Patties hervor. Der Spanier Lagera, Eigenthümer der Minen, wurde, gleich allen Spaniern verbannt und gezwungen, seine Bergwerke zu verkaufen. Die Patties sahen sich in Folge ihres Unglücksfalles außer Stand den Kaufschilling zu erlegen, und beschlossen deßhalb, auf neue Abenteuer auszuziehen; sie schlossen sich zu dem Ende 33 Amerikanern an, die nach dem Rio-Colorado aufbrachen. Von den im Jahre 1824 mit Pattie gekommenen 116 Mann waren nur noch 16 übrig, die andern hatten sich theils entfernt, theils waren sie gestorben.

Die Reisenden gingen den Rio Gila hinab, wo sie sich trennten; die Einen zogen über die Gebirge nach dem Colorado, und acht Andere, bei denen die beiden Pattie's, fuhren fort den Gila abwärts zu gehen bis zu seiner Ausmündung in den Colorado. Von den Umeas wurden sie gut aufgenommen; in einem andern Dorfe aber stahl man ihnen ihre Pferde. Die Trapers zündeten, um sich zu rächen, bei ihrem Abzuge das Dorf an, und bauten, am Colorado angelangt, vier große Kanots, um bis zum Meer abwärts zu fahren, wo sie eine mexicanische Niederlassung zu finden hofften.

Der Rio Colorado strömt in einem 6 bis 10 Meilen breiten Thale nach Westen. Das Flußbett ist 2 bis 300 Ruthen breit und die Schnelligkeit der Strömung beträgt 4 Meilen in der Stunde; mehrere Inseln theilen sein Bett. Biber gab es so viele, daß man deren 60 in Einer Nacht fing.

Der erste indianische Stamm, dem man begegnete, waren die Cocopas, die mit den Umeas in Feindschaft leben; es ist dieser Stamm ein kleiner Menschenschlag von 5½ Fuß Höhe und sehr dunkelbrauner Farbe. Ihre Gesichtszüge sind angenehm, die Frauen hübsch, und beide Geschlechter sehr thätig und munter. Diese Indianer hatten noch nie weiße Menschen gesehen; ihr Haar scheeren sie, ungefähr wie die Chinesen, bis auf einen Büschel auf der Mitte des Hauptes ab; sie essen Hunde, und ihr damaliger Häuptling nannte sich Wechapa.

Das Jahr 1828 eröffneten unsere Abenteurer mit einem Kampfe gegen die Pipis-Indianer, die, wie Pattie sagt, schwarz von Farbe, athletisch gebaut sind und ihr Haar in langen Flechten tragen, an deren Enden sie Muscheln befestigen. Sie bewohnen das flache Land in der Nähe der Mündung des Colorado, wo es im Januar und Februar schon sehr heiß war. Der Fluß scheint hier, wie der Mississippi, auf einer Böschung zu laufen, und 100 Meilen unterhalb des Rio Gila drang den Reisenden schon die Fluth gleich einer schäumenden Woge entgegen, von der sie beinahe ertränkt worden wären. In ihrer Erwartung, eine mexicanische Niederlassung zu finden, getäuscht, versuchten sie die Fahrt auf dem Colorado stromaufwärts zurück zu machen, allein die Strömung war zu stark; sie beschlossen daher ihr Pelzwerk am Ufer einzugraben und die Niederlassungen von Neucalifornien aufzusuchen.

Auf dieser Reise gegen Westen hatten unsere Abenteurer viel von Hunger und Durst zu leiden, denn kaum waren sie aus dem Thale heraus, so führte sie ihr Weg durch eine sandige Wüste ohne trinkbares Wasser, von einem langen, schmalen Salzsee durchschnitten, über den sie auf einem Floße von Binsen setzten. Dieser See war nur etwa 200 Ruthen breit; an seinem Ufer stießen sie zum Glück auf einen Indianerstamm, der spanisch sprach, und ihnen zwei Führer bis zu den Missionen mitgab.

Um dahin zu gelangen, mußte man drei Tage lang durch eine Wüste und acht Tage lang über Gebirge gehen. Zuerst kamen die Reisenden über eine Ebene ohne Wasser, dann gegen Südwesten über eine andere mit Salzwasser, die bis an die mit Schnee bedeckten Berge stieß. In dieser Wüste, die sich von Norden nach Süden zwischen zwei Gebirgsketten ausdehnt, fand sich nichts als Sand und Cactus; man gelangte endlich in ein enges Thal, wo Eichen und Palmbäume wuchsen, und erreichte dann die Mission St. Katharina. Die Trapers fanden hier eine sehr ungünstige Aufnahme, und wurden unter guter Bedeckung von Mission zu Mission bis in die Stadt San Diego geschickt, wo sie der General Echedio, Gouverneur des Landes, als Spione ins Gefängniß werfen ließ.

(Schluß folgt.)

Miscellen aus indischen Journalen.

Das Sparsystem der Kompagnie in Bezug auf die Armee dauert fort. Ein sogenanntes Sanitarium zu Landor war bestimmt für den Aufenthalt von Soldaten, die sich durch die Strapazen in dem ungesunden Klima der Niederungen Krankheiten zugezogen hatten; sie sollten an diesem Orte, wo man eine reine Bergluft einathmet, einige Zeit bleiben und wieder Kräfte sammeln. Jetzt ist diese Anstalt aufgehoben; der Mirut Observer klagt, die reine Bergluft scheine bloß von Vornehmen und Hochadeligen eingeathmet werden zu dürfen, nicht aber von den durch anstrengenden Dienst und durch das ungesunde Klima hart mitgenommenen Soldaten.

*

Die India Gazette vom 14 November 1834 erzählt nachstehenden merkwürdigen Fall zum Beweise, was sich indische Beamte manchmal erlauben. Bisher war es Sitte, daß wenn ein Stück Land wegen rückständiger Steuern verkauft wurde, der Meistbietende 15 Prozent des Werths niederlegte als Garantie. Kürzlich sollte eine Zeminderie, welche 2 Laks Rupien werth war, im Aufstreiche verkauft werden. Ein reicher Mann bot 2 Laks, und wollte die nöthigen 30,000 Rupien in Kompagniepapieren anlegen. Der Beamte aber berief sich auf einen angeblichen Regierungsbefehl, nur baar Geld anzunehmen. Die Kompagniepapiere wurden nicht angenommen, das Gut nochmals zum Verkaufe ausgeboten, und da keiner so viel baares Geld aufbringen konnte, so kaufte der Steuereinnehmer das Gut für Rechnung der Regierung um — Eine Rupie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

№ 180. 29 Junius 1835.

Neue französische Literatur.

Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un Voyage en Orient (1832 — 1833) ou notes d'un voyageur 4 Vol. 8°. par Alphonse de Lamartine.

Es gibt Namen, welche mit Gold aufgewägt werden. Es ist dieß Gerechtigkeit, wo es Folge des Verdienstes ist; es ist ein zu bedauernder Mißbrauch, wo ein früheres Verdienst dem Namen allein, auch da wo er entblößt erscheint, zum Deckmantel dient.

Herr von Lamartine hat eine Reise nach dem Orient gemacht. Nach einer Abwesenheit von 16 Monaten, binnen welcher er Griechenland, die Türkei, Syrien, Arabien und einige andere Länder durchreist hat, kehrt er mit einem Werke von vier Oktavbänden zurück, welche jetzt dem Publikum vorliegen. Ich war nie ächter Deutscher genug, um zu begreifen, wie man über irgend ein Ding vier Oktavbände schreiben kann, und von unsern leichtfüßigen Nachbarn wunderte mich eine solche Geduld in noch höherem Grade. Als ich die Anzeige dieser Oktavbände, als Ergebniß einer so kurzen und so flüchtigen Reise, las, war meine Erwartung nicht hoch gespannt, und die Wirklichkeit hat gezeigt, daß ich Recht hatte. Ein hiesiges Monatsblatt sagt von diesen vier Bänden, sie seyen der Commentar zu einem Buche, was nicht bestehe, der Eingang zu einem Tempel, welcher nicht erbaut worden.

So sehr Herr von Lamartine seinem Werke den Anschein einer flüchtigen Arbeit, eines Tagebuches augenblicklicher Eindrücke und Anregungen geben will, so läßt doch der Inhalt desselben keinen Zweifel, daß der Autor von lange her die Veröffentlichung bedacht und für dieselbe gearbeitet hat. Und hierin liegt ein Grund mehr, warum die Kritik mit Strenge dieses Buch eines ausgezeichneten Talentes beurtheilen will und muß. Hätte Herr von Lamartine als Dichter, was er in so hohem Grade ist, den Orient und seine Wanderung dahin besungen, so würde dieses Gedicht als die Hauptsache, und ohne Zweifel in vollendeter Form erschienen seyn. Dann hätte der Dichter Noten zum Text, und Noten zu den Noten beifügen können, man würde sie mit Interesse und Nachsicht gelesen haben. So aber hat Lamartine vorgezogen, eine Reisebeschreibung mit Urtheilen eines Denkers, eines Philosophen, eines Politikers, eines Geographen, Historikers, Künstlers und Dichters herauszugeben, über eine Masse Länder, die er nur im Fluge beschauen konnte. Diese Wahl stand ihm frei, mit der Wahl war die Folge nothwendig. Sein Werk, heute, wird als eine Abhandlung ex professo über alle diese Gegenstände und Länder beurtheilt, und als solches wird es mangelhaft, oberflächlich, unzusammenhängend, oft leichtfertig und widersprechend gefunden.

Daß Herr von Lamartine in einer Vorrede sich dieß Alles gewissermaßen selbst sagt, und sein Werk ohne Belang erklärt, ändert an der Sache nichts; das Publikum glaubt wenig an die Aufrichtigkeit solcher Bescheidenheitsformeln, die man gar wohl für derbe Eigenliebe nehmen könnte. Was soll das Wort gegen die That? was bedeutet die Versicherung, daß Lamartine sein Werk gering ansehe, gegen die Thatsache seiner Bekanntmachung, wahre contradictio in adjecto?

Die Sonderbarkeit der menschlichen Natur und unsrer verderblichen Eitelkeit ist auch hier wieder zu Tage gebrochen. Lamartine ist ein großer Dichter, wer hat ihn verhindert, Jerusalem, den Libanon und die Acropolis zu besingen? — Er hat vorgezogen, oberflächlicher Reisebeschreiber und alltäglicher Politiker zu seyn, der Lorbeer seiner Meditations poëtiques, seiner Harmonies war ihm ungenügend, er steht auf dem Punkte, sich Vergessenheit auf das Haupt zu streuen.

Wenn Lamartine mit seinem neuen Werke wenig neuen Ruhm ernten wird, so ist ihm der reine Geldgewinn um so gewisser. Man sagt, er habe bei Gelegenheit dieser Reisebeschreibung die neue Auflage seiner Werke für 100,000 Franks verkauft. Ein eigener Vorfall bezeichnete die Erscheinung der Reisebeschreibung. Ehe sie in Paris zum Verkaufe auflag, war sie bereits im Nachdruck in Brüssel ausgeboten. Eine solche Industriefertigkeit muß man wenigstens bewundern, wenn auch nicht nachahmen. Der Pariser Verleger erklärte zwar, die Brüsseler Ausgabe sey eine Verfälschung, und der Originalausgabe nicht ähnlich, welche leztere von dem Autor selbst berichtigt und zum Drucke genehmigt worden sey. Indessen, dieß ist nicht so wörtlich zu nehmen. Unrichtigkeiten? wohl, die werden in der Brüsseler Ausgabe nicht fehlen; im Uebrigen aber ist es die pariser Edition, deren Aushängebogen von irgend einem Setzer in der Druckerei gestohlen, und je einer um den andern nach Brüssel geschickt worden sind. Dieß muß dem Verleger einen namhaften Schaden bringen.

Indessen, Herr Gosselin ist ein gewandter Mann, und hat dem guten Publikum lange genug weißes Papier statt Bücher verkauft; ihn ruinirt so leicht ein kleiner Diebstahl nicht. Zudem hat er ganz neuerlichst das Ehrenkreuz erhalten, und mag denken, daß ein so großes Glück durch irgend einen Unfall ähnlicher oder verwandter Natur erkauft werden müsse.

Die Ströme der Erde.

Afrika.

(Fortsetzung.)

Troß aller fast fabelhaften Anstrengungen verschiedener Reisenden sind wir noch immer über das Innere des Hochsudans, auf dem so viele und zum Theil so bedeutende Flüsse entspringen, sehr unvollkommen unterrichtet. Seine Gebirge bilden ein unregelmäßiges Parallelogramm, das, wie es scheint gegen Norden und Westen in mehreren Terrassen, gegen Süden nur in einer bedeutenden und ziemlich steilen Senkung des Bodens abfällt. In das Innere dieses Hochlands ist noch kein Europäer eingedrungen, *) und über die Quellen des Gambia, Senegal und des Niger selbst wissen wir noch nichts Gewisses, doch läßt sich annehmen, daß Mollien und Laing die Quellen des letztern etwas zu weit westlich versetzten; **) ist aber ihre Vermuthung richtig, so hat der Niger einen ungewöhnlich langen Oberlauf, indem er 150 bis 180 geogr. Meilen weit im Gebirgslande strömt. Park und Rennell setzen sie um wenigstens vier Grade weiter nach Osten, was eine ganz andere Configuration des Bodens voraussetzt. Mollien nimmt auch die Quellen des Gambia und Senegal in derselben Richtung an wie die des Niger und läßt sie anfangs sämmtlich gegen Nordost strömen; Mollien und Laing gehen offenbar von der Idee aus, das nur wenige Grade von der Siera Leone Küste entlegene Gebirg sey der Hauptstock, das Land öffne sich gegen Nordosten und der Senegal und Gambia würden durch Vormassen gegen Westen gedrängt, während der Niger gegen Nordosten sich Bahn breche. Ueber die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Ansicht können wir natürlich nicht absprechen, und bemerken bloß, daß Park die Quellen des Senegal wie des Niger viel weiter östlich setzt, wonach mehr ein Streichen der Querketten des Gebirgs gegen Nordwesten als gegen Nordosten anzunehmen wäre.

Der Senegal besteht aus drei Hauptströmen, dem reißenden Kokora, dem Ba-Fing oder eigentlichen Senegal und dem Faleme. Der östlichste, der Kokora, d. h. der Strom der Gefahr, besteht selbst wieder aus drei Strömen, dem Ba-Wulli, Kokora und Wonda; zur Regenzeit schwillt er furchtbar, um 20′ Höhe, an, und es ist sehr gefährlich, ihn zu passiren, woher auch sein Name. Der Lauf des Kokora ist fast ganz westlich, in einem Längenthal, und er durchbricht mit dem nordwärts fließenden Ba-Fing verbunden das Gebirge in den Katarakten von Govima und Feluh, von denen zwei gegen 80 Fuß Höhe haben sollen. Von dem Feluhkatarakt an fließt er klar und seicht, aber in ungeheuren Krümmungen, so daß sein Lauf statt 90 bis 100 Meilen über 160 beträgt. Das Gefälle des Stroms ist dabei höchst unbedeutend, und der Strom ergießt bei der Ueberschwemmung einen Theil seines Wassers in die Seen Podor und Paniefoula. Wie fast alle diese afrikanischen Küstenstriche ist auch dieser ungemein ungesund, wiewohl sehr fruchtbar. Von Norden her hat der Strom keine Zuflüsse, denn die Sandwüste reicht von der Einmündung des Faleme an fast bis an seine Ufer heran. Ein großer Theil der jetzt trockenen Meeresküste ist Sand, welcher durch die heftige Meeresströmung, welche auch eine für Schiffe gefährliche Barre an der Mündung aufwarf, allmählich hereingetrieben wurde. Vielleicht hat auch dieß Andringen des Sandes von Nordwesten her den Lauf des Flusses allmählich gegen Süden getrieben. *)

Der Gambiafluß entspringt einigen brieflichen Angaben Mungo Parks zufolge gewiß nicht so tief im Lande, als man gewöhnlich annimmt; er durchströmt dann die Fulahterrasse, worauf er das Gebirge durchbricht und in die Ebene tritt. Die Schilderung des Senegal paßt eigentlich, nur in vermindertem Maßstabe, ganz auf ihn, wie auch auf den Rio Grande und die andern noch kürzeren Flüsse dieser Küste. Alle Versuche der Europäer, die bis an die Katarakten so leichte Schifffahrt weiter hinauf fortzusetzen, sind durchaus gescheitert. Die Fluth des Meeres dringt weit in das tiefliegende Land hinein, aber in der Regenzeit ist es wegen des ungeheuren Gegendrucks der Wassermasse unmöglich den Gambia weit hinauf zu befahren.

Kein Fluß in der Welt hat die Aufmerksamkeit der Europäer so lange rege gehalten, und keiner hat, bis er erforscht wurde, so viele Menschenleben gekostet, als der Niger. **) Wir können hier unmöglich auf die für die Entwicklung unserer geographischen Kenntnisse von Afrika höchst interessante Darstellung der Geschichte ***) seiner Entdeckung eingehen, sondern erwähnen hier nur, daß der Stand unserer Kenntnisse vom Sudan noch vor zwölf Jahren für die Annahme einer Verbindung zwischen Niger und Nil sprach; erst als Denhams und Clappertons erste Reise bekannt wurde, ward diese Meinung erschüttert. Man wußte nämlich von Mungo Park, der den Strom zuerst wieder

*) Wenigstens nicht so weit, um über die Richtung der Querzüge des Gebirges und das Quellland der Flüsse bestimmte Angaben machen zu können.

**) Wenigstens Mollien; Laing scheint bloß die Quellen des Niger mehr südlich als Mungo Park setzen zu wollen. Könnte man sich auf Jomards Karte zu Caillie's Reise verlassen, so würde diese Annahme freilich bestätigt, allein sie ist nach Mollien's Ansichten bearbeitet, und setzt überdieß einerseits Timbuktu zu weit westlich, um vier Grade westlicher als Rennell, und wahrscheinlich Dschenne zu weit südöstlich, so daß der Niger statt ostnordöstlich fast ganz nördlich fließt, was entschieden falsch ist.

*) Die ganze Westküste von Afrika wird hier durch das Hereinwerfen des Meeressands fortwährend vergrößert und rückt in das atlantische Meer vor; mehrere Flüsse in Marokko, der Tensift, Beregreb, Mediah u. dergl. sind bereits durch den Sand verstopft worden, und münden sich nicht mehr ins Meer aus.

**) Oder Quorra, wie er in seinem untern Laufe heißt.

***) Die Redaktion findet sich vielleicht bald in den Stand gesetzt, die Karte des Nigerlaufs nach Lieutenant Allen mitzutheilen, und dieser soll dann eine kurze, aber möglichst vollständige Geschichte seiner Entdeckung begleiten, die durch die wunderlichen Irrthümer, auf welche man in derselben stößt, oft eben so interessant wird, als durch die mit so viel Eifer erforschte Wahrheit.

aufgefunden, daß derselbe, so weit er ihn kannte, von Westen nach Osten floß; man wußte ferner durch Hornemann, der es von reisenden Handelsleuten erfahren, daß ein großer Fluß sich von Westen her in den See Tschad einmünde, und ein Ausfluß dieses Sees weiter gegen Osten fließe. Vorschnell verband man diese letzte Nachricht mit der ersten, und hielt nun die Verbindung des Niger und Nil für eine fast ausgemachte Sache. Da kam die Reise Denhams und Clappertons im Jahre 1822. Diese zogen von Fezzan aus gerade durch die Wüste, und gelangten so an den See Tschad; als sie das westliche Ufer desselben verfolgten, kamen sie an den sich von Westen her einmündenden Fluß, der Yeu genannt wurde, aber nur 50 Yards oder etwa 150' breit war; das konnte der Dscholi-ba, der große Strom, nicht seyn. Denham begleitete sodann seine arabischen Freunde auf einem Raubzug gegen die heidnischen Negerdörfer im Süden, und kam nach langem berganführenden Marsche nach Mandara, einem kleinen in einer anmuthigen Ebene liegenden Fürstenthum; gegen Süden erhoben sich Berge, anfangs von mäßiger Höhe, aber in der Ferne erschienen immer höhere Spitzen, die eine Reihe scharfer Zacken bildeten, und Denham erfuhr, daß man, um das Gebirge in seiner Breite zu übersteigen, zwei Monate brauche, worauf es in noch höhere Gipfel ansteige. *) Mit dieser Nachricht war, sobald man die Breite der Gegend, — Denham war nämlich bis etwa 9° N. B. eingedrungen, — mit der, unter welcher man den Niger gefunden, verglich, der Meinung, daß Niger und Nil mit einander in Verbindung stünden, der Stab gebrochen, denn man hatte das Land von Norden gegen Süden durchzogen, keinen so großen Fluß gefunden, und stand jetzt vor Gebirgen, die man allen Umständen nach als den Nordabfall des südlichen afrikanischen Hochlands betrachten mußte.

Dieß war auch Clappertons Meinung, als er seine zweite Reise in Begleitung Richard Landers antrat. Zwar war es ihm nicht vergönnt, das Problem selbst zu lösen, allein, daß er dieser Ansicht war, geht aus Landers Entschluß hervor, der, nachdem er seinen Herrn in Sakkatu zur Erde bestattet, zuerst ostwärts zurück nach Kano ging, und dann südwestlich nach Fundah gehen wollte, überzeugt, daß dort das Problem sich lösen müsse. Immer noch war man nämlich aus altem Respekt für die hergebrachte Meinung, daß der Niger in den See Tschad falle, über Einen Punkt im Zweifel. Denham hatte den Shary aufgefunden, der sich von Süden her in den See Tschad mündet, und Lander erfuhr auf dem Wege nach Fundah, daß nur in geringer Entfernung gegen Südosten die Stadt Jacowa liege, in deren Nähe der Shary ohne Unterbrechung seinen Lauf gegen Osten zum See Tschad nehme. Dort in Fundah mußte es sich also entscheiden, ob Niger und Shary ein Fluß seyen, oder ob sich hier eine Wasserscheide finde. Leider kam er, durch unvorhergesehene Hindernisse aufgehalten, nicht nach Fundah, sondern mußte auf einem andern Wege umkehren.

Indeß stand seine Ueberzeugung fest, daß auf jenem Punkte die Entscheidung sich ergeben müsse, und als er durch Unterstützung der englischen Regierung seine zweite Reise antrat, so ging er von Kap Coast Castle das Land aufwärts nach Dschenne, von da aber statt den bereits bekannten Lauf des Niger gegen Tombuktu zu verfolgen, südöstlich nach Yauri, wo er sich auf dem Niger einschiffte und wie bekannt, seine Fahrt glücklich vollendete. Der Strom floß anfänglich noch in südöstlicher, bald aber in südwestlicher Richtung, und Lander scheint überhaupt an seinem Ausfluß in die Bai von Benin nie gezweifelt zu haben. Die bedeutendsten Flüsse, die sich während seiner Fahrt von Osten her einmündeten, waren der Cudunia und der Tschadda, welcher letztere seitdem *) auf eine ziemliche Strecke hinauf befahren wurde. Daß aber dieser Tschadda-Fluß mit dem Tschad-See zusammenhange, dazu ist, seit man den Lauf des Shary so ziemlich kennt, auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit vorhanden. Ob aber der Tschad-See mit dem westlichsten Arm des Nil, dem Bahr el Ablad zusammenhange, ist noch nicht ausgemacht, aber gleichfalls sehr unwahrscheinlich.

(Schluß folgt.)

*) Als er tiefer ins Land zog, fand er den Paß Horza von 2000 Fuß hohen Felsen eingeschlossen.

*) Siehe Oldfields Reise, Ausland v. d. J. Nr. 81.

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

1. Pattie's Reisen von 1824 bis 1830.

(Schluß.)

Alle Missionen sind ins Viereck gebaut, mit einem Platz in der Mitte, an dessen einer Ecke die Kirche steht. St. Katharina liegt in einem schönen Thale und hat eine Bevölkerung von 500 Indianern.

St. Sebastian ist zwei Tagereisen davon entfernt, und liegt gegen Südwesten im Gebirge am Meer; diese Mission zählt 600 Einwohner. Fünf und zwanzig Meilen weiter kommt man nach St. Thomas, mit 1000 Indianern, schönen Obstanlagen und Weingärten. Sankt Michael, mit 1200 Einwohnern, liegt am Meer, und zwischen diesen letztern beiden Orten befindet sich der Hafen von Todos Santos. Sankt Michael hat 20,000 Stück Hornvieh und 3000 Stück Pferde und Maulthiere.

Auf einer Ebene an der Küste hingehend, wo man Ranchos oder Meiereien von 30.000 Schafen findet, kommt man nach St. Diego, das von St. Katharina 100 Stunden entfernt liegt.

Pattie der Vater starb im Gefängnisse; der Sohn, nachdem er als Dolmetscher für das Schiff Franklin von Boston, das der Gouverneur wegnehmen wollte, Anstellung gefunden hatte, wurde bald auf sein Ehrenwort freigelassen. Sechs von den Trapers schickte man mit Bedeckung an den Rio Gila, um das eingegrabene Pelzwerk zu holen; man kam aber zu spät, es war durch Ueberschwemmung bereits verdorben worden; Pattie und ein Anderer blieben als Geiseln zurück. Zwei von den Trapers waren auf dem Wege nach Neumexico entwichen, die übrigen sechs kehrten nach Californien zurück. Inzwischen brachen die Blattern in den Missionen aus und rafften viele Menschen weg; Pattie, der zufällig Impfstoff besaß, erhielt den Befehl die Garnison und die Missionen zu impfen. Im Jahre 1829 impfte er zuvörderst 1000 Personen zu San Diego und besuchte dann die nördlichen Missionen. San Luiz, die größte von allen, zählt 3904 Indianer, und man verzehrt dort jede Woche 50 Ochsen. Diese Indianer gehören zu fünf durch ihre Sprache verschiedenen Stämmen, und wurden mit Gewalt aus den Gebirgen geholt.

Johann Baptist hat eine Bevölkerung von 600 Seelen; die Gebirge reichen dort bis an die Küste.

Worte: das Delta ist ein Geschenk des Nils, läßt sich im Grunde auf das ganze Nilthal ausdehnen, das, von Assuan bis Kairo im Durchschnitt etwa drei Meilen breit, seine ganze Fruchtbarkeit nur dem Strome verdankt, und mit jedem Jahre eine neue Bodenschichte aus dem Niederschlag des Wassers ansetzt. Diese Erhöhung des Bodens geht so progressiv und regelrichtig fort, daß man sie nach sichern Daten auf 0,126 Meters oder etwa $^{3}/_{8}$ Fuß in 100 Jahren berechnete. Rüppel fand bei Fayum am Rande eines ausgetrockneten Kanals horizontale Lager von Nilschlamm bis zu einer Höhe von 60 Fuß. Mag nun auch an einem solchen Orte durch zufällige Umstände die Anhäufung stärker seyn als auf der Gesammtoberfläche, so geht doch immer daraus hervor, daß die obige Behauptung keineswegs eitel ist. Dieses wird noch deutlicher, wenn man die bei der alten Weltstadt Theben angestellten Nachforschungen in Betracht zieht. Alle altägyptischen Dörfer und Städte wurden auf künstlichen Schutt-Terrassen erbaut; diese fand man bei Theben 18 Fuß tief, wo sie dann erst auf horizontalem Nilschlammboden auflag, der in unbestimmbare Tiefe hinabreicht. Dieß ist also der Urhorizont des Nilthals, als Theben noch nicht erbaut war. Seit der ersten Grundanlage der Stadt auf dieser künstlichen Terrasse hat sich also das Nilthal um 6 Metres gehoben; berechnet man nach der oben angegebenen Säkularerhöhung des Bodens die Zeit, welche seitdem verflossen seyn muß, so ergeben sich 4760 Jahre oder beinahe 3000 Jahre v. Ch. G. als der ungefähre Zeitpunkt der Erbauung Thebens. Erwägt man nun, daß Theben nicht die älteste Hauptstadt*) Aegyptens war, sondern Elephantine, wo noch ein Nilmesser steht, so läßt sich ein Schluß machen auf das ungemein hohe Alter ägyptischer Kultur.

Bei diesem bedeutenden Antheil, den der Nil an der Bildung des ganzen Thals gehabt hat, läßt sich leicht abnehmen, daß namentlich in dem untern Theile desselben im Laufe der Zeit sehr bedeutende Veränderungen vorgegangen seyn müssen. Man kann sich das ganze Delta von Alexandria an bis Memphis hinauf als einen ehmaligen Meerbusen denken, denn da wir noch bis auf die neuste Zeit die Küste vorrücken sehen, so können wir diese einfache und naturgemäße, auf Tradition gegründete Annahme nicht wohl bezweifeln. Die Spitze des Delta befand sich indeß nicht immer an demselben Punkte: zu Herodots Zeit war sie bei Memphis, jetzt unterhalb Kairo, welche Stadt eine gute Strecke unterhalb des alten Memphis angelegt wurde. Diese Erscheinung läßt sich leicht erklären. Als der Nil sich noch ungetheilt ins Meer ergoß, bildete sich vor seiner Mündung eine Sandbank, die sich allmählich zur Insel erhöhte und der Anfang des Delta wurde. Anfangs traf sie der Fluß mit geringer Heftigkeit, da er sich an der Mündung sogleich in dem ihn aufnehmenden Meere verbreitete. Sobald sich aber die Insel vergrößerte, und wirkliche Flußbetten sie einzuschließen anfingen, da begann auch der gerade auf ihre Spitze stoßende und dadurch in seinem weitern Fortfließen gehinderte Strom an dieser Spitze zu nagen, namentlich als die Insel, die sonst noch einen mittlern Arm durch sich hindurchließ, also eigentlich zwei Inseln bildete, zu einer einzigen zusammenwuchs, indem der mittlere Arm sein Bett mit Sand und Schlamm erfüllt hatte, und kein Wasser mehr aufnahm. So rückt die Spitze und mit ihr die Trennung der Nilarme allmählich gegen Norden vor.

Aus dieser Andeutung geht klar hervor, weßhalb das Nilthal sich oberhalb der Deltaspitze immer mehr verengern muß, wo keine Flußarme sich mehr ausbreiten, da greift der Sand der libyschen Wüste um sich, verengert das fruchtbare Thal, und treibt zugleich den Nil gegen Osten. Das Thal der Verirrung und der Wadi Tumilat auf der Ostseite, der Bahr Bila Ma (Fluß ohne Wasser), und das Thal der Natronseen auf der Ostseite, sind bekannt: zu derselben Kategorie läßt sich auch der Distrikt von Fayum rechnen, ein Wort, das im Aegyptischen Fluß bedeuten soll. Es kann kein Zweifel seyn, daß alle diese einst Nilwasser ins Meer führten, und theils durch das Fortschreiten des Delta, theils durch das Andringen des Sandes geschlossen wurden. Mehrere Reisende, welche die Lage des Distrikts Fayum genau untersuchten, haben ihre Meinung dahin geäußert, daß der See von Fayum, Birket Kerun, in welchem man wohl mit dem meisten Grunde den alten See Möris zu suchen hat, nicht ein erst durch Kunst geschaffenes Wasserbecken ist, sondern entweder der Ueberrest eines alten, durch die Deltabildung geschlossenen Meerbusens oder wenigstens ein Theil eines alten natürlichen Arms des Nils. Ein solcher Arm scheint die erste natürliche Grundlage des Kanals von Fayum gewesen und zu diesem ausgearbeitet worden zu seyn. Diese Annahme wird auch durch die Sage unterstützt, die Provinz sey vor Joseph, Jakobs Sohn, ein großes Binnenmeer gewesen, das sein Wasser vom Nil erhielt, Joseph habe einen Damm im Nilthale bauen lassen, um das Wasser vom Einstürzen in diese Provinz abzuhalten; seitdem sey das Wasser in das Meer abgelaufen, das große Becken der Provinz schnell trocken gelegt und in einen fruchtbaren Garten verwandelt worden. Der noch zurückbleibende Wasservorrath sammelte sich sodann nordwärts im heutigen Birket el Kerun, und südwärts im Birket Garak, die beide allmählich durch Verdünstung abnehmen. Dadurch würde sich auch die beträchtliche Verkleinerung des ehemals so ausgedehnten Sees Möris erklären. Auch in den Bahr Bila Ma strömt noch heutzutage Wasser während der Ueberschwemmung, aber sein Ausgang gegen Norden ist versperrt.

Auf der Ostseite haben neuere Untersuchungen es wahrscheinlich gemacht, daß einst das Thal der Verirrung ein Ausfluß ins rothe Meer gewesen, wenn gleich jetzt durch Anhäufung von Sand und Schlamm der Boden in der Mitte zwischen dem Meere und Fluß erhöht ist. Gewisser ist es mit dem Wadi Tumilat, dem Kanal der Pharaonen. Einst muß ein Arm des Nils sich gegen Osten gewendet und durch den tiefsten Einschnitt des Landes, den Wadi Tumilat, sich ins rothe Meer ausgemündet haben. Dieser natürliche Kanal wurde von einem altägyptischen Könige durch Kunst zu einem regelmäßigen Kanal umgeschaffen, von den Perserkönigen und den Ptolomäern vervollkommt, und gegen das Eindringen der hohen Fluth des rothen Meeres ge-

*) Später unter der glänzenden Periode der Sesostriden, vor denen das Delta noch Marschland war, ward Memphis an der Stromscheide die Hauptstadt, noch später unter Psammetich Sais, wodurch im Delta die höchste Kultur durch vervollständigten Kanalbau hervorgerufen ward.

schützt. Noch jetzt tritt in der Zeit der Ueberschwemmung das Wasser, aber nicht mehr von Bubastis her, sondern von Kairo über Belbeis, in die Vertiefung des Wadi Tumilat, und gelangt bis in die Mitte der Landenge, wo die Ueberbleibsel des alten Kanals noch an mehrern Stellen sichtbar sind. Mit dem Thale dieses Wadi geht indeß eine fortdauernde Veränderung vor, indem hier auf der Ostseite die Sanddünen von Süden gegen Norden vorrücken und dasselbe immer mehr verengern.

Ueberblickt man die sieben alten von Herodot aufgezählten Nilmündungen, so zeigt sich die Verengerung des Stromthals auch hier. Die östlichste vormalige pelusische Mündung ist versandet, so wie beinahe auch der ganze zu ihm führende Arm; der mendesische oder tanitische Arm ist verschwunden, der See Menzaleh wird immer mehr ausgefüllt, obwohl die alten Kanalbetten auch jetzt noch größere Tiefen zeigen. Der bukolitische oder phatnitische Arm, einst ein künstlicher Kanal, ist zum Hauptarm geworden, und setzt so viel Land an, daß Damiette, das noch im J. 1243 am Meere lag, jetzt eine Meile davon entfernt ist. Ein gleicher Fall ist es mit der bolbinitischen Mündung, wo auch die Stadt Rosette jetzt fern vom Meere liegt. Die dazwischen liegende sebennytische Mündung mit dem See Burlos ist gleichfalls sehr verändert, denn keine Beschreibung der Alten will darauf passen. Größer noch müssen die Veränderungen am kanopischen Arme seyn, dem das Wasser durch den bolbinitischen entzogen wurde, so daß er jetzt nur noch bei hohem Stande des Nils welches hat. Foah lag im Anfang des 15ten Jahrhunderts an der Mündung, jetzt eine Meile davon im Lande. Zu Skylax Zeit war Kanopus eine öde Felseninsel, die der von Strom und Meere zusammengeführte Bodensatz mit dem festen Lande verbunden hat; eben so war Pharos in alter Zeit eine Insel. Auch der Mareotis ist verschlämmt, und erst in neuerer Zeit durch den Kanal Mahmudieh eine neue Leitung des Nilwassers gegen Alexandrien hin veranstaltet werden.

So rückt der Strom selbst das Land immer mehr vor in die See hinein, während seine höher hinaufgelegenen Ufer versanden: das ist das Schicksal des Stromlandes seit manchem Jahrtausend gewesen. Ueberblickt man den ganzen Stromlauf, so kann man sich unmöglich der Vermuthung erwehren, daß einst der ganze Oasenzug, der dem linken Nilufer folgt, mit dem Strom in Verbindung gestanden sey. In dem Maße, als der Strom nordwärts Land ansetzte, verengerte sich sein oberes Thal, nur einzelne, durch Quellen begünstigte Punkte blieben als Oasen im Sandmeere zurück, welches die Verbindung zwischen ihnen und dem Stromthal abschnitt. So wird auch der Distrikt von Fayum einst zur Oase werden. Nur die von Klugheit geleitete fleißige Hand des Menschen könnte nicht nur diesen für das schöne Nilthal erhalten, sondern ganze Königreiche über das Sandmeer erobern.

Wir haben so viel wie möglich vermieden, bei dieser Schilderung von den Arbeiten der Menschen zu reden, um die regelmäßige Ueberschwemmung des Nils, welche um die Herbst-Tagundnachtgleiche ihren Hochpunkt erreicht, möglichst zu benutzen. Diese Schilderung, wenn sie historisch seyn sollte, würde Bände füllen. Napoleon macht in seinen Memoiren hierüber die kurze Bemerkung: „unterhielte man am Nil keine Kanäle, so wäre sein Lauf reißender, seine Ueberschwemmung würde sich minder weit ausdehnen, eine größere Wassermasse ins Meer gelangen, und das angebaute Land sehr vermindert werden. Werden aber die Kanäle geschickt angelegt und wohl unterhalten, so verliert sich weniger Wasser in die See, mehr Land wird befruchtet und der Anbau erweitert sich. Es gibt deßhalb kein Land, wo die Regierung mehr Einfluß auf den Ackerbau und somit auf die Bevölkerung hätte." Mißt man die verschiedenen Regierungen seit Menes und Sesostris nach diesem Maße, welch ein Unterschied! damals enthielt Aegypten 12 bis 15 Millionen Menschen, am Ende des vorigen Jahrhunderts nur $2^1/_2$, und jetzt unter Mehemed Alis eisernem Scepter, der den Segenspender *) selbst zum Fluch macht, gewiß nicht mehr als 2 Millionen. Welche lehrreiche, aber auch welche traurige Geschichte:

'T were long to tell and sad to trace,
Each step from splendour to disgrace.

*) Mobarek, oder auch Elfayd, der Ueberfluß, nennen die jetzigen arabischen Anwohner den Nil.

Die Chapelgorris.

Die Provinz Guipuzcoa hat ein vollständiges Bataillon Chapelgorris, 900 bis 1000 Mann stark und in mehrere Detaschements abgetheilt. Diese Chapelgorris sind ganz eigene, originelle Menschen, deren charakteristische Physiognomie allerdings eine Beschreibung verdient. Es sind Soldaten von erprobtem Muthe, die vor keiner Gefahr zurückschrecken. Will man von St. Sebastian aus eine Depesche nach Pamplona, Elisondo oder irgend einen andern 10 bis 12 spanische Meilen entfernten Ort senden, so ist ein Chapelgorri mit Freuden bereit für eine Belohnung von einer halben Unze die Besorgung während der Nacht zu übernehmen, und am andern Tage früh Morgens im Augenblicke, wo die Thore geöffnet werden, Antwort zu bringen. Ganz allein geht er ab, um den gefährlichen Auftrag zu vollziehen, und noch dazu in die auffallende Tracht seines Korps gekleidet, die in einem Chapel gorri (was im biscayschen eine große Mütze von rothem Tuche bezeichnet), einem grauen Oberrocke ohne Weste, einem rothen oder blauen Pantalon und einem wie einen Franziskanerstrick um den Leib gewundenen Gürtel besteht, in welchem 8 bis 10 Packete Patronen stecken. An seiner Seite hängt ein Bajonnet, oft ohne Scheide, auf der Schulter trägt er eine gute Flinte und an den Füßen Schuhe ohne Strümpfe, einige auch wohl Alpargatas (eine Art Fußbekleidung aus Hanf). Die Gebirge übersteigt er mit der Leichtigkeit einer Gemse, und auf der Heerstraße folgt er ohne Mühe einem trottirenden Pferde.

Die Chapelgorris sind starke Esser und Trinker, die auf alles Eßbare, was sie auf ihrem Wege in den Häusern der Faktiosen, das heißt fast aller Bauern, finden, die Hand legen. Sie greifen wie die Löwen an, und würden sich, wenn die Anführer der Kolonnen, bei denen sie eingetheilt sind, ihren Muth nicht zügelten, gerade in die feindlichen Bajonnette stürzen. Sie sind gewöhnlich bei der Avantgarde und auf den Flanken der Kolonnen eingetheilt. Die Linientruppen sind ihnen sehr zugethan, und theilen gern Lager und Kost mit ihnen. Unter sich sind sie durch das Band der innigsten Bruderliebe verbunden; sie erhalten 6 Realen (ungefähr 40 Kreuzer) des Tages, wofür sie sich aber mit Allem versorgen müssen. Pardon geben und nehmen sie nicht, und ein von ihnen gefangener Insurgent ist ein Kind des Todes. Der liberalen Sache hängen sie, ohne recht zu wissen warum, gleichsam aus Instinkt, aber mit einer Innigkeit an, daß alles Gold der Welt sie nicht vermögen könnte zu den Faktiosen überzugehen oder ihre Partei zu verrathen. Sie sind der Schrecken des Landvolks und besonders der Geistlichen, die ihre Ankunft niemals abwarten. Die Chapelgorris besuchen indeß dennoch ihre Häuser, und nehmen alles Eßbare mit, was sich nur immer vor-

findet; alles übrige Ungemach einer solchen Visite haben dann die armen Haushälterinnen zu erdulden.

Höchst auffallend ist es, daß die Familien dieser Chapelgorris, die in ihren Dörfern daheim bleiben, von den Faktiosen geachtet werden, und daß man kein Beispiel einer gegen sie verübten Gewaltthätigkeit kennt. Durch gegenseitige Uebereinkunft sind die Familien beider Parteien geschützt, und man kennt mehrere, von denen der eine Bruder Chapelgorri ist und der andere in den Reihen der Faktiosen ficht, und die dennoch nach der Heimkehr in Friede und Eintracht leben.

Dieses Korps leistet der Sache der Liberalen unschätzbare Dienste; die Chapelgorris kennen das Land und seine Bewohner aus dem Grunde, und jeder, der ihnen begegnet, kann sicher seyn, daß wenigstens einer in der Truppe sich befindet, der Auskunft über ihn zu geben im Stande ist. Auch fallen alle Spione der Faktiosen über kurz oder lang in ihre Hände, während die Linientruppen von den verkleideten Faktiosen und Spionen sehr leicht getäuscht werden. Vor einiger Zeit ereignete es sich, daß ein berauschter Chapelgorri in einer Herberge zwei Stunden von St. Sebastian eingeschlafen war, während seine Kameraden ihren Weg fortsetzten, ohne den Fehlenden zu vermissen. Bald darauf traten vier Faktiosen in die Herberge, die neben der Kammer, in welcher der Chapelgorri, die Mütze über die Augen gezogen und den Gürtel bei Seite gelegt, auf dem Bette lag, zu essen verlangten. Der Wirth, welcher wohl wußte, daß ihm das Haus unfehlbar angezündet werden würde, wenn man einen patriotischen Soldaten darin fände, entdeckte den Karlisten die Gefahr, in der er sich befand; diese versicherten ihn jedoch, daß er nichts zu fürchten habe, und gingen nun alle vier, um den Chapelgorri zu wecken, der sich zu seinem Erstaunen von ganz andern Leuten umgeben sah, als er zu finden erwartet hatte. Er zeigte sich jedoch nichts weniger als verwirrt, und nahm unbedenklich die Einladung der Faktiosen an, ihre Mahlzeit mit ihnen zu verzehren. Alle fünf tranken tüchtig mit einander, und dann forderte der Chapelgorri, ohne die mindeste Furcht zu zeigen, seine Flinte, die ihm auch von den Karlisten sogleich zurückgegeben wurde. Dann trennten sie sich, die Einen um in die Berge zu gehen, und der Andere um seine Kameraden in St. Sebastian einzuholen. Solche Züge sind allerdings geeignet den Fremden in Erstaunen zu setzen.

Chronik der Reisen.

Auszug aus den Reisen Pattie's, Willards und Wyeths nach Neumexico in Californien und Oregon in den Jahren 1824 bis 1833.

3. J. B. Wyeths Reise nach den Oregongebirgen im Jahre 1833.

(Schluß.)

Im Mai 1832 reiste eine Gesellschaft von 25 Abenteurern unter Anführung des Kapitäns Wyeth von Boston ab, um sich in Oregon niederzulassen. Sie schlossen sich am Platte-Flusse 200 Trapers und Jägern, von Sublet geführt, an, die gegen das Gesetz der Vereinigten Staaten auf dem Gebiet der Indianer jagen wollten. Die Reisenden hatten auf ihrem Wege längs des Flusses bis zu seiner Quelle und über die Oregongebirge bis zum Flusse Lewis mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen. An dem letztern Flusse ließ Kapitän Wyeth seinen Bruder mit 15 Personen zurück, die ihre Reise längs des Flusses Oregon fortsetzten, und er selbst kehrte mit Sublet und seinen Gefährten, die auf der Jagd und im Handel mit den Tschopunisch gute Geschäfte machten, denn sie brachten für 80,000 Dollars Pelzwerk mit, wieder um.

Die Reisenden gingen mit 500 Tschopunisch oder Plattköpfen wieder über die Gebirge, um im Osten Büffel zu jagen, begegneten aber 500 Pahkis oder Schwarzfüßlern, mit denen sie einen Kampf zu bestehen hatten, wobei auf beiden Seiten mehrere Menschen blieben.

Kapitän Wyeth kam mit dem Geologen Dr. Ball auf den Niederlassungen der englischen Kompagnie in Nordwesten an, welche Forts, Gärten und andere Anlagen besitzt, obschon das Land zum Gebiet der Vereinigten Staaten gehört. Sie wurden gut aufgenommen und von der Kompagnie angestellt.

Dr. Ball rühmt in seinem Bericht über das Klima und die Geologie des Landes die Milde des erstern und die Fruchtbarkeit des Bodens. Man findet Thermalquellen und Steinkohlen nebst vulkanischen Spuren.

Kapitän Wyeth kam, wie bereits erwähnt, gegen Ende des Jahres 1833 nach Boston, und reiste im Mai 1834, vom Botaniker Professor Nuttall und dem Zoologen Dr. Townsend von Philadelphia begleitet, die 2 bis 3 Jahre in Oregon zu bleiben gedenken, wieder zurück.

Anhang.

Im Jahre 1834 wurde der General Leavenworth mit 700 Dragonern vom Fort Gibson abgeschickt, um das Land zwischen dem Mississippi und den Oregongebirgen zu durchstreifen. Der Zweck der Expedition war, mit allen Horden dieser Gegenden, welche die Karawanen so oft belästigen, Friedensverträge zu schließen und die Gränzen zu sichern. Oeffentliche Blätter haben über diese Expedition, die am rothen Flusse hinaufgehen und im Herbst am Missouri herab wieder zurückkehren *soll*, bereits Folgendes bekannt gemacht:

Das Regiment von 700 Dragonern kam im Fort Gibson am rothen Flusse in einem sehr schlechten Zustande an; Fieber und andere Krankheiten hatten die Hälfte der Mannschaft unfähig gemacht weiter zu marschiren, und General Leavenworth starb.

Nachdem der Befehl dem Obristen Dodge übertragen worden war, ging dieser mit 500 Dragonern und mehrern Indianern ab; der Maler Catlin und der Botaniker Bayrich, ein Preuße, begleiteten ihn, doch wurde der letztere, nebst 50 Dragonern, ein Opfer der Krankheiten.

Man ging am rothen Flusse aufwärts bis zu einem Vorsprunge der Oregongebirge, welche den rothen Fluß und den Washitta scheiden. Die Expedition begegnete den Cumanches, von denen sie in ihre Dörfer und die ihrer Verbündeten geführt wurde, die am rothen Flusse drei Tagereisen weit aus einander liegen.

Ein großes Dorf der Cumanches dieser Gegend heißt Towasch, und dieß ist auch der eigentliche Name des Stammes; es besteht aus 200 Wohnungen und Familien. Ihre nomadischen Verbündeten sind die Hietans oder Kioways, welche nur Ein Volk ausmachen, obschon sie in Büchern und auf Karten, wo sie auch Alietans und Apaches genannt werden, als zwei verschiedene Stämme angegeben sind. Andere Verbündete sind die Panis Picas, deren Dorf 170 Wohnungen und 1700 Einwohner hat. Es liegt am Eingange der Schlucht, durch welche der rothe Fluß aus dem Gebirge tritt. Diese Gebirge von Urformation haben Piks von 2000 Fuß Höhe.

Die Dragoner wurden gut aufgenommen und bewirthet; die Indianer hielten großen Rath und man wechselte gegenseitig einige Gefangene aus. Hierauf begleiteten mehrere Häuptlinge der Panis, Towasch und Kioways den Obrist Dodge nach Fort Gibson, wo ein anderer großer Rath mit den benachbarten Indianern gehalten wurde. Sie weigerten sich jedoch, bis nach Washington zu gehen, und kehrten wieder zurück, von mehrern Pelzhändlern begleitet, die jene neuen Gegenden in ihrem Interesse zu besuchen gedachten.

Diese Stämme waren ihren Nachbarn in den Vereinigten Staaten fast gänzlich unbekannt, und man lebte in Feindschaft mit ihnen. Allem Anschein nach sind die Panis Picas die Panis des rothen Flusses, die man auf allen Karten angegeben findet, und die Pabucas der vormaligen Franzosen von Louisiana, ein Volksstamm, den man gänzlich ausgestorben glaubte. Er ist ein besonderer Zweig der Panis des Nordens, die am Platte-Flusse, und der Ricaras, die am Missouri wohnen; der eigentliche Name aller dieser Panis ist Skéré. Vor Zeiten waren sie in Neumexiko unter dem Namen der Seris und Apaches verbreitet, denn die Apaches und Cumanches sind ebenfalls ein Zweig dieses Volkes, der sich nur durch seine nomadische Lebensart von dem Hauptstamm auszeichnet. Alle sind jetzt beritten, und haben sich durch ihre raschen Ueberfälle und ihre beständigen Kämpfe gegen die Spanier in Neumexico furchtbar gemacht.

Aus der Analogie der Sprache läßt sich erkennen, daß Zweige dieser Panis oder Apaches unter den Patis oder Pekans bis zu den Quellen des Missouri, und unter den Schoschonis im Oregongebirge, so wie unter allen an den Gränzen von Neumexico und Californien wohnenden Völkern zerstreut leben, so daß diese Panis mithin einer der in Nordamerika am weitesten verbreiteten Stämme sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.



